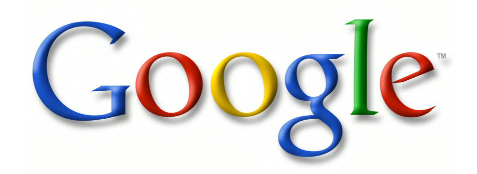




Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine
Encyklopädie
der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von
J. S. Ersch und J. G. Gruber.
Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.
A — G.
Herausgegeben von
J. G. Gruber.
Dreiundfunfzigster Theil.

GALLE — GARET.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.

Wi


BIBLIOTHEK D. MECKLENB. RITTER U. LANDSCHAFT

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Erste Section.

A — G.

Dreiundfunfzigster Theil.

GALLE — GARET.

GALLE.

GALLE. Die chemische Beschaffenheit, die physiologische Bedeutung und die pharmakologische Benutzung dieses Absonderungsproductes der Leber sind einzeln zu besprechen.

Chemismus der Galle.

Die normale menschliche Galle ist eine gelbe oder gelbgrünliche, klare, fadenziehende, beim Schütteln schäumende Flüssigkeit, von schwach alkalischer oder neutraler Reaction, die sich durch einen intensiv bittern Geschmack auszeichnet. Wenigstens die Gallenblasengalle besitzt diesen bittern Geschmack. Weniger bitter ist die Lebergalle, welche man in geringer Menge aus den Gallenkanälen sammeln kann. Bouisson (De la bile, de ses variétés physiologiques, de ses altérations morbides. [Montpellier 1843.] Übersetzt von Platner in Eckstein's Handbibliothek des Auslandes für die organisch-chemische Richtung der Heilkunde VI. 1. Lieferung) fand, daß Thiere, denen man die Nahrung mit Gallengangsgalle vermischt hatte, wenig Abscheu verriethen, während sie das mit Gallenblasengalle vermischte Futter verabscheuten. Die Galle entwickelt einen eigenthümlichen, manchen Personen widerlichen Geruch, der wenigstens beim Erwärmen hervortritt, und sich beim Destilliren nur zum Theil verflüchtigt; denn auch die zur Trockne verdampfte Galle riecht noch. Ihr spec. Gewicht schwankt zwischen 1026 und 1032.

Die normale Galle, wie sie aus den Gallenkanälen in den Lebergang gelangt, zeigt keine wesentlichen Formbestandtheile, auch nicht mit Hilfe des Mikroskops; auch die in der Gallenblase angesammelte Galle ist häufig ganz klar. Indessen bemerkt man in der letztern auch häufig Schleimkörnchen, Epithelialzellen, formlose Farbestoffpartikelchen, Stearinkrystalle.

Die Galle mischt sich mit Wasser und mit Alkohol; Säuren bewirken Niederschläge. Sie gerinnt nicht durch Siedhitze. Sie besteht aus Wasser und einer gewissen Menge anderer Bestandtheile, welche im Allgemeinen darin gelöst sind. Der Wassergehalt der Menschengalle variirt nach verschiedenen Beobachtungen zwischen 91 und 83 Proc. Die Gallengangsgalle ist weniger concentrirt und wird ohne Zweifel verhältnißmäßig mehr Wasser enthalten. Die festen Bestandtheile, deren Menge zwischen 9—17 Proc. variirt, kann man füglich als unwesentliche und wesentliche unterscheiden.

A. Unwesentliche Gallenbestandtheile können jene genannt werden, welche in der Galle, aber auch in andern thierischen Theilen gefunden werden.

a) Gallenschleim gehört nicht der Galle als solcher an, sondern ist ein Absonderungsproduct der Gallenwege, die so reichlich mit Schleimdrüsen versehen sind, und nicht wesentlich verschieden von dem Schleime anderer Organe. Seine Menge in der Galle variirt bedeutend, soll aber im Durchschnitt 4—5 Proc. betragen. Er ist zum Theil gelöst, zum Theil nur suspendirt in der Galle enthalten. Der suspendirte Schleim bedingt die Eigenschaft der Galle, fadenziehend zu fließen. Nach Berzelius kann man diesen Antheil des Gallenschleims durch Seihen abscheiden: er bleibt auf dem Seihetuche zurück, und die geseihete Galle fließt dann nicht mehr fadenziehend, obwol sie noch den gelösten Schleim enthält. Um diesen abzuscheiden, wird die Galle mit einem gleichen Volumen Alkohol von 0,84° vermischt: der Schleim scheidet sich dann aus, ohne Umänderung der Galle und kann abfiltrirt werden. Der gelöste Schleim läßt sich zwar auch durch Zusatz einiger Tropfen einer freien Säure ausfällen; dabei findet jedoch eine Zersetzung der Galle statt. Um übrigens den Schleim rascher aus einer größeren Gallenmenge vollständig auszuscheiden, kann man auch die Galle im Wasserbade bis zur Trockenheit abdampfen und den Rückstand in eine Flasche mit Alkohol bringen: der Alkohol löst die Galle allmälig auf und läßt den Schleim ungelöst zurück.

Die Gegenwart des Schleims veranlaßt übrigens eine fortwährende Metamorphose der Galle. Dieselbe wird dunkler, immer grüner, nimmt einen stärkern widerlichen, allmälig ammoniakalischen Geruch an. Eindicken der schleimhaltigen Galle zur Extractsdicke hemmt jene innern Veränderungen, welche auf Kosten ihres Hauptbestandtheiles stattfinden, auch nicht. Sie werden dagegen fast gänzlich gehemmt, sobald der Schleim mittels Alkohols abgeschieden wurde.

b) Cholesterin oder Gallenfett, der bekannte, in perlmutterglänzenden, rhombischen Tafeln krystallisirende Körper, der sich im Blute, im Eiter, in hydropischen Flüssigkeiten findet. Das Cholesterin ist für gewöhnlich nicht

in der Galle suspendirt, wie Bouisson annimmt, sondern darin aufgelöst. Es läßt sich daher nicht mittels des Mikroskops in der Galle entdecken, ausgenommen wenn es sich bei pathologischen Zuständen oder etwa durch längeres Verweilen der Galle in der Blase krystallinisch ausscheidet. In der Galle gesunder, durch Unglücksfälle plötzlich gestorbener Individuen fand Frerichs (Wagner's Handwörterbuch der Physiologie 3. Bd. Artikel Verdauung.) nur 0,16 — 0,26 Proc. Cholesterin. Wird schleimfreie Galle einige Stunden mit verdünnter Schwefelsäure digerirt, so scheidet sich das Cholesterin ab und sammelt sich in dem Maße auf der Oberfläche der Flüssigkeit, als die Zersetzung der Galle fortschreitet.

c) Neutrale Fette, namentlich Elain und Margarin, zum Theil auch elainsaures und margarinsaures Natron; in sehr geringer Menge.

d) Salze, nämlich Chlornatrium, phosphorsaures Natron, phosphorsaure Kalk- und Talkerde, Eisenoxyd. Eingeäscherte Galle hinterläßt auch constant schwefelsaure Alkalien. Diese sind aber nicht präformirt darin enthalten, sondern haben sich erst beim Verbrennen aus schwefelhaltigen Bestandtheilen gebildet; denn reine Galle wird nicht durch Chlorbaryum getrübt. Dagegen enthält die ganz frische Galle nach Mulder auch kohlensaures Natron. Ammoniaksalze kommen nicht darin vor. Die Menge der anorganischen Salze in der Galle beträgt nach Thénard 1,4 Proc., nach Berzelius 1,26 Proc. In der schleimfreien Galle gesunder Menschen fand Frerichs 0,82 Proc.

e) Als ganz zufällige Bestandtheile der Galle oder doch der Gallensteine wurden manchmal Kupfer, Antimon, Arsenik u. s. w. gefunden, welche bei arzneilicher Anwendung oder bei Vergiftungen vom Magen aus dem Pfortadersysteme und der Leber zugeführt wurden.

B. Wesentliche Bestandtheile der Galle, welche im normalen Zustande nur in ihr angetroffen werden, und die für sich allein die Galle wesentlich repräsentiren, sind der Gallenfarbstoff und eine zunächst als Gallenstoff zu bezeichnende Substanz.

a) Der Gallenfarbstoff ist in der Gallenflüssigkeit gelöst; nicht selten aber findet man ihn auch darin gleichsam aufgeschlemmt in Gestalt eines gefärbten Pulvers. Er gehört zu den leicht veränderlichen Farbstoffen, und so ist es nicht auffallend, daß er schon im thierischen Organismus unter verschiedenen Modificationen angetroffen wird. Am häufigsten findet er sich als Gallenbraun (Cholepyrrhin Berzelius, Biliphäin Fr. Simon): ein rothgelbes, nicht krystallinisches Pulver, ohne Geruch und Geschmack, unlöslich in Wasser, wenig löslich in Äther und Alkohol, besser löslich in Ätzammoniak und Ätzkali. Die schön rothgelbe Färbung kommt besonders beim Zerreiben des Pulvers zum Vorschein. In der Lösung zeigt das Gallenpigment eine gelbe Färbung. Durch Zusatz von Salpetersäure, zumal wenn dieselbe etwas salpetrige Säure enthält, geht die gelbe Farbe der Lösung in Grün, weiterhin schnell durch Blau in Violett über, weiterhin in Roth, und nach längerer Zeit macht dann die rothe Farbe wiederum einer gelben Platz. Der Gallenfarbstoff bleibt hierbei unverändert. Dieses Farbenspiel tritt auch in der natürlichen Galle auf durch Zusatz salpetriger Salpetersäure. — Eine andere Modification des Gallenfarbstoffes ist das Gallengrün (Biliverdin Berzelius): eine amorphe, dunkelgrüne Substanz, geruch- und geschmacklos, unlöslich in Wasser, wenig löslich in Alkohol, besser in Äther mit rother Farbe. Es besitzt nicht die Eigenschaft des Cholepyrrhins, durch Einwirkung salpetriger Salpetersäure das vorhin genannte Farbenspiel zu durchlaufen. Berzelius hält das Biliverdin für identisch mit dem Chlorophyll der Blätter. — Eine dritte Modification des die Galle färbenden Stoffes hat Berzelius mit dem Namen Bilifulvin belegt: es ist eine in kleinen rothgelben Krystallen anschießende, in Alkohol lösliche Substanz. Das Bilifulvin ist aber nach Berzelius ein Doppelsalz aus Kalk und Natron, verbunden mit einer organischen stickstoffhaltigen Säure (Bilifulvinsäure).

Die elementare Zusammensetzung des Cholepyrrhins ist noch nicht festgestellt; nur weiß man, daß es 7 — 9 Proc. Stickstoff enthält.

b) Der zweite, die Galle wesentlich charakterisirende, Stoff, der Gallenstoff, ist ein sehr veränderlicher Körper; er wandelt sich mit Leichtigkeit in eine successive Reihe verschiedener Substanzen um. Über das Wesen dieses Gallenstoffes sind aber die Chemiker noch nicht einig: Berzelius und Mulder auf der einen Seite, die Liebig'sche Schule auf der andern Seite machen zwei verschiedene Ansichten geltend. Eine kurze historische Übersicht der chemischen Untersuchungen der Galle wird das Verständniß der beiderlei Ansichten erleichtern.

Von ältern Physiologen und Chemikern wurde die Galle eine seifenartige Flüssigkeit genannt, weil sie beim Schütteln schäumt, und weil sich bei Zusatz von Säuren eine weiche harzartige Masse absetzt, während ein Theil der Säure mit Natron verbunden in der Flüssigkeit verbleibt. Dies ist noch die Ansicht von Fourcroy und Vauquelin.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts beschäftigte sich Berzelius mit Untersuchung der Galle und fand, daß Schwefelsäure und Salzsäure (nicht aber Essigsäure) eine harzartige Materie ausscheiden, welche, wenn sie mit Basen und kohlensaurem Baryt oder kohlensaurem Bleioxyd digerirt wird, einen bitter schmeckenden Körper an das Wasser abgibt, der die Eigenschaften der Galle hat und durch Säuren wiederum aus der Lösung gefällt werden kann. Diesen Körper bezeichnete Berzelius bereits als Gallenstoff. Er betrachtete ihn als ein Product der albuminösen Bestandtheile des Blutes, welches noch die Eigenschaft des letztern besitzt, mit Säuren Verbindungen zu bilden, welche mit einem Überschuß von Säure in Wasser unlöslich sind. Berzelius untersuchte die Ochsengalle, und bestimmte deren Zusammensetzung folgendermaßen:

Wasser	90,44
Gallenstoff	8,00
Gallenblasenschleim	0,30
Alkali mit Gallenstoff verbunden	0,41
Chlornatrium, milchs. Alkali, Extractivstoff	0,74
Phosphors. Natron, phosphors. Kalk	0,11
	100,00

Zu derselben Zeit untersuchte auch Thénard die Galle. Durch Behandlung der Galle mit einer gemischten Lösung aus neutralem und basisch essigsaurem Bleioxyd erhielt Thénard einen pflasterartigen Niederschlag, der, nachdem er durch Salpetersäure vom Bleioxyd befreit war, einen grünen, harzartigen Körper bildete, Thénard's Gallenharz. In der Flüssigkeit blieb noch eine durch das Bleioxyd ungefällte Substanz zurück, die sich durch andere Mittel abscheiden ließ; Thénard belegte dieselbe mit dem Namen Pikromel. Auch den Gallenfarbstoff bezeichnete Thénard schon als einen Bestandtheil der Galle in folgender Analyse:

Wasser	87,56
Gallenharz	3,00
Pikromel	7,54
Gelber Farbstoff	0,50
Natron	0,50
Phosphors. Natron	0,25
Chlornatrium	0,40
Schwefels. Natron	0,10
Phosphors. Kalk	0,15
Eisenoxyd	Spuren.
	100,00

Thénard's Ansichten blieben im Allgemeinen in Geltung, bis 1826 die Arbeit von Leopold Gmelin über die Galle erschien (Fr. Tiedemann und Leopold Gmelin, Die Verdauung nach Versuchen 2 Bde. [Heidelberg 1826]). Gmelin wies nach, daß der Gallenstoff von Berzelius wiedergebildete Galle ist, worin aber das Natron durch Bleioxyd oder Baryterde vertreten wird, und daß Thénard's Pikromel und Gallenharz gemengte Producte sind. Aus dem Pikromel schied er eine körnig-krystallinische, süßlich-bittere Materie ab, welche er Gallenzucker nannte. Im Gallenharze fand er, außer einer harzähnlichen Substanz, auch noch Gallenzucker, einen krystallisirbaren Körper, welchen er als Gallenasparagin und späterhin als Taurin bezeichnete, sowie eine krystallisirende Säure, die Cholsäure. Den Gallenstoff betrachtete Gmelin als ein Gemenge von Gallenzucker, Gallenharz, Taurin, Cholsäure, Cholesterin u. s. w.

Die Mannichfaltigkeit der von Gmelin aufgefundenen Stoffe gab der Vermuthung Raum, daß dieselben zum Theil Producte der Analyse seien und daß sich die Zusammensetzung der Galle einfacher gestalte. Dies wurde auch 1838 durch die Untersuchungen von Demarçay dargethan. (Annalen der Pharmacie. 27. Bd. S. 279). Wird schleimfreie Galle mit einer gewissen Menge Schwefelsäure oder Salzsäure vermischt und bei gelinder Wärme digerirt, so scheidet sich nach und nach eine mit Thénard's Gallenharz ganz identische Substanz aus; dies ist aber ein saurer Körper, welchen Demarçay Choleinsäure genannt hat. In der angesäuerten Galle bleibt Taurin und ein Ammoniaksalz der angewandten Säure gelöst. Wird die Choleinsäure von Neuem mit Salzsäure behandelt, so erhält man noch mehr Taurin und Ammoniak, und statt der Choleinsäure eine andere harzartige Säure, welche von Demarçay Choloidinsäure genannt wurde. Wird dagegen schleimfreie Galle mehre Tage hinter einander mit kaustischem Kali gekocht, so entwickelt sich Ammoniak, und die Flüssigkeit enthält cholsaures Kali. Demarçay betrachtete daher das Taurin, die Cholsäure und die Choloidinsäure als Producte einer Metamorphose; die Choleinsäure aber galt ihm als der natürliche primitive bittere Bestandtheil der Galle.

Ansicht von Berzelius und G. J. Mulder. — Nach Demarçay unternahm Berzelius von Neuem eine Untersuchung der Galle, deren Resultate in Kongl. Vetenskaps Akademiens Handlingar, 1841. p. 1. und in Wagner's Handwörterbuch der Physiologie. Dritte Lieferung. 1842. niedergelegt sind. Dazu kamen später die Bestätigungen Mulder's. (Holländische Beiträge von van Deen, Donders und Moleschott. 1. Bd. 2. Heft S. 146—162. — Untersuchung über die Galle. [Frankf. 1847.].) Das Bilin (diesen Namen führte Berzelius für seinen Gallenstoff ein) ist nach ihnen ein extractähnlicher, zusammengesetzter Körper, der sich leicht in Wasser und Alkohol löst, nicht aber in Äther, und der aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff und Schwefel zusammengesetzt ist. Es erscheint als eine gummiartige, durchsichtige, schwachgelbe Substanz, ohne Geruch, von scharf bitterem, hintennach süßlichem Geschmacke. Beim Erhitzen entwickelt aber das Bilin einen Geruch, wie gekochter Leim. Es reagirt neutral, und bildet mit Basen sowol wie mit Säuren leicht lösliche Verbindungen. Das Bilin ist durch seine große Neigung zu Veränderungen und Entmischungen ausgezeichnet; seine wäßrige Lösung läßt sich nicht in der Wärme verdunsten, ohne daß es zu diesen Veränderungen kommt, denn es fängt dabei in der Lösung schon eine schwache Reaction auf freie Säure an. Es verträgt daher auch nicht die Temperatur des zu einer Elementaranalyse erfoderlichen Trocknens. Sogar schon in den Gallenwegen, namentlich in der Gallenblase, erfährt ein Theil des Bilins eine Zersetzung, wozu besonders der Schleim der Galle den Anstoß gibt. Wirken Säuren auf die schleimhaltige Galle ein, so wird das Bilin einerseits in Ammoniak und Taurin umgewandelt, die allen Stickstoff und Schwefel des Bilins enthalten, andererseits in zwei harzartige ternäre Säuren, in Fellinsäure und Cholinsäure. Aus diesen beiden Säuren können sich dann noch vier verschiedene Körper bilden, nämlich Fellansäure, Cholansäure, Dyslysin (so genannt wegen der Unlöslichkeit in Wasser und Alkohol) und Cholsäure, welche nur im Wassergehalte von einander verschieden sind. Das Dyslysin ist das letzte Zersetzungsproduct des Bilins bei der Einwirkung von Säuren im erwärmten Zustande. Die genannten stickstofflosen und schwefellosen Zersetzungsproducte des Bilins bilden nach Mulder folgende Reihe:

Dyslysin	=	$C_{50}H_{36}O_6$	+ HO
Cholinsäure	=	ditto	+ 2HO
Fellansäure	=	ditto	+ 3HO
Fellinsäure	=	ditto	+ 4HO
Cholsäure	=	ditto	+ 5HO

Sie können also durch Aufnahme oder durch Abgabe von Wasser in einander übergeführt werden.

Die Fellinsäure ist weiß, unkrystallisirbar, schwer löslich in Wasser, leicht löslich in Äther, schmilzt über 100°: ihre Alkalisalze sind in Wasser und Alkohol löslich, die Baryt- und Bleioxydsalze in Wasser unlöslich.

Die Cholinsäure ist der Fellinsäure sehr ähnlich, fast unlöslich in Wasser und schwer löslich in Äther.

Die Cholsäure krystallisirt in seidenglänzenden weißen Nadeln, die sich leicht in Alkohol und Äther, schwer in Wasser lösen. Sie löst sich in Schwefelsäure; setzt man dann zu solcher Lösung einen Tropfen Zuckerwasser (1 Theil Zucker auf 4 Theile Wasser), so färbt sich die Flüssigkeit purpurviolett.

Das Taurin, welches aus zersetztem Bilin durch Gährung innerhalb des Gallenapparates oder durch Behandlung mit Säuren entsteht, enthält nach Redtenbacher $C_4H_7NS_2O_6$. In ihm ist der gesammte Schwefelgehalt des Bilins enthalten. Dieser große Schwefelgehalt (25 Proc.) wurde früher gänzlich übersehen und in den Analysen als Sauerstoff in Ansatz gebracht; erst durch Redtenbacher wurde der Schwefelgehalt nachgewiesen. Es entwickelt beim Verbrennen schweflige Säure. Taurin krystallisirt in farblosen, durchsichtigen, sechsseitigen Prismen, die zwischen den Zähnen knirschen, geruchlos sind, etwas kühlend schmecken, und beim Erhitzen schmelzen. Es ist leicht löslich in Wasser, wenig löslich in Alkohol, unlöslich in Mineralsäure, mit denen es keine Verbindungen eingeht. Wird es in Ätzkali gelöst und wird diese Lösung bis zum Dickwerden eingekocht, so entwickelt sich reines Ammoniakgas.

Fellinsäure und Cholinsäure gehen nicht rein aus der Metamorphose des Bilins hervor, sondern bleiben mit einer Portion Bilin vereinigt, und bilden so gepaarte Säuren, welche wegen des Bilingehaltes natürlich stickstoffhaltig und schwefelhaltig sind. Berzelius hat diese gepaarten Säuren Bilifellinsäure und Bilicholinsäure genannt: sie sind in Wasser löslich, werden aber durch eine gewisse Menge einer Mineralsäure daraus gefällt. Das Gemenge dieser beiden bilinhaltigen Säuren bildet die Hauptmasse von Thénard's Gallenharz, und es entspricht der Choleinsäure Demarçay's, sowie der Gallensäure der Liebig'schen Schule.

Was die Menge der wesentlichen Gallenbestandtheile betrifft, so rechnet Berzelius auf filtrirte Ochsengalle, welche 92,838 Wasser und 7,162 feste Substanz enthielt, etwa 5 Proc. Bilin und Cholepyrrhin.

Ansicht der Liebig'schen Schule. Nach Strecker (Annalen der Chemie und Pharm. 65. Bd. S. 1—37. 66. Bd. S. 1—43) ist der Gallenstoff oder der wesentliche Bestandtheil der Galle nichts anderes, als das Natronsalz zweier eigenthümlicher, stickstoffhaltiger Säuren, der Cholsäure und der Choleinsäure, von denen die letztere zugleich schwefelhaltig ist. Die relative Menge dieser beiden Natronsalze bleibt sich bei derselben Thierfamilie ziemlich gleich, ist dagegen bei verschiedenen Thierclassen abweichend.

Strecker's Cholsäure oder Gallensäure wird von Andern besser Glycocholsäure benannt, weil der Name Cholsäure von Gmelin, Demarçay, Berzelius bereits für die oben genannte stickstofflose Säure eingeführt worden ist. Die Zusammensetzung der Glycocholsäure ist nach Strecker $= C_{52}H_{42}NO_{11} + HO$. Auf kürzestem Wege läßt sie sich nach folgender Methode gewinnen: frische Galle wird durch Bleizucker gefällt; der gelbliche Niederschlag wird mit kochendem Weingeist von 85 Proc. extrahirt, und in diese Lösung wird Schwefelwasserstoff geleitet. Wird dann die Flüssigkeit filtrirt und mit Wasser versetzt, so scheidet sich bei längerem Stehen die Säure krystallinisch aus. Sie bildet äußerst feine Nadeln von bitterlich süßem Geschmacke, die sich in 120—300 Theilen Wasser, desgleichen leicht in Alkohol, aber nur wenig in Äther lösen. Die Glycocholsäure löst sich unverändert in concentrirter Essigsäure, in kalter Schwefelsäure und Salzsäure. Durch Kochen mit Kalilauge, mit Barytwasser, zerfällt sie in die stickstofffreie altbenannte Cholsäure (bei Strecker als Cholalsäure aufgeführt) und jenen Körper, welcher Glycin oder Glycocoll (Leimsüß, Leimzucker) genannt wird. Auch durch Kochen mit Schwefelsäure oder Salzsäure wird Glycocoll abgeschieden. Die Glycocholsäure ist mithin eine gepaarte Säure.

Strecker's Choleinsäure wird von Andern besser Taurocholsäure genannt, weil der Name Choleinsäure bereits in Anspruch genommen ist. Sie hat noch nicht völlig rein (d. h. frei von Glycocholsäure) dargestellt werden können. Sie ist ebenfalls eine gepaarte Säure. Durchs Kochen mit starken Säuren zerfällt sie ebenfalls in Cholsäure (Strecker's Cholalsäure) und in Taurin, welches also hier die nämliche Rolle spielt, wie das Glycin in der Glycocholsäure. Die Taurocholsäure ist schwefelhaltig und scheint durch die Formel $C_{52}H_{45}NO_{14}S_2$ bezeichnet werden zu können.

Das Vorkommen von Galle in thierischen Substanzen und Flüssigkeiten läßt sich durch Pettenkofer's Gallenprobe nachweisen, nämlich durch jene von Pettenkofer entdeckte Reaction, welche in der Cholsäurelösung durch Zusatz von Schwefelsäure und Zucker entsteht. Denn die Reaction tritt in gleicher Weise ein, mag die Cholsäure bereits abgetrennt in der Flüssigkeit enthalten sein, oder mag sie noch mit ihren Paarlingen vereinigt, z. B. als Glycocholsäure darin vorkommen. Es läßt sich daher durch diese Gallenprobe wenigstens im Allgemeinen die Gegenwart der Galle oder eines ihrer Derivate nachweisen. Lehmann empfiehlt dazu folgendes Verfahren: zunächst müssen die eiweißartigen und blos in Wasser löslichen Körper aus der Flüssigkeit entfernt werden, ebenso die Fette. Man stellt daher einen alkoholischen Auszug des Untersuchungsobjectes dar. Dieses alkoholische Extract wird in wenig Wasser gelöst und mit einem Tropfen Zuckerlösung (1 Theil Zucker auf 4 Theile Wasser) gemischt, wobei auf die Art des Zuckers nichts ankommt. Setzt man dann reine englische Schwefelsäure (die namentlich frei von schwefeliger Säure sein muß) tropfenweise zu, so trübt sich die Flüssigkeit zunächst durch Ausscheidung von Gallensäure. Bei weiterem Zusatz von Schwefelsäure jedoch wird die Flüssigkeit wieder klar und meistens gelb, weiterhin dann kirschroth, dunkelkarminroth, purpurfarben, endlich intensiv violett. Zu den besondern Vorsichtsmaßregeln gehört es,

nicht zu viel Zucker zuzusetzen, da derselbe durch Schwefelsäure leicht braun bis schwarz wird; auch muß die concentrirte Schwefelsäure mit Vorsicht zugesetzt werden, daß die Temperatur nicht viel über 50° steigt. — Essigsäure kann die Stelle des Zuckers vertreten. Mit Unrecht aber behauptet van den Broek, daß jene Farbenreaction auch ohne Zucker durch Zusatz von Schwefelsäure entstehe. Es kommt dann höchstens zu einer rothen oder rothbraunen Färbung, nicht aber zu der intensiv violetten.

Platner hat zuerst sogenannte krystallisirte Galle dargestellt, und dieselbe als fellinsaures Natron bezeichnet. Dieselbe ist ein Gemenge von glykocholsaurem Natron und Kali, oder nach der Berzelius-Mulder'schen Auffassung Bilin mit Fellinsäure gepaart. Die krystallisirte Galle läßt sich besonders aus älterer Galle gewinnen, worin das Bilin schon zum Theil in Fellinsäure, Ammoniak und Taurin zerfallen ist.

Unter den Gallenarten der Säugethiere zeichnet sich jene des Schweines durch ihren so geringen Schwefelgehalt aus. Taurin ist daher aus der Schweinsgalle nicht darzustellen, und ebenso enthält sie keine Taurocholsäure. Auch wird in der Schweinsgalle die Glycocholsäure durch eine andere gepaarte, ihr jedoch nahe verwandte Säure vertreten, welche den Namen Hyocholinsäure erhalten hat.

Die Galle der Vögel besitzt eine grüne Farbe. Gänsegalle gehört nach Marsson zu den schwefelreichsten Gallen; er fand in der gereinigten Galle 6½ Proc. Schwefel. Auch enthält diese Galle eine der Taurocholsäure analoge Säure, die Chenocholsäure.

Unter den Amphibien haben die Schlangen eine ungemein schwefelhaltige Galle. Die ganze Galle scheint nur aus Taurocholsäure zu bestehen. In der Froschgalle hat Lehmann auch die Taurocholsäure erkannt.

Die Fischgalle ist nach Gmelin sehr concentrirt; sie liefert 14—19 Proc. Rückstand. Die Anwesenheit von Schwefel in derselben (wenigstens enthält die Asche der Fischgalle schwefelsaures Kali und Natron) scheint für die Existenz von Taurocholsäure zu sprechen.

Physiologie der Galle.

Zur Beurtheilung des Nutzens der Galle für die thierische Ökonomie wird es von Wichtigkeit sein, zu wissen, in welcher Menge dieselbe, etwa während eines Zeitraums von 24 Stunden, abgesondert wird. Die Angaben hierüber schwanken aber in sehr großer Breite, indem z. B. der Mensch nach Haller 24 Unzen, nach Bianchi 1 Unze Galle täglich absondern soll. Der Mangel bestimmter Anhaltspunkte für eine solche Schätzung erklärt diese Abweichungen. C. H. Schultz in Berlin glaubte nach der Menge der freien Säure im Chymus, welche durch die Galle neutralisirt werden müßte, die Gallenmenge bestimmen zu können und kam dabei auf sehr abenteuerliche Zahlen; ein Ochse sollte binnen 24 Stunden 37½ Pfund Galle verbrauchen. Bouisson berechnet dagegen, daß die tägliche Gallenmenge etwa das Vierfache von der Capacität der Gallenblase betrage: er rechnet demnach für den Menschen 6 Unzen Galle täglich; auf den Ochsen aber würden nach dieser Berechnung etwa 4 Pfunde täglich fallen. Aus dem Volumen der Leber, verglichen mit dem Volumen anderer Drüsen, lassen sich keine Schlüsse ziehen, weil in verschiedenen Drüsen die anatomischen Verhältnisse ebenso, wie die physiologischen dem Wechsel unterliegen. Bei Thieren, namentlich bei Hunden, hat man die innerhalb 24 Stunden entleerte Gallenmenge unmittelbar gesammelt und gewogen, indem man künstliche Gallenfisteln anlegte. Doch sind auch hier bei Thieren, die muthmaßlich in der Größe nicht sehr verschieden waren, die Resultate sehr ungleich ausgefallen. Blondlot sammelte bei seinem Hunde 40—50 Gramme Galle täglich, H. Nasse bei dem seinigen 200—240 Gramme.

Der Umstand, daß die Galle im ganzen Thierreiche in den obern Theil des Darmrohres ergossen und hier dem Speisebrei oder Chymus beigemengt wird, jener aus dem Magen kommenden und nach der Verschiedenheit der genossenen Nahrung zum Theil sehr ungleichartigen Substanz, hat von jeher darauf geleitet, eine physiologische Beziehung der Galle zur Darmverdauung oder Chylification anzunehmen. Diese Beziehung, scheint es, sollte auf einem doppelten Wege ermittelt werden können: a) indem man die wie gewöhnlich abgesonderte Galle andauernd vom Darmrohre abhält; b) indem man der Galle vom Eintritte in das Darmrohr bis zum Ende des letztern nachspürt. Diese beiden Wege hat man auch in der neuern Zeit betreten. Eine gründlichere chemische Kenntniß der reinen Galle mußte erst erlangt werden, bevor die Untersuchung dieses Secretums innerhalb des Darmrohres einigen Erfolg versprechen konnte.

Die Fälle, daß die Galle vom Darmrohre abgehalten wird, kommen häufig genug vor: durch Gallensteine, durch Compression der Gallenwege wird der Galle der Weg zum Darmrohre abgeschnitten; bei manchen Leberkrankheiten hört die Gallensecretion überhaupt in größerem oder geringerem Maße auf; auch hat man bei Thieren künstlich durch Unterbindung des Gallenganges die Galle abgehalten. Die in allen diesen Fällen auftretenden Erscheinungen sind aber kaum geeignet, die vorliegende Frage ihrer Lösung entgegenzuführen: denn es findet dabei nicht blos Abhaltung der Galle vom Darmrohre statt, sondern es übt die zurückgehaltene, oder nicht abgesonderte Galle zugleich einen Einfluß auf den Gesammtorganismus. Diesen zweiten störenden Factor suchte Schwann dadurch zu eliminiren, daß er bei Hunden den Gallengang unterband und zugleich auch eine Gallenfistel anlegte, durch welche der fortwährend abgesonderten Galle freier Abfluß nach Außen gewährt wurde. Über eine erste Reihe solcher Versuche an Hunden hat Schwann bereits in Müller's Archiv für Anat. und Phys. 1844 berichtet; über eine zweite Reihe, welche 30 Experimente umfaßt, findet sich eine vorläufige kurze Mittheilung in Wagner's Handwörterbuch der Physiologie. Art. Verdauung. Ähnlich hat Blondlot (Essai sur les fonctions du foie et de ses annexes [Paris et Nancy 1846.]) bei einem Hunde experimentirt; desgleichen auch H. Nasse bei einem Hunde.

Schwann's Hunde starben innerhalb der ersten Monate; nur Einer lebte vier Monate und Einer sogar ein Jahr. Die Thiere verloren zuerst an Gewicht, und obwol sie später wieder an Gewicht zunahmen, so erlangten sie doch nicht das gleiche Gewicht wieder, welches sie vor der Operation besessen hatten. Nasse's Hund lebte fast ein halbes Jahr: er verlor Anfangs nicht an Gewicht, später aber nahmen die Freßlust und das Gewicht des Thieres ab. Die Verschiedenheit des Erfolgs dieser Versuche berechtigt allerdings noch zu keinem positiven Schlusse, soviel jedoch steht wol fest, daß die Absonderung der Galle nicht blos, sondern auch der Übergang des Abgesonderten in das Darmrohr stattfinden muß, wenn das Leben des Thieres in der gewöhnlichen Dauer bestehen soll. Blondlot freilich schloß aus seinem, wie erwähnt einzelnen Versuche, daß die Einführung der Galle in das Darmrohr ganz ohne Bedeutung sei, weil sein Hund gehörig fraß und verdaute, und auch die frühere Wohlbeleibtheit wieder erlangte. Allein Blondlot schrieb seinen Bericht bei Lebzeiten des Hundes, und der Abschluß der Galle vom Darmrohre in diesem Falle ist daher keineswegs eine erwiesene Thatsache.

Über das Verhalten der Galle auf ihrem Wege durch das Darmrohr liegen folgende Thatsachen vor. Die Galle erleidet im Darmrohre die nämlichen Veränderungen, welche in ihr außerhalb des Organismus durch Säuren und Gährungserreger hervorgerufen werden. Das Bilin nach der einen Ansicht, die Glycocholsäure und Taurocholsäure nach der andern, zerfallen in Cholsäure, Fellinsäure, Taurin u. s. w. Die Metamorphose beginnt sogleich beim Eintritt ins Duodenum und setzt sich während des Herabsteigens allmälig fort, bis sich, als Endpunkt der Metamorphose, Dyslysin gebildet hat. Da nun in der oben angeführten Reihenfolge (Cholsäure, Fellinsäure, Fellansäure, Cholinsäure, Dyslysin) die Löslichkeit der Gallenstoffe im Allgemeinen abnimmt, so hört auch in gleichem Maße ihre Resorptionsfähigkeit auf. Im Einzelnen stellen sich folgende Veränderungen nach Frerichs heraus: beim Zusammenkommen der Galle mit dem sauren Chymus im Duodenum entsteht ein gelbgrünes Präcipitat; dieses ist der Hauptsache nach Schleim, welcher einen Theil des Gallenfarbstoffes und des Gallenfettes mechanisch mit sich führt. Der Säuregehalt der Magencontente und der Schleimgehalt der Galle influiren beide auf die Menge dieses Präcipitats. Das Filtrat des Leerdarminhalts enthält noch unveränderte Galle, die sich in Wasser löst; die Pettenkofer'sche Probe weist die Galle nach: der Gallenfarbstoff ist grünlich, Zusatz von Salpetersäure bewirkt aber noch den charakteristischen Farbenwechsel. Ein Theil der Galle ist aber auch bereits in Wasser unlöslich geworden und kann nur durch Auskochen mit Alkohol ausgeschieden werden. Im Ileum nimmt die Menge der unlöslichen Gallenbestandtheile zu. Der Farbstoff geht allmälig vom Grünlichen ins Braune über, und sein Farbenwechsel wird unbestimmter. Im Cöcum und im Dickdarm gehen die noch vorhandenen Antheile von Gallensäure in Dyslysin über. Das Filtrat des Mastdarminhalts zeigt nicht mehr die Farbenänderung der Galle. Taurinkrystalle fand Frerichs zu wiederholten Malen in den Filtraten des Dünndarms und des Dickdarms. Nach Glycocoll suchte er aber vergebens. — Das Angeführte gilt blos von der normalen Thätigkeit des Darmrohres. Bei Diarrhöen, seien sie durch pathologische Processe oder durch Abführmittel hervorgerufen, tritt ein Theil der Galle in unzersetztem Zustande aus; die Galle läßt sich in dem Wasserextracte durch die Pettenkofer'sche Probe nachweisen.

Die Resultate der beiderlei Versuchsreihen, nämlich der Abhaltung der Galle vom Darmrohre und der Prüfung des Darminhalts, lassen freilich die Beziehung der Galle zur Chylification nicht scharf erfassen, sie bieten aber doch zum Theil Anhaltspunkte zur Beurtheilung der verschiedenen Ansichten, welche über jene Beziehung aufgestellt worden sind. Folgende specielle Ansichten sind nun vorgebracht worden:

1) Die Galle dient zur Neutralisirung der freien Säure des Chymus. Dies ist eine sehr alte, auch noch in neuern Physiologien vorkommende Ansicht, die aber im Ganzen als eine irrthümliche bezeichnet werden muß. Die Galle enthält so gut wie keine kohlensauren Salze und reagirt in der Regel neutral. Es behalten die Chymusfiltrate ihre saure Reaction, wenn man ihnen auch weit größere Mengen Galle zusetzt, als im Duodenum zum Chymus tritt.

2) Die Galle trägt zur Umwandlung des Chymus in Chylus bei. Es hat aber der Satz in dieser Allgemeinheit keinen rechten Sinn; denn Chymus ist keine bestimmt gemischte, sondern jeweilen von der Natur der genossenen Nahrungsmittel bedingte Flüssigkeit, und jene Umwandlung könnte man sich doch nur als einen bestimmten physikalischen oder chemischen Vorgang denken. Man hat daher den chylificirenden Einfluß der Galle für einzelne Chymusbestandtheile nachzuweisen gesucht. So ließ Haller die fetten Körper durch die Galle aufgelöst werden, welche Idee in neuerer Zeit von Leuret und Lassaigne, besonders aber von Bouchardat und Sandras aufgenommen worden ist. Nun zeichnet sich zwar die Galle durch eine förmliche Auflösung von Fetttröpfchen nicht vor andern zähen Flüssigkeiten aus, in denen sich die Fette fein zertheilen: gleichwol wurde es von allen Experimentatoren anerkannt, daß nach Unterbindung des Gallenganges der Chylus durch Pellucidität ausgezeichnet ist, und daß die milchige Trübung des Chylus unzweifelhaft von suspendirten Fetttröpfchen herrührt. Eine wirkliche Auflösung ungelöster Chymusbestandtheile durch die Galle suchte Hünefeld darzuthun (Chemie und Medicin. Zweites Buch. S. 105). Die von Hünefeld angeführten Versuche wollten jedoch Frerichs nicht ebenso gelingen: die Einwirkung auf gekochtes Amylum, auf Zucker ist unbedeutend, und geronnenes Eiweiß, Käse, Muskelfasern, Brod, Kartoffeln, auch wenn sie aus Chymus genommen sind, werden durch Digeriren mit Galle nicht aufgelöst. Prout's Angabe, daß die durch die Magenverdauung veränderten eiweißartigen Verbindungen mittels Galle wiederum in Eiweiß übergeführt werden, kann wenigstens nicht auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen: zudem wird schon eine Partie der albuminösen Substanzen innerhalb des Magens ein-

gesaugt, ohne der Galleneinwirkung unterlegen zu haben, da ja für gewöhnlich nichts von der Galle in den Magen kommt. Nach H. Meckel (Diss. de adipis genesi in animalibus. [Halae 1845.]) soll die Galle den Traubenzucker in Fett umwandeln können; was jedoch nach den Untersuchungen Anderer auf einem Irrthum beruht.

Mag nun aber auch die Galle auf den einen oder den andern Bestandtheil des Chymus einwirken, das Abhalten dieser Einwirkung übt nicht den gleichen unmittelbaren oder raschen deleteren Einfluß auf den Gesammtorganismus, wie etwa die Abhaltung der lebensnothwendigen Potenzen, der atmosphärischen Luft, der Nahrungsmittel, oder auch nur der stickstoffhaltigen Nahrungsmittel. Andererseits lehren doch aber Schwann's Versuche, daß ein solcher deleterer Einfluß, der gleichsam in schleppender, chronischer Form auftritt, nicht ganz abzuleugnen ist; denn Blondlot's einzeln stehende, widersprechende Beobachtung kann vor einer kritischen Prüfung nicht wohl bestehen. Man könnte sich die Sache vorläufig etwa so denken, daß die Galle innerhalb des Darmrohrs auf den einen oder den andern Bestandtheil des Chymus chylificirend einwirkt, und daß durch den Ausschluß dieses nun nicht mehr chilificirten Bestandtheiles vom Kreislaufe das Blut eine allmälig zunehmende Veränderung erleidet, bei welcher das Leben zuletzt nicht mehr bestehen kann.

3) Die Galle wirkt als Reizmittel auf das Darmrohr; sie befördert einestheils die Secretion seiner Schleimhaut, sie reizt anderntheils die Muskelhaut und befördert den Motus peristalticus. Die träge Darmthätigkeit bei Icterischen, und die nämlichen Erscheinungen bei Thieren, denen Tiedemann den Gallengang unterband, sprechen für diese Annahme. In entgegengesetzter Weise sprechen auch die galligen Diarrhöen bei krankhaft gesteigerter Leberthätigkeit dafür. Dagegen geschieht freilich in Schwann's Versuchen mit Hunden einer gestörten Darmthätigkeit nicht Erwähnung.

4) Die Galle wirkt als Antisepticum im Darmkanale. Für diesen allgemein anerkannten Satz sprechen die stinkenden faeces bei Icterischen, desgleichen bei Hunden, denen der Gallengang unterbunden wurde.

5) Die Galle trägt durch ihren Wassergehalt zur Verdünnung der Darmcontente bei, und befördert dadurch die Aufnahme des Gelösten ins Gefäßsystem nach den Gesetzen der Diffusion.

Die physiologische Bedeutung der Galle ist noch unter einem andern Gesichtspunkte aufzufassen. Die Producte der drüsigen Apparate sind unter einander darin verschieden, daß manche unverkennbar reine Auswurfsstoffe sind, z. B. der Harn, die Ausdünstung, manche in der Erfüllung inquiliner Processe aufgehen, z. B. der Magensaft. Die Galle hat man von alten Zeiten her als eine Zwischenstufe zwischen den reinen Excreten und den reinen Secreten angesehen, weil die Ausscheidung eines Theils der Galle nicht zu verkennen war, und weil man die Überzeugung hatte, daß die Galle auch im Dienste der Chylification stehe. Unsere jetzigen Kenntnisse über die Verrichtungen der Galle im Darmrohre führen darauf, diese Janusnatur der Galle ebenfalls anzuerkennen. Man hat daher, was namentlich von Tiedemann hervorgehoben wurde, die Leber auch als Supplementarorgan der Lungen bezeichnet, als ein Blutreinigungsorgan: der Kohlenstoff- und Wasserstoffreichthum der Galle, die Größe der Leber bei Phthisischen, die Gallenabsonderung und Anhäufung als Meconium beim Fötus, sowie mancherlei Facta der vergleichenden Anatomie sprechen dafür.

Man hat aber dieser Frage in neuester Zeit eine veränderte Basis gegeben und sie schärfer beantwortet. Denn auf der einen Seite vindicirt Mulder der Galle den Charakter des reinen Excretes, weil alle Bestandtheile derselben, obwol in veränderter Form, mit dem Stuhlgange entleert würden. Liebig behauptet dagegen, es werde die Galle der Hauptsache nach innerhalb des Darmrohres wiederum aufgesaugt und dem Kreislaufe übergeben, um noch dem Zwecke der Respiration zu dienen. Es fehlt uns noch an Thatsachen, um beurtheilen zu können, auf welcher Seite in dieser Frage die Wahrheit liegt. Die Ausscheidung von Gallenbestandtheilen mit dem Stuhlgange, und zwar in ziemlicher Menge, scheint im Ganzen eher für Mulder zu sprechen. Kenneten wir nur mit einiger Zuverlässigkeit die Quantität der täglich entleerten Galle, so würde die quantitative Bestimmung der Gallenbestandtheile in den innerhalb mehrer Tage entleerten Excrementen den gewünschten Aufschluß liefern können. Wahrscheinlich verschwindet aber doch ein Theil des Bilins und des Gallenfarbstoffes im obern Theile des Darmrohres. Wäre übrigens Mulder's Annahme wahr, so könnte nichtsdestoweniger eine Beziehung der Galle zur Chylification bestehen, vermöge der Umwandlung ihrer Bestandtheile. Aus diesem Grunde sprechen denn auch die negativen Ergebnisse in Schwann's Experimenten nicht gegen Mulder.

Die Galle als Arzneimittel.

Als inneres Heilmittel benutzt man bisweilen die Ochsengalle (Fel tauri). Man gebraucht entweder die frische Galle, oder eine im Wasserbade zur Dicke des Wermuthsextractes eingedickte Galle (Fel tauri inspissatum), die eine bräunlich-grüne Farbe besitzt. Zur Bereitung des Fel tauri inspissatum müssen ganz frische Gallenblasen genommen werden. Die Galle wird zunächst durchgeseiht, um den suspendirten Schleim abzuscheiden; die Arbeit des Abdampfens darf nicht unterbrochen werden. Die Galle ist als bitteres, tonisches Mittel, und im Ganzen als Stellvertreter der auf natürlichem Wege ins Darmrohr gelangenden Galle bei Hypochondristen, bei Magensäure, bei Gelbsucht und sonstigen Unterleibsstockungen, wegen des eigenthümlichen moschusartigen Geruchs auch bei Hysterischen empfohlen, im Ganzen aber wol nur selten benutzt worden. Die frische Galle gibt man einige Male täglich zu 2—4 Drachmen, und zwar zur Verbesserung des Geschmacks in Pfeffermünzwasser, in Zimmtwasser, in Wein. Das Fel tauri inspissatum gibt man zu 15—30 Granen, am Besten in Pillenform. Da man die Galle in diesen Pillen mit Extr. Taraxaci, Extr. Chelidonii, Mellago graminis, mit Seifen, essigsaurem Kali, Rhabarber, Asa foetida

und andern auflösenden Mitteln zu verbinden pflegt, so ist die Wirkung der Galle bei ihrem Gebrauche schwer zu ermessen.

Sehr alt ist der äußerliche Gebrauch der Galle (vom Rinde und von andern Säugethieren, aber auch von Fischen) bei Flecken der Hornhaut, bei atonischen Geschwüren, bei Verhärtungen und Balggeschwülsten, auch bei Würmern in Klystierform. Eine die Gefäßthätigkeit atonischer Geschwüre anregende Wirkung scheint aber der Galle kaum zuzukommen; dies negative Resultat ergibt sich aus einigen Versuchen Bouisson's, wo Galle in frische Hautwunden von Thieren gebracht wurde. (*F. W. Theile.*)

GALLE (Thierheilkunde), ist eine generelle Bezeichnung für verschiedenartige äußerlich sichtbare Schäden an Pferden.

1) Galle schlechthin, gewöhnlicher aber Flußgalle oder Floßgalle, heißt eine häufig vorkommende Ausdehnung der Gelenkkapseln oder der Sehnenscheiden an den Gliedmaßen des Pferdes: der Inhalt einer solchen Geschwulst ist Gelenkschmiere oder Synovia. Diese Geschwülste kommen von der Größe einer Nuß bis zur Größe einer Faust vor. Sie sind sphärisch und begrenzt, wenn sie von einer Gelenkkapsel ausgehen, länglich dagegen, wenn sie in einer Sehnenscheide sitzen. Sie nehmen allmälig an Größe und Härte zu. Nach der Lage unterscheidet man hauptsächlich vier Arten Gallen: a) Gallen des Vorderknies, die sehr selten vorkommen und allmälig in Ankylose übergehen. b) Sehnengallen, oberhalb des Sprunggelenkes, in der Scheide der hier liegenden Sehnen, von länglicher Gestalt. c) Sprunggelenksgallen, wobei die Geschwulst an der Außenseite, oder an der Innenseite, oder nach beiden Seiten zugleich (durchgehende Gallen), oder nach Vorn über dem Rollbein hervorragt. Sie beeinträchtigen die Bewegung nur bei bedeutender Größe, und wenn sich ihr Inhalt verdichtet. d) Fesselgallen, die auch wol vorzugsweise Flußgallen genannt werden, kommen meistens in rundlicher Gestalt zur Seite der Fesselgelenke vor. — Man theilt die Gallen auch wol in weiche und verhärtete, in schmerzlose und schmerzhafte ein.

Schwache, feine Pferde, desgleichen solche, welche frühzeitig angestrengt wurden, scheinen zu Floßgallen prädisponirt zu sein. Sie entstehen in Folge heftiger Anstrengungen, nach Gewaltthätigkeiten, welche die Gelenke oder die Sehnenscheiden trafen. Sie bilden sich bei Pferden, deren Stände sehr abschüssig sind, an den hintern Gliedmaßen. Feuchte Kälte, besonders anhaltendes Stehen auf feuchtkaltem Boden, ist häufig die nachweisbare Ursache ihres Entstehens. Meistens bilden sie sich rasch aus und lassen dann wol vorübergehend eine erhöhte Temperatur wahrnehmen. In andern Fällen entwickeln sie sich nur langsam. Schmerzhaftigkeit kommt manchmal bei der ersten Bildung der Gallen vor, oder späterhin, wenn Eiterung droht.

Die Gallen sind im Allgemeinen schwer zu heilen: Gelenkgallen schwerer als Sehnengallen, Kniegallen schwerer als Fesselgallen. Langes Bestehen und Härte der Geschwulst, vorgerücktes Alter des Pferdes erschweren die Heilung.

Wenn eine Galle in der Bildung begriffen ist, so ist Ruhe des Thieres das wichtigste Mittel, um das Fortschreiten des Übels zu hindern. Dann wendet man antiphlogistische und weiterhin auflösende Bähungen an: kaltes Wasser, Wasser und Essig, Salpeter oder Glaubersalzsolution, Salmiaksolution. Wenn die Lage der Galle es gestattet, wird eine Compresse mittels einer Binde darauf befestigt und fortwährend mit Flüssigkeit befeuchtet. — Ist diese Behandlung erfolglos, oder hat man es mit einer alten Galle zu thun, so greift man zu reizenden Einreibungen aus Canthariden, Euphorbiengummi u. s. w., oder man wendet mäßig ätzende Substanzen an, um die Absorptionsthätigkeit zu befördern, oder man führt mittels des braunglühenden Eisens Striche über die Geschwulst. Das glühende Eisen ist namentlich bei harten Flußgallen wiederholt anzuwenden; es wird zwar keine Heilung, aber doch Besserung bewirken. Eine Combination der reizenden Einreibung mit der Hitze findet in der Anwendung folgenden Blasenpflasters statt: Ein Theil Harz wird in einem Topfe über Kohlenfeuer geschmolzen, dem Geschmolzenen wird 1 Theil Terpenthin zugesetzt, und wenn das Ganze kocht, wird noch ½ Theil Cantharidenpulver hinzugefügt. Diese Masse wird, sowie sie vom Feuer kommt, zwei bis drei Linien dick auf die Galle mittels eines Spatels gestrichen. Das Pferd muß natürlich vorher gehörig gefesselt, oder es muß geworfen sein, da das Aufstreichen der heißen Masse sehr schmerzhaft ist. Man läßt die Masse liegen, bis sie nach zwei bis drei Wochen von selbst stückweise abfällt. Man wiederholt das Aufstreichen auch wol ein Paar Mal. Die empfohlene Punction der Galle wird meistens nur vorübergehend durch Entleerung des Inhalts Nutzen bringen.

2) Steingalle heißt ein krankhafter Zustand des Hufes. Wenn man das hinkende Pferd untersucht, so fühlt sich der Huf manchmal heiß an; entfernt man das Hufeisen, so bemerkt man braunrothe oder braunbläuliche Flecken im Eckstrebenwinkel, zumal, wenn man etwas vom Hufe an dieser Stelle entfernt. Das Übel besteht nämlich in einer Ergießung von Blut in das Horngewebe der Sohle, durch Quetschung dieser und der Fleischsohle. Manchmal kommt es zur Eiterung, und man redet dann von einer eiternden Steingalle. Der Name Steingalle gründet sich auf das angebliche ätiologische Moment: der Blutaustritt soll vom Drucke größerer oder kleinerer Steine auf den Huf herrühren. Da aber der Sitz der Galle großentheils durch die Arme des Hufeisens gedeckt war, so suchen andere mit mehr Recht die veranlassende Ursache in einem Drucke durch unzweckmäßige Hufeisen. Die Cur besteht darin, daß man zunächst das verhärtete Horn bis zum weichen hin entfernt, was mittels des Rinnmessers oder des Exfoliativtrepans geschehen kann. Hierauf wird der Huf ein oder zwei Tage lang in eine Mischung aus Lehm, Essig und Salz eingeschlagen. Alsdann kann das Eisen wiederum mit Vorsicht aufgelegt werden.

3) Galle heißt auch ein unter der Zunge des Pfer-

des vorkommender Auswuchs von Bohnengröße. Man schneidet denselben leicht mit einer Scheere weg.

4) Galle nennt man auch eine am Gaumen vorkommende Anschwellung, die gewöhnlich bald von selbst wieder vergeht. (*F. W. Theile.*)

GALLE (Philip; Theodorus; Cornelis der Vater; Cornelis der Sohn). Der Stammvater dieser in der Geschichte der Kupferstecherkunst Epoche machenden Künstlerfamilie ist Philip Galle, der 1537 zu Harlem geboren wurde. Sein Lehrer in der Kunst war Dick Volkertß Coornhert, dem auch H. Goltzius seine erste Bildung verdankte. Anfänglich arbeitete er in seiner Vaterstadt, nahm dann aber seinen Wohnsitz in Antwerpen, wo er eine große Menge Kupferstiche, theils nach eignen, theils nach fremden Zeichnungen verfertigte, und wo er gleichzeitig einen ansehnlichen Kunsthandel trieb. Den Grabstichel führte er mit großer Leichtigkeit, aber seinen Arbeiten fehlt es an Effect, an Harmonie und häufig auch an Geschmack. Um gerecht zu sein, muß man jedoch anerkennen, daß hieran einen großen Theil der Schuld die Zeit trägt, in welche sein Leben fällt; es war die Zeit des Überganges, wo die eine Kunstrichtung bereits zu Grabe getragen war und wo die neuerblühende sich erst vorbereitete. Als Kunstkenner genoß er eines großen und ausgebreiteten Rufes, und auch als Kunstschriftsteller hat er sich versucht. Er starb zu Antwerpen im J. 1612.

Theodorus Galle, der älteste Sohn von Philip, wurde 1560 zu Antwerpen geboren. Nachdem er von seinem Vater in der Zeichen- und Kupferstecherkunst unterwiesen war, trat er eine Reise nach Italien an und hielt sich längere Zeit in Rom auf, wo er durch das Studium der Antike und durch das Arbeiten nach italienischen Künstlern seinen Styl zu verbessern strebte. Trotz dem erheben sich die meisten seiner Arbeiten, deren er zahlreiche fertigte, nur selten über das Mittelmäßige. Nach Antwerpen zurückgekehrt, widmete auch er sich dem Kunsthandel, was ihn jedoch nicht verhinderte, nach eignen und fremden Zeichnungen noch sehr Vieles zu stechen. Sein Todesjahr ist unbekannt. Dem zweiten Sohne von Philip, Cornelius Galle, war es vorbehalten, der Familie ihren hauptsächlichsten künstlerischen Glanz zu verleihen. Zu Antwerpen 1570 geboren, wurde auch er vom Vater in der Kupferstecherkunst unterwiesen und begab sich dann zu weiterer Ausbildung ebenfalls nach Italien, wo er sich längere Zeit in Rom aufhielt. Die Studien, die er hier machte, sind von dem unverkennbar günstigsten Einflusse für ihn gewesen, da sie seinen Geschmack läuterten und ihn veranlaßten, statt der von Hendrick Goltzius in die Mode gebrachten Richtung zu folgen, sich einer malerischeren Stichweise zu bedienen. Sind die Stiche, die er in Italien nach italienischen Mustern fertigte, auch grade nicht tadellose Werke, sondern alle bald mehr, bald weniger freie Übersetzungen aus dem Italienischen ins Flämische, so ist doch nicht zu verkennen, daß sie zu dem Besten gehören, was niederländische Stecher nach Italienern stachen. Beide Nationalitäten stehen sich allzu fern, als daß sie sich gegenseitig begreifen könnten. Nach Antwerpen zurückgekehrt, widmete er seinen Grabstichel hauptsächlich der Wiedergabe von Gemälden seiner Zeit- und Landgenossen und namentlich unter den Arbeiten, die er in dieser Epoche seines Lebens nach Rubens und van Dyck ausführte, sind einige, die unter die Meisterwerke der Kupferstecherkunst zählen. Hierhin gehören die Portraits, die er für die später von Gillis Hendriq unter dem Titel: Icones Principum, Virorum doctorum, Pictorum etc. numero centum ab A. van Dyck ad vivum expressae etc. etc. herausgegebene Sammlung stach und die sich den von P. Pontius, Bolswert und Vorsterman gefertigten würdig anreihen. Vorzügliche Blätter sind nach Rubens: Die vier Kirchenväter (Basan Nr. 2). Die Madonna in der Nische, um welche Engel mit Blumen und Früchten spielen (Basan Nr. 63), und ferner das liebliche Blatt, auf welchem die Kinder Jesus und Johannes mit einem Lamme spielend dargestellt sind (Basan Nr. 41), ein Blatt, welches zwar nur die Adresse von C. Galle trägt, aber unverkennbar von seiner Hand ist. Als sein Meisterwerk und zugleich als einen der gelungensten Stiche nach den genialen Kunstschöpfungen des großen Rubens, betrachtet man mit vollstem Rechte seine Judith, den Holofernes enthauptend (Basan Nr. 27). Es ist nicht möglich, in Charakter, Zeichnung und Farbe Rubens treuer und vollkommner wiederzugeben, als Galle in diesem Stiche gethan hat, und dennoch sind die Mittel, die der Kupferstecher angewendet hat, äußerst gering und einfach, in Verhältniß zu den außerordentlichen Resultaten, die er dadurch zu erreichen wußte. Cornelius Galle der Ältere starb in seiner Vaterstadt gegen 1642.

Cornelius Galle der Jüngere war der Sohn von Cornelis dem Ältern und wurde im J. 1600 zu Antwerpen geboren. Von seinem Vater in der Kupferstecherkunst unterrichtet, vermochte er dennoch nicht aus den Grenzen der Mittelmäßigkeit herauszutreten und namentlich blieb seine Zeichnung immer sehr mangelhaft. Die Zahl seiner Stiche ist nicht unbeträchtlich. Auch er betrieb neben seiner Beschäftigung als Kupferstecher den Kunsthandel. Noch erwähnt die Kunstgeschichte eines Jan Galle, jedoch ohne nähere Angaben über sein Leben zu machen. Er stach mehre Blätter nach Pieter Breughel dem Alten in Kupfer, und fertigte einen Holzschnitt nach Goltzius. Nach diesen seinen Arbeiten zu urtheilen, dürfte er ein Zeitgenosse, vielleicht Bruder, von Philip Galle gewesen sein. (*H. Weber.*)

GALLEGO. 1) Fluß im Königreich Aragon, entspringt auf spanischem Boden, am Südabfalle des Pic du Midi, hat südliche Hauptrichtung, mit einem Bogen nach Westen, bespült nur kleinere Orte und fällt nach einem Laufe von 22 Meilen dicht unterhalb Saragossa in den Ebro. 2) Fluß in Patagonien, der zwischen 46 und 47° südl. Br. aus einem See Cotaguape oder Kotuguaye entspringen soll. Er würde dann eine lange Strecke den Ostabfall der patagonischen Cordillera begleiten. Gewisser ist, daß er unter 308° 15′ östl. L. und 51° 45′ südl. Br. unweit des Cap Buentiempo in den atlantischen Ocean mündet. Die von ihm im Anflusse gebildete Bucht wird

von Verschiedenen Sardines, Robales oder der Porto de Gracias a Dios genannt. 3) Kleine Insel im Westen der Galopagosinseln, 278° östl. L., 1° nördl. Br. (*Daniel.*)

GALLEGO DE SERNA (Johann), von Malaga gebürtig, war Leibarzt der Könige Philipp's III. und Philipp's IV. Von ihm sind erschienen: Opera physico-medica. Tract. I. De principiis generationis omnium viventium. Tract. II. De conservatione fetus in utero, de summo naturae artificio in partu. (Lugd. 1633. Fol.) Er ist ferner Verfasser der Schrift: De naturali animarum origine. (Bruxell. 1640. 4.) (*F. W. Theile.*)

GALLEN (St.). Canton. Geschichte. Die Geschichte dieses Schweizercantons, der im J. 1803 durch die von dem französischen ersten Consul Bonaparte den Schweizern gegebene Mediationsacte seinen staatsrechtlichen Anfang nahm, hat gleich derjenigen weit größerer Staaten, die aus der Verbindung verschiedener Landschaften hervorgingen, die Eigenthümlichkeit, daß mehre seiner gegenwärtigen Bestandtheile nicht nur während einer langen Zeit den Schicksalen anderer fremd blieben, sondern auch abweichende politische Richtungen befolgten. Gleichwol zeigt sich, wie in den meisten ähnlichen Staaten, schon bald nach der Zeit, aus welcher die Begebenheiten mit mehr oder weniger Gewißheit zur Kunde der Forscher gelangt sind, ein Kern, der fest steht. Das seither Hinzugekommene schließt sich an denselben an, und er verleiht der jetzigen Gesammtheit einen Namen, der seit bald 1200 Jahren selbständig ist, also weit länger als mehre der gegenwärtigen größern Weltstaaten. Eine auf historischem Grunde beruhende Darstellung der Begebenheiten des Cantons St. Gallen muß nothwendig sowol die Geschichte der Abtei St. Gallen, als die der Stadt dieses Namens, sowie auch diejenige seiner übrigen Bestandtheile wenigstens in ihren Hauptzügen enthalten.

Ungeachtet der Beschränktheit dieses Landes treten in der ältesten Geschichte desselben dennoch drei Völkerschaften auf, die aus verschiedenen Erdgegenden hervorgegangen, hier zusammen trafen, sich eine Zeit lang unterscheiden lassen, jetzt aber durch den ausgleichenden Lauf der Dinge in Eins zusammengeflossen sind, wobei die ursprünglichen Nationalitäten so verschwinden, daß geistige und physische Ungleichheiten sich nur noch auf die Verschiedenheit der Religion, der Bildung und der Beschäftigungen gründen. Soweit als die Geschichte reicht, finden wir zuerst in diesen Gegenden den rhätischen Stamm, dessen frühern Sitz man in Tuscien finden will, und es bleibt keinem Zweifel unterworfen, daß der rhätische Stamm und rhätische Verwaltung sich einst bis an den Zürichersee und nördlich bis an den Ort Pfyn (ad fines) an der Thur, nahe bei Frauenfeld im Thurgau, erstreckten, wo unter der römischen Herrschaft die Provincia maxima Sequanorum begann. Ein anderer Stamm war der helvetische, der dem Volke der Gallier angehörte und während der abwechselnden Schicksale der Länder sich an der Nord- und Westgrenze des jetzigen Cantons mit den Rhätiern vermengte; endlich die Teutschen, die durch die alemannische Eroberung als Gebieter festen Fuß im Lande faßten, und nachher durch die Franken vermehrt wurden. Was von den Römern noch übriggeblieben und nicht mit den Helvetischen in Eins zusammengeflossen sei, ist nicht mehr zu bestimmen. Um Sargans sollen die rhätischen Saruneten gewohnt haben. Viele Namen von Bergen, Gegenden, Ortschaften u. s. f. tragen noch jetzt das rhätische Gepräge, z. B. Calfeusen, Ragaz, Mels, Sargans, Bärschis, Greplang [1]), Schenis u. s. f. Ammianus Marcellinus (XV.) nennt die Rhätier Nachbarn des brigantischen (Boden-) Sees. Noch hieß Notker (um das Jahr 900) die Appenzellergebirge die rhätischen Alpen, und Wallafrid Strabo spricht im Leben des heiligen Gallus von Rhaetianis Romanis in der Gegend von St. Gallen. Die Namen Wallenstaad und Wallensee sind von den benachbarten Teutschen den rhätischen Gegenden beigelegt worden. Römische Alterthümer wurden in dem Umfange des jetzigen Cantons nicht zahlreich angetroffen; Münzen im Gaster, zu Kempraten bei Rappersweil, bei St. Mangen in der Stadt St. Gallen, zwischen Durstudlen und Oberbüren, als 1777 die neue Straße daselbst angelegt wurde. Die römische Straße durchschnitt den östlichen Theil des Landes und ohne Zweifel führte auch ein römischer Weg vom Wallensee nach der Statio Turicensis (Zürich). Gaster wird von Castra hergeleitet. Die Ortsnamen Brümsch, Seguns, Terzen, Quarten, Quinten am Wallensee sind von römischen Stationen hergenommen. Ob der Durchbruch in den Felsen des Hirschensprunges ein Römerwerk gewesen sei, wird durch Nichts bewiesen, ist aber nicht ganz unwahrscheinlich.

Die Verwüstungen, die von den Alemanen und den mit ihnen verwandten andern Stämmen, vielleicht auch von den Hunnen, über den größern Theil Helvetiens verbreitet wurden, müssen auch die nördlichen Gegenden des Cantons St. Gallen betroffen haben, da Ammianus Marcellinus den Zustand Thurgaus zu seiner Zeit als eine Wildniß schildert. Weniger hart mag der südliche Theil mitgenommen worden und daher auch mehr rhätische Namen und eine Zeit lang noch die rhätische Sprache zurückgeblieben sein. In den Zeiten, wo der Grimm der Feinde Nichts schonte, gewährten Wälder und Bergschluchten Vielen eine Zuflucht. Nachdem die Überwinder sich festgesetzt und das ganze Land erforscht hatten, traf das Loos der Leibeigenschaft die übriggebliebenen frühern Einwohner und bei der mildern fränkischen Eroberung nach dem Siege der Franken über die Alemannier bei Zülpich 496 wurden auch die bisherigen Herren die Untergebenen des neuen Herrschervolkes und seiner Könige. Die beiden letzten Überwältigungen brachten eine neue Sprache, die teutsche, und neue Gesetze in das Land. Der nördliche Theil gehörte zum Herzogthum Alemannien und wurde bei Theilung des Reiches mit Austrasien verbunden; der südliche Theil blieb bei Rhätien. Eine Urkunde des Kaisers Friedrich I. de Fin. Dioeces. Constant. vom J. 1155, die aber 500 Jahre jünger ist als König Dagobert, sagt, dieser fränkische Herrscher habe durch das am Monstein in den Fels eingehauene Zeichen des Mondes die beiden Landschaften geschieden, und die Sage will,

1) Grapa longa. Grap bedeutet in der romanischen Sprache Fels, Stein.

dieses Zeichen habe jener Stelle ihren Namen verschafft. „Inde per Firstum ad Rhenum ubi in vertice rupis similitudo lunae jussu Dagoberti Regis ipso praesente sculpta cernitur ad discernendos terminos Burgundiae et Curiensis Rhaetiae."

Durch die alemanische Besitznahme scheint das Christenthum, dessen frühere Ausdehnung in diesen Gegenden nicht bekannt ist, sich wenigstens größtentheils wieder verloren zu haben; denn noch im Anfang des 7. Jahrh. treffen wir nur heidnische Bewohner an. Die ersten sichern Spuren von der Ausbreitung des Christenthums und mit dieser zugleich die Grundlage einer wirklichen St. gallenschen Geschichte geben Männer, die aus dem fernen Britannien gekommen waren. Römische Cultur und das in dieselbe hinüber gegangene Christenthum waren in jenem Insellande weniger gestört worden als auf dem europäischen Festlande, wo die von Norden und Osten her einander vorwärts stoßenden barbarischen Völker roh, oft grausam und mit wilder Wuth gegen jede Cultur erfüllt, diese durch weite Gegenden größtentheils oder ganz vertilgten. Eine Gesellschaft solcher Männer, die dem asketischen Leben sich widmeten, war nach Frankreich hinübergegangen und aus ihrer Mitte begaben sich, von dem austrasischen Könige Dietbert ermächtigt, Columban und Gallus in das alemannische Helvetien, um das Volk zu lehren und zu bekehren. Als sie zu Wangen und Tuggen am obern Züricherfee in diesem Geschäfte thätig wurden, antworteten die Einwohner „unsere Götter haben bisher wol für uns gesorgt, wir verlassen sie nicht." Zugleich brachten sie denselben Opfer. Erzürnt ließen die neuen Lehrer diese in das Wasser werfen und legten Feuer in den Tempel. Aufgebracht gaben sich die Einwohner den Eingebungen des Zornes hin, doch weniger heftig, als dies in spätern Jahrhunderten bei Glaubensstörungen geschah. Sie schlugen den Columban und bedrohten Gallus mit dem Tode. Diese entfernten sich und verwünschten die am Alten Beharrenden, daß sie ihre Kinder überleben und hilflos dahinsterben möchten. Sie begannen nun ihre Lehren um Bregenz auszubreiten, mußten aber, als König Dietbert in einem Treffen umkam, auch hier dem Unwillen weichen. Columban ging nach Rhätien und gründete das Kloster Dissentis. Gallus ließ sich in dem Walde an dem Flüßchen Steinach nieder. Von zwei Schülern, Mang und Theodor, begleitet, baute er eine Wohnung. Mit Grundeigenthum beschenkt und von neuen Schülern unterstützt, entwilderte er die Gegend, führte neue Gebäude auf, setzte seine Lehre fort, für welche er sich in den ersten Jahren, weil er nur Latein sprach, der Dolmetscher bedienen mußte, breitete sein Bekehrungswerk aus und starb 640, nachdem er 26 Jahre lang in dieser Gegend thätig gewesen war. Seine Schüler hatte er nicht nur zum Beten und Lesen, sondern auch zum Arbeiten angehalten. Zu St. Gallen soll sein Leichnam begraben sein; dennoch sprechen auch Fulda, Wangen bei Olten und eine französische Stadt die Ehre an, sein Grab zu besitzen. Nach Wangen geschehen Wallfahrten.

In der Folge erhielt das Kloster Schenkungen von Grundeigenthum und Gefällen bis weit nach Schwaben und Franken, im Breisgau, bei Basel, im Innern der helvetischen Lande und selbst in der Lombardei. Die Schicksale des Abtes Othmar (gest. 759) sind ein Beweis, wie Anklagen, Ränke und Berechnungen der Großen in geistlicher Kleidung ebenso sehr als in weltlicher immer ihr Spiel trieben. Othmar wurde des Ehebruchs beklagt, verfolgt und die Wahrscheinlichkeit seiner Unschuld wird weniger durch die angeblichen Strafgerichte, welche die Verfolger und Ankläger sollen betroffen haben, als durch die Gier wahrscheinlich gemacht, mit welcher der Bischof von Constanz und andere Herren nach Othmar's Sturz die Besitzungen des Klosters sich aneigneten, die aber nach Othmar's Rechtfertigung demselben größtentheils wieder zurück erstattet oder durch Ersatz zum Theil nach längerer Zeit vergütet wurden. Gleichwol blieb das Kloster lange den Bischöfen von Constanz untergeordnet. Der Bischof bestellte den Klostervorsteher und unter ihm stand die Verwaltung. Groß sind die Vorwürfe, welche den Bischöfen und diesen Klostervorstehern gemacht werden, aber die Geschichtschreiber, bei denen wir diese lesen, sind Geistliche des Klosters St. Gallen. Von Kaiser Ludwig, dem Nachfolger Karl's des Großen, erhielt es das Recht der Bestellung seines Abtes wieder, ohne daß auch während der Verwaltung dieses Herrschers, den die Geschichte den Frommen nennt, eine päpstliche Gewalt sich in diese Verfügung zu mischen sich einfallen ließ. Die Ansiedelungen in den umliegenden Gegenden mehrten sich. Man hält den großen Flecken Altstetten im Rheinthal (Ringowe) für eine der ältesten. Weit umher war das Land nach St. Gallen pfarrgenössig. Von 820 an arbeitete sich das Kloster wieder empor; Abt Gothbert belangte die Inhaber der entzogenen Güter vor den Gerichten der königlichen Commissarien oder der Gaugrafen, und erhielt das Entzogene oder Ersatz dafür. Größtentheils selbst führten die Mönche von 830—835 die Kirche, welche man für sehr ansehnlich hielt, und nachher auch andere Klostergebäude auf. Der lange Friede, dessen das Land während der Zeit genoß, wo Frankreich und Teutschland unter Einem Herren standen, war dem Anbau und der Ausdehnung desselben bis in die Berggegenden günstig gewesen. Ihn störten die unruhigen Söhne des schwachen Kaisers Ludwig des Frommen. König Ludwig der Teutsche erscheint in den St. gallenschen Urkunden schon 833, noch während des Lebens des Vaters als Landesherr. Er beherrschte Austriam (den Osten) dahingegen Rhätien mit Italien seinem Bruder Lothar zufiel. Er entsetzte den Abt Barnwik, der es mit Lotharn, dem nachherigen Kaiser, hielt und machte den Pförtner Engelberg zum Abt, entfernte ihn aber wieder, als er aus der blutigen Bruderschlacht bei Fontenay 841 zurückkam, und übertrug die Abtswürde seinem Erzcaplan Grimwald, gestattete aber den Klosterbrüdern, weil dieser meistens sein Hoflager begleitete, noch während dessen Leben einen Nachfolger zu wählen. Hartmot, so hieß derselbe, besaß Kenntnisse und war ein Anverwandter des nachherigen burgundischen Königs Rudolf. Er legte später seine Stelle ab. Der König Arnulf entsetzte den Abt Bernhard, den er früher begünstigt hatte, als er in demselben einen Anhänger des

Gegenkaisers Berengar entdeckte und ließ an dessen Stelle den Salomon wählen. Wie andere Klöster diente St. Gallen auch als Staatsgefängniß; schon Karl der Große soll seinen unruhigen Sohn Pipin eine Zeit lang daselbst eingesperrt haben. Nachdem Karl der Dicke dem Herzog Hugo von Lothringen wegen seines Einverständnisses mit den Normännern die Augen hatte ausstechen lassen, sperrte er ihn zuerst zu St. Gallen ein.

In jener Zeit war das Kloster ein Sitz der Gelehrsamkeit. Kaiser Karl der Dicke, ein Gönner des Klosters, und seine Gemahlin benutzten dessen Bibliothek, die zuerst von Gozbert ausgedehnt, durch fleißiges Abschreiben bis auf 400 Bücher anwuchs und neben dem Verdienste der Erhaltung classischer Schriftsteller auch dasjenige hat, Bruchstücke der ältesten teutschen Sprache aufbewahrt zu haben. Jsto (gest. 871) galt für den kenntnißreichsten Mann seiner Zeit. Notker (gest. 912) war für sein Zeitalter ein Gelehrter. Sein Gedicht Media vita etc. hielt man so hoch, daß man glaubte, durch dasselbe sich vor dem Tode bewahren und dagegen seine Feinde zu Tode beten zu können. Die Synode von Cöln verbot Jedermann, dasselbe ohne Erlaubniß seines Bischofs zu singen. Rabert (gest. 897) galt für sehr gelehrt und stand der Schule vor. Tutilo, ein Freund der Vorhergehenden, war auch in der griechischen Sprache unterrichtet, zugleich Tonsetzer, Musiker, Baumeister, Maler, Bildschnitzer; ebenso verfertigte er getriebene Arbeiten. Waltram war Prediger und Dichter, Sintram Schönschreiber. Noch mehre Männer zeichneten sich aus. Auch Sternkunde, Dialektik und andere Fächer des Wissens wurden betrieben. Selbst vor theologischen Prüfungen fürchteten Männer sich nicht, die bisweilen das Kloster oder auch die christliche Gemeinschaft Republik nannten. Ihnen war bekannt, daß die Geistlichen ursprünglich gleich gewesen waren. Ränke und Befangenheit der Obern für solche waren auch jener Zeit nicht fremd. Sindolf, ein unwissender Ordensmann, wußte den Bischof Salomon durch Verleumdung gegen jene tüchtigen Männer einzunehmen und ging so weit, daß er ein von Notker schön geschriebenes Buch zerschnitt; die Chronikschreiber des Klosters hielten es für wichtig genug, aufzuzeichnen, daß er dem Notker die Weinkanne umgestoßen und dafür auf Befehl des Dekans im Convent geprügelt worden sei, und daß, als er des Nachts Raberten und Tutilo belauschen wollte, er von ihnen eine ähnliche Züchtigung erhalten habe.

Nach Arnulf's Tode wurde Rhätien mit Teutschland vereinigt, und das Kloster Pfäfers dem Kloster St. Gallen untergeordnet, das, uneingedenk seines frühern Kampfes mit den Bischöfen von Constanz, diese Begünstigung annahm und sich für gekränkt hielt, als Kaiser Otto I. 949 dem Convent zu Pfäfers erlaubte, wieder selbst einen Abt zu wählen. König Konrad I. besuchte und beschenkte das Kloster St. Gallen. Er kam zur Essenszeit und genoß von allen Speisen; indessen bedauerte man sehr, daß er nicht am folgenden Tage gekommen sei, weil er dann fabas nudas (Bohnen ohne Schoten) gefunden haben würde. Er blieb vier Tage lang. Weil er am Stephanstage angekommen war, setzt die St. gallische Chronik diesen Besuch nach der damaligen Gewohnheit, das Jahr mit Weihnachten zu beginnen, in das Jahr 912. Salomon, der noch in eilf andern Klöstern Abt war, und zugleich die Bischofswürde zu Constanz bekleidete, besaß Gelehrsamkeit, umgab sich mit Pracht, und hatte soviel Gewandtheit, daß er von dem Könige hoch begünstigt war. Dies und noch mehr die Geschenke, welche er von dem Könige erhielt, kränkten die Kammerboten (Oberaufseher der Kammergüter), die Brüder Berthold und Erchanger aus dem Stamme der Agilolfinger. Stolz auf ihr Herkommen, ihr Amt, ihre Waffenthaten gegen die Madgyaren und im Vertrauen auf die Hilfe ihres Neffen, des Herzogs Arnold von Baiern, glaubten sie das noch schwankende Ansehen des Königs stürzen zu können und verbargen ihren Unwillen nicht. Sie geriethen 914 auf offener Straße mit Salomon in einen Wortwechsel. Ihr Schwestersohn Leutfried bedrohte ihn mit dem Tode und machte einen Edelknecht nieder, der den Bischof zu beschützen gesucht hatte. Dieser wurde gefangen auf die Dieboldsburg, Erchanger's Wohnsitz, gebracht. Erschrocken behandelte dessen Gattin Bertha ihn mit großer Achtung und gedachte ihn entfliehen zu lassen. Mittlerweile wurden die drei Widersacher von den Getreuen des Königs überwältigt und gefangen vor die Dieboldsburg geführt, deren Besatzung man drohte alle drei zu tödten, wenn Salomon nicht freigelassen würde; dies geschah, aber jene wurden später dennoch mit dem Tode bestraft, ihre Güter eingezogen, das Herzogthum Schwaben errichtet, Burkhard zum Herzoge ernannt und die königliche Macht fester gestellt. Salomon beobachtete von dieser Zeit an eine erstere Lebensweise, ließ sich vom Papst Johann X. von dem Antheile, den er an dem Tode seiner Gegner haben möchte, durch eine Bulle lossprechen und starb 920 den 5. Januar.

Am 1. Mai 925 wurde das Kloster von einem Schwarme Ungarn oder Madgyaren heimgesucht; die Klosterbewohner waren mit ihren besten Sachen in die Berge entflohen und die Feinde verursachten, weil sie nicht zahlreich waren, und nicht lange zu bleiben wagten, keinen bedeutenden Schaden. Was die Hand der Barbaren nicht gethan, geschah 937 durch diejenige eines Schülers. Der Lehrer hatte ihn auf den Dachboden geschickt, um eine Ruthe zu seiner Züchtigung zu holen; der Junge legte aber, um der Strafe zu entgehen, durch glühende Kohlen daselbst Feuer an, welches die Schule, die Kirche, den Thurm und einen großen Theil der andern Klostergebäude verzehrte. Nach wenigen Jahren waren sie wieder hergestellt und ungeachtet dieser Anstrengungen fand man doch noch die Mittel, um in den funfziger Jahren das Kloster und einen weiten Raum, den die damals bereits erbauten Privatwohnungen noch lange nicht ausfüllten, mit Mauern und Thürmen zu umschließen. Im Innern des Klosters herrschte Entzweiung. Als der heilige Ulrich, Bischof von Augsburg, auf Befehl des Kaisers Otto I. den entwichenen Abt Cralo wieder einsetzte, wollte Victor, einer der Gegner, diesem das Evangelienbuch nicht zum Küssen darreichen. Ulrich ergriff den Victor bei den Haaren, um ihn zu Cralo hinzuführen; allein er warf das Buch von sich, lief in

die Clausur und die andern Klosterbrüder folgten ihm nach. Nicht ohne Mühe kam die Wiedereinsetzung zu Stande. Bald darauf entwich Victor; einen Edelknecht, der ihn zurückführen sollte, schlug er, daß er ohne Bewußtsein hinfiel. Ergrimmt stachen dessen Begleiter dem Victor die Augen aus; dagegen tödteten die Anverwandten Victor's den Edelknecht, ließen dessen Diener an einen Baum aufhängen, und stellten dem Eralo, den man als Anstifter der Mishandlung Victor's ansah, nach dem Leben, sodaß dieser bis an seinen Tod, 959, immer auf seine Sicherheit bedacht sein mußte. Noch wurden die wissenschaftlichen Arbeiten fortgesetzt; aber durch Bauen, kriegerische Unruhen, Fehljahre und die Verwüstungen, die ein Schwarm Räuber anrichtete, die man Araber oder Sarazenen nannte, und die vom mittelländischen Meere her durch die Gebirge bis in die Nähe des Klosters gekommen sein sollen, verarmte dasselbe so, daß es der Unterstützungen bedurfte. Der heilige Ulrich ließ mehre Male Wein hinführen. Als ein solcher Wagen von der Martinsbrücke mit den Zugochsen in die Tiefe stürzte, ohne Schaden zu nehmen, hielt man dies für ein Wunder und holte die gerettete Gabe in Procession ab. Durch neue Vergabungen und bessere Wirthschaft wurden die ökonomischen Verlegenheiten wieder gehoben. Abt Notker (gest. 981) vollendete den angefangenen Bau der Stadtmauern. Er errichtete für die Söhne und Vasallen seiner Edelknechte eine Schule und begünstigte dadurch die Richtung des Zeitalters, die ansehnlichern Klöster ausschließlich dem Adel zu eröffnen. Man übte auch Gymnastik. Notker belohnte die Fleißigen mit Waffen und Stoßvögeln, und ließ die Trägen mit Streichen züchtigen. Er baute ein prächtiges Behältniß für wilde Thiere und Vögel. An der Tafel ließ er sich von seinen Edelknechten bedienen. Dem Hausgesinde, das aus 170 Leibeigenen bestand, gab er zu ihrem Unterhalte statt des bisher üblichen Haferbrodes Roggenbrod, hielt aber auf klösterliche Zucht, doch ohne die Ordensregeln streng zu beachten. Gerhard (gest. 1001) gelangte durch Ränke zur Abtswürde und hielt schlechte Hausordnung, doch gelang es ihm durch Schmiegsamkeit und durch Bestechungen, die bei dem Kaiser gegen ihn eingebrachten Klagen niederzudrücken. Burkhard II., sein Nachfolger, machte die Fehler des Vorgängers wieder gut. Er hatte in seiner Jugend auf der Feste Hohentwiel von der Herzogin in Schwaben, Hedwig, Griechisch gelernt. Sie schenkte ihm auch eine Abschrift des Horaz, und als sie den Knaben küßte, machte er den Vers: nimis expavi duce me libante suavi. Er starb 1022 in Italien, wohin er den Kaiser Heinrich begleitet hatte, auf dessen zweitem Feldzuge. Als Kaiser Konrad II. den Abt des Klosters Stablo auffoderte, zu Verbesserung des Klosters St. Gallen demselben einen Abt zu geben, und dieser 1034 den Norbert sandte, waren er und noch mehre seiner fränkischen Begleiter nicht willkommen. Man wandte den Vorwurf der Trunkenheit, den die Franzosen später den Teutschen machten, auf sie an: a crapula Gallis ingenita inchoantes in miseranda inopia nos reliquerunt, sagen die Klosternachrichten. Norbert war der erste Abt, der Hauskriege führte, zunächst mit dem Bischof Romuald zu Constanz. Raub, Brand und Mord waren dessen unselige Folgen, bis der Herzog von Schwaben die Streiter versöhnte. Im J. 1061 stiftete er die Kirche und die Pfarre zu Appenzell und legte 1072 seine Stelle nieder.

Um diese Zeit erscheint zuerst der Name Toggenburg, der später durch die Grafen dieses Hauses in der Geschichte berühmt wurde, indem ein Edler des Landes schon früher an einem Berge zwischen dem Gonzenbach und dem Muselbach die Feste Dochinburg erbaute. Das Kloster Schennis hatte im Anfange des 9. Jahrh. Graf Hunfried von Chur gestiftet. Nach dem Erlöschen seines männlichen Stammes fiel die Kastvoigtei über dasselbe durch die Erbtochter Hemma an die Grafen von Lenzburg. Am rechten Ufer des obern Zürchersees stand die Stadt Rappersweil noch nicht, sondern sie wurde 1091 von dem Grafen Rudolf mit dem Schlosse erbaut. Die Grafen dieses Namens, die auf einer andern Burg am linken Ufer wohnten, und tief in die waldigen Gegenden des hinter ihnen sich erhebenden Gebirges hinein geboten, besaßen auch das mildere Land am rechten See- und Flußufer. Die rhätischen Grafen von Montfort herrschten beinahe über das ganze linke Rheinufer von Rheineck bis über Sargans, von da an den Wallensee und bis in den obern Theil des jetzigen Toggenburgs. Zwischen ihren Besitzungen findet man schon früh die Freiherren von Sar, deren Herrschaft sich auch über Wildhaus ausdehnte.

Bis auf diese Zeit trifft man in diesen Gegenden keine Spuren von päpstlicher Herrschergewalt, ausgenommen, daß Äbte sich um den geistlichen Schutz der Päpste bewarben und daß diese die Heiligsprechungen ausübten. Der König verlieh den Äbten ihre Würde durch Zustellung des Stabes, den die Abgeordneten des Klosters mit sich brachten [2]). Nicht nur Weltliche, sondern auch Geistliche behandelten kirchliches Eigenthum oft ohne Schonung. Man zerstörte im Kriege Kirchen und Klöster und stiftete bisweilen, doch nicht immer, neue dafür. Häufig wurden die Einverleibungen des den Kirchen und Pfarreien gewidmeten Eigenthums in dasjenige der Klöster (Incorporationen), sodaß für das Kirchengebäude, den Pfarrer und die Armen oft nur dürftige Ausstattungen übrig blieben. Bloße Edelleute gebrauchten bisweilen kirchliche Gebäude wie Behälter oder Scheunen und benutzten die Baumaterialien derselben zu eigenen Zwecken. Als die großen Kämpfe des Kaiserthumes und des Papstthumes begannen und Kaiser Heinrich IV. dem ebenso schlauen als entschiedenen Papst Gregor VII. durch jugendliche Unklugheit ein Übergewicht verschaffte, trafen schwere Schicksale das Kloster St. Gallen und seine Umgebungen, entwickelten aber auch große geistige Kräfte, die der höchsten Aufmerksamkeit der neuern Zeiten werth sind. Nach dem Tode des Abtes Ulrich II. machte Rudolf, Herzog von Schwaben, der vom Papste Gregor als Gegenkönig wider

2) Die Appellationen gingen von Constanz und Chur an den Erzbischof von Mainz. Von einer höhern Instanz sprechen die St. gallischen Nachrichten nicht. St. Gallen war ein königliches Kloster, Pfäfers eine Zeit lang gewissermaßen ein königlicher Kamergut.

den Kaiser Heinrich IV. war aufgestellt worden, den Leutold von Nellenburg, einen St. gallischen Klostermann, zum Abt; doch als der Kaiser im Juni 1077 in Schwaben ankam, mußte dieser weichen, und Heinrich setzte seinen Anverwandten Ulrich III., den Sohn Marquard's, des Grafen von Mörzthal und Avalanz, ein, der von den Klosterbrüdern, die ihrem Kaiser zugethan waren, freudig aufgenommen wurde. Sehr viele weltliche Herren hielten es mit dem Papste und daher auch mit dem Afterkönig; manche, weil sie hofften, durch die Schwächung der königlichen Gewalt ihre aus einer bloßen Reichsbeamtung hervorgegangene Stellung allmälig ganz unabhängig zu machen. Umgekehrt schlossen sich viele Bischöfe und Äbte fest an den Kaiser an, theils wegen seines Rechtes, theils um nicht von einer geistlichen Macht, die einst der ihrigen gleich und in der Folge nur wenig über sie erhöht war, ganz unterjocht zu werden. Für Rudolf stritten in dieser Gegend die Herzoge Berchtold von Zähringen und Welf von Baiern, die Grafen von Kyburg, Montfort, Marchdorf, die Edeln von Toggenburg, auch Leutold, Freiherr von Regensberg, des Klosters Schirmvoigt. Für Heinrich kämpften Ulrich's Bruder, Heinrich, Herzog von Kärnthen, die Bischöfe von Chur, Augsburg, Basel, Strasburg, Constanz und die Grafen von Lenzburg. Jene unterstützten daher auch den Leutold, die letzteren den Ulrich. Weil damals keine zahlreichen Heere auftraten, so waren die wenigen Hundert getreuen Dienstmänner Ulrich's für ihn von großem Gewichte. Er bezwang Bregenz, Markdorf, Kyburg, bemächtigte sich der Insel Reichenau, deren Abt der Bruder Leutold's, seines Gegners, war, eroberte seine Schlösser und nahm den Grafen von Marchdorf und den Sohn des Grafen von Kyburg gefangen. Der gegen ihn ausgesprochene päpstliche Bann hemmte weder Ulrich's geistliche Wirksamkeit, noch die Treue seines Volkes. Um 1080 wandte sich indessen das Kriegsglück. Er verlor alle entferntern Besitzungen und wurde auch zu Hause gedrängt. Vier Mal führte der Abt von Reichenau seinen Bruder zu St. Gallen ein. An der Weihnacht überraschte er die Stadt. Sie wurde geplündert, die Wohnung des Abtes niedergerissen und auf der Bernegg über der Stadt ein festes Schloß gebaut. Jedesmal entflohen die Geistlichen, doch wurde der Muth der Anhänger Ulrich's nicht gebeugt. Ein neuer Gegenabt, Werner, den Hermann von Lützelburg einsetzen wollte, nachdem er an Herzog Rudolf's Stelle getreten war, als dieser im Kampfe gegen seinen Herrn, den Kaiser, erst die rechte Hand und dann das Leben verloren hatte, konnte ebenso wenig als sein Vorgänger die Geistlichen und die St. gallischen Dienstmänner von Ulrich abwendig machen. Im J. 1085 kam Ulrich wieder zurück, versammelte seine Leute, nahm das Schloß Bernegg ein und zerstörte es; noch andere Festen mehr wurden erstürmt und die Verwüstungen in den Landschaften der Feinde erwiedert. Den Grafen Diethelm von Toggenburg schloß er in der Krätzernschlucht ein und gab wiederholte Beweise von Heldenmuth. Im J. 1086 erhob ihn sein Kaiser zur Patriarchenwürde von Aquileja und von Papst Wibert erhielt er die Weihe. Während seiner Abwesenheit überfiel Herzog Berchtold II. von Zähringen St. Gallen, mishandelte die Geistlichen und verwüstete die Gegend bis in das Gebirge hinein. Der Gegenabt Werner entsagte 1088 freiwillig seinen Ansprüchen und das Land genoß während weniger Jahre der Ruhe; aber nun bewog der Patriarch den Kaiser, den eingedrungenen Bischof Gebhard von Constanz zu entsetzen und an seine Stelle den Arnold, einen Grafen von Heiligenberg und Klostergeistlichen von St. Gallen, einzuführen. Die Unternehmung gelang, doch nicht ohne Gewalt der Waffen. Als aber der Kaiser von seinen Gehilfen verlassen, von seinem gegen ihn aufgewiegelten Sohne verstoßen, nachzugeben genöthigt war, mußte Arnold weichen und der Patriarch selbst die Lossprechung von dem Banne nachsuchen, den er und sein Land viele Jahre lang nicht hatten anerkennen wollen. Nachdem Heinrich V. sich auf dem Throne festgesetzt hatte, suchte auch er die Freundschaft und den Rath des Patriarchen, der ihm ebenso unerschütterlich zugethan wurde, wie früher dem Vater. Er begleitete denselben 1110 nach Rom, und ihm wurde von dem Kaiser die Bewachung des Papstes Paschalis und seiner Cardinäle übertragen, bis sie in die Krönung des Kaisers einwilligten und ihm in der Streitigkeit über die Investitur der Bischöfe entgegenkamen, die aber später wieder ausbrach. Ulrich starb 1122, nachdem er der Abtei 46 Jahre lang mit unerschütterlichem Muthe vorgestanden hatte. Das Land litt viel, aber nach dem Zeugnisse der St. gallischen Schriftsteller sorgte er auch aus Aquileja, wo er sich meistens aufhielt, wohl für das Kloster und das Land, und belohnte viele seiner Getreuen in den Gegenden seiner neuen Verwaltung.

Die Päpste benutzten sehr bald den im Investiturstreite erfochtenen Sieg, um ihre Gewalt auf Manches auszudehnen, was sie früher nicht angesprochen hatten. In Rom wurde entschieden, daß die königliche Kammer kein Recht auf das Kloster Pfäfers habe. In einem Streite des Klosters St. Gallen mit dem Kloster St. Mergen über die Kirche zu Metten-Zarten im Breisgau geschah es zum ersten Male, daß eine seiner Rechtsangelegenheiten von Mainz nach Rom gezogen wurde. In einer Bulle des Papstes Innocenz II., 1139, wird St. Gallen als dem römischen Stuhle angehörend betrachtet: „omnibus debitores sumus maxime iis, quos ad sedem apost. specialiter pertinere, et de ipsius proprietate constant existere“ (Bulla Innocentii II. 1139). Diese angeblichen Schuldner vergaßen aber sich selbst nicht. Die Päpste foderten Pfründen für ihre Begünstigten. Papst Cölestin III. bedrohte 1192 den Abt Ulrich IV., der auf eine solche Empfehlung nicht viel achten zu müssen glaubte, mit der Excommunication, wenn er einem gewissen Werner die Pfründe zu St. Leonhard nicht verleihen würde, und zwar aus dem Grunde, damit es nicht den Schein habe, als hätte sich der Bittsteller umsonst an den Papst gewendet. J. von Arx, Klostergeistlicher von St. Gallen, bemerkt hierüber in seiner Geschichte des Cantons St. Gallen I, 323: „Das Sonderbarste ist, daß Zucht und Wissenschaften in Klöstern, die unter der Aufsicht der Kaiser so schön aufblüheten, ganz zerfielen, sobald sich die Päpste mit derselben Handhabung beladen hatten, und

daß die Abtswahlen von der Zeit an, als die Päpste derselben Bestätigung an sich gezogen hatten, in St. Gallen oft zwiespaltig ausfielen und verderbliche Kriege nach sich zogen." Ulrich VI., ein Freiherr von Hohensax, der zu Bologna und Paris studirt hatte, wurde 1204 einmüthig gewählt. Er ließ sich von dem Könige Philipp, dem Hohenstaufer, bestätigen, war ein treuer Anhänger desselben und des hohenstaufischen Hauses und erhielt von ihm die Fürstenwürde [3]). Die sehr geschwächte Klosterordnung stellte Ulrich in Mehrem wieder her, aber ihm blieb nicht immer die Zeit frei für solche Beschäftigungen. Die Arboner, Untergebene des Bischofs von Constanz, machten auf einen Wald in der Nähe von Trogen Ansprüche und schnitten einem St. gallischen Gottshausmann, den sie in demselben mit Fällen von Holz beschäftigt fanden, einen Fuß ab. Weil St. Gallen ähnliche Ansprüche auf diesen Wald machte, ließ Ulrich sechs angesehene Männer von Arbon aufheben und auf ähnliche Weise verstümmeln. Hieraus entstand ein Krieg mit dem Bischofe Werner von Constanz, in welchem der Abt in der Nähe von St. Gallen bedeutenden Verlust und sein Land Verwüstungen erlitt. Die Arboner mußten ihre Ansprüche beschränken. Ulrich hielt nur selten Messe, dann aber mit Feierlichkeit. Sein Nachfolger, Rudolf I., ein Freiherr von Güttingen, soll der erste Abt gewesen sein, der Ablaß ertheilte. Er stürzte das Kloster in große Schulden. Konrad, ein Freiherr von Bußnang, den die Klosterbrüder 1226 ohne Theilnahme der adeligen Dienstleute, doch nicht ohne ihren Widerspruch, gewählt hatten, weil diese in der Regel einen starken Einfluß auf die Abtswahlen ausübten, war streng in Beziehung der Einkünfte, und bezahlte nicht nur die großen Schulden seines Vorgängers, sondern fand noch die Mittel, seine vielfachen Ausgaben zu bestreiten. Funfzehn Bürgern von St. Gallen, die sich geweigert hatten, die gefoderten Steuern zu bezahlen, ließ er die Häuser abbrechen. Seine Gestalt war ansehnlich, seine Neigungen kriegerisch. Dem Kaiser Friedrich II. blieb er unerschütterlich treu. Als Papst Gregor IX. den Sohn des Kaisers, König Heinrich, durch den Cardinal Otto von der Treue gegen seinen Vater abwendig machen wollte, weil dieser im Banne sei, wußte Konrad ihn in der Pflicht gegen den Vater festzuhalten. Gleichwol wirkte der kräftige Mann es bei dem Cardinale, dessen Künste er vereitelt hatte, aus, daß dieser ihm gestattete, die päpstlichen Visitatoren, die in vielen Klöstern Unruhe veranlaßt hatten, abzuweisen und als Abt Insul und Ring wie die Bischöfe zu tragen. Er erhielt von dem Kaiser und dem Könige ansehnliche Geschenke und stand im Reiche in großem Ansehen. Als es 1235 dem welschen Einflusse gelang, den Sohn Heinrich seinem Vater ungetreu zu machen, trennte Konrad sich von ihm, und als er vernahm, ein mit dem Sohne gegen den Vater einverstandener Herzog habe spottweise ihn einen todten Mann genannt, bat er sich von dem Kaiser die Erlaubniß aus, in dem Kriegszuge den Vortrab zu führen. Mit 200 Rittern und mehr als 50 Bogenschützen und Speerknappen that er dies so nachdrücklich, daß der Herzog ausrief: Wer ist der, der uns so schädigt? und daß er mit dem kriegerischen Mönche, dessen Leben er nun empfunden hatte, sich zu versöhnen suchte [4]). Die Herren von Toggenburg, die schon vor der Mitte des 11. Jahrh. Grafen genannt wurden, hatten auch außer der Landschaft, die jetzt Toggenburg heißt, ansehnliche Besitzungen und viele Dienstmänner [5]). Sehr angesehen war Graf Diethelm II., der das Schloß Toggenburg bewohnte; der ältere seiner beiden Söhne, Diethelm, Eidam des Grafen von Welschneuenburg, Vater bereits erwachsener Söhne, saß auf dem Schlosse Renggersweil. Rohen Gemüthes, hatte er schon seinen Vater gewaltthätig behandelt und auf die Mutter Guta einen Pfeil abgeschossen, als er 1226 seinen Bruder Friedrich, der von dem Kaiser geehrt, von dem Reichstage zu Cremona zurückkehrte und ihn besuchte, hinterlistigerweise ermorden ließ. Abt Konrad besuchte und tröstete den gebeugten Vater und begrub den Ermordeten in der Münsterkirche zu St. Gallen; der alte Graf schenkte dafür dem Stifte St. Gallen die Stadt Wyl und das Schloß Toggenburg mit vielen Gütern, und bestätigte diese Schenkung in Gegenwart Konrad's, des Bischofs von Constanz, des Landgrafen Ulrich's von Kyburg und vieler Edeln. Der Gram machte seinem Leben ein Ende, aber Diethelm III., der Mörder, obgleich von allem Volke verabscheut, nahm dem abwesenden Abt Konrad die Stadt und die Feste wieder weg und verwüstete ihm und seinen Brüdern ihre Besitzungen. Als Konrad zurückkehrte, die kaiserliche Acht und den Kirchenbann gegen ihn verkündigte, mußte ihm der Graf das Schloß Utznaberg als ein Pfand des Friedens einräumen. Hierüber entstanden neue Misverständnisse. Der Graf von Kyburg und der Bischof von Constanz verbanden sich mit Diethelm III.; vereinigt griffen sie plötzlich den noch am Hofe weilenden Abt Konrad an. Als die Nachricht davon zu ihm gelangte, sprach er: „Wenn die Katze aus dem Hause ist, so tanzen die Mäuse auf dem Herde." Unversehens war er wieder zugegen, fiel über die Gegner her, und zwang, von dem Kaiser und seinen Bundesgenossen unterstützt, sie zum Frieden. In Folge richterlichen Ausspruches mußte ihm Graf Diethelm das Schloß Utznaberg, wegen dessen der Krieg entstanden war, abtreten. Einige Zeit nachher erkrankte Konrad und starb nach langen Leiden 1239.

Über die Wahl seines Nachfolgers trennten sich die Capitularen. Die Dienstmänner, welche einen Hauskrieg

3) Die Angabe, daß Kaiser Friedrich II. ihn und das Kloster im J. 1213 besucht habe, wird dadurch unterstützt, daß Friedrich wirklich in dieser Gegend war, und sowol am 1. April als am 13. Juni jenes Jahres Urkunden in Constanz ausstellte; daß er aber damals einen Bärenorden gestiftet und den Abt zum Vorsteher desselben gemacht habe, ist sehr zweifelhaft.

4) Einige nennen den Herzog von Österreich; Küchenmeister mit ebenso viel Wahrscheinlichkeit den von Baiern. 5) Die romantische Legende von der Gräfin Ida, der Gemahlin des Grafen Heinrich, aus dem Ende des 11. Jahrh., ihr viele hundert Fuß hoher Sturz, ihre Erhaltung, der Hirsch mit den Lichtern an den Geweihen u. s. f., deren der einsiedlische Dekan Albert von Bonstetten 300 Jahre später zuerst erwähnt, können gegen die Waffen der Kritik nicht mehr gerettet werden, nachdem auch die rührende Inschrift auf Julia Alpinula denselben hat weichen müssen.

vermeiden wollten, drangen bei der damaligen Verwirrung im Reiche auf eine Entscheidung durch höhere geistliche Behörde. Der Papst übertrug sie dem Bischofe von Constanz und dieser ernannte den Walther, Freiherrn von Trutburg, der ihm dafür einige wichtige Urkunden zustellte, die das Kloster von dem Bischofe Salomon erhalten hatte. Walther's Charakter war ein Gemisch von Gutmüthigkeit, Schwäche und Unschlüssigkeit. Er brachte in kurzer Zeit die Ökonomie des Klosters in Zerrüttung. Durch Verrätherei nahmen ihm die Grafen von Toggenburg die Stadt Wyl weg, und noch vor dem Abflusse seines fünften Regierungsjahres legte er sein Amt nieder, um Dominikaner zu werden. Berchtold, Freiherr von Falkenstein, der ihm nachfolgte, trug das Gepräge seines Zeitalters. Der allgemeine Unwille über die Arglist der toggenburgischen Grafen machte die St. gallischen Dienstmänner bereit für die Wiedereroberung der entrissenen Stadt Wyl und verschaffte ihm auch andere Hilfe. Nach einer Belagerung, die fünf Wochen lang dauerte, mußte die Stadt sich ergeben. Mit den Grafen versöhnte sich Berchtold und gab dem Grafen Kraft I. eine Base zur Ehe, aber die Verräther verfolgte er unerbittlich und schleifte acht von ihren Häusern. Im J. 1247 ließ er sich vom Papste bewegen, gegen den Kaiser Friedrich und dessen Sohn Konrad das Kreuz predigen zu lassen, fand aber in seinen nächsten Umgebungen Widerspruch und verwickelte das Kloster in Fehden und große Kosten. Dafür überhäufte ihn der Papst mit Auszeichnungen, bewilligte ihm Inful und Ring zu tragen, verlieh ihm geistliche Vorrechte und incorporirte dem Kloster mehre reiche Pfarreien, deren Pfarrer sich nachher, wie an vielen andern Orten, kümmerlich ernähren mußten. Weil der Papst einen andern von seinen Anhängern, den Bischof Eberhard von Constanz, auch für seine Dienste belohnte, und die Begnadigungen, welche die beiden geistlichen Nachbarn erhielten, sich widersprachen, erbitterten Eberhard und Berchtold sich so, daß ein Krieg zwischen ihnen ausbrach, in welchem beide Landschaften nach allen Seiten mit Brand und Raub schwer heimgesucht wurden. Der immer gerüstete Abt hatte in diesem Kriege auch Hilfsmannschaft aus Schwyz und Uri. Kaum war der Friede vermittelt, so ließ der Abt den Grafen Kraft von Toggenburg und noch einige St. gallische Dienstmänner, die den Bischof unterstützt hatten, seine Rache fühlen. Ein neuer Zwist mit Constanz hätte beinahe noch ein Mal den Landesfrieden gestört, aber man beschränkte sich auf geistliche Waffen, bis endlich 1254 eine Ausgleichung erfolgte. Ungeachtet seines kriegerischen Sinnes kannte Berchtold den Werth der Gelehrsamkeit und bediente sich des Rathes und der Verwendung rechtskundiger und geschickter Männer.

In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts beruhte der Stamm der Grafen von Rappersweil auf den Brüdern Rudolf und Heinrich. Jener hatte auf dem Schlosse Neurappersweil seinen Sitz, war ein kräftiger Krieger und unterstützte den Abt von St. Gallen in den Fehden mit dem Bischofe von Constanz. Heinrich, der die Wandelburg bei Benken, oben am Zürichersee, bewohnte, machte große Reisen und Wallfahrten, stiftete das Kloster Wettingen und wurde Conventual desselben. Auch Rudolf stiftete und bereicherte Klöster. Nach Rudolf's Tode ließ Abt Berchtold die St. gallischen Lehen sogleich durch seine Kriegsleute besetzen. Mechtilde, die Witwe des Grafen, die sich schwanger befand, machte Einwendungen dagegen und wandte sich, nachdem diese fruchtlos geblieben waren, an ihren nächsten Anverwandten, den Freiherrn Rudolf von Vaz, der durch Söldner aus Rhätien, Glarus und Schwyz das St. gallische Kriegsvolk verjagen ließ und demselben bedeutenden Schaden zufügte. Durch die Geburt eines rappersweilischen Erben fiel jeder Grund zur Fortsetzung dieses Streites weg; doch erreichte der letzte schwache Sprößling des alten Stammes, Graf Rudolf, nur ein Alter von 23 Jahren und starb 1283. Die damaligen kriegerischen Zeiten erlaubten dem Abte keine Einmischung, und die ganze Erbschaft fiel an den Schwager des Verstorbenen, den Grafen Ludwig von Hohenberg. Abt Berchtold war überdies noch in manchen Zwist verwickelt; sein Nebenbuhler für die Abtsstelle zu Rheinau, Johann von Krenkingen, den er in jenem Kloster gefangen hielt, rettete sich durch einen Sprung in den Rhein, überraschte das Städtchen und nahm Besitz von der Abtswürde, ohne daß Berchtold ihn zu verdrängen vermochte. Die Lindauer hatten ihn zu ihrem Beschützer und Voigt angenommen; allein er handelte so eigenmächtig, daß sie ihn und sein Gefolge gefangen setzten und nur in Folge eines auf zehn Jahre geschlossenen Waffenstillstandes wieder losließen. Seine Bedrückungen machten, daß ein Theil seines Volkes sich gegen ihn verband, aber seine Wachsamkeit hatte die Wirkung, daß man nie loszuschlagen wagte.

Diethelm III., der Brudermörder, hatte sieben Sprößlinge des toggenburgischen Grafenstammes nach sich gelassen. Kraft I. beging manche Gewaltthat, und fiel 1245 durch die Hand eines Edelknechtes, Locher, der an ihm die Unbill rächte, die sein Bruder von dem Grafen erlitten hatte. Graf Friedrich II., Kraft's Bruder, schlug sich mit dem Grafen Hugo von Werdenberg herum, wobei Andere so wenig geschont wurden, daß z. B. das Münsterstift zu Zürich dadurch großen Schaden erlitt. Diese Grafen übten auch Räubereien aus, insbesondere aus dem wieder in ihren Besitz gelangten Schlosse Utznaberg, an der Straße, die aus Rhätien nach Zürich führt, bis die Züricher 1267 unter der Anführung des Grafen Rudolf von Habsburg, des nachherigen Königs, das Schloß nach einer langen Belagerung einnahmen und zerstörten.

Abt Berchtold's Regierung schwächte die Finanzen des Klosters durch manche Veräußerungen. Ein Theil seiner Unterthanen soll seinen 1271 erfolgten Tod mit Tänzen gefeiert haben. Zwei getheilte Wahlen, welche durch die Einmischung der Nachbarn nicht nur die äbtischen, sondern auch die umliegenden Gegenden in Krieg verwickelten und Raub und Brand zur Folge hatten, brachten das Stift in gänzliche Zerrüttung. Altartafeln und Kelche aus der Klosterkirche mußten verkauft werden und die Abtei büßte noch vieles Andere ein. Der 1282 einmüthig gewählte Abt Wilhelm, ein Graf von Montfort, vereinigte in sich große Eigenschaften, die nicht im-

nur beisammen sind. Um die Abtei von Schulden zu befreien, unterwarf er sich bedeutenden Einschränkungen; weil er aber seine Ordensbrüder auch einschränken und zugleich anhalten wollte, nicht als so geheißene Epistler und Evangelier zu leben, sondern sich zu Priestern weihen zu lassen, brachte er sie gegen sich auf. Sie fanden Unterstützung bei König Rudolf. Wilhelm hatte diesen beleidigt, weil er eine Einladung, ihn zu begleiten, nicht angenommen hatte. Rudolf, der bereits den Gedanken gefaßt, seine Familienherrschaft in diesen Gegenden auszubreiten und zu befestigen, ließ in der Nähe von Wyl die Stadt Schwarzenbach erbauen und nahm viele St. gallische Gotteshausleute in dieselbe auf. Die Schwarzenbacher reizten den Abt und trieben endlich den Bürgern von Wyl ihr Vieh weg. Jetzt sammelte Wilhelm seine Kräfte, griff die nebenbuhlerische Stadt an, eroberte sie mit Sturm, ließ sie verbrennen und die Bürger nach Wyl bringen. Sogleich erschien die habsburgisch-österreichische Macht vor Wyl. Durch mehre Stürme und eine fünf Wochen dauernde Belagerung vermochte Herzog Rudolf, der Sohn des Königs, nicht, die Stadt zu bezwingen. Wilhelm konnte den König nicht versöhnen; dieser brachte den Bann über ihn, sprach selbst die Acht aus, ernannte einen neuen Abt, den Konrad von Gundelfingen, und kam selbst nach St. Gallen, um diesen einzusetzen. Wilhelm, dessen Muth auch seine Getreuen stärkte, leistete beharrlichen Widerstand und wich erst 1289, da er sich verrathen sah. Als aber König Rudolf 1291 starb, so fand sich Wilhelm schon am neunten Tage nach dessen Tode wieder in St. Gallen ein. Der Unwille über die habsburgischen Bedrückungen und die Theilnahme, die ein Verfolgter bei kräftigen Gemüthern bald findet, verschafften ihm Gehilfen. Der Krieg und die Verwüstungen erneuerten sich, und 1293 wurde die Stadt Wyl von Herzog Albrecht erobert. Sie ging im Feuer auf, und alle Bürger, bis auf zwei, wanderten nach Schwarzenbach hinüber. Wilhelm war der einzige geistliche Fürst, der den König Adolf von Nassau wider den Gegenkönig Albrecht von Österreich unterstützte. Adolf belohnte ihn dafür und, was ihm das Liebste war, der König verpfändete ihm die St. gallische Schirmvoigtei. Auch in dem Kriege gegen Frankreich stand Wilhelm dem Könige bei. In der Schlacht am Hasenbühl bei Worms am 2. Juni 1298, die über den Besitz des Reiches zwischen Adolf und Albrecht entschied, befehligte er auf dem linken Flügel und kämpfte an der Spitze der Schwaben und seiner Getreuen im großen Schlachtgewühle, nachdem sein Pferd getödtet war, zu Fuß, bis er sich von dem Tode seines Königs überzeugt hatte. Er wurde gefangen, aber freigelassen. Seinen Dienstmännern vergütete er ihren Verlust, wie schon früher andern seiner Untergebenen, und fand dennoch die Mittel, neue Erwerbungen zu machen und das zerstörte Schloß Clanx wieder aufzubauen. Durch seine feste Haltung brachte er es dahin, daß die österreichischen Fürsten ihm zusagten, daß die Stadt und das Schloß Schwarzenbach geschleift und nicht mehr erneuert werden sollen, und daß sie die Wiedererbauung der Stadt Wyl gestatteten. Er starb indessen vor der Beendigung dieser Unterhandlungen den 13. Oct. 1301.

Damals waren nur noch sieben Conventualen im Kloster, welche schon lange die Bücher gegen die Waffen vertauscht hatten. Mehre der letzten Äbte konnten nicht schreiben, doch brachte der im 13. Jahrh. sich verbreitende Minnesang nicht nur unter dem weltlichen, sondern auch unter dem geistlichen Adel dieser Gegend viele Früchte. In Klöstern und Burgen las man das Nibelungenlied, Roland, Titurel, Parcival, den Zug nach Troja u. a. m. Unter den Minnesängern befanden sich ein Abt von St. Gallen, entweder Konrad oder Berchtold, Graf Kraft von Toggenburg, Graf Werner von Homburg-Rappersweil, Graf Hugo von Montfort u. A. m. Außer dem Kloster, vornehmlich am königlichen Hofe, trugen die Äbte oft weltliche Kleidung, und ihre eigene Hofhaltung war so kostbar, daß sie bisweilen in die Ferne gingen, um ersparen zu können. Die drückende Last der Schulden hatte die Folge, daß man sich durch den Papst von der Bezahlung derjenigen lossprechen ließ, „die nicht zum unmittelbaren Nutzen des Klosters gemacht, oder verwendet worden seien." Bereitwillig entsprach der Papst, aber diese Willkür bewirkte, daß Niemand mehr dem Kloster borgen wollte, wenn es nicht entweder auf bereits erhaltene, vornehmlich aber auf künftige ähnliche Befreiungen feierlich verzichte. Solche Schuldentilgungen, die auch in den folgenden Jahrhunderten stattfanden, sind die Veranlassung, daß man heutzutage noch in der Schweiz viele alte Schuldverschreibungen findet, in welchen in ausgedehnten Formeln auf jede ähnliche Loszählung Verzicht gethan wird und man sich gegen „alle arge Sünde" (Erfindungen) verwahrt.

Der Stadt St. Gallen gelang es, während des öfteren Zerfallens der äbtischen Finanzen und der innern Zerrüttungen, sich mehre städtische Freiheiten zu erwerben, und König Rudolf bestätigte ihr dieselben, doch saß noch um 1320 der äbtische Amman im Rathe. Im J. 1314 verzehrte eine Feuersbrunst das Kloster und die Stadt St. Gallen bis auf acht Häuser. Dreißig Glocken schmolzen und die Bürger schwankten eine Zeit lang, ob sie wieder bauen wollten; doch siegte der emporstrebende Geist. — Von der Mitte des 13. Jahrh. an scheinen die Freiherren von Sax sich in zwei Zweige getheilt zu haben. Der eine trat unter dem Namen Mossax sehr angesehen in Rhätien auf. Der andere besaß einst das linke Rheinufer von Grabs bis Rüti, den Rhein bis an das Schloß Blatten und noch einiges Entferntere. Sie nannten sich von Sax und später von Hohensax. Bei dem höhern Adel findet man schon bleibende Namen, während sie bei dem niedern noch wechselten. So erschienen z. B. zwei Brüder, welche das nämliche Wappen führten nach ihren Besitzungen, der eine unter dem Namen von Rorschach, der andere unter dem von Rosenberg.

Nach Wilhelm's Tode wurde die Abtswahl drei Male streitig, zuerst 1301 zwischen Heinrich von Ramstein und Ulrich von Trutburg, nachher 1319 zwischen Hitbold, Freiherrn von Werstein, und dem nämlichen Ulrich, der

beide Male zurücktrat, nachdem er für sich und seine Anhänger reiche Pfründen und Leben erhalten hatte. Das erste Mal war es zwischen ihm und Heinrich zu wirklichem Kriege gekommen. Dieser war 72 Jahre alt, als er sein Amt antrat. Er führte die Regierung fest, aber mit harter Hand, weil ihm sein Aufwand und die ungeheure Verschuldung der Abtei nichts Anderes erlaubten. Er ließ Schwarzenbach schleifen und die Einwohner wieder nach Wyl übersiedeln. Gleichwol gab ihm König Albrecht, der den Plan, die Macht seines Hauses in diesen Gegenden auszubreiten und festzustellen, beharrlich verfolgte, die Voigtei über Wyl nicht zurück, was nachher Kaiser Heinrich VII. that. Heinrich starb 90 Jahre alt. Hiltbold, sein Nachfolger, wurde so schwach, daß, um Misbräuche zu verhüten, ein Verwaltungsrath, bestehend aus einem Conventherrn, einem Dienstmanne und einem Bürger von St. Gallen, bestellt wurde, die das Abtssiegel in Verwahrung hatten. Bei seinem Tode waren nur noch fünf Conventualen vorhanden, von denen zwei den Berchtold von Falkenstein wählten, indessen einer für den Propst Ulrich von Enne stimmte. Jetzt mischte Papst Johann XXI. sich in die Wahl und setzte den Bischof Rudolf von Constanz als Pfleger oder Verwalter des Stiftes ein. Als Rudolf nach dem Tode des Gegenkönigs Friedrich von Österreich mit ganz Oberteutschland sich an Ludwig, den rechtmäßigen Herrscher, anschloß, belegte ihn der Papst mit dem Banne und bestellte den einsiedel'schen Conventualen Hermann von Bonstetten zuerst als Pfleger und 1333 zum Abt, unter Androhung des Kirchenbannes gegen die Dienstmänner und Gotteshausleute, wenn sie sich weigern würden, denselben anzuerkennen. Doch hielt auch Hermann sich an den Kaiser Ludwig, der ihm 1335 die Regalien verlieh.

Seit Langem her war der Besitz des Schlosses Grynau und des Dorfes Tuggen zwischen den Grafen von Rapperswil und denen von Toggenburg streitig, und mehre Male entschied darüber Waffengewalt. Durch die Aufnahme von 14 züricherischen Rathsgliedern, die eine Staatsumwälzung aus ihrer Stadt verdrängt hatte, und durch Vorschub, den er ihnen bei wiederholten Versuchen zur Herstellung ihrer Herrschaft machte, wurde Graf Hans von Rapperswil mit den Zürichern in eine blutige Fehde verwickelt. Diese belagerten Rapperswil und verwüsteten die Umgebungen. Jetzt glaubte Diethelm IV. von Toggenburg den Zeitpunkt geeignet, um jene streitigen Gegenstände dem Rapperswiler zu entreißen. Er verband sich daher Zürich und Schwyz, um mit deren Hilfe das Schloß Grynau zu überfallen. Graf Hans erspähte aber den Anschlag, legte sich am Buchberge in einen Hinterhalt, und als die Toggenburger und Züricher am 21. September 1327 sich ohne Vorsicht dem Schlosse näherten, überfiel er sie, trieb sie in die Schiffe zurück, brachte ihnen einen bedeutenden Verlust bei und nahm den Grafen Diethelm gefangen. Mittlerweile waren auch die Schwyzer angekommen. Die Züricher und Toggenburger faßten neuen Muth und stiegen wieder an das Land. Der Kampf erneuerte sich, und Graf Hans, den der frühere Sieg verwegen gemacht hatte, fiel mit 150 der Seinigen. Erbittert hieben die Geschlagenen den gefangenen Grafen Diethelm in Stücke; doch mußte Grynau sich ergeben und die Sieger überließen die Eroberung dem Grafen Friedrich III. von Toggenburg, dem Bruder des Ermordeten. Hans II. von Rapperswil beschenkte das Kloster Rheinau und vornehmlich dasjenige zu Rüti, überfiel dagegen den Abt Konrad von Einsiedeln in dessen Burg Pfäffikon, Rapperswil gegenüber, führte ihn gefangen weg und machte dabei eine große Beute. Bei der nächtlichen Unternehmung auf Zürich (Mordnacht) 1350, durch welche die gestürzte Regierung wieder hergestellt werden sollte, wurde er gefangen und erst nach einigen Jahren durch Verwendung des Kaisers Karl IV. wieder frei gelassen. Die Züricher eroberten Rapperswil, führten einen Theil der Bürger nach Zürich, zerstörten, um der Kosten einer Besetzung überhoben zu sein, die Stadt im harten Winter und trieben die Weiber und Kinder in das Weite hinaus. Graf Hans verkaufte 1354 Rapperswil dem Herzoge Albrecht von Österreich, der die Stadt und das Schloß wieder aufbauen ließ und der erstern bedeutende Vorrechte verlieh. Dieses gräfliche Haus erlosch 1408. Besonnener vermieden die Grafen von Toggenburg den Krieg, vergrößerten sich durch Kauf und Pfandschaften, und erhielten von den Königen die hohe Voigtei über die vereinigten nähern Besitzungen, deren Bestandtheile man später die Grafschaft Toggenburg nannte. Im 13. und 14. Jahrh. dehnte diese Familie sich auf zahlreiche Glieder aus. — Die Grafen von Werdenberg zertheilten sich in mehre Zweige. Der heiligenbergische besaß die Herrschaften Werdenberg, Rheineck, Rüti, das Schloß Freudenberg, die Reichsvoigtei über Altstetten, Bernang, Marbach u. a. m., auch Vieles in Rhätien und jenseit des Rheines. Die von Werdenberg-Sargans erwarben ebenfalls jenseit des Rheines und in Rhätien Herrschaften. Gleichwie früher die zwei Stämme Montfort und Werdenberg sich durch Kriege entkräftet hatten, schwächten jetzt auch die neuern Zweige sich durch Fehden unter sich und gegen Andere. Verschuldungen und Veräußerungen waren die Folgen davon. Im J. 1396 verpfändete Graf Hans das Sarganserland um 13,000 Gulden an Österreich. Herzog Leopold überließ es 1403 dem Grafen Friedrich VI. von Toggenburg als Afterpfand.

Die furchtbare Pest, die vor der Mitte des 14. Jahrh. ganz Europa durchzog, hatte die Folge, daß viele Höfe des Klosters St. Gallen ungebaut liegen blieben und das Kloster Pfäfers in seinem beschränkten Kreise über 2000 seiner Leute verlor. Abt Hermann zu St. Gallen (gest. 1360) erwarb sich durch Güte die Liebe der Untergebenen, vernachlässigte aber die Ökonomie des Klosters. Seinen Nachfolger Georg, einen Freiherrn von Wildenstein, drängte der päpstliche Bann, bis er eine beträchtliche Summe für seine Bestätigung zu erlegen vermochte. Seine festere Haltung reizte die Untergebenen, die bereits ihre Blicke auf die benachbarten, der Freiheit nachstrebenden, Eidgenossen warfen, zu Widersetzlichkeiten. Die Stadt Wyl und die Appenzeller traten durch ihre Vorsteher und mit eigenen Siegeln in einem Bunde auf, den der Abt 1373 mit dem Grafen von Montfort schloß, und die

Stadt St. Gallen erhielt von Kaiser Karl IV. viele Freiheiten, weil sie sich an ihn anschloß, während der Abt sich an Österreich hielt, und noch Mehres bewilligte ihr nach Georg's Tode der immer Geld bedürftige König Wenzel. Sogleich traten auch die vier, zum jetzigen Canton Appenzell gehörenden, so geheißenen Reichsländchen Appenzell, Hundweil, Urnäschen, Teufen dem schwäbischen Städtebunde bei, in welchen die Städte St. Gallen und Wyl schon aufgenommen waren. Die noch übrigen fünf Capitularen, weit entfernt, sich um die Nachfolge zu streiten, überließen es dem Küster, Nicolaus von Utzingen, einen aus ihnen zum Abte zu ernennen. Er wählte den Cuno (Konrad) von Stoffeln. Neue Widersetzlichkeiten der Untergebenen veranlaßten diesen Abt, das Bürgerrecht mit Lindau zu erneuern und in der Eigenschaft eines dortigen Bürgers klagend vor dem Städtebunde aufzutreten, dessen Urtheile ihm nicht ungünstig waren. Den stets in Geldnoth befindlichen König Wenzel vermochte er, den Freiheitsbrief, den dieser der Stadt St. Gallen gegeben hatte, zurückzunehmen, und erhielt für einen Theil seiner Lande das Recht, daß die Angesprochenen nur vor den Gerichten des Abtes belangt werden durften (Privilegium de non evocando), sowie auch, daß gegen die Person des Abtes nur bei dem Könige, oder dem Herzoge von Österreich Klage geführt werden könne. Cuno war streng in Bezug der Abgaben und Leistungen, insbesondere der Leibeigenschaft. Ein Leichnam wurde ausgegraben, um die Foderung des Todtenfalles zu befriedigen. Er besoldete seine Beamten schlecht, erlaubte ihnen, große Geldstrafen aufzulegen, wies die Klagen über Willkürlichkeiten derselben zurück, ließ diejenigen, die ihm entgegen gestanden waren, seinen Unwillen hart fühlen, und benahm sich stolz gegen Jedermann. Überdies gaben er und seine drei Conventualen durch Unsittlichkeit und ungeistliches Leben großen Anstoß, während die glänzenden Siege der Eidgenossen bei Sempach und Näfels das Volk immer mehr ermuthigten.

Im J. 1401 vereinigten die Stadt St. Gallen, viele Gemeinden des jetzigen appenzeller Landes und der äbtischen alten Landschaft sich durch ein Bündniß. Vermehrte Härte der Beamten und das Hetzen der Hunde gegen einen Bauer brachten die Gährung in Goßau zum Ausbruche. Einige Schlösser wurden von den Bauern eingenommen, denen die Stadt St. Gallen nicht beitrat, sondern zu vermitteln suchte. Auf dem Bundestage zu Ravensburg, den 24. Juni 1401, urtheilten die schwäbischen Städte zum Vortheile des Abtes. Dieser und die Stadt St. Gallen schlossen eine Übereinkunft, doch mehr zum Scheine. Die Bauern gaben nicht nach. Nun traten auch die Eidgenossen neben den schwäbischen Städten als Vermittler auf, und ein Ausspruch stellte die Ruhe her. Aus dem Canton Schwyz her ermuntert, setzten die Bergleute (die Appenzeller), die am meisten verletzt und zugleich die kühnsten waren, den Widerstand fort. Fest waren unter ihnen die Erinnerungen von Reichsunmittelbarkeit und dem frühern Ansehen der Väter [6]). Ein wohlgerüstetes Heer von 5000 Mann, zu jener Zeit eine starke Macht, an welche auch die Stadt St. Gallen sich anschloß, versuchte nach einigen gegenseitigen Feindseligkeiten am 15. Mai 1403 bei Speicher in das Gebirge einzudringen, wurde aber von 1800, meistens schlecht bewaffneten, Appenzellern, die von 300 Schwyzern und 200 freiwilligen [7]) Glarnern unterstützt waren, den Hohlweg hinunter und bis an die Mauern der Stadt zurückgeworfen, und erlitt einen bedeutenden Verlust, während die Sieger nur acht der Ihrigen einbüßten. Die Stadt St. Gallen betrauerte den Tod ihrer Vorsteher und vieler Bürger und mit diesen ihren Wankelmuth. Die Burg zu Appenzell wurde eingenommen und zerstört. Der ganze Thurgau erschrak. Die Sieger durchstreiften das Land zwischen dem Bodensee, der Thur und der Glatt, ließen das Volk der Abtei sich huldigen und duldeten dabei keinen Widerspruch. Cuno wirkte die Reichsacht und den Kirchenbann gegen die Schwyzer und Appenzeller aus. Die Stadt St. Gallen kam zwischen beiden streitenden Parteien sehr ins Gedränge und Wyl machte in Gemeinschaft der Seestädte 1404 Frieden ohne Zuthun seines Herrn. Dieser erhielt den Beistand des Herzogs Friedrich von Österreich, der am Fronleichnamstage 1405 aus dem Rheinthale über den Stoß gegen die Appenzeller heranzog; angeführt von dem Grafen Rudolf von Werdenberg, den österreichische Gewalt aus seinem Stammlande verdrängt und so mit Ingrimm erfüllt hatte, daß er sich den Bergleuten in die Arme warf, und die Kraft erhielt, den zu bestrafen, der ihn wie Nichts geachtet, erfochten diese über das herzogliche Heer einen Sieg, der ihren Namen noch furchtbarer machte. Die Österreich treu ergebene Stadt Winterthur verlor bei dieser Niederlage ihre Fahne, den Schultheiß Lorenz von Saal und 95 Geharnischte. Die nächste Waffenthat der Sieger war die Eroberung der Stadt und des Schlosses Werdenberg, die sie dem Grafen Rudolf wieder übergaben. Die Stadt St. Gallen hatte schon vor der Schlacht am Stoß sich aufs Neue mit den Appenzellern vereinigt. Vor diesen ging der Schrecken ihrer Waffen her. Ihre Gegner erlitten wiederholte Einbußen. Sie selbst drangen bis in das Tyrol und tief in Oberschwaben, wo Alles sich ihnen unterwarf. Nordwärts gingen ihre Züge bis an den Ausfluß der Thur in den Rhein. Im J. 1407 eroberten sie und die St. Galler Wyl und führten den von Jedermann verlassenen Abt Cuno, der eine Schuld von mehr als 100,000 Gulden dem Stifte aufgeladen und nicht einmal seine wenigen Leute ernähren konnte, wieder in sein Kloster. Das rücksichtslose Verfahren der Appenzeller, die bei Mäßigung gewaltig hätten bleiben können, weckte indessen den Georgenbund der schwäbischen Herren, und die Appenzeller erfuhren, was vor und nach ihnen Viele betroffen hat, die die Bahn der Klugheit verließen. Sie gingen wieder über den Rhein, belagerten neun Wochen lang Bregenz, ohne durch anhaltenden harten Frost und verderbliches Thauwetter sich schrecken zu lassen, bis sie am 13. Jan. 1408,

6) Man findet, daß Männer mit großen Bärten, was eine Auszeichnung der Angesehenen und Edeln war, in diesen Bergen wohnten und bei den frühern Äbten in Ansehen standen.

7) Ihr damaliger Bundesvertrag mit den Eidgenossen erlaubte ihnen noch keine unmittelbare Verbindung mit den Appenzellern.

von den Bundesverwandten überrascht, nach hartem Kampfe geschlagen und über den Rhein zurückgetrieben wurden. Alle Eroberungen gingen theils jetzt, theils später verloren. König Ruprecht stellte den Frieden wieder her, und am 6. Aug. 1409 entschied er zwischen dem Abte und den Appenzellern so, daß die Unterwürfigkeit weiter bestehen und die Appenzeller dem Kloster die Gefälle entrichten sollten. Immer unbiegsam, bedrohten die Erstern jeden, der sie zwingen wolle, mit Krieg, und noch 1410 fielen Feindseligkeiten zwischen ihnen und den Österreichern vor. Da sie den Bann nicht achteten und die Priester, die ihnen die geistlichen Verrichtungen nicht fortsetzen wollten, verjagten, oder mit dem Tode bedrohten, kam sogar Rom ihnen entgegen, und die Beichtväter erhielten durch ein Schreiben des Großpönitentiars 1410 größere Vollmachten.

Nach Cuno's Tode, 1411, war man unschlüssig, ob man einen neuen Abt wählen wolle. Endlich ernannte nach einem Monate, auf den Rath der Dienstmänner, von den zwei noch übrigen Capitularen, Heinrich von Gundolfingen und Jörg von Enne, der Letztere den Erstern. Dieser hatte Söhne [8]), aber weder Kenntnisse, noch höhere Weihen. Der Schweizerfeind, der gelehrte und kaustische Chorherr Hämmerlin, nannte ihn einen gekrönten Maulesel. Das Concilium zu Constanz setzte 1417 an die Stelle des gutmüthigen, aber wenig fähigen Mannes den Abt von Pegau aus Meißen, der nach einigen Monaten die Bürde zu schwer fand und seinen Kaplan, Heinrich von Mansdorf, 1419 zum Nachfolger erhielt. Jedermann unterwarf sich ihm, nur nicht die Appenzeller, denen Schwyz immer Hoffnung machte. Gleichwol entschieden die Eidgenossen, an welche der neue Abt sich wandte, am 6. Mai 1421, die Appenzeller sollen frei bleiben, die ökonomischen Verpflichtungen hingegen unter gewissen Ermäßigungen dem Abte leisten. Beharrliche Weigerungen brachten zuerst wieder den bischöflichen, endlich 1426 den päpstlichen Bann über die Appenzeller, deren Landesgemeinde aber beschloß, sie wolle nicht „in dem Dinge sein." Der päpstliche Commissar predigte gegen sie das Kreuz, und foderte alle Christgläubigen auf, gegen sie zu streiten. Er nannte sie „persequendos, exterminandos" (Decretum 1428, 21. Junii).

Graf Friedrich VI. von Toggenburg, der bisher diesem Kriege fremd geblieben war, weil er seinen Unterthanen, die er hart hielt, nicht traute [9]), wurde von den Appenzellern dadurch gereizt, daß sie einige seiner Angehörigen in ihr Landrecht aufnahmen. Durch seine Verbindungen mit Zürich und Schwyz im Rücken und im eigenen Lande gesichert und von dem schwäbischen Bunde aufgemuntert, griff er die Appenzeller an, zuerst vom Rheinthale her ohne Erfolg und mit Einbuße. Er hatte 1428 das Landrecht mit Schwyz erneuert und Zürich an seine Verbindung erinnert. Dieses mahnte die Eidgenossen, Nichts wider den Grafen zu thun, und ließ ihm Freiwillige zugehen; auch aus Schwyz, das bisher immer die Appenzeller unterstützt hatte, erhielt er jetzt solche. Durch Hilfe des Abtes, des Bischofs und des schwäbischen Adels unterstützt, unternahm er einen Angriff auf das äbtische Dorf Goßau, welches sich an die Appenzeller angeschlossen hatte. Diese eilten zu dessen Unterstützung herbei, stießen aber auf die wohlgeordneten und gerüsteten Scharen des Grafen, und mußten, ungeachtet der gewaltigsten Anstrengungen, mit Verlust von 82 ihrer muthigsten Streiter, unter denen zwei Söhne der beiden Landammänner waren, sich zurückziehen. Keiner wurde gefangen, Goßau aber von den Siegern verbrannt. Neue Raufereien mit ungleichem Erfolge entschieden Nichts. Bald bedeckte tiefer Schnee das Land und unterbrach die Feindseligkeiten. Die Heftigsten unter den Appenzellern waren in dem letzten Kampfe gefallen; man hörte wieder auf die Besonnenern; auch der Graf hatte die Kraft seiner Gegner kennen gelernt. Die Eidgenossen vermittelten einen Waffenstillstand, und auf Pfingsten 1429 wurde durch ihre und durch schwäbische Vermittelung der Friede zu Constanz geschlossen. Der frühere Schiedspruch ward bestätigt und näher erläutert. Die Appenzeller bezahlten dem Abte Egolf Blaarer, der 1426 nach dem Tode Heinrich's von Mannsdorf aus dem Kloster St. Blasien an die Verwaltung der verödeten Abtei getreten war, für Rückstände und Kosten 2000 Pfund Pfennige. Sie entließen die Goßauer und andere seiner Angehörigen aus ihrer Verbindung. Der Abt bewirkte dagegen auf seine Kosten die Aufhebung des Kirchenbannes. Die Grenzen zwischen den äbtischen Landen und den Appenzellern wurden ausgeschieden; diese bequemten sich, dem Kloster wieder Gefälle zu zahlen; doch gingen noch zwei Jahrhunderte vorüber, ehe ihre ökonomischen Verbindlichkeiten gegen die Abtei ganz berichtigt waren.

Der Graf Friedrich VI. von Toggenburg besaß die jetzige Landschaft Toggenburg, Utznach, die obere March Maienfeld, Marschlins, die Landschaft Davos oder das Brettigau eigenthümlich. Windeck (Gaster mit Wallenstaad und Ambden), das Sarganserland, Rheinthal, Feldkirch, Montfort, der Bregenzerwald und die Landschaft bis Dorrenbüren und Fußach waren ihm verpfändet, und aller Orten übte er eine strenge Herrschaft aus. Bei dem hohen Selbstgefühle, das ihm eigen war, würde es nicht leicht zu erklären sein, weswegen er in dem Bürgerrechte mit Zürich und dem Landrechte mit Schwyz beiden so große Zugeständnisse machte, wenn man sich nicht überzeugen müßte, die drohende Stellung der Eidgenossen und die Umgriffe seiner Nachbarn, der damals allgemein gefürchteten Appenzeller, haben ihn bestimmt, einen festen Rückhalt gegen äußere Feinde und gegen seine eigenen Unterthanen bei angesehenen schweizerischen Nachbarn zu suchen. Er erklärte in diesen Verträgen, daß ihnen seine Städte, Schlösser, Festen, Länder u. s. f. offen sein sollen, d. h. daß diese im Kriege von ihnen besetzt werden können. Er verhieß, ihnen Eroberungen zu überlassen,

---

8) Das Domcapitel und die Stadt Constanz widersetzten sich 1434, als Niclaus, einer derselben, von dem Papste zum Domherrn ernannt wurde, weil er ein Bastard und ein Priesterssohn sei. Ein päpstliches Interdict schlug den Widerspruch nieder. Niclaus erwies sich als Mann von Fähigkeiten und Kenntnissen und ließ den Doctor Hämmerlin sein Witzwort schwer büßen. 9) „Sie fürchteten ihn wie ein hauend Schwert," sagt Tschudi.

wenn ihre Banner dem Feldzuge beiwohnen würden, und, wenn er gemahnt werde, ihnen vor jedem Andern zuzuziehen (bewaffnete Hilfe zu leisten), das eidgenössische Richteramt anzuerkennen u. s. f. Beiden machte er Hoffnung auf Erwerbungen nach seinem Tode, weil er kinderlos war. Zürich und Schwyz bezeigten sich gegen ihn gefällig. Das erste machte keinen Gebrauch von der Bewilligung, die Pfandschaft über Windeck und Sargans einzulösen, die Kaiser Siegmund ihm ertheilt hatte. Als aber Friedrich zu Zürich einen Rechtshandel verlor und dortige Vorsteher sich anmaßend gegen ihn benahmen, neigte er sich auf die Seite der Schwyzer. Seinen Schwager, den Freiherrn Wolfhart von Brandis, setzte er in Gegenwart von Zeugen, doch nur mündlich, zum Erben von Toggenburg ein, bestimmte seiner Gattin Elisabeth mehr nicht als ein Leibgeding, und starb 1436, ohne über die andern Besitzungen zu verfügen. Der nach Unterbrechungen mit vermehrter Erbitterung geführte, so geheißene alte Zürichkrieg zwischen dem Canton dieses Namens und den sieben andern alten Orten (Cantonen) war die Folge dieser erledigten Erbschaft. Seine verderblichen Wirkungen trafen auch einen Theil der jetzigen St. gallischen Lande, insbesondere das Sarganserland. Der Sieg der Eidgenossen über die Österreicher bei Ragaz 1446 gehört dem Boden des jetzigen Cantons an. Durch Übereinkunft der Anverwandten des verstorbenen Grafen erhielten die Freiherren Hildebrand und Petermann von Raron das Land Toggenburg, der Freiherr von Brandis seinen Antheil in Rhätien; die Voigtei des Rheinthales wurde, um Geld zu Tilgung der Schulden zu erhalten, dem Konrad Payer überlassen. Das Sarganserland fiel durch Verwendung der Eidgenossen seinem alten Herrn, dem Grafen Heinrich von Werdenberg, zu. Schwyz und Glarus erwarben Gaster und Uznach und durch ein mit den Toggenburgern eingegangenes, 1440 von den Freiherren von Raron bestätigtes, Landrecht einen starken politischen Einfluß auf diese Landschaft, die dagegen von ihren neuen Herren wichtige Zugeständnisse und Erleichterungen zu erwerben wußte. Zürich trug nur Nachtheile und ein verwüstetes Land davon. Die Stadt Rappersweil, die, nachdem Herzog Friedrich von Österreich mit Acht und Bann war belegt worden, sich an das Reich ergeben hatte, um nicht unter die Herrschaft der Schwyzer zu fallen, unterwarf sich nach 27jähriger Unmittelbarkeit Österreichs Herrschaft wieder, als König Friedrich III. 1442 nach Zürich kam. Er verlieh den Rappersweilern den Blutbann und andere Vorrechte. Die Stadt St. Gallen beschenkte damals den König mit 800 Gulden, einem kostbaren Becher und 14 Stücken Leinwand, ließ sich aber ebenso wenig, als die Appenzeller, von ihm zu einer Verbindung mit Zürich gegen die Eidgenossen bewegen.

Abt Egolf zu St. Gallen führte in sein Kloster, von welchem jeder frühere Vorzug gewichen war, neue Geistliche ein. Ihre Zahl stieg allmälig auf zwölf; adelige Abkunft hörte auf die Bedingung der Aufnahme zu sein. Im J. 1451 schloß Abt Kaspar von Landenberg, um die Eidgenossen nicht fürchten zu müssen, ein Burg- und Landrecht mit Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus für alle seine Besitzungen zwischen dem Bodensee und dem Zürichsee. Er gibt in dem Bundesvertrage den Grund desselben folgendermaßen an: „Da wir in unserem gemeinen Capitel oft und dik gar eigentlich betrachten habind, daß wir und unser Gottshaus on Schirm der Weltlichen nit bliben noch bestan mogen." Er öffnet ihnen seine Schlösser, erkennt ihr Richteramt an und unternimmt ohne ihre Einwilligung keinen Krieg. Sie schützen den Abt, doch auf seine Kosten u. s. f. Das Burg- und Landrecht ist ewig. Später und bis auf die Staatsumwälzung hießen die benannten vier Cantone in der schweizerischen staatsrechtlichen Sprache die vier St. gallischen Schirmorte. — Um das Volk zur Beschwörung dieses Vertrages, mit dem es unzufrieden war, zu bewegen, ließ ihm die Abtei den Gewandfall und noch andere Verpflichtungen der Leibeigenschaft nach. Die Stadt St. Gallen, die dem Abte Kaspar nicht mehr schwur, darauf gestützt, daß sie dem Kaiser gehuldigt habe, auch bereits 788 Häuser zählte und durch den Leinwandhandel reich geworden war, trat 1454 mit Zürich, Bern, Luzern, Schwyz, Zug und Glarus in ein Bündniß, welches die Stadt unter den Schutz der sechs Orte stellte und diesen eine Oberleitung über die äußere Politik der St. Galler einräumte. Die Stadt wollte dem Abte sein Gebiet abkaufen; das Kloster sollte ein Chorherrenstift werden, und es war schon die Rede davon, aus dem neuen Staate einen Schweizercanton zu bilden. Das Capitel verweigerte seine Zustimmung. Die Stadt Wyl erschrak vor dem Gedanken, die Untergebene einer andern Stadt zu werden; auch der größere Theil der Unterthanen und die Appenzeller widersetzten sich diesem Verkaufe, den die Eidgenossen 1456 wieder aufhoben; doch erklärte ein Schiedsspruch Berns im folgenden Jahre die Stadt St. Gallen gegen Erlegung von 7000 Gulden von jeder Abhängigkeit von dem Kloster frei.

Abt Kaspar war vom Papste Eugen an die Spitze des Klosters befördert worden und nicht ohne Kenntnisse, aber man beschuldigte ihn der Begünstigung seiner Familie und der Verschwendung. Nach langem Widerspruche mußte er sein Amt niederlegen. Er hatte zuerst Unterstützung in Rom gefunden, allein die Eidgenossen, welche in ihrer Empfehlung der Beschlüsse des Capitels bei dem Papste sich „devotissimae creaturae" nannten, waren nicht für den Bundesgenossen gestimmt. Ulrich Rösch (der rothi Uli von den Zeitgenossen genannt) trat zuerst als Verweser, dann nach Kaspar's Tode 1463 vom Papste Pius II. als Abt erklärt, die Abtwürde an. Er war als Küchenjunge in das Kloster eingetreten, fing dann an zu studiren und arbeitete sich zum tüchtigen Manne empor. Mit kräftiger Hand ordnete er die Finanzen und die Verwaltung, und brachte die Unterthanen oder Gotteshausleute, deren manche seit dem Appenzellerkriege nicht mehr gehuldigt hatten, allmälig wieder zum Gehorsam. Er kaufte Herrschaften und Güter an, und löste viele Pfandschaften ein. Eine bedeutende Vergrößerung der Abtei war das Toggenburg, welches er 1468 um 14,500 Gulden von den Freiherren von Raron erkaufte. Die Toggenburger, welche befürchtet hatten, das Landrecht mit Schwyz und Glarus möchte sie zu Unterthanen jener

Länder machen, thäten diesem Verkaufe Vorschub; allein er hatte für sie schwere und für die Eidsgenossenschaft störende Folgen. Ulrich's Foderungen an die Stadt St. Gallen und die Appenzeller ermäßigten und entschieden die Schirmorte. Mit diesen nahm er 1460 an dem so geheißenen thurgauer und 1468 an dem waldshuter Kriege Theil, welche die Eidsgenossen gegen den Erzherzog Siegmund von Österreich führten. Um der Hilfe der Schirmorte gegen seine Umgebungen desto sicherer zu sein, erbat er sich von ihnen 1479 einen Stellvertreter, der Landeshauptmann genannt wurde. In dem Vertrage heißen die Schirmorte „Liebhaber der geistlichen Gewalt." Eins der wichtigsten Ereignisse während seiner Regierung war, nicht lange vor dem Ende derselben, der Klosterbruch zu Rorschach. Dem Manne, der gern durchgriff, wurde das Beisammensein mit der unabhängigen Stadt St. Gallen innerhalb derselben Ringmauer beengend. Nachdem ihm die Eidgenossen nicht gestattet hatten, ein neues, für das Kloster bestimmtes Thor in der Stadtmauer anzubringen, beschloß er, seinen Sitz nach Rorschach zu verlegen und daselbst ein großes Kloster zu erbauen. Zuerst machte Niemand Einwendungen dagegen und der Bau wurde 1487 wirklich begonnen. Er war schon weit vorgerückt, als die Stadt St. Gallen anfing, die Gründung einer neuen befestigten Stadt in Rorschach, Hemmung ihres Handelsverkehrs u. dergl. m. zu besorgen. Der Abt kehrte sich aber nicht an ihre Einsprache. Dafür regte sie nun auch die Gotteshausleute und die Appenzeller auf. Um den Einfluß des Abtes auf ihre Vorsteher unwirksam zu machen, legte sie alle Gewalt in die Hände des Bürgermeisters Varnbühler und Dreier Anderer. Im Sommer 1488 brachen plötzlich mehr als 300 St. Galler, 1200 Appenzeller, eine Anzahl Gotteshausleute und Rheinthaler auf die neue Anlage los. Unter dem Rufe „thut dem heiligen Gall einen Ehrentag" zerstörten oder verbrannten sie, was bereits erbaut war und tranken die Weinvorräthe, ohne andere Gewaltthätigkeiten auszuüben. Abt Ulrich, der seinen Schaden auf 13,000 Gulden schätzte, klagte bei den Eidgenossen, deren Ansichten abweichend waren, indem die Schirmorte es mit dem Abte hielten, die sechs übrigen Orte dagegen richterlich auftreten wollten, auch die Berner und Freiburger den Angeklagten Hoffnung gaben. Diese wollten sich nicht als fehlbar ansehen und die Gotteshausleute versagten dem Abte den Gehorsam, während die Toggenburger ruhig blieben. Endlich rückten am 2. Febr. 1490 die vier Schirmorte, nachdem sie die Toggenburger, Gasterer und Utznacher an sich gezogen, mit 8000 Mann in die alte Landschaft ein. Die von ihnen gemahnten Urner, Unterwaldner und Zuger folgten, doch nicht ganz bereitwillig, nach. Jetzt zeigte sich die Gehaltlosigkeit des übel berechneten Trotzes. Die Gotteshausleute erschraken und unterwarfen sich. Die Appenzeller waren nicht zu bewegen, ihre Berge zu verlassen. Die St. Galler hingegen brannten selbst 84 um die Stadt herstehende Gebäude nieder und leisteten Widerstand; doch entsank auch ihnen der Muth, als man die Stadt heftig beschoß. Am 15. Febr. wurde der Friede geschlossen, und das schirmörtische Heer zog mit vieler Beute heim, ohne die Stadt zu betreten. Diese mußte den Bund, den sie mit den Gotteshausleuten und den Appenzellern geschlossen hatte, aufgeben, dem Abte ein Stück Land abtreten und 4000 Gulden bezahlen. Dem Letztern räumten die Schirmorte die Befugniß ein, zu bauen, wo er wolle. Den Schirmorten mußte die Stadt 10,000 Gulden erlegen, Oberdorf, Andweil und Steinach überlassen, die dem Abte um 8000 Gulden verkauft wurden. Der hochgestandene Bürgermeister Varnbühler, der das Haupt der Bewegung gewesen war, wurde verbannt und verlor einen großen Theil seines Vermögens; er selbst klagte nun seine Vaterstadt bei den Reichsgerichten an. Ein Aufstand brachte neue Verwirrung in die Stadt und sechs Anführer büßten mit ihren Köpfen dafür. Die Schuldigen unter den Gotteshausleuten wurden angehalten, dem Abte 3000 Gulden zu bezahlen. Der Landschaft wurde untersagt, ohne Bewilligung ihres Herrn Landes- oder Gerichtsgemeinden zu halten, sich mit Jemandem zu verbinden u. a. m. Den Appenzellern wurde die Bezahlung von 4500 Gulden an den Abt auferlegt, und die Schirmorte machten das Rheinthal, welches die Appenzeller 1460 von den Pfandinhabern um 6000 Gulden an sich gebracht hatten, zu einer gemeinen Herrschaft, in deren Mitverwaltung sie Uri, Unterwalden und Zug aufnahmen. Abt Ulrich starb den 3. März 1491, 65 Jahre alt. Auf seiner Grabschrift las man neben anderm die Worte: „veste fuit Monachus corde Monarcha fuit." Die Einkünfte vermehrte er auf 26,000 Gulden; er hatte drei Söhne, denen er eine wissenschaftliche Erziehung gab. Große Lobeserhebungen und ebenso große Beschuldigungen und Vorwürfe der Zeitgenossen brachten sein Angedenken auf die Nachwelt.

Die Rappersweiler, welche dem Hause Österreich lange treu zugethan gewesen waren, hatten während des Züricherkrieges große Schulden auf sich geladen, ohne von ihrem Beherrscher, dem Herzog Siegmund, berücksichtigt oder erleichtert zu werden. Es bildete sich eine unzufriedene Partei, deren Anhänger von den österreichisch gesinnten Türken genannt wurden, indessen jene sich Christen nannten. Eine Anzahl Türken wurden in die Stadt Winterthur abgeführt, die fester als keine andere österreichische Besitzung im Schweizerlande der alten Herrschaft treu blieb. Herzog Siegmund gab die Gefangenen zwar wieder los, aber die Abneigung wuchs nichtsdestoweniger. Zürich lehnte das von Rappersweil nachgesuchte Burgrecht ab, Uri, Schwyz und Unterwalden nahmen dagegen 1458 und vollends 1460 Rappersweil mit denjenigen Rechten, die es unter Österreich besessen hatte, in ihren Schutz, d. h. unter ihre Oberherrschaft, auf und ließen nachher die Glarner auch in die Theilnahme eintreten. Herzog Siegmund wirkte den Bann über die Eidgenossen aus, diese aber nahmen ihm 1460 das Thurgau weg, und als er den Rappersweilern das, was er ihnen schuldig war, nicht bezahlte, erhielten sie von ihren neuen Schirmherren die Ermächtigung, sich an seinen Untergebenen zu entschädigen. Sie nahmen den Grafen von Sonnenberg, Truchseß von Waldburg, der durch ihre Stadt zur Tagsatzung nach Zürich ritt, gefangen, und er mußte

8000 Gulden für seine Freilassung bezahlen, ohne daß die neuen Schirmherren auf die Einsprache der übrigen Eidsgenossen achteten. Erschrocken über die Drohungen der von ihnen hart gehaltenen Unterthanen zogen die Grafen Wilhelm und Georg von Werdenberg, Herren zu Sargans und Ortenstein, es einem freundlichen Verhältnisse zu den Ihrigen vor, sie durch den Schutz fremder Macht zu schrecken. Sie gingen 1458 mit Schwyz und Glarus ein Landrecht ein, durch welches sie sich in Abhängigkeit von diesen Ländern versetzten und sich verpflichteten, daß auch ihre Nachkommen an dasselbe gebunden sein und ihre Herrschaften ohne die Einwilligung beider Länder nicht verkauft werden sollten. So theuer bezahlten sie die Befriedigung ihres Grolles gegen die eigenen Unterthanen. In dem Thurgauerkriege eroberten Uri, Schwyz und Glarus durch eine schnelle Waffenthat die Stadt Wallenstaad und die Schlösser Freudenberg und Nydberg, die Österreich noch im Sarganserlande besaß. Sie glaubten das Eroberte ausschließlich besitzen zu können, allein Zürich, Luzern, Unterwalden und Zug wurden durch die Entscheidung der übrigen Eidgenossen als Mitherren erklärt, und 1483 verkaufte Graf Georg, mit welchem sein Zweig des Hauses Werdenberg erlosch, diesen sieben Ständen seine Rechte über Sargans sterbend um 13,000 rheinische Gulden, wodurch sie die Landgrafschaft oder Landeshoheit erhielten.

Der Freiherr Ulrich von Hohensar errichtete 1488 mit Zürich ein Burgrecht für seine Herrschaften. Er fühlte sich so, daß er es wagte, auf den Kaiser Friedrich III. zwischen Constanz und Schaffhausen zu spähen, um durch dessen Festhaltung seinen Vetter, den Mötteli von Rappenstein, aus der Gefangenschaft zu befreien. Nur des Kaisers Schatzmeister fiel in seine Hände, gegen den ausgewechselt Mötteli die Freiheit erhielt, doch aber 15,000 Gulden durch sein unruhiges Benehmen einbüßte.

Die Stadt St. Gallen war vor dem Klosterbruche in einem blühenden Zustande. Sie sandte dem Kaiser in seinem Kriege mit Karl von Burgund 100 Mann in das Lager bei Cöln, während der Abt Ulrich nur 64 zu senden vermochte, die man auf den ersten Anblick für eine Gesandtschaft ansah. In dem glorreichen Siege der Eidsgenossen über Karl den Kühnen bei Grandson bildete die Stadt St. Gallen mit Bern und Schwyz die Vorhut. Ihre 200 Streiter eroberten fünf große Banner, 22 Rennfahnen u. a. m. Im Schwabenkriege 1499 war der Abt Gotthard Giel von Glattburg, der in ruhigen Zeiten Fröhlichkeit und Pracht liebte, thätig für die Sache der Eidgenossen; doch empfand auch die St. gallische Grenze die Verwüstungen des Krieges und die ganze Gegend fühlte, wie die übrigen Eidgenossen den Mangel an Salz, Getreide und Eisen, deren Zufuhr aus Teutschland gehemmt war. Den Appenzellern vergalten 1500 die sieben Orte, welche das Rheinthal beherrschten, ihre thätige Mitwirkung während des Schwabenkrieges dadurch, daß sie dieselben in die Mitherrschaft eintreten ließen. Gegen ihre Aufnahme in den Schweizerbund als Canton machte 1513 der Abt Franz umsonst Einwendungen. Das Capitel hatte vor seiner Ernennung eine beschränkende Wahlcapitulation verfaßt, doch ließ er sich nicht abhalten, selbständig zu regieren. Bald beklagten sich die Toggenburger über Willkürlichkeiten in der Verwaltung und ein Aufstand brach aus, als der Landvoigt einen Beklagten nicht gegen Bürgschaft losgeben wollte. Die mit Toggenburg verlandrechteten Cantone Schwyz und Glarus, Schirmorte des Abtes, an welche dieser sich wandte, schlugen 1510 den Widerspruch nieder. Es war den Toggenburgern nachtheilig, daß zur nämlichen Zeit auch die Gasterer einige Foderungen gegen Schwyz und Glarus erhoben, die 1469 Gaster und Uznach von dem Freiherrn von Raron angekauft hatten, wodurch das Landrecht in Oberherrlichkeit überging. Die beiden Stände wiesen auch diese Foderung zurück, denn sie hielten gleich den übrigen Eidgenossen genau an den Rechten, welche sie entweder von den Edeln erkauft, oder durch Eroberung erworben hatten. Der Abt nahm auch an den italienischen Feldzügen der Eidgenossen, an dem Erbvereine mit Österreich 1511 und an dem ewigen Frieden mit König Franz I. von Frankreich 1516 Theil. Nach der großen Schlacht bei Marignano 1515, wo die schweizerische Tapferkeit der französischen Übermacht und Ausdauer hatte weichen müssen, drang das Volk des Abtes bei der ersten Nachricht von dem schweren Verluste, gleich wie in mehren Schweizercantonen tumultuarisch auf die Bestrafung der Anführer: kaum war dieser Sturm beschwichtigt, als der Abt von den Nachgelassenen der Umgekommenen den Todtenfall foderte und dadurch eine neue Gährung veranlaßte. Die Schirmorte sprachen die Nachgelassenen von dieser Leistung frei. Indessen viele adelige Familien in dem Umfange der eidgenössischen Lande erloschen, oder ihre Besitzungen verkauften, stieg das Ansehen des Freiherrn Ulrich von Hohensar. Er hatte im Schwabenkriege mit den Seinigen kräftig für die Sache der Eidgenossen gefochten, an ihren italienischen Zügen Theil genommen und als Gesandter an den Kaiser und an den König von Frankreich ihnen Dienste geleistet. Die acht alten Orte beschenkten ihn dafür 1517 mit der hohen Gerichtsbarkeit über einen Theil seiner Besitzungen, die ihnen zugehört hatte.

Im 15. Jahrh. wurde allmälig die ganze männliche Bevölkerung waffenfähig und waffenpflichtig gemacht. Kriegsordnungen aus jener Zeit sagen: „wer bei einem Sturme (Landsturm) sich verbirgt, dessen Leib und Gut ist dem Nachbar erlaubt. Wer flucht macht oder fluchtsam wird, dem und denselben soll man die Häubter abhowen und ir Husgesind ganz vertriben und darzu sein Gut verfallen sin." Der tägliche Sold betrug im Burgunderkriege 18 Pfenning. Aus der Gesundheitspolizei nur folgendes. In der Stadt St. Gallen kostete nach der Taxe von 1488 ein Aderlaß 1 Kreuzer, das Ausbrechen eines Zahnes 1 Heller. Man unterhandelte über die Kosten der Herstellung. Ein Bürger von St. Gallen wollte dem Arzte das Verheißene nicht bezahlen, weil er durch Baden, was dieser ihm verboten, seine Gesundheit hergestellt habe. — Dem Abt Franz huldigten 1504 in der alten Landschaft ungefähr 4000 Mannspersonen und ebenso viele im Toggenburg, kaum der dritte Theil der gegenwärtigen Bevölkerung. Papst Julius II. entband

die Abtei auf immer der Pflicht, Pfarrpfründen zu verbessern. Sie ließ daher jeden neugewählten Pfarrer einen Eid leisten, daß er nie eine Verbesserung seiner Besoldung fodern werde. Kaiser Maximilian legte 1515 einen Beschlag auf das Geld, welches die Dominikaner durch den Verkauf des Ablasses in St. Gallen erworben hatten, und foderte ihnen den Ablaßbrief ab. — Die erste Anregung der durch Luther begonnenen Kirchenverbesserung geschah in diesen Gegenden durch den gelehrten Joachim von Watt aus St. Gallen, als er 1518 von der Universität Wien nach Hause kam. Abt Franz wirkte entgegen, doch machte die neue Lehre schon 1523 Fortschritte nach dem von Zwingli befolgten Systeme und fand mit geringen Ausnahmen daselbst allgemeinen Beifall, weil die Obrigkeit den Verbesserungen nicht, wie an vielen andern Orten, sich entgegenstemmte, sondern sie beförderte. In dem äbtischen Gebiete verband das Volk mit dem Streben nach kirchlichen Verbesserungen, dem Beispiele der teutschen Bauern folgend, dasjenige nach größerer politischer Freiheit und ökonomischen Erleichterungen. Man schritt rasch vorwärts, hörte nicht viel auf die Einwendungen des Abtes Franz und der eilf noch vorhandenen Capitularen. Am 23. Febr. 1529 schafften die St. Galler die Bilder aus der Klosterkirche weg. In der Protestation, welche ein Theil der der Kirchenverbesserung beitretenden teutschen Fürsten und Reichsstädte am 25. April jenes Jahres zu Speier ausstellten, finden wir unter den 14 Städten auch St. Gallen noch als Reichsstadt. Franz starb bald nachher den 21. März 1529. Sechs Tage lang verheimlichten die Capitularen seinen Tod und wählten am Charfreitage den Kilian Germann, genannt Käufi, einen Toggenburger. Wohl überlegt war die Ernennung dieses klugen und thätigen Mannes, der sehr zahlreiche Anverwandte im Lande hatte. Gleichwol fand er wenig Anerkennung bei der Mehrheit des Volkes. Zürich unterstützte mit raschem Eifer die Neuerungen, die es durch den 1529 mit den fünf Orten geschlossenen ersten cappeler Frieden schon für legitimirt hielt, und durch seine Übermacht feststellen zu können glaubte, und weil es die neue Abtswahl nicht anerkannte, das Volk der alten Landschaft als seine Schirmverwandten betrachtete. Es ließ aus eigener Macht und mit Beiseitsetzung von Luzern und Schwyz, die dem alten Glauben und dem Abte zugethan waren, die alte Landschaft den Schirmorten Zürich und Glarus huldigen und bestellte einen Landrath aus dem Volke, an dessen Spitze der schirmörtliche Landeshauptmann oder Stellvertreter stand. Es wurde festgesetzt, daß der Landeshauptmann bei seinem Eintritte die neuen Statuten beschwören müsse, und als der von Luzern, an welches jetzt die Reihe kam, dies nicht thun wollte, wurde er zurückgewiesen. Nur eine kleine Mehrheit der Gotteshausleute war der Anerkennung des Abtes entgegen, denn sehr Vielen misfiel es, daß Zürich der Landschaft nicht Selbständigkeit zugestanden, sondern auf die Regierung Einfluß haben wolle. Abt Kilian ging nach Schwaben. Der österreichische Landvoigt zu Bregenz drohte mit einem nachdrücklichen Angriff, aber das Volk stellte sich nun ihm entschlossen entgegen. Den 30. Aug. 1530 ertrank indessen Abt Kilian in der bregenzer Aa, durch welche er reiten wollte und am 19. Sept. wurde mit Einwilligung des Kaisers Karl V. und des Königs Ferdinand Diethelm Blarer auf teutschem Boden in der Meererau zum Abt gewählt. Nur allmälig fingen die Toggenburger an, sich selbst zu regieren, und Zürich und Glarus erlaubten ihnen, sich für 15,000 Gulden loszukaufen. Rappersweil, Gaster, Wesen und ein Theil des Sarganserlandes bekannten sich einmüthig oder durch Mehrheit zur Reformation; allein als der Religionskrieg zwischen den Eidgenossen 1531 ausbrach, und durch Verrath und unverständige Maßregeln der Züricher die Schlachten bei Cappel und am zuger Berge für die Reformirten verloren gingen, gewannen die Katholischen das Übergewicht. Rappersweil, Gaster und Wesen mußten zu dem frühern Glauben zurückkehren, die letztern unter Androhung der Verbannung oder der Todesstrafe. Bei der Mehrheit der Rheinthaler und in einem Theile des Sarganserlandes behauptete sich die Reformation. Den Abt Diethelm setzten die katholischen Stände in sein Kloster und in die Regierung der alten Landschaft wieder ein. Die Stadt mußte ihn entschädigen; aber noch lange dauerte bei einem Theile des Volkes die Abneigung gegen die äbtische Herrschaft und den gebotenen alten Glauben. Heftige Reibungen entstanden. Als der Pfarrer zu Golbach, ein Bekenner des neuen Glaubens, gegen die Verdrängung desselben predigte, spaltete Wilhelm Broger ihm mit einem Schlachtschwerte den Kopf. Er blieb nicht ungestraft; aber die That wurde durch ein Gemälde am Kirchthurme verewigt. Den Toggenburgern hatten die Anführer des katholischen Heeres bei Eröffnung der Friedensunterhandlungen schriftlich zugesichert, wenn sie aus dem Felde ziehen und sich ruhig verhalten, so solle ihr Loskauf aus der Herrschaft der Abtei bestätigt sein; allein diese Zusicherung wurde nicht gehalten. Die Toggenburger waren unter sich selbst nicht einig und mußten mit Vorbehalt einiger Gerechtsamen und der Religionsfreiheit unter die äbtische Herrschaft zurückkehren. Sie huldigten dem Abte 1538. Abt Russinger zu Pfäfers, der die Reformation angenommen hatte, trat zurück, erwarb sich die Nachsicht der katholischen Orte, und ließ sich durch den Weihbischof von Chur feierlich in seiner Klosterkirche lossprechen. Während es immer noch Mühe kostete, die katholische Religion in der alten Landschaft zu befestigen, dehnte sich die Reformation in der Herrschaft Sax aus und der Freiherr Philipp führte sie mit Zustimmung der bisher katholisch gebliebenen Gemeinden Sax und Saletz daselbst ein. Als die katholischen Orte gegen diese Maßregeln Einwendungen machten, ermahnte das bedächtlicher gewordene Zürich den Freiherrn, keine Gewalt zu gebrauchen, sondern Alles der Gnade Gottes anheimzustellen. (Schreiben vom 26. Heumonat 1565) und die Veränderung entwickelte sich ohne Störung. Seine Söhne Albert und Philipp theilten das Ländchen. Jener war katholisch, Philipp reformirt. Er stand eine Zeit lang in ausländischen Hof- und Kriegsdiensten. Nach seiner Heimkehr wurde er an einem Gerichtstage von Ulrich Jörg, seines Bruders Sohn, durch zwei Hiebe so verwundet,

daß er am 8. Mai 1596 starb. Der Thäter entfloh und wurde nachher wegen anderer Verbrechen zu Wien enthauptet. Als 1743 die steinerne Grabstätte des Ermordeten geöffnet ward, fand man den Leichnam ganz unverwest, die Haut gelblich und beweglich. Die Sage von einem Wunder und von der Entdeckung eines heiligen Leibes veranlaßte katholische Bewohner des teutschen Rheinufers, den Leichnam bei Nacht zu entführen und nach Frastenz zu bringen. Er wurde aber zurückgefodert und in dem Thurme zu Sennwald aufbewahrt, wo er, ganz hart geworden, allmälig in Blättchen zerfällt. Der Sohn des Gemordeten, Friedrich Ludwig, verkaufte 1615 die Herrschaft der Stadt Zürich um 115,000 Gulden und begab sich selbst in den Canton Zürich, wo seine Familie erlosch.

Der Abt Othmar, der 1564 dem Abt Diethelm nachgefolgt war, vertrug sich durch Vermittlung der Schirmorte mit der Stadt über verschiedene Gegenstände. Einige bisher gemeinschaftliche Verhältnisse wurden ausgeschieden. Der Abt erhielt 1566 die Ermächtigung, in der Ringmauer ein Thor anzubringen. Die Stadt wünschte nun die Aufführung einer Scheidemauer zwischen ihr und dem Kloster. Es geschah; doch wurde ein Thor, das nur des Nachts geschlossen war, zur Unterhaltung der gegenseitigen Verbindung in derselben angebracht. Im Kloster war man gegen die Mitte des 16. Jahrh. wieder zu wissenschaftlichen Beschäftigungen zurückgekehrt. Die Behörden verfuhren in der Handhabung der Rechtgläubigkeit und strenger Sitten mit großer Schärfe. Der eidgenössische Landvoigt im Rheinthale verurtheilte 1542 drei Männer, welche ohne vorher zu beichten, zur Communion gegangen waren, zum Tode. Dringende Fürbitten konnten nur eine Commutation in andere schwere Strafen auswirken. Im St. Gallischen und im Toggenburg, gleichwie in andern schweizerischen Gegenden, wurde das Tanzen und Zutrinken, im Toggenburg auch das Kegelschieben verboten. Im J. 1578 gerieth die Stadt mit den Appenzellern in einen seltsamen Streit. Der Abt, die Stadt und die Appenzeller führten in ihrem Wappen einen Bären. Die neu errichtete Buchdruckerei der Stadt hatte in dem Kalender, den sie herausgab, den St. gallischen Bären männlich, den appenzellischen weiblich dargestellt. Groß war die Entrüstung der Appenzeller, und als der Stadtmagistrat nicht sogleich darauf achtete, hingen sie vom Rathhause zu Appenzell das Landesbanner, ein Zeichen des Krieges, heraus, untersagten den St. Gallern in ihrem Lande Garn, Holz, Kohlen anzukaufen, belegten sie mit Steuern, verweigerten die Entrichtung des Zolles an den Thoren der Stadt, u. dgl. m. Der Abt Joachim wurde als Schiedsrichter angenommen. Die St. Galler zogen die Kalender ein und die Appenzeller nahmen ihre feindseligen Maßregeln wieder zurück.

Ernster und unheilbarer waren der Religionshaß und der Verfolgungsgeist. Der Papst ließ dem Abt Joachim durch seinen Staatssecretair schreiben: „Praefectis omnibus praecipere debes, ut in omnibus Catholicis faveant, haereticosque humilient. Hac enim ratione multorum conversionem merito sperabimus" (Collectan. Stiplin. N. 461. p. 187). Man erlaubte den reformirten Toggenburgern nicht, Katechisationen zu halten, Psalmen zu singen, Bettage zu feiern. Oft besetzte man erledigte Pfarrstellen lange nicht und gestattete dennoch keine Stellvertretung. Man wählte nur Katholiken zu Beamten, nahm viele katholische Bürger und Ansäßen auf und erzog die unehelichen Kinder katholisch. Nach großen politischen Kämpfen wurde 1632 dem Canton Zürich das Matrimoniale über die Reformirten und in Religionsstreitigkeiten das Recht gleicher Säze (jus eundi in partes) von den katholischen Ständen für die gemeinschaftlichen Landvoigteien, also auch für das Rheinthal, zugestanden. — Eine neue Erscheinung, nicht nur in den St. gallischen, sondern in vielen schweizerischen Gegenden waren die Durchmärsche, welche die katholischen Stände den Österreichern und Spaniern schon vor dem 30jährigen Kriege und während desselben die Reformirten einige Male den Franzosen nach Bünden gestatteten. Der innere Krieg der Eidgenossen 1656 berührt die Geschichte des Cantons St. Gallen nur dadurch, daß die Züricher am 7. Jan. die Belagerung der Stadt Rappersweil eröffneten, doch ohne dieselbe erobern zu können.

Nach dem westfälischen Frieden wurde es immer klarer, wie gefährlich es für die Eidgenossenschaft sei, in ihrer Mitte ein Kloster mit ausgedehnter weltlicher Herrschaft zu haben, das ein Reichsstand und dessen Abt ein Reichsfürst sei. Ungeachtet dieser Friedensvertrag die Unabhängigkeit der Eidgenossen anerkannt hatte, beschloß das Stift St. Gallen, zwar nicht Sitz und Stimme auf dem Reichstage anzusprechen, weil Steuerpflichtigkeit damit verbunden sei, doch aber im Empfange der Lehen und Regalien, in der Ablegung des Leheneides gegen den Kaiser und in der Nachsuchung der Bestätigung des Jus de non evocando und des Blutbannes fortzufahren. Das Kloster Pfäfers benahm sich auf ähnliche Weise. Der St. gallische Abt Gallus wandte sich wegen eines Jurisdictionsstreites 1657 an den Kaiser und erwirkte von ihm Ermahnungsschreiben an die Eidgenossen, und noch andere Schritte zeigten das Gefährliche dieser Doppelstellung.

Eine merkwürdige Erscheinung auf dem St. gallischen Fürstenstuhle war Cölestin I. aus der mailändischen gräflichen Familie Sfondrati. Er war ein Mann von Gelehrsamkeit und eignete sich die teutsche Sprache so an, daß er eine Zeit lang die Pfarrstelle zu Untereggen bekleiden konnte. Er bekämpfte in öffentlichen Schriften die vier Artikel der gallicanischen Kirche und war daher am Hofe Ludwig's XIV. nicht gut angesehen, als er 1687 zum Abte gewählt wurde. Hoch war sein Ansehen in Rom. Papst Innocenz XII. erhob ihn 1695 zur Cardinalswürde. Er begab sich nach Rom und starb daselbst schon am 4. Sept. 1696. Er und noch mehr sein Landeshofmeister, Fidel von Thurn, waren sehr thätig, um eine enge Verbindung der katholischen Eidgenossen unter sich und mit auswärtigen großen Mächten zu Stande zu bringen. Magazine sollten angelegt, Waffenvorräthe gesammelt, Geldbeiträge geleistet werden und ein Operationsplan auf den Fall eines Angriffes gegen die reformirten Stände wurde entworfen. Allein der Gedanke kam nicht zur Aus-

führung, weil mehre Stände eigne Vortheile suchten. Eine entgegengesetzte merkwürdige Erscheinung durch schnellen Umschwung der Politik war die Unterhandlung eines Bündnisses der Abtei St. Gallen mit Bern, zum Zwecke sich gegen französischen Einfluß zu unterstützen, dem die katholischen Stände sich damals ganz hingaben. Schon hatte das St. gallische Capitel eingewilligt, als Bern 1696 zurücktrat. Von 1688—1694 litt das St. gallische Land, wie ein großer Theil der Eidgenossenschaft, sehr durch eine harte Theurung, welche durch eine Getreidesperre von teutscher Seite und durch Miswachs im Innern veranlaßt wurde.

Zwei Fehden, die eine in der Schweizergeschichte unter dem Spottnamen des Herenkrieges, die andere unter dem des Kreuzkrieges bekannt, fallen in die Jahre 1695 und 1696. Als man zu Uznach drei unglückliche Weibspersonen als Heren zum Holzstoße führte und in der Ferne eine Staubwolke wahrgenommen wurde, verbreitete sich sogleich das Gerücht, die Züricher ziehen feindlich heran. Man fiel über die anwesenden reformirten Zuschauer aus dem Canton Zürich her und mehre davon wurden übel mishandelt. Bald ergab es sich, daß eine große Schafheerde den Staub aufgeregt hatte. Zürich war sehr entrüstet und wollte mit der Entschuldigung, die Heren hätten vor ihrem Tode noch ein Blendwerk gespielt, sich nicht beruhigen, doch stellte eine Entschädigung der Mishandelten den Frieden wieder her. — Ernsthafter war die andere Fehde. Bei einer Procession oder Kreuzfahrt, welche die äbtischen Unterthanen durch die Gassen der Stadt St. Gallen nach dem Kloster machten, wurde nicht nach den Verträgen gehandelt. Die Bürger machten Einwendungen. Das Vorgegangene erneuerte sich und man erhitzte sich so, daß Abt und Stadt sich gegen einander bewaffneten und die Hilfe ihrer Glaubensgenossen anriefen. Die Schirmorte traten in die Mitte, das künftige Benehmen bei den Processionen wurde durch einen Vergleich genauer geregelt und die Stadt, welche aus Besorgniß vor der Übermacht des Abtes sich zuerst bewaffnet hatte, bezahlte ihm 3200 Gulden an seine Kosten. Dem Abte Leodegar, der dem Cölestin nachgefolgt war, leistete der französische Gesandte kräftigen Vorschub, weil der Abt sich dem Interesse Frankreichs ergeben hatte.

Weit wichtiger als diese Raufereien waren die Verhältnisse, in welche die Abtei wegen ihres harten Verfahrens gegen das Toggenburg sich zuerst mit Schwyz und Glarus, dann gegen Zürich und Bern verwickelte, aus denen endlich der so geheißene Toggenburgerkrieg und eine wesentliche Veränderung der politischen Lage des Toggenburgs und der staatsrechtlichen Verhältnisse der bedeutendern Schweizercantone hervorging. Die erste Veranlassung war die von dem Abte Leodegar beabsichtigte Anlegung einer Straße durch den Hummelwald, die seinen Landen eine vortheilhafte Verbindung mit der innern Schweiz eröffnen sollte. — Fortwährende Bedrückungen und Plackereien in Religionssachen hatten die reformirten Toggenburger schon längst erbittert und eine harte willkürliche Regierung nicht nur sie, sondern auch die Katholischen mit Unwillen gegen ihre Herrscher erfüllt. Die Toggenburgische Gemeinde Wattweil, welche von dem Abte aufgefodert worden war, jenen Straßenbau zu unternehmen, besorgte, neuen willkürlichen Foderungen dadurch die Bahn zu öffnen und machte Einwendungen. Viele andere Toggenburger nährten dieselben Besorgnisse. Schon seit mehren Jahren war der Landweibel Joseph Germann, ein Katholik, der mit Kenntnissen und Rechtschaffenheit den Ruf der Frömmigkeit verband und der Achtung des Volkes genoß, durch die Daniederhaltung des heimathlichen Landes tief gekränkt. Er erforschte die alten Verhältnisse, verbarg seine Gefühle nicht und hatte deswegen bereits Warnungen von seiner Regierung erhalten. Auch jetzt schwieg er nicht still. Sechs Abgeordnete, welche die Gemeinde Wattweil an die Regierung von Schwyz gesendet hatte, um bei diesem, mit Toggenburg verlandrechteten, Canton gegen das Verfahren des Abtes Beschwerde zu führen, wurden von diesem 1701 mit Ehren- und Geldstrafen belegt und Germann als Staatsgefangener in das Schloß Warteck abgeführt. Fürbitter schickte der Abt mit der Bemerkung nach Hause, sie hätten für sich selbst abzubitten. Einige Capuciner, die bei dem Volke in Ansehen standen, sprachen von der Kanzel und bei andern Anlässen nachdrücklich gegen das Benehmen der Regierung. Um sich mächtigere Hilfe zu sichern und zugleich sowol die Eidgenossen als seine Unterthanen zu größerer Rücksicht gegen sich zu nöthigen, erneuerte Leodegar das mailändische Capitulat oder Bündniß mit Österreich. Der Kaiser Leopold I. nimmt in diesem Vertrage das Stift „mit besitzenden und abgerissenen Landen" in seinen Schutz und verspricht mit 2—4000 Mann dasselbe zu vertheidigen. Das Stift verpflichtet sich, in Kriegszeiten mit ebenso viel Mannschaft Constanz und Bregenz zu besetzen und mit Niemandem, der nicht die Lombardei vom Kaiser zu Lehen empfangen habe, dieses Capitulat zu erneuern, 1702. Die letzte Bestimmung bezog sich auf die damaligen Ansprüche des österreichischen Prinzen Karl, nachherigen Kaisers Karl VI., auf die spanische Monarchie. Das Volk von Schwyz war durch seinen Mitbürger, den Landvoigt Stadler, ganz für die Sache der Toggenburger eingenommen, und ungeachtet des Religionshasses gegen die Reformirten sagte man, wenn die Toggenburger auch Türken und Heiden wären, müsse man ihnen doch beistehen. Jener Anschluß der Abtei an den Kaiser hatte nicht nur die Schwyzer, sondern auch den größten Theil der übrigen Eidgenossen sehr erbittert, weil sie in demselben die Herbeirufung der Waffen und der Macht des Kaisers in die innern Angelegenheiten des Vaterlandes erblickten und in den Worten „abgerissene Lande" geheime Absichten zu entdecken glaubten. Die Appenzeller bezogen diese Worte unmittelbar auf ihr Land. Abgeordnete von Schwyz und Glarus erneuerten am 5. Juni 1703 zu Wattweil mit dem Volke der Toggenburger feierlich das beinahe vergessene Landrecht von 1440. 7000 Toggenburger von beiden Religionen beschworen dasselbe, indessen 700 Katholiken sich absonderten und Auskunft foderten. Jetzt wirkte der französische Gesandte der Abtei entgegen, während Bern beinahe allein sie auf der Tagsatzung vertheidigte. Der Abt, der nun einsah,

daß seine Verbindung mit Österreich ihn nicht schütze, näherte sich den Eidgenossen, doch nur mit Zurückhaltung, und Schwyz und Glarus hielten im April 1704 den noch widerstrebenden Theil der Toggenburger zur Beschwörung des Landrechtes an. Doch allmälig begannen die politischen Ansichten sich zu ändern.

Nicht nur Zürich, sondern auch Bern fing an, die Toggenburger zu unterstützen und nun wich der Unwille der meisten katholischen Stände den religiösen Betrachtungen. Sie foderten, daß Schwyz und Glarus das eidgenössische Recht (Richteramt der Eidgenossen) in ihrem Zwiste mit dem Abte anerkennen sollten. Beide Cantone widerstrebten; allein der größte Theil der Geistlichkeit zu Schwyz erklärte sich gegen die Toggenburger. Nichtsdestoweniger wählten diese, durch den langen Vorschub, den sie von Schwyz und Glarus erhalten hatten, ermuthigt und jetzt durch die Theilnahme von Zürich und Bern noch höher gestimmt, am 23. März 1707 in einer Landesgemeinde einen einfachen Landrath aus 80, einen dreifachen aus 240 Gliedern, eine aus sechs Landräthen bestehende Regierungscommission, und bestellten ein oberes Criminal- und ein Appellationsgericht. Die Reformirten fingen an, in kirchlichen Dingen sich freier zu bewegen, bei dem Gottesdienste die Psalmen zu singen u. dergl. Diesem widersetzten sich viele Katholiken und wandten sich wieder an den Abt, zugleich aber auch an Schwyz. Der erste gab wenig Hoffnung, das letzte versprach Unterstützung. Der Abt ließ nun Germann am 7. März 1708 wieder frei, nachdem er die Kosten seines Verhaftes bezahlt und einen Eid für sein künftiges Verhalten geleistet hatte. In Schwyz schalten die Geistlichen Stadlern öffentlich einen Landesverräther. Die große Volksgunst wich von ihm. Die geistlichen und weltlichen Volksführer, deren Einfluß er gelähmt und die er beleidigt hatte, siegten. Er wurde verhaftet und am 17. Sept. 1708 zu Schwyz enthauptet; doch vertheidigten ihn einige Geistliche und Manche aus dem Volke noch lange. — Eidgenössische Schiedsrichter konnten sich bei wiederholten Versuchen über eine Ausgleichung zwischen dem Abte und den Toggenburgern nicht vereinigen. Der Abt besetzte 1710 die Schlösser Iberg, Lütisburg und Schwarzenbach. Mistrauisch überfielen die Toggenburger dieselben und die schickten die Besatzung ihrem Herrn zurück. Jetzt ermahnte auf das Ansuchen des Abtes Kaiser Joseph I. die Cantone Zürich, Bern und Basel, in der Mediation wegen des Toggenburgs, die sie in Gemeinschaft mit drei katholischen Cantonsregierungen übernommen hatten, unparteiisch zu bleiben, widrigenfalls er sich wegen der Reichslehenschaft des Abtes annehmen müßte. Sie bezeugten in der Antwort ihre Liebe zum Frieden und erklärten, die Grafschaft Toggenburg sei immer als ein Theil der Eidgenossenschaft angesehen worden. Bereits hatte ein österreichisches Cuirassierregiment sich der Grenze genähert, als der frühzeitige Tod Joseph's I. 1711 die Lage der Sachen wesentlich veränderte. Durch freundschaftliche Zusicherungen sowol gegen die reformirten Cantone, welche die Toggenburger, als gegen die katholischen, die den Abt unterstützten, trug der französische Gesandte du Luc mehr zu der Vergrößerung der Uneinigkeit, als zu Hebung derselben bei. Indessen die große Mehrzahl der Reformirten und viele Katholiken sich fest an einander schlossen, gelang es im Frühling 1712 der Abtei, einen Theil der Katholischen des Unterlandes durch die Einwirkung der Geistlichkeit wieder an sich zu ziehen, und in den obersten Thälern widersetzten Reformirte sich der neuen Gerichtsverfassung. Die Abtei machte Kriegsrüstungen. Die Toggenburger besetzten hierauf die Klöster Magdenau und Neu-St. Johann, die sich zu militairischen Punkten eignen.

Diese Bewegungen führten den Toggenburgerkrieg herbei, in welchem Zürich und Bern den so geheißenen fünf Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug gegenüberstanden, von dem hier nur angeführt wird, was die Gebietstheile des jetzigen Cantons St. Gallen betrifft. Der Abt legte eine starke Besatzung in die wenig von der toggenburgischen Grenze entfernte Stadt Wyl. Die Züricher und Berner rückten vor dieselbe und nahmen sie nach einer Belagerung von wenigen Tagen ein. Die bewaffneten Scharen des Abtes lösten sich auf und überließen sich, wie dies bei Milizen und Landstürmen nach einem unglücklichen Ausgange oft geschieht, einer blinden Wuth und ermordeten ihren Anführer, den Oberstwachtmeister Felber. Die Züricher und Berner besetzten, ohne neuen Widerstand anzutreffen, die alte Landschaft, aus welcher der Abt sich nach Teutschland entfernte. Sie schonten das Volk und setzten eine Verwaltung ein. v. Arr sagt: „sie pflegten die Gerechtigkeit, berührten die Seiten der Religion nirgends und Alles ging besser, als man erwartet hatte." Die Waffen der fünf Orte waren nicht glücklich. In dem zu Aarau geschlossenen Frieden mußten sie Abtretungen machen. Bern wurde in die Mitregierung der Landvoigteien Rheinthal und Sargans aufgenommen. Uri, Schwyz und Unterwalden traten ihre Schutzherrlichkeit über die Stadt Rappersweil und deren Gebiet mit Vorbehalt der Rechte der Glarner an Zürich und Bern ab. Von dem Abte angerufen hatte der kaiserliche Hof diesen beiden Ständen ernstliche Vorstellungen gemacht und auf dem Reichstage ein Gutachten für Handhabung der gefährdeten Reichslehenbarkeiten und Gerechtsamen verlangt. Die beiden Stände sandten nicht ohne Erfolg Abgeordnete auf den Reichstag. Bern war zuerst zum Frieden geneigt. Zürich durfte nun nicht zurückbleiben; aber der Abt genehmigte den Friedensvertrag nicht, den Beauftragte im März 1714 zu Rorschach auf Ratification abgefaßt hatten. Auch verwarfen der Kaiser und der Papst auf Ansuchen des Abtes diesen Friedensvertrag. Zürich und Bern lehnten die auswärtige Einmischung ab. Abt Leodegar blieb unbeweglich. Die Besitznahme seiner alten Landschaft durch Zürich und Bern dauerte fort, bis Leodegar starb, dessen Nachfolger Joseph, ein Österreicher, aus Laybach gebürtig, 1718 den zu Baden im Aargau geschlossenen Frieden annahm, ohne auf die Drohungen des Reichshofrathes, das Abmahnen der katholischen Stände, des päpstlichen Legaten und des Bischofs von Constanz Rücksicht zu nehmen. Er erhielt seine Lande wieder. Das Toggenburg mußte sich seiner Oberherrschaft unter-

werfen; dennoch erhielt es eine Verfassung, die vor Willkür sicherte und die Reformirten vor Bedrückungen schützte. Der alte Germann wurde zum Obmann (Vorsteher) des Landraths gewählt. Nichtsdestoweniger waren viele Toggenburger, die seit 1712 gehofft hatten, ihr Land einen Canton oder wenigstens einen zugewandten Ort der Eidgenossen werden zu sehen, nicht befriedigt und Papst Clemens XI. sprach den Abt und alle seine Nachfolger von der Beobachtung des Friedens los, als wäre dieser nie geschlossen gewesen.

In der Herrschaft Werdenberg, die der ganz demokratische Canton Glarus, nachdem sie schon mehre Male ihre Herren gewechselt, 1517 von den Freiherrn von Höwen erkauft hatte und durch einen Landvoigt verwalten ließ, erwies sich die schon oft gemachte Erfahrung, daß die Herrschaft der freien Völker meistens drückender ist, als die eines Einzelnen, und daß die Freiheit sich rächt, wenn sie ihrem Wesen zuwider ein Vorrecht werden muß. Durch Leute, die Volksgunst zu erbuhlen suchten, irre geleitet, hatte die Landesgemeinde zu Glarus 1705 den Werdenbergern Rechte, welche der Rath zu Glarus früher ihnen zugestanden und während einer langen Reihe von Jahren anerkannte, wieder entzogen. Die Verwaltung wurde immer eigennütziger. Die Glarner glaubten sich durch das Benehmen der Untergebenen beleidigt. Gegenvorstellungen der Letztern, und die Verwendung Zürichs und anderer Stände hatten nur neue Härten zur Folge. Ohne ihr Unvermögen, den Glarnern widerstehen zu können, zu berechnen, verweigerten die Werdenberger die Huldigung, und zwei Mal, zuerst im October 1721, nachher im Januar 1722, zogen die Gebieter bewaffnet in das ungehorsame Ländchen. Die Einwohner entflohen in die benachbarten Gegenden, kehrten aber wieder zurück und unterwarfen sich. Schwere Geld- und Ehrenstrafen fielen theils auf das Land, theils auf die Anführer.

In der äbtischen alten Landschaft veranlaßten die Bezahlung der Kriegskosten und andere Verwickelungen eine bedeutende Gährung. Zürich und Bern unterstützten nun kräftig den Abt. Im Toggenburg entstanden noch manche Streitigkeiten theils über die Grenzen der oberherrlichen und der landschaftlichen Befugnisse, theils über die Religionsverhältnisse, bis 1759 durch die entgegenkommende Politik der Stände Zürich und Bern und einige Nachgiebigkeit des Abtes Cölestin II., der schon 1740 Joseph I. nachgefolgt war, ein Vergleich zu Stande kam, der aber einzelne spätere Misverständnisse von geringerer Wichtigkeit nicht hindern konnte. Die thätige Verwendung Chavigni's, des Gesandten Frankreichs, das jetzt eine allgemeine Versöhnung der Eidgenossen suchte, um alle für sich zu gewinnen, trug zu dieser Annäherung wesentlich bei. Mit den Appenzellern gerieth die Abtei im Anfange des Jahrhunderts und gegen das Ende desselben, wegen Zölle und Straßengelder in langwierige Streitigkeiten, die von den Eidgenossen vermittelt wurden. Nach dem Tode Cölestin's, eines tüchtigen Verwalters, wurde Beda Angehrn von Hagenweil zum Abt erwählt, ein gutmüthiger Mann, der, ohne Verschwender zu sein, dennoch die verderblichen Folgen der Nichtbeachtung seiner ökonomischen Kräfte wie schon manche Andere schwer fühlen mußte. Wichtigen Bauten, die sein Vorgänger begonnen hatte und die er ausführen mußte, fügte er noch neue bei. Löblich war seine Sorge für die Verbesserung des Schulwesens. Straßen, die er anlegte, waren zweckmäßig, aber dies kostete ihn bedeutende Summen. Für das Kriegswesen u. a. m. mußte er auch Vieles verwenden, und schon in den ersten Jahren seiner Regierung hatte ihn die Theuerung von 1770 und 1771, die zur Hungersnoth geworden war, zu großen Anstrengungen genöthigt. Er hatte Getreide in Italien ankaufen und mit vielen Kosten über die Gebirge kommen lassen. Die Auslagen zur Unterstützung des hungrigen Volkes wurden auf 300,000 Gulden berechnet. Die große Ausdehnung der Baumwollenfabrication im Toggenburg und im Rheinthale und der Leinwandweberei in der alten Landschaft hatten nicht nur die Bevölkerung sehr vermehrt, sondern überdies noch viele Hände dem Feldbau entzogen. Unversehens sah man sich von drückendem Mangel überrascht, als der ganz regnerische Sommer 1770 die Ernten zerstörte.

Während einer Reihe von Jahren wurden die Folgen dieser großen Ausgaben zu wenig beachtet. Man half sich dadurch, daß man Schulden machte. Als man aber genöthigt wurde, alte Auflagen zu vermehren und neue einzuführen, auch die Cameralverwaltung, die ganz in den Händen der Geistlichen lag, strenger wurde, sank das Ansehen Beda's bei dem Volke, und die Unzufriedenheit stieg, weil man wahrnahm, daß er geistlichen und weltlichen Beamten zu viel Macht gestattete. Der gleichzeitige Ausbruch der Staatsumwälzung in dem nahen Frankreich gab zu Gedanken und Hoffnungen den Anlaß, die unter andern Umständen weit beschränkter geblieben wären. Zuerst trat die Gemeinde Goßau mit vier nicht ungegründeten Beschwerden auf; die Regierung zögerte, und sie vermehrten sich auf 15, an denen das ganze Oberbergeramt Theil nahm, 1793. Die Unzufriedenheit dehnte sich nun noch über andere Gegenden aus. Man hielt Zusammenkünfte und brachte auch Beeinträchtigungen zur Sprache, die aus frühern Zeiten herrührten. Der Fürst ging nun der Bewegung entgegen und ließ 51 Ausschüsse wählen, welche die Beschwerden des Landes sammeln und ihm eingeben sollten. Ihre Zahl wuchs auf 61 Artikel an, wovon viele ungegründet waren. Ungeachtet das Capitel widerstrebte, machte Beda dem Volke Zugeständnisse, die er unter dem Namen eines gütlichen Vertrages auf einer am 23. Nov. 1793 zu Goßau gehaltenen Landesgemeinde bekannt machte. Nicht befriedigt durch die Besiegelung des Fürsten, foderten die Ausschüsse auch die Beidrückung des Siegels des Capitels. Nicht ohne Widerspruch eines Theiles seiner Glieder gab dasselbe seine Zustimmung, aber schon am 20. Jan. 1796 wurde an der Stelle, wo man das Siegel aufbehielt, in lateinischer und teutscher Sprache eine Verwahrung niedergelegt, in welcher das Volk rebellische Unterthanen genannt und ausgesprochen wird, daß bei gelegener Zeit das Kloster von den 41 Artikeln des gütlichen Vertrages ganz abgehen und dieselben nach Gefallen vernichten möge. Es ergab sich, daß die Schulden des Stiftes die Summe von einer Million Gulden bedeutend über-

stiegen. Über den Vergleich erhoben sich neue Zweifel. Zwischen den Bewegungsmännern im Volke und den Anhängern der Abtei entstanden leidenschaftliche Zwistigkeiten. Beda's gepreßter Lage machte am 19. Mai 1796 der Tod ein Ende; doch hatte er noch die Beruhigung, daß während dieser Bewegungen in der alten Landschaft die öffentliche Ordnung im Toggenburg nicht gestört wurde.

Schon am 9. Juni 1796 wählten die Capitularen beinahe einmüthig den Pancratius Vorster zum Abt, einen Bürger von Wyl, der zu Neapel von einer neapolischen Mutter geboren und ein entschiedener Gegner und Opponent Beda's gewesen war. Von ernstem und festem Charakter, dem Hergebrachten beharrlich zugethan, griff er sogleich tief ein, entließ die Ausschüsse und stellte die frühern Gemeindevorsteher wieder her. Seine Foderung, daß ein angeschafftes Landessiegel ihm ausgeliefert werden sollte, fand bei einigen der angesehensten Neuerer Widerstand. Auch seine einseitigen Auslegungen des Vertrages mußten nothwendig reizen. Zwei Freiheitsstrafen erregten einen Aufstand und führten den Volkshaufen bis an das Klosterthor, das man aber nicht zu erbrechen wagte. Die im Frühling 1797 zu Frauenfeld versammelten Repräsentanten der vier Schirmorte beschlossen, daß kein Landessiegel bestehen solle, erörterten die Widersprüche und verurtheilten die Schuldigbefundenen zur Abbitte bei dem Fürsten und zur Bezahlung eines Theiles der Kosten, die sich auf 16,281 Gulden beliefen. Die Gährung, welche bereits die Schweiz durchzuckte, die Unbiegsamkeit Pancrazen's und eine blutige Rauferei zwischen beiden Volksparteien veranlaßten eine Waffenhebung. Der Fürst rief die Schirmstände wieder an. Eine neue schirmörtliche Abordnung fand sich im Juni zu St. Gallen ein. Das Schwanken des Fürsten, seine heimliche Entfernung aus der Schweiz, ungeachtet er zu bleiben versprochen hatte, und die dadurch entstandene heftige Aufreizung des Volkes veranlaßten eine neue Vermittelung, die der Landschaft größere Rechte und einen Landrath gab. Pancraz sandte seine Zustimmung ein, doch mit dem Vorbehalte, daß ein versammeltes freies Capitel auch genehmige. Diese Zustimmung erfolgte; aber die neue Verfassung der alten Landschaft dauerte nur wenige Monate.

Die Einmischung der Franzosen in die schweizerischen Angelegenheiten und ihr Einmarsch in das Waadtland brachten auch die übrigen Gegenden des jetzigen Cantons St. Gallen in Bewegung. Das Toggenburg hatte schon im December 1797 größere Freiheiten gefodert, und verlangte im Februar 1798 Unabhängigkeit, die ihm am 10. von dem Capitel zugestanden wurde, nachdem die größern Schweizercantone bereits Gleichheit aller Bürger verkündigt hatten. Der Landrath der alten Landschaft hatte am 5. Febr. das Zugeständniß der Landeshoheit erhalten und verwandelte sich in eine provisorische Regierung des Cantons St. Gallen. Das Capitel behielt sich das Bürger-, Land- und Eigenthumsrecht und die geistliche Gerichtsbarkeit vor. Fürst Pancraz, der schon ein Jahr vorher die wichtigern beweglichen Theile des Eigenthumes des Klosters und das Bedeutendste aus dem Archive über den Rhein hatte bringen lassen, begab sich nach Bern, in der Hoffnung, von der bereits in Auflösung liegenden dortigen Regierung Rath und Hilfe zu erlangen. Als er seine Hoffnungen vereitelt sah, ging er über den Rhein nach Neuravensburg und verwahrte von dort her unterm 3. März bei allen Cantonen, von denen schon viele ganz revolutionirt waren, die Rechte seines Stiftes gegen die Unabhängigkeitserklärungen. Die Uznacher, Sarganser, Werdenberger und Saxer folgten allmälig der allgemeinen Bewegung, nachdem sie von den Cantonen, die ihre Herren gewesen, zur Theilnahme an der Bewaffnung gegen die Franzosen waren aufgerufen worden. Die Rheinthaler hielten am 11. Febr. eine Landesgemeinde und erklärten sich unabhängig. Gleich den demokratischen Cantonen hatten sich die Bewohner der nordöstlichen Schweiz, wie andere unterthänige Landschaften, zuerst gleichgültig gegen die Absichten der Franzosen bezeigt. Als man sich aber überzeugen mußte, daß es nicht blos auf die aristokratischen Regierungen abgesehen sei, sondern daß die ganze Schweiz in eine der französischen nachgebildete Republik umgeschaffen werden müsse, gedachten Viele in Verbindung mit den innern Cantonen bewaffneten Widerstand zu leisten. In der alten Landschaft und andern Orten mehr kam es zu tumultuarischen Auftritten; doch lähmten die Parteien sich gegenseitig, und die Franzosen zogen ohne Kampf ein. Die helvetische Constitution wurde angenommen. Die alte Landschaft, die Stadt St. Gallen, das untere Toggenburg, das Rheinthal, vereinigt mit dem Appenzellerland, bildeten einen Canton Säntis; Rappersweil, Gaster, Uznach, Sargans, Werdenberg, Sax und das obere Toggenburg wurden mit dem Glarnerlande, der March und den Höfen, die vorher zu Schwyz gehörten, in einen Canton Linth vereinigt. Mehr als je traten die Gefahren, welche aus dem Verhältnisse der Abtei St. Gallen für die Schweiz hervorgingen, und der uneidgenössische Sinn des Abtes Pancraz an das helle Licht, als dieser am 9. Juni zu Wien in einer Druckschrift bekannt machte, da das Verhältniß zu den vier Schirmorten sich aufgelöst, so bleibe das fürstliche Stift als ein exemter Reichsstand in seiner ehemaligen und bisherigen Verbindung mit dem heiligen römischen Reiche, folglich müsse es von der Schweiz, so lange diese nicht in ihre Verfassung eingesetzt sei, als ein fremder, oder als ein Theil eines auswärtigen Staates angesehen und behandelt werden; er mache jeden, der sich an demselben vergreife, verantwortlich. Diese Bekanntmachung wurde in den St. gallenschen Landen und in andern Theilen der Schweiz verbreitet. Am 17. Sept. erließen die helvetischen Behörden ein Gesetz, durch welches den klösterlichen Corporationen, die ihre Kostbarkeiten geflüchtet, der Unterhalt entzogen, und diejenigen Klöster, die von ihren Bewohnern verlassen worden, als aufgehoben betrachtet werden sollen. Wiederholten peremtorischen Auffoderungen zur Rückkehr und zu Wiedererstattung der geflüchteten Gegenstände wurde von dem Abte nicht entsprochen und hierauf das Kloster von der helvetischen Regierung für aufgehoben erklärt.

Sobald die Franzosen sich im Sommer 1799 in das Innere der Schweiz zurückgezogen und die Österreicher,

denen später die Russen nachfolgten, die östlichen Cantone besetzt hatten, kehrte auch der Abt Pancraz zurück. Die alte Landschaft und das Toggenburg mußten, ungeachtet der frühern Verzichtleistungen, ihm huldigen, und er benahm sich in seinem Verfahren überhaupt, sowol als gegen einzelne Personen, so hart, daß der Erzherzog Karl, Oberbefehlshaber des in die Schweiz eingerückten österreichischen Heeres, ihn zur Schonung ermahnen ließ. — Die Landschaften Rheinthal, Sargans u. s. f. verwalteten provisorisch sich selbst, bis die Niederlage der Russen bei Zürich am 25. Sept. und ihre Folgen die helvetische Verfassung wieder herstellten. Im Mai 1801 gab der Geschäftsführer des Abtes dem Reichstage zu Regensburg eine Denkschrift ein, die ganz im Sinne jener oben angeführten aus Wien abgefaßt war. Zur nämlichen Zeit foderte der Abt die helvetische Tagsatzung auf, die Repräsentanten seiner Lande aus ihrer Mitte wegzuweisen, bedrohte diese als Rebellen, und erklärte, der lüneviller Friede gehe seine Lande Nichts an, seine Unterthanen seien nicht als Schweizer zu betrachten u. s. f. Als die Misstimmung, welche der Wechsel ephemerer Regierungen und ihrer schwankenden Systeme unter dem schweizerischen Volke hervorgebracht hatten, im September 1802 in die sogenannte Insurrection überging, bei welcher Führer und Geführte nur für Verjagung des damaligen Phantoms einer helvetischen Regierung einig, dagegen aber in Absicht auf das, was wieder aufgebaut werden sollte, von höchst ungleichartigen Planen erfüllt waren, hatte Pancraz schon gedruckte Proclamationen in Bereitschaft, durch welche seine Unterthanen, selbst die Mittelbaren im Thurgau, zur Rückkehr unter seine Herrschaft, mit Androhung fremder Gewalt, aufgefodert wurden. — Die St. gallischen Landschaften schickten sich an, in die Verhandlungen der Tagsatzung einzutreten, die in Schwyz an Verfassungsarbeiten kreißte, als nach wenigen Wochen die bewaffnete Dazwischenkunft des ersten Consuls einen helvetischen Schattenstaat noch ein Mal herstellte, bis 1803 seine Mediationsacte demselben ein Ende machte. Während der Verhandlungen zu Paris hatte Pancraz sich zum Zwecke seiner Herstellung auch an Bonaparte gewandt, und dabei die Verhältnisse so vergessen, daß er sich darauf stützte, seine Lande gehören zu Teutschland.

Schon am 15. April 1803 waren die obern Behörden des neugeschaffenen Cantons St. Gallen ernannt. Sie begannen sogleich thätig zu wirken, und es gelang ihnen in kurzer Zeit, ein gemeinschaftliches politisches Leben in die Mehrheit einer Bevölkerung zu bringen, die von selbst sich nie vereinigt hätte. Immer noch von der Hoffnung erfüllt, seine alte Stellung größtentheils behaupten zu können, und auf die nachdrückliche Unterstützung des Papstes Pius VII. vertrauend, wies Pancraz den Antrag der neuen Regierung, das Kloster St. Gallen wiederherzustellen, zurück, und wirkte auch dem Vorschlage, in demselben ein Bisthum aufzurichten, selbst in Rom entgegen, sodaß endlich, mit Gutheißung des Kaisers Napoleon, der St. gallische große Rath 1805 in Bestätigung des helvetischen Beschlusses das Kloster als aufgehoben erklärte. Das Staatsvermögen wurde von dem klösterlichen abgesondert und der weit über eine Million Gulden sich belaufende Betrag des letztern ausschließlich für die kirchlichen und Erziehungsbedürfnisse des katholischen Bekenntnisses bestimmt, obgleich die finanziellen Kräfte des Cantons sehr gering sind. Um dieser finanziellen Beschränktheit zu Hilfe zu kommen, wurde die Verwaltung wohl geordnet, und man fand dennoch die Mittel, für das Kriegs- und das Erziehungswesen Manches zu thun, Straßen und Brücken zu bauen u. a. m. Die Gesetzgebung blieb nicht unwirksam. Im Forstwesen, in der Staatspolizei überhaupt, wurde Vieles geleistet, was bei dem frühern Mistrauen zwischen den Regierenden und den Regierten nicht leicht möglich gewesen wäre. Die berühmt gewordene Trockenlegung der Umgebungen des Wallenstaadersees und der beiden Linthufer, deren Versumpfung den Anwohnern des Cantons St. Gallen und Glarus gleich verderblich war, erhielt die wesentlichste Anregung aus dem Canton St. Gallen, und von dort her kam man dem Begründer und Leiter des Werkes, Escher von der Linth aus Zürich, durch die Übernahme zahlreicher Actien bereitwillig entgegen.

Der große Umschwung der europäischen Staatsverhältnisse und der Sturz der Mediationsacte, der die Schweiz aus einer geregelten Lage verdrängte und auf lange Zeiten hinaus gefährlichen Erschütterungen preis gab, berührte auch den Canton St. Gallen. Ochlokratische Bestrebungen äußerten sich im Rheinthale und an andern Orten mehr. Sargans wurde von Glarus; Uznach, Gaster, zum Theil auch Rappersweil, von Schwyz her angereizt, sich vom Canton St. Gallen zu trennen und an jene beiden Cantone anzuschließen. Die bewaffnete Dazwischenkunft der Eidgenossen machte diesen Bewegungen ein Ende, ohne daß derselben Widerstand entgegengestellt wurde. Pancraz erneuerte seine Versuche, die aber bei dem Volke wenig Anklang fanden. Dem Vororte machte er den seltsamen Vorschlag, den Canton St. Gallen zwischen den Fürsten und die Stadt St. Gallen, sei es nach den Religionsparteien, oder nach Bezirken, zu theilen. Am 14. Juni schrieb er an die Cantonsregierung, er habe seinen Rechten nie entsagt, und verhieß eine milde Regierung. Am 10. Sept. bedrohte er die Tagsatzung mit der Autorität des wiener Congresses. Sie legte sein Schreiben zu den Acten, und am 20. März 1815 beseitigte der wiener Congreß factisch seine Ansprüche dadurch, daß er dem Canton St. Gallen einen Jahrgehalt von 6000 Gulden für den Abt und 2000 Gulden für einige seiner Beamten auflegte. Der beharrliche Mann, der schon vor zwölf Jahren den Versuch gemacht hatte, Staatsbeamte für sich zu gewinnen, erneuerte diese Schritte und erhielt jetzt auch die Unterstützung des Papstes und einiger katholischen Cantone. Noch im J. 1817 erschienen päpstliche Breven, doch umsonst. Den Gährungen, die nicht nur im Canton St. Gallen, sondern auch in vielen andern schweizerischen Gegenden waren angefacht worden, hatte der wiener Congreß durch die Anerkennung des unverletzten Bestandes der XIX Cantone ein Ziel gesetzt. Gleichwol mußte der Zudringlichkeit einiger der kleinen Cantone, die von Langem her die gemeinschaftlichen Herrschaften oder Unterthanenländer als Minen betrachtet und ausgebeutet

hatten, eine Art von Ranzion gebracht werden. Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus und die innern Rhoden von Appenzell, von denen die äußern Rhoden durch Verzichtleistung auf diesen Gewinn sich ehrenvoll unterschieden, erhielten 500,000 Franken. St. Gallen mußte 130,687 Franken dazu beitragen. Das Übrige bezahlten Aargau und Waadt, letzteres nur, weil es Vermögen besaß, denn es war keinem jener Cantone unterworfen gewesen.

Mehr noch als die größern europäischen Mächte, die in der Mediationsacte nur ein französisches Machwerk und ein Verbindungsmittel mit Frankreich zu erblicken glaubten, trugen die Bestrebungen derjenigen Schweizer, die das Alte, wiewol vergeblich, ganz herzustellen suchten, dazu bei, daß die Verfassungen geändert und auch in den neuen Cantonen das aristokratische Princip verstärkt werden mußte. Die Wahl der Glieder des großen Rathes wurde, wie in andern Cantonen, weniger abhängig von dem unmittelbaren Einflusse des Volkes; aber grade in dieser Beschränkung lag eine Hauptstütze des Gelingens des Umschwunges von 1830. Eine zweite, tief eingreifende Veränderung der Verfassung von 1814 war die gänzliche Trennung der Staatsverwaltung in confessioneller Hinsicht, wozu nicht nur das Matrimoniale, sondern auch das Erziehungswesen gezählt wurde. Vergeblich stemmten sich die Denkenden entgegen und umsonst misbilligten die Gesandten der großen Mächte, Capodistria und Lebzeltern, diese Spaltung, die von allen Männern von Einsicht beklagt wird; denn obgleich nach der Verfassung die beiden Verwaltungen der Staatsgewalt untergeordnet sein sollten, wird diese doch oft von der katholischen Seite her überflügelt und gelähmt. Durch eine gute Finanzverwaltung arbeitete sich der Canton wieder aus den Schulden heraus, in welche die militairischen Anstrengungen des Jahres 1815 und die harte Theuerung von 1817 ihn verwickelt hatten. In Verbindung mit den übrigen neuen Cantonen durchbrach er die Schranken, welche ein Theil der ältern Stände jenen zu setzen und sie in einer untergeordneten Stellung zu halten versuchte. Mit Bern stand St. Gallen 1822 an der Spitze der Cantone, die den Beschränkungen, welche Frankreich nicht nur dem schweizerischen Handel, sondern auch dem Transito auferlegt hatte, eine kräftige Retorsion entgegensetzen wollten; doch weil nur eine Minderheit der Cantone sich zu diesem Zwecke vereinigte, artete der Versuch in gegenseitige Plackereien und in Verkümmerung des innern Verkehres aus.

Die erste größere sichtbare Wirkung der Julitage auf den Canton St. Gallen waren die in der appenzeller Zeitung vom 24. Oct. 1830 enthaltenen Wünsche und Anträge eines St. gallischen Bürgers für Verbesserung der Staatseinrichtungen dieses Cantons in 47 Artikeln. Der große Rath war bereit, entgegenzukommen; aber in verschiedenen Gegenden äußerten sich Wünsche für Einführung einer unbedingten Demokratie. Ein Verfassungsrath, unmittelbar aus dem Volke gewählt, eröffnete den 17. Jan. 1831 seine Sitzungen. Neue Stürme, die dem Volke einen unbeschränkten Einfluß auf die Gesetzgebung verschaffen sollten, beschwichtigte der Verfassungsrath dadurch, daß er mit 75 gegen 66 Stimmen das sogenannte Veto in die Verfassung aufnahm, durch welches die Gesetze der Bestätigung des Volkes unterlegt werden müssen. Wiederholten tumultuarischen Bewegungen wirkten Vereine besonnener Männer, insbesondere einer aus dem obern Toggenburg, entgegen. Die Demokratie bändigte die Ochlokratie, und so wurde die neue Verfassung beendigt, die dadurch Bestand erhielt, daß entgegen 11,097 verwerfenden Stimmen nicht nur die 9253 annehmenden, sondern auch die 12,630 abwesend gebliebenen als stillschweigend annehmend gezählt wurden. Mag die neue Verfassung einem Theile des Volkes und strengen Republikanern besser behagen, so ist dagegen der Staatsverband lockerer und die Verwaltung schwieriger geworden. Die confessionelle Trennung dauert fort und hat seitdem ihren Einfluß auf die Staatsgewalt wiederholt gezeigt; doch vermochte ein festes Verfahren bisher den Vergewaltigungen des Ultramontanismus zu widerstehen, dem man einige Male durch eingreifende Fortschritte Stoff zu Verdächtigungen und Angriffen gegeben hatte. Unter diesen nahmen sich vornehmlich zwei Verhandlungen aus. Zuerst die badener Conferenz und ihre Folgen, indem verschiedene Cantone, in deren Zahl auch St. Gallen sich befand, unter der Leitung des nun verstorbenen luzernerischen Schultheißen Eduard Pfyffer, der Staatsgewalt einen Theil der Befugnisse zu erringen suchten, die in jedem wohlregierten katholischen Staate von dem Herrscher gegen die römische Curie behauptet werden. Diese Bestrebungen fanden aber, weil einige Regierungen zu rasch und zu vielseitig eingriffen, bei dem von der Geistlichkeit bearbeiteten Volke Widerspruch, und sind daher größtentheils vereitelt worden, oder in Stockung gerathen. Der andere Gegenstand ist die Aufhebung des Klosters Pfäfers, dessen zerrüttete Ökonomie selbst den Conventualen die Hoffnung raubte, ein klösterliches Dasein länger behaupten zu können, und sowol innerhalb als außerhalb des Klosters seit geraumer Zeit den Wunsch erregt hatte, die ökonomischen Zwecke des letztern zu bessern Zwecken zu verwenden.

Die von Uri, Schwyz, Unterwalden und Solothurn 1813 begonnene, von allen Römlingen unterstützte, aus dem Hasse gegen Dalberg, Wessenberg und die kirchlichen Verbesserungen des Letztern hervorgegangene Trennung des schweizerischen Theiles des Bisthums Constanz von dieser Mutterkirche nach einem zwölfhundertjährigen Verbande berührte den Canton St. Gallen in der großen Mehrheit seiner katholischen Bevölkerung, weil nur der kleinere mittägliche Theil zum Bisthume Chur gehörte. Ungeachtet mancher Einwendungen der Betheiligten kam durch römische Einwirkung und eine vom 2. Juli 1823 datirte päpstliche Bulle das Doppelbisthum Chur-St. Gallen zu Stande, mit wechselnder Residenz des Bischofs Karl Rudolf von Buol-Schauenstein, der schon lange die Bischofswürde zu Chur bekleidet hatte. Die Regierung von Bünden erklärte, sie widersetze sich der Vereinigung des katholischen Theiles des Cantons St. Gallen nicht, verwahre sich aber gegen die eingeleitete Ausführung des Doppelbisthums, von welcher ihr der Bischof keine Anzeige gemacht habe. Vorbehalte, durch welche sich die St. gallischen Behörden

vor einer gänzlichen Unterwürfigkeit unter die Herrschaft der römischen Curie zu schützen geglaubt hatten, waren in den päpstlichen Erlassen gelähmt, oder umgangen worden. Bald kamen neue Ansprüche der bischöflichen Curie zur Sprache; auch versuchte man der Bildung Hindernisse in den Weg zu legen. Überdies trafen aus Rom Foderungen von hohen Taxen ein; auch blieben die confessionellen Verhältnisse keineswegs ungestört. Am 23. Oct. des Jahres 1833 machte der Tod des Bischofs dem Doppelbisthume Chur-St. Gallen ein Ende. Schon am 28. desselben Monats beschloß die katholische Abtheilung des großen Rathes von St. Gallen mit 71 gegen acht Stimmen, daß die Bisthumsverhältnisse neu gestaltet werden sollten; allein noch jetzt sind die deshalb mit Rom gepflogenen Unterhandlungen zu keinem Ziele gediehen.

(*Ludwig Meyer von Knonau.*)

GALLEN (Orden von St.). Zur Anerkennung treuer Dienste, wie zur Anfeuerung fortdauernder Anhänglichkeit an seiner Person, ertheilte Kaiser Friedrich II. dem Abte von St. Gallen und einigen Edlen der Schweiz eine Auszeichnung, welche in einem silbernen runden Schilde bestand, worauf das Bild eines schwarzen Bären auf der Spitze eines Berges zu sehen war, und das an einer goldenen Kette um den Hals getragen wurde. Dies geschah im J. 1213. Die Stiftung erhielt den Namen: Orden vom Bär, wurde aber mehr noch Orden von St. Gallen genannt, weil Friedrich dem Abte von St. Gallen und dessen Nachfolgern, die Großmeisterschaft und das Recht der Ordensvertheilung verliehen hatte. Unter dem schweizerischen Adel genoß der Orden viel Ansehen, erlosch aber augenblicklich, als die Schweiz den kaiserlichen Druck abwarf, zur Republik sich umschuf.

In Hinsicht der Benennung: Orden vom Bär, sind einige Schriftsteller der Ansicht, daß Kaiser Friedrich sie deshalb gewählt, weil er die Stiftung zu Ehren des heiligen Ursus von der thebaischen Legion, dieses berühmten Märtyrers von Solothurn, errichtet. *Ph. Bridel*, Le conservateur suisse. (Lausanne 1815.) T. VIII. p. 272. Allgem. helvet. eidgenössisches oder schweizerisches Lexikon v. Leu. 2. Th. S. 45. (*F. Gottschalck.*)

GALLENAPPARAT, GALLENWEGE. A. Normale Beschaffenheit. Beim Menschen begreift der Gallenapparat zunächst eine Anzahl ramificirter Kanäle, welche die Leber in allen Richtungen durchsetzen, und den Namen der Gallengänge oder Gallenkanälchen (Ductus biliarii s. biliferi) führen. Diese treten an der untern Fläche der Leber in der Leberpforte zu dem gemeinschaftlichen Lebergange (Ductus hepaticus) zusammen, welcher nach dem Zwölffingerdarme hin verläuft, in seinem Verlaufe aber mittels eines engeren, unter spitzigem Winkel rückwärts gehenden Kanales mit der Gallenblase (Vesicula fellea) in Verbindung steht. Der engere Kanal zwischen der Gallenblase und dem Lebergange heißt der Blasengang (Ductus cysticus); die Strecke endlich des gemeinschaftlichen Kanales vom Antritte des Blasenganges bis zur Einmündung in den Zwölffingerdarm heißt der Gallengang (Ductus choledochus).

Die Gallenkanälchen lassen sich von der Leberpforte aus durch bloßes Einschneiden der Lebersubstanz, noch besser aber nach vorausgegangener Injection der Gallenwege verfolgen, und zwar bis zwischen die kleinen Leberläppchen von ¼—1 Linie Durchmesser, zwischen denen die Verästelungen der Pfortader mittels der sogenannten Rami interlobulares ein die Läppchen umspinnendes Gefäßnetz bilden. Die Verästelungen der Gallenkanäle, der Leberarterie und der Pfortader begleiten übrigens einander durch die ganze Leber hindurch, während die Verästelungen der Lebervenen einen ganz gesonderten Verlauf nehmen. Die weiten Kanäle der Pfortader durchsetzen nämlich von der Leberpforte aus in mehr oder weniger ausgeprägter dichotomischer Theilung die Lebersubstanz, mit welcher sie vermittels scheidenförmiger Fortsetzungen der Capsula Glissonii zusammenhängen, und zerfallen so allmälig in die zahlreichen Rami interlobulares von 1/160 — 1/70 Linie Dicke, aus deren Netzen die in die Leberläppchen dringenden Capillaren entstehen. Jedem Pfortaderaste liegt auf der einen Seite ein an Größe weit nachstehender Gallenkanal auf, welcher im Allgemeinen die gleichen Theilungen wiederholt, wie der Pfortaderast, und so kommen zuletzt zwischen den Leberläppchen Gallenkanälchen von 1/120 — 1/90 Linie Dicke zum Vorschein, Ductus interlobulares. Neben jedem Gallenkanale liegt aber, wenn man von der Leberpforte ausgeht, ein Ast der Leberarterie, welcher im Allgemeinen die nämlichen dichotomischen Theilungen erfährt. Die Leberarterienverästelungen bilden zuletzt ein Gefäßnetz, welches sich in der Capsula Glissonii und besonders auf den Wandungen der Gallengänge ausbreitet. Die ziemlich dicken Wände der Gallenkanäle bestehen aus einer fibrösen, ohne Zweifel contractilen Haut, und aus einer mit Cylinderepithelium bedeckten Schleimhaut. Schneidet man einen gröbern oder feinern Gallenkanal der Länge nach auf, so bemerkt man immer zwei einander gegenüberliegende Reihen dichtgedrängter Öffnungen in demselben: ein Theil dieser Öffnungen entspricht den einmündenden kleinern Gallenkanälen; der beiweitem größere Theil aber führt zu Drüsen, deren eigenthümliche Gestaltung beim Menschen ich zuerst beschrieben habe. (Wagner's Handwörterbuch der Physiologie. Artikel Leber. S. 530.) Es sind langgezogene Drüsen, welche einigermaßen den Glandulae Meibomianae der Augenlider ähneln.

Der wichtigste Punkt in der Anatomie der Gallenkanälchen ist die Art und Weise ihrer Endigung oder ihres Anfangs; hierüber stehen uns aber leider keine ausgemachten Thatsachen zu Gebote. Nach der von Krause vertretenen Ansicht würden die Gallenkanälchen überall mit hohlen Körnchen oder Bläschen anfangen, deren Kanälchen in jene zwischen den Leberläppchen deutlich erkennbaren Gallenkanäle einmündeten, und die Leber verhielte sich dann ähnlich, wie die Speicheldrüsen, die Milchdrüse ꝛc. Allein mir so wenig, wie andern Anatomen hat es je gelingen wollen, einen derartigen Bau der Leber durch Injectionen nachzuweisen. Die verbreitete Annahme ist daher, daß die Gallenkanälchen innerhalb der Leberläppchen ein ähnliches Netz bilden, wie es die Capillaren der Blutgefäße zu bilden pflegen. Doch ist dieses Netz durch Injection ebenfalls noch nicht mit Gewißheit dargestellt worden; die Annahme

derselben ist bloße Hypothese, die wieder in doppelter Weise vorgetragen worden ist: a) die Kanäle des Netzes liegen in den Interstitien der mikroskopischen Elemente der Leberläppchen, nämlich der 1/180—1/60 Linie großen Leberzellen, und sie sind entweder bloße Intercellularräume, oder sie besitzen eine eigenthümliche Haut; b) die netzförmig verbundenen Kanälchen sind nichts anderes, als die an einander gereiheten Leberläppchen selbst, welche im Umfange der Leberläppchen an die bis dahin zu verfolgenden Gallenkanälchen anstoßen, oder in dieselben hineinragen.

In der Leberpforte treten ein rechter und ein linker Gallenkanal zusammen und vereinigen sich zum Ductus hepaticus, welcher sich ohne Unterbrechung zum Ductus choledochus fortsetzt. Diese beiden Ductus zusammen haben eine Länge von etwa 4 Zoll; ihr Durchmesser beträgt 2—3½ Linien. Beide Gänge bestehen aus einer dicken Zellhaut und aus einer mit Cylinderepithelium bedeckten und mit Schleimdrüsen versehenen Schleimhaut.

Die Gallenblase stellt einen birnförmigen Sack dar, welcher in eine Grube der untern Fläche des rechten Leberlappens eingebettet liegt. Man unterscheidet an ihr den Grund, den Körper und den Hals. Ihr blindes Ende, der Blasengrund, liegt am vordern Rande der Leber und überragt denselben, wenn die Blase angefüllt ist. Der Körper liegt in der Lebergrube, er verengt sich allmälig gegen den Blasenhals hin. Der Blasenhals biegt sich etwas gegen den Körper um und geht in den ¾—⁵⁄₄ Zoll langen, zwischen ¾ und 2 Linien dicken Blasengang über. Die Gallenblase ist 3—4¾ Zoll lang, ihre größte Breite, in der Nähe des Blasengrundes, beträgt 1—1½ Zoll. Die untere Fläche und der Grund der Gallenblase werden vom Bauchfelle bekleidet, im übrigen Umfange ist sie mit der Leber fest verwachsen. Sie besitzt eine dicke, silberglänzende, aus mannichfach durchkreuzten Bündeln bestehende Faserhaut; ihre Schleimhaut ist mit dem nämlichen Cylinderepithelium bedeckt, wie die übrigen Gallenwege und erhebt sich in dünnen, bisweilen über eine Linie hohen, sich durchkreuzenden Falten, wodurch unregelmäßig rundliche, viereckige, fünfeckige vertiefte Räume oder Zellen entstehen, deren Durchmesser von ¼ bis zu 1½, ja selbst 2½ Linien variirt. Im Grunde jeder größeren Zelle bemerkt man übrigens niedrige Nebenfalten, wodurch sie in kleinere, der Schleimabsonderung bestimmte Nebenzellen getheilt werden. Die zelligen Räume der Gallenblase sind im Allgemeinen am kleinsten in der Nähe des Halses. Auch im Ductus cysticus bildet die Schleimhaut Falten. Beständig ist eine halbmondförmige Falte am Blasenhalse, ebenso eine zweite an der Einmündung in den Gallengang. Zwischen diesen beiden kommen noch zwei bis acht Falten vor, die in manchen Fällen in einer schraubenförmig verlaufenden Linie auf einander folgen, in andern Fällen aber auch in alternirender schiefer Stellung vorspringen. — Die Gallenblase erhält eine besondere Blasenpulsader (Arteria cystica) aus der Leberarterie; ihre Venen münden in den Stamm der Pfortader.

Der Gallengang öffnet sich nicht unmittelbar in das Duodenum, wo er an dasselbe antritt, sondern er verläuft erst in der Länge von fünf bis sechs Linien zwischen den Häuten des Darmes. Dadurch wird es möglich, daß die Galle stets in das Duodenum einströmen kann, während nichts aus dem letztern in den Gallengang übertritt.

Bei den Säugethieren ist der Gallenapparat im Allgemeinen ebenso angeordnet, wie beim Menschen; nur fehlt hin und wieder die Gallenblase, und dann ist wol der Gallengang verhältnißmäßig weiter. So fehlt die Gallenblase den Cetaceen, den Einhufern, manchen Pachydermen (Elephant), Wiederkäuern, Zahnlosen, Nagern. Selten kommen bei den Säugethieren sogenannte Ductus hepato-cystici vor. In Betreff des anatomischen Baues der Gallenwege unterscheidet sich nach meinen Untersuchungen der Mensch von den Säugethieren (wenigstens vom Pferde, Schweine, Schafe, die ich in dieser Beziehung untersucht habe) dadurch, daß bei ihnen die Drüsen der Gallengänge nur kleine Höckerchen bilden, welche im ganzen Umfange der Kanäle gedrängt einmünden, und nicht in zwei Reihen, wie beim Menschen.

Bei den Vögeln fehlt die Gallenblase nur sehr selten. Die Galle wird meistens durch mehr als einen Kanal in den Darm ergossen, und zwar im Allgemeinen entfernter vom Magen, als bei den Säugethieren, an der Umbiegung der Duodenalschlinge. Bei der Mehrzahl der Vögel findet man folgende Anordnung der Gallengänge: a) Ein direct von der Leber kommender Ductus hepaticus mündet in das Duodenum. b) Ein von der Gallenblase kommender Ductus cysticus mündet isolirt in das Duodenum. c) Ein einfacher oder mehrfacher sogenannter Ductus hepato-cysticus geht von den Gallenkanälen der Leber ab, und öffnet sich in die Gallenblase.

Die Amphibien besitzen auch meistens eine Gallenblase. Die Anordnung der Gallengänge folgt keiner bestimmten Regel. Man findet bisweilen Ductus hepato-cystici. Der Ductus hepaticus und cysticus münden wol getrennt in den Darm; meistens jedoch ist ein Ductus choledochus zu unterscheiden, welcher nahe dem Pylorus in den Darm mündet.

Die Fische besitzen mit nur seltenen Ausnahmen eine Gallenblase, und in der Regel ist auch ein Ductus choledochus zu unterscheiden. Ductus hepato-cystici kommen auch bei den Fischen vor.

Unter den Wirbellosen besitzen die Mollusken fast ohne Ausnahme eine deutlich geformte Leber mit Gallengängen, welche häufig in mehrfacher Anzahl in das Darmrohr münden. Auch eine Gallenblase kommt bisweilen vor. Dabei ist es bemerkenswerth, daß bei manchen Mollusken der Gallenapparat ganz weit nach Hinten in das Darmrohr mündet, sodaß hier die chylificirende Wirkung der Galle sehr zurücktritt. Bei manchen Acephalen erscheint übrigens die Leber nur in Gestalt kleiner einfacher oder verästelter Drüsensäckchen, welche dicht gedrängt einer Strecke des Magens oder der Darmwandungen aufsitzen, und Ähnliches wiederholt sich auch noch bei den Pteropoden und Apneusten unter den Cephalophoren. Der Gallenapparat der Crustaceen erscheint vorherrschend in der letztern Form, als drüsiger Überzug des Verdauungskanales. Die Decapoden jedoch besitzen paarige Drüsenbüschel, welche durch gesonderte Ausführungsgänge in den

Darmkanal münden: die Elemente dieses Apparates sind Drüsenschläuche von grünlicher oder braungelber Färbung, deren Wandungen aus Zellen bestehen. Die Arachniden besitzen einen sehr voluminösen Gallenapparat, in sofern nämlich jene den Darm umgebende Masse, welche früher als Fettkörper angesehen wurde, die Bedeutung einer Leber hat. Bei den meisten Anneliden wird der Darmkanal von einem aus Drüsensäckchen bestehenden gelbbraunen oder braungrünen Gewebe bedeckt, worin man nur den Gallenapparat erkennen kann. Bei den Echinodermen deutet man die in den Strahlen der Seesterne liegende Radialblinddärme als Gallenapparat. Bei den Akalephen und bei den Helminthen kennt man keine Leberzellen, und bei den Polypen und Infusorien überschreitet unsere Kenntniß des Gallenapparates auch kaum das Gebiet der Vermuthungen. — Was endlich die Insekten betrifft, so glaubte man bei diesen lange Zeit hindurch einen bestimmt geformten Gallenapparat zu kennen in den sogenannten Malpighischen Gefäßen, die zu 4, 6, 8 oder auch in sehr großer Anzahl bei allen Insekten, mit Ausnahme von Coccus, Chermes, Aphis, gefunden werden. Man nannte sie daher auch häufig die Gallengefäße der Insekten. Seitdem aber die Gegenwart von Harnsäure darin nachgewiesen ist, muß man sie als Analogon der Nieren ansehen, und sie heißen deshalb jetzt auch Harngefäße. So kennt man denn bei den Insekten keine eigenen, vom Darme getrennten Gallenorgane. Es enthalten aber die Drüsen in den Wandungen ihres Chylusmagens dicht gedrängte Zellen, welchen wol die Bedeutung von Leberzellen zukommt. Bei vielen Insekten ist dann der Chylusmagen mit blinddarmartigen Aussackungen versehen, in deren Wänden ähnliche Zellen enthalten sind.

Im Secretionsprocesse des Gallenapparates ist es zunächst als bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit hervorzuheben, daß die Galle bei allen Wirbelthieren sich aus venösem Blute bildet, nämlich aus dem Pfortaderblute. Bei den Wirbellosen kennen wir keine Pfortader, und hier muß wol das arterielle Blut der Gallenabsonderung vorstehen. Den Proceß der Absonderung selbst hat man bei wirbellosen Thieren zu verfolgen gesucht, und besonders die Leber des Krebses scheint hierzu sehr geeignet. Die einzelnen Blinddärmchen der Krebsleber, welche 1—2 Linien lang sind, bestehen aus einer amorphen Haut und aus Secretionszellen im Innern. Daß auf diesen Secretionszellen noch eine Tunica intima aufliege, das wird von Will (Über die Absonderung der Galle. [Erlangen 1849.]) entschieden in Abrede gestellt, nicht nur für die Leber des Krebses, sondern überhaupt für alle Drüsenbläschen. Die amorphe Membran, auf deren Außenfläche sich Blutgefäße ausbreiten, besitzt nach Will Contractilität; denn im kalten Wasser bekommen die Blinddärmchen eine Reihe querer Einschnürungen; sie werden dünner, während ihr blindes Ende knopfförmig oder birnförmig angeschwollen erscheint. Die Zellen im Innern des Blinddärmchens bilden mehre Schichten. Die in der Spitze des Follikels befindlichen sind die kleinsten, sie sind hell, durchsichtig und besitzen einen ziemlich großen Kern. Weiter nach dem Ausführungsgange hin sind die Zellen drei oder vier Mal größer, sie enthalten eine durchscheinende, grüngefärbte Tochterzelle, welche $^3/_4$ des ganzen Zellenraums einnimmt; aber auch der Kern der ursprünglichen Zelle hat sich stark vergrößert. Daß die Tochterzellen Galle enthalten, davon überzeugt man sich nach Will unter dem Mikroskop durch Anwendung der Pettenkofer'schen Probe. In gleicher Weise hat derselbe die Bildung der Galle in endogenen Zellen bei Insekten beobachtet, und ähnliche Zellenmetamorphosen kennt man auch bei den Mollusken. So wird also wol auch bei den Wirbelthieren die Bildung der Galle durch Zellenproduction innerhalb der sogenannten Leberzellen bedingt sein. Die Art und Weise übrigens, wie das in den Zellen gebildete Secretum in die Ausführungswege gelangt, kann man sich verschiedenartig denken: man hat von einem Durchschwitzen des Secretums, von Berstung der einzelnen Zellen, von Auflösung der Zellen gesprochen. Nach Will werden die Leberzellen aufgelöst, ehe sie noch in den Ausführungsgang übertreten; manche Zellen gelangen aber auch ganz in den Ausführungsgang und werden erst später hier aufgelöst. Bei Fröschen glaubt Will sogar noch in der Gallenblase unaufgelöste Tochterzellen gesehen zu haben.

Die Gallenabsonderung findet ohne Zweifel ohne Unterbrechung statt; nur variirt ihre Menge, wie das auch bei andern Secretionen der Fall ist, zu verschiedenen Zeiten. So unterliegt es wol kaum einem Zweifel, daß während der Verdauung eine größere Menge Galle abgesondert wird. Im nüchternen Zustande sammelt sich die Galle in der Blase an: letztere findet man daher bei hungernden Thieren gefüllt, während der Verdauung aber zusammengefallen. In heißen Klimaten ist die Gallenabsonderung stärker, ebenso beim Genuß stickstoffloser, besonders fetter Nahrungsmittel. Scharfe Gewürze, Kaffee sollen die Gallenabsonderung vermehren. Die nämliche Wirkung wird dem Calomel, dem Rhabarber und einigen andern Arzneimitteln zugeschrieben.

B. Krankheiten der Gallenwege. Zu den angeborenen Anomalien gehört der bisweilen beobachtete ursprüngliche Mangel der Gallenblase. Auch Fälle von Theilung der Gallenblase in die Quere oder in die Länge sind aufgezeichnet. Bisweilen vereinigen sich die Leberkanäle später als gewöhnlich zum Ductus hepaticus, und dies bildet den Übergang zu jenen Fällen, wo zwei getrennte Gallengänge in das Darmrohr münden.

Entzündungen der Gallenwege kommen nicht so gar selten vor; namentlich befällt sie eine katarrhalische Entzündung, seltener eine croupöse. Die Entzündung tritt als primitives Leiden auf, oder sie hat sich vom Darmkanale auf die Gallenwege fortgesetzt, oder sie ist die Folge einer Reizung durch Gallensteine. Ausdehnung oder Verstopfung der Gallengänge, Verdickung der Schleimhaut, Bildung von Gallensteinen, Atrophie der Gallenblase, Vereiterung, brandige Durchbohrung der Gallenblase u. s. w. können die Folgen einer solchen Entzündung sein.

Man kennt ferner ein Ödem der Gallenblasenhäute, desgleichen eine übermäßige Fettablagerung unter dem Pe-

ritoneum der Gallenblase, die sogenannte Fettsucht der Gallenblasenhäute.

Eine Erweiterung der Gallenwege betrifft manchmal den gesammten Apparat, nämlich alle Gallenkanäle innerhalb der Leber, den Ductus hepaticus, cysticus und choledochus, andere Male nur einen gewissen Abschnitt derselben. Die veranlassenden Ursachen solcher Erweiterungen sind mechanische Hindernisse des Gallenabflusses, nämlich ein Druck durch angeschwollene Lymphdrüsen oder andere Geschwülste, Wulstung der Häute durch Aftergebilde, Obstruction durch Narben, durch Gallensteine u. s. w. Den Ductus choledochus hat man bisweilen von der Weite des Dünndarms angetroffen. Nicht gar selten kommt die isolirte Erweiterung der Gallenblase vor, bedingt durch Hindernisse am oder im Ductus cysticus. Obliterirt der Ductus cysticus, so wird die in der Gallenblase angesammelte Galle allmälig resorbirt, die Schleimhaut der Gallenblase aber setzt ihre secernirende Thätigkeit fort, und es dehnt sich die Gallenblase allmälig immer mehr aus. Von der Beschaffenheit ihres Inhalts bezeichnet man diesen Zustand als Gallenblasenwassersucht (Hydrops vesicae felleae). Aus leicht begreiflichen Gründen ist dieser Hydrops vesicae felleae ein häufiger Begleiter der Gallensteine.

Verengerungen der Gallenwege werden durch die gleichen Ursachen, wie die Erweiterungen hervorgebracht, haben aber natürlich ihren Sitz auf der dem Darmkanale zugewandten Seite.

Verknöcherungen der Gallenblase kommen nach Entzündungen, desgleichen als Metamorphose der Blasenhäute bei Hydrops vesicae felleae vor.

Tuberkeln entwickeln sich selten in den Gallenwegen. Krebs derselben kommt in Verbindung mit krebsiger Affection der Leber oder der Lymphdrüsen vor. Krebs der Gallenblase entwickelt sich aber auch wol selbständig.

Als anomalen Inhalt trifft man in den Gallenwegen die seröse, eiweißhaltige Flüssigkeit bei Hydrops vesicae felleae, ferner Eiter, Blut, Eingeweidewürmer, namentlich Acephalocysten, Distoma hepaticum, auch wol vom Dünndarm eingedrungene Ascariden. Am häufigsten jedoch beobachtet man als anomalen Inhalt Gallensteine, meistens frei, manchmal aber auch von der verdickten Schleimhaut mehr oder weniger vollständig umkapselt oder gleichsam angewachsen, endlich auch wol ganz zwischen die Häute der Gallenblase eingedrungen.

(*F. W. Theile.*)

GALLENBERG (Wenzel Robert, Graf von), geb. 1783 zu Wien, erhielt eine wissenschaftliche Erziehung, die sich auf alle wissenschaftlichen Zweige erstreckte. Vorherrschend war in ihm seit früher Jugend die Neigung zur Tonkunst. Sie ward sein Lieblingsstudium. In seiner musikalischen Ausbildung machte er rasche Fortschritte. Er war noch jung, als er sich in der Composition von Ouverturen, Gesängen und Operetten versuchte. Späterhin ging er nach Italien, wo er sich durch zahlreiche Balletcompositionen einen Namen erwarb. Als Barbaja, mit dem er dort in Verbindung getreten war, mit einer auserlesenen Sängergesellschaft nach Wien ging, war Gallenberg Mitadministrator und zugleich Präses des Operncomité. Im J. 1829 übernahm er das kärnthner Theater für eigene Rechnung. Die neue Organisation dieser Bühne und die bedeutenden Opfer, die er durch die Anwerbung von Mitgliedern bringen mußte, überstiegen seine Kräfte, und das Unternehmen löste sich bald auf. Gallenberg verweilte seitdem abwechselnd in Italien und Frankreich. Für sein Lieblingsfach, das Ballet, blieb er fortwährend thätig. Die Zahl seiner für diese Gattung gelieferten Werke dürfte sich wol auf 50 belaufen. Eine ausgebreitete Celebrität erhielt sein Ballet Alfred der Große. Er starb zu Rom im Mai 1839 *).

(*Heinrich Döring.*)

Gallenconcremente, s. Galle.

Gallenfarbstoff, s. Galle.

Gallenfett, s. Galle und Cholestearin.

GALLENFIEBER, Febris biliosa s. hepatica, Febris gastrica biliosa, Cholepyra, Gastrocholosis *Eisenmann*, Cholozemia febrilis *Fuchs*. Die Krankheit beginnt manchmal sogleich mit den Fiebererscheinungen, in andern Fällen gehen die biliösen Symptome dem Fieber voraus. Die Erscheinungen sind: gallig belegte Zunge und bitterer Geschmack, mangelnde Eßlust und besonderer Widerwille gegen Fleischspeisen, Verlangen nach säuerlichem Getränke zur Stillung des Durstes, Auftreibung der Lebergegend und Magengegend, die aber doch schmerzlos oder nur wenig empfindlich sind, übelriechendes Aufstoßen bis zum wirklichen Erbrechen galliger Massen, wodurch sich die Kranken vorübergehend erleichtert fühlen, träger Stuhlgang oder auch von Zeit zu Zeit gallige Stühle mit oder ohne Kolikschmerzen, gelbliche Färbung der Haut, namentlich der Mundwinkel, der Nasenflügel und der Conjunct. oculi, dunkeler Harn, Kopfschmerz in der Stirngegend. Die genannten Erscheinungen zusammen charakterisiren die Krankheit als Gallenfluß oder Gallsucht; dazu kommen aber die meistens sehr heftigen Fiebererscheinungen, und dadurch wird die Krankheit zum Gallenfieber gestempelt. Deshalb betrachten auch manche Pathologen, wie Fuchs, die Gallsucht und das Gallenfieber nur als zwei Arten der nämlichen Krankheitsgattung. Das Fieber beginnt meistens mit einem heftigen Froste, worauf eine heftige brennende Hitze folgt, welche von der zufühlenden Hand wahrgenommen wird. Davon hat die Krankheit auch den Namen Brennfieber (Causus *Hippocr.*, Febris ardens s. assodes) erhalten. Das Fieber hat dabei einen ausgesprochenen remittirenden Typus, weshalb auch die englischen und amerikanischen Ärzte die Gallenfieber der heißen Länder als remittirende Fieber bezeichnen.

Die Localerscheinungen beim Gallenfieber variiren übrigens individuell, und sie variiren in verschiedenen Epidemien und Endemien. Im Nervensysteme ist ein intensiver Kopfschmerz in der Stirngegend mit dem Gefühle, als wäre ein Bret an die Stirn genagelt, oder als wollte der Kopf zerspringen, das constanteste Symptom. Die Schmerzen steigern sich wol zu heftigen Delirien, wie sie bei Meningitis auftreten; dieselben verschwinden aber oftmals plötzlich durch galliges Erbrechen oder durch gallige

*) s. Gaßner's Universallexikon der Tonkunst S. 322.

Stühle. Die Gehirnreizung reflectirt sich auch häufig in den Sinnesorganen. Es stellt sich auch große Abgeschlagenheit ein, desgleichen manchmal heftige Schmerzen in den Gliedern und im Rücken, die ohne Zweifel vom Rückenmarke ausgehen. Im Verdauungsapparate turgescirt die abgeschiedene Galle, wie man sich auszudrücken pflegt, bald mehr nach Oben und es entsteht galliger Magenschmerz (Cardialgia biliosa), gallige Halsentzündung (Angina biliosa), oder sie turgescirt mehr nach Unten und es entsteht gallige Kolik (Colica biliosa), galliger Durchfall (Diarrhoea biliosa), gallige Ruhr (Dysenteria biliosa). Die galligen Absonderungen werden aber auch wol zugleich nach Oben und nach Unten entleert (Cholera biliosa).

Von dem einfachen erethischen Gallenfieber unterscheidet man als Modificationen das entzündliche mit intensiv hervortretenden Fiebererscheinungen, das torpide, welches sich meistens erst in späterer Zeit durch Sinken der Kräfte, entstelltes Gesicht, kleinen unregelmäßigen Puls ꝛc. zu erkennen gibt, das putride, wobei die Haut stärker icterisch gefärbt ist, und blutige Entleerungen aus Darm, Nase, Lungen, Uterus, sowie in der Haut sich einstellen.

Das Entstehen des Gallenfiebers ist meistens an bestimmte Witterungsverhältnisse geknüpft. Bei uns kommen im Spätsommer und Herbste sporadische Gallenfieber vor, als Folge der hohen Temperatur, zumal wenn diese zugleich mit Feuchtigkeit gepaart ist. Die nämlichen Bedingungen sind es, auf denen das endemische Vorkommen der Gallenfieber in heißen Klimaten beruht und in den Niederungen, in denen auch intermittirende Fieber herrschend sind. Überhaupt kommen die Gallenfieber in der heißen und gemäßigten Zone in der Nähe des Meeres, an den Ufern großer Flüsse mit trägem Laufe, in der Nähe von Sümpfen und stehenden Wässern endemisch vor, und sie gehen hier häufig in Intermittens über. Epidemisch treten sie in Gegenden auf, wo sie sonst nicht heimisch sind, wenn die atmosphärischen Verhältnisse der Art sind, daß eine größere Anzahl von Individuen der galligen Dyskrasie verfällt.

Ist einmal die Anlage in einem Individuum ausgebildet, dann geben oftmals geringe Ursachen zum Ausbruche des Gallenfiebers Veranlassung, eine Gemüthsbewegung (Ärger, Zorn), eine Erkältung, Excesse irgend einer Art.

Die Ausgänge der Gallenfieber sind:

a) Genesung, indem unter deutlichen Krisen, die in der zweiten oder dritten Woche, manchmal auch erst in der vierten Woche eintreten, das Blut wieder acholotisch wird, durch galliges Erbrechen, durch gallige Stühle, sedimentösen Harn, gallige Schweiße. Zu den kritischen Erscheinungen gehören auch Nasenbluten, Furunkeln, Parotitis, Herpes labialis u. s. w. In manchen Gallenfieberepidemien zeigten sich sogenannte Dies indicantes, indem etwa zwei Tage vor dem Eintritte der wirklichen Krisis kritische Bewegungen bemerkbar wurden. Die kritische Ausscheidung läßt sich übrigens nicht zu jeder Zeit erzwingen, sondern es muß die abnorme Blutmischung erst eine gewisse Zeit lang bestanden haben, ehe sich in bestimmterer Weise eine Turgescenz nach Oben oder nach Unten verräth. Die kritischen Stöße der Krankheit können sich auch mehrmals wiederholen.

b) Übergang in andere Krankheiten, namentlich in Intermittens und in Typhus. Andere Krankheiten, die nach dem Verschwinden des Gallenfiebers zurückbleiben, sind nicht als Nachkrankheiten anzusehen, sondern als combinirte, das Gallenfieber überdauernde Krankheiten. Dahin gehören Stockungen, Entzündungen und deren Ausgänge, anomale Secretionen u. s. w., namentlich Leberentzündung, Lebereiterung, chronische Dyspepsie, Durchfall u. dgl.

c) Tod durch Localisirung der Krankheit, als Encephalitis, Pleuropneumonia, Gastritis, Enteritis u. s. w., oder durch Erschöpfung der Lebenskräfte durch nervöse Zufälle, durch Blutungen.

Die anatomische Untersuchung liefert uns nur wenig sichere Aufschlüsse über das Gallenfieber. Die Leber findet man meistens hyperämisch, die Gallenwege, namentlich die Gallenblase, mit vieler Galle angefüllt, die aber auch im Darmrohre nicht fehlt, und mit dem Darmschleime eine überkleidende Schicht bildet. Die Schleimhaut ist unter dieser Schicht geröthet, aufgelockert, weich, zuweilen selbst corrodirt. Das Wesen des Gallenfiebers darf man aber in dieser Schleimhautaffection nicht suchen; der Krankheitsproceß pflegt sich nur häufiger hier zu localisiren, und es werden in andern Fällen ebenso gut locale Erscheinungen im Gehirne, in den Lungen angetroffen. Das Serum in den Höhlen ist häufig mit Gallenpigment gefärbt, und neben der äußern Haut trifft man auch die Schleimhäute, die serösen Häute gallig gefärbt. Es können ferner in den verschiedensten Organen, in der Leber, dem Magen, dem Gehirn, den Lungen Spuren von Congestion oder Stase, oder Productenbildungen angetroffen werden. Die Milz erscheint in manchen Epidemieen beträchtlich vergrößert und erweicht. Das anatomische Hauptkriterium des Gallenfiebers muß aber in dem Blute liegen; von der Chemie haben wir noch Aufschlüsse über die wesentliche Natur des Blutes in dieser Krankheit zu erwarten.

Die Behandlung des Gallenfiebers beginnt bei der rein entzündlichen Form mit einer Venäsection, die auch wol wiederholt wird, und dann gibt man ein Brechmittel aus Tartarus emeticus, vielleicht mit Ipecacuanha verbunden. Durch einzelne heftige Symptome, wie Delirien, sehr brennende Haut, darf man sich übrigens nicht zu einer übermäßigen Blutentleerung verleiten lassen, denn durch das Brechmittel schwinden diese drohenden Erscheinungen meistens ziemlich rasch. Heftigen örtlichen Kopferscheinungen begegnet man auch wol vor der Anwendung des Brechmittels durch örtliche Blutentziehungen, durch kalte Umschläge, heftigen Magen- oder Leberaffectionen ebenfalls durch Blutegel, Blasenpflaster, Mercurialeinreibungen, erweichende Umschläge. Canstatt warnt übrigens mit Recht davor, daß man sich nicht mit Broussais' Schule durch das Gespenst der Gastroenteritis von der Anwendung des Brechmittels abhalten läßt; denn die Magengegend findet man bei Status biliosus fast nie ganz schmerzlos, die Schmerzen schwinden aber mit der Entleerung der Sordes. Die Ausleerung nach Oben, welche auch wol

wiederholt werden muß, verdient erfahrungsmäßig den Vorzug, selbst wenn die Turgescenz der Galle mehr nach Unten stattzufinden scheint. Die Nachwirkung auf die Haut sichert dem Brechmittel diesen Vorzug vor dem Abführmittel. Nach dem Brechmittel gibt man gelind eröffnende Salzmixturen, und späterhin befördert man die Hautthätigkeit durch Liq. ammonii acetici u. dgl. Bei stärker anhaltenden gastrischen Erscheinungen wirkt auch der Calomel sehr vortheilhaft.

Die torpide und putride Form des Gallenfiebers erfodern die gehörig modificirte Behandlung: Epispastica, Opium, Calomel, Chlor, Mineralsäuren, Aromatica u. s. w.

Die Diät muß beim Gallenfieber ebenso eingerichtet werden, wie beim Gallenflusse, um der Regeneration der cholotischen Blutmasse entgegenzuwirken: Vermeidung animalischer Kost, Genuß von Obst, von säuerlichem Getränk u. s. w. (*F. W. Theile.*)

GALLENFLUSS, GALLSUCHT, Polycholia, Status biliosus, Dyspepsia biliosa, Saburra biliosa, Gastrodynia biliosa *Schoenlein*, Cholozemia simplex *Fuchs*. Unter diesen verschiedenen Namen wird ein Krankheitszustand begriffen, der sich durch folgende Erscheinungen kund gibt: Mangelnde Eßlust mit ausgesprochenem Widerwillen gegen Fleisch, Durst mit besonderer Neigung zum Säuerlichen, gelb belegte Zunge, Gefühl von Druck und Auftreibung in der Magengegend und in den Hypochondrien, auch wol cardialgische Anfälle, fauliges Aufstoßen, Brechneigung oder wirkliches galliges Erbrechen, wodurch der Kranke vorübergehend erleichtert wird; der Stuhl meistens träge, dunkel gefärbte, sehr fötide Faeces, manchmal aber auch gallige Durchfälle; sparsamer, dunkler Harn; icterische Färbung der Albuginea, der Nasenflügel, der Mundwinkel; trockne und heiße Haut, der Puls gegen Abend etwas beschleunigt; trübe Gemüthsstimmung, große Mattigkeit, Stirnkopfschmerz.

Die Gallsucht fällt dem Begriffe nach wesentlich zusammen mit jener Form der galligen Dyskrasie und zwar der Retentionscholose, welche auf einer zu copiösen Bildung der Gallenelemente im Blute, vielleicht auch zugleich auf abnormer Qualität der gebildeten Galle beruht; der abnorme Blutzustand ist aber soweit vorgeschritten, daß er zu wirklichen Krankheitserscheinungen Veranlassung gibt. Die Krankheit tritt demnach häufiger im Sommer und im Herbste auf, sie kommt mehr in den südlichen Ländern vor und entwickelt sich bei Nordländern, wenn sie in südliche Himmelsstriche versetzt werden, sie befällt besonders Individuen in den Blüthenjahren, desgleichen solche, die sich vorherrschend einer animalischen Diät ergeben, die an Plethora abdominalis, an Hämorrhoiden leiden. Sie entwickelt sich unter Begünstigung der klimatischen Verhältnisse mehr allmälig und tritt dann nicht selten epidemisch auf, z. B. in den sogenannten Gallenkoliken in heißen Sommern und zu Anfang des Herbstes, namentlich in Spanien, in Italien; sie tritt aber auch plötzlich hervor, durch Diätfehler, durch übermäßigen Genuß fetten Fleisches, durch Misbrauch von Spirituosis hervorgerufen. Ebenso entsteht sie manchmal ganz plötzlich nach Zorn und Ärger, namentlich bei hysterischen Frauen und sensibeln Subjecten, weshalb Fuchs auch eine besondere Varietät des Leidens als Cholozemia hystericarum unterscheidet. Bei der nach Zorn oder Ärger plötzlich ausbrechenden Gallsucht zeigen sich die gewöhnlichen Symptome im Verdauungsapparate; es fehlen aber die icterischen Erscheinungen in der Haut und im Harne, und auch die Zunge ist meistens nicht gelb belegt; dabei wechselt die Gemüthsstimmung rasch zwischen Weinen und Lachen, und eine gleiche Wandelbarkeit zeigt sich im Gefäßsystem.

Der Gallenfluß geht manchmal rasch vorüber, namentlich der Gallenfluß Hysterischer; er zieht sich aber auch wol in die Länge und wird mehr habituell und chronisch. Es erfolgt die Genesung immer unter starken Ausleerungen nach Oben oder nach Unten, oder nach Oben und Unten zugleich. Der Gallenfluß geht aber auch wol in andere Krankheiten über, namentlich steigert sich der Zustand wol bis zum Gallenfieber, oder er geht in Cholera, Diarrhoe, Ruhr über. Ein tödtlicher Ausgang durch bedeutende Kopfcongestion und deren Folgen kann ausnahmsweise wol beim Gallenflusse Hysterischer vorkommen.

Die Behandlung des ausgebildeten Gallenflusses muß vor Allem aus auf die Entfernung der bereits ergossenen Galle, die sich manchmal in großer Menge ansammelt, gerichtet sein; zu diesem Ende wird der Brechweinstein als Emeticum gegeben. Das Brechmittel wirkt ohne Zweifel nicht blos durch die mechanische Entfernung der bereits abgeschiedenen Galle, sondern auch dadurch, daß der Secretionsproceß der Galle gesteigert, somit das Blut von den copiösen Gallenelementen befreit wird. Das Brechmittel muß bisweilen wiederholt werden, wenn sich der Turgor nach Oben wiederum einstellt. Nach dem Brechmittel gibt man, um einige breiige Stühle des Tags zu erzielen, den Tart. emeticus in kleiner Dosis fort mit Cremor tartari, Kali citricum, Natron sulphuricum. Man läßt gekochtes Obst genießen, Limonade, Selterserwasser u. s. w. trinken. Verschwinden die objectiven Symptome der Polycholie, ohne daß jedoch die gehörige Eßlust wiederkehrt, so gibt man leichte Aromatica, Amara, Säuren, z. B. Elixir. acidum *Halleri*, Tinct. aromatico-acida.

Bei der hysterischen Varietät paßt das Emeticum nur bei stärker belegter Zunge. Meistens kann man sogleich Acidum *Halleri* geben. Die Darmausleerungen müssen aber auch gehörig regulirt werden.

Die Prophylaxis bei Individuen, welche zur Polycholie disponirt sind, bei Nordländern, welche in heiße Klimate reisen, bei herrschendem Genius biliosus, bei Individuen, denen die Polycholie habituell geworden ist, in solchen Jahreszeiten endlich, welche zur Polycholie disponiren, hat die Aufgabe, die Diät in entsprechender Weise zu reguliren: Möglichste Beschränkung des Fleischgenusses und vorherrschend vegetabilische Nahrung, Obst und säuerliche Früchte, säuerliches Getränk (Molken, Limonade, Citronenwasser), fleißige Bewegung, Bäder. Die Kirschcur, die Traubencur gehören ebenfalls zu den prophylaktischen Heilmethoden der Gallsucht, ebenso der Gebrauch des kissinger, des marienbader Wassers. (*Fr. W. Theile.*)

Gallenschleim, s. Galle.

GALLENSTEINE (Cholelithi, Calculi biliarii), nennt man jene, beim Menschen sowol wie bei den Thieren häufig vorkommende Concretionen, welche ihre Entstehung Niederschlägen aus der Galle verdanken. Die Bildungsweise und die Beschaffenheit der fertigen Gallensteine, sodann die Gallensteinkrankheit sind einzeln zu besprechen.

Naturgeschichte der Gallensteine. Sie kommen in allen Abschnitten der Gallenwege vor, in den Gallenkanälen, im Ductus hepaticus, in der Gallenblase, im Ductus cysticus, im Ductus choledochus, endlich auch, nachdem sie die Gallenwege verlassen haben, im Darmkanale. Die Steine in den Gallenkanälen hielt man früher wol für freie Gallensteine in der Lebersubstanz; sie sind aber von den ausgedehnten Gallenkanälen umschlossen, und kommen so bisweilen in größerer Anzahl durch die Leber zerstreut vor. Am häufigsten bilden und finden sich übrigens die Gallensteine in der Gallenblase, denn hier sind die Bedingungen zu ihrer Entstehung in höherem Maße gegeben, als in den andern Abschnitten der Gallenwege.

Bedingung für die Bildung eines Gallensteins ist es, daß in der Galle ein Niederschlag entsteht, der nicht mit der abfließenden Galle fortgeführt wird und nun den Kern für weitere Ablagerungen bildet. Begünstigende Momente für die Bildung solcher Niederschläge sind folgende:

a) Die Concentration der sonst normal gemischten Galle, wenn dieselbe längere Zeit in der Gallenblase oder in den abgeschlossenen Gallengängen zurückgehalten wird. Die schwerer löslichen Bestandtheile der Galle (Cholesterin, Gallenfarbstoff, fettsaure Salze) scheiden sich dann leicht aus.

b) Ein Überwiegen gewisser Bestandtheile der Galle an und für sich, des Cholesterins, des Gallenfarbstoffes, wird auch zu deren Ausscheidung Veranlassung geben.

c) Der in den Gallenwegen abgesonderte Schleim, welcher namentlich in der Gallenblase in so reichlicher Menge vorhanden ist, kann die Bildung von Gallensteinen auf doppelte Weise befördern. Ist dieser Schleim sehr zähe und consistent, so trägt er dazu bei, die sich bildenden Concremente zusammenzuballen und ihre Fortführung zu behindern. Wie ferner in den verschiedenen Schleimhäuten kalkige Concremente vorkommen, welche offenbar den im Schleime enthaltenen Kalksalzen ihre Entstehung verdanken, so erkläre ich mir auch das Vorkommen von kalksalzhaltigen Gallensteinen als eine Ablagerung aus dem Gallenblasenschleime; ich kann nicht mit J. Vogel (Pathol. Anatomie. Erste Abtheilung. S. 340) derartige Gallensteine aus einer Vermehrung der Kalksalze in der Galle selbst herleiten.

d) Die zelligen Räume in der Gallenblase begünstigen offenbar das Zurückhalten sich bildender Niederschläge.

Ist einmal der Kern zu einem Gallensteine vorhanden, wozu aber auch fremde Körper, wie Stecknadeln u. dgl., dienen können, dann erfolgt die weitere Vergrößerung leicht, indem sich die schwerer löslichen Gallenbestandtheile, namentlich Cholesterin, an den Kern anlegen.

Die Gallensteine findet man häufiger im höhern Alter wegen stärkerer Saturation der Galle; denn man trifft in der Blasengalle alter Leute sehr häufig Cholesterinkrystalle und Körnchen von Gallenfarbstoff. Beim weiblichen Geschlechte scheinen die Gallensteine häufiger vorzukommen. Auch bei sitzender Lebensweise, bei düsterer Gemüthsstimmung, bei Trinkern, bei Gicht, bei Hämorrhoiden sollen sie häufiger gefunden werden.

In den menschlichen Gallensteinen hat man folgende Bestandtheile gefunden: 1) Cholesterin. 2) Gallenfarbstoff, sowol Cholepyrrhin, welches an der durch Salpetersäure entstehenden Farbenreaction erkannt wird, als auch die dunkler gefärbte Modification desselben. 3) Bilin oder gallensaures Natron, sowie die Modificationen dieser Substanz. 4) Margarin und margarinsaure Salze. 5) Schleim und Epithelium der Gallenwege. 6) Erdsalze, namentlich kohlensaurer Kalk. Diese Substanzen gehen in verschiedenem Verhältnisse in die Zusammensetzung der Gallensteine ein. Sehr selten trifft man sie alle zusammen in dem nämlichen Gallensteine; eher findet sich einer dieser Bestandtheile allein, namentlich Cholesterin. Meistens bestehen aber die Gallensteine aus einigen der genannten Bestandtheile, namentlich aus Cholesterin und Gallenfarbstoff, welche mehr oder weniger deutlich eine geschichtete Bildung des Steins bedingen. Dabei liegt der dunkle Farbstoff im Allgemeinen im Innern, als Kern des Steines. Es besteht der Kern meistens aus Schleim, Epithelium und Gallenfarbstoff; er ist beim ersten Entstehen weich, schrumpft aber in den getrockneten Steinen zusammen, weshalb manche trockne Gallensteine eine Art Höhle einschließen. Der Kern liegt nicht immer genau in der Mitte des Steines, und es besitzen manche Steine mehrfache Kerne.

Als allgemeinste Anhaltspunkte zur chemischen Bestimmung der Gallensteine sind folgende Punkte festzuhalten: sie schmelzen gewöhnlich vor dem Löthrohr und verbrennen mit rußender Flamme; sie sind in kochendem Alkohol theilweise oder selbst ganz löslich und die Lösung setzt rhombische Tafeln (Cholesterin), auch nadelförmige Krystalle (Margarin) ab; Kalilauge nimmt eine braungrüne Färbung an durch Ausziehen des Gallenfarbstoffs und des Schleimes.

Größe und Anzahl der Gallensteine stehen im Ganzen im umgekehrten Verhältniß zu einander. Bisweilen findet man nur einen einzigen Gallenstein, der die Größe eines Hühnereies erreichen kann; man findet aber auch Hunderte von Steinen in der Gallenblase. Die Form richtet sich meistens nach der Bildungsstätte: in den Gallenkanälen und Gallengängen sind sie häufig länglich; in der Gallenblase sind sie rundlich, wenn sie einzeln darin vorkommen, meistens jedoch erscheinen sie eckig, facettirt, mit mehr oder weniger glatten Flächen versehen, wenn eine größere Anzahl die Gallenblase erfüllt. In zwei Fällen trifft übrigens die Form mit einer bestimmten chemischen Bildung zusammen: jene aus krystallinischem kohlensaurem Kalke haben eine zackige, spießige Oberfläche; jene aus dunklem Farbestoffe bestehenden haben eine höckerige Oberfläche. Meistens haben die in einer Gallenblase

vorkommenden Gallensteine, obwol in der Größe verschieden, doch die nämliche Structur. Wenn man bisweilen zugleich Cholesterinsteine und Farbstoffsteine angetroffen hat, so mögen sich diese zu verschiedenen Zeiten gebildet haben.

Die Farbe der Gallensteine wechselt sehr nach der Zusammensetzung, und sie wechselt auch in einzelnen Schichten. Man findet weiße, graue, gelbe, grüne, braune, rothe Gallensteine.

Man kann mit J. Vogel folgende acht Hauptformen der menschlichen Gallensteine unterscheiden, zwischen denen es jedoch mehrfache Übergangsformen gibt:

1) Feine Niederschläge von Gallenfarbstoff und Cholesterinkrystallen, in Schleim eingebettet, mit Epithelium gemischt, auch wol die Zellen des letztern inkrustirend.

2) Gallengries, nämlich kleine Concretionen von der Größe eines Hirsekorns oder Sandkorns. Bisweilen sind viele solche Concretionen durch ein schleimiges Bindemittel zu einem größern maulbeerförmigen Steine zusammengebacken.

3) Weiche Gallenconcretionen, die sich im frischen Zustande leicht zwischen den Fingern kneten lassen. Sie bestehen aus krystallinischen Ablagerungen von Cholesterin und dazwischen liegenden Partien von Gallenfarbstoff.

4) Krystallinische Gallensteine, die vorzugsweise aus krystallinischen Massen von Cholesterin bestehen; schwach gefärbt oder farblos, durchscheinend, mit krystallinischem faserigem Bruche, auf der Schnittfläche glänzend.

5) Dunkle Gallensteine von rothbrauner Farbe und erdigem Bruche, ohne Wachsglanz beim Reiben. Sie bestehen vorzugsweise aus Gallenfarbstoff. Sie sind manchmal dunkler gefärbt bis ins Schwarze, und haben eine maulbeerförmige Oberfläche.

6) Gallensteine, die vorzugsweise aus kohlensaurem Kalke bestehen, von heller, bisweilen etwas bräunlicher Farbe, krystallinisch, mit höckeriger, in Spitzen auslaufender Oberfläche.

7) Gallensteine von weißlicher Farbe, seifenartigem Aussehen und concentrisch schaligem Gefüge, die durch Schaben Wachsglanz bekommen und vorzugsweise aus Cholesterin bestehen.

8) Gallensteine aus abwechselnden Schichten von Cholesterin und Gallenfarbstoff.

Die beiden letzteren Arten sind die am häufigsten vorkommenden.

Bei Thieren, namentlich Säugethieren, kommen Gallensteine (aus Gallenfarbstoff, aus Fett, aus Kalksalzen) auch nicht gar selten vor. Wird doch selbst das bekannte wohlriechende Arzneimittel, der Amber, den man im Meere schwimmend findet, vielfach für ein Gallenconcrement von Cetaceen, namentlich von Physeterarten, gehalten. Vielleicht gehören auch jene Bezoare, welche man im Darme oder auch im Magen mancher im Oriente einheimischen Ziegenarten findet und worin Goebel die eigenthümliche Lithofellinsäure entdeckt hat, zu den Gallensteinen.

Gallensteinkrankheit (Cholelithiasis). Die Anwesenheit von Gallensteinen ist wol in der Mehrzahl der Fälle mit unbedeutenden oder fast gar keinen krankhaften Zufällen vergesellschaftet: man findet in vielen Leichen die Gallenblase mit Steinen angefüllt, ohne daß subjective oder objective Erscheinungen während des Lebens auf dieselben hingedeutet hätten. Kleine Steine in den Gallenkanälen und Gallengängen gehen meistens ohne Mühe ab, und wenn sich in einem Gallenkanale ein Concrement verhält, so wird nur der mit jenem Kanale verbundene Lebertheil in seiner secernirenden Thätigkeit gestört. Bilden sich dagegen die Steine, wie es meistens der Fall ist, in der Gallenblase, so verhindern sie zwar je nach der Menge den Übertritt der Galle in die Gallenblase, letztere entleert sich aber in den Darmkanal und erfüllt dort ihre physiologischen Zwecke. — Ein Gefühl von Druck und Schwere, ein localer Schmerz, Verdauungsbeschwerden lassen aber bisweilen die Anwesenheit von Gallensteinen vermuthen, die man in seltenen Fällen auch durch die Bauchdecken hindurch fühlen, oder deren Übereinandergleiten man auch wol mittels des Stethoskops hören kann.

Ernstere Beschwerden von Gallensteinen treten im Allgemeinen unter der Form der Gallenkolik oder Gallensteinkolik (Colica hepatica, Hepatalgia calculosa) auf, wenn die Gallensteine die Blase anfüllen und ausdehnen, besonders aber, wenn sie durch die Gallengänge einen Ausweg suchen, aber stecken bleiben und sie verstopfen. Die Zufälle pflegen dann paroxysmenweise einzutreten; sie sind bisweilen so heftig, daß sie den Tod befürchten lassen, oder ihn auch wol wirklich herbeiführen. Durch den gehinderten Gallenabfluß entsteht ein Gefühl von Vollheit, von Druck in der Regio epigastrica, in der rechten Seite und nach dem Rücken zu, Appetitlosigkeit, Übelkeit, Erbrechen, Verstopfung, oder auch Diarrhöe mit Abgang ungefärbter Faeces, icterisches Aussehen, Schlafsucht; Schmerzen in der rechten Schulter, auch wol in der rechten untern Extremität. Dazu kommen dann periodisch die Erscheinungen von krampfhafter Einschnürung des Steines, nämlich die heftigsten Kolikschmerzen im rechten Hypochondrium und über den ganzen Unterleib, Frösteln, kurzes Athmen mit Angst, Ohnmachten, kalter Schweiß u. s. w. Dabei bleibt der Puls normal, oder er wird krampfhaft klein, nie aber voll, hart und frequent, wie bei Entzündungen. Solche Anfälle werden häufig durch eine rasche Bewegung oder Erschütterung, durch Niesen, durch körperliche Anstrengungen, aber auch durch besondere Speisen hervorgerufen oder vermehrt. Sie treten häufiger im Frühjahr auf. Im günstigsten Falle endigt ein solcher Anfall damit, daß der die Gallenwege passirende Stein in den Darmkanal fortgetrieben wird und weiterhin mit dem Kothe abgeht. Der Anfall kann aber auch durch Schlagfluß oder durch Zerreißung der Gallenwege tödtlich endigen, oder er führt andere Krankheiten herbei, nämlich Entzündung der Gallenwege, der Leber, des Darmes, Verwachsung der Gallenblase mit den Bauchwänden, mit dem Magen, mit dem Darme, weiterhin Vereiterung und Entleerung der Gallensteine nach Außen oder in den Darmkanal, endlich Leberverstopfung, d. h. behinderte Gallenabsonderung, wenn die Gallenwege durch die Steine andauernd verstopft werden.

Die Diagnose der Gallensteinkrankheit bleibt immer

unsicher, so lange nicht etwa das Stethoskop oder wirklicher Abgang von Gallensteinen, sei es im Stuhle, sei es durch einen Absceß, darüber Gewißheit verschaffen. Ein kahler Mons Veneris wird übrigens von Rüdiger und von Himly als Zeichen der Gallensteine hervorgehoben. Es können die angeführten Erscheinungen der Gallenkolik auch durch Abgang von Hydatiden entstehen oder durch Nierenkolik.

Die Behandlung des einzelnen Kolikanfalles hat vor Allem aus eine Abspannung des krampfhaften Zustandes in den Gallenwegen und den umgebenden Theilen zu erzielen. Dazu dienen lauwarme allgemeine oder Halbbäder, worin die Kranken möglichst lange verweilen, erweichende und antispasmodische Fomentationen und Einreibungen in der Lebergegend, oder auf den ganzen Unterleib, erweichende Klystiere, schleimiges Getränk, gelind abführende Mittel, namentlich auch Kalomel. Häufig wirkt ein einfaches Brausepulver sehr vortheilhaft. Bei vollblütigen Individuen wird auch wol eine örtliche oder allgemeine Blutentziehung nöthig. Eisumschläge wurden in heftigen Fällen von Bricheteau mit Erfolg angewendet.

Die Behandlung der Gallensteinkrankheit außer der Zeit eines Anfalles oder nach Beseitigung der Kolik sollte zunächst auf Entfernung der noch vorhandenen Steine gerichtet sein, und man hat durch innerliche Mittel eine Auflösung derselben zu erlangen gesucht, durch frischen Eidotter mit Fleischbrühe, durch Wein oder Rum, durch Seife und Alkalien, durch Antimonialien. Einen besondern Ruf hat das Mittel von Durande erlangt, bestehend aus 3 Theilen Aether sulphuricus und 2 Theilen Oleum terebinthinae, wovon Morgens 2 Scrupel in einer Tasse Molken, Dec. cichorei oder Fleischbrühe genommen werden. Duparcque zieht eine Mischung von 1 Theil Äther auf 15 Theile Ricinusöl vor. Die ausreichend chemischlösende Wirkung dieser flüchtigen Substanzen auf die Gallensteine ist aber schwer zu begreifen; es mag das Mittel eher durch seine antispasmodische Wirkung nützen. Brechmittel zu directer Beseitigung der angesammelten Gallensteine anzuwenden, möchte nur in seltenen Fällen nutzbringend oder selbst nur gefahrlos sein. Die Behandlung ist daher im Ganzen mehr eine prophylaktische, auf Verhütung eines neuen Anfalls und auf Beseitigung der cholelithischen Disposition gerichtet: eine in allen Beziehungen gesundheitsmäßige Diät, passende örtliche Fomentationen, Sorge für freien Leib, Resolventia, insbesondere auch die auflösenden Mineralwasser von Karlsbad, Marienbad, Ems, Selters u. s. w.

Eines Heilverfahrens ist hier noch zu gedenken, welches wenigstens vorzugsweise zur Entfernung von Steinen aus der Gallenblase empfohlen und auch angewendet worden ist, außerdem aber auch bei Ansammlungen von Eiter, von Galle, von wäßriger Flüssigkeit (Hydrops vesicae felleae) mit drohender Berstung. Dies ist der Gallenblasenschnitt (Paracenthesis s. Punctio s. Incisio vesicae felleae, Laparocholecysteotomia) oder die kunstmäßige Eröffnung der Gallenblase, welche zuerst von Petit ausgeführt wurde. Die Operation, welche in der Absceßbildung der mit den Bauchwänden verwachsenen Gallenblase ihr natürliches Vorbild hat, soll im Allgemeinen nur vorgenommen werden, wenn die Gallenblase mit den Bauchwänden verwachsen ist. An der Stelle der Verwachsung läßt sie sich gefahrlos öffnen. Fehlt jene Verwachsung, dann kann sich die Galle nach erfolgter Operation in die Bauchhöhle ergießen und den Tod herbeiführen. Petit eröffnete die Gallenblase einfach mit dem Trokar. Sicherer ist folgendes Verfahren. Über der mehr oder weniger fluctuirenden Geschwulst, die man fühlt, weil der Grund der ausgedehnten Gallenblase den vordern Leberrand überragt, wird die Haut etwa 1½ Zoll lang eingeschnitten, und es werden dann die Muskeln schichtweise bis auf das Bauchfell durchschnitten. Die Richtung des Schnittes geht wol am besten parallel dem Verlaufe der Gefäße und Nerven, schief von Oben und Hinten nach Unten und Vorn. Jetzt sucht sich der Operateur von der wirklichen Verwachsung der Gallenblase mit dem Bauchfelle zu überzeugen. Findet darüber kein Zweifel statt, so kann die Blase innerhalb des Bereiches der Verwachsung mittels der Lanzette oder des Bistouri geöffnet werden. Ist die Verwachsung aber zweifelhaft, so wird man wol kaum nach Richter's Vorschlag dieselbe noch durch ein auf das Bauchfell gelegtes Ätzmittel erzielen wollen: man benutzt dann statt der Lanzette einen Trokar, dessen Röhrchen in der Wunde zurückgelassen wird. Man kann aber auch das Röhrchen des Trokars durch einen elastischen Katheter ersetzen. Es wird weiterhin ein Bourdonnet in die Blasenwunde gebracht und der Verband darüber gelegt. Handelt es sich nun um Entfernung von Gallensteinen, so muß die Blasenwunde allmälig durch Darmsaiten und Preßschwamm erweitert werden, bis sich die Steine mit der Pincette oder der Kornzange fassen lassen.

(*F. W. Theile.*)

GALLER, geschrieben eigentlich Gäller, adeliges, seit 1680 gräfliches, Geschlecht der Steiermark, das unbezweifelt seinen Namen von der Gail, einem oberhalb Seckau belegenen Flurdistricte, empfängt; daher es auch in ältern Urkunden regelmäßig de Geula, und nachmals Geuller genannt wird. Heinrich de Geula lebte um 1115; seine Witwe, Alheidis, starb als Converse zu Seckau, 4. Oct.; sein älterer Sohn, Werner, Propst zu Seckau, erwählt den 22. Mai 1141, starb am 28. Sept. 1196; der jüngere, Beringer, pflanzte das Geschlecht fort. Einer von dessen spätern Nachkommen, Andreas II., 1458—1504, war in erster Ehe mit Dorothea, des Johann Baumkircher Tochter, verheirathet. Georg und Wilhelm Galler, Gebrüder, erkauften von der Hofkammer am 1. Mai 1570 auf ewigen Wiederkauf um 10,357 Fl. die Herrschaft Schwanberg, marburger Kreises, welche nachmals, 9. Juli 1576, von dem Erzherzoge an Wilhelm Galler um 21,838 Fl. ganz frei eigen, nur unter Vorbehalt der Landeshoheit, Bergwerke, geistlichen Lehen, Wildbahn, überlassen wurde. Hans Galler zu Schwanberg, Waldschach und Lainach, Pfandinhaber der Herrschaft Weitenstein, wurde am 4. Juni 1607, und Siegmund Galler am 1. Dec. 1611 von Erzherzog Ferdinand in den Freiherrenstand erhoben. Georg Galler, wie mehre seiner Vettern, Protestant, trat 1606 in des Herzogs Friedrich

von Würtemberg Dienste, als Landhofmeister, besuchte aber schon im nächsten Jahre in des Landgrafen Ludwig von Hessen Auftrag den Reichstag zu Regensburg. In den hessischen Diensten gefiel er sich ebenso wenig, wie zu Stuttgart, daher er sich 1608 die Erlaubniß zu einer Reise nach der Steiermark erbat, die ihm indessen für den Augenblick, aus dem seltsamen Grunde, daß die Hofpferde den Unterthanen gehörten, verweigert wurde. Einer der Söhne seiner Ehe mit Maria von Globitz, Hans Wilhelm Galler, vermählte sich, laut Eheberedung vom 12. März 1630, mit Elisabeth Katharina von Wechsler. Er war damals ein schöner, liebenswürdiger Witwer, 31 Jahre alt und Vater des einzigen Sohnes Bernhard. Die Ehe gehörte nicht zu den glücklichsten, Hans Wilhelm erlaubte sich nicht selten Eingriffe in seiner Frauen Eigenthum, trat noch häufiger den Eingebungen eines krausen Sinnes entgegen; darüber entstanden im Laufe der Zeit Weitläufigkeiten, die schließlich durch den Vergleich vom 1. Mai 1649 beseitigt wurden. Darin ließ der Freiherr sich die Summe von 15,000 Fl. verschreiben, wogegen er jedem Rechte an der seiner Frau eigenthümlichen Herrschaft Rieggersburg entsagte. Er überlebte den Vergleich nicht viel über ein Jahr, und starb den 7. Aug. 1650 als geheimer und Kriegsrath, Kämmerer, Oberst und General der windischen und petrinischen Grenze, auch des Kriegsrathes zu Gratz Präsident. Da ihn lediglich die Tochter seiner zweiten Ehe überlebte, fiel die von ihm besessene Herrschaft Waasen, grätzer Kreises, seinen Vettern, den Gebrüdern Hans Friedrich Galler, Hofkammerrath, und dem Oberstlieutenant Hans Christian auf Ebensfeld und St. Johann zu; denen mußte auch die Witwe, nach einem fünfjährigen Rechtsstreite, die von ihrem Schwiegervater begründete, von ihrem Eheherrn bedeutend vergrößerte, auf 10,000 Fl. geschätzte Bibliothek durch Vergleich vom 3. Juni 1655 überlassen. Zehn Jahre trug Frau Galler den Witwenschleier, dann ging sie 1660, in dem Alter von etwa 53 Jahren, die zweite Ehe ein mit Detlev von Kapell, der, ein Brandenburger von Geburt, in kaiserlichen Diensten es bis zum Obersten gebracht hatte. Kapell fiel in der Schlacht bei St. Gotthard, 1. Aug. 1664. Zehn Monate darauf schloß seine Witwe das dritte Ehebündniß mit Hans Rudolf von Stadl, der sehr bald es der Frau entgelten ließ, daß sie gegen 25 Jahre älter war, als er, und daß sie keineswegs gesonnen, die mancherlei von dem neuen Ehemanne ausgehenden Speculationen auf ihr Vermögen zu begünstigen. Den steigenden Mishandlungen sich zu entziehen, klagte Frau Elisabeth Katharina auf Scheidung, welche auch durch Vergleich vom 22. Febr. 1669 zu Stande kam. Die kanonische Bestätigung der Ehescheidung auf Tisch und Bett wurde durch den Erzpriester zu Gratz am 9. Dec. 1669 gegeben, und Kaiser Leopold hat sogar einen Majestätsbrief über die ganze Verhandlung erlassen, 14. April 1670. „Diese Gällerin," so hieß sie fortwährend, trotz der beiden andern Männer, „war eine schlimme Frau, so den Hauptpfarrherrn von seiner Wohnung vertrieb," schreibt der steierische Historiograph Cäsar; wir müssen hinzufügen, daß sie, in der Jugend eine wahre Schönheit, zugleich eine ungewöhnliche, eine seltene Frau gewesen ist, die mit ausgezeichneten Geistesgaben eine für ihr Zeitalter auffallende Bildung, mit einer bewundernswürdigen Charakterstärke die heftigsten Leidenschaften, insbesondere eine unbegrenzte Herrschsucht, verband. Herrschsucht und Jähzorn verwickelten sie in eine Menge von Processen. Die letzte Tochter eines durch den Handel reich gewordenen, dann geadelten Geschlechtes, hatte sie den Vater, Hans Wechsler, Oberst und Commandant zu Kreuz, 1633, die Mutter, Anna Katharina von Haslinger, den geliebten Bruder Seifried, auf Rieggersburg, Wurmberg, Sanegg und Gutenbichel, 1639 begraben; denen Allen folgte 1648 der Oheim, Siegmund Wechsler. Wie billig, wohnte die Nichte dem Traueramte bei, und sie sollte, nach des Landes Sitte, gleich den übrigen Frauen aus der Verwandtschaft, mit Goldstoff in den Händen, dem Sarge zunächst Platz nehmen, um bei dem Offertorium den Goldstoff zu opfern. Diesem Herkommen sich zu fügen, wollte ihr nicht zusagen; einmal verschmähte es ihr stolzer Sinn, mit den Heroldem in gleicher Linie zu stehen, dann besorgte sie, daß ein von ihr dargebrachtes Opfer mit der Zeit als eine Abgabe eingefodert, sie den von dem Hauptpfarrer zu Rieggersburg abhängenden acht Vicarialpfarrern assimilirt werden könnte. „Diese Pfarrherren müssen jährlich an dem St. Martins Festtage bey dem Gottesdienste erscheinen, aufwarten, und zum Zeichen ihrer Untergebung dem Pfarrherrn eine Summe Geldes erlegen, wie im alten Urbar vorgeschrieben ist." Die Frau von Galler kam nicht zum Opfer, und bitterlich empfand das der Oberpfarrer Hans Strobel. Um seinem Unmuthe Luft zu machen, benutzte er die Leichenrede, die nach mancherlei lieblosen Anspielungen beiläufig in den folgenden Worten schloß: „Aber wenn die Herren von Wechsler nicht so schnell gestiegen, so hat ihr Licht desto heller und glänzender gestrahlt, je dunkeler und zweifelhafter ihr Ursprung. Daß sie Wechsler gewesen, besagt schon ihr Name, und wenn auch vielleicht, wer weiß es, ursprünglich jüdische, keine solche, Gott bewahre! welche der Herr Jesus von ihren Bänken aus dem Tempel getrieben, sondern vielmehr rühmenswerthe christliche Wohlthäter durch fromme Stiftungen. Christliche Wechsler, haben sie das Schicksal der Armen und Kranken durch Almosen und Spitäler gebessert, wie ihr eigenes Wappen, in welchem die weißen Zwickel in Heerhüte verwandelt worden, und deren Helmschmuck vormals statt dem rubinrothen Männlein halb roth und weiß, ein Assassine [1]) oder Wechselbalg." Mühsam hatte bis dahin die Frau von Galler ihren Unmuth bezähmt, mit dem letzten Worte sprang sie von ihrem Sitze auf; die geballte Faust gegen die Kanzel gerichtet, donnerte sie in der heftigsten Aufregung: „Ich gedenk dir's, verdammter Pfaff!" und fort war sie, von ihrem ganzen Gefolge begleitet. Das wundersame Zweigespräch wurde gleichsam die Einleitung zu einer unübersehbaren Reihe von Streithändeln und Processen der Herrschaft mit dem Oberpfarrer, in

1) Diese dem Oriente entlehnte Anspielung von Seiten eines steierischen Pfarrers scheint allerdings doch etwas befremdlich.

deren Laufe die Gallerin selbst, an der Spitze von 20 Mann aus ihrer Besatzung auf Rieggersburg, am 4. Febr. 1654 in den Pfarrhof einfiel, die Haushälterin, deren Abschaffung sie verlangt hatte, greifen und nach der Rieggersburg, dann weiter nach Feldbach vor das Landgericht bringen ließ, damit der Zauberin, die, obwol alt und häßlich, mit Herenkniffen den Pfarrer binde, der Proceß gemacht werde; zum Abschied drang sie in des Pfarrherrn Zimmer, „darin ich bereits in die 26 Wochen Kranker liege, mit ihrem lutherischen Pixenmeister und acht andern armirten Personen, mich mit groben und schmerzhaften Injurien zu injuriren angefangen, mit Vermelden, Du Schindpfaff, Du hast mich bei der Regierung angeben und willst mich um mein jus patronatus bringen, und da ich weiter im geringsten etwas anfangen werde, würde sie wieder mit ihren Leuten in Pfarrhof kommen und mich, wenn sie auch ihr Schloß verlieren und ich in des Bischofs Schoß sein sollte, mich mit ihren eigenen Händen wie einen Spatz erwürgen und mich umbringen wollen." Unter den übrigen zahllosen Processen der Gallerin steht der mit ihrem vormaligen Pfleger Grattenau oben an. Wie jener mit dem Oberpfarrer, dauerte er volle sieben Jahre, wie Strobel, und schlimmer noch wurde Grattenau behandelt. Es war eine Zeit gewesen, daß er hoffen konnte, die Hand der reichen Witwe davon zu tragen; er hatte die Herrschaft Rieggersburg, gegen einen jährlichen Pachtzins von 5000 Fl., in Bestand gehabt; jetzt sah er sich, in Folge von Zerwürfnissen und Besorgnissen, veranlaßt, am 1. April 1661, mit allen den Kleinodien, welche die gnädige Frau in den abgelaufenen schönen Tagen ihrer Gunst ihm verehrte, und mit den wichtigsten Schriften der Registratur zu entweichen und nach Gratz zu flüchten. Dahin verfolgte ihn jedoch ein Hauptmann von des Obersten von Kapell Regiment, dem, außer den eigenen Soldaten, Schützen von der Rieggersburg beigegeben waren; sie überfielen den Grattenau in seiner Wohnung, räumten auf, was an Kleinodien und Schriften zu finden war, schleppten den Besitzer selbst gewaltsam in den Wagen und transportirten ihn bei nächtlicher Weile nach der Rieggersburg, wo derselbe Kerker, dem er in den Tagen seiner Allgewalt die vielen Bauern zugeschickt, ihn aufnahm. Wiederholte Erlasse des Landeshauptmannes bewirkten, doch nicht eher, als nach Verlauf von acht Tagen, die Freigebung des Gefangenen, und der Injurienproceß ging allgemach in einen Rechtshandel um Rechnungsablage über. Alleinige Erbin des großen Vermögens der Wechsler, von dessen Bestandtheilen sie zwar am 12. Juli 1639 die Herrschaft Wurmberg verkauft hatte, wußte die Gallerin mitunter dasselbe zweckmäßig zu verwenden. Ihr eigenthümliches bürgerliches Haus zu Radkersburg widmete sie 1647 zu einer Hospitalstiftung, sie erbaute 1656 das Schlößchen zu Johnsdorf, sie schuf von 1637 an, in bewundernswürdiger Beharrlichkeit und mit unglaublichem Kostenaufwand, die Rieggersburg nach ihrer heutigen Gestalt, die, nachdem sie ein ganzes Jahrhundert hindurch als der Steiermark Bollwerk gegen den Türken gegolten, in Folge der in die Kriegskunst eingeführten Neuerungen immer noch des Landes Stolz geblieben ist, auch in Grandiosität kaum ihres Gleichen in Europa finden wird. Indem der Gallerin Wesen sich in der dem Hauptthore eingefügten Inschrift ausspricht, mag sie hier Platz finden.

Auf Gottes Gnad und reichlichs Geben,
Steht all mein Hoffnung und mein Leben.
Katharina Elisabeth Gallerin geborne Wechslerin
Freiin zu Rieggersburg und Lichtenegg.

Eines Jedwedeen sein Ein- und Ausgang der geschehe in Jesu unseres Herrn Namm! Durch seine Hilf und seine Gab ich dieses Haus überkommen hab. — Gott verleihe Jeme seine Gnad! Gott für alles alle Zeit zu ehren, den römischen Kaiser erkenne für meinen Schutzherrn Kein Feind noch Türken nicht zu fürchten! Ein gutes Gewissen und unverzagt hat manchen starken Feind verjagt — Was ich in sechzehn Jahren hier hab lassen bauen, das ist wohl zu sehen und anzuschauen. Kein Heller mich nicht reuen thut, ich meins dem Vaterland zu gut. Anno Domini 1653. Me licet plectra sileant, loquitur post funera saeculi sumtibus ista meis structa domus.

Die merkwürdige Frau wurde durch einen Schlagfluß getödtet, 12. Febr. 1672[2]). Ihr einzige Tochter, Regina von Galler, die Erbin der Herrschaft Rieggersburg, geb. den 23. Juli 1642, heirathete am 29. Jan. 1659 den Freiherrn, nachmaligen Grafen Johann Ernst von Purgstall. Der Gallerin Schwager, Siegmund von Galler, wurde in seiner Ehe mit einer Holzapfel der Vater von Hans Jacob, welcher, dem protestantischen Lehrbegriff zugethan, sammt seiner Hausfrau, Katharina von Rattmannsdorf, den Wanderstab ergreifen mußte, um auswärts das in der Heimath ihm verweigerte Religionsexercitium zu suchen. Er starb in der Verbannung, seine Witwe kehrte nach der Steiermark zurück, wo ihr Gemahl die Herrschaft Arnfels erkauft hatte. Von dem Kaufgelde waren aber noch einige Tausend Gulden zu berichtigen, und des Verkäufers Erbin, die Gräfin von Püchheim, und ihre Schwester, die unverheirathete Gräfin von Mörsberg, sahen sich genöthigt, die Foderung einzuklagen. Der Klage und dem richterlichen Spruche sollte die Execution folgen, und zogen zu dem Ende, von einem Lieutenant und seinen Soldaten begleitet, die beiden Schwestern von Gratz aus nach Arnfels. Unterwegs wurde die kleine Armee noch durch eine Anzahl bewaffneter Bauern verstärkt, aber bloße Demonstrationen reichten nicht hin, die Frau von Galler zu schrecken. Für den Fall einer Belagerung gerüstet, ließ sie es darauf ankommen, und es wurde im Beginne der Operationen der äußere Lieutenant, zum Unterschiede des innern, der Frau von Galler beistehenden Lieutenants, also genannt, erschossen; desgleichen auch einer der Bedienten im Schlosse. Der Verwundeten gab es mehre; die Vertheidigung erlag jedoch am Ende der Ge-

2) Die Gallerin auf der Rieggersburg. Historischer Roman mit (642) Urkunden. Von einem Steiermärker. In drei Theilen. (Darmstadt 1845.), ist des gepriesenen Orientalisten, des durch seine Geschichte der Osmanen bekannten Freiherrn von Hammer, Werk.

walt des Angriffes, und das Schloß ergab sich durch Capitulation, 15. Oct. 1660. „Die Gallerin entfloh zwar, wurde aber durch den Hofkammerprocurator wegen verübten Landfriedensbruch gerichtlich behandelt und als sträflich abgeurtheilet." Friedrich Christian von Galler, mit Rosina oder Salome von Herberstein vermählt, unterzeichnete mit andern österreichischen Protestanten vom Herren- und Ritterstande die 1647 dem Reichsfriedenscongreß zu Münster eingereichte Bittschrift um freie Religionsübung. Hans Balthasar, Maximilian, Siegmund Friedrich, Jos. Maximilian, Johann Otto, Johann Ernst, Johann Franz, Johann Seifried und Siegmund Adam, die Galler, wurden am 12. Mai 1680 in den Grafenstand erhoben. Der aus seinen Beziehungen zu der Gallerin, geb. Wechsler, uns bekannte Johann Christian von Galler kommt späterhin als Vicepräsident des innerösterreichischen Kriegsrathes vor, und hinterließ aus seiner Ehe mit der Gräfin Maria Teresa Breuner die Söhne Johann Maximilian, Johann Siegmund Friedrich und Johann Georg Wilhelm. Karl Ernst, Generalmajor und 1735 Commandant zu Kopreinitz, starb den 11. März 1746. Siegmund Ernst, auf Lainach, Waldschach, Waisenberg, dann Freudenberg in Kärnthen, stand bis 1778 als Landrath in Kärnthen. Johann Karl, Oberst, starb 1778. Leopold Ehrhard, auf Lainach, bekleidete bei der pfälzischen Regierung zu Neuburg das Amt eines Vicepräsidenten (noch 1778). Franz Karl, auf Schwarzeneck und Waasen, geb. den 8. Mai 1756, vermählte sich den 4. Mai 1794 mit der Gräfin Teresa von Esterhazy, und als Witwer den 4. Mai 1801 mit der Gräfin Teresa von Königsacker und Neuhaus, und starb den 13. Oct. 1818, außer dem Sohne Karl Leopold, auf Schwarzeneck, geb. den 13. Dec. 1807, drei Töchter hinterlassend. Graf Ludwig erkaufte 1818 die Herrschaft Weißeneck, statt der durch ihn veräußerten Herrschaften Lainach und Wintershofen. Des Grafen Clemens August Sohn Leopold, geb. den 16. Aug. 1792, gelangte auf Absterben des Grafen Karl Breuner, mit welchem der in der Steiermark ansässige Zweig dieses Geschlechtes erlosch, in der Eigenschaft eines gerichtlich anerkannten Fideicommißerben zum Besitze der Herrschaften Ehrenau, Kammerstein und Kaisersberg, brucker Kreises. Die Galler hatten ihr Erbbegräbniß bei den Franziskanern zu Gratz; für jede daselbst zu beerdigende Leiche mußten 100 Dukaten bezahlt werden. (*v. Stramberg*.)

GALLERTE. Man nennt jene Substanz der thierischen und pflanzlichen Körper Gallerte, welche sich durch heißes Wasser ausziehen läßt und beim Erkalten eine halbfeste, zitternd-bewegliche, durchscheinende Masse bildet. Die Gallerte umfaßt aber zwei in chemischer Beziehung sehr verschiedenartige Körperreihen, den Leim, d. h. die stickstoffhaltige, den thierischen Körpern entstammende Gallerte, und die Pectinkörper, d. h. die stickstofflose, dem Pflanzenreiche entstammende Gallerte. Diese Körper sind besonders unter ihren eigenthümlichen Namen zu betrachten. Dagegen kann die medicinische Benutzung der beiderlei Gallerten füglich hier zusammengefaßt werden.

Die Gallerte gehört zu den leicht assimilirbaren, und je nach der Form der Anwendung kräftig restaurirenden Nahrungsmitteln, und wird in dieser Beziehung bei Reconvalescenten, bei Atrophie, bei Schwäche der Verdauungswerkzeuge benutzt. Nur darf in solchen Fällen nicht die reine concentrirte Gallerte genommen werden, die nach Versuchen an Thieren bei anhaltendem Gebrauche, wenn sie nicht mit andern Substanzen gemengt ist, nicht einmal auf den Namen eines Nahrungsmittels Anspruch machen kann, sondern man benutzt die verdünnte, mit andern Extractivstoffen verbundene Gallerte, wie sie in der Fleischbrühe enthalten ist. Sie bedarf eines entsprechenden Zusatzes von Salz; auch wirkt ein gewürzhafter Zusatz meistens vortheilhaft. Ferner benutzt man die Fleischbrühe in gleichen Fällen zu ernährenden Klystieren und Bädern. Bei sehr reizbaren Individuen zeigt sich jedoch manchmal eine leicht reizende, erhitzende Wirkung, oder sie wirkt auch verstopfend.

In concentrirter Form ist aber die Gallerte als eigentliches Heilmittel gegen hartnäckige Wechselfieber von Séguin und Andern empfohlen worden; sodann auch bei periodischen Krankheiten überhaupt, namentlich aber bei periodischem Krampfhusten. Gegen Wechselfieber gibt man kurz vor dem Eintritte des Frostes eine halbe Unze trockne Gallerte, in etwas kochendem Wasser gelöst und mit etwas Gewürzhaftem versetzt; nach etwa 10 Minuten läßt man eine zweite Portion folgen. Während des Anfalls darf keine Gallerte gegeben werden. Nach dem Anfalle gibt man wieder eine halbe Unze, und in der fieberfreien Zeit läßt man etwa alle zwei Stunden 2 Drachmen Gallerte nehmen. In der concentrirten Form benutzt man die Gallerte auch äußerlich, als Klystier bei hartnäckigem Durchfall, als deckendes, schmerzlinderndes Mittel bei leichten Verletzungen der Haut. Denn das aus Hausenblase bereitete sogenannte englische Pflaster (Emplastrum adhaesivum *Woodstockii*) ist eigentlich ein Gallertpräparat.

Die Fleischbrühe wird aus den verschiedenen Theilen unseres gewöhnlichen Schlachtviehes und unseres Hausgeflügels bereitet; je nach der Localität und für bestimmte Zwecke werden aber auch Schildkröten, Eidechsen, Vipern, Schnecken dazu verwendet.

Als concentrirte Gallerte benutzt man:

a) Gluten depuratum s. Gelatina animalis tabulata, gereinigter Tischlerleim, mit Zucker versetzt. Wegen der ekelhaften Bereitung des gemeinen Leims ist aber auch die medicinische Benutzung des gereinigten Leims im Ganzen verwerflich.

b) Gelatina ex ossibus bubulis. Rindsknochen werden im Papinianischen Topfe gekocht.

c) Gelatina ex ossibus vitulinis. Zwei Kalbsfüße werden mit 2 Pfund Wasser bis zur Hälfte eingekocht, und das Durchgeseihete versetzt man mit Zucker und Wein. Kalbsfußgallerte ist weniger nährend, als Rindsgallerte, wird aber leichter vertragen.

d) Cornu cervi, Hirschhorn. Geraspeltes Hirschhorn wird mit der zwölffachen Gewichtsmenge Wasser stark eingekocht und durchgeseihet; hierauf wird Zucker,

Wein, Citronensaft zugefügt und noch weiter eingedickt. Die Hirschhorngallerte soll leicht verdaulich sein und nicht erhitzen.

e) Ichthyocolla s. Colla piscium, Hausenblase, liefert eine der Hirschhorngallerte ähnliche Gallerte.

f) Gelatina lichenis islandici aus isländischem Moose, dem man durch Digestion mit kohlensaurem Kali oder durch Abbrühen die Bitterkeit entzogen hat, Carageen-Gallerte, aus Fucus crispus mit Wasser oder Milch bereitet, Salepgallerte aus Radix Salep, werden als Nutrientia ebenso benutzt, wie die thierische Gallerte. Zwar sind sie nicht so ernährend, wie die letztere; sie werden aber leichter vertragen. Auch benutzt man diese pflanzliche Gallerte bei Blennorrhöen, bei chronischem Leiden der Respirationsorgane u. s. w. (*F. W. Theile.*)

Gallertsäure, s. Galle und Pectinsäure.

GALLESKY (Johann Gottfried), Physikus in Tilsit, wo er am 12. Juni 1776 starb, ist Verfasser folgender zwei Schriften: Abhandlung vom Miserere oder von der Darmgicht, nebst einigen Bemerkungen von den heilsamen Kräften des Leinöls in dieser Krankheit. (Mietau und Riga 1767.) Bemerkungen und Versuche über einige Ursachen des unter dem Hornvieh vorkommenden Viehsterbens. (Königsberg 1772.) (*F. W. Theile.*)

GALLETTI (Giovanni Andrea), geb. um 1710 zu Cartona im Toscanischen, war seit 1750 als Baritonist an dem herzogl. Theater zu Gotha angestellt. Er zeichnete sich durch seinen harmonischen Gesang aus, und war zugleich, was bei den Italienern damals als eine Seltenheit gelten konnte, ein vielseitig gebildeter Mann von gründlichen Kenntnissen in der teutschen Literatur, und namentlich der Poesie, was ihm bei seinem Vortrage im Recitativ besonders zu Statten kam. Auch seine Action erhob sich weit über das Gewöhnliche. Im J. 1765 schrieb er den Text zu der von Georg Benda componirten Oper Xinto riconosciuto. Hiller gedenkt seiner rühmlich in dem ersten Bande seiner Nachrichten und Anmerkungen, die Musik betreffend. (Leipzig 1766.) Galletti's Talente und seine wissenschaftliche Bildung fesselten ihn Zeitlebens an den herzoglichen Hof in Gotha. Er starb dort am 25. Oct. 1784. Auch seine Gattin Elisabeth war eine ausgezeichnete und mehr als gewöhnlich gebildete Sängerin. Um 1730 in Durlach geboren, kam sie frühzeitig nach Gotha, wo sie sich 1754 mit Galletti vermählte. An den Dichtungen, die hier und da unter seinem Namen erschienen, soll sie keinen unwesentlichen Antheil gehabt haben. Vielleicht ein älterer Bruder von Galletti war Domenico Giuseppe Galletti, der in den Jahren 1730—1740 als Sänger an den größern italienischen Theatern glänzte. Von seinen nähern Lebensverhältnissen ist Nichts bekannt geworden *). (*Heinrich Döring.*)

GALLETTI (Johann Georg August), geb. am 19. Aug. 1750 zu Altenburg, war ein Sohn des an der herzogl. Hofkapelle zu Gotha angestellten italienischen Sängers und Baritonisten Giovanni Andrea Galletti. Der Elementarunterricht, den er in Gotha einem Privatlehrer verdankte, war nicht geeignet, seine Fähigkeiten zu wecken und ihn in seiner geistigen Ausbildung zu fördern. Raschere Fortschritte machte er, begeistert durch das Talent und Beispiel seiner Ältern, in der Tonkunst. Seine Neigung zog ihn jedoch mehr zu wissenschaftlichen Studien. Die vielseitig gebildete Gattin des Oberbibliothekars Schläger brachte es durch ihren Rath und ihre Verwendung dahin, daß Galletti, durch wohlwollende Freunde unterstützt, 1768 die Universität Göttingen beziehen konnte. Er stand damals in seinem 18. Jahre. Das Interesse an der Jurisprudenz, der er sich Anfangs widmen wollte, verdrängten bald historische Studien, für die ihn Pütter und Schlözer begeisterten. Dankbar erkannte Galletti noch in spätern Jahren den günstigen Einfluß, den Murray's Vorlesungen über den teutschen Styl auf die Ausbildung und eigentliche Richtung seines Geistes gehabt hatten. Manchen Genuß bereitete ihm sein Umgang mit jungen talentvollen Männern. Die Freundschaft des Dichters Hölty, der bei dem Professor Meiners eine Hauslehrerstelle bekleidete, diente besonders dazu, sein ästhetisches Gefühl zu wecken und zu nähren. In ähnliche Verhältnisse wie jener zu früh verstorbene Dichter, trat auch bald Galletti selbst. Nach Vollendung seiner akademischen Studien ward er 1772 Hauslehrer bei dem Oberamtmann von Schlotheim, bei welchem er sechs Jahre, Anfangs zu Almenhausen, dann zu Tonna verweilte. Durch die treffliche, besonders im historischen Fache ausgezeichnete, Bibliothek dieses vielseitig gebildeten Mannes, und durch seinen belehrenden Umgang erweiterte Galletti seine Kenntnisse. Zu einem tüchtigen Pädagogen bildete er sich durch den Unterricht, den er als Hauslehrer ertheilen mußte. Immer lebhafter regte sich in ihm der Trieb zu einer literarischen Thätigkeit. Seine ersten schriftstellerischen Versuche fallen in diese Zeit. Den von ihm herausgegebenen Versuch einer Geschichte der Herrschaft Tonna (Tonna 1778.) setzte und druckte er eigenhändig in einer dort befindlichen kleinen Druckerei. Zu Gotha, wo er 1778 als Collaborator an dem dortigen Gymnasium angestellt worden war, erschien von ihm in dem genannten Jahre anonym eine „Deutsche Kaiserkarte." Vierzehn Jahre hindurch war er in seinem Berufe unermüdet thätig, Anfangs als Lehrer der lateinischen und teutschen Sprache. Späterhin übernahm er den Unterricht in der Geschichte und Geographie, den beiden Fächern, die mit seinen Neigungen und Fähigkeiten am meisten harmonirten. Als Schriftsteller im historischen Fache erwarb er sich bald einen geachteten Namen. Seine Verdienste blieben nicht ohne gerechte Anerkennung. Bereits 1783 ward er zum Professor der Geschichte am Gymnasium zu Gotha ernannt. Von dem Herzog August, der ihm mehrfache Beweise seines Wohlwollens gab, erhielt er 1816 den Charakter eines Hofraths und Historiographen des gothaischen Landes. Im Juli 1819 ward er mit Beibehaltung seines Gehalts in Ruhestand versetzt. Seine physischen Kräfte schwanden, aber sein Geist blieb dessenungeachtet rastlos thätig. Noch immer suchte er als Schriftsteller zu nützen, da er es durch mündlichen Unter-

*) Vergl. Gerber's Lexikon der Tonkünstler. 1. Th. S. 468. Gaßner's Universallexikon der Tonkunst S. 322.

richt nicht mehr vermochte. Dabei erfreute er sich einer fast ununterbrochenen Gesundheit. Auch noch in höherem Alter unternahm er, wie er es seit 1804 regelmäßig gethan, alljährlich nicht unbedeutende Reisen, die er zum Theil durch den Druck bekannt machte [1]). Seine im J. 1787 mit Sophie Catterfeld geschlossene Ehe trennte 1790 der Tod seiner Gattin. Eine zweite Lebensgefährtin fand er 1791 an einer gebornen Laurentii. Kein Kind erheiterte sein Alter. Die in seiner zwiefachen Ehe erzeugten zwei Töchter waren früh wieder gestorben. Bereits seit 1811 benutzte er seine geräumige Wohnung zu einer Pensionsanstalt für Ausländer. Seine bisher kräftige Gesundheit und immer heitere Laune ward zu Anfange des Jahres 1828 durch einen Anfall von Wassersucht erschüttert. Rüstig blieb er dabei noch immer, obgleich er bereits sein 78. Lebensjahr angetreten hatte. Er starb am 24. März 1828. Noch kurz vor seinem Tode hatte er an einem für die Hennings'sche Buchhandlung in Gotha übernommenen historischen Werke geschrieben, sodaß man von ihm sagen könnte, er sei mit der Feder in der Hand gestorben.

Durch seinen humanen Charakter, der ihn mit Jedermann in Frieden und Eintracht leben und nie Böses mit Bösem vergelten ließ, hatte sich Galletti zahlreiche Freunde und gegründete Ansprüche auf allgemeine Achtung erworben. Seine besseren Eigenschaften wogen die kleinen Schwächen und Mängel seiner Natur reichlich auf. Immer heiter und lebenslustig, war er in Gotha die Seele aller geselligen Kreise. Eine solche Erholung, die er sehr liebte, war ihm nach angestrengten Geistesarbeiten dringendes Bedürfniß. Fleißig besuchte er das Theater; er erlebte jedoch nicht mehr die Vollendung eines neuen Schauspielhauses. In seinen Amtsverhältnissen, in seiner Stellung als Lehrer fühlte er sich glücklich durch die ihm gezollte Achtung und Liebe seiner Schüler, obgleich diese bei seiner zunehmenden Altersschwäche mitunter zu Ausbrüchen des Frevels und Muthwillens gegen ihn sich verleiten ließen. Seinem Äußeren nach war er keine imposante Erscheinung. Er war von mittlerer Größe, eher klein zu nennen. An seine italienische Abstammung erinnerten die schwarzen Augen und Haare und die ebenfalls dunkle Gesichtsfarbe. Eine freundliche Gutmüthigkeit sprach aus seinen Zügen. Seinen ziemlich regelmäßigen Körper entstellte ein um einige Zoll zu kurzer Fuß. Galletti suchte diesem Übel durch einen hohen Stiefelabsatz abzuhelfen. Er mußte aber dennoch hinken, was ihm jedoch das Gehen wenig erschwerte. Seine früher fließende Rede unterbrach in späteren Jahren ein unangenehmes Stottern. Mit manchen andern gelehrten Männern hatte er die Schwäche gemein, daß ihn während des Unterrichts eine Zerstreutheit des Geistes befiel. In solchen Augenblicken soll er ein Mal die Höhe des Chimborasso nach □Meilen bestimmt, ein ander Mal, bei Aufzählung der Producte Ostindiens, das Elfenbein unter den Mineralien erwähnt, und endlich gar ein Mal ganz naiv geäußert haben: „Gotha liege an zwei Flüssen, nämlich an der eisenacher und erfurter Chaussée." Auffallend war es, daß er bei seinem für historische Gegenstände ungemein treuen Gedächtniß die Namen mancher seiner Schüler durchaus nicht behalten konnte, und durch die wunderlichsten Verwechselungen Gelächter erregte. Diese kleinen Mängel wurden bedeckt durch den Adel seines Geistes und Herzens. Seine gutmüthige Natur erlaubte ihm nicht zu zürnen, oder irgend eine Beleidigung lange nachzutragen. Hatte einer seiner Schüler sich so vergangen, daß ihm auf der Stelle keine Verzeihung zu Theil werden konnte, so erlangte er dieselbe doch sicher, wenn er sich nach den Schulstunden in Galletti's Wohnung begab und dort Reue über seinen Fehltritt blicken ließ. In den Vorbereitungen zu dem Osterexamen, bei denen die Secundaner in seiner Gegenwart ein aufgegebenes Pensum aus dem Lateinischen ins Teutsche übertragen mußten, gab er oft den Schwächern verstohlene Winke, um das Dunkel schwerer Stellen aufzuhellen. Nur Widerspruch von Seiten seiner Schüler konnte Galletti nicht leiden. Wer eine Rechtfertigung versuchte, entging nicht leicht dem Schicksale, einen Sitz auf der sogenannten Eselsbank zu erhalten, oder seinen Namen in das Schimpfsbuch eingetragen zu sehen.

Als Schriftsteller zeigte Galletti eine unermüdete und rühmliche Thätigkeit. Die wissenschaftlichen Fächer, zu denen er einen besondern Beruf in sich fühlte, waren Geschichte und Geographie. Für beide in Teutschland eine neue Bahn gebrochen zu haben, ist ein Verdienst, das ihm nicht streitig gemacht werden kann. Mag auch ein Theil seiner Werke durch den Mangel an Bestimmtheit und logischer Anordnung, sowie durch ermüdende Weitschweifigkeit des Styls den Bedürfnissen und Anfoderungen der heutigen Zeit nicht völlig mehr genügen, so bleiben sie doch immer reiche Fundgruben für historische und geographische Studien. Ein besonderes Verdienst erwarb sich Galletti um die Bearbeitung der vaterländischen Geschichte. Zu seinen frühesten schriftstellerischen Arbeiten gehört seine Geschichte und Beschreibung des Herzogthums Gotha. (Gotha 1779—1781. 4 Thle.) In späteren Jahren (1825) schrieb Galletti noch eine Geschichte der Fürstenthümer der Herzoge von Sachsen von der gothaischen Linie, in einem bloßen Umrisse. Zur genauen Kenntniß des vaterländischen Bodens trug er aber auch wesentlich bei durch seine Anfangs in Heften erschienene Geschichte Thüringens. (Gotha 1782—1785. 6 Bde.) In vielfachen Auflagen wurden seine Lehrbücher der europäischen Staatengeschichte (Gotha 1785. 3. Aufl. ebendas. 1815.), der teutschen Staatengeschichte (ebendas. 1787. 2. Aufl. ebendas. 1805.), der alten Staatengeschichte (ebendas. 1788. 4. Aufl. ebendas. 1818.), der Geographie (ebendas. 1790. 4. Aufl. ebendas. 1818.) u. a. Compendien überall verbreitet. Auch für den ersten Unterricht in der Geschichtskunde schrieb Galletti ein brauchbares Elementarbuch (Gotha 1795.), späterhin (1804) auch ein geographisches Elementarbuch und ein geographisches Taschenwörterbuch (Leipzig 1807. 3. Aufl. ebendas. 1822.). Ein umfassendes

1) Reise nach Paris im Sommer 1808. (Gotha 1809.) Reise nach Italien im Sommer 1819. (Gotha 1820.)

Werk war seine kleine Weltgeschichte, von welcher zu Gotha in den Jahren 1797—1819 27 Octavbände erschienen. Als einen gründlichen Historiker zeigte er sich auch in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges (Gotha 1806.), in einer Geschichte von Spanien und Portugal (Erfurt 1809—1810. 3 Bde.), in einer historisch-statistisch-topographischen Darstellung Frankreichs (Gotha 1815.), in einer Geschichte der Staaten und Völker der alten Welt (Leipzig 1822—1825. 3 Thle.), in einer Geschichte von Griechenland (Gotha 1826. 2 Bde.), in einer Geschichte des osmanischen Reichs (ebendas. 1826.) und mehren ähnlichen historischen Werken. Durch eine eigenthümliche Form suchte Galletti in einigen seiner letzten Schriften dem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen. In dieser Absicht schrieb er einen Katechismus der Weltgeschichte (Leipzig 1825.), der teutschen Geschichte (ebendas. 1825.) und der teutschen Vaterlandskunde (ebendas. 1826.). Nach einem ganz neuen Plane bearbeitete er in den letzten Jahren seines Lebens seine „Anschauliche Erdbeschreibung zur leichtern und gründlichen Erlernung der Erdkunde." Von diesem Werke erschienen zu Berlin 1825—1826, drei Octavbände. Die Vollendung des vierten, der das Werk beschließen sollte, unterbrach Galletti's Tod. Gleichzeitig hatte er sich mit dem Entwurfe einer Selbstbiographie beschäftigt, von welcher jedoch Nichts zur öffentlichen Kenntniß gelangt ist. In frühern Jahren lieferte Galletti auch mehre Beiträge zu Zeitschriften, so unter anderem: Einige Gedanken über den Nutzen der Geschichte (in der Olla Potrida. 1779. 4. St. S. 313 fg.). Sorge Herzog Ernst des Frommen für den Unterricht der Jugend (in Büsching's Wöchentlichen Nachrichten. 1785. S. 225 fg.). Historische und statistische Übersicht der preußischen Macht (in dem Gothaischen Hofkalender für das Jahr 1796. S. 25 fg.), des russischen Staates (a. a. O. 1798. S. 15 fg.) u. a. m. Recensionen lieferte Galletti für die Gothaische gelehrte Zeitung, für Meusel's Neueste Literatur der Geschichtskunde und andere Journale.

Sein Bildniß, gestochen 1802 von Bollinger, befindet sich vor dem 67. Bande der Neuen Allgem. deutschen Bibliothek[2]). (*Heinrich Döring.*)

GALLI, GALLIER, muß wegen des umfangreichen Gegenstandes in mehren besondern Rubriken betrachtet werden, und zwar:

I. Name der Gallier, dessen Etymon wir suchen und betrachten wollen. Der heilige Hieronymus und Isidorus glauben, daß die Galli wegen ihrer weißen Farbe von dem griechischen *γάλα*, Milch, genannt worden seien. Allerdings hatten die Gallier eine weißere Hautfarbe als die Griechen und Römer, und die Germanen, welche von beiden in den frühesten Zeiten mit unter den Namen Kelten und Gallier begriffen wurden, eine noch weißere. Aber [illegible] sich, ob der Name Galli wirklich von den Römern oder Griechen erfunden ist, und von dem Namen Keltae verschieden ist. Diese Annahme kann scheinen durch die Angaben folgender alten Schriftsteller bestätigt zu werden. Cäsar[1]), der erste genaue Kenner der Gallier, beginnt sein Werk: Gallia est omnis divisa in partes tres: quarum unam incolunt Belgae, aliam Aquitani, tertiam qui ipsorum lingua *Celtae*, nostra *Galli* appellantur. Cäsar läßt dabei unentschieden, ob beide Wörter verschiedene Wurzeln haben, oder blos in der Bildung verschieden seien. Letzteres wird wahrscheinlich durch die Form Galatae, welche zwischen den Formen Galli und Celtae zwischen inne steht, und aus welcher man schließen muß, daß Celtae (griechisch *Κελτοί*) eine Umbildung aus *Γαλάται* ist, wiewol die Alten annehmen, daß Kelten und Galater verschiedene Namen seien, und letzterer später entstanden als ersterer. So erzählt Diodor von Sicilien (V, 24) die Sage, ein ausgezeichneter Mann, welcher die Gewalt über das Keltenland gehabt (*τῆς Κελτικῆς τοίνυν τὸ παλαιόν, ὥς φασιν, ἐδυνάστευσεν ἐπιφανὴς ἀνὴρ*) habe eine übergroße Tochter gehabt, mit dieser habe Herakles den durch Tapferkeit und Körperstärke ausgezeichneten Sohn, Namens Galates, gezeugt (*μιχθεῖσα δε τῷ Ἡρακλεῖ, ἐγέννησεν υἱὸν ὄνομα Γαλάτην κ. τ. λ.*), und dieser Galates habe die ihm Untergeordneten Galatae genannt, und von ihnen habe das Land den Namen Galatia erhalten (*περιβόητος δὲ γενόμενος ἐπ᾽ ἀνδρείᾳ, τοὺς ὑπ᾽ αὐτὸν τεταγμένους ὠνόμασεν ἀφ᾽ ἑαυτοῦ Γαλάτας· ἀφ᾽ ὧν ἡ σύμπασα Γαλατία προσηγορεύθη*). So braucht auch Diodor in dieser ganzen Partie, und zwar schon Cap. 22 u. 23 für das lateinische Gallia (Cap. 24 *ἡ Κελτικὴ*) und dann Cap. 25—32, wo er von den Galliern und Gallien handelt, immer Galatae und Galatia, bedient sich aber dann Cap. 33, wo er von den Keltiberiern, den Nachbarn der Gallier, handelt, der Namensform *Κελτοί*, um den Namen Keltiberier durch Vermischung mit den Iberiern und Kelten zu erklären, braucht jedoch auch in dieser Partie die Form Galatisch, nämlich *ὁπλίζονται δέ τινες τῶν Κελτιβήρων Γαλατικοῖς θυρεοῖς κούφοις*). In der Partie (Buch XIV. Cap. 113—117), wo Diodor von Sicilien von dem Kriege der Gallier in Italien gegen die Römer, in welchem die Gallier Rom einnahmen und das Capitolium belagerten, handelt, braucht er in den beiweitem meisten Stellen die Namensform *Κελτοὶ*, doch auch einige Male *Γαλάται*, ohne eine verschiedene Bedeutung in den verschiedenen Gebrauch zu legen. Buch V. Cap. 32 sagt Diodor: Es ist nützlich das zu bestimmen, was von vielen nicht erkannt worden ist. Nämlich die über Massi-

[2]) [illegible]rgl. den Neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrgang VI. [illegible]. 224 fg. Meusel's Gel. Teutschland. 2. Bd. S. [illegible]. Bd. S. 400. 11. Bd. S. 253 fg. 13. Bd. S. 437 fg. [illegible] 22. Bd. Liefer. 2. S. 286 fg.

1) Wohl ist uns bekannt, daß einige Neuere *C. Julii Caesaris* Commentarii de Bello Gallico ihm absprechen, weil sich Einiges nicht mit der Kenntniß, welche wir jetzt von den von ihm erwähnten Gegenden haben, vereinigen läßt, und auch Anderes vorkommt, was augenscheinlich irrthümlich ist. Aber man muß erstlich bedenken, daß Cäsar Vieles aus dem Gedächtnisse schrieb, und also leicht irren konnte, und zweitens, daß Manches von den Abschreibern verdorben ist. Wenn Tacitus sich auf den D. Julius bezieht, so äußert er dabei nicht den mindesten Verdacht, daß ein Anderer das, was er anführt, über die Gallier gesagt haben sollte, als Cäsar selbst.

lien in der Mitte des Landes Wohnenden, und die bei den Alpen, ferner die in den Gegenden des pyrenäischen Gebirges nennen sie Kelten; die aber, welche sich über diesem Keltenlande (ὑπὲρ ταύτης τῆς Κελτικῆς) in den gegen Süden sich neigenden Theilen und an dem Ocean und dem herkynischen Berg (τὸ Ἑρκύνιον ὄρος) niedergelassen haben, und alle, die darnach bis Skythien sind, nennen sie Galater. Die Römer dagegen fassen alle diese Völkerschaften (ἔθνη) syllepisch durch eine Benennung zusammen, indem sie sämmtliche Γαλάτας nennen (doch brauchen die Römer diese Form blos für die Einwohner von Galatien [Gallogräcien] und für die übrigen die Form Galli). Ebenso wie Diodor bedient sich auch Strabon der beiden Namensformen Kelten und Galater. Pausanias sagt in der Beschreibung von Hellas [2]), da, wo er von dem Einfall der Gallier in Griechenland und ihrem Zuge nach Asien und ihrer Niederlassung daselbst handelt: Die Galater bewohnen die äußersten Gegenden Europa's (οἱ δὲ Γαλάται οὗτοι νέμονται τῆς Εὐρώπης τὰ ἔσχατα), am weiten Meere, an dessen Ende man nicht schiffen kann. Es gibt dort Ebbe und Fluth und Thiere, wie nicht anderswo auf dem übrigen Meere, und ihnen fließt durch das Land der Eridanos, an welchem, wie man meint, die Töchter des Helios das ihren Bruder Phaethon betroffene Leiden beweinen; spät aber wurde erst herrschend, daß sie Kelten genannt werden (ὀψὲ δέ ποτε αὐτοὺς καλεῖσθαι Γαλάτας ἐξενίκησε); denn Kelten hießen sie unter sich von Alters her, und bei den andern (Κελτοὶ γὰρ κατά τε σφᾶς τὸ ἀρχαῖον καὶ παρὰ τοῖς ἄλλοις ὠνομάζοντο). Allerdings kommt die Namensform Kelten früher, z. B. bei Herodot und Pytheas, vor, als die Form Galater; aber hierdurch ist man nicht berechtigt, wirklich verschiedene Namen anzunehmen. Die beliebte Art, einen Volksnamen aus dem Eigennamen einer Person entstehen zu lassen, wandte man auch in Beziehung auf die Gallier an, wie wir bereits aus Diodor von Sicilien ersahen. Ammianus Marcellinus sagt Lib. XV. in der Partie, wo er von den Galliern handelt: Da die alten Schriftsteller über den ersten Ursprung der Gallier ungewiß waren, haben sie uns eine halbvollständige Kenntniß der Angelegenheit hinterlassen. Aber nachher Timagenes, sowol an Fleiß als an Sprache ein Grieche, sammelte das, was man lange nicht wußte, aus vielfältigen Büchern: cujus (nämlich des Timagenes) fidem secuti obscuritate dimota, eadem distincte docebimus, et aperte. Aborigenes primos in his regionibus quidam visos esse firmarunt Celtas, nomen regis amabilis et matris ejus vocabulo Galatas dictos: ita enim Gallos sermo Graecus appellat. So z. B. in dem Epigramme auf die Tapferkeit des Atheniensers Kydas (bei *Paus.* X, 21):

Εὖτ' ἐπὶ τὸν Γαλάταν ἤκμασε θοῦρος Ἄρης.

Suidas sagt unter Γαλάται, daß unter Scipio, dem Heerführer der Römer, und Hannibal, dem Carthaginenser, die Römer die Galater, die in Asien wohnten, niederkämpften; diese waren ein Theil der westlichen Galater (οὗτοι δ' ἦσαν τῶν ἑσπερίων μοῖρα) und bemerkt nun: denn einst aufstehend gingen von Hause hinweg die Galater mit Brennus, auf 30,000 an Zahl, und erzählt, wie sie in Abtheilungen, die einen nach Hellas, die andern nach Thrakien und Asien gegangen, und sich hier niedergelassen. Unter Κελτοί sagt er: Κελτοί, ὄνομα ἔθνους, οἱ ἀμφὶ τὸν Ῥῆνον ποταμόν εἰσιν· οἱ κατεῖθεον τὴν γῆν τῶν Ἀλβανῶν, οὓς καὶ Σήνωνας καλοῦσιν. **Kelten**, der Name einer Nation (altteutsch Theot, Diet), die Germanen genannten; sie sind um den Rheinstrom seßhaft; sie drangen feindlich in das Land der Albanen, sie werden auch Senonen genannt. Weiter bemerkt er hierauf: Die Kelten kriegten wider die Römer, und erzählt, wie ein Anführer der Kelten, ein durch Körpergestalt und Tapferkeit ausgezeichneter Mann, einen Zweikampf mit Valerius gehalten, welcher, weil er durch Hilfe eines Raben gesiegt, den Beinamen Corvinus erhalten habe. Suidas nimmt also in diesem Artikel darauf Rücksicht, daß man in der früheren Zeit auch die Germanen unter den Kelten oder Galliern verstand. Selbst bei Dio Cassius ist es noch oft schwer zu unterscheiden, ob er, wenn er von Kelten handelt, Gallier oder Germanen meint, denn an den einen Stellen braucht er Kelten von den Galliern, an den andern von den Germanen. Doch nimmt er an, daß die Benennung Kelten vorzugsweise den Germanen zukomme, denn er sagt Buch XXXIX. Cap. 49: Der Rhein entspringt auf den keltischen Alpen, etwas oberhalb Rhätien, trennt auf seinem Laufe gegen Westen zur Linken Gallien mit seinen Bewohnern, zur Rechten die Kelten, und fällt zuletzt in den Ocean. Seitdem diese Völker zu verschiedenen Benennungen gekommen sind, und bis auf den heutigen Tag gilt dieser Fluß als Grenzscheide derselben. In frühern Zeiten nämlich wurden die an beiden Ufern des Flusses wohnenden Völker Kelten genannt. Unter keltischem Gallien versteht Dio Cassius bald das lugdunensische, bald das belgische. Daß Dio Cassius die Germanen vorzugsweise Kelten nennt, begründet keinen ursprünglichen Unterschied zwischen den Namen Galli und Κελτοί, sondern beide werden ursprünglich gleichbedeutend gebraucht, nämlich in der Zeit, als man die Gallier und Germanen noch nicht von einander unterschieden hatte. Wenn Salustius (im Jugurtha Cap. 114) sagt: Per idem tempus advorsum Gallos ab ducibus nostris, Q. Caepione et M. Manlio male pugnatum, so erklären die Ausleger den Ausdruck Gallier durch die Annahme, daß er gebraucht werde, weil die gallischen Völkerschaften, die Ambronen und Tiguriner, die Verbündeten der Cimbrer und Teutonen waren. Man könnte noch hinzufügen, es geschehe auch, weil die Cimbern, wie wir in der Rubrik **Wohnsitze und Wanderungen der Gallier** sehen werden, aller Wahrscheinlichkeit nach Gallier waren. Doch rechnen diejenigen alten Schriftsteller, welche Gallier und Germanen unterscheiden, auch die Cimbern zu den Germanen. Der Grund des angeführten Ausdrucks des Salustius ist der, daß man zur Zeit, als er schrieb, die Gallier und Germanen noch nicht unterschied. Als man diesen Unterschied gemacht hatte, wurde zwar Kelten und Gallier für gleichbedeutend

2) Attika seu Lib. I. Cap. 3. §. 5.

gebraucht, doch behielt Kelten eine weitere Bedeutung als Gallier, weil ein Theil der Schriftsteller auch noch nach jener Unterscheidung der beiden Nationen unter Kelten die Germanen begriffen. Doch muß man festhalten, daß Kelten und Gallier ursprünglich ein und dasselbe Volk bedeuteten, so auch Galater, welches später die specielle Bedeutung der Gallier in Asien erhielt. Nachdem wir so die ursprüngliche Gleichheit der Bedeutung der Benennungen Gallier, Kelten und Galater erwiesen, nehmen wir, um das Etymon dieser drei Namensformen aufzufinden, den Namen Caledonier zu Hilfe. Wir finden, daß dieser in der gälischen Sprache Gaele Doane, fremde Männer, und Caledonia also Fremdland bedeutet, nämlich von gal, fremd, und Dan, Mensch. Der Name *Κελτοί* ergibt sich also als umlautende Bildung aus gal[3]), fremd, und verstümmelt aus Dan. In *Γαλάται* hat sich gal ohne Umlaut erhalten, und die Verstümmlung findet sich nur im letzten Theile des aus gal und Dan zusammengesetzten Wortes. Die Namenformen Celtae und Galatae unterscheiden sich von Galli nur dadurch, daß jene zusammengesetzte Wörter sind, und fremde Menschen bedeuten, und Galli ein einfaches Wort ist, und Fremde bedeutet, sodaß also der Unterschied nach der Angabe Cäsar's dieser ist, daß die Gallier, indem sie sich Celtae (natürlich nicht in dieser Verstümmelung) nannten, das zusammengesetzte Wort brauchten, und die Römer das einfache Wort Galli. Bei Boxhorn im cambrobritischen Wörterbuche finden wir *Alon*[4]), inimici, alieni und *Galon*, inimici, alieni. Da dieses das Cambrobritische und das Gälische oder Bergschottische neugallische Sprachen sind, so fragt man mit Recht, ob die Bedeutungen Fremde und Feinde die ursprünglichen, oder nicht vielmehr die abgeleiteten sind. Boxhorn leitet daher den Namen der Gallier am besten von dem keltischen *gallu*, posse, valere, wovon die Armoriker gallous und galuog, potens, validus, und gallout, potens, validus, haben, ab. Mit den gallischen Wörtern Gallu, Macht, Gewalt, und gallu, können, mächtig sein, sind zusammenzustellen das sanskritische wali, wala, walja, fortis, magnus, das persische wall, magnus, das arabische Vela, Velajet, Reich, Herrschaft, das altnordische Waldr, Herr, Fürst, Wald, Gewalt, Macht, Herrschaft (althochteutsch Walt, Gewalt, altfriesisch Wald, anglisch Wald, Gewalt, gothisch Waldufni, Gewalt, Macht, Herrschaft), und das Zeitwort, gothisch und altsächsisch waldan, altfriesisch walda, anglisch wealdan, teutsch walten. Der Buchstabe G und W wird nämlich sehr häufig verschmolzen und vertauscht. Daß im Teutschen die Gallier Walen hießen, läßt sich aus der Form Wallonen schließen. Im Altnordischen bedeutet Walland Gallia[5]) und wird vorzugsweise von dem westlichen Theile Frankreichs gebraucht[6]), weil dieser für die Nordmannen der wichtigste und bekannteste war, da Gaunguhrolfr sich in Walland[7]) ein großes Jarlsreich (die Normandie) zueignete. Das englische Wales (teutsch Wallis) lautet im Französischen Gales. Ähnlich auch latinisirt Galfrid (Lib. XII. c. 20): Reges autem illorum, qui ab illo tempore *Gualliis* successerunt, Karadoco Lancarbanensi temporaneo meo in materia scribendi permitto. Karodocus schrieb nämlich Britannorum successores, eine Geschichte der kleinen Könige, welche sich während der Siebenherrschaft der Sachsen und Angeln, in Wallis (Wales) und Kornwallis festsetzten. Aus obiger Vergleichung der gallischen Wörter gallu, können, mächtig sein, und gallu, Gewalt, Macht, mit dem sanskritischen wali, fortis, magnus und der Wörter anderer indogermanischer Sprachen läßt sich mit Sicherheit schließen, daß auch das gallische gallu ein altes Wort ist, und daß sich also der Name Galli sehr gut von ihm ableiten läßt. Bei dieser Ableitung stützt sich in Beziehung auf die Sache Boxhorn auf die Stelle Cäsar's (VI, 24), wo er sagt: es war vorher eine Zeit, wo die Gallier die Germanen an Tapferkeit übertrafen und von freien Stücken bekriegten, und wegen Menschenmenge und Mangels an Ländereien über den Rhein Colonien sandten. Wenn auch, wie wir in der Rubrik Wohnsitze und Wanderungen der Gallier sehen werden, die in Germanien befindlichen gallischen Völkerschaften sich nicht sowol als von dem eigentlichen Gallien ausgegangene Colonien, sondern vielmehr als bei ihrer dem allgemeinen Völkerdrange von Osten nach Westen entsprechenden Wanderung in der genannten Richtung in ältern Wohnsitzen zurückgebliebene gallische Völkerschaften erweisen, so ist doch der Umstand der Wanderung wichtig, weil nur mächtige Völker in Masse wandern können. Warum sollen sich also nicht die Gallier, als ein durch Eitelkeit sich auszeichnendes Volk, Kelten, d. h. wie wir oben sahen, mächtige Männer oder Menschen genannt haben? Da aber feindlich einwandernde mächtige Völker den Insassen als Feinde und Fremde erscheinen, so ist natürlich, daß Gall außer seiner ursprünglichen Be-

3) Vergl. den Art. Fingal, welches Finn, der Fremde, bedeutet. 4) Vergl. das griechische *ἄλλος*, das lateinische alius, und in den germanischen Sprachen die aus el, ell, anders, fremd, gebildeten und zusammengesetzten Wörter; s. Beispiele bei *Joh. Georg. Wachter*, Gloss. Germ. col. 359—361. 5) z. B. das Sögubrot Cap. 13 in den Fornmanna-Sögur 10. Bd. S. 416; Naest Wallandi er Flaemingjaland Cap. 1. p. 407, wo von der Theilung des Reiches unter die Söhne des Kaisers Hlödhwer, des Sohnes des „Karlamagnuss" (d. h. Ludwig's des Frommen), gehandelt wird, heißt es: Lothar bekam Römarıki (Römerreich), Burgund und Lothringen, aber Hlödhwer (Ludwig der Teutsche) Frakkland (Frankland), Karl (der Kahle) Walland, Pipin Aquitanien.

6) s. die Nachweisungen im Stadha-Register zu den Fornmanna-Sögur Bd. XII. S. 365 unter „Valland" (Gallia) und „Valskr," der aus Walland ist; wälsche, d. h. französische, Schwerter werden von Hornklofi genannt; s. das Lied bei Ferd. Wachter, Snorri Sturluson's Weltkreis. 1. Bd. S. 190. Erörterungen über Walland s. auch im Geografisk Register in dem XII. Bde. der Oldnordiske Sagaer p. 395. 7) s. Ferd. Wachter a. a. O. S. 203. Für Wallis brauchten die Nordmannen nicht Walland, sondern Bretland (Britenland); s. denselben S. 221 zu der Stelle Snorri Sturluson's: „Dann fuhr er (Erich Blutaxt) durchs Meer und heerete in Skotland, Bretland (d. h. Wallis), Irland und Walland (d. h. Gallien)," und 2. Bd. S. 221: „denn in England (d. h. dem von Sachsen und Angeln bewohnten Theile Britanniens) durfte Erich nicht heeren, da er mit Adalstein im Frieden lebte."

deutung mächtig, auch die von feind und fremd erhielt. Im Teutschen lautet Gall Wale peregrinus, und hat sich noch in Wallfart und wallfarten erhalten, ist auch in den Ausdrücken Wälschland, Wallnußbaum, wälsche Nuß u. s. w. nicht ganz verschwunden. Daher irrt Cluver[8]) in Beziehung auf das Wurzelwort nicht, wenn er in Beziehung auf die Wanderungen der Gallier den Namen Gallier von gallen, wallen iter facere ableitet, und durch peregrinatores erklärt. Johann Georg Wachter sagt unter Galli in Beziehung auf die Cluver'sche und die Borhorn'sche Ableitung: Suspicor Celtas tunc primum *Gallos* a Romanis appellatos, cum partem Italiae, Romanis subjectam, occupassent, non quod *migrationibus* delectarentur aut *potentia* sua Romanis incumberent, obgleich, fährt er fort, beides wahr ist, sondern weil sie den Sitten und der Sprache nach Fremde (alieni) waren, und auf fremdem Boden ihren Sitz aufgeschlagen hatten; denn in der keltischen Sprache ist *al* alienus, peregrinus, inimicus, wie ich (Joh. Georg Wachter) reichlich gezeigt habe unter dem Wörtchen *el*. Von *al* aber wird zuerst wale durch Vorsetzung, und alsbald durch Verwandlung des W in G gale mit derselben Bedeutung. *Boxhorn* im Lex. Ant. Brit. *Alon* inimici, alieni, *Galon* inimici, alieni. Daher werden *Alli* und *Galli* von Alters her alle Völker genannt, welche auf dem Boden, welchen sie in Besitz genommen haben, nicht Eingeborene, sondern anders woher herzugeführt sind, oder mit den Waffen den neuen Sitz erlangt haben. Aber doch werden von den Teutschen Walen und Wallen nur die Franzosen und Italiener, in deren beiden Ländern früher Gallier saßen, und die Überbleibsel der Gallier in Britannien genannt, während die Teutschen die Slawen, welche zur Zeit der großen Völkerwanderung und nach dem Sturze des Königreichs Thüringen, ungeachtet sie fremde Eindringlinge waren, nicht Walen, sondern Wenden wie früher nannten. Ähnlich haben die Teutschen für die Finnen, welche sich selbst einen andern Namen geben, den Namen Finnen. Nur für die Gallier und deren Abkömmlinge, oder wenigstens für die Besitzer der vormaligen gallischen Länder, oder zum mindesten eines Theiles derselben, haben die Teutschen den Ausdruck Walen, Wallen (wie in Wallonen) und wälsch. Zwar scheint der Ausdruck wälsches Korn für Mais zu widersprechen. Aber dieses ist ein ähnlicher Ausdruck wie türkischer Weizen für ebendenselben, und wie calecutischer Hahn für Truthahn. Man glaubte nämlich irrthümlich, daß der Gegenstand aus dem Lande, nach dem man ihn benannt, ursprünglich gekommen sei. Sehen wir uns in der ältern Sprache[9]) um, so finden wir im Annolied 3. 384: Eneas irvaht im Wialilant (d. h. Wälschland, Italien). Jacob von Königshofen überträgt (Cap. 2. §. 11) Galli Senones durch: „die Walhe von der hohen Se," und sagt in Beziehung auf die Bekriegung Roms durch die Gallier: des hettent die Walhe das Capitolium bi (beinahe) erstiegen und gewunnen." Aber es schrie eine Gans ɪc. Darnach gaben die Römer tausend Pfund Goldes „den Walhen," daß sie aus Rom führen, und da die „Walhen" aus Rom kamen, da zogen ihnen die Römer nach und erschlugen „die Walhe alle" und nahmen ihr Gold wieder, und auch was die „Walhe" hatten. In Beziehung auf die Cimbern, welche Jacob von Königshofen unter diesem Namen nicht nennt, sondern durch Walhe bezeichnet, und ihre Verbündete, die Teutonen, welche er ebenfalls richtig blos durch Tüsche, Teutsche, bezeichnet, sagt er Cap. 2. §. 17): also swurent Tüsche und Walhe und vil lant zusammene wider die Roemer, und kurz darauf: „Donoch also die Tüschen und Walhe gesigent hetten, do furent sie in Ytaliam" und wollten Rom beliegen (belagern), da zogen die Römer eines Nachts aus „über die Tüschen und Wahle" u. s. w. Cap. 2. §. 89 sagt Jacob von Königshofen, es sei zu des Kaisers Gratianus Zeiten aufgestanden „eine grosse gesellschaft von Tüschen und Walhen," und habe die Länder verheert, und erzählt nun von der Schlacht bei Strasburg. Cap. 2. §. 94. 95, wo er von den Zeiten des Arcadius und Honorius handelt, bemerkt er, daß die Gothen und Hunnen gekommen „gein Italia das ist Welschlant," und weiter unten: und furent durch Tütsche und Welsche lant (Länder), und gewannen beinahe alle Städte an dem Rheine und an der Donau, und gewannen in Frankreich die Hauptstadt Paris, Rheims, Tungers," und endlich: da nahmen die Römer zu Hilfe „Tütschen, Walhe und Frantzosen (d. h. Franken) und meniger hande volg," die vormals von den Hunnen und Gothen waren beschädiget worden u. s. w. Cap. 5. §. 208 sagt er in Beziehung auf den burgundischen Krieg 1473: „Zu disen zyten lage her Peter von Hagenbach (nämlich der Landvoigt des Herzogs Karl von Burgund) zu Brysach mit VIII C. Walen. In einem zu Basel am Donnerstag vor Simonis und Juda im J. 1473 gegebenen Beglaubigungsbrief[10]) schreibt Herzog Leopold von Österreich: „umb das welsch volk,

8) Germ. Ant. Cap. 9.

9) Das Wala Leodi in der Glosse des Pact. Legis Salicae wird von Eccardus (Pact. Leg. Sal. p. 129) und Joh. Georg Wachter (col. 1812) durch homines peregrini erklärt, und, da von erschlagenen Römern die Rede ist, auf die unter den Franken wohnenden Römer bezogen. Dieser Art der Auslegung folgt auch Jac. Grimm (Geschichte der teutschen Sprache. 1. Bd. S. 554): „Das Wergeld für einen Römer heißt (*Laspeyres* p. 110) walaleodi, von Walah, eigentlich Gallus, hernach Fremder insgemein, namentlich Italiener (Wälscher)." Doch läßt Wala Leodi auch eine andere Auslegung zu, nämlich durch im Kampfe Erschlagene, und macht den Gegensatz zu dem unmittelbar vorhergehenden Matte Leodi, wo von Ersäufung die Rede ist. Auch gehört *Walinkunna*, bei *Loccen*. Lex. Jur. Sveo-Goth. *Walinkunna*, extranei, peregrini, wol nicht unter *Wale*, peregrinus, alienus, und ist wol falsch erklärt, da im Altnordischen „*Walinkunnr*, virtute notus, bekannt von einer guten Seite, wederhaeftig" (zuverlässig in Geldangelegenheiten) (*Biörn Haldorson*, Lex. Island. Dan. Vol. II. p. 404) bedeutet, und walinkunnr aus walinn, gewählt, auserwählt, auserlesen, der beste, und kunnr, bekannt, zusammengesetzt ist.

10) Bei Schilter, Anmerkungen zu Jacob von Königshofen S. 898. Ebendaselbst S. 897 findet sich auch ein Schreiben, in welchem der Rath zu Basel im J. 1374 an den Rath von Strasburg schreibt: Als ir wol wissent, und vernomen habent, von der Samenung wegen der Walhen (d. h. der von Karl dem Kühnen herbeigezogenen Italiener).

das hie in dem lande litt." Unter den Walen und dem wälschen Volke im Heere Karl's des Kühnen sind italienische Miethvölker zu verstehen [11]). In den teutschen Rittergedichten des Mittelalters bedeutet waelsch romanisch, insbesondere provençalisch und altfranzösisch [12]). In Urkunden und Geschichtswerken des Mittelalters bedeutet wälsch bald französisch, bald italienisch. So z. B. werden in den Acten des nürnberger Reichstags vom J. 1431 aufgeführt: Welsche Bistum: Bisanz, Tolle, Virdun, Genf, Camerich, Lutich; und Welsche Stätte die eben genannten; eine Handschrift im pfälzer Archiv im J. 1356: Gravschaft Lutzenburg in Welschen Landen. In den Acten des nürnberger Reichstags vom J. 1470: Arbeit und Handlung uf den tagen in Welischen und Teutschen landen, wo wälsch in Beziehung auf die Römer und Italiener gebraucht wird. Der Erzbischof von Trier wird in Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts [13]) bald Erz-Canzler in Italien, bald in welschen Landen Erzcanzler und durch welsche Lande Erz-Canzler genannt. Wie im Teutschen, so wird auch im Isländischen walskr bald für italienisch, bald für französisch gebraucht. In dem neuern Isländisch bedeutet Walskr vorzugsweise italienisch, z. B. Walskr, italienisch, ein Italiener, Walskland, Italien, bei den Älteren dagegen Walland, Gallien, Frankreich, vornehmlich den Theil an der Nordküste und Walskr [14]), französisch. Verelius hat im Index Walska lingua Gallica et Italica, Walskir hialmar, galeae in Gallia seu Italia fabricatae. Doch sind eher französische Helme zu verstehen. Ebenso sind unter den Walir [15]) Gallier oder deren Abkömmlinge, französische Romanen, zu verstehen. Im Englischen oder dem sogenannten Angelsächsischen werden die alten Briten Walas, Wealas genannt, welches nach der Meinung eines Theiles der Alterthumsforscher in ursprünglicher, nach unsrer obigen Entwickelung in abgeleiteter Bedeutung peregrini, exotici, hostes, barbari bedeutet. Zusammensetzungen sind: Weal-cynne, wälsches Geschlecht, Wealtheod, wälisches Volk. Somner im Dict. Anglosax. Wealh [16]), peregrinus, advena, alienus, Wealh-hafoc, accipiter peregrinus, Wealh-nutu, nuces exoticae, Wilisc, Wallicus, Wilisc mon Wallus, Wilisc lond, Wallia, Cambria. Die Überbleibsel der Briten wurden von den Sachsen und Angeln im Allgemeinen Wealas, wenn man aber die in Cornubia und die in Cambria von einander unterscheiden wollte, Corn-Wealas (Bewohner von Cornwallis) und Brit-Wealas (Bewohner von Wallis) genannt, wie Wilkins im Gloss. unter Waliscus gezeigt hat. Waliscus ist das latinisirte Wilisc, Wallicus. So wird in Ine's Gesetzen 32. Be Wylisces mannes landhaefene. (Vom Grundeigenthum eines Walen.) Gif Willisc mon haebbe hyde londes u. s. w. in der lateinischen Übersetzung gegeben, Si homo Waliscus habeat terrae hidam, und Ges. 33. Be cyninges horswealh (Vom Roßwalm des Königs) Cyninges horswealh, se the him maege geaerendian Regis equi Waliscus, qui nunciare possit ad eum. So hatte also Wealh (Wale) ähnlich wie in Teutschland Slawe (nach der Schreibart der in Teutschland lateinisch schreibenden Sclavus), weil die Wenden in Dienstbarkeit gebracht wurden, die abgeleitete Bedeutung von Sklave (servus) erhielt, in England zu den übrigen abgeleiteten Bedeutungen, nämlich Fremder, Feind, noch die abgeleitete Bedeutung von Diener, Knecht, Sklave erhalten, und also zuletzt die entgegengesetzte Bedeutung von der ursprünglichen, nach welcher Gall mächtig (sanskritisch Wali fortis, magnus) bedeutet. Richtig leitet Pezronius [17]) den Namen Kelten, Gallier und Galater aus derselben Quelle, nämlich von dem keltischen Zeitworte galla posse, valere ab, welches sich bei den Armorikern (Bretagnern) findet, während das nach Borhorn bei den Cambern auch noch jetzt befindliche gallu valor, galved potentia, die Verbreitung der Wurzel dieses Wortes zeigt. Andere stellen auf, Kelten bedeute Heroes, weil solche noch jetzt bei den Teutschen Helden genannt werden. Held lautet alt-

11) s. *Heuterus*, Rer. Burg. Lib. V. Carolus Pugnax p. 171. 12) s. z. B. Hartmann von der Aue, Iwein Z. 6457; Wirnt von Gravenberg, Wigalois Z. 11663, dazu Benecke, Wörterbuch S. 737. Am Schlusse der Äneide wird gesagt: Der es us Welsch kert zu Tütsch, er uns lert, daz was von Veldeck Hainrich. Schilter (Glossar. Teuton. p. 832) meint, daß hier lateinisch gemeint sei. Doch hatte Heinrich von Veldeck ein romanisches Werk vor sich. Doch erklärt *Notker*, Psalm. XXXI, 9: Latine, in walescun; Psalm. LXXXIX, 5: Romani *chedent* (d. h. sprechen) vulgariter, *in walescun*. 13) s. das Nähere bei *Schilter*, Gloss. Teuton. p. 832. 14) Für Walskr findet sich auch die Form Walneskr. So in der Quidha Giukadóttir II. Str. 36: wif Walnesk, wälsche Weiber, „foeminae Gallicae," wie es die lateinische Übersetzung der großen Ausgabe der Edda Saemundar T. II. p. 317 gibt. In der Anmerkung wird der Grund der Benennung darin gesucht, daß vormals auch Gallier in Germanien gesessen, und daß die alten Dichter ein ganzes Volk nach einem Theile genannt, z. B. für Norweger Thränder gesagt. Dichterisch ist allerdings der Ausdruck wif Walnesk, aber er bedeutet, sowie vorher Str. 16 Grimhildur Gotnesk kona gesagt wird, angesehene Weiber, Weiber aus einem berühmten Volke, da auch die Walir ein berühmtes Volk waren. 15) Über den Ausdruck der Sigurdhar Quidha III, 60: Wala-mengi, Menge der Walir (Walen), s. *Finn Magnusen*, Specim. Gloss. zum 2. Bde. der großen Ausgabe der Edda Saemundar T. II. p. 823. Walir (Walen) ist hier ein dichterischer Ausdruck für Männer, Krieger, Streiter. Nach Ettmüller's Erklärung (Die Lieder der Edda von den Nibelungen. Stabreimende Verteutschung S. 35) bezeichnet Walir, Walhen, hier südliche teutsche Männer. Walland bedeutet bei den Geschicht- und Sagenschreibern Gallien, Frankreich, vorzugsweise Poitou, Bretagne und Normandie. In der Helreidh Brynhildar Str. 2 ist es ein dichterischer Ausdruck für berühmtes Land überhaupt, welches im Süden oder Südwesten der Nordmannen liegt; s. die verschiedenen Auslegungen im 2. Thle. der großen Ausgabe der Edda Saemundar. 2. Bd. S. 260. 893. Wie Walland in der Helreid, so muß Walland in der Stelle: Aulrûn Kiars-dóttir af Wallandi, in der Einleitung zur Wölundar-Quidha p. 4 gefaßt werden, nämlich als ein im Süden oder Südwesten von Skandinavien liegendes berühmtes Land, ohne daß man dabei an eine bestimmte Nationalität dachte, welches jedoch auch kein teutsches oder wendisches Land war. Gleiche Bewandtniß hat es auch mit dem Walland in den Harbarz Liodh Str. 23 in der großen Ausgabe der Edda Saemundar 1. Bd. S. 101, wo sich, sowie S. 102, die verschiedenen Auslegungen befinden. Für unsern Zweck in diesem Artikel reicht es hin, festzuhalten, daß Walland ursprünglich Gallia bedeutet.

16) Englisch Welch, Welsh, aus Wales (Wallis), Welchman, der Walliser, Welch-ware, wallser Waare, d. h. gemeines grobes Zeuch aus Wales. 17) Antiq. Celt. p. 8 et 390.

teutsch Helit, wie es im Annoliede §. 20 vorkommt, und im Anglischen oder dem sogenannten Angelsächsischen Haeleth, und in dem alten Hiltubrandsliede kommt Hilta, Kampf, und im altnordischen Hilldur, Kampf, Schlacht, Göttin des Kampfes, vor. Doch können das gallische Kelten und das teutsche Helden beides als Zusammenziehungen verwandt sein, und in Held eine Schwächung des in Cheld (Kelt) befindlichen Kehllautes stattgefunden haben, und beides läßt sich auf das keltische gall, mächtig, sanskritisch wali fortis, magnus, zurückführen, sodaß das Wort im Teutschen in zwei Formen vorkäme, nämlich als Wal in Walen (Wälsche) und als Held (alt Helit). Die Stelle des Strabon (IV. Cap. 1. §. 13): Soviel von denen, welche die narbonische Provinz bewohnen, welche die Früheren Kelten nannten. Von ihnen, glaube ich, haben alle Galater (Gallier) den Namen Kelten durch die Griechen erhalten, wegen ihrer Berühmtheit (διὰ τὴν ἐπιφάνειαν); wozu auch die Massalioten wegen der Nachbarschaft gerechnet wurden, haben manche so gedreht, als wenn Strabon eine etymologische Bemerkung habe machen wollen, und haben Kelten als von dem teutschen Zeitworte gelten entnommen dargestellt. Strabon aber will blos sagen, er glaube, daß, da die narbonische Provinz die bekannteste war, von ihr die Griechen alle Gallier Kelten genannt haben. Übrigens scheint das teutsche gelten, valere, mit dem keltischen gallu, posse, valere, verwandt zu sein, da beide Sprachen dem indogermanischen Sprachstamme angehören, wiewol sich im Teutschen mehr von der gemeinsamen Ursprache als im Gallischen erhalten hat, welches erklärlich, da die Gallier früher nach Westen vorgedrungen waren, und sich daher mehr mit andern Völkern vermischt hatten, als die Teutschen. Als ganz verunglückt ist die Ableitung derjenigen [18]) zu betrachten, welche Kelten von Zelt, tentorium, ableiten, und es durch Zelt- oder Lageraufschlager, Castrametatores, erklären, oder durch Reiter, weil im Griechischen κελητίζειν, reiten, und im Teutschen Zelter, equus gradarius, sich findet. Eine andere Ableitung ist von dem altteutschen kalidan, discedere (in Kero's Glossen) und Erklärung durch Wandernde, welche Ableitung, der Sache nach, mit der Cluver'schen übereinstimmt, da im Keltischen Galeno Reisender bedeutet. Johann Georg Wachter [19]) erklärt Celta durch profugus et fugator, denn dieses bedeutet in der keltischen Sprache Cilydd und Ciliad, von Ci, secessus, welches sich nach Borhorn im altbritischen Glossar noch jetzt im Cambrischen findet, und die Kelten seien Flüchtlinge und in die Flucht Schlager genannt, weil sie vor den Griechen geflohen, und andere Völker in die Flucht geschlagen. Da sie nach Cäsar sich in ihrer Sprache Kelten nannten, so läßt sich blos Ciliad, Verjager, in Anspruch nehmen. Barter, unter dem Worte Caledonia, meint, daß Kelten in Wäldern lebende Menschen bedeute, weil die Scotobriganten noch jetzt Wald durch Coil ausdrücken. Da in den altteutschen Glossen [20]), welche die Borhornischen genannt werden, Ceremonia durch Kotekelt (Gottegeld, d. h. diejenigen Leistungen, welche Gott zu entrichten sind, erklärt wird, so hat man nicht ermangelt, Kelten als Priester bedeutend, anzunehmen. Cluver [21]), welcher den Namen Gallier durch Waller erklärt, nimmt in Beziehung auf Kelten an, des Volkes Stifter (conditor gentis) Aschenaze [22]) sei Celta genannt worden. Picard in der Celtopaedia leitet den Namen des Volkes von einem Jupiter Celta ab, ohne zu erklären, wie der Gott Kelte hieß, wenn das ihn verehrende Volk den Namen Kelten noch nicht hatte. Wackius, ein vormaliger regensburger Geistlicher, suchte durch ausführliche Vergleichung der chaldäischen und heutigen bairischen Sprache die Ähnlichkeit derselben darzuthun, und dadurch seine Behauptung zu stützen, der wahre Name der Kelten sei Chaldäer. Schilter leitet Gallen (Galli), Wallen von gallen, guallen, wallen migrare ab, und erklärt Galater, γαλάται, durch Galaten, die Gelassenen, Ausgeschickte in andere Provinzen, und an einer andern Stelle scheint ihm der Name Galater von dem althochteutschen kalidan, discedere, entstanden zu sein [23]). Andere, auf den Namen Cambrier sich stützend, sagen, die Gallier seien vormals Gomeriten von Gomer, dem ältesten Sohne Japhet's, genannt worden. Pezron [24]) sagt: Die Teutschen kommen von Ascenez, welcher der älteste Sohn von Gomer, dem Vater der Kelten oder Gallier. Dieser Ascenez ist der Stamm (la tige) der Daen, im Latein Daae und Dai, seither Dacier und Geten von den Griechen genannt. Er war auch der Vater der Phrygier. Von diesen Daen und Phrygiern sind ausgegangen die Teutschen, welche seit ihrem Ursprung immer viel Verbindung mit den Kelten gehabt haben, und man kann sagen, daß sie vermischt gewesen in einem großen Theile ihrer Heerfahrten. Von denselben Daen oder Daciern sind ausgegangen die Parther, vornehmlich die Arsaciden: Die Parther haben sich seit den ersten Zeiten in Persien ausgebreitet, und daher kommt es, daß man noch heutzutage teutsche Wörter in der persischen Sprache sieht, sowie man auch viele keltische sieht u. s. w. [25]) Weiter unten sagt Pezron: „Diese großen Verbindungen, welche es stets zwischen den Kelten und Teutschen gegeben hat, haben gemacht, daß man sie in der Geschichte oft mit einander verwechselt hat, und daß sie beinahe von demselben Ursprunge kamen, sich beinahe immer als Brüder behandelt haben. Hierauf führt er nach Strabon aus, daß deshalb den Teutschen die Römer den Namen Germani gegeben haben. Über die Ableitung des Namens Kelten von Kälte, von *Gault*, Wald und *Gualt*, Haar s. d. Art *Celten* in den Nachträgen im 21. Th. S. 126. 127. Bei allen slawischen Völkerschaften bedeutete der Name Walach, zusammengezogen Wlach, ursprünglich je-

18) Die Urheber dieser und der andern Ableitungen führt *Diecemannus*, Spec. Glosa. p. 65 auf. 19) Glossar. Germ. Praefat. §. 26. Gloss. col. 242. 20) Bei *Schilter*, Gloss. Teut. p. 905.

21) Germ. Ant. p. 61. 22) Erinnert an Askr (Eschenbaum), wie in der altnordischen Göttersage der erste Mann heißt. 23) *Schilter*, Glossar. Teut. p. 341. 342. 501. 24) Extrait d'une lettre de M. l'Abbé de la Charmoye à M. l'Abbé Nicaise, où il luy fait un détail de son ouvrage de l'origine des Nations, qu'il doit bien tost donner au jour (Il n'en a donné qu'une partie dans ses origines Celtiques), bei Leibnitz a. a. O. S. 67. 25) s. das Weitere bei demselben S. 68.

des Volk keltischer Abkunft. Diese Bedeutung hat sich bei den Nordslawen bis jetzt erhalten. Die Südslawen haben hiervon eine weite abgeleitete, sich auf anders Sprechende, ja! selbst auch auf Menschen anderes religiösen Glaubens erstreckende und ausgedehnte Bedeutung gebildet. Außer den Namen Gallier, Galater und Kelten hießen die Gallier, wie sich aus Josephus schließen läßt, auch schon damals Kymri, von welcher Benennung wir in diesem Artikel unter der Rubrik Sprache und im Artikel Gallia unter der Rubrik Einwohner in *Gallia Transalpina* das Nöthige angeben werden. Hier bemerken wir vorläufig, daß bei Josephus Kymri in Γομαρεις umgewandelt und zum Stammvater der Gallier Gomar gemacht ist.

II. Sprache der Gallier, gehört nicht so entschieden zu dem indogermanischen Sprachstamm, als die teutsche Sprache [1]). Doch ist ausdrücklich zu bemerken, daß für die altgallische Sprache die Quellen nur sehr sparsam fließen, und nur das Neugallische [2]) oder Neukeltische in mehren Zweigen die größte Aushilfe, aber freilich sehr mit fremden Wörtern gemischt ist. Daß man aber auch die altgallische Sprache, ungeachtet die Griechen und Römer in der frühern Zeit auch die Germanen unter der Benennung der Kelten und Gallier begriffen, mit dem Teutschen nicht eine und dieselbe Sprache zu Cäsar's Zeit gewesen, geht aus diesem hervor. Denn dieser sagt Lib. I, 47 da, wo er von Unterhandlungen mit Ariovist, dem Heerführer der in Gallien eingedrungenen Teutschen, handelt: Es habe am passendsten geschienen, den M. Valerius Procillus, des C. Valerius Caburus Sohn, einen Jüngling von höchster Tugend und feiner Bildung, dessen Vater von C. Valerius Flaccus mit dem (römischen) Bürgerrechte beschenkt worden war, et propter fidem, et propter linguae Gallicae scientiam, qua multa jam Ariovistus longinqua consuetudine utebatur, et quod in eo peccandi Germanis caussa non esset, und den Mettius, welcher die Gastfreundschaft des Ariovist genossen hatte, zu ihm zu schicken. Lib. I. c. 1 bemerkt Cäsar, daß sämmtliche drei Völkerschaften, nach welchen Gallien in drei Theile getheilt sei, die Belgier, Aquitaner und Kelten oder Gallier durch Sprache, Einrichtungen und Gesetze sich von einander unterscheiden. Von den Belgiern berichteten die Gesandten der Remer (Rheimser) dem Cäsar (Lib. II. c. 4), daß die meisten ihren Ursprung von den Germanen haben. Waren dieses wirkliche Germanen, und nennt er sie nicht blos so, weil die Belgier vor Alters über den Rhein aus Germanien hinübergekommen waren, so war das Belgische aller Wahrscheinlichkeit nach eine Mischlingssprache, auf welche wir weiter unten zurückkommen. Nach Strabon (II, 2) war die belgische Sprache nur wenig von der gallischen verschieden. Waren die Belgier Kelten und hatten sich noch nicht mit Germanen vermischt, so muß der Unterschied der gallischen und belgischen Sprache für eine stark ausgeprägte mundartliche Verschiedenheit gelten. Wie der heilige Hieronymus bemerkt, über welche Angabe Muratori (De orig. linguae Ital. Antiq. Ital. II. p. 994) nachzusehen, redeten die Galater beinahe dieselbe Sprache, wie die Trierer. Von diesen sagt Tacitus (Germ. 28): Treveri et Nervii circa affectationem Germanicae originis ultro ambitiosi sunt, tanquam, per hanc gloriam sanguinis, a similitudine et inertia Gallorum separentur. Waren die Trevirer wirklich von teutschem Blute, und rechneten sich nicht blos zu den Abkömmlingen der Germanen, weil sie aus deren Lande gekommen, so hatten sie durch Vermischung mit den Kelten ihre reine teutsche Sprache verloren, und waren auch im Übrigen den Galliern ähnlich geworden, worauf wir im Art. Gallia unter der Rubrik Einwohner in *Gallia Transalpina* zurückkommen. Cäsar's Bemerkung, daß der Germane Ariovist bereits viel Gallisches durch lange Gewohnheit gesprochen, zeigt, daß der Unterschied zwischen dem Gallischen und dem Teutschen nicht gering war. Bei Vergleichung beider Sprachen ist der misliche Umstand, daß man, wenn man das Altgermanische gegen das Altgallische hält, weil die Quellen des letztern zu sparsam fließen, die neugallischen Sprachen zu Hilfe nehmen muß. Doch ist auch eine solche Vergleichung ohne Rücksicht auf die verschiedenen Perioden der Sprache nicht unfruchtbar, obwol sich aus den Ergebnissen keine sichern geschichtlichen Folgerungen daraus ziehen lassen. So z. B., wenn Jac. Grimm [3]) da, wo er von dem Vocalismus handelt, sagt, daß die keltischen Sprachen sich in Vervielfältigung und praktischem Gebrauch der Brechungen oder Umlaute auffallend an die hochteutsche schließen, wozu auch die Menge der Diphthonge in beiden stimme; und daß man meinen sollte, daß in diesem Betracht Einfluß des keltischen Idioms auf die benachbarten Angelsachsen, Friesen und Franken stattgefunden haben könne, zumal die innern Teutschen (Altsachsen, Alemannen, Baiern) in Spaltung der Laute enthaltsamer scheinen. Da wo Jac. Grimm [4]) bei der Entwickelung der Lautabstufung auch die neugallischen Sprachen in Vergleichung und Betrachtung mit der teutschen und andern Sprachen bringt, folgert er, daß an der gesammten keltischen Sprache nichts so sehr als der Gebrauch stummer Consonanten zu Eingang der Wörter und inmitten der Zusammensetzungen auffalle, er bekunde seines

1) Pott und die von ihm aufgeführten Schriften von Diefenbach und Andern in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. 2. Sect. 18. Th. S. 87. 88. 2) s. die Literatur ebendaselbst S. 8—92.

3) Jac. Grimm, Geschichte der teutschen Sprache. I. Bd. S. 287. Auch Mone (Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 2. Th. S. 352) nimmt Einfluß der Kelten auf die Sprache der Teutschen an, und will daraus die Verschiedenheit der Wurzeln in den südteutschen und skandinavischen Mundarten zum Theil erklären. Auf den Bildungstrieb der teutschen Sprache habe sich der keltische Einfluß außer den Belgiern wol nicht erstreckt; denn der Flexionsumlaut in der Wurzel der Wörter, welcher die keltische, nordische und hochteutsche Sprache so auffallend von den classischen, die ihn nicht haben, unterscheide, komme grade in den altsächsischen und fränkischen Mundarten nicht vor, deren Völker mit den Kelten sich vermischt haben. Als Beispiel des keltischen Flexionsumlauts führt er S. 353 wallisisch Bard im Nominativ der Mehrzahl Beird an. 4) I. Bd. S. 368 sagt, daß dem keltischen Consonantismus alle Stufen der media, tenuis und aspirata zu Gebote stehen, ja die Aspiration noch weit voller, als den meisten übrigen urverwandten Sprachen. S. 376. 377 zeigt er durch Beispiele das Schwanken wälscher (wallisischer) und armorischer Wörter.

Lautgefühl und verbürge uns die geistige Anlage dieses Volks. Ein Zeuge kräftiger Natur sei das slawische Gepräge der Zischlaute, die auch manche andere Sprachen ergreifen, und mit halb weichem, halb hartem Ausdrucke versehen. Zwischen diesen beiden halte die teutsche Sprache eine gewisse Mitte; sie sei ehemals der Lautreinheit des Lateins unter allen am nächsten gekommen, und habe mit ihm den Wechsel des S in R gemein; mit den Griechen und Kelten Aspiration; jene keltische vorwärts gehende Einwirkung des Auslauts auf den nächsten Anlaut sei nur noch im Teutschen schwach zu spüren; wie aber den Kelten die Consonanten, seien uns im System der Ablaute die Vocale dynamisch geworden. Große Anregung zur Vergleichung der teutschen und keltischen Sprache hat der Streit über die Frage gegeben, ob die Malbergische Glosse teutsch oder keltisch ist. Doch keine der beiden Parteien hat gesiegt, und kann nicht siegen, weil die Sprache in den genannten Glossen sich als eine Mischlingssprache[5]) darstellt, sodaß ein Theil der Wörter sich gut aus dem Keltischen, ein andrer aus dem Teutschen, und ein dritter gar nicht erklären. Jedoch findet der größere Theil im Keltischen seine Erklärung. Da beide Sprachen urverwandt sind, so kann ein Theil der Wörter beiden Sprachen gemeinsam sein, und hierdurch wird der Streit noch verwickelter. Ebenso mislungen, wie der Versuch, die Malbergische Glosse aus dem Teutschen zu erklären, ist der Versuch, das Getische und Dakische überhaupt als Teutsch geltend zu machen, ungeachtet der größte Kenner des Teutschen alle seine Sprachkenntniß aufbietet, um dieses zu bewerkstelligen[6]). Die bei Dioskorides *περὶ ὕλης ἰατρικῆς* neben den griechischen und lateinischen Namen heilkräftiger Kräuter aus andern Sprachen angeführten Namen enthalten außer den dakischen auch gallische Wörter. Als Beispiele der Verwandtschaft beider Sprachen ist zu bemerken (4, 171): *ἀκτή· οἱ δὲ δένδρον ἄρκτου, οἱ δὲ ἥμερον, Ῥωμαῖοι σαμβοῦκουμ, Γάλλοι σκοβιήν, Δάκοι σέβα. καλαμοειδεῖς ἔχουσα κλάδους.* Hier befassen wir uns nur mit dem gallischen *σκοβιή*, um sein Verhältniß zu den Formen in den neukeltischen Sprachen zu veranschaulichen, indem im Armorischen oder Bretagnischen skav, skao, im Kornwallischen scauan und im Wallisischen ysgaw, ysgawen, Hollunder, lautet[7]). Dioskorides (4, 42) bemerkt von einer Pflanze, die im Griechischen und Lateinischen Fünfblatt genannt wird: *πεντάφυλλον. Ῥωμαῖοι κιγκεφόλιουμ, Γάλλοι πεμπεδοῦλα, Δάκοι προπεδουλά.* Noch findet sich im Armorischen oder Bretagnischen das die Fünfzahl bedeutende pemp, und im Wallisischen dâl, dail (irisch daille) Blatt. Andere Pflanzennamen finden jedoch zwischen dem Gallischen und dem Dakischen keine Vergleichungspunkte. So z. B. 4, 99 *ποταμογείτων, Ῥωμαῖοι βῆναι φόλιουμ, οἱ δὲ ἐρβάγω, οἱ δὲ γλαδιατώριαμ, Δάκοι κοαδάμα, Γάλλοι ταυρούκ.* Man wollte denn zu *ταυρούκ* das dakische *τοῦρα* ziehen, nämlich 2, 209 *ἀναγαλλὶς ἄῤῥην, Χελιδόνιον, Γάλλοι σαπάνα, Δάκοι κερκεραφρών*, wofür eine Handschrift *Γάλλοι κέρκερ, Δάκοι τοῦρα* hat. §. 2, 211 *Χελιδόνιον μέγα. Ῥωμαῖοι φάβιουμ, Γάλλοι θῶνα, Δάκοι κρουστάνη*; 3, 117 *ἀρτεμισία. Ῥωμαῖοι οὐαλέντια, οἱ δὲ σερπύλλουμ, οἱ δὲ ἔρβα ῥέγια, οἱ δὲ ῥαπίουμ, οἱ δὲ τερτανάγεται, Γάλλοι πονέμ, Δάκοι ζουόστη.* Ponem läßt sich im Neukeltischen nicht nachweisen[8]); denn bei Wermuth ist das im Neukeltischen befindliche Ponar[9]), faba, teutsch Bohne[10]), nicht in Betrachtung zu ziehen; 4, 16 *λειμώνιον. Ῥωμαῖοι οὐεράτρουμ, οἱ δὲ τιντιννάβουλουμ τέῤῥαι, Γάλλοι ἰουμβαρούμ, Δάκοι δάκινα.* Merkwürdig ist der das Bilsenkraut betreffende Name 4, 69: *ὑοσκύαμος. Ῥωμαῖοι ἰνσάνα, δενταρία, Γάλλοι βιλινουντία, Δάκοι διέλεια*, weil er nicht nur die Verwandtschaft des Gallischen mit dem Teutschen (Bilse), sondern auch mit dem Slawischen zeigt, indem im Böhmischen Bljn[11]), Blen, im Polnischen Bielun[12]), im Russischen Bjelena, Bilsenkraut heißt. Der Attich wird im Gallischen Dukone genannt, nämlich 4, 172: *Χαμαιάκτη* (weil er sich nur wenig über den Boden erhebt), *οἱ δὲ ἕλειος ἀκτὴ, οἱ δὲ ἀγρία ἀκτή, Ῥωμαῖοι ἔβουλουμ, Γάλλοι δουκωνὲ, Δάκοι ὄλμα.* Aus Plinius (XXII, 75) bemerken wir: Irionem inter fruges sesamae esse diximus, et a Graecis erysimon vocari: Galli *velam* appellant. Est autem fruticosum, foliis erucae angustioribus paulo, semine nasturtii, wurde mit Honig als sehr nützlich gegen den Husten und gegen andere Leiden gebraucht, ist nach den Neuern Camelina sativa. Lib. XXIV, 112: Juxta hanc (rumbotinum arborem, d. h. Asholder) viduam vite nascitur herba, quam Galli *rhodòram* vocant: caulem habet virgae ficulneae modo geniculatum, folia urticae in medio exalbida, eadem procedente tempore tota rubentia, florem argenteum, wurde vorzüglich gegen Geschwülste angewendet, ist nach den Neuern Spiraea Ulmaria. Die Benennung Rhodora zeigt, daß die gallische Sprache mit der germanischen roth (althochteutsch rod, altnordisch raudr, riódr, dänisch und schwedisch röd, anglisch reod, read, red, englisch red, lithauisch raudonas, sanskrit rohida, griechisch *ἐρυθρὸς, ἐρευθὴς*) gemeinsam haben. Das altgallische rhod hat sich im cambrobritischen rhudd erhalten. Von den 13 gallischen Pflanzennamen, welche Marcellus Empiricus aus Bourdeaux (Burdegalensis), der Leibarzt des Kaisers Theodosius des Großen, in seinem Werke: De Medicamentis, anführt, heben wir als Beispiele[13]) aus: aus

---

5) über diese Mischlingssprache haben wir bereits im Art. Fränkisches Recht, Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 47. Th. S. 245, das Nöthige angegeben. Zu den daselbst angeführten Streitschriften ist indessen noch hinzugekommen Jac. Grimm, „Auslauf (Excurs) über die Malbergische Glosse, in dessen Geschichte der teutschen Sprache S. 548—564." Doch auch hier ist ihm nicht gelungen, den größten Theil der Glosse als teutsch zu erweisen, sondern nur einige Ausdrücke derselben. 6) Jac. Grimm a. a. O. 1. Bd. S. 176—217. 7) Vergl. *Diefenbach*, Celtica I. p. 214.

8) Vergl. *Diefenbach* l. c. p. 172. 9) *Leibnitz*, Celtica. Glossarii Celtici specim. ap. *Eccardum*, *Leibnitii* Collectanea Etymologica p. 137. 10) Vergl. das isländische Walskar baunir, f. pl. faseli faseoli, dänisch Waelske Bønner. 11) Tomsas, Wörterbuch der böhmisch-teutsch- und lateinischen Sprache S. 48. 12) s. *Trotz*, Nowy Dykcyonarz to iest Słownik Polsko-Niemiecko-Francuski p. 61. 13) Medici antiqui (Venet. 1547.) p. 90 a. 101 a. 101 b.

Cap. 11 den Namen des Quendels, serpillum herbam, quam Galli *gillarum* dicunt; aus Cap. 10 im Betreff des Namens des Beinwells oder Wallwurz, radicem symphyti, quod *halum* gallice dicunt, und in Beziehung auf den Namen der Drachenwurz: herba proserpinalis quae gallice *gigarus* appellatur; und aus Cap. 3, im Betreff der Benennung des Klees wisumarus, zu welcher man das irische seamar und seamrog (englisch shamrock) der dreiblättrige Klee, das Emblem der irischen Nationalität, welcher noch jetzt in Cocarden nachgebildet wird [14]), stellt. Nicht nur bei den Ärzten, sondern auch bei den Geschichtschreibern, Geographen und andern Schriftstellern kommen gallische Wörter vor, unter welchen Amabactus [15]) (s. d. Art. Ambacht) und Gaesum (s. d. Art.) am berühmtesten geworden sind. Auch Alauda, ein gallisches Wort nach Salustius (im Jul. Caes. 24) und Plinius (X, 44), welche von der Haubenlerche reden, welche einen ludelnden Gesang hat, ist bemerkenswerth, weil es sich aus dem Germanischen durch Sehr-Laute, nämlich vom A privativum-Sinne, über welches wir anderwärts (Forum d. Kr. 1. Bd. 2. Abth. S. 22) in Beziehung auf das Teutsche gehandelt haben. Auch im Neukeltischen, nämlich dem Cambrischen, hat sich das A privativum im extensiven Sinne erhalten. Die Haubenlerche lockt unaufhörlich. Das zur Erklärung des Julfestes (Jôlahalld, Haltung oder Fest der Jolen, anglisch Geol, altenglisch und schottisch Yule, französisch Noël) wichtige Haul, Heuul [16]), Sonne im Cambrischen, griechisch ἥλιος, altnordisch Hiol, anglisch Hweol, Hweohl, Rad, anglisch Giuli, conversio, fand sich aller Wahrscheinlichkeit nach schon im Altgallischen. Mone nimmt Rad als die ursprüngliche Bedeutung an, weil die Sonne als ein leuchtendes Rad dargestellt werde. Doch kann auch die Bedeutung Sonne die abgeleitete sein, indem man das Rad nach dem leuchtenden Kreis nannte. Daß auch die alten Gallier das Fest der Wintersonnenwende, welches schon Pytheas bei den Thulensern, d. h. den nordischen Völkern, kannte, wie diese ihre Urverwandten feierten, läßt sich aus dem cambrischen Gwyl, Fest, schließen. Gwyl, welches aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich Sonnenfest bedeutete, erhielt als das wichtigste und größte Fest die Bedeutung von Fest überhaupt. Eine Quelle der Kenntniß der gallischen Sprache sind ferner die Eigennamen. Die Namen der Völkerschaften sind im Art. Celten aufgeführt. Am ausgezeichnetsten ist die Benennung einer Abtheilung der Bojen, Tolistobogi, welche nach Livius (XXXVIII, 16) und Solinus (41) zu den Galliern gehörten, welche sich in Galatien niederließen. Ganz nahe liegt die Vermuthung, daß Tolistoboji tollste Bojen bedeutet, und aus den kühnsten Bojen bestanden, welche sich, als die Bojen an dem Zuge gegen Griechenland und Asien Theil nahmen, zu einer besondern Schar gebildet, die sich mit den tollsten nordischen Kämpfern, welche Berserker hießen, vergleichen läßt. Ein Scholiast zu Juvenalis (Satyra VIII. v. 13):

> Cur Allobrogicis et magna gaudeat ara
> Natus in Herculeo Fabius Lare etc.,

sagt: Die Allobrogá sind Gallier, deshalb aber Allobrogá genannt, weil Broga die Gallier den Acker (agrum) nennen, *Alla* aber etwas andres (aliud). Sie sind also genannt, weil sie aus einem andern Ort waren her versetzt worden (quia ex alio loco fuerant translati). Bochart (Orig. Gall.) bekämpft diese Etymologie, da ἄλλος, alius, griechisch sei, nicht gallisch. Aber er berücksichtigt nicht, daß die Griechen, Gallier und Germanen Urverwandte waren. Aus diesem Grunde ist auch die Entscheidung im Betreff der Eigennamen, wenn sie auf Inschriften aus Gegenden, wo die Gallier und Germanen zusammengrenzten, oder gar vermischt lebten, z. B. Negaletus [17]), Magiorix [18]), Bitarix [19]), Elvorix [20]), Bititral [21]) vorkommen, nicht mit Sicherheit zu bestimmen, ob sie gallisch oder nicht vielleicht auch germanisch sind [22]). Doch haben wir absichtlich solche gewählt, welche eher für gallisch als germanisch [23]) anzunehmen sind. Da in den ältesten Zeiten die Gallier und Germanen von den Griechen und Römern nicht unterschieden, sondern auch die Germanen unter den Kelten oder Galliern begriffen wurden, so sind die in der Sage vorkommenden Namen, z. B. Bellovesus und Sigovesus, nicht ganz sicher als gallisch anzunehmen, wiewol die Geschichtschreiber sie in der Sage von der Wanderung der Gallier [24]) als gallische Eigennamen darbieten. Wegen der Urverwandtschaft der gallischen und teutschen Sprache läßt sich mittels der Sprache nicht sicher entscheiden. In Bellowes läßt sich zwar bello als schön erklären, aber es kann auch für Belldowes stehen, mittels dessen, wenn wir die Analogie des nordischen Wisi, Weiser, Führer, zu Hilfe nehmen, wir es in Bellowes für Belldowes, Weiser (Führer) der Kühnen, und in Sigowes, Weiser (Führer) der Sieger erhalten. Sicherer gallisch sind die Namen geschichtlicher Personen, z. B. Orgetorix, Ambiorix, Dumnorix, Bojorix, denn an sich ist das Endwort rix, z. B. in Bellorix, Wassorix [25]), noch nicht entscheidend, weil rik rich (d. h. mächtig, reich) auch als Endwort teut-

14) s. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 2. Sect. 24. Th. S. 11.
15) Ein den Teutschen und Galliern, wie so viele andere Wörter, gemeinsames Wort. Doch nimmt ein Theil der Sprachforscher, z. B. Jac. Grimm, Geschichte der teutschen Sprache I. S. 131. 168, an, daß das Wort Ambactus von den Germanen zu den Galliern gewandert, und hierdurch den Römern bekannt geworden sei. Zu dem Art. Ambacht bemerken wir noch, daß Ambat auch als Beiname oder Zuname, nämlich Urbanus. Ambat. Annorum. XXX. Stipendiorum. VII., nämlich in einer trierischen Inschrift, vorkommt; s. die Erläuterung derselben bei *Steiner*, Codex inscriptionum romanorum Rheni No. 822. p. 95.
16) Vocabularium Latino-Cambricum ex Codice membran. Seculi XIV bei Häß- und Gruter 3. Bd. S. 499.

17) Fatalis Negaletus bei Steiner Nr. 915 auf einer Inschrift von unbekanntem Fundorte.
18) In Elsaßzabern gefundene Inschrift bei demselben Nr. 145.
19) Auf einer bonner Nr. 770.
20) Auf einer Inschrift von unbekanntem Fundorte Nr. 996.
21) Auf einer utrechter Nr. 967.
22) Deshalb hat Steiner 2. Bd. S. 237. 238. Register 12: „Gallisch-germanische Personennamen.“
23) Als germanische geben sich leicht zu erkennen z. B. Nr. 464 Folkmar, Nr. 310 Thudelindis, Nr. 340 Velandus, anglisch Welond, Weland, altnordisch Woelundr, teutsch Wieland. Schwieriger sind wieder z. B. Solimarus Nr. 907; Victimar Nr. 881.
24) *Livius* Lib. V. Cap. 34.
25) Auf einer Inschrift bei Steiner Nr. 138.

schen und anderer germanischer Namen häufig vorkommt, und das S in den gallischen Namen mit riks (rix) sich als Zeichen des Nominativs kundgibt. Im Neukeltischen hat sich erhalten Rhy, Herr, Fürst, Edler und rich, mächtig. Ferner kommen durch Verheirathungen von Personen aus verschiedenen Völkern fremde Namen in ein Volk, indem man die Kinder häufig nach den Verwandten, besonders nach den Großvätern, Großmüttern, Vatersbrüdern, Vatersschwestern u. s. w., nannte, welches sich in Beziehung auf das Mittelalter nachweisen läßt. Hierzu kam noch eine modische Liebhaberei, sodaß beide Umstände, nämlich die Vermischung durch Verheirathungen, und die Liebhaberei am fremd Klingenden, weil es einen vornehmeren Klang zu haben scheint, machten, daß Jordanes, gewöhnlich Jornandes (De Reb. Get. Cap. 12), sagen konnte, Jedermann wisse, daß bemerkt werde, daß die Völker (gentes) die meisten Namen zum Gebrauch annehmen, wie die Römer die der Macedonier, die Griechen die der Römer, die Sarmaten die der Germanen, die Gothen die der Hunnen, wozu Joh. Georg Wachter [26]) hinzufügt, die Germanen die der Gallier. Ebenso viel und noch mehr Schwierigkeit als die Personennamen machen die Orts-, Fluß- und Bergnamen in den Gegenden, in welchen nach einander verschiedene Nationen gewohnt haben. Als keltisch werden z. B. in den nachmals von Germanen bewohnten Gegenden von Mone die Flußnamen Sur, Murg, Wisgoz (Weschnitz), Quaich u. s. w., und der Bergname, der Malchen an der Bergstraße angenommen. Bullet, welcher eine Geschichte der keltischen Sprache geschrieben [27]), hat eine etymologische Erklärung aller Namen von Orten, Flüssen, Bergen u. s. w. in Gallien, Spanien, Italien und Britannien gegeben, aber dabei auch das Baskische als keltisch angenommen. Schlözer [28]) sagt in Beziehung hierauf: Vaskisch (Baskisch), Galiseb (Bergschottisch) und Kymrisch (franz. le Bas-Breton oder le Breton Armoricain diesseit des Kanals in Frankreich in Bretagne, und jenseits in England, in dem Fürstenthum Wales) seien unter sich drei ganz verschiedene Sprachen. Dies sei der Hauptsatz, auf den er (Schlözer) sein ganzes Keltensystem baue; aber auch der Satz, den fast Niemand noch habe einsehen wollen. Immer halte man sie nur für drei Dialekte, wozu man ein Genus, oder eine Hauptsprache, genannt die Keltische, erdichte. In Beziehung auf das Baskische hat Schlözer Recht, denn dieses ist durchaus nicht keltisch, und daher ist es sehr mislich, die Orts-, Fluß- und Bergnamen vorzüglich im westlichen Theil von Frankreich alle aus der keltischen Sprache erklären zu wollen, zumal da die Basken, bevor die Gallier in Gallien eindrangen und sich festsetzten, aller Wahrscheinlichkeit nach einen großen Theil dieses Landes inne hatten. Die Benennung Kymren für Belgier ist blos hypothetisch. Daß die Belgier eine von der der Gallier in engerer und eigentlicher Bedeutung verschiedene Sprache hatten, geht aus Cäsar (I, 1), daß aber beide Sprachen nicht sehr von einander verschieden waren, aus Strabon (IV, 1) hervor. Schlözer (a. a. O. S. 343) und Adelung (im Mithridates 2. Th. S. 78. 142 fg.) nehmen an, daß die Belgen, welche von dem nach ihnen genannten Lande nach Britannien zogen, und sich daselbst niederließen, die Galen nach Schottland hin gedrängt haben. Cäsar (V, 12) aber, auf den sie ihre Hypothese bauen, sagt nur: der innere Theil von Britannien wird von denjenigen bewohnt, von welchen sie sagen, daß dem Gedächtniß überliefert sei, daß sie auf der Insel selbst geboren; der Theil an der See von denjenigen, welche, um Beute zu machen und um zu bekriegen, aus Belgium hinüber gegangen sind, welche fast alle mit denselben Namen der Staaten genannt werden, aus welchen sie dahin gekommen sind, und nachdem sie bekriegt haben, daselbst geblieben sind, und begonnen haben, die Äcker zu bebauen. Es sind eine unzählige Menge der Menschen und sehr zahlreiche den gallischen ähnliche Gebäude. Dieses letztere und was nun weiter folgt, bezieht ein Theil der Neuern (s. d. Art. Belgae) blos auf die Belgier, aber es soll wol auf die Britannier überhaupt gehen. Nach Adelung's Muthmaßung ging nicht lange vor Cäsar ein Theil der kimbrischen Belgen, wie er sie nennt, nach Britannien und vertrieb die alten Einwohner, die keltischen Briten nach Schottland und Irland. Da wir aber auch hier die Manapii finden, welche aller Wahrscheinlichkeit nach aus Belgien ausgewanderte Menapii sind, so finden wir keinen vollkommenen Gegensatz zwischen Galen und Kymri. Nach Adelung haben die Sachsen ihre kimbrischen Stiefbrüder nach Wales, Cornwales und Niederbretagne vertrieben. Aber Wales und Cornwales sind ja nur, wie wir im Art. Galli unter der Rubrik Name der Gallier gezeigt haben, die germanischen Formen für *Guales* und *Cornguales*, und es ist bloße Muthmaßung, daß die Bewohner dieser Länder blos kimbrische Belgier Adelung's sein sollen. Niebuhr (Gesch. der Römer. 2. Th. S. 566) erklärt sich zwar nicht für Adelung's Hypothese, daß die Niederteutschen und die Cimbern dieselben seien, sagt aber doch, Belgen sei der galische Name des Volkes gewesen, welches sie bis auf den heutigen Tag Kymri nennt; unter den nach dem östlichen Europa Wandernden seien die Belgen überwiegend gewesen, und von der Mäotis seien sie als Kimbern zurückgekehrt. Josephus hilft uns aus diesem kimmerischen Labyrinth, indem er sagt, die nun von den Hellenen Galater (Gallier) genannten (καλουμένους), Gomareis aber geheißenen (λεγομένους), stiftete Gomaros. Abgesehen von diesem vermeintlichen Stammvater, so geht doch soviel daraus hervor, daß die Gallier oder Kelten, Galater, zwei Namen hatten, nämlich diesen und Kymri. Als sich Gallier und Teutsche zu einem großen Eroberungszuge verbunden hatten, wurden die erstern nach ihrem

26) Gloss. Germ. col. 578 s. v. *Gesus*, vir fortis, wo er z. B. den bei Ammianus Marcellinus vorkommenden Namen eines edeln Franken Lanio gaisus erklärt durch gladio fortis, nämlich als aus Gesus, vir fortis, und dem reinen keltisch *llain*, gladius, zusammengesetzt. Über Gesus s. d. Art. Gaesum. 27) Mémoires sur la langue Celtique — par Mr. *Bullet*, Premier Professeur royal et Doyen de la Faculté de Théologie de l'université de Besançon T. I. (1754. fol.) p. 887, umfaßt die Geschichte der keltischen Sprache, und T. II. (1759.) p. 720 und T. III. (1760.) p. 405 enthalten das Lexikon. 28) Fortsetzung der Allgem. Welthistorie, durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Teutschland und Engeland ausgefertiget. 31. Th. S. 338—344.

andern Namen Cimbri (Kymri) und die Teutschen Teutones genannt, der Heerführer jener hieß Bogorix, der Heerführer dieser Teutobog. Dieses Verhältniß ist dadurch so sehr verdunkelt worden, daß Cäsar und ein Theil der andern alten Schriftsteller die Kimbern Germanen nennen, während die andern sie richtiger durch Gallier bezeichnen. Ebenso werden bei Appianus (Hyrr. p. 758) diejenigen Gallier, welche vor 280 Delphos plünderten, Kimbern genannt, welche Benennung also auch schon vor dem Auftreten der Kimbern und Teutonen auf die Gallier angewendet ward. Adelung, durch die Angabe Cäsar's, daß die Kimbern Germanen seien, verleitet, stellt belgische und teutsche Kimbern auf, nimmt aber auch die erstern für germanisch an, und sagt von den belgischen Kimbern, daß dieses diejenigen Germanen seien, welche viele Jahrhunderte vor Cäsar über den Rhein gegangen wären, und sich des Theils von Gallien zwischen dem Rhein, der Seine und Marne bis an Helvetien bemächtiget hätten. Doch Cäsar unterscheidet die Belgier ausdrücklich von den eigentlich germanischen Stämmen, und zwar wiederholt, nämlich II, 4. V, 2. VI, 2. Lib. II, 4 sagt er: plerosque Belgas esse ortos a Germanis, Rhenumque antiquitus transductos, ibi consedisse, Gallosque, qui ea loca incolerent, expulisse; solosque esse, qui patrum nostrûm memoria omni Gallia vexata Teutones Cimbrosque intra fines suos ingredi prohibuissent. Cäsar erhielt diese Nachrichten von den Remern (Rheimsern), welche unter den Belgiern die nächsten an Gallien (in engerer Bedeutung) waren, mittels der Gesandten derselben, Iccius und Antebrogius. Ungeachtet diese gesagt haben sollen, daß die meisten von den Belgiern von den Germanen abstammten, bemerken sie weiter oben: reliquos omnes Belgas in armis esse: Germanosque, qui ripas incolunt, sese cum his conjunxisse. Hieraus geht hervor, daß die Belgier keine Germanen mehr waren. Hierbei nun läßt sich zweierlei annehmen, entweder waren die Stammväter der Belgier wirkliche Germanen, oder aber Cäsar nennt sie nur so, weil sie über den Rhein herübergekommen waren, und sich hier niedergelassen, wo schon Gallier saßen. Adelung nimmt dieses an, und will aus den Überbleibseln der Sprache beweisen, daß die belgischen Kimbern, wie er die Belgier nennt, Niederteutsche gewesen seien, indem er zu beweisen glaubt, daß manche für gallisch oder keltisch ausgegebene Wörter aus dem Teutschen, und besonders aus dem Niederteutschen herstammen, und folglich nicht sowol keltisch, als vielmehr belgisch seien. Dahin gehöre Cäsar's Ambactus, Altfriesisch Ombecht, Niederteutsch Ambacht, Hochteutsch Amt. Wollten wir aber auch nicht das Wahrscheinlichste annehmen, nämlich nicht annehmen, daß die Kelten und Germanen das obige Wort gemeinsam haben, weil ihre Sprache urverwandt ist, sondern eine Entlehnung annehmen, so können die Keltomanen mit demselben Recht sagen, daß das obige Wort die Germanen von den Galliern entlehnt, als die Germanomanen behaupten, das Wort haben die Gallier von den Germanen entliehen. Ferner führt Adelung an: „Petorritum, eine nach des Varro Zeugniß von den Belgen erfundene Art Wagen, von dem noch Wallisischen pedwar, angelsächsisch feother, fyther, vier, und Rid, Rath." Festus aber sagt: Petoritum et Gallicum vehiculum esse, et nomen ejus dictum existimant a numero quatuor rotarum. Mit dem Cambrischen und Armorischen pedwar, petoar, vier, ist aber zusammenzustellen nicht blos das anglische oder sogenannte angelsächsische fydher, feower, sondern auch das gothische fidwor, altnordisch fiorir, althochteutsch fior, altsächsisch fiwar, altfranzösisch fior, fiower, fiuwer, griechisch πίσυρες, lateinisch quatuor, persisch Dschehar, kurdisch Tschahar. Weiter führt Adelung an: „Die Seife, ein belgisches Product, hieß Sapo, niederteutsch noch jetzt Sepe," wozu wir noch bemerken anglisch Sape, englisch Sope, schwedisch Saepa, holländisch Zeep, französisch savon, cambrisch Sebon. Daß die Seife in Gallia Belgica erfunden worden, schließt man aus Plinius (XXVIII, 12), wo die Seife eine gallische Erfindung genannt wird, zusammengestellt mit Martialis (Lib. VIII. Ep. 33), wo sie durch spuma Batava bezeichnet wird. Doch ist dieser Schluß unsicher, da nach Plinius die Seife auch bei den Germanen überhaupt in Gebrauch war. Sie war also in Gallien erfunden, und ging von da zu den Germanen über. Endlich bemerkt Adelung in Betreff der ältern Sprache: „Ambiorix, Fürst der Eburonen, ist wol der teutsche Emmerich, sowie die Sylva Arduenna das niederteutsche Hart nicht verleugnen kann." Von dem Namen Belgen sagt er: „entweder vom gallischen Bel, Morast, und Gai, Wald, oder am wahrscheinlichsten von dem noch niedersächsischen Balge, eine niedrige, sumpfige Gegend." Nach Cluver (Germ. Ant. III, 3) ist Belga soviel als Gallicus, Wallicus, weil sie in Gallien Fremde waren. Junius und Mylius leiten Belgae von balgen, belgen, zürnen, ab, weil sie leicht in Zorn zu bringen gewesen. In Beziehung auf die neuere Sprache bemerkt Adelung: „Die den Niederteutschen eigene Verkleinerungssylbe *ken* lebt noch im wallisischen cyn (sprich kyn), z. B. Bryncyn, ein Hügelchen, Brinkken." Mit dem niedersächsischen Brink, ein grüner Hügel, englisch Brink, Rand, vergl. das altnordische Brekka (sprich Brenka), clivus, und mit der cambrischen Verkleinerungssylbe kyn, plattteutsch ken, in hochteutscher Form chen; vergl. das altnordische kyn, kind, anglisch kyn, Geschlecht, sanskritisch kunam. Es wird also, wenn es als Verkleinerungssylbe gebraucht wird, dadurch angezeigt, daß es ein Abkömmling sei, z. B. Bryncyn, Abkömmling oder Kind von einem Bryncyn, also Hügelkind, Hügelsöhnchen, d. h. Hügelchen. Der Raum gestattet nicht, das Adelung'sche Verzeichniß wallisischer mit niedersächsischen verglichener Wörter durchzugehen. Wir können nur im Allgemeinen bemerken, daß die Gleichheit oder rücksichtlich Ähnlichkeit derselben zum Theil auf der Urverwandtschaft der keltischen und germanischen Sprachen, oder aber aus Entlehnung entsprungen, z. B. in letzterer Beziehung das wallisische Edling, Kronprinz. Adelung läßt durch seine Annahme, daß die Belgier Teutsche seien, ganz im Dunkeln, wie das Wallisische und das Armorische sich nicht als eine germanische, sondern als eine von ihnen verschiedene, wiewol dem indogermanischen Sprachstamm angehö-

rige Sprache herausstellt. Andere, welche auch die Stelle des Cäsar so verstehen, daß der größte Theil der Belgier von wirklichen Germanen abstamme, und nicht von Kelten, welche Cäsar darum blos Germanen nannte, weil sie über den Rhein herüber nach Gallien gekommen waren, suchen das Räthsel, daß die Belgier doch nicht zu den Germanen gerechnet werden, und gleichwol von den Galliern eine etwas verschiedene Sprache haben, durch die Annahme zu erklären, daß das Belgische eine Mischlingssprache sei. So z. B. sagt Löbell (die Völkerstämme im vorrömischen Gallien, 1. Beil. zu dessen Gregor von Tours S. 459) in Beziehung auf Cäsar's Stelle: In einem solchen Bericht sei natürlich nur von der Abkunft des siegenden Volkes die Rede, und von den Feinden, die es ausgetrieben, nicht von der viel zahlreicheren Bevölkerung, die in abhängigen Verhältnissen sitzen geblieben. Diese habe nichtsdestoweniger den entschiedensten Einfluß auf ihre Herren geübt, welche in den wesentlichsten Punkten nicht weniger Kelten gewesen sein müssen, als später Teutsche und Nordmannen zu Romanen wurden. Es sei eine Sprache entstanden, in welcher das keltische Element beiweitem das überwiegende gewesen sein müsse. Diese Annahme hat die größte Wahrscheinlichkeit für sich, wenn nämlich die alten Belgier, welche über den Rhein aus Germanien herüber nach Gallien kamen, wirkliche Germanen waren, und nicht blos Germanen geheißen wurden, ähnlich wie z. B. die Aquitanier keine Gallier in engerer Bedeutung waren, und doch zu denselben gerechnet wurden, weil sie in dem Lande saßen, das nach dem berühmtesten Volke desselben den Namen Gallien erhielt. Der Unterschied zwischen der gallischen und belgischen Sprache kann nur mundartlich gewesen sein, denn die Alten reden von den Belgiern so, daß man annehmen muß, daß diese den Galliern ähnlicher gewesen, als den Germanen. Ganz unthunlich und zu Nichts führend ist, wenn man den Unterschied der wallisischen, kornwallischen und armorischen Sprache auf der einen, und der gälischen (bergschottischen) und ersischen oder irischen Sprache auf der andern Seite so erklären will, daß jene die belgische und diese die keltische Sprache sei. Deshalb haben auch die englischen Forscher einen andern Weg, als Adelung eingeschlagen. Diesen Unterschied zwischen dem Systeme der Engländer und dem Adelungischen hat der die Ergebnisse aus den Sprachuntersuchungen lehrreich zusammenfassende Prichard (in seinen Researches into physical history of mankind. Vol. II. p. 110) hervorgehoben. Einen weit richtigern Standpunkt, als Schlözer und Adelung, nehmen Turner (History of the Anglo-Saxons. Vol. I. p. 5), welcher sagt: It is agreed (ausgemacht) by the British Antiquaries, that the most ancient habitants of our island were called Cymri, und Palgrave in seiner Bearbeitung der ältesten Periode der Landesgeschichte (in der Family Library. Vol. I. p. 5), welcher ebenfalls sagt, daß die ältesten Bewohner von Britannien Kymri genannt worden, welches richtig ist, wenn wir unter den ältesten bekannten Bewohnern die Kelten verstehen, wobei jedoch unausgemacht bleibt, ob nicht die Kelten, als sie eindrangen, schon Urbewohner vorfanden. Nach den englischen Forschern ist der cambro-keltische Hauptdialekt der keltischen Sprache, wozu das Wallisische gehört, die Sprache der keltischen Gallier; das Ersische hingegen, von welchem die bergschottische ein Zweig ist, die Sprache der Belgier, weil die Namen von Personen und Orten in dem belgischen Britannien aus dem Ersischen, nicht aber aus dem Cambro-Keltischen abzuleiten seien. Namentlich finden wir in Irland unter den Manapiern die belgischen Menapier wieder. Zwar hat Schlözer darin Recht, daß das Kymrische, wie er das Wallisische, Kornwallische und Niederbretagnische nennt, das Galische (Gälische, Bergschottische) nicht blos Dialekte sind, sondern verschiedene Sprachen, aber dieses gilt für ihre jetzige Beschaffenheit. Die Geschichte des Germanischen veranschaulicht, wie aus Mundarten im Verlaufe der Zeit verschiedene Sprachen werden. So z. B. werden das Teutsche und Schwedische verschiedene Sprachen genannt. Ja! man kann das Altnordische und das Altteutsche verschiedene Sprachen nennen. Aber es läßt sich schließen, daß in den frühesten Zeiten der Unterschied blos mundartlich war. Ähnlich war es aller Wahrscheinlichkeit nach auch bei den keltischen Sprachen, nämlich so, daß in den frühern Zeiten der Unterschied blos in mundartlicher Verschiedenheit bestand. Daß auch bei den Galliern auf dem Festlande mehre Mundarten stattfanden, läßt sich nachweisen. Livius (Lib. XXI. Cap. 32) sagt nämlich, nachdem er erzählt hat, daß Hannibal von der Durentia (Durance) an die Alpen gegangen und Gallier, um die Örtlichkeiten besichtigen zu lassen, vorausgeschickt hatte, weiter: Tum per eosdem Gallos, haud sane multum linguâ moribusque abhorrentes, quum se immiscuissent conloquiis montanorum, edoctus, daß nur am Tage der Wald besetzt gehalten worden, und sie des Nachts aus einander, jeder unter sein Dach, gehen. In Betreff der Ortsnamen stellen sich vornehmlich die auf dunum oder dun zur Vergleichung, z. B. Cambodunum, Camulodunum und Camulodunum, Margitunum, Rigodunum, Städte in Britannien, und Andamadunum, Axellodunum, Ebodunum und Eburodunum, Städte in Gallien, welches Dunum so vorherrscht, daß in Gallien Zwitterbildungen (voces hybridae) oder richtiger Bastardbildungen Augustunodunum und Caesarodunum, und in Hibernien im Gebiete der Manapii, sechs bis sieben geographische Meilen westlich von Dublin eine Stadt, welche schlechthin Dunum (Δοῦνον bei Ptolemäus 12° 30′ Länge, 45′ Breite) vorkommt, welche sich durch den Namen als keltisch erweiset [29]), da auch der Name der Völkerschaft Manapii in Hibernien sich von dem Namen der Völkerschaft Menapii in Gallia Belgica nur als mundartlich verschieden herausstellt. Dun findet sich noch jetzt im Irischen und Armorischen, wie Tolandus im Vocabulario Harmonico dieser beiden Sprachen bezeugt, und bedeutet Hügel und Hervorragung (collis et eminentia). Auch bedeutete es dieses im Altgallischen, denn Clitiphon bei Plutarch über die Flüsse sagt in Beziehung auf Lugdunum in Gallien: Lugum nennen die Gallier

29) Vergl. Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 2. Th. 2. H. S. 260.

den Raben, und Dunum einen erhabenen Ort[30]), und gibt als Grund der Benennung an, als auf Befehl des Orakels die Grundlage der Stadt auf einem Hügel angelegt, seien plötzlich einige Raben erschienen. Auch bedeutet, wie Toland bezeugt, Lug im Armorischen und Irischen bis auf den heutigen Tag einen Raben, sodaß wir in Lugdunum den Namen Rabenhügel, Rabensberg (niederteutsch Ravensperg) erhalten. Leibnitz[31]) fragt bei dem von Clitiphon angegebenen Lug, Rabe, ob vielleicht von der Vorzüglichkeit des Gesichts, indem er, wie auch Johann Georg Wachter[32]) das teutsche lugen, prospicere, in Betrachtung zieht, und zusammenstellt mit dem cambrischen *LLug*, lux, it. *llever*. LLevad, luna, LLoar, luna. Lluched fulgur. LLun, effigies, sed forte ab *Eclun*[33]). *Llugad*[34]), oculus. *Lliw*[35]), color a luce. *Lugen*, videre, vid. Amlwg, wo er sagt: *Amlwg*, conspicuus. *Lugen* antiq. Germ. est videre. Consentit lux. Da sich aber im Cambrischen, also im Neukeltischen, Marburun[36]), Rabe, wodurch freilich das altgallische Lug, Rabe, nicht zweifelhaft gemacht werden kann, und ebenfalls *Llwch*, it. Lliant, irisch und gälisch *Loch*, *Lough*, Meer, Fluß, Welle (altnordisch Lögr, Laugr, anglisch Lago, cambrisch Llynn, althochteutsch Lug, Flüssigkeit, isländisch Laekir, Bach, lateinisch lacus, See), findet, so hat Baxter[37]) Lugdunum durch Hügel der Flüssigkeit (collis liquoris) erklärt. Segedunum in Britannia, Gallia und Germania deuten Baxter und Joh. Georg Wachter durch dürren Hügel (collis aridus), da *sych*, siccus, aridus noch jetzt bei den Cambriern übrig ist. Cluver, welcher in seiner Germania antiqua (p. 52) ein großes Verzeichniß von Städten in Germania und Cis-Rhenana[38]), Gallia, Britannia, Vindelicia, Noricum und Pannonia gibt, deren Namen ein dunum zugefügt ist, Vossius, Leibnitz und andere erklären dieses dunum überhaupt oder im Allgemeinen durch Hügel und Burg, als wenn alle so genannten Orte auf eine erhabene Stelle erbaut gewesen wären, da doch dieses z. B.[39]) auf Lugdunum Batavorum nicht paßt. Daher behandelt Joh. Georg Wachter die auf dunum endenden Städtenamen in zwei Artikeln, nämlich unter *Dun*, civitas, urbs, oppidum, und unter *Dun*, mons, collis, cumulus et quaevis terrae eminentia, parva vel magna. Im Artikel *Dun* civitas führt er aus Boxhorn's Lex. Ant. Brit. *Dinas* civitas, urbs, *Dinasfruint* jus civitatis, *dinesig*, urbanus, *Dinaswir* civis, civitate donatus, aus Somner's Dictionarium Saxonico-latino-anglicum *Tun*, oppidum, *Tunes-manu* villanus et oppidanus, *Tun-gerefa* praefectus oppidi, alias Eoldor-man, aus des Verelius Index altnordischer Wörter *Tun* saepius pro oppido vel urbe munita, und aus dem heutigen Englischen *Town*, oppidum, municipium, Towns-Man oppidanus, *Dennison*, civis, von dem cambrischen Dinas auf, und betrachtet und wählt aus der großen Zahl auf dunum endender alter Namen von Städten, zu deren Erklärung ein umfangreicher Band nöthig sein würde, folgende aus: *Lugdunum* Batavorum von Llug, welches bei dem Cambrern substantivisch Licht, adjectiv hell und licht bedeutet, davon Lugdunum clara civitas, sowie *lug Afon*, clarus amnis, indem Baxter im Gloss. Ant. Brit. (p. 159) bemerkt: Britannis nostris *Lugavon* lucidus amnis dicitur, Londinium, bei dem aber ungewiß ist, ob das din in demselben zu dun gehört[40]), Augustodunum bei den Äduern, von dem Fürsten dieses Namens, wie nach Flaviae von Constantius, oder Constantinus aus der Flavia gente genannt, jetzt zusammengezogen Autun, Civitas Augusta bedeutend, Noviodunum urbs nova, non collis novus, oppidum Suessionum, Aeduorum, Biturigum etc. teutsch Neustadt, *Uxellodunum*, teutsch Hochstedt, von *uchel*, altus, sublimis, excelsus, eine Stadt der Cadurker und eine der Briganter, jene jetzt von den Franzosen Usseldun, diese von den Engländern Hexham geheißen, hat seinen alten Namen von der bergigen Lage und der Natur des Ortes. Baxter (p. 257) bemerkt: *Uckel Dun* veteri Celtarum sermone est Arx vel Civitas excelsa. Unter *Dun* mons, collis etc. führt Joh. Georg Wachter aus der keltischen Sprache das Dun, collis, eminentia des Clitiphon bei Plutarch, und aus Toland's harmonischem Wörterbuch das armorische und irische Dun, Hügel, und aus dem Griechischen *δουνός*, (collis), welches Pezron in seinen Antiq. Celt. (p. 235) den Äolern zuschreibt, und *θῖνες*, Hügel und Haufen, aus dem Französischen Dunes, Sandhügel am Meere, Sanddünen, Uferhügel und Donjon, ein auf einem Berge erbautes Festungswerk, Festungsthurm, Schloßthurm, aus Somner's Dict. Saxonico-latino-anglic., *Du*, *Dune*,

30) Scaliger (in *Eusebium*) sagt: De priore voce ipse viderit, de altera non dubium est, Dunum olim et nunc quoque in Belgis significare collem et eminentiam. 31) Celtica Vocab. p. 131. 132. 32) Gloss. Germ. col. 320. 33) Leibnitz ebendaselbst p. 117: *Eilun*, imago. Add. *Ailun*. *Ehun* Lettis umbra, Germanis ähnlich, quod similitudinem habet. Add. *Ellyl*; p. 118: *Ellyl*, spectrum. Videtur potius esse ab *εἴδωλον* Graeco, quam consentire cum *Eilun*; p. 87: *Ail*, secundus. Consentit Latinum alius. Graec. *ἄλλος*. Hinc *Ailun* Cambris imago, und führt nun die von dem Scholiasten zum Juvenal gegebene Etymologie von Allobroges an, welche wir bereits mitgetheilt haben. 34) Vergl. Vocabular. Latino-Cambric. im Bragur III. S. 500: Oculus. *Lagat*. Oculi *Legeit*. 35) Vergl. dasselbe S. 501: Color *Liu*; Unus Color *Un* Liu. 36) Dasselbe S. 501: Corvus *Marburan*. 37) Glossarium antiquitatum Britannicar. temporibus Romanor. p. 160. 38) Nämlich nach römischem Ausdrucke; in Beziehung auf uns Trans-Rhenana. 39) Joh. Georg Wachter (col. 319) führt auch Londinium an, aber dieses läßt vielfache Deutung zu. Zwar nimmt es Baxter als aus Lugavondunum zusammengezogen an, und erklärt es durch liquidi amnis oppidum, und Joh. Georg Wachter leitet es col. 319 von einem keltischen Lon, Lan, Fluß, da sich im Keltischen (bei *Boxhorn*, Lex. Antiq. Brit.) llynn, liquor, ein englischer Fluß, welcher Lancaster bespühlt, Lan, Lon, Lun (lateinisch Luna), und die hessische und nassauische Lahn, gießenisch Lön, bei den Schriftstellern des Mittelalters Loganunum, womit Lug, Lauge, Flüssigkeit, Wasser, zu vergleichen, die Gotha vorüberfließende Leine und die Hanover bespühlende Leine (lat. Lynius), sich findet. Aber Somner (vergl. *Junius*, Goth. Glossar. p. 189) leitet Loudinium von dem cambrischen llawn, frequens, plenus, und dyn, Mensch, ab, und erklärt es durch eine zahlreich besuchte, menschenvolle Stadt, wozu die Angabe des Tacitus (Annal. XIV, 33): *Londinium* copia negotiatorum et commeatuum maxime celebre, sehr gut paßt.
40) s. die vorige Anmerkung.

mons, Dun-aelfus, Oreades, *Dune-weard*, deorsum, *Dun-land*, terra montana, Dun-saetas, monticolae, *Dunstraet*, via montana, aus Matthäus 26, 30 uppan Olvetes dune, auf den Ölberg, aus dem heutigen englischen *down*, Hügel (der Sandhügel, die Düne), Holländisch Duin, Sandbank, Sandhügel am Gestade des Meeres, Düne, Niedersächsisch Düne, Hügel, Sandhügel, und aus Pomponius Mela (III, 3) und Tacitus (Annal. I, 56. XII, 28) den Berg Taunus (jetzt in der Volkssprache Dyns) auf welchem Drusus ein Castell anlegte, welches Germanicus erneuerte, und die Städtenamen Segedunum (Dürrenberg) und Lugdunum (Radenberg) in Gallia an. Alle[41]) unter *Dun*, mons angeführte Wörter leitet Joh. Georg Wachter von dunen, schwellen, anschwellen, sich erheben, ab, denn was seien Berge und Hügel anders als Geschwülste (tumores terrae), *Dun*, civitas dagegen, und die unter dieser Rubrik angeführten Wörter sind ihm, weil die Städte, wenn auch nicht mit Mauern, was erst später geschah, doch mit Pfählen, Gräben, Wällen und andern Hindernissen umgebene und befestigte Orte sind, geflossen aus derselben Quelle wie Dun sepimentum, anglisch bei Somner Tun[42]), der Zaun, sepes, septum, sepimentum, vallum, tynan claudere, sepire, obsepire, umzäunen, untynan, entzäunen, den Zaun abbrechen, öffnen, altnordisch Tun, sepimentum, althochteutsch Zun und Dun, locus septus, sive sit domus aut hortus, sive villa, vicus aut pagus, anglisch Tun, das eingezäunte oder abgesteckte Grundstück (Somner villa, vicus, domus, praedium, hortus), Tuninche, das Örtchen, Gütchen, Deor-Tun, Thiergarten, Lic-tun, Gottesacker, Apple-tun, Äpfelgarten, Obstgarten, Wictunas (Form der Mehrzahl), der Vorhof, Tungrefa, villicus, der Ortsbeamte, altnordisch Tun, bei Verelius locus septus, clausus, munitus, Tunberg, Tunwallr, dasselbe, Tunhlid, Wallthor, und werden beide von Joh. Georg Wachter von einem Zeitworte *tynan*, zäunen[43]), abgeleitet. Aber wie der Umlaut in Zäunen, anglisch tynan, zeigt, sind die Zeitwörter vielmehr als aus dem Hauptwort, als dieses aus dem Zeitwort gebildet anzunehmen, denn nicht alle Zeitwörter dürfen als das Stammwort angenommen werden, denn offenbar mußte der Begriff, z. B. von Baum, früher da sein, als bäumen, aufbäumen, auf den Baum steigen, sich auf den Baum setzen. Ebenso ist zäumen aus Zaum, und dieses nicht aus zäumen gebildet, ebenso Meißel nicht aus meißeln, Haus nicht aus hausen u. s. w. Die andre Art Hauptwörter, nämlich die, wo der Begriff des Zeitwortes früher war, sind aus den Zeitwörtern gebildet, z. B. Kunst (Ankunft) aus kommen, Kunst aus kennen, Brunst aus briemen (in geschlechtlicher Beziehung hitzig sein), Brunst aus brennen, Schuß von schießen, Schluß von schließen, Tracht von tragen, Jagd von jagen, Schlacht von schlagen, schlachten aber von Schlacht. Letzteres veranschaulicht, wie ein Theil der Zeitwörter aus Hauptwörtern gebildet wird. So auch zäunen von Zaun, Zun, Tun, und dieses nicht von zäunen, und gehört zu der Classe von Hauptwörtern, aus welchen Zeitwörter gebildet werden, z. B. kalben von Kalb, fohlen von Fohlen, staaren von Staar u. s. w. Auch das Holländische veranschaulicht dieses, nämlich Tuin, Zaun, Gehege (eingehegtes Grundstück, Garten, Tuinhaage, Gartenzaun, Tuinhuis, Gartenhaus), tuinen, zäunen, bezäunen, umzäunen, Tuinier, der Gärtner, tuinieren, den Garten bauen. Auch ist nicht nöthig für Dun, Hügel, und Dun, Stadt, zwei verschiedene Wurzelwörter, nämlich dunen, schwellen, sich erheben, und tynan, zäunen, anzunehmen, sondern dieses Dun, Hügel, ist das Wurzelwort, und erhielt, weil die ältesten Einzäunungen aufgeworfene Erdwälle waren, wie noch jetzt auf den Farörn und in Island, und ebenso in Holstein und Schleswig, wo diese die Felder umgebenden Wälle mit Büschen und Bäumen bepflanzt sind. Notker (Ps. 148, 14) gibt maceria durch Steinzun. Da die Erdwälle und Mauern künstliche Erhöhungen bilden, so erhielt Dun, Hügel, Erhöhung, die abgeleitete Bedeutung von Tun, Zun, Zaun, diese Bedeutung wurde dann auch auf den eingehegten Platz ausgedehnt; und da die durch Erdwälle und Mauern eingezäunten, von Menschen bewohnten Orte die wichtigsten waren, so wurde im Gallischen Dun, durch künstliche Erhöhungen geschützter Ort vorzugsweise für Stadt gebraucht, und erhielt dadurch diese specielle Bedeutung, auch wenn die Stadt auf keinem Hügel lag, wiewol man in der ältesten Zeit die Städte am liebsten auf Anhöhen anlegte, weil bei diesen schon die Natur viel zu ihrer leichteren Vertheidigung that. Auch das altnordische Tun ward zur Bildung von Ortsnamen verwendet, wie Sigtûn, in der Form der Mehrzahl Sigtûnir, forno-Sigtûnir, Alt-Sigtun, Odhin's angeblicher Wohnsitz[44]), welcher ungefähr 1/8 Meile von dem heutigen Sigtuna in Uppland in Schweden lag[45]). Dem isländischen Tun, in specieller Bedeutung, nämlich in der Bedeutung von der durch einen Erdwall eingezäunten grünen Wiese in der Nähe des Hauses,

41) Leibnitz zieht auch noch Dunen (wallisisch Dunum, Flaumfedern, Eiderdunen) hierher, indem er Celtica p. 116 sagt: *Dun*, collis, veteribus Gallis. Hodie *Dünen*, colles arenarum in Batavis. Germanis *Dunen* sunt plumae elasticae, quae se elevant depressae. Consentit Anglorum *Town*. Civitas, nempe plerumque oppida in loco minus depresso collocantur, ne aquis sint obnoxia. Etiam Graecis sunt cumili arenarum. Tiling, Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs, I. B. S. 272, unter *Dunen*, Flaumfedern, und Ad. Wagner, Bailey-Fahrenkrüger's Wörterbuch S. 290 leiten Dune, altnordisch Dun, englisch Down, von dem niedersächsischen dunen, schwellen, sich erheben, ab wegen der Elasticität der Flaume, welche gedrückt sich wieder erhebt, und Ersterer unter „Dünen, oben am Watte aufgeworfene Sandhügel,“ nimmt als Stammwort von diesen und von dem keltischen Dun, ein Hügel, dunen, schwellen, an, und Letzterer sagt Down (Flaume): „Verwandt ist (außer dunen, sich erheben) auch wol *dehnen*, obwol Dun als Berg mir nicht unbekannt ist.“ 42) Tuncērsē, Zaunkresse (Pflanzenname), wol Gartenkresse, wenigstens bedeutet das holländische Tuinkers Gartenkresse, Gartensalat. 43) *Stadenius*, Voc. Bibl. p. 747 leitet Zaun von dehnen, extendere, ab.

44) s. Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla), übersetzt von Ferd. Wachter, und Formâli zur Snorra-Edda, Ausgabe von Rask S. 15. Mehre Beispiele, wo Sigtûn erwähnt wird, s. in Fornmanna Sögur Nordhrlanda. 3. Bd. S. 165. 4. Bd. S. 41. 5. Bd. S. 119. 6. Bd. S. 21. 22. 172. 45) Geografisk Register zu den Oldnordiske Sagaer. 12. Bd. S. 313.

entspricht das cambrische Tyno, welches das altnordische Tûn[46]) area, und wie das heutige Isländische ein eingehegtes Grünland bedeutet, ist aus dem cambrischen Tin, Zaun, gebildet. Im Irischen kommt das Zeitwort dunam, umzäunen, (anglisch tynan, englisch tine, schwedisch tyna, zäunen) dem altkeltischen Dun, Hügel, befestigter Ort, Stadt (englich Town), am nächsten. Wie das Keltische und Germanische verwandt sind, veranschaulicht außer sehr vielen andern Wörtern[47]) das irische und das galische (bergschottische) Mac, Sohn (cambrisch Mab, Sohn, Much, Tochter, altnordisch Mey, Mädchen, althochteutsch Magad, altsächsisch Magath, altfriesisch Maged, Megith, mittelhochteutsch Maget, Magedin, anglisch und neufriesisch Maegd, Mädchen, Jungfrau, gothisch Magaths, Jungfrau, Magathei, mittelhochteutsch Magetum, Jungfrauschaft) und das gothische Magus, Knabe, Kind, Magula, Knäbchen, althochteutsch Magazoga, mittelhochteutsch Magezoge, Erzieher, althochteutsch Mag, cognatus, Magiune, cognata, Magschaft, propinquitas und in Rechtsbüchern Swertmagen, Cognaten von väterlicher, Spill- (Spindel-) Magen von mütterlicher Seite, anglisch maga, maeg, Cognat, Verwandter, Maegscipe, cognatio, altnordisch Maugr, Mögr, Sohn, Schwager, Schwiegervater, Maegd, Schwägerschaft, schwedisch Maeg, Schwiegersohn. Während die Römer und Griechen lange Zeit keinen Unterschied zwischen den Galliern und Germanen machten, sondern beide unter dem Namen Gallier oder Kelten begriffen, lernten sie doch frühzeitig die Veneter an dem adriatischen Meere von den Galliern unterscheiden, indem Polybius (II.) sagt, daß die Veneter eine andere Sprache, als die Gallier reden, im Übrigen an Sitten und Lebensart ihnen (den Galliern in Italien) ähnlich seien.

III. Glaube und Götterdienst der Gallier; hiervon ist schon viel Wichtiges in den Art. Druiden, Opfer und Orakel mitgetheilt. Doch ist hier noch Folgendes zu bemerken. Strabon (IV, 4) sagt: sie halten mit andern die Seele und die Welt für ewig; einst aber werde Feuer und Wasser sie zerstören. Nach der Analogie der urverwandten teutschen und nordischen Mythologie läßt sich diese Nachricht dahin ergänzen, daß die Welt dadurch ewig geglaubt ward, daß sie, wenn sie durch Feuer untergegangen, wiedergeboren werde, denn da die Druiden lehrten, daß die Seele nach dem Tode des Menschen in ein anderes Leben übergehe, das heißt, wieder geboren werde, so läßt sich schließen, daß sie auch lehrten, daß die Welt wieder geboren werde, welches die nordische Mythologie veranschaulicht. Der Glaube an den Untergang dieser Welt war nicht blos auf die Gallier in dem nach ihnen genannten Lande beschränkt, sondern läßt sich auch für andere Gallier nachweisen. Strabon (VII, 3) nachdem er von der Heerfahrt Alexander's des Großen gegen die Thracier jenseit des Hämus, auf welcher er in das Gebiet der Triballier und in das Land der Geten einfiel, gehandelt hat, fährt fort: Ptolemäus, des Lagi Sohn, erzählt, auf diesem Zuge seien Kelten vom adriatischen Meere her zu Alexander gekommen, um ein Freundschaftsbündniß mit ihm zu errichten; der König habe sie freundlich empfangen, und während des Trinkens gefragt, wovor sie sich wol am meisten fürchteten? er glaubte nämlich, sie würden sagen, vor ihm. Sie aber antworteten: vor Niemandem, außer davor, daß ein Mal der Himmel einfiele. Auch Arrian (Anal. I, 5), welcher ebenfalls dem Ptolemäus Lagi folgt, erzählt dieses, und gibt die Antwort der Kelten so: *δεδιέναι μήποτε ὁ οὐρανὸς αὐτοῖς ἐμπέσοι*, daß sie fürchteten, daß nicht ein Mal der Himmel auf sie herabfiele. Die Bastarner, welche Gallier[1]), oder wenigstens ein ihnen sehr nahe verwandtes Volk waren, hatten denselben Glauben von dem Untergange dieser Welt, wie aus Livius (XL, 59) hervorgeht. Die Thracier hatten sich vor ihrer Macht von den Flecken auf der Ebene auf den ungeheuer hohen Berg Domuca zurückgezogen. Als die Bastarner sich den Anhöhen des Gebirges näherten, wurden sie von einem solchen Unwetter befallen, durch welches nach der Sage die Delphi plündernden Gallier getödtet wurden. Die Bastarner wurden nämlich nicht durch Ergießungen von Regen, und hierauf durch sehr häufigen Hagel unter ungeheurem Gekrache des Himmels und unter Blendung der Augen durch Blitze überschüttet, sondern die Blitze leuchteten von allen Seiten auch so, daß sie auf die Körper loszugehen schienen, und nicht blos Soldaten, sondern auch Anführer getroffen fielen. Als sie daher in übereilter Flucht über sehr hohe Felsen zu Boden fielen und stürzten, drängten die Thracier auf die Niedergeworfenen ein. Sie selbst aber sagten, daß die Götter die Urheber der Flucht seien, und der Himmel auf sie herabstürze (sed ipsi Deos auctores fugae esse, coelumque in se ruere, ajebant). Die Bastarner glaubten also, es nahe das Ende der Welt, und hierdurch wurden sie erschüttert. Übrigens waren die Bastarner ebenso kühn und verwegen, als die Gallier. Ihre Todesverachtung entsprang wahrscheinlich auch wie bei den Galliern und Germanen aus dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele. Valerius Maximus (Lib. II. Cap. VI, 10. 11) sagt: dem, der aus den Mauern (der Massilienser) herausgegangen ist, begegnet die alte Sitte der Gallier, von welchen überliefert ist, daß sie Geld zu verleihen pflegten, damit es in der Unterwelt wiedergegeben werden sollte: weil sie die Überzeugung

46) s. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 26. Th. S. 220.

47) s. *Joh. Georg. Wachter*, Indiculus Vocabulorum Celticorum, Cambricorum et Armoricorum in Glossar. Germ. Praefatio ad Germ. §. 32, wo zu den gothischen, althochteutschen und anglischen (sogenannten angelsächsischen) Wörtern die cambrischen und armorischen gesetzt und mit ihnen verglichen sind.

1) s. die Nachweisungen in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 8. Th. S. 62. Daß man sie später als Germanen annahm, mag daher rühren, daß die Gallier in Gallien den Bastarnen unähnlicher geworden waren, als den Germanen. Am wahrscheinlichsten waren die Bastarnen, wie die Geten, zu welchen Appian sie rechnet, ein den Galliern und Germanen verwandtes Volk, ohne daß sie jedoch zu den einen oder den andern gehörten. Aus dem poetischen Namen des Anführers der Bastarnen, Teutogonus, bei Valerius Flaccus kann man nicht schließen, daß die Bastarnen Teutsche gewesen. Aus dem griechischen Teutogonus (von Teut gezeugt) könnte man ja, wenn der Name geschichtlich wäre, schließen, daß die Sprache der Bastarnen die griechische gewesen sei.

hatten, daß die Seelen der Menschen unsterblich seien. Ich würde sie Thoren nennen, wenn nicht dasselbe die mit Bracken Angethanen (braccati) geurtheilt hätten, was der mit dem Mantel bekleidete (palliatus) Pythagoras geglaubt hat. Habsüchtig und wucherisch ist die Philosophie der Gallier. Heiter und tapfer die der Kimbrer und Keltiberer, welche in der Schlachtordnung vor Freuden ausgelassen waren, als wenn sie auf ruhmvolle und glückliche Weise aus diesem Leben gehen würden; bei der Krankheit aber wehklagten, als wenn sie auf schändliche und beklagenswerthe Weise umkommen würden. Die Keltiberer hielten es für sündlich, die Schlacht zu überleben, wenn der gefallen war, dessen Heile sie ihr Leben gewidmet hatten. Zu loben ist die Geistesgegenwart beider Völker, weil sie so glaubten, sowol die Unversehrtheit des Vaterlandes tapfer zu schützen, als auch die Treue der Freundschaft standhaft zu leisten. Es hätte demnach bei den Keltiberern eine Art Fostbraedhralag (s. d.) stattgehabt. Wie das Volk (Gefolge, comitatus) bei den Germanen den Fürsten in der Schlacht nicht überleben durfte, hiervon handelt *Tacitus*, Germ. 14. Von den Galliern sagt *Diodor*. V, 28 da, wo er von den Gastmählern derselben handelt: sie pflegen auch bei dem Gastmahle durch das, was durch den Streit mit Worten geschieht, aufgeregt, durch Herausfoderung mit einander Zweikämpfe zu halten, und indem sie das Ende des Lebens für Nichts achten. Bei ihnen ist nämlich die Lehre des Pythagoras [2]) stark, daß es stattfinde, daß die Seelen der Menschen unsterblich seien, und nach Verlaufe bestimmter Jahre wieder leben, indem die Seele in einen andern Körper hineingeht (*ὅτι τὰς ψυχὰς τῶν ἀνθρώπων ἀθανάτους εἶναι συμβέβηκε, καὶ δι' ἐτῶν ὡρισμένων πάλιν βιοῦν εἰς ἕτερον σῶμα τῆς ψυχῆς εἰςδυομένης*). Daher werfen auch einige bei den Bestattungen der Gestorbenen geschriebene Briefe für ihre gestorbenen Freunde in den Scheiterhaufen hinein, als wenn die Gestorbenen sie lesen würden. Sowie die Germanen, so thaten auch die Gallier das, was dem Todten lieb gewesen war, und darunter selbst Diener in das Feuer des Scheiterhaufens, nach *Caesar* VI, 29, dessen nähere Angaben bereits im Art. Opfer S. 91 mitgetheilt sind. Mit Cäsar scheint Pausanias (X, 21) im Widerspruch, indem er sagt: damals an den Thermopylen begruben die Hellenen nach der Schlacht ihre Todten, und zogen die Barbaren aus. Die Galater aber ließen nicht um Wegnahme der Todten durch einen Herold nachfragen, und achteten es für gleich, ob diese Erde erhielten, oder ob sich von ihnen Thiere und Vögel, so viele deren den Todten feindlich sind, sättigten. Daß sie wenig bekümmert um das Begraben der Gebliebenen waren, hierzu waren, wie mich deucht, zwei Ursachen, ein Mal um die feindlichen Männer zu schrecken, und zweitens, weil bei ihnen Wehklage um die Todten nicht Sitte ist. In letzterer Beziehung stimmten sie mit den Germanen überein, von welchen Tacitus (Germ. 27) sagt: Wehklagen und Thränen legen sie schnell, Schmerz und Traurigkeit langsam ab. Daß die Gallier nach der Schlacht bei den Thermopylen ihre Todten nicht zu bestatten suchten, lag wol darin, daß sie die Schlacht verloren hatten, und in einem fremden Lande waren, in welchem sie fürchten mußten, daß nach ihrem Abzuge die Asche von den Feinden entweiht werden würde. Deshalb leiteten die Westgothen, als sie auf ihrer Heerfahrt in Italien ihren König Alarich verloren, einen Fluß ab, begruben ihn mit Kostbarkeiten in dessen Bette, und ließen dann den Strom wieder darüberfließen, wie *Jordanes* 30 erzählt. Die Nordmannen errichteten über die Gräber große Steinhaufen, um die Entweihung und Beraubung derselben zu erschweren. Zu solcher oder ähnlicher Sicherung der Gräber hatten die Gallier nach dem Verluste der Schlacht an den Thermopylen keine Muße. Aus Cäsar's Angabe muß man schließen, daß auch die Gallier, wie die Germanen, glaubten, daß die Todten in jener Welt die mit ihnen verbrannten Dinge, unter welche bei den Germanen nach *Tacit*. 27 vornehmlich Waffen, und auch Pferde gehörten, haben und gebrauchen würden, indem auch sie durch Vernichtung erneuert und wiedergeboren würden. In Gräbern, welche man in Gallien in neuerer Zeit aufgefunden hat, hat man neben halbverbrannten Knochen auch kostbare Gegenstände gefunden [3]). Nur ist es schwierig zu entscheiden, welche Gräber rein gallisch sind, und welche den romanisirten Galliern angehören. Noch größere Schwierigkeiten machen die Gräber in Gegenden, wo früher Gallier, und nachher Germanen wohnten. Die Schwierigkeit verdoppelt sich, wenn nach den Germanen Slawen in dem Lande wohnten, wie z. B. in Böhmen. Die Alterthumsforscher nehmen dann, je nachdem sie die eine Nation mehr interessirt, als die andere, für die eine Nation die aufgefundenen Denkmäler, namentlich auch die in Gräbern gefundenen Sachen in Anspruch [4]). Die zahlreichen Gräber im Elsaß bei Marlolsheim und Sundhausen, bei Drusenheim, in großer Menge bei Brumat, Selz, weniger bei Käskastel, Truchtersheim, Dorlisheim und an andern Stellen haben dieselbe Gestalt wie die hessischen, und es kann bei ihrem gewöhnlichen Inhalte Urnen mit Asche und Knochen nicht bestimmt werden, ob sie den Germanen oder Kelten angehören, und dieses um so weniger, da ja aller Wahrscheinlichkeit nach vor Einwanderung der Germanen und Verdrängung der Gallier diese auch in Hessen saßen. Nach Mone sind nicht nur die schrift- und bildlosen Denkmäler in Elsaß, sondern auch die zahlreichen Grabhügel ebendaselbst älter, als die römische Eroberung. Aber in der Völkerwanderung rückten ja Germanen ein, welche noch nicht von römischem Einfluß gelitten hatten, und ein

2) Doch darf man nicht annehmen, daß die Gallier diesen Lehrsatz erst aus der Lehre des Pythagoras genommen, sondern sie hatten den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und deren Wiedergeburt aller Wahrscheinlichkeit nach mit aus Asien gebracht.

3) s. z. B. über das zu Nimes gefundene Grab La Religion des Gaulois, tirée des plus pures sources de l'antiquité. Par le R. P. Dom*** Bénédictin de la Congregation de S. Maur. Ouvrage enrichi de Figures en Taille-douce. T. II. p. 216. Dieses Werk enthält auch Abbildungen von Figuren, welche sich auf gallischen Grabmälern finden. 4) Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 2. Th. S. 339. 342.

Theil jener schriftlosen Grabhügel kann ja auch aus der Zeit nach der Herrschaft der Römer sein. Mone unterscheidet in Beziehung auf die Überbleibsel des keltischen Heidenthums in Italien und Teutschland fünf Zeiträume der gallischen Religion: a) rein-keltischer Glaube; wann er in Belgien, Schwaben und Italien untergegangen, lasse sich nicht angeben; im Elsaß scheine er, nach den Trümmern des Odilienberges zu schließen, bis etwa 80 Jahre vor Christo gedauert zu haben. b) Belgischer (gallisch-teutscher Glaube); sein Anfang sei unbekannt, seine Dauer habe sich bis auf Cäsar's Eroberung erstreckt. c) Belgisch-römischer Glaube bis auf den Kaiser Constantin. Dieser Zeitraum habe zwei wichtige Epochen: α) Verbot des Augustus für die römischen Bürger, an der Druidenreligion Theil zu nehmen; β) Unterdrückung der Druiden durch Claudius (43 Jahre n. Chr.), der Menschenopfer wegen. d) Durch die Verbreitung des Christenthums sei die vierte Mischung in diesen Glauben gekommen, nämlich die christliche, weniger durch Denkmäler, als durch Aberglauben, Sitten und Gebräuche des Volkes erkenntlich. e) Die fünfte Mischung sei durch die Völkerwanderung gekommen, sie sei rein geistig und ihre Überbleibsel seien die gallisch-teutschen Heldenlieder im Sagenkreise Karl's des Großen und seiner Pairs. Manches in den Mährchen, Sagen und Sitten des französischen Volkes rühre ebenfalls aus diesem Zeitraume. Im Betreff der heiligen Orte und Denkmäler der Kelten in Italien und Teutschland nimmt Mone für Italien, weil hier nach *Livius* V, 35 die Insubrer die Stadt (urbem), welche sie Mediolanum nannten, gebaut hatten, und diese die Hauptstadt von Gallia Cisalpina war, auch als Sitz des Götterdienstes und der Druidenschaft an. Als drei heilige Berge in den Vogesen werden angenommen der Belch im Oberelsaß bei Murbach, ausgezeichnet durch die Sage der Anwohner, — daß man im hohen Sommer auf seinem Gipfel Abend- und Morgenroth zugleich sehe, und durch den am Abhang seines Felsens (dem Belchenkopfe) liegenden merkwürdigen See von außerordentlicher Tiefe, der Belch bei Giromagny auf der Straße von Elsaß nach Lothringen beachtenswerth durch seine Quelle und Felsblöcke auf der Spitze, und durch seine Erzgruben, und der Belch im Breisgau zwischen Sulzburg und Schönau mit dem Feldberg und dem Blauen die drei höchsten Spitzen des südlichen Schwarzwaldes bildend. Diese drei Belche sollen von dem Gotte Bel oder Belan den Namen haben und seinem Dienste geweiht gewesen sein. Als heilig werden ferner der aus drei neben einander befindlichen Bergen, auf welche die drei Klöster Unter-Münster, Hohenburg (St. Odilien) und Alanesberg erbaut wurden, bestehende St. Odilienberg bei Ebenheim im Elsaß und die Donnen (Donon) mit ihrer Spitze, welche für die höchste Spitze der unteren Vogesen gehalten wird, mit ihren Erzgruben und ihren bedeutenden Denkmälern, angenommen. Auf dem Gipfel der Donnen finden sich nämlich nicht römisch seiende Basreliefs, und nicht weit davon Trümmer von Tempeln und alten Inschriften. Als keltisch werden ferner die drei Obelisken oder Steinpfeiler zwischen Ebersweiler nicht weit vom Ursprung der Saar, wovon zu Schöpflin's [5]) Zeit noch einer stand, seiner Gestalt wegen die Kunkel hieß, 21 Fuß hoch, unten 5, in der Mitte 4 Fuß breit war, und zwei andere nah am Wege von Lützelstein (Petite pierre) nach Bitsch von Schweighäuser [6]) aufgefundenen Steinpfeiler, von welchen der eine 9, der andere 12 Schuh hoch ist. Über gewisse gallische Gewässer als Gewässer, an welchen geopfert wurde, und über gallische heilige Berge haben wir bereits im Art. Opferplätze S. 140 und 142 das Nöthige bemerkt, und die Gattung gallischer Denkmäler, welche *Dolmin* (s. d. Art.) heißen, haben einen eignen Artikel erhalten. Die Eintheilung dieser und anderer gallischer Denkmäler ist äußerst schwierig, weil bei vielen ihre Bestimmung nicht bekannt ist. Die Denkmäler sind Hügel (mottes) und Felsen (pierres druidiques), und letztere werden von Baudouin [7]) in vier Classen getheilt. 1) Religiöse Steine, welche viererlei sind, a) Obelisken oder Steinpfeiler, bei den Bretagnern Minhir geheißen, bestehend aus langen Steinen, oder Steinpfeilern Peul-ven, oder auch aus aufgerichteten Felsen, Min-sao, wie das gallische Denkmal bei Poitiers (Departement Vienne) genannt wird, sind gewöhnlich 12—15, manchmal auch 24 Fuß hoch, und stehen in der Regel auf Anhöhen. Ihre Bestimmung ist so dunkel, daß Baudouin sie irriger Weise für Steingötzen hält, und sie mit der Irminsul vergleicht, welche doch, wie wir im Art. Fanum S. 387. 388 gezeigt haben, einen Baum als Sinnbild des Weltalls darstellen sollte. Die Minhir scheinen, wie man muthmaßet, zugleich Asyle gewesen zu sein, weil diese nach ihnen *Minihi* heißen. Von den Minhir gehen Zwergen- und Feen-Sagen. b) Dreisteine oder Altäre, bretagnisch *Dolmin*, Steintafeln (pierres couvertes) und Lech oder Liach (lieu par excellence) genannt, erscheinen bei den Britanniern als Cromlech. Noch jetzt haben die Bretonen (Bretagner) eine große Achtung vor ihnen, in welchem Umstande man eine Bestätigung ihrer frühern Wichtigkeit für den Götterdienst findet. Die Lage und Höhe und Länge der bekannten *Dolmin* ist in dem ihnen gewidmeten Artikel angegeben. c) Ein Cabinet bildende Steine, oder mit andern Worten Höhlen zwischen zusammengewälzten Steinen, verschieden von den in Berge eingehauenen Höhlen, wahrscheinlich jedoch eine Nachahmung derselben. d) Bewegliche Felsen oder wankende Steine (pierres brulantes), cornwallisch-englisch Llygatine-stones, Zauberei-Steine oder Logan-stones, hohle-Hand-

5) Alsatia illustrata T. I. p. 530. 532 seq. Notice sur les recherches relatives aux antiquités du département du bas-Rhin, 1822. p. 10—17, wo sich auch die Heidenmauer auf dem Odilienberge, deren Bauart jener der sogenannten Cyklopenmauern sehr ähnlich ist, beschrieben findet. Sie wird als keltisch angenommen, sowie auch die drei- und einfache, die Berge Purpurkopf und Heidenkopf im Breuschthale umgebende, Einfassung. 6) So z. B. schreibt Klemm Denkmäler, welche man, wenn sie wirklich Götzenbilder sind, lieber den Slawen als den Germanen zuschreiben sollte, lieber den letzteren zu. Vergl. hierüber, was wir in der Beurtheilung von Klemm's Handbuch der germanischen Alterthumskunde in der Allgem. Lit.-Zeitung Nr. 143. August 1836. S. 526 näher auseinandergesetzt haben. 7) Mémoires de l'Académie Celtique. (Paris 1807—1809.) T. III. p. 203. 215. 221. 227.

Steine, reinenglisch Rocking-stones, wankende Steine, Wage-Steine, dänisch Rokke-sten, Stückesteine, Wackelsteine, heißen Felsen, welche auf einer oder zwei Unterlagen sind, daß man sie mit leichter Mühe, wie den Balken einer Wage hin und her bewegen kann. Ein 22½ Schuh langer und 12 Fuß breiter beweglicher Felsen (pierre pèse) findet sich im Walde Limelonge (bei de Severn). 2) Grabmäler, bei den Britanniern Kist-ven [8], haben die Gestalt einer Thüre oder eines Galgens. Daß ihre ursprüngliche Bestimmung gewesen, als Grab zu dienen, schließt man daraus, daß das Denkmal bei Port Fessan im Departement Nieder-Loire Béz-son (tombe élévée debont, aufgerichtetes Grab) heißt. Diese für Grabmäler gehaltenen Denkmäler wurden manchmal für den Richtwasen oder Richtplatz gebraucht, wozu auch ihre galgenartige Gestalt paßt. 3) Meilenzeiger (pierres itinéraires) selten mit Inschriften, hier und da mit dem Worte Lew oder Leu, d. i. Lieue, Leuga, bezeichnet. 4) Denksteine (pierres historiques). Auf die Bestimmung dieser Classe schließt Baudouin durch die Namen, welche eine geschichtliche Thatsache verrathen, wie Bren-antech, die Fürstenflucht, Benennung der Felsen bei Plouaret. Zu dieser Eintheilung Baudouin's bemerkt Mone, daß das Ungenügende darin besteht, daß die Druidentempel übergangen und die Gründe für die Aufstellung der beiden letzten Classen sehr geringhaltig sind. Zerstörte Minhir liegen am Zusammenflusse der Vienne und Creuse. Von den noch erhaltenen Minhir stehen zwei zu Nouatre und bei Argenson [9]. Ein hoher Minhir auf einem Hügel steht zu Grabusson bei Rennes, und ebenfalls ein Minhir im nahen Walde bei Vitré (im Departement Ille und Villaine). Bei diesem Orte ist der durch seine Bauart ausgezeichnete Feenstein, welcher aus zwei Druidenkammern, wie die Alterthumsforscher sie nennen, besteht, und diese sogenannten Druidenkammern werden von 42 Felsen gebildet in der Länge von 10 Klaftern und der Breite und Höhe von 2 Klaftern. Einen größeren und überhaupt den größten Umfang unter allen gallischen Denkmälern haben die Felsen zu Carnac bei Quiberon (Morbihan). Sie werden von den Bretonen oder Bretagnern Ti Goriquet oder Cornandonet, Zwergenhaus, geheißen, und sehr heilig gehalten, sind gegen 4000 aufgerichtete Felsen (Obelisken), welche eine Höhe von 4—25 Schuhen haben, diese Felsen stehen in eilf gleichlaufenden Reihen, und fußen meist mit dem dünneren Theile in der Erde. Diese Steinalleen haben eine Breite von 2—6 Klaftern (Toisen).

Cäsar (VI, 18) sagt: Alle Gallier rühmen sich, von dem Vater Dis abzustammen, und sagen, daß dieses von den Druiden gelehrt worden sei. Aus jener Ursache bestimmen sie die Räume jeder Zeit nicht nach der Zahl der Tage, sondern nach der der Nächte, und beobachten die Geburtstage, und die Anfänge der Monate und der Jahre so, daß auf die Nacht der Tag folgt. So auch zählten die Germanen nicht nach Tagen, sondern nach Nächten, wie aus Tacitus und den alten Gesetzbüchern und Liedern [10]) hervorgeht, und dieses spiegelte sich auch in ihrer Mythologie ab, wie wir im Art. Dualismus S. 103 näher angegeben haben. Daß auch bei den Galliern eine Wechselwirkung zwischen dem Gebrauche und der Göttersage stattfand, läßt sich zwar mit der größten Wahrscheinlichkeit vermuthen; ob aber das Verhältniß so ist, wie Cäsar aufstellt, nämlich daß die Gallier darum nach Nächten zählten, weil sie als ihren Stammvater den Dis annahmen, ist zweifelhaft, denn diese Zählungsart war wol früher, als die Mythe. Ferner ist befremdend, daß die Gallier einen in der Finsterniß wohnenden Gott zu ihrem Stammvater gemacht haben sollen, denn daß Cäsar unter dem Dis den Pluton versteht, geht daraus hervor, daß er die gallische Zählung nach Nächten an die Sage von Dis als Stammvater der Gallier knüpft. Einen Gott der Finsterniß werden aber die Gallier wol nicht als ihren Stammvater aufgestellt haben. Der Stammvater der Gallier hatte wahrscheinlich einen ähnlichen Namen, aber von anderer Bedeutung, als die Römer in denselben legten. Ist aber Cäsar's Angabe dennoch richtig, so läßt sie sich nur auf folgende Weise deuten. Die Dunkelheit als ein Nichts war früher als das Licht. Deshalb war in der germanischen Mythologie die Nacht die Mutter des Tages. Ähnlich muß man annehmen, daß die Gallier geglaubt, der in der Finsterniß Herrschende habe den Gott des Lichtes gezeugt, und mittels dieses Gottes stammten die Gallier von dem im Dunkeln Herrschenden. Wenn Cäsar sagt: Galli se omnes a Dite patre prognatos praedicant, so läßt sich aus dem Ausdruck omnes schließen, daß die verschiedenen gallischen Völkerschaften und die einzelnen Geschlechter in denselben nur in diesem Urstammvater übereinstimmten, und im Übrigen jede Völkerschaft oder wenigstens gewisse Complexe von Völkerschaften für sich einen besonderen Stammvater aufstellten, ähnlich wie bei den Germanen, a) Thuisko, b) Mann, sein Sohn, als Urstammväter, und die mehren Söhne des Manns als die Stammväter der einzelnen Volksstämme aufgestellt wurden.

IV. Veränderung des Äußeren und Inneren der Gallier. Vor derselben glichen die Gallier sehr den Germanen. Sie waren an Körper sehr groß: *Οἱ δὲ Γαλάται τοῖς σώμασιν εἰσιν εὐμήκεις*, sagt Diodor von Sicilien (V, 28). Ebenso läßt Livius (XVI, 17) den Consul Manlius in seiner Rede an das Heer von den Galliern, welche sich in Asien niedergelassen hatten, sagen: procera corpora. Pausanias (X, 20) bemerkt: Dahin (wo der Spercheios statt eines raschen und engen Stromes einen Sumpf und See bildete) schickte Brennos gegen zehn Tausend Galater ab, von solchen, welche zu schwimmen verstanden, und jeden, der sich durch die Größe des Körpers vor den Vielen (der Menge) auszeichnete; *εἰσὶ δὲ καὶ ἄλλως οἱ Κελτοὶ μακρῷ πάντας ὑπερηκότες μήκει τοὺς ἀνθρώπους;* es sind aber auch überhaupt die

8) Die Bretonen oder Bretagner nennen Kest-ven einen Bienenkorb oder ein Gewölbe von Stein (ruche ou vaisseau de pierre). 9) *Millin*, Voyage dans les départemens du midi IV. P. II. p. 755.

10) s. z. B. das I. Helglied bei Ferd. Wachter, Forum der Kritik. I. Bds. 2. Abth. S. 105.

Kelten durch Körperlänge beiweitem vor allen Menschen ausgezeichnet. In Beziehung auf die Schlacht bei Delphi sagt Pausanias (X, 23), daß vornehmlich die, welche um Brennos im Beginne der Schlacht muthigen Widerstand leisteten, οὗτοι δὲ μηκιστοί τε ἦσαν καὶ ἀλκιμώτατοι τῶν Γαλατῶν, die größten und stärksten der Galater waren, wornach also der Rang in Beziehung auf die Umgebung der Fürsten bestimmt ward[1]). Ammianus Marcellinus (XV.), welcher die Gallier nach dem beschreibt, was Timäus aus verschiedenen Schriften zusammengetragen, sagt: Celsioris staturae et candidi paene Galli sunt omnes. Doch wurden die Germanen mehr, als die Gallier, wegen ihrer Größe von den Römern bewundert[2]), und wenn Pausanias sagt, daß die Kelten alle Menschen beiweitem an Größe übertreffen, so sagt er dieses entweder nach einem Quellenschriftsteller, aus dem er die Geschichte der Kämpfe der Gallier mit den Hellenen schöpfte, oder er begreift auch zu seiner Zeit, wo die Meisten die Gallier und Germanen von einander unterschieden, die Germanen zugleich auch unter der Benennung Kelten. Noch zu Cäsar's Zeit waren die Gallier bedeutend größer, als die Römer; denn Cäsar (II, 30) sagt: nam plerumque hominibus Gallis prae magnitudine corporum suorum brevitas nostra contemtui est. Strabon (VII, 1) sagt: Sogleich jenseit des Rheines, nach den Kelten gegen Osten gelegen, wohnen die Germanen, wenig unterschieden von dem keltischen Stamme, nur daß sie wilder und größer und gelbblonder sind; im Übrigen, auch sowol an Gestalt, als an Sitten und Lebensart, sind sie den Kelten, sowie wir sie beschrieben haben, sehr ähnlich. Deshalb scheinen die Römer mit Recht ihnen den Namen gegeben zu haben, indem sie die Galater als leibliche Brüder bezeichnen wollen; denn leibliche Brüder heißen in der Sprache der Römer Germani. Daß die Gallier an Körpergröße abnahmen, geschah theils durch Vermischung mit Racen von kleinerem Wuchse, z. B. in Nordjütland mit Finnen, in Italien mit Etruskern, in Gallien mit Iberiern und Liguriern. Hierdurch erklärt sich auch die größere Dunkelheit der Haar- und Hautfarbe, z. B. bei den Nord- oder eigentlichen Jütländern und den Dänen auf Seeland, den Thüringern, welche aus einer Mischung von Finnen und Galliern, zu welchen endlich Teutsche kamen, bei den Baiern, welche aus Finnen, Bojen und Teutschen entstanden, und bei den Wälschen. Zu der Vermischung mit andern Racen kam nun noch die veränderte Lebensweise unter mildern Himmelsstrichen, z. B. das Weintrinken. Hierdurch kam es, daß die Gallier, welche früher den Germanen so ähnlich waren, diese den Alten als Brüder der Gallier erschienen, im Laufe der Zeit ihnen unähnlicher wurden. Was von diesen Ammianus Marcellinus nach Timäus sagt: Celsioris staturae et candidi paene Galli sunt omnes, et rutili et luminum torvitate terribiles, könnte auch von den Germanen gesagt sein, und von diesen noch in höherem Grade[3]). Bei den Galen oder Bergschotten, welche weniger als die meisten andern Überbleibsel der Gallier durch Vermischung anderer Völkerschaften und durch Einfluß des Klima's und veränderte Lebensweise gelitten haben, sind noch jetzt die Frauen gewöhnlich blond und zart weiß. Martialis (Epigramm. Lib. XI. Ep. 54 de Claudia Rufina) beginnt: Claudia caeruleis cum sit Rufina Britannis edita etc. Tacitus (Agric. 11) sagt: Welche Sterbliche Britannien vom Anfange bewohnt haben, ob Eingeborene, oder Angefahrene, ist, wie unter Barbaren zu erwarten, wenig bekannt. Die Gestalten der Körper sind verschieden (habitus corporum varii) und die Kennzeichen davon; denn die röthlichen Haare der Caledonien Bewohnenden (rutilae Caledoniam habitantium comae), die großen Gliedmaßen legen germanischen Ursprung an den Tag. Die Stelle ist sehr merkwürdig, denn sie zeigt, daß ein Theil der Kelten in Britannien nicht mehr so groß als die Germanen waren, und nur die Caledonier ihnen noch nahe kommen, sondern auch, daß bei den nicht caledonischen Briten das röthliche Haar nicht mehr so herrschte, als bei den Germanen. Es war, muß man schließen, durch Vermischung der Gallier mit andern Racen dunkler geworden, und sie mußten es daher durch Kunst röthlich machen. Die Caledonier, welche, wie aus der Sprache der Galen oder Bergschotten zu schließen, gallischen und nicht germanischen Ursprungs waren, hatten ihr röthliches Haar, weil sie vor Vermischung mit andern Racen sicherer waren, und auch unter einem kälteren Himmelsstriche lebten und einfachere Genüsse hatten, als die Gallier in dem nach ihnen genannten Lande, gleichmäßiger und allgemeiner behalten. Die südlicheren Britannier dagegen hatten von der Vermischung mit Völkern, welche früher, als sie Britannien inne hatten, dunkleres Haar, als die Caledonier zu den Zeiten des Tacitus noch besaßen, erhalten. Dieses läßt sich aus dem schließen, was Strabon (IV. Buch 5) über Britannien sagt, indem er, nachdem er bemerkt hat, daß die Gallier sich der Hunde, welche Britannien ausgeführt hat, und die gut zur Jagd sind, sowie ihrer einheimischen (der gallischen) auch zur Jagd bedienen, fortfährt: Die Menschen aber sind größer als in Gallien, und weniger rothhaarig, aber von schwammigerem Körperbau. Ich (Strabon) selbst habe z. B. erwachsene junge Leute von da (nämlich von Britannien) in Rom gesehen, die einen halben Fuß größer waren als die allergrößten Leute; doch haben sie schiefe Beine und sind auch sonst in ihrem Wuchse nicht wohl gebildet. In ihren Sitten sind sie zwar den Galliern ähnlich, aber noch einfältiger und barbarischer, sodaß, die doch Überfluß an Milch haben, nicht einmal Käse machen, weil sie es nicht verstehen; sie wissen auch Nichts von Gartenbau und andern landwirthschaftlichen Beschäftigungen. Tacitus, nachdem er die Caledonier als von den Germanen entsprossen angenommen, fährt fort: Der Siluren gefärbte Gesichter und meistentheils gekrümmte (gekräuselte) Haare und das gegen sie gelegene Hispanien machen glaublich, daß alte

1) Vergl. in Beziehung auf die Germanen *Tacit.* Germ. 13: Haec dignitas, hae vires, magno semper electorum juvenum globo circumdari. 2) s. *Tacit.* Germ. 20 und *Columella* III, 8: Germaniam decoravit (rerum natura) altissimorum hominum exercitibus.

3) s. *Tacit.* Germ. 4.

Iberier übergesetzt und diese Sitze eingenommen haben. Die den Galliern nächsten sind ihnen auch ähnlich. Sei es, weil die Macht des Ursprungs fortdauert, sei es, weil die Länder gegen einander gekehrt vorspringen, die Lage des Himmels hat den Körpern die Beschaffenheit (habitum) gegeben. Wenn man jedoch im Allgemeinen schätzt, findet man es glaublich, daß Gallier den nahen Boden eingenommen haben. Man trifft den Götterdienst derselben (sacra eorum), die Überzeugung des Aberglaubens (superstitionum persuasionem): die Sprache ist nicht sehr verschieden. Was nun weiter Tacitus zur Vergleichung des Charakters der Gallier und Briten sagt, führen wir weiter unten an, wenn wir von der Veränderung der Wildheit der Gallier handeln. Hier hat uns die Stelle gedient, um zu zeigen, welch ein Völkergemisch in Britannien war. Auch in Gallien waren aller Wahrscheinlichkeit nach die Iberer oder Basken weiter verbreitet, als nachher, und zwischen der Rhone und den Alpen werden wir im Art. Gallia unter der Rubrik Einwohner von *Gallia Transalpina*, Ligurier, nachweisen. So wird erklärlich, wie die Gallier durch Vermischung mit Iberern, Ligurern und andern dunklen Racen nach und nach an Blondheit der Haare und Weißheit der Haut verloren. Hierzu trug auch die Herrschaft der Römer über die Gallier bei, da hierdurch Vermischung beider stattfand. Zu den bekannten Umwandlungen der Gallier in Franzosen und Italiener in Oberitalien und in Walachen (romanisirte Gallier) in der Walachei sind noch hinzuzufügen die erst germanisirten und dann slawisirten Walachen in Mähren, ziemlich dicht bei Roznau, Frankstadt und an den Quellen der Beczwa im prerauer Kreise, und in den östlichen Gebirgsgegenden des hradischer Kreises, um Jablunkau und Heuska, und am Gebirgspaß Wlar, wo sie nach Ungarn hineinragen. Die Beschreibung ihres gewöhnlich stark gebraunten Gesichtes, ihres feurigen, tiefblauen Auges und ihres langen und wallend getragenen Haares, welches keine bestimmte allgemeine Färbung hat, s. in den Grenzboten: Die Walachen in Mähren. IX. Jahrg. Nr. 26. S. 487—496. Sie sind in ihrer Kleidung eitel und putzsüchtig, wie es die alten Gallier waren. Sie sind aller Wahrscheinlichkeit nach Überbleibsel der in Bojoheim vor Marbod herrschenden und von ihm vertriebenen (zum Theil unterworfenen) Bojen. Doch weder die Walachen, noch die Galen oder Bergschotten färben noch ihr Haar röthlich, wie die alten Gallier. Diodor von Sicilien (V, 28) sagt von den *ταῖς δὲ σαρξὶ καθύγροι καὶ λευκοὶ* (an Fleische sehr wässerig [phlegmatisch] und weiß) *ταῖς δὲ κόμαις οὐ μόνον ἐκ φύσεως ξανθοὶ, ἀλλὰ καὶ διὰ τῆς κατασκευῆς ἐπιτηδεύουσιν αὔξειν τὴν φυσικὴν τῆς χρόας ἰδιότητα*, an den Haaren nicht blos von Natur gelbblond, sondern sie befleißigen sich auch, durch Zubereitung die natürliche Beschaffenheit der Farbe zu erhöhen. Daher läßt Livius (XXXVIII, 16) bei Schilderung der Gallier den Consul Manlius sagen: promissae et *rutilatae* comae, also waren die comae rutilae nicht mehr überwiegend. Wie sehr die Gallier zu Caligula's Zeit sich schon verändert hatten, geht aus Sallustius (Caligula 48 [46]) hervor. Er will einen Triumph über die Germanen halten und solche im Triumphzuge aufführen, und hat nicht genug gefangene Germanen und germanische Überläufer; er nimmt daher alle Längsten aus Gallien (jeder Gallier war nicht mehr an Größe den Germanen gleich) und einige von den principibus (einer Art römischer Soldaten), und zwingt sie, nicht nur das Haar röthlich zu machen und lang wachsen zu lassen, sondern auch die teutsche Sprache zu lernen und barbarische Namen zu führen. Man kann freilich hierbei einwenden, daß rutilare comas blos auf die principes (die hinter den Hastatis fechtenden römischen Soldaten) gehe. Aber daß auch Gallier bereits nöthig hatten, ihr Haar durch Kunst röthlich zu machen, geht daraus hervor, daß die Seife, welche man hierzu brauchte, eine Erfindung Galliens ist. Plinius (XXVIII, 51) sagt: Prodest et sapo: Galliarum hoc inventum rutilandis capillis. Sie wird aus Talg (ex sebo) und Asche gemacht. Die beste (Seife) ist aus Buchenasche und Ziegentalg, auf zwei Arten, dichte und flüssige; beide Arten sind bei den Germanen in größerem Gebrauche bei den Männern, als bei den Weibern; doch wol, weil die Zahl der blonden Weiber größer zu sein pflegt, als die der Männer. Die Germanen hatten im Westen und Süden durch Vermischung mit Galliern und andern Völkern ein dunkleres Haar bekommen, und nahmen deshalb den Gebrauch, ihr Haar durch Seife aus Buchenasche röthlich zu färben, von den Galliern an, und andere Germanen, welche kein röthliches oder gelbes Haar, sondern weißblondes von Natur hatten, färbten auch das weiße Haar, weil röthliches Haar Mode war, röthlich. Martialis sagt Lib. XIV. Epigr. *Sapo:*

> Caustica Teutonicos accendit spuma capillos?
> Captivis [4]) poteris cultior esse comis.

Soll Haar durch Färbung mit Buchenasche feuerroth werden, so muß es von Natur weißblond sein. Vielleicht haben die Gallier diese Seife ursprünglich nicht deshalb erfunden, weil ihr Haar bereits dunkler geworden war, sondern um ihr weißblondes Haar, denn wol nicht alle hatten röthliches Haar, röthlich und dadurch furchtbarer von Aussehen zu machen, sowie sie auch, wie wir aus Martialis (XIV. Ep. 127: *Canusinae rufae*) ersehen:

> Roma magis fuscis vestitur, *Gallia rufis;*
> Et placet hic pueris militibus color,

am liebsten rothe [5]) Kleider trugen, und wie wir aus

4) Die Römer brauchten nämlich drei Mittel, um röthliches Haar sich zu machen. Sie bestäubten, wenn sie reich genug waren, es mit Goldstaub, oder trugen eine Art Perücken aus Haaren von Germanen, oder endlich machten es röthlich durch eine flüssige Seife, die sie von den Galliern oder Germanen erhalten hatten, sowie Martialis sagt: Mutat Latias spuma Batava comas. Die Römer, da sie dunkles Haar hatten, zogen natürlich die flüssige gallische Seife der dichten Art vor, weil die flüssige wirksamer sein mußte. 5) Virgil (VIII, 659), wo er die den Felsen des Capitols ersteigenden Gallier auf dem Schilde des Äneas beschreibt, singt:

> Aurea caesaries ollis, atque aurea vestis,
> (golden läßt er ihr Haar und ihr Kleid sein, um ihr röthliches Haar und ihre rothen Kleider darzustellen)
> Virgatis lucent sagulis: tum lactea colla
> Auro innectuntur, duo quisque Alpina coruscant
> Gesa manu, scutis protecti corpora longis.

Plinius (Lib. XXXII, 10) lernen, ihre Schwerter, Schilde und Helme mit Korallen zierten. Röthliches oder röthlich gefärbtes Haar, rothe Kleider und mit Korallen gezierte Schilde, Helme und Schwerter mußten ihnen ein furchtbares Ansehen geben. Die Gallier suchten nämlich nicht blos durch ihre Tapferkeit, sondern auch durch ihr äußeres Erscheinen zu schrecken. Livius (XXXVIII, 17) läßt den Consul Manlius in seiner Rede an die gegen die Gallier in Asien (189 v. Chr.) kämpfenden Soldaten, nachdem er ihn die ungeheuer großen Schilde der Gallier und ihre überlangen Schwerter aufführen lassen, fortfahren: dazu der Gesang der die Schlacht Eingehenden, und das Geheul, und das Stampfen auf die Erde (tripudia) und das schauderhafte Geklirr der Waffen der die Schilde auf eine gewisse vaterländische Weise Schlagenden: Alles mit Fleiß zum Schrecken zusammengesetzt. Aber vor diesem mögen sich die, denen es ungewohnt und unerfahren ist, fürchten, die Griechen, Phrygier und Carier: den an den gallischen Lärm Gewöhnten ist auch der leere Schein bekannt (Romanis Gallici tumultus adsuetis etiam vanitates notae sunt), und Lib. V, 37 sagt Livius, ebenfalls den Schlachtlärm der Gallier als leeren Schein darstellend: Jam omnia contra circaque hostium plena erant, et nata in vanos tumultus gens, truci cantu clamoribus variis, horrendo cuncta compleverant sono. Ob dieser Gesang und dieses Geschrei von den Galliern ursprünglich blos zum Schrecken der Feinde ausgeübt wurde, ist zweifelhaft. Thaten sie es blos um des Scheins des Fürchterlichen willen, so unterschieden sie sich dadurch sehr von den Germanen, welche die Schlachtlieder sangen, um die Gemüther zu begeistern und aus dem Tone des Gesanges den Ausgang der Schlacht zu weissagen. Um daher dem Gesange einen recht kräftigen Ton zu verleihen und einstimmige Tapferkeit auszudrücken, hielten sie bei dem Gesange den Schild vor den Mund [6]). Daß in der Rede des Manlius bei Livius (XXXVIII, 17) die Sache im Betreff der Gallier einseitig aufgefaßt ist, erhellt aus der Stelle Diodor's von Sicilien (V, 29), nach welcher, wie wir unter der Rubrik Kriegswesen der Gallier angeben, diese Lieder zur Erhöhung des Muthes sangen. In der bei den Griechen gewöhnlichen sprüchwörtlichen Redensart: Κελτικὸν θράσος, keltischer Muth, umfaßt das keltisch zwar zugleich die Germanen; doch fehlte es den Galliern auch nicht an Muth und Todesverachtung. Horaz (IV, 14) nennt Gallien: non paventem funera. Als Beispiel gelte König Aneröst, Anführer von Gäsaten (Miethsoldaten), welcher, als der Insubrer, der Bojen, der Taurisker Schlacht wider die Römer unter Ämilius und Atilius verloren war, sich und seinen Getreuen den Tod gab, wie Polybius (II.) erzählt. Gleiches that der von den Hellenen verwundete und geschlagene Brennus; nach Diodor von Sicilien (XXII, 13) und Pausanias (X, 23) durch übermäßiges Weintrinken, nach Justinus (XXIV, 8) durch den Dolch. Wahrscheinlich sind beide Angaben dahin zu vereinigen, daß er, bevor er sich das Leben mit dem Dolche nahm, stark berauscht. Nach Posidonius bei Athenäus (IV, 4) gaben manche Gallier das Schauspiel, sich für Geld oder für eine Anzahl von Krügen Wein, welche sie unter ihre nächsten Angehörigen austheilten, die Kehle abschneiden zu lassen. Dio Cassius (XXIX, 43) sagt in Beziehung auf die Seeschlacht zwischen den am Ocean wohnenden gallischen Venetern und den Römern unter Brutus: Ihre (der Barbaren) Schiffe stießen entweder auf den Grund und zerschellten, oder sie wurden angezündet und verbrannt, andere, von Mannschaft entblößte, wurden angebunden und hinweggeschleppt. Als dies das übrige Schiffsvolk sah, tödteten sie sich entweder selbst, um nicht lebendig gefangen zu werden, oder sprangen ins Meer, um in diesem, oder bei dem Versuche, die feindlichen Schiffe zu ersteigen, oder auf andere Weise durch die Römer umzukommen. Ohne diesen an Muth und Kühnheit nachzustehen, litten sie, durch Unbehilflichkeit ihrer Fahrzeuge bloß gegeben, diesen furchtbaren Verlust. Nach Cäsar (VI, 24) standen die um den hercynischen Wald wohnenden Volcae Tectosages in dem höchsten Rufe der Gerechtigkeit und kriegerischen Ruhmes und verharrten in derselben Dürftigkeit, Armuth und Geduld, wie die Germanen, und hatten dieselbe Lebensart und Pflege des Körpers; den Galliern (d. h. den vorzugsweise genannten Galliern in dem nach ihnen genannten Lande) aber ertheilte die Nachbarschaft der Provinz (Provence) und die Kenntniß der überseeischen Sachen Vieles zur Fülle und zum Genusse. Allmälig gewöhnten sie sich, besiegt zu werden, und verglichen, durch viele Schlachten überwunden, sich nicht einmal selbst mit jenen (den Galliern am hercynischen Walde) an Tapferkeit. Tacitus (Agric. 11), nachdem er gesagt hat, daß die Gallier und Britannier denselben Götterdienst haben, und die Sprache nicht verschieden sei, fährt fort: In Herausfoderung der Gefahren haben die Britannier dieselbe Kühnheit (als die Gallier), und, wenn sie gekommen sind, bei der Weigerung, dieselben zu bestehen, dieselbe Furchtsamkeit. Mehr wilde Herzhaftigkeit (plus ferociae) jedoch zeigen die Britannier, da sie noch nicht langer Friede verweichlicht hat; denn daß die Gallier auch in Kriegen geblüht haben, haben wir vernommen. Alsbald trat Trägheit mit der Muße ein, nachdem sie ebenso die Tapferkeit, als die Freiheit verloren. Dieses erging auch denjenigen von den Britanniern, welche vormals überwunden worden sind. Die Übrigen bleiben, wie die Gallier gewesen sind. Im Fußvolk ist die Stärke: gewisse Nationen schlagen die Schlacht auch zu Wagen. Der Wagenlenker ist ansehnlicher, die Clienten haben die Vertheidigung. Vormals gehorchten sie Königen, jetzt werden sie durch Fürsten in Parteienverbindungen und Eifersüchteleien hingeschleppt; und nicht Anderes ist gegen so mächtige Völkerschaften für uns nützlicher, als daß sie keine gemeinsamen Rathschlüsse fassen. Selten halten zwei oder drei Staaten zur Entfernung der gemeinsamen Gefahr Zusammenkünfte; so werden, während sie einzeln kämpfen, sie sämmtlich besiegt; Cäsar sagt Lib. III, 10, er habe eingesehen, omnes fere Gallos novis rebus studere, et ad bellum mobiliter celeriterque excitari, und Lib. III, 19: nam, ut ad

6) *Tacitus*, Germ. 3.

bella suscipienda Gallorum alacer ac promptus est animus, sic mollis minime resistens ad calamitates perferendas mens eorum est. Dio Cassius (XXIX, 45)[7]) sagt ebenfalls in Beziehung auf die Niederlage, welche Sabinus unter den Galliern anrichtete: Da sie auf der Rückflucht über einander und über das Holz stürzten, richtete er eine solche Niederlage unter ihnen an, daß weder sie, noch die andern sich weiter zu widersetzen wagten; denn die Gallier in Allem ohne Maß und Bedacht, kennen in Muth und in Furcht keine Grenzen, sondern fallen aus jenem in unverhoffte Feigheit und aus dieser in übereilte Verwegenheit. Cäsar (III, 8) sagt: ut sunt Gallorum subita et repentina consilia, und Lib. IV, 5: His de rebus Caesar certior factus, et infirmitatem Gallorum veritus, quod sunt in consiliis capiendis mobiles, et novis plerumque rebus student, nihil his committendum existimavit. Es ist, fährt Cäsar fort, dieses gallische Gewohnheit, daß sie Reisende wider deren Willen nöthigen, still zu stehen, und zu fragen, was jeder derselben über eine Sache, sie mag sein, welche sie wolle, gehört und in Kenntniß gebracht habe, und daß die Kaufleute in den Städten das Volk umsteht, und sie zwingt, zu verkündigen, aus welchen Gegenden sie kommen und was für Dinge sie daselbst in Kenntniß gebracht haben. Durch diese Gerüchte und dieses Sagenhören bewogen, fassen sie oft über die höchsten (wichtigsten) Angelegenheiten Beschlüsse, die sie sogleich gereuen müssen, da sie ungewissen Gerüchten folgen und die meisten nach der Neigung derselben Erdichtetes sagen. Da Cäsar diese Gewohnheit (der Gallier) in Kenntniß gebracht hatte, so reist er, um nicht einem schwereren Kriege entgegen zu gehen, zeitiger, als er pflegte, zum Heere. Die Veränderungssucht und der Wankelmuth der Gallier, von welchem Silius Italicus singt: vaniloquum Celtae genus, ac mutabile mentis, und ihr Leichtsinn (mobilitas et levitas animi), wie es Cäsar (II, 1) nennt, hat sich auf ihre Nachkommen vererbt, wie die vielen Verfassungen zeigen, welche sie sich gegeben und wieder umgestürzt haben. Auch das ungerechte Verfahren im Betreff des Staats- und Völkerrechts haben die Franzosen mit ihren Vorvätern, den Galliern, gemein. Die Eroberungslust treibt sie hierzu an und hat ihren Charakter verschlechtert. Die am hercynischen Walde sitzenden Gallier, die Volcä Tectosages, standen nach Cäsar (VI, 24) im höchsten Rufe der Gerechtigkeit und des kriegerischen Lobes. Sie ertrugen mit Geduld ihre Dürftigkeit, und waren also von den Galliern, welche sich, um ein genußreiches Leben zu führen, zu Eroberungszügen hatten hinreißen lassen, noch sehr verschieden. Dieses spiegelt sich in der Darstellung der Unterhandlungen zwischen den Römern und den Galliern vor der Schlacht an der Allia (338 v. Chr.) bei Livius (V, 36) ab. Auf die Frage der Römer: quid in Etruria rei Gallis esset, sollen die Gallier geantwortet haben: se in armis jus ferre, et omnia fortium virorum esse, d. h. kraft des Faustrechts gehört tapfern Männern Alles. Als der Tribunus militum Q. Sulpicius und Brennus, der Kleinkönig der Gallier, einen Vertrag geschlossen, kraft dessen die Gallier die Belagerung des Capitols um den Preis von 1000 Pfund Gold aufheben sollten, sollen von den Galliern zu große Gewichte herbeigebracht, und als der Tribunus militum sie zurückwies, von dem insolenten Gallier zu dem Gewichte das Schwert hinzugefügt worden, und die Römern unerträglichen Worte gehört worden sein: „Vae victis esse." Schiller sagt in Beziehung auf das ungerechte Verfahren der Franzosen unter Napoleon: „Und wie Brennus in der rohen Zeit, legt der Franke seinen ehernen Degen in die Wage der Gerechtigkeit." Da die Franken sich vor den übrigen Germanen unvortheilhaft durch Treulosigkeit auszeichneten, so konnte der Charakter der Gallier durch Vermischung mit den Franken nicht verbessert werden. Die hochmüthige Anmaßung der Franzosen stammt nicht blos von den Franken her, denn Ammianus Marcellinus sagt: avidi jurgiorum, et sublatius insolescentes (begierig nach Händeln und von hochmüthiger Anmaßung). Diodor von Sicilien sagt: Sie sind von Anblick schreckenerregend, und an Stimmen starktönend und gänzlich rauh sprechend, und in Gesprächen kurz redend und räthselhaft sich ausdrückend, und fassen, in Räthseln redend, Vieles auf ein Mal zusammen. Sie sprechen Vieles in Hyperbolen, zu Vergrößerungen ihrer selbst und Verkleinerungen der andern. Als Prahler, Droher und Aufschneider herrschen sie vor. An Denkkraft sind sie scharf und zum Lernen von Natur nicht ungeschickt. Es sind bei ihnen auch Verfasser von Liedern, welche sie Barden (s. d. Art.) nennen. Cäsar (VII, 22) sagt: Singulari militum nostrorum virtuti consilia cujusque modi Gallorum occurrebant, ut est summae genus solertiae, atque ad omnia imitanda atque efficienda, quae ab quoquo traduntur aptissima, und erzählt nun, wie geschickt die Gallier den Maßregeln, welche die Römer zur Einnahme der Stadt der Bituriger, Avaricum, ergriffen, entgegengearbeitet, wovon wir das Nöthige in der Rubrik: Kriegswesen der Gallier, anführen. Die Veränderungen, welche mit den Galliern durch Abschaffung barbarischer Gebräuche durch die Römer vorgingen, s. unter der Rubrik: Sitten und Einrichtungen der Gallier.

V. Sitten und Einrichtungen der Gallier. Stobäus faßt mehre wichtige Punkte auf folgende Weise zusammen: Die schwerttragenden Kelten machen alles in dem Staat (d. h. leiten die Angelegenheiten des Staates allein). Größer sind die Strafen gegen den Fremden, der einen umbringt, als gegen den Staatsbürger. Über jenen ist nämlich der Tod die Strafe, über den Bürger die Flucht (Verbannung aus dem Vaterlande). Die Thüren der Häuser verschließen sie niemals. Der Satz: *Κελτοὶ σιδηροφοροῦντες τὰ κατὰ πόλιν πάντα πράττουσι*, gibt zwar nicht näher an, welcher Stand unter den schwerttragenden Kelten zu verstehen, aber es geht doch daraus hervor, daß nur dieser Stand über die Staatsangelegenheiten entschied. Nachdem Cäsar (VI, 15) von den

7) s. auch *Dio Cassius* Lib. XXVII, 6 über den leichtfertigen und wankelmüthigen Charakter der Gallier, wo er *τὸ κοῦφον* (das leichtsinnige, unbeständige Wesen) *καὶ τὸ δειλὸν* (das furchtsame, feige, schlechte) *καὶ τὸ θρασὺ* (das dreiste, freche, kecke, kühne, tapfere) ihnen zuschreibt.

Druiden gehandelt hat, fährt er fort: Alterum genus est equitum. Hi, cum usus est, atque aliquod bellum incidit, (quod ante Caesaris adventum fere quotannis accidere solebat, uti aut ipsi injurias inferrent, aut illatas propulsarent) omnes in bello versantur, und gibt hierauf die Stelle über die Ambacten und Clienten der Ritter, welche im Art. Ambacht mitgetheilt ist, und bemerkt hierauf: hanc unam gratiam potentiamque noverunt. Bevor er von den Druiden handelt, sagt er Cap. 13: In omni Gallia eorum hominum, qui aliquo sunt numero atque honore, genera sunt duo, denn die Plebs wird beinahe im Zustande der Sklaven gehalten. Sie (die Plebs) wagt für sich Nichts, und wird zu keiner Beschlußfassung zugezogen; da die meisten entweder von Schulden, oder der Menge der Tribute oder durch das Unrecht der Mächtigeren bedrückt werden, so geben sie sich den Edlen in Dienstbarkeit (sese in servitutem dicant nobilibus). Gegen solche haben sie dieselben Rechte, wie die Herren gegen die Sklaven. Sed de his duobus generibus (nämlich von den beiden aus den Herren bestehenden Ständen) alterum est Druidum, alterum equitum. Wenn Diodor von Sicilien (V, 29) da, wo er von der Art und Weise der Gallier aus dem Wagen zu kämpfen handelt, sagt: ἐπάγονται δὲ καὶ θεράποντες ἐλευθέρους, so sind unter diesen freien Dienern solche zu verstehen, welche sich in die Dienstbarkeit der Edeln begeben haben, ohne jedoch ihre Freiheit in dem Grade zu verlieren, wie sie die Sklaven verloren, und sie sind mit den Liten oder Lassen der Germanen zu vergleichen, von welchen Tacitus (Germ. 25) sagt: die Liberti stehen nicht viel über den Sklaven; sie haben selten Gewicht im Hause; mit Ausnahme derjenigen Völkerschaften, welche von Königen beherrscht werden; denn daselbst steigen sie sowol über die Freigeborenen, als auch über die Edeln empor; bei den übrigen sind die nicht gleichstehenden Libertini ein Beweis der Freiheit. Die Liten konnten über die Freien und Edeln nur dadurch steigen, wenn sie als Mannen der Könige von diesen hohe Ämter erhielten. Die Liten hatten, wie wir aus Tacitus ersehen, ebenso wie die Plebs bei den Galliern über keine Staatsangelegenheiten die Mitentscheidung. Doch waren die Liten bei den Germanen nicht ganz ohne Vertretung. Wenigstens läßt sich dieses bei den Sachsen nachweisen, bei welchen auch die Liten zu dem jährlichen Allding zur Berathung über das allgemeine Beste Abgeordnete sandten, wie wir im Art. Ding S. 236 angegeben haben. Von der gallischen Plebs dagegen bemerkt Cäsar (V, 18): nulli adhibetur consilio. Wenn Cäsar sagt, daß die Druiden dem Kriege nicht beizuwohnen pflegen, so unterscheiden sich die Gallier dadurch von den Germanen, denn bei diesen wohnten, wie aus Tacitus (Germ. VII) hervorgeht, Priester den Heerfahrten bei, und übten im Heere die Strafen im Namen der Gottheit aus. Bei den Galliern war die Staatsverwaltung und die Besorgung des Götterdienstes, oder nach jetzigem Ausdrucke Kirche und Staat strenger von einander geschieden, als bei den Germanen. Bei den Galliern besorgten die Druiden den Staats- und Privatgötterdienst, bei den Germanen hingegen besorgte, wie aus Tacitus (Germ. 10), wo er von der Befragung der Götter über die Zukunft handelt, hervorgeht, der Hausvater den Privatgötterdienst, und nur den Staatsgötterdienst besorgte ein Staatspriester (sacerdos civitatis). Wenn nach Cäsar die Druiden dem Kriege nicht beizuwohnen pflegten, so läßt sich schließen, daß sie auch keine Waffen zu tragen pflegten. Die eisentragenden Kelten, von welchen Stobäus sagt, daß sie alles im Staate machen, können daher nur der Ritterstand sein. Daß die Ambachten und Clienten nicht dazu gehörten, geht daraus hervor, daß diese nach Cäsar dem Stande der Plebs angehörten, und die Plebs zu keiner Rathschlagfassung zugezogen ward. Da die Ambachten und Clienten mit in den Krieg zogen, so trugen sie Waffen. Man könnte also vielleicht aus Stobäus schließen wollen, daß die Ambachten und Clienten von den Rittern sich dadurch unterschieden, daß sie keine Schwerter getragen. Aber sicher ist dieser Schluß nicht, denn wahrscheinlich war das Verhältniß so: Die Ritter trugen auch im Frieden Waffen, ähnlich wie Tacitus (13) von den Germanen sagt: Nihil autem neque publicae neque privatae rei, nisi armati agunt. Führten auch die Ambachten und Clienten Schwerter, so läßt sich schließen, daß sie diese öffentlich nur dann tragen durften, wenn sie auf Heerfahrten sich befanden. Cäsar, welcher Lib. VI, 13 sagt, daß die Plebs bei keiner Beschlußnahme zugezogen werde, scheint sich zu widersprechen, wenn er Lib. V, 27 den Ambiorix, im Betreff dessen er Lib. V, 24 von den Eburonen bemerkt: qui sub imperio Ambiorigis et Cativulci sunt, hat sagen lassen: neque id, quod fecerit de oppugnatione castrorum, aut judicio aut voluntate sua fecisse, sed coactu civitatis, suaque esse ejusmodi imperia, ut non minus haberet juris in se multitudo, quam ipse in multitudinem. Hiernach könnte man schließen, bei den Galliern habe Ochlokratie oder Pöbelherrschaft stattgehabt. Aber die Eburonen waren Belgier, und es ist also die Frage, ob Cäsar (Lib. V, 13), wo er sagt, daß die Plebs zu keiner Schlußberathung zugezogen werde, von den Galliern in engerer Bedeutung handelt, oder in weiterer Bedeutung, indem er zugleich die Belgier darunter begreift. Ist Letzteres der Fall, und hatten die Belgier dieselbe Verfassung, wie die vorzugsweise genannten Gallier, welches jedoch zweifelhaft ist, so sind die Angaben Cäsar's (Lib. V, 23 und Lib. V, 27) durch Hinzuziehung dessen, was er Lib. VI. Cap. 11 sagt, zu vereinigen. Hier bemerkt er nämlich: In Gallien sind nicht nur in allen Staaten und Gauen [1]) und Theilen (in omnibus civitatibus atque pagis partibusque) [2]), sondern auch beinahe in allen Häusern Fac-

1) Über die gallischen Gauen s. den Art. Gau. 2) Diese partes, welche Cäsar nach den Gauen und vor den Häusern aufführt, sind aller Wahrscheinlichkeit nach die Hundertschaften (s. den Art. Hundred). *Davies*, Celtic researches p. 128: the oldest political etablishment known among the Celtae, was the *Cantrev*, or community of hundred families (from *Cant*, a hundred). Man muß also schließen, das, was von Cäsar ein Theil genannt wird, bestand aus einer Gemeinde von hundert Familien. Mehre Cantrev bildeten einen Gau und mehre einen Staat, wenn nämlich

tionen earumque factionum sunt principes, qui summam auctoritatem eorum judicio habere existimantur, quorum ad arbitrium judiciumque summa omnium rerum consiliorumque redeat; und dieses scheint deshalb vor langer Zeit eingerichtet (antiquitus institutum) zu sein, damit keiner aus der Plebs gegen einen Mächtigeren der Hilfe entbehrt, denn keiner duldet, daß die Seinigen unterdrückt und angegriffen werden, und hat, wenn er auf andere Weise handelt, keine Autorität unter den Seinigen. Cäsar läßt also Lib. V, 23 den Inbegriff der Factionen durch multitudo bezeichnen, und die Menge herrschte also nach Lib. VI, 11 nicht mittelbar, sondern durch die, welche an der Spitze der Factionen standen. Da nun nach Stobäus die eisen- oder schwerttragenden Kelten, d. h. nach Cäsar die Ritter alles in dem Staate machten, so folgt, daß die Ritter an der Spitze der Factionen standen, und durch die Ritter mittels der aus der unter die Ritter vertheilten Plebs gebildeten Factionen oder Rotten die Gewalt der Fürsten oder Könige beschränkt ward. Man kann daher sagen, die monarchische Verfassung der Gallier sei durch eine in Factionen getheilte Aristokratie beschränkt worden. Nicht nur jeder Staat war an sich durch Factionen zerrissen, sondern auch der Inbegriff sämmtlicher Staaten von ganz Gallien durch Parteien gespaltet. Cäsar fährt nämlich Lib. VI, 11 fort: Haec eadem ratio est in summa totius Galliae; namque omnes civitates in duas partes divisae sunt. Als Cäsar nach Gallien kam, waren alterius factionis principes (standen an der Spitze der einen Partei) die Äduer, alterius Sequani (standen an der Spitze der andern Partei die Sequanen). Da diese an sich schwächer waren, weil die höchste Autorität von Alters her bei den Äduern war, und dieselben große Clientelen hatten, so hatten sie (die Sequaner) mit sich die Germanen und Ariovisten verbunden. Wenn das, mit dem Livius (V, 34) seine Erzählung von dem Übergange der Gallier nach Italien beginnt: Von dem Übergange der Gallier nach Italien haben wir dieses vernommen. Als Priscus Tarquinius zu Rom König war, Celtarum, quae pars Galliae tertia est, penes Bituriges summa imperii fuit: ii regem Celtico dabant begründet ist, so muß man annehmen, daß die Obergewalt im keltischen Gallien früher bei den Biturigen, als bei den Äduern war. Als Völker, welche unter Belloves nach Italien zogen, werden genannt Bituriger, Arverner, Senonen, Äduer, Ambarrer, Carnuter und Aulerker. Aber es ist zweifelhaft, ob die Zweige dieser Völker, welche nach Italien zogen, ihre Sitze in Gallien hatten. Daher ist in der Angabe Celtarum, quae pars Galliae tertia est, penes Bituriges summa imperii fuit, die Bemerkung, daß die Kelten der dritte Theil Galliens seien, als erst die spätern Verhältnisse berücksichtigend anzunehmen, und es läßt sich soviel schließen, daß zur Zeit, als die Gallier in Italien einfielen, die Bituriger die Obergewalt über die Arverner, Senonen, Äduer, Ambarrer, Carnuter und Aulerker hatten, und diesem Theile der keltischen Völkerschaften den König gaben. Es läßt sich schließen, daß die Königsgewalt zur Zeit, als die Gallier Eroberungszüge machten, stärker war, als nachher. Ähnlich wie die Franken, als sie Gallien in Besitz nehmen wollten, sich Könige mit langem Haupthaar wählten, ähnlich mußten auch die Gallier, wenn sie Eroberungszüge antraten, ihren Fürsten größere Königsgewalt einräumen, als wenn sie ruhig saßen; denn wie hätten sie, wenn die Herren, jeder an der Spitze einer Partei im Heere den Oberbefehl gehabt, die Kriegsbewegungen ausführen können? Es läßt sich schließen, daß auch die Völkerschaften der Gallier, als sie in Gallien eindrangen und einen Theil dieses Landes in Besitz nahmen, Könige an ihrer Spitze hatten, und auch noch nachher ihre Verfassung eine geraume Zeit monarchisch blieb; denn noch in den Tagen des zweiten punischen Krieges standen Könige an der Spitze der gallischen Völkerschaften, wie aus Livius (XXI, 24) hervorgeht: Ut vero *reguli Gallorum*, castris ad Illeberim (eine Stadt an dem Flusse Illeris im narbonensischen Gallien) extemplo motis, haud gravate ad Poenum venerunt; capti donis, cum bona pace exercitum per fines suos praeter Ruscionem oppidum (la Tour de Roussillon) transmiserunt. Bei den Germanen war die Königswürde zugleich erblich und auf Wahl begründet. Es wurden nämlich die Könige aus gewissen Geschlechtern, nämlich aus dem Geschlechte der Edelinge, gewählt, wovon wir ein Beispiel in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 27. Th. S. 246 aufgeführt haben. Ähnlich scheint es auch bei den Galliern gewesen zu sein. Als nämlich Hannibal in die Nähe der Allobrogen im J. 218 vor Christo kam, war diese Völkerschaft, welche an Macht und Ruhm keiner nachstand, uneinig. Zwei Brüder stritten sich um das Reich (regni certamine ambigebant, sagt *Livius* XXI, 31). Der ältere, der auch früher geherrscht hatte (major, et qui prius imperitarat), Namens Brancus, wurde von dem jüngeren und der Vereinigung der Jüngeren vertrieben, da der jüngere zwar minder dem Rechte nach, aber mehr durch Gewalt vermochte, wie wir die Worte minore ab fratre et coetu juniorum, qui jure minus, vi plus poterat, pellebatur, deuten. Fast gegen alle Manuscripte und gegen alle Ausgaben will Drakenborch poterant lesen, sodaß dann Livius sagt, daß die Jüngeren bei der Königswahl weniger Recht gehabt, als die den Senat bildenden Älteren. Aus dem, was Livius folgen läßt, nämlich: hujus seditionis peropportuna disceptatio quum ad Hannibalem rejecta esset, arbiter regni factus, quod ea senatus principumque sententia fuerit, imperium majori restituit, geht hervor, daß es bei den Galliern, und zunächst bei den Allobrogen, einen Senat und Edle gab, und sie eine Verfassung hatten, welche nach Chrysippus und nach dem Beispiele der Engländer die beste ist, nämlich eine Mischung von Monarchie, Aristokratie und Demokratie, wenn nämlich in den oben angeführten Worten: qui jure minus, vi plus poterat, wenn wir sie grammatikalisch auch blos auf den jüngeren Bruder beziehen, zugleich involvirt ist, daß der coetus junio-

der Staat groß war, wie z. B. der Staat Helvetia (*Caesar*, De Bell. Gall. Lib. I. Cap. 12: Is pagus appellabatur Tigurinus, nam omnis civitas Helvetia in quatuor pagos divisa est).

rum eine Stimme bei der Königswahl hatte. Dieses ist nicht unwahrscheinlich, wenigstens finden wir bei den Teutschen, daß noch bei Otto's des Großen Erhebung zum Throne das Volk seine Zustimmung äußerte. Zur Zeit Cäsar's finden wir, wie wir weiter unten sehen werden, die Verfassung der meisten gallischen Staaten aristokratisch, und die Plebs hatte im Staate Nichts zu sagen. Wenn keine Anarchie herrschen sollte, war dieses auch nöthig. So lange hingegen an der Spitze des Staates ein König stand, konnte der Plebs Theilnahme bei Berathung und Beschlußfassung über die Staatsangelegenheiten gestattet werden, weil der König bei den Streitigkeiten zwischen dem Rathe, den Edeln und dem Volke den Ausschlag geben konnte. Durch Aufgebung der beschränkten monarchischen Verfassung hatte das gallische Volk an Freiheit verloren, weil nun, wenn der Zustand nicht regierungslos oder anarchisch sein sollte, der Rath und die Edeln die Entscheidung über die Staatsangelegenheiten allein haben mußten. Mögen wir die obigen Worte des Livius auslegen, wie wir wollen, so läßt sich doch aus dem Dasein eines Senates schließen, daß die Königsgewalt bei den Galliern beschränkt war. Man müßte denn unwahrscheinlicherweise annehmen, der Rath habe blos während des Zwischenreichs und bei der Königswahl etwas zu sagen gehabt, und dann, wenn der König gewählt gewesen, bis zu dessen Tode oder Verdrängung nicht mehr. Der Kürze halber machen wir hier nicht einzelne Könige der Gallier namhaft, da dieses in diesem Artikel und im Art. Gallia und im Art. Gallische Kriege beiläufig geschieht. Auch die Briten hatten Könige, und hatten, ähnlich wie auch die vorzugsweise genannten Gallier zu Cäsar's Zeit, viele kleine Staaten, in welchen Könige oder Fürsten an der Spitze standen. So sagt Cäsar (V, 21) in Beziehung auf die britischen Seegegenden von Kent: quibus regionibus quatuor reges praeerant, Cingetorix, Carvilius, Taximagulus, Segonax. Strabon (IV, 5) sagt auch in Beziehung auf Britannien: Es herrschen daselbst einzelne Häuptlinge. Im Betreff der Gallier dagegen bemerkt er (IV, 5): Ihre Staatsverfassungen dagegen waren meist aristokratisch; sie wählten vordem alle Jahre einen Vorsteher, ebenso wurde für den Krieg von dem Volke ein Anführer gewählt; jetzt stehen sie größtentheils unter den Römern. Das neukeltische, nämlich das armorische und cambrobritische, *Rhi*, dominus, baro, satrapa, nobilis, welche Bedeutungen Boxhorn im Lex. Ant. Brit. aufführt, und *Rhwy*, rex, braucht man nicht als aus dem lateinischen rex (regina, regere) entlehnt anzunehmen, sondern es fand sich aller Wahrscheinlichkeit nach schon im Altkeltischen, wie aus den mit dem Keltischen urverwandten Sprachen zu schließen; denn das Sanskritische hat râj, leuchten, herrschen, Râjan[3]), König (neuindisch Rai, Raja [Radsja], Rex, princeps, arabisch Raiis, Reis, hebräisch Rak), das Gothische[4]) Ragineis, *σύμβουλος*, Rathgeber, *βουλευτής*, Rathsherr, Fidur-ragineis, der Tetrarch, Ragin (altsächsisch Regan), *γνώμη*, Meinung, Rath, *δόγμα*, *οἰκονομία*, raginon, *ἡγεμονεύειν*, regieren, ga-raginon, *συμβουλεύειν*, rathen, Rath geben[5]); das Altnordische hat das eine so wichtige Rolle in der Göttersage spielende Regin (in der Mehrzahl Rögn, Raugn, Rögn, gen. pl. ragna, dat. raugnum), von den heutigen Isländern gesprochen Rejin, Reyin, in den slawischen Liedern Rajin, Rayn. Es wird vorzugsweise von Asen oder Göttern, aber auch von irdischen Königen gebraucht[6]), womit auch das anglische oder sogenannte angelsächsische *regin*, *reginu*, divinus, principalis, *Regin*, *Regn*, rector, praeses, praefectus, princeps, übereinstimmt. Zu dem neukeltischen Rhi, Herr, Edler, Satrap, ist zu stellen das armorische rich[7]), mächtig, altnordisch rikr, anglisch rike, altteutsch richi, mächtig, schwedisch rik, dänisch rig, reich, gothisch[8]) reiks, *ἔντιμος*, vornehm, Reiks, *ἄρχων*, Reikista, *ἄρχων*, Oberster, reikista gudja, *ἀρχιερεύς*, Hoherpriester, anglisch Landrika, Landesherr, Landes-rika, fundi dominus, lettisch und altpreußisch Reikis, Herr. Ob das französische roi, König, aus dem keltischen Rhwy, König, oder aus dem lateinischen rex gebildet ist, muß unentschieden bleiben. Die Bildung des französischen reine, Königin, aus regina war leichter. Das keltische Rhy, Herr, Edler, Baron, Satrape, war wol von der Beschaffenheit, daß es zur Zeit, als die meisten gallischen Staaten nicht mehr von Königen regiert wurden, sondern alljährlich ein Vorsteher gewählt wurde, dieser auch die Benennung Rhy hatte. Die Verwaltung hatte, weil die tollkühnen Menschen sehr reizbarer Natur waren, einen sehr schwierigen Stand. Man suchte daher übereilten Entschlüssen auf folgende Weise zu begegnen. Diejenigen Staaten (civitates), sagt Cäsar (VI, 20), welche ihr Gemeinwesen (rempublicam) am besten zu verwalten meinen, haben durch Gesetze festgesetzt, daß, wenn einer etwas über das Gemeinwesen von den Nachbarn durch Gerücht oder Ruf[9]) vernommen, er es dem Magistrate hinterbringe, und es keinem Andern mittheile, weil man erkannt hat, daß die unbesonnenen und unerfahrenen

3) s. die Nachweisungen bei Benfey, Die Hymnen des Sâma-Veda. Glossar S. 159. 4) s. die Nachweisungen bei v. der Gabelentz und Loebe, Glossar der gothischen Sprache S. 147.

5) Ähnlich wie das gothische raginon, ga-raginon, regieren und Rath geben bedeutet, ähnlich wie das altnordische radha, rathen, Rath geben, beschließen, herrschen. 6) s. die Glossarien in der großen Ausgabe der Edda Saemundar. P. I. p. 646. P. II. p. 757. P. III. Lex. Mythol. p. 664. 7) Bei *Pezron*. Antiq. Celt. p. 436. 8) Dazu auch Reiki, *ἀρχή*, Herrschaft, altnordisch Riki, Macht, Herrschaft, Gebiet, Reich, gothisch reikinon, *ἄρχειν*, beherrschen, althochteutsch richison, regnare, Richiso, Richisode, dominatio, unreht, richiso, tyrannis (Gloss. *Ker.*), richisenter, tyrannus, heroistin richisodes, archityrannica (Gloss. *Rez.*). 9) rumore aut fama; was Cäsar hier (Lib. VI. Cap. 20) unter fama im Gegensatze zu rumor verstehe, geht aus Lib. VII. Cap. 3 hervor, wo er von der Ermordung aller zu Genabum befindlichen Römer durch die Gallier handelt: celeriter ad omnes Galliae civitates fama perfertur; nam, ubi major atque illustrior incidit res, clamore per agros regionesque significant; hunc alii deinceps excipiunt et proximis tradunt; wie jetzt geschah, denn was zu Genabum (Orleans) bei Aufgange der Sonne gethan wurde, wurde vor Vollendung der ersten Nachtwache in dem Gebiete der Arverner (Clermonter) gehört, welches ein Raum von ungefähr 150,000 Schritten ist.

Menschen leicht durch Gerüchte geschreckt und zur That angetrieben werden und über die höchsten (wichtigsten) Dinge einen Rathschluß fassen. Die Magistrate verhehlen dasjenige, was ihnen geheim zu halten gut dünkt, und dasjenige, von welchem sie geurtheilt haben, daß es von Nutzen sei, machen sie der Menge bekannt. Über das Gemeinwesen zu sprechen, außer durch den Rath, wird nicht gestattet. Da die Gallier sehr zanksüchtig und leicht aufzubringen waren, so mußte eine eigene gesetzliche Bestimmung zur Aufrechterhaltung der Ruhe in den Versammlungen gegeben werden. Eigen ist, sagt Strabon (IV, 4), was in den Versammlungen geschieht. Wenn einer den Redner durch Lärm stört, so geht der Rathsdiener hin, zieht sein Schwert und befiehlt ihm unter Drohungen, zu schweigen; wenn jener aber nicht abläßt, so thut er dasselbe zum zweiten und dritten Male; zuletzt schneidet er ihm soviel von seinem Mantel ab, daß er dadurch unbrauchbar wird. Da die Regierungsart der Massilier, wie Strabon (IV, 1) sagt, aristokratisch und unter allen am besten geordnet war, so schließen Neuere [10]), daß viele Städte ihre Verfassung nach Massilia gebildet haben. Im Betreff des Rathes ist vielleicht dieses der Fall gewesen; aber mit der höchsten Gewalt waren bei den Massiliern drei, bei den Galliern nur einer in jedem Staate bekleidet. Einfluß mußten die Massilier auf die Gallier haben, welche wechselseitig auch Einfluß auf Massilien ausübten, indem es bei Livius (XXXVIII, 17) heißt: **Massilia, inter Gallos sita, traxit aliquantum ab adcolis animorum.** Doch darf man diesen wechselseitigen Einfluß nicht überschätzen, wie Ammianus Marcellinus (XV.) thut, welcher an Massilia und dessen Kleinstädte Folgendes knüpft: **Per haec loci hominibus paulatim excultis viguere studia laudabilium doctrinarum, inchoata per Bardos, et Eubages et Druidas.** Die Anfänge hierzu brachten die Gallier aller Wahrscheinlichkeit nach schon aus Asien mit nach Europa. Daß die Gallier sich der griechischen Buchstaben bedienten, erklärt sich leicht, weil bei dem Handelsverkehr mit den Massiliern sie einer Schrift zu den Rechnungen bedurften; aber der Einfluß der griechischen Pflanzstädte war nicht so groß, daß die Gallier die griechischen Buchstaben auch zum Bücherschreiben benutzt hätten. Ihre Lieder aufzuschreiben, hielten sie für unrecht, und gebrauchten die griechische Buchstabenschrift nur bei Staats- und Privatgeschäften [11]). Auch im Betreff der Sitten war der Einfluß der Hellenen auf die Gallier nicht groß, und beschränkte sich hauptsächlich nur auf die nächsten Nachbarn, und die barbarischen Gebräuche der übrigen mußten erst von den Römern, als sie die Gallier sich unterworfen hatten, abgeschafft werden. Strabon (IV.) sagt: Neben ihrer Einfachheit und Herzhaftigkeit herrscht bei ihnen viel Unverstand, Prahlerei und Putzsucht. Um den Hals haben sie goldene Ketten, um die Arme und am Handgelenke Armbänder; sie tragen gefärbte und goldgestickte Kleider [12]), was Vornehme sind. Dieses eitle Wesen ist auch der Grund, warum man sie übermüthig sieht nach einem Siege und

---

10) z. B. C. M. v. Groß, Geschichte der Schweiz. I. Bd. S. 295. 11) *Caesar*, De Bello Gallico Lib. VI. Cap. 14. 12) Die Kleider bestanden aus Brakken (weiten Hosen) und Mänteln. Von jenen sagt Diodor von Sicilien (V, 30): *Ἐσθῆσι δὲ χρῶνται καταπληκτικαῖς, χιτῶσι μὲν βαπτοῖς, χρώμασι παντοδαποῖς διηνθισμένοις, καὶ ἀναξυρίσιν, ἃς ἐκεῖνοι βράκας προσαγορεύουσιν.* Die Brakken kommen auch bei den Medern vor, nämlich ähnlich, wie Gallia braccata, braccati Medi (*Persius*, Sat. 3). Propertius (Lib. III. El. III. v. 17) sagt in Beziehung auf die Parther: braccati militis arcus. Manilius (Lib. IV.) nennt die Brakken auch indisch, nämlich:

Medis laxior indicisque braccis
Et laxo Persis amictu.

Ovid sagt Tristium Lib. IV. Eleg. X. v. 34:

Hos quoque, qui geniti Graja creduntur ab urbe
Pro patrio cultu Persica bracca tegit.

Am Pontus hatten nämlich diese Tracht die Geten ursprünglich, weshalb Ovid (Tristium Lib. IV. Eleg. X. v. 47) sagt:

Vulgus adest Scythicum, braccataque turba Getarum,

und an einer andern Stelle von den Geten und Sarmaten am Pontus:

Pellibus et laxis arcent mala frigora braccis,

und von den Bessen, einer ebenfalls skythischen Nation am Pontus:

Pellibus et sutis arcent mala frigora braccis.

Auch Hyginus (Buch I.) scheint anzudeuten, daß die Brakken als Schutzmittel gegen die Kälte erfunden sind. Pomponius Mela sagt: Sarmatae totum braccati corpus. Wie die Brakken als vorzugsweise sarmatische Tracht galten, geht aus Lucanus (Pharsal. Lib. I.) hervor:

Et qui te laxis imitantur, Sarmata! braccis,
Vangiones Batavique truces.

Agathias (Lib. II.) sagt von den Franken: *Ἀναξυρίδας οἱ μὲν λινᾶς, οἱ δὲ σκυτίνας διαζωννύμενοι τοῖς σκέλεσι περιαμπίσχονται.* Hesychius erklärt *Βράκκις, Ἀναξυρίδες*, und an einer andern Stelle, sowie auch Gloss. vet. Etymolog.: *Ἀναξυρίδες, φημινάλια Βρακία βαρβαρικά.* Diese Feminalia nennen einige Lateiner, z. B. Ruffinus (Lib. III. Cap. 11), vastrupas. Glossae Biblicae bei *Du Fresne*, Gloss. Lat. s. v. *Bracae:* Perizomata, Bracas; *S. Hieronymus* in Cap. 3. Daniel: Braccae, Femoralia, vestis species, qua crura teguntur. Tacitus (Hist. Lib. II. Cap. 19) sagt von Cäcina: Ornatum ipsius municipia et coloniae in superbiam trahebant: quod versicolore braccus, tegmen barbarum indutus, togatus alloqueretur. Cäcina behielt nämlich diese Tracht, als er schon die Alpen hinter sich hatte, bei. Ungeachtet die Brakken den sogenannten Barbaren entlehnt waren, und zu des Tacitus Zeit noch für barbarisch galten, wurden sie doch bei den Römern so sehr Mode, daß Arcadius und Honorius sie durch ein Edict verbieten mußten. *Alcuinus*, Lib. de Offic. div., ubi de femoralibus: Hujusmodi habitus ita notus est in nostris regionibus, ut ex eo Gallia Braccata nominata sit. Isidor (Lib. XIX. Cap. 22) hält Bracae für ein lateinisches Wort, und sucht es aus dieser Sprache zu erklären, und ihm folgt Papias: *Bracae*, femoralia dictae, quod sint breves, et verecunda corporis iis velantur, und *Feminalia* vel femoralia appellata, quod femora tegant; et brachae, quod breves sint. Aber Diodor sagt, daß *ἐκεῖνοι* (jene, nämlich die Gallier) die von ihm beschriebene Bekleidung *βράκας* nennen. Dieses auch noch im Armorischen, nämlich als Brag bei *Pezron*. Ant. Celt. p. 423, sich findende Wort (französisch Brayes, italienisch Brache) hat das Gallische, sowie viele andere, mit dem Germanischen gemein, nämlich anglisch Braec, Brec, englisch Breeches, holländisch Broek, niedersächsisch Brook, altnordisch Brók, wovon Ragnar's Bezeichnungsname Lodhbrók, Rauchhose, althochteutsch Brucha, nämlich im *Isidorus* IX, 4: rehtunga ist brucha sinero lumblo, justitia est cingulum lumborum ejus (die Phallotheken an den Beinkleidern der Schwaben und Schweizer heißen Brache, s. *Ferrarius* in *Brache*). Auch hat man eine merkwürdige Zusam-

zerknirscht nach einer Niederlage. Zu dem Unverstande kommt auch noch der barbarische und auffallende Gebrauch, vornehmlich bei den nördlichen Völkerschaften, wenn sie aus dem Kriege zurückkehren, die Köpfe ihrer erschlagenen Feinde an dem Nacken der Pferde aufzuhängen und sie zu Hause zur Schau über ihren Hausthüren anzunageln. Posidonius sagt, er selbst habe dieses oft gesehen; es sei ihm zwar Anfangs ungewohnt gewesen, später aber habe er sich, weil er es gewohnt wurde, Nichts mehr daraus gemacht. Die Köpfe der getödteten Vornehmen bestreichen sie mit Cedernöl, zeigen sie ihren Freunden, und würden sie nicht herausgeben, wenn sie ihnen auch mit Gold aufgewogen würden. Sowol dieses, als auch die bei den Opfern und bei Weissagungen von den unsrigen abweichenden Gebräuche, haben nun die Römer abgeschafft. Sie hieben nämlich einen zum Opfer bestimmten Menschen von Hinten mit dem Schwerte durch und weissagten aus ihren Zuckungen. Sie opferten aber nicht ohne Druiden. Man nennt auch noch andere Arten von Menschenopfern; sie schossen nämlich die Menschen mit Pfeilen nieder und hefteten sie in den Tempeln an das Kreuz. Auch machten sie einen großen Haufen Heu, legten dann Holz oben auf und verbrannten so Rindvieh und andere Thiere und Menschen. Die Gallier bereiteten, sowie die Germanen, Salz durch Aufgießen des salzhaltigen Wassers auf brennendes Holz, wie *Plinius* Lib. XXXI. Cap. 39: Galliae Germaniaeque ardentibus lignis[13]) aquam salsam infundunt, sagt. Über den Genuß des Bieres und des Methes bei den Galliern s. den Artikel Celten S. 133. Da ihr Mund von dem Barte bedeckt war, wurde, wie Diodor von Sicilien (V, 28) weiter erzählt, der Trank, wenn sie tranken, wie durch ein Seihetuch geführt, und wenn sie aßen, verwickelten sie sich in die Speisen. Sie saßen bei ihren Mahlzeiten, nach Posidonius bei Athenäus (IV, 13), um niedrige Tische, tranken wenig auf ein Mal, aber häufig. Jeder wählte sich einen Theil des Thieres, den er ganz aufzehrte. Nach dem Essen foderten sie sich häufig zu einem Zweikampfe heraus, und zwar zum Scherze, wie Posidonius sagt. Vergleichen wir diese Angabe mit dem, was Diodor bemerkt, so thaten sie es auch häufig durch Wortwechsel aufgeregt. Posidonius, welcher im 2. Jahrh. vor Chr. auf seiner Reise im Abendlande auch die Gallier besuchte, sagt, daß es nicht lange vor seiner Zeit Sitte gewesen, daß dem Tapfersten, oder dem, welcher diesen Anspruch machte, die Schenkel der aufgetragenen Thiere gegeben wurden. Wollte sie ihm Jemand streitig machen, so erfolgte ein Zweikampf auf Leben und Tod. Sie saßen, wie Diodor bemerkt, bei der Mahlzeit nicht auf Sesseln (*ἐπὶ θρόνων*), sondern auf der Erde, indem sie als Untergelegtes die Felle von Wölfen und Hunden brauchten. Sie wurden von den jüngsten männlichen und weiblichen Kindern, welche zu ihren Jahren gekommen waren, bedient. In ihrer Nähe befanden sich Herde, welche mit Feuer angefüllt waren, und Kessel und Spieße hatten, die voll von großen, ungetheilten Stücken von Fleisch waren. Den guten (braven, tapfern) Männern geben sie als Ehrengeschenk die schönsten Stücke des Fleisches, wie auch der Dichter (Homer) den Aias mit dem Besten beehrt einführt, als er im Einzelkampfe gegen Hektor siegte:

Νώτοισι δ' Αἴαντα διηνεκέεσσι γέραιρε.

Sie (die Gallier) rufen auch die Fremden zu den Schmäusen, und fragen nach der Mahlzeit, wer sie sind und was sie bedürfen. Diodor von Sicilien erzählt nun weiter, daß die Gallier durch Wortwechsel bei dem Gastmahle erhitzt einander zum Zweikampfe herausfoderten, weil sie den Tod für nichts achteten, da sie an die Unsterblichkeit der Seele glaubten: Strabon erzählt über die Lebensart der Gallier Folgendes: sie schlafen auch jetzt noch größtentheils auf der Erde, und speisen auf Polstern sitzend. Ihre gewöhnliche Nahrung ist Milch und allerhand Fleisch, vornehmlich Schweinefleisch, frisch und eingesalzen. Die

mensetzung, nämlich bei *Isidorus* Lib. XIX. Cap. 32, und daraus bei Papias: Trubuci dicti, quod tibias, braccasque tegant, vel quod a braccis usque ad tibias veniant. *Beda*, Vita S. Cuthberti Episc. n. 31: In tantum a cultu sui corporis animum sustulerat, ut semel calceatus *tibracis*, quas pelliceas habere solebat, sic menses perduraret integros. Gloss. *Aelfrici:* Tubroces, vel brace, strapulas. Paulus Diaconus (Lib. IV. Cap. 23) sagt da, wo er die Tracht der Langobarden beschreibt: Postea vero coeperunt *hosis* uti, super quas equitantes tubrugos birreos (d. h. von rother Farbe) mittebant, sed hoc de Romanorum consuetudine traxerunt. Die Tubrugi, Tubroces, Tibracae waren also eine Art Überhosen (Du Fresne braucht den Ausdruck Chamache). Da sie zu eigentlichen Hosen oder Brakken hinzukamen, kann man annehmen, daß das Tu, Ti zu bedeute, und das Wort zu übertragen durch Zubrakken, Zuhosen. Doch hat man auch das althochteutsche Dioh, anglisch Theoh, Theo, englisch Thigh, mittelniederländisch Dygh, mittelniederteutsch Dech, De, altfriesisch Thiach, neufriesisch Tjea, Dickbein, Schenkel, femur, sodaß obige Zusammensetzung Schenkelhosen (d. h. Beinkleider blos zum Zwecke der Deckung und Wärmung der Schenkel) bedeutete, weil sie die Schenkel bekleideten, während die eigentlichen Brakken nicht blos diese, sondern auch den Unterleib und die Schienbeine bedeckten. Einige leiten Braccae von dem hebräischen Berec ab, weil sie die Knie bedecken, oder über sie herunter gehen, Sperling und Stadenius und Andere von *brechen*, weil sie unter die Schenkel vertheilt sind, oder nach Joh. Wachter (Glossar. Germ. col. 217), weil sie von einander getrennt sind, gleichsam einen Bruch bilden, weshalb Tiling (Bremisch-Niedersächsisches Wörterbuch. 1. Th. S. 145) aufführt: „*Brook*, 1) ein Bruch, ein niedriges, feuchtes, locus palustris, vel paludibus interruptus. Engl. Broke. 2) Hosen, Beinkleider, braccae. Die heutigen Wenden nennen es Bruchusa, von dem slawischen Brucha, der Bauch." Der Gebrauch der Brakken war zwar von den Galliern zu den Römern gekommen; doch hatte man verschiedene Abänderungen, sodaß die nach gallischem Zuschnitt braccae Gallicae genannt wurden. Vopiscus (Aurelianus Cap. 33) sagt da, wo er von dem Triumphe des Aurelianus handelt: Praelati sunt tituli, gentium nomina continentes. Inter haec fuit Tetricus chlamide coccinea, tunica gallina, braccis Gallicis ornatus, adjuncto sibi filio quem imperatorem in Gallia nuncupaverat. Tetricus hatte nämlich sich Galliens bemächtigt gehabt, und sollte durch den rothen Mantel und den gelben Rock und die gallischen Brakken als Gallier dargestellt werden. Über die Mäntel der Gallier sagt Diodor von Sicilien (V, 3): *ἐπιπορποῦνται δὲ σάγους ῥαβδωτοὺς, ἐν μὲν τοῖς χειμῶσι δασεῖς, κατὰ δὲ τὸ θέρος ψιλοὺς, πλινθίοις πολυανθέσι καὶ πυκνοῖς διειλημμένους.*

13) Tacitus (Annal. Lib. XIII. Cap. 56) bemerkt, daß das Wasser über einen brennenden Haufen von Bäumen (super ardentem arborum struem) gegossen wurde. Er erzählt dieses bei Gelegenheit des Streites der Hermunduren und Katten über einen an Salzquellen reichen Grenzfluß; s. Ferd. Wachter, Thüringische und obersächsische Geschichte. 1. Th. S. 11.

Schweine bleiben auf dem Felde, und zeichnen sich durch Höhe, Stärke und Schnelligkeit aus. Die Gefahr, wenn man sich ihnen unversehens nähert, ist so groß, wie bei einem Wolf. Ihre Häuser machen sie geräumig aus Bretern und Weidengeflechten, kuppelförmig, mit einem hohen Dache. Doch war die Lebensart und häusliche Einrichtung der Gallier nicht überall gleich, und erlitt Abänderungen, je nachdem der Boden mehr oder mindet fruchtbar war, ohne daß jedoch die Sitten gänzlich verändert wurden. So sagt Livius (XXI, 32), nachdem er erzählt hat, daß Hannibal von der Durentia hinweg an die Alpen gelangt: ex propinquo visa montium altitudo, nivesque coelo prope, tecta informia imposita rupibus, pecora jumentaque torrida frigore, homines intonsi et inculti, animalia inanimaque omni rigentia gelu. Die Gallier aber, welche Hannibal in seinem Heere mit sich an die Alpen brachte, nennt er im Gegensatz zu den Alpenbewohnern: haud sane multum linguâ moribusque abhorrentes. Mit der Zeit mußte die Verschiedenheit der Sprache, der Sitten und Lebensweise durch den Einfluß der Nachbarn in fruchtbaren Gegenden noch größer werden. Ammianus Marcellinus (XV.) sagt: tersi[14]) tamen pari diligentia cuncti et mundi, nec in tractibus illis, maxime apud Aquitaniam, poterit videri, vel foemina licet perquam pauper, ut alibi, frustis squalere pannorum. Die Bewohner Aquitaniens waren aber keine eigentlichen Gallier, sondern wurden, weil sie Bestandtheile Galliens waren, nur zu den Galliern in weiterer Bedeutung gerechnet. Es waren Basken oder mit anderm Ausdruck Iberier. Die Keltiberier befleißigten sich, wie Diodor von Sicilien (V, 33) erzählt, der Reinlichkeit des Körpers mit dem größten Eifer. Im Betreff der Britannier sagt Cäsar (V, 14): Von diesen allen sind die beiweitem gebildetesten (longe humanissimi), welche Cantium (Kent), welche ganze Gegend eine Seegegend ist, bewohnen, und unterscheiden sich nicht viel von der gallischen Gewohnheit; die meisten Inneren säen kein Getreide, sondern leben von Milch und Fleisch, und sind in Felle gekleidet. Alle Britannier färben sich mit Waid, welcher eine blaue Farbe bewirkt, und hierdurch sind sie furchtbarer an Anblick im Kriege: sie trugen herabhängendes Haar, und an allen Theilen des Körpers rasirt außer am Haupt und der obern Lippe. Sie tragen also einen Schnurrbart. Hierin waren sie den eigentlichen Galliern ähnlich, aber durch die Färbung mit Waid wichen sie von den eigentlichen Galliern ab. Ebenso darin, daß je zehn oder zwölf die Weiber gemeinschaftlich hatten, welches wir bei den eigentlichen Galliern nicht finden.

VI. Frauen und Kinder der Gallier. Diodor von Sicilien (V, 32) sagt: die Weiber der Galater (Gallier) kommen nicht blos an Größe den Männern nahe, sondern wetteifern mit ihnen auch an Stärke. Sie waren darin also in beiden Stücken dem weiblichen Geschlechte der Germanen gleich[1]). Die Frauen der Gallier scheinen aber reizbarer gewesen zu sein. Sie standen ihren Männern bei Schlägereien so aufgeregt bei, daß Ammianus Marcellinus (XV.) es der Mühe werth hält, die Art eines solchen Kampfes auf folgende Weise zu beschreiben: Nec enim eorum (nämlich der Gallier) quenquam adhibita uxore rixantem, multo fortiore et glauca, peregrinorum ferre poterit globus: tum maxime cum illa inflata cervice suffrendens, ponderansque niveas ulnas et costas, admixtis calcibus emittere coeperit pugnos, ut catapultas tortilibus nervis excussas, metuendae voces complurium et minaces placatorum juxta et irascentium. Doch zeigten die gallischen Frauen nicht blos Heldenmuth bei diesen eben nicht ehrenvollen und rühmlichen Zänkereien und Schlägereien, sondern auch im Kriege. So thaten die Weiber der Ambronen. Diese wurden in der Gegend von Aquae Sextiae (Aix) von den Römern unter des Marius Anführung geschlagen, und an ihr Lager und ihre Wagen zurückgedrängt. Hier stellten sich die Frauen mit Schwertern und Beilen mit zorniger und furchtbarer Rauhheit entgegen, und wehrten die Fliehenden ebenso wie die Verfolgenden ab, jene als Verräther und diese als Feinde. Unter die Kämpfenden gemischt entrissen sie mit bloßen Händen sowol den Römern ihre Schilde, als ergriffen auch ihre Schwerter und ertrugen Wunden und Zerschneidungen der Körper mit unbesiegbaren Seelen[2]). Als die Römer unter Varus in der Schlacht gegen die Kimbern auf dem raudischen Gefilde die Fliehenden zu dem mit Pallisaden befestigten Lager getrieben, trafen sie auf die tragischesten Leidenschaften (Auftritte). Die Weiber nämlich standen schwarzgekleidet auf den Wagen, und tödteten die Fliehenden, die einen ihre Ehemänner, die andern ihre Brüder, die dritten ihre Väter, und die kleinen von den Kindern erwürgten sie und warfen sie unter die Räder der Wagen

14) Das tamen bezieht sich auf die rohen Schlägereien der Gallier, an welchen die Frauen zur Unterstützung ihrer Männer Theil nahmen.

1) s. *Tacitus*, Germ. 20. 2) *Plutarchus*, Marius Cap. 21. Er will also sagen, daß die Frauen der Ambronen in diesem Gemetzel umgekommen sind. Neuere jedoch fahren fort, zu erzählen: Die Weiber der Ambronen haben, als sie alle Hoffnung verloren, an den Marius geschickt und einen Vergleich der Übergabe verlangt, unter den Bedingungen, daß ihre Ehre geschont und sie zum Dienste der Vestalinnen gebraucht werden möchten. Als dieses von Marius ausgeschlagen worden, haben sie zuerst ihre Kinder und dann sich selbst getödtet (Übersetzung der Allgem. Welthistorie. Nebst Anmerkungen von Baumgarten. 11. Th. S. 210. 16. Th. S. 637). Aber Orosius (Lib. XI. Cap. 15) erzählt es, nachdem er den Tod des Teutoboch angegeben hat, und setzt zwar, nachdem er es angegeben hat, hinzu: Haec Tigurinis et Ambronibus gesta sunt, fährt aber fort: Teutones autem et Cimbri integris copiis Alpium nives emensi Italiam plane pervaserunt, stellt es also unrichtig dar, da die Teutonen in der Schlacht bei Aquae Sextiae vernichtet wurden, in dessen Gegend die Ambronen die erste Schlacht und hierauf die Teutonen die zweite schlugen. Valerius Maximus (Lib. VI. Cap. II, 3) schreibt die erwähnten Vorschläge und die auf ihre abschlägige Bescheidung erfolgende Selbstentleibung der Frauen den Teutonen, und Florus (Lib. III. Cap. 3) den Weibern der Kimbern zu. Plutarch (a. a. O. Cap. 27) erwähnt zwar die Erdrosselung der Kinder durch die Frauen der Kimbern und ihre Selbstentleibung, aber gedenkt der angeblichen Gesandtschaft an Marius nicht.

und die Füße der Zugthiere. Sie selbst aber erdrosselten sich, (oder brachten sich überhaupt um, nämlich αὐτὰς δ' ἀπέσφαττον, sagt Plutarch im Marius 27). Man sagt, fährt er fort, daß eine an der hohen Deichsel gehangen, welche die Kinder auf beiden Seiten an ihre Fußknöchel mit Stricken gehängt hatte, und daß die Männer aus Mangel an Bäumen ihre Hälse an die Hörner der Ochsen, andere aber an die Wagen gebunden, und alsdann die Ochsen mit Stacheln angetrieben, und indem diese fortgerannt, fortgerissen und zertreten umgekommen seien. So nach Plutarchus. Florus (III, 3) sagt: auch in Beziehung der Schlacht der Römer unter Marius gegen die Cimbern: und kein geringerer Kampf war mit den Eheweibern derselben, als mit ihnen selbst, da, indem von allen Seiten Wagen und Karren entgegengestellt, sie (die Weiber) von der Höhe herab, wie von Thürmen mit Lanzen und Spießen [3]) sich wehrten. Ebenso rühmlich, als ihr Kampf war ihr Tod. Denn als sie durch eine an Marius geschickte Gesandtschaft die Freiheit und Würde von Priesterinnen nicht erlangt hatten, und dieses auch wegen der Religion nicht erlaubt war, fielen sie, nachdem sie die Kinder erdrosselt, oder zum Theil durch Anschlagen getödtet, entweder durch gegenseitige Wunden, oder hängten sich an Bäumen oder an den Jochen der Wagen mittels aus ihren Haaren gemachter Schlingen auf. Die Frauen entleibten sich, um ihre Freiheit und Keuschheit zu bewahren, denn gefangen waren sie der Gewalt des Siegers ausgesetzt. Unter den Gefangenen, welche die Römer unter dem Consul Manlius, als sie auf der Heerfahrt gegen die Gallier in Asien (die Galater oder nachherigen Gallogräci) im J. 189 v. Chr. einen Theil derselben, nämlich die Tolistobojen, auf dem an der Grenze von Galatien gelegenen Berge Olympos besiegt hatten, gemacht hatten, befand sich die Gemahlin des Kleinkönigs Ortiagont [4]). Sie war von ausgezeichneter Schönheit. Über ihre Bewachung war ein Centurio gesetzt, welcher, wie Livius sich ausdrückt, von militairischer Wollust und Habsucht war. Er suchte Anfangs sie zu verführen. Da sie sich freiwillig nicht zur Entehrung verstand, that er ihrem Körper, dessen Schicksal Dienstbarkeit war, Gewalt an. Um ihren Unwillen über das ihr zugefügte Unrecht zu mildern, machte er ihr Hoffnung zur Rückkehr zu den Ihrigen, aber diese wollte er ihr, ungeachtet er Liebhaber war, nicht ein Mal unentgeltlich gewähren. Er bedung sich ein gewisses Gewicht an Gold aus. Um keinen Mitwissenden zu haben, erlaubte er ihr, einen von den Gefangenen, welchen sie wollte, als Boten zu den Ihrigen zu schicken: er bestimmte eine Stelle bei dem Flusse. Hierhin sollten zwei und nicht mehr Angehörige der gefangenen Frau mit dem Golde kommen, um die Summe in der folgenden Nacht in Empfang zu nehmen. Durch Zufall befand sich ein Sklave der Frau unter den Gefangenen der nämlichen Wache. Dieser führte als Bote in der ersten Zeit der Finsterniß den Hauptmann über die Wachposten hinaus. In der folgenden Nacht kamen auch zwei Angehörige des Weibes und der Hauptmann mit der Gefangenen an den bestimmten Ort. Als jene hier das Gold, welches der Hauptmann sich ausbedungen, und das die Summe eines attischen Talentes betrug, zeigten, befahl das Weib in ihrer Sprache, daß sie das Eisen ziehen, und den das Gold wiegenden Centurio erschlagen sollten. Sie wickelte das abgeschnittene Haupt des niedergemetzelten in ihr Kleid, und gelangte zu ihrem Manne Ortiagont, welcher von dem Olymp nach Hause geflohen war. Bevor sie ihm um den Hals fiel, warf sie das Haupt des Centurio vor seine Füße, und bekannte dem sich darüber verwundernden Manne, wessen Menschen Haupt dieses sei, und wie sie zu dieser That gekommen, was sie erlitten, und was sie, um sich wegen der ihr durch Gewalt verletzten Keuschheit zu rächen, gethan. Der Consul Quintus Martius griff, wie Paulus Orosius [5]) sagt, eine unter dem Fuße der Alpen gelegene Völkerschaft der Gallier (gentem sub radice Alpium sitam) [6]) mit Krieg an. Als sie sich durch die römischen Truppen eingeschlossen sahen, und erkannten, daß sie dem Kampfe nicht gewachsen seien, erschlugen sie ihre Frauen und Kinder, und warfen sich selbst in die Flamme. Von denjenigen aber, welchen die Römer zuvorkamen, sodaß sie keine Macht hatten, sich den Tod zuzufügen, und gefangen wurden, tödteten sich die einen durch Hängen, die andern durch Verweigerung, Speise zu sich zu nehmen, und durchaus keiner, selbst nicht ein Kleiner, blieb übrig, der aus Liebe zum Leben den Zustand der Sklaverei ertragen hätte. Plutarch im Cäsar (13) sagt in Beziehung auf dessen Schlacht wider die Helvetier: Nachdem er mit der Zeit und mit Schwierigkeit die Streitbaren geworfen, hatte er um die Wagen und das mit Pallisaden umgebene Lager die meiste Arbeit, indem nicht nur sie selbst darauf standen und kämpften, sondern auch die Knaben derselben und die Weiber sich zum Tode vertheidigend sich mit zerhauen ließen, sodaß sie den Kampf kaum um Mitternacht endigten. Als die Römer das Lager der Helvetier einnahmen, wurden, wie Cäsar (I, 26) bemerkt, daselbst des Orgetorix Tochter, und einer der Söhne gefangen. Die Frauen der Gallier zeigten nicht blos Heldenmuth, sondern übten auch durch ihren Verstand Einfluß auf die Männer aus. So z. B. waren, wie Plutarch in seiner Schrift über die Tugenden der Frauen Cap. 6 anführt, die transalpinischen Kelten ein Mal so sehr im Streite, daß ihre Heere sich schon zum Schlagen fertig gemacht

3) oder Stangen, nämlich lanceis contisque pugnarent. 4) Ortiagontis reguli uxor; *Livius* Lib. XXXVIII. Cap. 24; *Valerius Maximus* Lib. VI. Cap. 2; *Plutarchus*, De Virtut. Mulier. Cap. 23. Daß der Name auf den Gemahl, nicht auf dessen Frau geht, erhellt aus Livius: Jugulati (centurionis) praecisum caput ipsa involutum veste ferens, ad virum Ortiagontem, qui ab Olympo domum refugerat, pervenit. Auch im Teutschen kommt bei männlichen Eigennamen die Endung auf gund vor, z. B. „Frihchund" (De nominibus propriis masculinis in Alamannia Theutonica ap. *Goldastum*. Edit. III. T. I. P. II. p. 99). Bekannter sind die weiblichen Eigennamen: „Fredegund, Chunigund, Chunicund" (ebendaselbst p. 1, Kunigundis p. 130).

5) Historiograph. Lib. V. Cap. 13. *Pelloutier*, Histoire des Celtes Liv. II. ch. 14. Tom. I. p. 499—509. 6) Die Übersetzung der Allgem. Welthist. Mit Anmerkungen von Baumgarten. 16. Th. S. 638 versteht unter diesen Galliern die istrischen.

hatten. Aber es stellten sich zwischen die beiden Schlachtordnungen weise Frauen, und brachten sie durch Vorstellungen und Bitten wieder zum Frieden. Ferner wurde in dem Friedensschluß, den die Gallier mit Hannibal eingingen, unter andern Punkten festgesetzt, daß wenn diese Bundesgenossen mit einander Streit hätten, weder die Kelten den Carthagern vorrücken sollten, daß die Hipparchen (Anführer der Reiterei) und Heerführer der Carthager Richter seien, noch die Carthager den Kelten vorwerfen sollten, daß die Frauen die Urtheile gegen die Beleidiger fällten [7]). Strabon (IV, 4) sagt: „Daß die Männer und die Weiber Verrichtungen haben, die denen bei uns entgegengesetzt sind, das haben sie mit vielen Barbaren gemein." Was Cäsar über die Gewalt des Mannes über die Frau und über die Heimsteuer derselben im Betreff der Gallier sagt, haben wir bereits im Art. Frauen S. 351 und 355 mitgetheilt. Im Betreff des Verhaltens der Väter gegen die Kinder sagt Cäsar (VI, 18), nachdem er erzählt hat, daß die Gallier nicht nach Tagen, sondern nach Nächten zählten, was auch die Germanen thaten: bei den übrigen Einrichtungen des Lebens unterscheiden sie sich von den Übrigen in diesem Stücke sehr, daß sie nicht dulden, daß ihre Kinder eher, als bis sie erwachsen sind, daß sie den Kriegsdienst aushalten können, öffentlich zu ihnen kommen; und sie halten es für schändlich, daß ein Sohn im Kindesalter öffentlich vor die Augen des Vaters sich stelle. Ob die Gallier sich hierdurch sehr von den Germanen unterschieden haben, ist zweifelhaft; wie wir im Betreff der Erziehung der Kinder bei den Germanen in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. I. Sect. 47. Th. S. 43 entwickelt haben. Im Betreff der natürlichen Beschaffenheit der Kinder der Gallier sagt Diodor von Sicilien (V, 32): die Kinder bei ihnen sind von Geburt meistentheils weißlich (oder grau, nämlich *πολιά*). Wenn sie aber zum männlichen Alter vorrücken, gestalten sie sich mit ihrer Farbe in die Farbe der Väter um.

VII. Kriegswesen der Gallier. Die Bewaffnung war im Verhältniß zu der der Griechen und der Römer nicht günstig, und der der Germanen ziemlich gleich. Im Betreff der Schirmwaffe des Hauptes ist die gewöhnliche Darstellung der Germanen auf sogenannten historischen Gemälden von der Schilderung der Gallier entlehnt, und man glaubt dieses mit Recht zu thun, weil man die Kimbern als Germanen annimmt. Von dem Kimbern sagt Plutarch im Marius (XXIV.) jedoch blos auf ihre 15,000 Reiter, welche glänzend erschienen *ἐξήλασαν λαμπροί, κράνη μὲν εἰκασμένα θηρίων φοβερῶν χάσμασι καὶ προτομαῖς ἰδιομόρφοις ἔχοντες*, sie ritten glänzend hervor, Helme habend, welche Rachen schrecklicher Thiere und eigenthümliche Bildnisse (Figuren) darstellten, welche sie durch beflügelte Helmbüsche in Bewegung bringend, nach Oben größer (höher) erschienen (*ἃς ἐπαιρόμενοι λόφοις πτεροτοῖς εἰς ὕψος ἐφαίνοντο μείζους*). Diodor von Sicilien (V, 30) sagt von den Galliern überhaupt: sie setzen eherne Helme auf, welche große Hervorragungen über sich haben, und den sie Gebrauchenden eine ganz große Erscheinung geben; denn auf den einen liegen von Natur zusammengewachsene Hörner (also Hörner mit den Schädelknochen) vor, auf den andern aber sind Bildnisse (Figuren) von Vögeln und vierfüßigen Thieren ausgedrückt. Durch Helme unterschieden sich also die Gallier schon sehr von den Germanen, denn Tacitus (Annal. II, 14) läßt in der Rede, welche Germanicus im J. 16 n. Chr. an der Weser an sein Heer richtete, sagen, daß die Germanen keine Helme (galeam) haben, und in der Germania VI. bemerkt er: kaum einem oder dem andern sei ein Helm aus Blech (cassis) oder aus Leder (galea). In der genannten Rede des Germanicus läßt er die Schilde der Germanen Wiedengeflechte (Geflechte aus Wieden, viminum textus) nennen. Auch die Schilde der Gallier waren leicht; denn Diodor von Sicilien (V, 33) sagt: Die einen der Keltiberer bewaffnen sich mit leichten galatischen Thürschilden (*Γαλατικοῖς θυρεοῖς κούφοις*), die andern aber mit kreisförmigen Flechtwerken (*κυρτίαις κυκλοτερέσιν*), welche die Größe der Aspiden (runder Schilde, welche die Griechen gebrauchten) haben. Die Leichtigkeit der gallischen Schilde paßte zu Diodor's von Sicilien Zeit schon nicht mehr auf die Schilde sämmtlicher Gallier, denn V, 30, wo er die Thürschilde der Gallier beschreibt, fügt er hinzu: die einen haben durch Erhöhungen von ehernen Thieren (*ζώων χαλκῶν ἐξοχάς*), welche nicht blos zur Zierde, sondern auch zur Sicherheit derselben gut gefertigt sind. Hierdurch aber wurden die Thürschilde schon schwerer, wiewol die Leichtigkeit derselben ein Erfoderniß war, da sie sehr groß waren. Die Schilde der Gallier werden in der Rede des Manlius bei Livius (XXXVIII, 17) vasta scuta genannt, sowie Tacitus (Annal. II, 14) in der Rede des Germanicus an der Weser die Schilde der Germanen durch immensa barbarum scuta bezeichnet. Virgil (VIII, 626) sagt von den den Felsen des Capitols ersteigenden Galliern: scutis protecti corpora longis. Die Hellenen nennen die Schilde der Gallier Thürschilde. So sagt Plutarch im Marius (26) von den Schilden der Kimbern: *καὶ τοὺς θυρεοὺς προβαλλόμενοι πρὸ τῶν προσώπων*, und die Thürschilde vor die Gesichter vorwerfend (vorhaltend) u. s. w., und Cap. 25, wo er das stattliche Erscheinen der 15,000 Reiter der Kimbern beschreibt: *θυρεοῖς δὲ λευκοῖς στίλβοντες*, durch weiße Thürschilde glänzend. Diese weißen Schilde waren bei den Galliern eine Ausnahme, denn ähnlich wie Tacitus (Germ. 4) im Betreff der Germanen sagt, daß sie ihre Schilde mit den erlesensten Farben distinguirten (bunt machten), und Annal. II, 14, daß sie dünne, mit Farben geschminkte Tafeln seien, sagt Diodor von Sicilien (V, 30) von den Galliern: *Ὅπλοις δὲ χρῶνται, θυρεοῖς μὲν ἀνδρομήκεσι, πεποικιλμένοις ἰδιοτρόπως*· als Waffen bedienen sie sich mannsgroßer Thürschilde, auf eigne Art bunt gemacht, Pausanias (X, 20) sagt, da, wo er erzählt, wie die Gallier über den Spercheios gesetzt: *καὶ*

7) *Polynenus*, Strateg. Lib. VII. Dieses nach der Allgem. Welthistorie benutzend, sagt Chr. Freih. v. Aretin (Aussprüche der Minnegerichte S. 7) zu der Stelle S. 6. 7: „Bei den Galliern war ein hoher Rath von Weibern eingeführt, dem die Regierung anvertraut war, und der Krieg und Frieden beschloß;" s. *Gauthier de Sibert*, Variations de la Monarchie Gauloise. (1765. 12.) p. 111. not. 1.

τὰ ὅπλα, τοὺς ἐπιχωρίους θυρεοὺς, ἐποιεῖτο ἕκαστος ἀντὶ σχεδίας und die Waffen, die heimischen Thürschilde brauchten sie als Fahrzeuge; die größten von ihnen konnten zu Fuß durch das Wasser gehen. Diese großen Schilde waren ihnen im Kampfe hinderlich, und deckten gleichwol den Körper in Ermangelung anderer Schirmwaffen nicht gut, weil sie nicht immer unbeweglich gehalten werden konnten. Pausanias (X, 21) sagt: Bei den Galatern dagegen (nämlich im Verhältniß zu den Hellenen) war die Bewehrung schwächer, denn sie hatten die heimischen Thürschilde (*θυρεοὺς τοὺς ἐπιχωρίους*), sonst weiter keine Waffe zur Bedeckung des Körpers (*καὶ ἄλλο σφίσιν οὐκ ὅπλον σκέπη σώματος*). Diese Stelle ist wichtig, weil daraus hervorgeht, daß man die Angabe des Plutarch im Marius (24) von den eisernen Panzern der 15,000 Reiter der Kimbern *θώραξι δὲ κεκοσμημένοι σιδηροῖς* nicht auf alle Gallier beziehen darf. So auch sagt Diodor von Sicilien von ihnen: Die einen haben zu Panzern durch Ketten verbundene Eisen *θώρακας σιδηροῦς ἁλυσιδωτούς*, nach andrer Lesart *σιδεροῖς ἁλυσιδωτούς*, also aus Eisen kettenartig gearbeitete Panzer, d. h. Ringpanzer, die andern aber begnügen sich mit dem, was ihnen die Natur gegeben hat, indem sie bloß (*γυμνοί*) kämpfen. Von dieser letzteren Art waren die Gallier, welche in Hellas einfielen. Sie hatten, wie aus obiger Stelle des Pausanias hervorgeht, blos ihre Thürschilde als Schirmwaffe, und wurden deshalb leicht getroffen, sowie ebenfalls aus Pausanias erhellt, welcher X, 22 da, wo er davon handelt, daß die Gallier nach Verbrennung Kallions denselben Weg zurückgingen, und von den Patreern, welche den Ätolern zu Hilfe gekommen, verfolgt wurden, jedoch durch ihre Menge und ihre verzweifelte Gegenwehr die Kräfte der Patreer erschöpften, weiter sagt: Aber die Ätoler und die Weiber der Ätolerinnen, bei dem ganzen Weg aufgestellt, warfen mit den Wurfspießen auf die Barbaren, und fehlten, da diese Nichts als ihre heimischen Thürschilde (*τοὺς ἐπιχωρίους θυρεούς*) hatten, sie selten. Polybius (II.) sagt in Beziehung auf die Schlacht der Gallier wider die Consuln Lucius Ämilius und Cajus Atilius: Zu diesem Kampf gingen die Insubrer und Bojen mit Brakken (langen weiten Hosen) und leichten Mänteln angethan. Die Eitelkeit der Gäsaten (s. d. Art. Gaesatae), und ihre Zuversicht war so groß, daß sie die Brakken und Mäntel abwarfen und entblößt (*γυμνοί*) mit den Waffen die ersten Reihen einnahmen u. s. w., und weiter unten: Sobald die Wurfspießschützen des römischen Heeres nach dem Brauch vor die übrige Schlachtreihe vorgingen, und indem sie dicht und mit sicherer Hand die Wurfspieße absandten, den Kampf begannen, waren den zweiten Reihen der Gallier die Mäntel und Brakken zu großem Nutzen; die Gäsaten dagegen, welche in der ersten Schlachtreihe bloß (*γυμνοί*) kämpften, weil die Sache anders gekommen war, als sie erwarteten, wußten nicht, was sie thun, oder welchen Entschluß sie fassen sollten. Weil nämlich der gallische Schild den Mann nicht decken kann, so fielen, je größer die Körper derselben, und zwar bloß waren, desto weniger Wurfspieße vergebens. Durch die Thürschilde zeichneten sich die Gallier vor den Hellenen und Römern aus. Pausanias (X, 23) da, wo er von dem panischen Schrecken handelt, welches sie, als sie sich auf dem Rückzuge von dem Angriff auf Delphi befanden, als sie sich bei einbrechender Nacht gelagert hatten, in tiefer Nacht befiel, erzählt weiter: sie griffen nun zu den Waffen, und stellten sich auf, und tödteten einander, und wurden zum Theil getödtet, indem sie weder die heimische Sprache (*γλώσσης τῆς ἐπιχωρίου*) verstanden, noch die Gestalt der Thürschilde (*τῶν θυρεῶν τὰ σχήματα*) erkannten. Auch die Schwerter der Gallier [nur wenige [1]) Germanen hatten Schwerter) unterschieden sich sehr von denen der Griechen und Römer. In der Rede des Manlius, welcher im J. 189 v. Chr. in Galatien eindrang, werden von Livius (XXXVIII, 17) die Schwerter der Gallier durch praelongi gladii (überlange Schwerter) bezeichnet. Plutarch im Marius (23) fährt, nachdem er die übrige Bewehrung der 15,000 Reiter der Kimbern beschrieben hat, unmittelbar nach Anführung der Wurfspieße fort: *συμπεσόντες δὲ μεγάλαις ἐχρῶντο καὶ βαρείαις μαχαίραις*, im Handgemenge bedienten sie sich großer und schwerer Säbel. *Μάχαιρα* bedeutet nämlich einen krummen oder gebogenen Degen im Gegensatz zu *ξίφος*, gerader Degen. Hatten die Reiter der Kimbern wirklich Säbel, so ist dieses nicht auf die Schwerter sämmtlicher Gallier zu beziehen. Vielleicht aber braucht Plutarch *μάχαιρα* nicht in der eigentlichen Bedeutung, nämlich in der Bedeutung von Säbel, sondern braucht es unbestimmt von einer von dem *ξίφος* verschiedenen Waffe, oder wahrscheinlicher nennt er sie Machairen, nicht weil sie wie diese gekrümmt, gestaltet wurden, sondern weil sie so schlecht waren, daß sie sich, wie wir weiter unten aus Polybius ersehen, krümmten, wenn man mit ihnen hieb. Auch Pausanias (X, 22) redet von *ταῖς μαχαίραις τῶν Γαλατῶν*. Diodor von Sicilien sagt: Statt des *ξίφος* haben sie *μάκρας* (ausgedehnt lange) *σπάθας*, welche an eisernen oder ehernen Ketten hängen, und bei dem rechten Schenkel ausgestreckt sind (schräg am rechten Schenkel sind). Ein Theil gürtet die Mäntel mit vergoldeten oder versilberten Gürteln zusammen. Daß diese Bemerkung mit der Art, wie sie die Schwerter trugen, zusammenhängt, geht aus dem Zusammenhange hervor, da von den Kleidern weiter oben und unmittelbar nach der angeführten Bemerkung von den Langken (Lanzen) der Gallier gehandelt wird. Da *σπάθη*, lateinisch spatha) [2]) mehre Bedeutungen hat, unter welchen auch die von einer Art von Schwert ist, so läßt sich nur im Allgemeinen sagen, daß es eine Art von breiten Schwertern war, aus welcher endlich die Ritterschwerter entstanden, wie im Art. Spatha gezeigt werden wird. Die Spathen genannten Schwerter der Ritter waren noch unvollkommen, denn sie hatten noch keine Spitzen. Nachdem Polybius erzählt hat, daß in der Schlacht der Gallier wider die Römer unter Lucius Ämilius und Cajus Atilius die Wuth der ohne Mäntel und Brakken (lange, weite Hosen) kämpfenden, von dem gallischen Schilde

1) Die Gallier waren nicht nur in Beziehung auf die Panzer und Helme, sondern auch im Betreff der Schwerter in der Bewehrung weiter vorgeschritten, als die Germanen; s. *Tacitus*, Germ. 6.
2) Italienisch Spada, spanisch Espada, französisch Espée, Epée.

schlecht gedeckten Gäsaten durch die Wurfspieße der römischen Schützen gebrochen worden, und sie sich zurückgezogen, fährt er fort: Die Insubrer aber und die Bojen und Taurisker kämpften, nachdem die Römer ihre Wurfspießschützen zurückgenommen und die Cohorten gegen sie geschickt hatten, im Handgemenge und stritten grimm, und ungeachtet sie viele Wunden erhielten, so behauptete doch jeder seinen Stand mit tapferem Herzen. Nur in dem einen standen sowol sämmtliche als auch die einzelnen nach, daß sie durch die Art der Waffen besiegt wurden. Denn sowol die Schilde der Römer, als auch ihre Schwerter haben beiweitem den Vorzug, da man dagegen mit den gallischen Schwertern nur hiebweise fechten kann. Es hatten die Tribunen in früheren Kriegen die Beobachtung gemacht, daß das ganze Geschlecht der Gallier an Hitze der Herzen und im ersten Angriff, wenn sie noch frisch sind, sehr grimm ist, und ebenfalls, daß die Schwerter derselben, wie wir vorher gesagt haben, so gemacht sind, daß sie zum Erhauen nur den ersten Hieb haben. Von diesem werden sie sowol in der Länge als auch in der Breite, wie Striegeln dergestalt gekrümmt, daß, wenn dem Krieger nicht Zeit gelassen wird, den vordern Theil des Schwertes auf die Erde zu stützen, und das Schwert mit dem Fuße gerade zu machen, ihnen die Möglichkeit genommen ist, einen zweiten wirksamen Hieb zu thun. Daher vertheilen die Tribunen die Spieße der Triarier, welche in die hintersten Reihen gestellt zu werden pflegen, unter die vordersten Cohorten, und befehlen den Soldaten, daß sie die Schwerter nachher in die Hand nehmen, und mit ihnen fechten. Wenn dann förmlich gefochten wird, greifen sie die Gallier von Vorn an. Sobald die Schwerter derselben, indem sie mit den ersten Hieben die Spieße hauen, untauglich gemacht sind, so stürzen die Römer zum Kampfe in der Nähe heran, und benehmen den Gegnern den Gebrauch der Waffen, indem die Möglichkeit entrissen worden ist, die Schwerter, um mit ihnen hiebweise zu schlagen, zu erheben. Dieses ist die den Galliern eigne Art zu kämpfen, weil das Schwert derselben durchaus keine Spitze hat (*διὰ τὸ μηδαμῶς κέντημα τὸ ξίφος ἔχειν*). Die Römer aber metzeln dadurch, daß sie nicht hiebweise schlagen, sondern sogleich sich der gerade gerichteten Schwerter, welche durch die Spitzen mächtig sind, zum Stiche bedienen, indem sie durch häufig wiederholte Stöße die Brust und das Antlitz der Feinde zerstechen, die meisten derselben nieder. Außer den Schwertern hatten die Gallier Wurfspieße. Die schwere Art Wurfspieße, welche die Gallier **Langkias** (Lanzen) nannten, haben wir nach Diodor von Sicilien (V, 30) im Art. **Gaesatae** beschrieben; denn auch die schwere Art Wurfspieße wurden Gäsen genannt. Vorzugsweise hießen jedoch Gäsen die leichten Wurfspieße, von welchen jeder zwei führte, wie wir im Art. **Gaesatae** entwickelt haben. Hier bemerken wir noch aus Plutarch im Betreff der 15,000 Reiter der Kimbern: *ἀκόντισμα δ' ἦν ἑκάστῳ διβόλια*, man übersetzt *διβόλιον* durch **bipenne telum**, und es soll diese Waffe der Hellebarde, französisch **esponton**, ähnlich gewesen sein [3]). Aber die Stelle des Plutarch ist aller Wahrscheinlichkeit nach zu übertragen: als Wurfgeschoß hatte jeder einen doppelten Wurfspieß, d. h. hier zwei, oder besser, wenn wir *διβόλια* in *διβολία* verbessern, das Wurfspießwerfen war jedem Doppelwerfung, d. h. jeder warf zwei Wurfspieße. Daß jeder Gallier zwei Gäsen in den Kampf trug, geht aus Virgil, Livius und andern hervor, wie wir im Art. **Gaesatae** gezeigt haben. Strabon (IV, 4) sagt von der Bewehrung der Gallier: Die Bewaffnung ist ihrer großen Gestalt angemessen: ein langes, an der rechten Seite hangendes Schwert, Lanzen nach Verhältniß und die **Mataris**, eine Art von Speer. Einige machen auch von den Bogen und den Schleudern Gebrauch. Sie haben auch eine dem **Grophos** ähnliche Lanze, die sie mit der Hand und nicht mit dem Riemen schleudern; sie geht weiter als ein Pfeil, und wird meistens zur Vogeljagd gebraucht. Wie aus Polybius und andern Geschichtschreibern hervorgeht, hatten die Gallier sowol Fußvolk als Reiterei, und diese verstand die Rosse geschickt im Kreise zu lenken, wie Silius Italicus singt: **In gyrum flexis gens optima frenis.** Außer der Reiterei spielten im Kriege die Wagen eine Rolle. Die geschlagenen Kimbern zogen sich auf ihre Wagen zurück, wo sie von ihren Weibern übel empfangen wurden [4]), wie wir unter der Rubrik Frauen der Gallier näher angegeben haben, sowie wir ebendaselbst gleichfalls nach Plutarch den heldenmüthigen Kampf der Weiber der Ambronen auf der Wagenburg wider die Römer unter Marius, und den der Frauen der Helvetier ebenfalls auf der Wagenburg näher angeführt haben. Hier müssen wir anführen, was Cäsar (I, 24) von dem befestigten Lager und der Wagenburg der Helvetier, nachdem er die Schlacht derselben gegen die Römer beschrieben, weiter sagt: So wurde in unentschiedener Schlacht lange und heftig gekämpft. Als sie den Angriff der Unsrigen nicht länger ertragen konnten, zogen sich die einen, wie sie angefangen hatten, auf den Berg zurück, die andern verfügten sich zu den Hindernissen (Verpallisadirungen) und Karren (**alteri ad impedimenta et carros se contulerunt**, Plutarch im Cäsar (13) sagt, daß Cäsar die meiste Arbeit *περὶ ταῖς ἁμάξαις* (den Wagen) *καὶ τῷ χάρακι* (dem mit Pfählen befestigten Lager) gehabt. Denn in dieser ganzen Schlacht, fährt Cäsar fort, sah man, ungeachtet von der siebenten Stunde bis zum Abend gekämpft worden ist, keinen den Rücken wendenden Feind; **ad multam noctem etiam ad impedimenta pugnatum est: propterea quod pro vallo carros objecerant, et loco superiore in nostros venientes**

3) Die Ausleger des Herodian (II, 13) haben die Stelle des Plutarch zu der des Herodian gezogen: *τάς τε διβολίας καὶ τὰ δόρατα.* Weber zu Herodian (Lipsiae 1816. p. 87) schließt die Anmerkung: De *binis telis*, quorum mentionem fecit Irmischius, hic non est cogitandum. Soll das hic auf die Stelle des Plutarch, welche er mit Billigung der Übersetzung durch telum bipenne anführt, mit gehen, so ist dieses sehr gewagt; denn Plutarch führt als Wurfgeschosse der Reiter der Kimbern blos die *διβόλια* an; Herodian dagegen sagt: *τάς τε διβολίας καὶ τὰ δόρατα.* Hier sind also die *διβολίαι* und die *δόρατα* verschieden. Die ersteren Wurfspieße werden so genannt, weil sie doppelschneidig waren. Plutarch braucht seinen Ausdruck nicht in Beziehung auf die Gestalt der Wurfspieße, sondern auf das doppelte Werfen derselben.

4) *Plutarchus*, Marius Cap. 27.

tela conjiciebant, et nonnulli inter carros rotasque mataras ac tragulas subjiciebant, nostrosque vulnerabant. Als lange gekämpft worden, bemächtigten sich die Unsrigen der Impedimenta und des Lagers. Tragula ist eine Art Wurfspieß, welche Varro (IV, 24) von a trajiciendo, und Festus von a trahendo herleitet, weil es in den Schild eingeworfen, denselben ziehe, als wenn es mit einem Haken versehen sei. Matara, Mataris, Matera, Materis ist ein gallischer, auch bei Strabon (IV.) vorkommender Spieß, von welchem er sagt, indem er die gallischen Waffen aufführt: μάταρις παλτοῦ τι εἶδος (eine Art Geworfenes, Wurfspießes). Livius (VII, 24) erzählt in Beziehung auf die Schlacht der Gallier wider die Römer unter dem Consul M. Popillius Länas im J. 347 v. Chr.: consul, dum inter primores incautus agitat, laevo humero matari prope trajecto, cesserat parumper ex acie. Nonius bemerkt aus Sisenna: Gallia materia configit, und Ad Herenn. Lib. IV heißt es: Nec tam facile ex Italia materis Transalpina depulsa est. Hesychius nimmt es, was nicht unwahrscheinlich ist, für ein gallisches Wort an, und erklärt es durch πλατύτερα λογχίδια, breitere Länzlein. Aus Propertius (IV, 9. v. 40) läßt sich schließen, daß gallische Heerführer von dem Wagen aus kämpften, denn er sagt von Viridomar: nobilis e tectis fundere gaesa rotis. Nach Plutarch im Marcellus war der König der Gäsaten Viridomar, als er den Claudius Marcellus mit Geschrei zum Kampfe herausfoderte, zu Roß, schüttelte den Wurfspieß und ritt allen voraus, als er die Herausfoderung that. Zweifelhaft ist, ob dieser Zweikampf geschichtlich ist, denn Polybius gedenkt seiner nicht. Manlius kann den Viridomar im Wagen getödtet, und die spätere Sage einen Zweikampf erdichtet haben, um die That des Manlius glänzender vorzustellen. Man kann annehmen, daß Viridomar bald zu Roß, bald zu Wagen gekämpft habe. Aber Propertius fährt unmittelbar fort:

> Illi virgatis jaculantis ab agmine braccis
> Torquis ab incisa decidit unca gula.
> Nunc spolia in templo tria condita: causa Feretri,
> Omine quod certo dux ferit ense ducem.

Es scheint also, als wenn zur Zeit des Propertius die Sage, daß die Heerführer den Zweikampf beide zu Roß gehalten, nicht bekannt gewesen sei, denn sonst wäre die Bemerkung, daß Viridomar ausgezeichnet darin, Gäsen aus dem bedeckten Wagen zu werfen, ziemlich müßig. Auch war es für Marcellus ein schwierigeres Werk, den Gegner im bedeckten Wagen, als auf dem Rosse zu erlegen. In der Wirklichkeit kann die That des Marcellus nicht die große Wichtigkeit, wie sie bei Plutarch, Florus (II, 4), Eutropius (II, 4) und Orosius (IV, 13) erscheint, gehabt haben, denn sonst hätte ihrer Polybius gedenken müssen. Da aber die Spolien des erschlagenen Heerführers auf dem Tempel im Capitol zu sehen waren, so gab die Sage diesem Umstand mehr Wichtigkeit, als sie in der Wirklichkeit gehabt hatte. Wahrscheinlich hatten Viridumar und sein Heer, als sie geschlagen waren, ähnlich wie nachmals die geschlagenen Kimbern, sich auf die Wagen zurückgezogen, und bestanden hier den letzten Kampf. Aus den letzten Kämpfen auf den Wagen bildete sich bei einem Theile der gallischen Völkerschaften der Brauch, nicht blos den letzten verzweifelten Kampf auf den Wagen zu bestehen, sondern eine eigne auf den Wagen kämpfende Kriegergattung neben der Reiterei aufzustellen. So sagt Cäsar (V, 14) in Beziehung auf seine Kämpfe mit den Briten: Equites hostium essedariique acriter proelio cum equitatu nostro in itinere conflixerunt, und Lib. IV, 37. 38: simul equitatu atque essedis circumdederant (nämlich die Briten die Römer, welche, um das Getreide abzuschneiden, aus dem Lager abgeschickt waren). Genus hoc est ex essedis pugnae. Zuerst durchreiten sie alle Theile des Raumes und werfen Geschosse und verwirren durch das Schrecken, welches die Pferde einflößen und das Geräusch der Räder die Reihen meistentheils, und wenn sie unter Reiterscharen dringen, springen sie von den Karren (essedis) herab, und kämpfen zu Fuße (pedites). Während dessen gehen die Wagenlenker (aurigae) ein wenig aus der Schlacht, und stellen sich so auf, daß wenn jene von den Feinden gedrückt werden, sie einen leichten Rückzug zu den Ihrigen haben. So leisten sie die Beweglichkeit der Reiter und das Feststehen des Fußvolkes, und durch täglichen Gebrauch und Übung bewirken sie soviel, daß sie sich gewöhnen, an einer abhängigen und abschüssigen Örtlichkeit die angeregten Pferde (die Pferde mitten im Rennen) anzuhalten, und im Kurzen zu lenken und umzuwenden, und auf der Deichsel hinzulaufen und auf dem Joche zu stehen, und von da sich auf das Schnellste in die Wagen zurückzuziehen. Durch die Neuheit des Kampfes wurden die Römer verwirrt. Strabon (IV, 5) bemerkt von den Britanniern: Im Kriege bedienen sie sich meistens der Wagen, wie auch einige unter den Galliern. Pomponius Mela (Lib. III. c. 6) sagt ebenfalls von den Britanniern: Sie kämpfen nicht blos durch Reiterei und Fußvolk, sondern auch mit Karren und Wagen (bigis et curribus), auf gallische Weise bewaffnet (Gallice armati), sie nennen sie *covinos*, deren mit Sicheln versehene Axen sie gebrauchen. Tacitus (Agric. 11) bemerkt bei Beschreibung Britanniens, nachdem er gesagt hat, daß die Stärke bei den Briten im Fußvolke sei: gewisse Nationen kämpfen in der Schlacht auch zu Wagen: honestior auriga est, clientes propugnant. Den Umstand des Kampfes zu Wagen hat Macpherson in den von ihm dem Ossian untergeschobenen sogenannten Ossianischen Gedichten geschickt benutzt, und gibt seinen Helden das schmückende Beiwort carborn (vom Wagen getragen). Jedoch läßt er sie wie die Homerischen Helden kämpfen, da doch, wie wir aus Tacitus ersehen, bei den Kämpfern zu Wagen in Britannien der Wagenlenker die vornehmere Person war, und diejenigen, welchen die Vertheidigung oblag, der Mann (Vasall) oder Diener des Wagenlenkers war. Was Tacitus durch cliens ausdrückt, gibt Pausanias (X, 19) durch οἰκέτης (Diener). Die Gallier, welche in Hellas einfielen, kämpften nicht zu Wagen, sondern zu Fuß und Roß. Das Heer bestand aus 152,000 zu Fuß, 20,400 Reitern (Rittern) und mit Einschluß ihrer auch berittenen Diener 60,200, denn jeder hatte zwei Diener, welche auch berit-

ten waren. Diese Waffengattung hieß in gallischer Sprache Trimarkisia von tri, drei, und marka[5]) (teutsch mar) Pferd. Die Art des Kampfes ist nach Pausanias (X, 19) im Art. Celten S. 131 angeführt. So auch ist ebendaselbst und im Art. Ambacht S. 323 der Inhalt der Stelle Cäsar's über die gallischen Ritter und ihre Ambachten und Clienten (Diener) angegeben. Während bei einigen Nationen in Britannien der Wagenlenker die angesehenere Person war, hatte bei den Galliern, welche Diodor von Sicilien beschreibt, das umgekehrte Verhältniß statt, nämlich ein ähnliches, wie bei der Trimarkisia. Diodor (V, 29) sagt: Auf den Fahrten und in den Schlachten machen sie Gebrauch von Zweigespannen (*συνωρίσιν*), indem sie einen Zügelhalter des Wagens (Pferdelenker) und einen Beisteher (*τοῦ ἅρματος ἡνίοχον καὶ παραβάτην*) haben. Begegnen sie denen zu Roß in den Treffen, so werfen sie Wurfspieße auf die Gegner, und heruntergehend stellen sie sich zum Kampfe mit dem Schwerte zusammen. Einige derselben verachten den Tod so sehr, daß sie entblößt (*γυμνοὶ*) und umgürtet (*περιεζώσμενοι*), nämlich mit dem Schwerte, in die Gefahr herabsteigen. Sie führen auch Freie als Diener (*θεράποντας ἐλευθέρους*, wodurch deutlich wird, was Cäsar und Tacitus unter Clientes verstehen) hinzu, indem sie dieselben aus den Armen auswählen. Sie bedienen sich ihrer in den Schlachten als Zügelhalter und Beisteher. Bei Entgegenstellungen zum Treffen pflegen sie die Entgegenstellung vorzuschieben (*κατὰ δὲ τὰς παρατάξεις εἰώθασι προάγειν τῆς παρατάξεως*, d. h. mit andern Worten, die Schlachtordnung in Keilgestalt aufzustellen, wie auch bei den Germanen statthatte, und die besten der Entgegenstehenden (angesehensten der Feinde) zum Einzelkampfe (*εἰς μονομαχίαν*)[6]) herauszufodern, indem sie die Waffen schütteln und die Gegner in Schrecken setzen. Bei Livius (XXXVIII, 17) ist dieses ausgedrückt durch: quatientium scuta in patrium quemdam modum horrendus armorum crepitus. Im 7. Buch Cap. 26 sagt Livius in Beziehung auf den gallischen Krieg vom J. 406 der Erbauung Roms (346 v. Chr.): Als die Posten die Zeit mit Ruhe hinbrachten, schritt ein Gallier hervor, ausgezeichnet durch Größe und Waffen[7]), und schlagend den Schild mit dem Spieße (quatiensque scutum hasta). Als er Stille gemacht hatte, foderte er durch einen Dolmetscher einen von den Römern heraus, daß er mit ihm durch das Eisen entscheiden möge. Hierauf folgt die Erzählung, wie der Tribunus militum M. Valerius den Kampf annimmt, und ihm ein Rabe in demselben beisteht. Diodor von Sicilien fährt, nachdem von der gallischen Herausfoderung zum Einzelkampfe gehandelt, unmittelbar fort: Wenn einer (nämlich von den Gegnern) zu dem Kampfe Gehör gibt, besingen sie die tapfern Thaten ihrer Vorfahren, und bringen ihre eigne Tapferkeit vor, und schmähen den Entgegengestellten, und nehmen (ihm) überhaupt den Muth der Seele durch Worte hinweg. Zu dem Gesange der die Schlacht beginnenden Gallier und dem Geschrei derselben[8]) kam der Trompetenschall. Diodor von Sicilien (V.) sagt: Sie haben eigenthümlich gestaltete und barbarische Trompeten (*σάλπιγγας ἔχουσιν ἰδιοφυεῖς καὶ βαρβαρικάς*). In diese blasen sie nämlich und bringen einen rauhen, kriegerischem Schrecken eignen Ton hervor. Polybius (II.) bemerkt in Beziehung auf die Schlacht der Insubrer und Bojen und der von ihnen gemietheten Gäsaten wider die Römer unter Anführung der Consuln Ämilius und Atilius: Den Römern erhöhte zwar dieses den Muth, daß sie den Feind von allen Seiten eingeschlossen hielten; aber wieder erschütterte sie ein gewisses betäubendes Erstaunen in Betreff der Ausstattung des gallischen Heeres und des Getöses und Geschreies; denn außer der beinahe unendlichen Menge von Horn- und Trompetenbläsern entstand, indem das gesammte Heer zugleich Geheul erhob, ein solches Geräusch, daß nicht nur die Trompeter und die Krieger, sondern auch die aus der Nähe wiederhallenden Örtlichkeiten an sich eine Stimme hervorzubringen schienen. Schrecklich war desgleichen sowol der Anblick, als die Bewegung derjenigen, welche in der ersten Schlachtreihe entblößt[9]) standen, sowol durch Blüthe der Jahre als Gestalt der Körper Vorzüge habende Männer. Ferner sah man in den ersten Scharen keinen, der nicht mit goldenen Hals- und Armbändern geziert war. Bei diesem Schauspiel stutzten die Römer theils, theils wurden sie durch die Hoffnung auf Gewinn geleitet, um so muthiger. Die römischen Tribunen machten, wie Polybius ebenfalls bemerkt, die Beobachtung, daß das ganze Geschlecht der Gallier in der Hitze der Seelen und im ersten Angriff, wenn sie noch frisch sind, sehr grimm sind. Livius (XXXVIII, 17) läßt den Manlius sagen: Ferner ist durch Erfahrung erkannt worden, daß, wenn man den ersten Angriff, welchen sie mit hitzigem Geiste und blindem Zorn machen, ausgehalten hat, vor Schweiß und Müdigkeit die Glieder zerfließen, die Waffen wanken; die weichen Körper, die weichen Seelen, wenn der Zorn sich gesetzt hat, schlagen der Staub und der Durst nieder, ohne daß Du das Eisen anwendetest. Ähnlich waren auch nach Tacitus (Germ. 4) die großen Körper der Germanen nur zum Angriff mächtig, und sie konnten Anstrengung und Arbeit nicht mit gleicher Geduld und keineswegs Durst und Hitze ertragen. Pausanias (X, 21) fährt in Betreff des Kampfes der Gallier unter Brennus vor den Thermopylen,

5) *Pausanias*: *τοῦτο ὠνόμαζον τὸ σύνταγμα Τριμαρκισίαν τῇ ἐπιχωρίῳ φωνῇ· καὶ ἵππον τὸ ὄνομα ἴστω τις Μάρκαν ὄντα ὑπὸ τῶν Κελτῶν*; diese Zusammensetzung nannten sie (die Galater) in der heimischen Sprache; und man wisse, daß bei den Kelten ein Pferd Marka heißt. 6) Vergl. den Art. Einvigi. 7) Vgl. die Beschreibung des Gäsatenkönigs Virodomar bei Plutarch im Marcellus, wie er, den Spieß schüttelnd, den Marcellus zum Kampfe herausfodert, und sich unter den Galliern durch Körpergröße und durch mit Gold und Silber und Farbe buntgemachte, wie ein Blitz leuchtende, Bewehrung auszeichnet.

8) *Livius* Lib. V. Cap. 37: truci cantu clamoribusque variis horrendo cuncta compleverunt sono; Lib. XXXVIII, 17: ad hoc cantus ineuntium proelium, et ululatus, et tripudia, et quatientium scuta etc.; Lib. XXI. Cap. 28: Galli obcursant in ripam (nämlich als Hannibal sein Heer über die Rhone setzte) cum variis ululatibus, cantuque moris sui, quatientes scuta super capita, vibrantesque dextris tela. *Plinius* Lib. XXVI. Cap. 9: cum Cimbri Teutonique terribili Marte ulularent. 9) *γυμνοὶ*; die Gäsaten hatten nämlich ihre Bракken (weiten und langen Beinkleider) und ihre Mäntel abgeworfen.

nachdem er bemerkt hat, daß die Gallier eine schwächere Bewehrung als die Hellenen gehabt, auf diese Weise fort: Noch mehr aber fehlte es ihnen an Erfahrung im Kriegswesen. In Zorn und Hitze ohne alle Überlegung gingen sie, gleichwie wilde Thiere auf die Gegner los, und weder die, welche mit Beilen oder Wurfspießen zerhauen wurden, verließ die Wuth, so lange sie noch athmeten, noch so viele, als mit Pfeilen und Wurfspießen durchbohrt wurden, ließen ab von dem Zorn, so lange noch Leben in ihnen blieb. Ein Theil zog sogar die Wurfspieße, mit welchen sie getroffen waren, aus den Wunden, und warfen sie auf die Hellenen, oder gebrauchten sie mit den Händen. Das Nähere der Angabe des Diodor von Sicilien (V, 29), wie die Gallier die Häupter der in der Schlacht erlegten Feinde abschnitten und aufbewahrten, findet sich bereits im Art. Celten. S. 134. Diodor von Sicilien bemerkt über die Prahlerei der Gallier im Betreff der genannten Köpfe: Sie zeigen sie den Gästen, und rühmen sich, daß einem ihrer Vorfahren, oder seinem Vater oder ihm selbst vieles für einen solchen Kopf angeboten worden, und es nicht genommen. Man sagt, daß einige prahlen, daß sie ein gleiches Gewicht von Gold, als der Kopf betrug, nicht annahmen, indem sie eine gewisse barbarische Seelengröße zeigen; denn, daß sie die Merkmale der Tapferkeit nicht verkaufen, ist edel, aber die Art, Krieg zu führen, ist vollkommen thierisch. Pausanias (X, 22) sagt in Beziehung auf die Grausamkeiten, welche die gallischen Heerführer Kombutis und Orestorius, als sie mit Brennus Hellas bekriegten, verübten. Was Kombutis und Orestorius damals gegen die Kallieer verübt haben, ist das Unheiligste, wovon wir je gehört, und gleicht gar nicht menschlichen Erdreistungen. Alles nämlich, was männlichen Geschlechts war, wurde vertilgt, und gleicher Weise tödteten sie Greise und Säuglinge an den Brüsten der Mütter. Ja! von denen, welche durch die Milch fetter waren, tranken die Galater das Blut, und aßen das Fleisch. Diodor von Sicilien (V, 32) bemerkt: Man sagt, daß einige von denen, welche am wildesten sind, welche gegen Norden wohnen und Skythien benachbart sind, Menschen essen, wie auch diejenigen von den Bretannen, welche die genannte Iris (Irland) bewohnen. Pausanias (X, 22) erzählt von den Gräueln, welche die Gallier gegen die Kallieer verübten, weiter: Von den Weibern und blühenden Jungfrauen hatten sich zwar alle, welche einigen Hochsinn hatten, als die Stadt eingenommen ward, selbst umgebracht. Die jedoch, welche noch übrig waren, mußten jede Art des Übermuthes mit schrecklichem Zwang erdulden, da diese Naturen gleich fern von Mitleid, wie von Liebe waren. So vielen es von den Weibern gelang, sich der Schwerter der Galater zu bemächtigen, so viele nahmen sich mit eigner Hand das Leben, die andern aber mußten in Kurzem durch Hunger und Schlaflosigkeit umkommen, während sie die lieblosen Barbaren mit einander abwechselnd entehrten. Einige übten selbst an halb Entseelten, andere an schon Todten noch Unzucht aus. Man muß annehmen, daß die Gallier den größten Theil dieser Gräuel im Rausche verübt, denn dieser verleitete sie auch häufig, sich um die Beute zu entzweien. Denn Polybius (II.) sagt in Beziehung auf einen Einfall, den die cisalpinischen Gallier in Verbindung mit den transalpinischen Galliern thaten: Sie machten große Beute, und zogen ungefährdet aus dem römischen Gebiete ab. Als sie aber in ihr Vaterland zurückgekehrt waren, wurden sie von wechselseitiger Begierde nach den erbeuteten Dingen zum Zwiespalt angetrieben, und verloren einen Theil der Beute und ihres Heeres. Diese Tollheit ist den Galliern eigenthümlich, so oft sie Fremdes geraubt haben, vornehmlich wenn sie sich mit Wein und Speise angefüllt haben. Ihr ohnehin grimmer Charakter wurde dann noch grimmer. Livius (XXXVIII, 16) läßt den Consul Manlius seine Anrede an die römischen Soldaten beginnen, es entgehe ihm nicht, omnium, quae Asiam colunt, gentium Gallos fama belli praestare. Inter mitissimum genus hominum ferox natio, pervagata bello prope orbem terrarum sedem cepit etc. Sallustius (im Catilina 40), nachdem er davon gehandelt, wie Catilina dem Lentulus den Auftrag gegeben, nicht blos römische Bürger, sondern jede Art Menschen, welche zum Kriege brauchbar seien, zu gewinnen zu suchen, sagt weiter: Daher gibt er einem gewissen P. Umbrenus den Auftrag, daß er die Gesandten der Allobrogen angehen, und wenn er könnte, zur Bundestheilnahme an dem Kriege antreiben möge, indem er erwog, daß sie von Staats- und Privatschulden erdrückt seien; außerdem, weil das gallische Geschlecht von Natur kriegerisch sei (quod natura gens Gallica bellicosa esset), könne es leicht zu einem solchen Rathschlusse gebracht werden. Von demselben sagt Livius (VII, 23): Gens ferox et ingenii avidi ad pugnam. Von Virgil werden die Gallier genannt Gallorum invicta gens und feroces Gallorum populi, und Ovid sagt: Cincta premebantur trucibus Capitolia Gallis. Die Gallier verloren, als sie von den Römern unterworfen waren, an Wildheit und Trotz, aber nicht soviel von ihrer Tapferkeit, daß sie nicht hätten noch gute Soldaten abgeben sollen. Ammianus Marcellinus (XV, 12) sagt: Zum Kriegsdienste ist jedes Alter sehr geschickt, und mit gleicher Stärke der Brust wird zur Übung im Fechten (nämlich zu Procinct, d. h. als Rekrut) der Greis geführt, und der Erwachsene, welcher mit den in der Kälte und durch beständige Anstrengung abgehärteten Gliedern vieles und selbst Fürchterliches verachten wird, und keiner derselben schneidet sich jemals, wie in Italien geschieht, aus großer Furcht vor dem Kriegsdienste den Daumen ab, welche (die dieses thun) man scherzweise murcos nennt. Die Gallier thaten sich als Hilfsvölker in den römischen Heeren zwar nicht so sehr, als die im römischen Kriegsdienste stehenden Germanen hervor. Doch werden auch die Gallier von den Geschichtschreibern als Bestandtheile des römischen Heeres erwähnt. Cohortes Gallorum kommen nicht nur bei diesen und in der Notitia Imperii, sondern auch in Inschriften vor[10]).

Von der Art, wie die Gallier, bevor sie unter die Herrschaft und Kriegslehre der Römer kamen, befestigte

10) z. B. Cohors II. Gallorum Macedoniae; s. *Steiner*, Codex Inscriptionum Rheni. T. II. p. 96.

Orte bestürmten, sagt Cäsar (II, 6) bei Gelegenheit, wo erzählt wird, daß die übrigen gegen die Römer verbundenen Belgier die Kleinstadt der Remer (Rheimser) Namens Bibrax belagerten und bestürmten, Folgendes: Die Bestürmungsart (oppugnatio) der Gallier und der Belgier ist dieselbe. Wenn diese die ganzen Mauern mit einer Menge Menschen umgeben haben, und von allen Seiten Steine auf die Mauer zu werfen begonnen, und die Mauer von Vertheidigern entblößt ist, bilden sie mit den Schilden ein Schirmdach, gehen unter die Thore und zerstören die Mauer. Dieses geschah damals leicht. Denn eine so große Menge warfen Steine und Wurfgeschosse zusammen, daß Niemand auf der Mauer stehen bleiben konnte. Als die Nacht dem Bestürmen ein Ende gemacht, schickte der Remer Iccius, welcher an Adel und durch Beliebtheit unter den Seinigen am höchsten stand, und damals über die Stadt den Befehl hatte, einen Boten an Cäsar, und dieser rettete die Stadt. Die Kunst, Orte zu befestigen, verstanden die Gallier schon, bevor sie unter die Herrschaft der Römer kamen. Cäsar (VII, 23) beginnt seine Beschreibung der gallischen Mauern mit der Bemerkung: Muris autem omnibus Gallicis haec fere forma est, und sagt, nachdem er das Nähere [11]) hierüber angegeben hat, daß diese Werke nicht häßlich und fest seien, und nicht leicht durchbrochen, oder aus einander gerissen und nicht leicht angezündet werden könnten [12]). Außerdem, daß diese Befestigungswerke zur Vertheidigung der Städte sehr dienlich waren, besaßen die Gallier auch die größte Geschicklichkeit, den Maßregeln der Belagerer zur Einnahme der Städte zu begegnen. Cäsar (VII, 22) sagt in Beziehung auf die Belagerung von Biturigum Avaricum: Der besonderen Tapferkeit unserer Soldaten traten der Gallier Rathschläge jeder Art entgegen, da es ein Geschlecht von höchster Erfindsamkeit und sehr geschickt ist, alles nachzuahmen und auszuführen, was ihm von einem, wer er auch sei, gelehrt wird, denn sie wendeten mit Strickschlingen die falces (sichelförmigen Werkzeuge zum Einhäkeln in die Mauern und Herabziehen der Belagerten) hinweg; hatten sie dieselben (die falces) festgefaßt, so brachten sie dieselben durch Maschinen hineinwärts. Den (von den Römern zur Erreichung der Mauer) aufgeworfenen Wall rissen sie durch Minen und um so geschickter nieder, da bei ihnen große Eisengruben (magnae ferrariae), und jede Art Minen bekannt und gebräuchlich sind. Sie hatten aber die ganze Mauer auf der ganzen Seite mit Thürmen aus Bretern versehen, und diese mit Häuten bedeckt; ferner brachten sie durch häufige Ausfälle am Tage und in der Nacht entweder Feuer in den Wall, oder griffen die mit dem Werke beschäftigten Soldaten an, und der Höhe unserer Thürme, soweit diese der tägliche (jeden Tag gemachte) Wall dargestellt hatte, kamen sie durch die großen zusammengefügten Bäume gleich; und die Laufgräben (apertos cuniculos) hielten sie durch vorn spitziges und vorn etwas gebranntes Holz, und durch heißgemachtes Pech und Felssteine, von sehr großem Gewicht auf und verhinderten sie, sich den Mauern zu nähern. Von den in der Cultur den eigentlichen Galliern nachstehenden Britanniern sagt Strabon (IV, 5): Als Städte dienen ihnen die Wälder, sie zäunen nämlich mit gefällten Bäumen einen geräumigen runden Platz ein, und errichten in demselben Hütten für sich und für ihr Vieh, aber nicht auf lange Zeit. Der kriegerische Geist der Gallier zeigte sich auch dadurch, daß wir schon im ersten punischen Kriege unter den carthagischen Miethvölkern Kelten finden. Strabon (IV, 4) sagt: der ganze Stamm (φῦλον), den man nun sowol den gallischen als auch den galatischen nennt, ist kriegerisch und muthig, und rasch zum Kampf, übrigens aber gerade hin (ohne Falsch) und nicht bösartig. Deshalb gehen sie aufgereizt haufenweise den Kampf ein, und offen, und ohne Umsicht, sodaß sie auch diejenigen, welche eine Kriegslist gegen sie anwenden wollen, sie leicht in die Hände bekommen, denn man findet sie, wann und wo und aus welchem Vorwand man will, gereizt, und bereit zur Gefahr, zu deren Bestehung sie Nichts haben, als Kraft und Kühnheit. Dennoch geben sie sich, wenn man ihnen zuredet, leicht dem Nützlichen hin, sodaß sie auch den Unterricht und die Wissenschaften annehmen. Ihre Gewaltthätigkeit entspringt sowol aus der Größe ihrer Körper und ihrer Menge, und leicht lassen sie sich in Menge in einen Kampf ein, wegen ihres simpeln und geraden Sinnes (διὰ τὸ ἁπλοῦν καὶ αὐθέκαστον), indem sie immer aufgebracht werden, wenn sie glauben, daß ihren Nachbarn Unrecht geschieht. Nun sind sie alle in Frieden, da sie in Knechtschaft sich befinden, und nach den Befehlen der Römer, die sie bezwungen, leben. Aber das sie Betreffende nehmen wir aus den alten Zeiten aus dem ab, was bis jetzt bei den Germanen gebräuchlich ist, denn an Natur und Staatseinrichtungen sind sie einander ähnlich, sowie auch verwandt, und sie bewohnen ein an einander grenzendes Land, welches nur durch den Rhein getrennt ist, und das meiste Ähnliche mit einander hat. Nördlicher aber ist Germania, wenn man die südlichen Grenzen mit den südlichen und die nördlichen mit den nördlichen vergleicht. Deshalb können sie auch mit dem ganzen Haufen und Heere zugleich aufbrechen; ja sie wandern mit ihrer ganzen Familie aus, wenn sie von andern Stärkern vertrieben werden. Die Römer besiegten sie viel leichter, als die Iberer; die Kriege mit diesen begannen früher und hörten später auf, und in der Zwischenzeit überwanden sie alle Völker zwischen dem Rhein und den Pyrenäen. Diese nämlich, die haufenweise und in großer Zahl sich in den Kampf einließen, wurden haufenweise besiegt, jene (die Iberer) aber

11) Trabes directae, perpetuae, in longitudinem, paribus intervallis distantes inter se binos pedes, in solo collocantur. hae revinciuntur introrsus, et multo aggere vestiuntur; ea autem, quae diximus, intervalla grandibus in fronte saxis effarciuntur; iis collocatis et coagmentatis, alius insuper ordo adjicitur, ut idem illud intervallum servetur, neque inter se contingant trabes, sed paribus intermissae spatiis, singulae singulis saxis interjectis, arcte contineantur; sic deinceps omne opus contexitur, dum justa muri altitudo expleatur. 12) Hoc cum in speciem varietatemque opus non deforme est, alternis trabibus aut saxis, quae rectis lineis suos ordines servant; tum ad utilitatem et defensionem urbium summam habet opportunitatem; quod et ab incendio lapis, et ab ariete materia defendit, quae perpetuis trabibus pedes quadragenos plerumque introrsus revincta, neque perrumpi, neque distrahi potest.

benahmen sich vorsichtig, und führten nach Räuberart den kleinen Krieg bald hier, bald dort. So streitbar alle Gallier sind, so sind sie doch bessere Reiter, als Kämpfer zu Fuß, und aus ihnen besteht jetzt der beste Theil der römischen Reiterei. Die heutigen Franzosen haben den Vorzug, sich als Reiter auszuzeichnen, von den Galliern nicht geerbt, und stehen darin den Teutschen weit nach. Je ähnlicher die alten Gallier den Germanen noch waren, desto mehr glichen sie auch an Tapferkeit denselben. Deshalb sagt Strabon von den Galliern: Je weiter gegen Norden und am Meere sie liegen, desto streitbarer sind sie auch. Vornehmlich tapfer waren die gallischen Völkerschaften, welche aus Vermischung mit den Germanen entstanden waren, denn Strabon fährt fort: Unter ihnen (den Galliern) sollen die tapfersten die Belgier sein, die aus 15 Völkern bestehen, welche zwischen dem Rhein und dem Liger (der Loire) an dem Meere wohnen; denn sie allein widerstanden den Einfällen der Germanen, der Kimbern nämlich und der Teutonen. Unter den Belgiern gelten die Belloaken (Bellovaken) für die tapfersten, und nach diesen die Suessionen. Ein Beweis ihrer großen Anzahl ist, daß man früher einmal 100,000 waffenfähige Männer bei ihnen zählte. Cäsar (I, 1) sagt, nachdem er die Belgier, die Kelten, in römischer Sprache Gallier, und die Aquitanier aufgeführt hat: Von diesen allen sind die tapfersten die Belgier, deshalb weil sie von der Lebensart und Bildung der Provinz (Provence) am weitesten entfernt sind, und keineswegs zu ihnen Kaufleute oft kommen, und die Dinge, welche zur Verweichlichung der Herzen gehören, einführen. Sie sind den Germanen, welche jenseit des Rheines wohnen, am nächsten. Mit ihnen führen sie ohne Unterlaß Krieg. Aus dieser Ursache übertreffen auch die Helvetier die übrigen Gallier an Tapferkeit, weil sie in fast täglichen Schlachten mit den Germanen streiten, wenn sie entweder von ihren Grenzen dieselben abhalten, oder selbst in den Grenzen derselben Krieg führen.

VIII. **Wohnsitze und Wanderungen der Gallier.** Soweit die Geschichte reicht, finden wir die Gallier bereits in den Westen vorgedrungen. Nach Herodot (II, 30) entspringt der Ister bei der Pyrene [1]) im Lande der Kelten. Die Kelten wohnen außerhalb der Säulen des Herkules: sie grenzen an die Kynesier, welches die äußersten westlichen Bewohner von Europa sind. Buch IV, 49 sagt er ebenfalls von der Donau: dieser Fluß, der unter den Kelten entspringt, dem westlichsten europäischen Volke, welches noch jenseit der Kyneter wohnt, durchströmt die ganze Länge von Europa, und überschreitet dann erst die Grenzen des skythischen Landes. Die Kynesier und Kynetier sollen ein und dasselbe Volk sein, und es war also, wenn man beide Stellen des Herodot vergleicht, diesem nicht recht klar, welche am westlichsten wohnten, die Kynesier (Kyneter) oder die Kelten. Jedoch geht soviel aus Herodot hervor, daß er unter den Kelten zugleich die Keltiberer [2]) verstand; aber über die Keltiberer selbst waren die Alten, bevor die Römer Spanien erobert hatten, nicht gut unterrichtet. Strabon (IV, 4) sagt: Ephorus beschreibt Galatien (Gallien) als außerordentlich groß, weil man damals das, was wir jetzt Iberien heißen, bis nach Gades zum Keltenlande rechnete. Er nennt die Einwohner Griechenfreunde, und erzählt von ihnen viele Eigenthümlichkeiten, die ihren jetzigen Sitten nicht mehr ähnlich sind. Eigen ist auch das, daß sie sich Mühe geben, nicht dick zu werden, und keinen Bauch zu bekommen, und wenn ein junger Mann dicker wird, als das gewöhnliche Maß des Gürtels vorschreibt, so werde er gestraft. Nach Scymnus Chius (V. 190 u. fg.) sind die Veneter und Osismier die westlichsten Kelten, und bei diesen nahm der Ister seinen Ursprung (also in der heutigen Bretagne). Daß Virgil (Lib. VIII. v. 727: Extremique hominum Morini, Rhenusque bicornis) die Morinen in nördlicher Beziehung die äußersten der Menschen nennt, geht aus Pomponius Mela (III, 2) hervor, wenn er bei Beschreibung der gallischen Küste sagt: Ab illis (nämlich den Osismiern) enim iterum ad septentriones frons litorum respicit, pertinetque ad ultimos Gallicarum gentium Morinos, nec portu, quem Gesoriacum vocant, quicquam notius habet. Ähnlich heißt es bei *Tacitus*, Hist. IV, 28: ut Menapios et Morinos et extrema Galliarum quateret. Über die Eintheilung der Völker, welche die älteren Griechen machten, ist die Stelle des Strabon (I, 2), welcher den Homer gegen die von andern ihm gemachten Vorwürfe der Unwissenheit vertheidigt, und unter anderm sagt: man könne sich auf die Eintheilung der älteren Hellenen berufen, nach welcher sie die unbekannten Völker gegen Norden mit dem gemeinsamen Namen Skythen und Nomaden, und nachdem sie später die westlicheren Gegenden etwas genauer kennen gelernt gehabt, die Bewohner derselben Kelten und Iberer, oder zusammen Keltiberer und Keltoskythen genannt haben, indem sie aus Unkunde die Völkernamen verschiedener Länder zusammengebracht. Weiter unten sagt er: Auch Ephorus gebe eine alte Vorstellung von Ägypten in der Stelle über Europa an. Nach der Eintheilung der Himmels- und Erdgegenden in vier Theile, sage er (Ephorus), bewohnen die Indier den östlichen, die Äthiopen den südlichen, die Kelten den westlichen, die Skythen den nördlichen. Als Beispiel, wie die älteren Hellenen sich das ganze westliche Europa jenseit der Alpen als von Kelten bewohnt dachten, dient Skymnos der Chier V. 166. Strabon (Buch X, 6) gedenkt abermals der Keltoskythen, indem er sagt: Alle nördlichen Völker werden von den alten hellenischen Schriftstellern gemeinhin Skythen und Keltoskythen genannt. Die aber, welche zum ersten Male eine Theilung vorgenommen, haben die über dem Euxinus, dem Ister und dem adriatischen Meere Hyperboreer, Sauromaten und Arimaspen genannt; die jenseit des kaspischen Meeres theils Saken, theils Massageten. Den Neueren scheint die Benennung Keltoskythen vornehmlich auf die Germanen zu passen, deren Lage zwischen dem

1) Er sagt nicht, ob er eine Stadt oder ein Gebirg darunter verstehe. Pyrene sind die pyrenäischen Gebirge, und Herodot irrt also, wenn er die Donau hier entspringen läßt.

2) s. den Art. Celtiberer.

Norden und Westen gleichsam in der Mitte, und zweideutig ist, und es eines zusammengesetzten Wortes bedarf [3]). Plutarch im Marius (XI.) da, wo er von den verschiedenen Meinungen darüber, woher die Kimbern erschienen, und ob sie die Kimmerier seien, handelt, sagt: *Δι᾽ ὃ καὶ πολλὰς κατὰ μέρος ἐπικλήσεις ἐχόντων, κοινῇ Κελτοσκύθας τὸ στρατὸν ὠνόμαζον*, deshalb ungeachtet sie viele besondere Benennungen haben, nannte man das Heer allgemein Keltoskythen. Man weiß nicht, ob dieses blos auf die Kimbern, von welchen er zunächst handelt, oder wahrscheinlich auch zugleich auf die Teutonen gehen soll; denn weiter oben handelt er von der großen Zahl der Teutonen und Kimbern, daß blos die bewaffneten Männer 300,000 betragen, und die Zahl der Weiber und Kinder noch weit mehr betragen haben soll. Die Frage, sind die Kimbern Teutsche oder Gallier, ist bereits darin entschieden, daß sie wahrscheinlicher letzteres sind. Die Hauptgründe dafür sind, daß Teutonen (d. h. Teutsche) den Gegensatz zu den Galliern zu machen scheint, und daß der König der Kimbern Bojorix, welches die gewöhnliche Benennung der Feldherren der in Italien befindlichen Bojen war, hieß, also auch die Kimbern sich als Bojen herausstellen [4]), und daß der König der Teutonen (Theuten), Theutobog, d. h. verehrungwürdiges Wesen der Theuten, genannt ward; denn im Sanskrit bedeutet Bhaga, altpersisch Baga [5]), russisch Bog, verehrungswürdiges Wesen. Wenn auch ungewiß ist, ob die Kimbern, welche in Gallien und Italien einfielen, wirklich aus der Halbinsel, aus welcher sie gekommen sein sollen, ausgegangen waren, so bleibt doch der Umstand wichtig, daß Tacitus [6]) Kimbern an diesem Theile des Oceans kennt. Auch Neuere [7]) nehmen an, daß der Name Dänen sich am besten aus dem Keltischen erklären lasse, da Dan, im Umlaut Den, Mensch bedeutet, und es mehre Beispiele gibt, daß Völkernamen aus Wörtern gebildet sind, welche die eigentliche Bedeutung von Mensch haben. Merkwürdig ist der Unterschied zwischen den eigentlichen Jütländern und den Schleswigern und Holsteinern. Die eigentlichen Jütländer oder Nordjütländer haben eine dunklere Hautfarbe und dunklere Haare und diesem entsprechende Augen als die teutschen Südjütländer, und einen andern Körperbau und andern Charakter. Auch von dem seeländischen Bauer unterscheidet sich der schonische [8]) durch die gewaltige und oft riesige Höhe des Wuchses, in der Stärke des Knochenbaues, in der weiten Spaltung der offnen blauen Augen, in der fast allgemeinen Weiße der Haut und Blondheit oder Röthlichkeit des Haares. Dazu kommt, daß im Beowolfsliede die Eotenas (Joten, Jütländer) als Riesen, d. h. den Germanen feindliche Wesen, behandelt werden, wie wir im Art. Jötnar entwickelt. Es erklärt sich dieses daraus, daß Jütland aller Wahrscheinlichkeit nach am frühesten von Finnen bewohnt wurde, dann Gallier oder Kelten eindrangen und sich mit ihnen vermischten, und zuletzt Germanen sich zu Herren machten, durch welche das Mischlingsvolk die nordgermanische Sprache annehmen mußte. Als die Germanen von Osten her nach Norden und Westen drangen, konnten sie die in Jütland befindlichen Gallier, welche von dem Meere eingeschlossen waren, nicht vorwärts drängen. Auch in den Gebirgen Teutschlands konnten sich die Gallier leichter gegen die Germanen halten. Daß Gallier in Skandinavien Wohnsitze gehabt, ist nicht blos Muthmaßung Neuerer, sondern auch die Griechen und Römer hatten Kenntniß davon erhalten, daß im Norden jenseit des Oceans Gallier saßen. Plutarch im Camillus sagt: Man überliefert, daß die Galater (Gallier) keltischen Geschlechts gewesen sind. Als ihnen wegen der Menge der Menschen der Boden des Vaterlandes zur Ernährung derselben nicht hingereicht, so seien sie ausgezogen, neue Wohnsitze zu suchen. Es seien aber sehr viele Tausend Männer von kräftigem und zum Kriege tauglichem Alter gewesen, noch mehre Tausende Kinder und Weiber haben sie mit sich geführt. Die einen derselben seien über den Ocean, der gegen Norden ist, gesetzt, und zu den riphäischen Gebirgen gelangt, und haben ihre Sitze an den äußersten Grenzen Europa's genommen: die andern haben lange ihre Sitze zwischen den pyrenäischen Bergen und den Alpen bei den Senonen und Keltoriern gehabt. Als diese nach langer Zeit Wein, der erst dazumal aus Italien zu ihnen gebracht wurde, gekostet, seien alle durch das Wunder dieses Trankes, und das ihnen früher unbekannte Vergnügen zur Wuth getrieben worden, daß sie die Waffen ergriffen, und ihre Ältern mit sich genommen, und an die Alpen gezogen und jenes Land (Italien) gesucht (s. den Art. Brennus S. 454). Die Griechen und Römer, welche den Drang des Völkerzuges von Osten nach Westen nicht kannten, und die Gallier in Gallien, und die Teutschen in Teutschland für Ureinwohner (aborigenes) hielten, lassen die bekannten Wanderungen aus Gallien geschehen. So in der Sage von den Brüdern Bellowes und Sigowes bei Livius (V, 34), welcher die Auswanderung unter die Regierung des Tarquinius Priscus setzt [9]). Nach dieser Sage war Gallien von Menschen überfüllt. Über die Kelten, welche den dritten Theil von Gallien ausmachen, hatten den höchsten Befehl die Bituriges. Sie gaben dem Celticum (dem keltischen Lande) den König. Es war Ambigatus, durch Tapferkeit und Glück hervorragend. Unter seiner Regierung war Gallien an Früchten und Menschen so fruchtbar, daß die überflüssige Menge kaum

3) *Joh. Georg. Wachter*, Gloss. Germ. Praefatio ad Germanos §. 27. 4) s. das Nähere bei Ferd. Wachter, Sind die Kimbern Teutsche oder Gallier? in dessen Forum 1. Bds. 3. Abth. S. 101 fg. 5) So in der Zendavesta und in altpersischen Inschriften bei Benfey, Die persischen Keilinschriften. Glossar S. 88. 6) Germ. 37. 7) z. B. Wiborg, Die Mythologie des Nordens. Aus dem Dänischen. (Berlin 1847.) S. 37. 8) Wenn Arndt (Nebenstunden S. 87. 88), wo er von den Bewohnern von Seeland und der nächsten Umgegend als einem Mischlingsvolke sehr richtig handelt, den schonischen und jütischen Bauer als einander gleich oder ähnlich, und als Gegensatz zu dem seeländischen Bauer geltend macht, so kann er unter jütischem Bauer nicht den eigentlichen oder nordjütländischen Bauer verstehen, sondern er muß den südjütländischen meinen.

9) 364 Jahre nach Erbauung Roms, 388 Jahre vor Christo, in der Döring-Strothischen Ausgabe des Livius. 1. Th. S. 644. 645.

schien regiert werden zu können. Er selbst war bereits alt, und wünschte das Reich von dem überlästigen Haufen zu reinigen. Er zeigte daher an, daß er die Söhne seiner Schwester, Bellowes und Sigowes, thätige Jünglinge in die Sitze schicken wolle, welche ihnen die Götter durch Augurien gegeben haben würden. Sie sollten eine so große Zahl Menschen, als sie wollten, ausrufen, damit keine Völkerschaft sie abhalten könnte. Da wurden durch die Loose (Loosorakel) dem Sigowes die hercynischen Wälder gegeben: dem Bellowes gaben die Götter einen nicht wenig freudigeren Weg nach Italien. Man sieht, die Sage ist erfunden, um zu erklären, wie sich Gallier in den hercynischen Wäldern fanden. Cäsar (VI) sucht diesen Umstand durch die Annahme zu erklären, daß es vorher eine Zeit gegeben habe, in welcher die Gallier die Germanen an Tapferkeit übertroffen haben. Tacitus (Germ. 33) nimmt mit Cäsar an, daß die Gallier vormals mächtiger gewesen, und über den Rhein nach Germanien gegangen, und will hierdurch den Umstand erklären, daß das Land zwischen dem hercynischen Wald und den Flüssen Rhein und Main die Helvetier, und das weiterhin liegende die Bojen, beides gallische Völkerschaften, inne gehabt. Cäsar wendet seine Annahme auf die Volcae Tectosages an, und sagt, daß sie nun den Germanen an Lebensart gleich seien, und sich durch dürftige Lebensweise und Geduld wie die Germanen von den Galliern in Gallien unterscheiden, welchen die Nähe der (römischen) Provinz (Provence) und der Seeverkehr vieles zu reichlichem Genuß gewähre, und welche sich allmälig gewöhnt, besiegt zu werden. Weit natürlicher ist aber die Annahme, daß die Gallier in Teutschland darum den Germanen ähnlicher waren, weil sie hier, als die einwandernden Germanen die übrigen Gallier nach Westen drängten, in den hercynischen Wäldern sitzen blieben. Daß die Sitze der Bojen sich nicht auf Böhmen beschränkt, sondern sich auch auf den thüringer Wald erstreckt, hierfür haben wir den Grund in einem keltischen Bergnamen bereits in der Allgem. Encykl. I. Sect. 47. Th. S. 245 angeführt. Auch sind die Züge der Gallier, welche den Gallograecis den Ursprung geben, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht aus dem eigentlichen Gallien geschehen, sondern sind von gallischen Völkerschaften bewirkt worden, welche auf ihrer großen Wanderung von Osten nach Westen im Flußgebiet der Donau sitzen geblieben waren. Livius (XXXVIII, 16) sagt: Gallier, eine große Macht an Menschen entweder aus Mangel an Acker (Ländereien), oder aus Hoffnung an Beute, meinend, daß kein Volk, durch welches sie gingen, ihnen gleich (gewachsen) an Waffen sein würde, kamen unter Anführung des Brennus zu den Dardanern. Aus dem Namen Brennus haben die Neueren geschlossen, daß, weil unter Anführung eines Brennus durch die Senonen, eine gallische Völkerschaft, Rom erobert worden, so habe es ein edles Geschlecht der Brennen bei den Galliern gegeben. Aber dieser Schluß ist sehr unsicher, da beliebte Namen nicht blos auf ein Geschlecht beschränkt bleiben, wiewol gern ein Geschlecht gewisse Namen wiederholt. Livius (XXXVIII, 16) erzählt weiter: Dort entstand ein Zwiespalt, und auf 20,000 Mann mit den Kleinkönigen Leonorius und Lutarius trennten sich von Brennus und wandten ihren Weg nach Thracien. Da der Name Lutar, nämlich Chlotar, ohne starken Hauch bei den Franken Lothar, Luder, Lüder (als Kaiser nahm der Herzog von Sachsen des Namens die Form Lotharius an) Luther bei den Sachsen sich findet, so kann man vielleicht schließen, daß sich auch Germanen bei jenen Galliern befunden. Aber die Urverwandtschaft der Sprache beider Nationen macht einen solchen Schluß unsicher. Die Gallier unter den Kleinkönigen Leonorius und Lutarius gingen nach Byzanz, und beherrschten eine Zeit lang die Küste der Propontis, bevor sie nach Asien übersetzten, sich mit andern Galliern vereinigten, und in Bithynien niederließen, wie Livius (Lib. XXXIII, 16) erzählt. Livius gibt nicht an, von wo die Gallier, aus welchen durch Vermischung mit den Griechen die Gallograeci entstanden, ausgezogen waren. Pausanias (I, 3) [10]) sagt von ihnen: *Οἱ δὲ Γαλάται οὗτοι νέμονται τῆς Εὐρώπης τὰ ἔσχατα, ἐπὶ θαλάσσῃ πολλῇ καὶ ἐς τὰ πέρατα οὐ πλωΐμῳ*, diese Galater bewohnen die äußersten Gegenden Europa's an einem großen und bis an dessen Enden nicht schiffbaren Meere. Buch X. Cap. 20. §. 2 nennt sie *τοὺς ἀπὸ Ὠκεανοῦ βαρβάρους*, die Barbaren vom Ocean, und spricht an beiden Stellen nicht von Galliern überhaupt, sondern von denen, die in Hellas einfielen, und an den Thermopylen kämpften. Aber er kommt doch wol blos zu dieser Angabe und Benennung, weil Gallien von den Meisten für den Ursitz der Gallier gehalten. Ammianus Marcellinus (XV), welcher nach dem Werke des fleißigen Griechen Timäus über Gallien von demselben handelt, stellt an die Spitze, daß einige versichern, daß die Kelten Ureingeborene in Gallien gewesen, nämlich Aborigines primos in his regionibus quidam, und gibt nun von dem Namen der Gallier an, was wir unter der Rubrik N a m e d e r G a l l i e r bereits angeführt haben. Andere versichern, fährt Ammianus Marcellinus fort, daß die Dorienser, welche dem älteren Herkules gefolgt, die an den Ocean grenzenden Orte bewohnt haben. Die Drasidae erwähnen, daß ein Theil des Volkes wirklich eingeboren gewesen (revera fuisse populi partem indigenam). Aber auch andere seien von den äußersten Inseln zusammengeströmt, und aus den überrheinischen Landstrichen durch die Häufigkeit der Kriege und durch das Anspühlen des wallenden Meeres Vertriebene. Es sagen einige, daß wenige nach Zerstörung Troja's vor den Griechen fliehende

---

10) Im folgenden Capitel, nämlich dem vierten des ersten Buches, handelt Pausanias von dem Einfall der Gallier in Hellas, und gibt Buch X. Cap. 19—23 eine umständliche Darstellung der Kämpfe der Gallier in Hellas; s. den Art. Brennus S. 456. 457, wo auch Justinus berücksichtigt ist. Im Betreff des Zuges des Bolgios wider die Macedonier und Illyrier ist auch zu bemerken Polybius (IV, 46), wo er von den Verheerungen handelt, welche die Gallier in Macedonien angerichtet. Der Name *Βόλγιος* bei Pausanias (X, 19) findet sich bei Justinus (XXIV, 5) in der Namensform Belgios; doch läßt sich Bolgios mit Hilfe des teutschen erbolgen (erzürnt) sehr gut als Zürnen erklären, und entspräche dann dem hellenischen Namen Odysseus. Auch können Bolgios und Belgae eine und dieselbe Wurzel haben, wenn wir in Belgae den Umlaut aus Bolgae annehmen.

überall Zerstreute diese damals leeren Orte besetzt haben. Die Einwohner der Gegenden aber behaupten gegen alle dasjenige vielmehr, was wir (Ammianus Marcellinus) auch auf ihren Denkmälern eingeschnitten gelesen haben: Amphitryon's Sohn Herkules sei zur Verderbung der grausen Tyrannen Geryon und Taurisius geeilt, von welchen der eine Hispanien (Hispanias), der andere Gallien (Gallias) feindselig behandelte; nachdem er beide überwunden, habe er sich mit Frauen von edler Geburt (generosis foeminis) begattet, und mehre Kinder gezeugt, und diese haben diejenigen Gegenden, über welche sie geherrscht, nach ihren Namen genannt. Von Phocäa aber begab sich das die Härte des Harpalus, des Satrapen des Königs Cyrus, meidende Volk zu Schiffe nach Italien. Ein Theil desselben erbaute in Lucania Velia, ein anderer in Viennensis (Landschaft von Vienna) Massilia (Marseille); dein, fährt Ammianus fort, secutis aetatibus oppida aucta virium copia, instituere non pauca. Der Umstand, daß es griechische Pflanzstädte an der Südküste von Gallien gab, ist wichtig zu Erklärung des außerdem befremdenden Umstandes, daß auch die eigentlichen Gallier sich der griechischen Buchstaben bedienten. Doch hatten sie blos von ihnen die Buchstaben, nicht auch die Sprache angenommen; der Verfasser de la Religion [11]) des Gaulois nimmt an, daß die Gallier das alte Griechische (l'ancien Grec) gesprochen. Aus der Sprache selbst führt er aber nur das griechische τέλος (Zoll), anstatt dessen die Bretagner Tellou und die Franzosen Taille sagen, an, und erklärt die auf dem Rücken einer in einem Grabe bei Arles gefundenen weiblichen Figur [12]) befindlichen Inschrift ISTILLU (istillu) mit de Montfaucon [13]) durch εἰς τέλος, ad tributum, ad vectigal, pour le tribut; und vergleicht sie mit der Inschrift auf einer andern weiblichen Figur mit zwei Kindern. IS PORON durch εἰς πόρον, ad transitum, pour le passage. Zoll ist aber eine solche Einrichtung, welche sich ursprünglich nicht bei allen Völkern fand, sondern im Betreff deren ein Volk das andere nachahmte, sodaß die Gallier, wenn tillu wirklich Zoll bedeutet, das Wort von den griechischen Pflanzstädten an ihrer Küste entlehnt haben können, und es nicht deshalb haben, weil die Gallier und Griechen urverwandt sind. Überdies kann man, wenn das Tillu der Inschrift nicht Zoll bedeutet, aus dem bretagne'schen Tillu, Zoll, und dem französischen Taille nicht mit Sicherheit schließen, daß die alten Gallier schon dieses Wort hatten: die Annahme, daß die Gallier griechisch gesprochen, wird durch Cäsar widerlegt; denn dieser sagt Lib. V, 48, wo er von dem von ihm an Q. Cicero geschickten Brief handelt: hanc (epistolam) Graecis conscriptam literis mittit, ne, intercepta epistola, nostra ab hostibus consilia cognoscantur. Daß hier von einem nicht blos mit griechischen Buchstaben, sondern auch in griechischer Sprache geschriebenen Briefe die Rede ist, geht aus dem Umstande hervor, daß die Gallier sich der griechischen Buchstaben bedienten, wie Cäsar (Lib. I, 28): In castris Helvetiorum tabulae repertae sunt, literis Graecis confectae, auf welchen die Zahl der Helvetier und ihrer Verbündeten angegeben war, Lib. VI, 14, neque fas esse existimant ea (nämlich das, was die Druiden in Versen lehren) literis mandare, cum in reliquis fere literis, publicis privatisque rationibus, Graecis literis utantur, und Strabon und Plinius berichten. Den Umstand, daß die Gallier sich der griechischen Buchstaben bedienten, und doch kein Griechisch verstanden, nimmt der Verfasser de la Religion des Gaulois zu einem Beweise des Alters der Gallier an, welche zwar die alte griechische Sprache vergessen, aber die Buchstaben beibehalten haben, welche sie aber natürlicher durch den Handelsverkehr mit den griechischen Pflanzstädten vornehmlich bei Rechnungen gelernt hatten. Das Alter der Gallier sucht der angeführte Verfasser auch auf folgende Weise darzuthun. Die Umbrier werden von Florus (I, 17): als antiquissimus Italiae populus und von Plinius (III, 14 [21]) als Umbrorum gens antiquissima Italiae aufgeführt. Dieses alles bestätigt Dionys von Halicarnaß in seiner römischen Geschichte Buch I. Solinus (II.) sagt: Bocchus absolvit Gallorum veterem propaginem Umbros esse, Isidor von Sevilla (IX, 2): Umbri Italiae gens est, sed Gallorum veterum propago. Ein alter Scholiast zu Lykophron [14]), Ὄμβροι γένος Γαλατῶν. Sowie andere Völker, so auch machten die Gallier ihren Stammvater zu einem Gott, nämlich zu Dis, indem Cäsar (VI, 18) bemerkt: Galli se omnes ab Dite patre prognatos praedicant: und sagen, dieses sei von Druiden überliefert: die den Galliern Feindlichen machten natürlich, wie dieses auch bei den Göttern anderer Völker geschah, aus dem Gott ein Riesenwesen. So sagt Callimachus in seinem Hymnus auf Delos V. 170: Κέλτοι ὀψίγονοι Τίτανες, die Kelten, spätgeborene Titanen. Obschon dieses nur dichterisch aufzufassen ist, haben doch Neuere eine geschichtliche Anwendung davon gemacht, indem man die Geschichte der Gallier an Saturnus und seinen Bruder Japet, die Titanen, geknüpft hat [15]). Man hat hierdurch ein sonderbares Stück von Geltendmachung der Mythologie als Geschichte erhalten, nämlich: die Zeitrechnung und Geschichte der Gomerier oder Kelten [16]), und ihr sind als Könige der Gomerier oder Kelten aufgeführt: 1) Man, Maneus, 2) Acmon, 3) Uranus, 4) Saturn, 5) Jupiter, 6) Theuta. Es bedarf diese Auffassung der Mythologie als Geschichte der Gallier keiner Widerlegung. Die Wohnsitze und Wanderungen einzelner Völkerschaften der Gallier sind bereits im Art. Celten und den einzelnen Art. über die Völkerschaften, z. B. Boji, angegeben, und werden künftig in

11) La Religion des Gaulois, tirée des plus pures sources de l'antiquité. Par le R. P. Dom*** Religieux Bénédictin de la Congrégation de S. Maur. Ouvrage enrichi de Figures en Taille-douce. T. I. (à Paris 1727.) p. 38. T. II. p. 273. 12) s. die Abbildung ebendaselbst T. II. Pl. 37. T. 2. p. 264. 13) Antiq. Expliq. T. II. p. 191.

14) *Tzetzes*, Schol. in *Lycophron*. Alex. p. 199. 15) *Pezron*. C. 15. 16) Es ist vornehmlich auf Pezron's Zusammenstellungen gebaut, und findet sich in der: Übersetzung der Allgem Welthistorie, die in England durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertigt worden. 4. Th. Nebst den Anmerkungen von S. J. Baumgarten. (Halle 1746.) S. 481—503.

dem jede Völkerschaft betreffenden Artikel angegeben werden, kommen soweit sie im eigentlichen Gallien und im cisalpinischen Gallien saßen, im Art. Gallia bei Angabe der Bestandtheile derselben vor. Der Art. Gallia wird auch einen Überblick der Geschichte beider Länder, und im Art. Gallische Kriege einen Überblick der Geschichte der Kriege der Gallier mit den Römern enthalten.

(*Ferdinand Wachter.*)

GALLI (Giovanni Antonio), geb. am 2. Dec. 1708 in Bologna, wurde daselbst 1736 Doctor der Philosophie und der Medicin. Er lehrte zuerst Philosophie in Bologna, wurde aber bald Professor der Chirurgie und erwarb sich einen Namen als praktischer Chirurg. Um eine bessere Unterweisung in der Geburtshilfe möglich zu machen, ließ er die verschiedenen bei der Geburt interessirten Körpertheile durch eine bekannte Künstlerin, die Morandi-Manzolini, in Terra cotta und Wachs nachbilden; dazu sammelte er ein Paar Hundert Abbildungen von schweren Geburtsfällen, sowie die verschiedenartigsten alten und neuen geburtshilflichen Instrumente, und gründete so ein Museum obstetricium, welches er 1750 dem Publicum eröffnete. Über der Thür stand die Inschrift: Suppellex obstetricia anno MDCCL primum inventa. Benedict XIV. erwarb 1758 diese Sammlung für Bologna. Im gleichen Jahre wurde Galli auch Professor der Geburtshilfe, und mit ungemeinem Beifall eröffnete er seine geburtshilflichen Vorlesungen. Er starb am 13. Febr. 1784. In den Abhandlungen des Instituts von Bologna findet sich aus Galli's Feder ein Aufsatz über die als unheilbar erachteten Krankheiten.

(*F. W. Theile.*)

GALLIA, I. Benennung, schlechthin genannt und vorzugsweise gebraucht, bedeutet das Land der Aquitanier, der keltischen oder eigentlichen Gallier und der Belgen. So beginnt Cäsar seine Geschichte des gallischen Krieges Gallia omnis, und führt nun die drei Hauptvölker auf, welche wir so eben genannt haben. Statt der nachmaligen Benennung Gallia Narbonensis bedient sich Cäsar des Ausdruckes provincia nostra, und diese läßt er den Gegensatz zu der eigentlich und vorzugsweise genannten Gallia machen. Gallia omnis des Cäsar (I, 1) ist Gallia late dicta und Gallia proprie dicta, z. B. bei Cäsar (II, 3): proximi Galliae ex Belgis; II, 2: reliquisque Gallis, qui finitimi Belgis sunt; III, 11: P. Crassum cum cohortibus legionariis duodecim et magno numero equitatus in *Aquitaniam* proficisci jubet, ne ex his nationibus auxilia in *Galliam* mittantur, ist das keltische oder eigentlich genannte Gallien. Bevor Cäsar Gallien jenseit der Sevennen unterwarf, wurde Galli, Gallia, Gallicus schlechthin genannt, von dem italienischen Gallien gebraucht, wie aus Varro (De Re rustica Lib. II, 4), wo er von der Größe der gallischen Schinken, welche jährlich nach Rom gebracht wurden, handelt; denn er führt zum Belege eine Stelle aus Cato an, welche mit in Italia beginnt, und daß die Gallier in Italien eine starke Schweinezucht hatten, bestätigt auch Polybius (Lib. II.), wo er von der Fülle der Eicheln bei den Galliern in Italien handelt. Varro (II, 5) sagt von den Ochsen: Boni enim generis in Italia plerique Gallici ad opus: contra nugatorii Ligustici. Das Gallien, welches bald darauf von den Römern vorzugsweise Gallia und Galliae genannt wurde, weil man jenes mit unter Italien begriff, wird von Varro (III, 12) da, wo er von den großen Thiergärten handelt, Gallia transalpina bezeichnet. Für Gallia transalpina braucht Columella (IX. Cap. 1), wo er ebenfalls von den großen Thiergärten im transalpinischen Gallien redet, blos den Ausdruck *Galliarum*. Was Cäsar schlechthin *Gallia omnis* nennt, hieß nachmals *Gallia Comata*, welches, aus dem aquitanischen, dem keltischen und dem belgischen Gallien bestehend, z. B. bei *Suetonius*, Tiber. 13: *Comatam Galliam* anno fere rexit, et barbarorum incursionibus, et principum discordia inquietam, vorkommend den Gegensatz macht zu dem narbonischen. Nach Tacitus (Annal. Lib. XI. Cap. 22) z. J. 48 n. Chr. verlangen die primores Galliae, quae *Comata* appellatur, das jus adipiscendorum in urbe honorum, und in der ihr Gesuch unterstützenden Rede des Kaisers Claudius heißt es: Num poenitet Balbos ex Hispania, nec minus insignes viros e Gallia Narbonensi transivisse. Bei Catullus (XXIX. in Caesarem) wird aus dem Zusammenhange deutlich, was er für ein Gallien meint, wenn er sagt: Mamurram habere, quod Comata Gallia habebat uncti, und weiter unten: Hunc, Galliae, timetis, et Britanniae. Die von Cäsar schlechthin und vorzugsweise genannte Gallia und die Provincia Romana zusammen werden von Cäsar (I, 7. II, 2) und Andern Gallia ulterior (das jenseitige Gallien) und das von diesem durch die Alpen getrennte Gallia citerior (das diesseitige Gallien), z. B. von Cäsar (VIII, 23), genannt, auch dann, wenn der den Ausdruck Gebrauchende sich in Gallia ulterior befand. So z. B. ist Plancus (*Cicer.* Epist. Lib. X. Ep. 4), welcher sich im transalpinischen Gallien befindet, begierig zu wissen: quid in *Gallia citeriore*, quid in urbe mense Januario geratur. Der Ausdruck der Form der Mehrzahl Galliae wird zwar auch in Beziehung auf die beiden Gallia Transalpina und Gallia Cisalpina gebraucht, kommt aber am häufigsten in Beziehung auf die Gallia Transalpina vor, und wird dann wieder in doppelter Beziehung angewendet, nämlich ein Mal, wenn die Form der Mehrzahl Galliae Gallia Narbonensis und Gallia Comata umfaßt, und zweitens nur in Beziehung auf Gallia Comata, und der Ausdruck der Mehrzahl Galliae wird dann gebraucht, um die drei Provinzen in Gallia Comata, nämlich Gallia Aquitanica, Gallia Lugdunensis und Gallia Belgica, darunter zu verstehen (z. B. bei *Solinus* 21).

1) *Gallia citerior* sive *Cisalpina*, das jenseit der Alpen oder in Italien gelegene Gallien. So z. B. braucht Cäsar (VIII, 23) den Ausdruck Gallia citerior, und Cap. 24 erzählt er, er habe den Labienus mit der zwölften Legion geschickt in *Togatam Galliam* — — ad colonias Romanorum tuendas; ne quod simile incommodum accideret accursione barbarorum, ac superiore aestate Tergestinis accidisset. Der Ausdruck

Gallia Togata war bequemer als citerior, weil er, wenn man sich jenseit der Alpen befand, sich nicht als in Rom befindlich zu denken brauchte, nur daß Togata in der späteren Zeit hätte auch für Gallia Narbonensis gebraucht werden können; doch behielt man den Ausdruck Togata für das italische Gallien bei. So sagt nicht nur *Mela* Cap. IV. *Italia:* sinistra parte Carni et Veneti colunt *Togatam Galliam*, sondern auch noch *Plinius* III, 19. *Sexta Italiae regio:* Jungitur his sexta regio, Umbriam complexa, agrumque Gallicum. Ab Ancona Gallica ora incipit *Togatae Galliae* cognomine. Früher wurde dieses häufig auch schlechthin Gallia genannt, wie wir oben aus Varro (De Re rustica II, 4) gezeigt haben; vornehmlich geschah dieses, wenn aus dem Zusammenhange hervorging, welches Gallien gemeint war, und dann brauchte man auch noch später Gallia und Gallica schlechthin für das cisalpinische Gallien. So z. B. sagt Columella (II, 2), nachdem er bemerkt hat, daß die tarentinischen Schafe für die besten gehalten worden seien: Nunc *Gallicae* (oves) pretiosiores habentur, earumque praecipue Altinates. Item quae circa Parmam et Mutinam macris stabulantur campis. Martialis (Epigr. Lib. V, 13) bezeichnet jene Stadt durch:

Tondet et innumeros *Gallica Parma* greges.

Die Völkerschaften in Gallia Togata machten, obgleich in Italien, welches von den Alpen begann, wohnend, den Gegensatz zu den eigentlichen italischen Völkern; denn Mela in der angeführten Stelle fährt fort: tum Italici populi, Picentes, Frentani etc. Gallia Togata war abgetheilt in Gallia Cispadana und Gallia Transpadana. Die Grenzen derselben lassen sich aus der Angabe der vorzüglicheren Orte derselben, welche sich im Artikel Italia S. 250 findet, abnehmen. Die Völkerschaften von Gallia Togata sind im Artikel Celten S. 128 aufgeführt. Auch bereits einzelne Völkerschaften, namentlich die *Boji* (s. d.) und *Insubres* (s. d.), haben eigene Artikel erhalten. Daß die von Strabon als eine Völkerschaft vom cisalpinischen Gallien aufgeführten *Gaesatae* (s. d.) keine besondere Völkerschaft, sondern aus dem transalpinischen Gallien herbeigerufene Miethvölker waren, ist im Artikel Gaesatae gezeigt. Die Völkerschaften, welche nach Livius Bellowes nach Italien führte, sind auch im Artikel Brennus S. 454 aufgeführt. Nach dem Bellowes nennt Livius (V, 35) den Elitorius, der eine Heerschar Cenomannen über die Alpen nach Italien führte, s. den Art. Cenomani. Über die Geschichte von Gallia Togata s. d. Art. Italia S. 259 und den Art. Gallische Kriege. In literarischer Beziehung bemerken wir Jos. Rovelli, Das cisalpinische Gallien unter den Galliern, Römern, Gothen und Langobarden. Aus dem Italienischen. (Zürich und Leipzig 1791.)

2) *Gallia Ulterior* sive *Transalpina*, was das jenseitige oder überalpische Gallien umfaßt, wird in der Rubrik: Einwohner, Eintheilung und Städte, angegeben, nachdem wir betrachtet:

II. Natürliche Beschaffenheit, Erzeugnisse, Handelsverkehr von *Gallia Transalpina*. Strabon (IV, 1) sagt von dem jenseit der Alpen gelegenen Gallien: Das ganze Land wird von Flüssen durchströmt, welche theils auf den Alpen, theils auf dem Kemmenos (den Sevennen) und auf den Pyrenäen entspringen und sich zum Theil in den Ocean ergießen, zum Theil in unser (das mittelländische) Meer. Die Gegenden, durch die sie ihren Lauf nehmen, sind mehrentheils eben, oder doch nur hügelig, mit schiffbaren Flußbetten. Die Flüsse haben einen für die Schiffahrt so geeigneten Lauf, daß die Waaren leicht aus einem Meere in das andere gebracht werden können, sodaß man sie nur kleine Strecken zu Lande weiter zu schaffen braucht; die längste Strecke des Weges werden sie auf Flüssen hin- und hergeführt. In dieser Rücksicht hat der Fluß Rhodanus den Vorzug; denn er nimmt allenthalben her Flüsse auf, und steht mit unserm (dem mittelländischen) Meere, das wichtiger als das äußere (der Ocean) ist, in Verbindung, und durchströmt die gesegnetsten Gegenden des ganzen Landes. Bei Beschreibung der Narbonitis (Gallia Narbonensis) sagt ebenfalls Strabon: das innere wird gröstentheils durch vorspringende Gebirge und durch Flüsse begrenzt. Der ansehnlichste Fluß ist der Rhodanus. Er ist der größte und läßt sich am weitesten aufwärts befahren, weil er viele andere Flüsse aufnimmt, und weiter unten bemerkt er: man werde das Verhältniß des Landes zu den Flüssen und zum Meere, dem äußeren (dem Ocean) sowol, als dem inneren (dem mittelländischen) als einen nicht geringen Beitrag zur Güte der Gegend betrachten. Er meine die Leichtigkeit im gemeinschaftlichen Verkehr mit den Lebensbedürfnissen und die daraus entspringenden gegenseitigen Vortheile, besonders jetzt, wo sie vom Kriege ausruhend, das Land sorgfältig bebauen, und ein bürgerliches Leben führen. Doch auch schon vorher war der Handelsverkehr sehr bedeutend, wie wir unten aus Polybius, Diodor von Sicilien, und Cäsar angeben werden. Der Rhodanus, sagt Strabon, gestattet eine lange Fahrt stromaufwärts und mit großen Lastschiffen und nach allen Richtungen, weil die in ihn fallenden Flüsse schiffbar sind, und die größten Lasten tragen können. Denn es nimmt sie der Arar (die Saone) und der in ihn fallende Dubis (Doubs) auf; von hier geht es zu Lande bis zu dem Sequanosfluß (der Seine), und von hier zu Schiffe nach dem Ocean, und zu den Lexobiern und Kaletiern; von hier nach Britannien weniger als in einer Tagfahrt. Weil aber der Rhodanus reißend und nicht gut stromaufwärts zu befahren ist, so fährt man einen Theil der Waaren auf der Are, was nämlich zu den Arvernern und dem Ligerfluß (der Loire) gebracht wird, obgleich der Rhodanus auch zum Theil diesen Gegenden sich nähert. Aber der Landweg ist eben, und nicht über 800 Stadien; deswegen benutzt man die Fahrt stromaufwärts nicht, weil es zu Lande leichter ist. Von hier aus werden die Waaren auf dem Liger leicht weiter gebracht; denn er fließt von dem Kemmenos (den Sevennen) in den Ocean. Von Narbon aus fährt man auch eine Strecke den Atax (Aude) hinauf; meistens aber wählt man den Landweg nach dem Flusse Garuna (Garonne) von ungefähr 7—800 Stadien. Von der Garumna sagt Mela (III, 2), daß sie von dem

pyrenäischen Gebirge herabgekommen, außer wenn sie durch Winterregen und aufgethauten Schnee angeschwollen, lange voll seichter Stellen, wo man durchwaden könne und kaum schiffbar sei. Aber da, wo sie durch die Zuströmungen des aufflutbenden (Fluth bildenden) Ocean, Oceani exaestuantis accessibus) vermehrt sei, und wenn diese zurückgeben, ihre und des Oceans Gewässer etwas voller, und je mehr sie vorschreite, desto breiter und endlich einer großen Meerenge ähnlich werde; und sie trage dann nicht nur größere Fahrzeuge, sondern sie werfe auch, nach Art des wüthenden Meeres aufsteigend, die Schiffenden herum, vorzüglich wenn der Wind anderswohin, und anderswohin die Welle stürze. Die Garonne und rücksichtlich Gironde erleichterte also den Handelsverkehr nicht so als die anderen bedeutenden Flüsse Galliens. Die Römer halfen den Verkehr noch mehr durch Landstraßen erleichtern, welche sie zunächst zum Behufe von Heerstraßen anlegten. Über die Richtungen derselben sagt Strabon (IV, 6): Wenn man von Italien nach Gallien und in die nördlichen Gegenden reisen will, so führt der Weg durch das Gebiet der Salassier: dieser ist zweifach. Einer geht durch das Gebiet der Centronen; der andere über den Pöninus, ist kürzer, aber schmal. Lugdunum liegt in der Mitte des ganzen Landes wie eine Burg, wegen des Zusammenkommens der Flüsse, und weil die Stadt von allen Theilen des Landes nicht sehr weit entfernt ist. Deshalb zog auch Agrippa die Landstraßen hier durch, nämlich die über den Kemmenos bis zu den Santonen und nach Aquitanien; die an den Rhein; eine dritte gegen den Ocean, durch das Land der Belloaker und Ambianer; die vierte nach der Narbonitis und die massilische Küste. Man kann auch Lugdunum und den an dem Pöninus gelegenen Strich links lassen, und über den Rhodanus oder den lemanischen See sich nach dem Lande der Helvetier wenden, und von da über den Jurassus zu den Sequanern und den Lingonen kommen. Von hier gehen dann zwei Wege, einer an den Rhein, der andere an das Meer. Über die Entfernungen sagt Strabon (IV, 3): Mit seines (des Rheines) Krümmungen schließt er gleich dem Sequanes ein Stück Land ein, doch nicht soviel als diese. Beide fließen von Süden nach Norden; vor ihnen liegt Bretanika (Britannia der Römer), aber dem Rhein näher, sodaß man Kantium, das östliche Vorgebirge der Insel, sehen kann, von dem Sequanes ist sie etwas weiter entfernt. Hier baute der göttliche Cäsar seine Flotte, als er nach Bretanika schiffte. Die Schiffahrt auf dem Sequanes, auf welchem man die Waaren von dem Arar weiter bringt, geht etwas weiter, als die auf dem Liger oder der Garuna; von Lugdunum aber bis zum Sequanes sind es entweder etwas weniger als tausend Stadien, oder das Doppelte des Weges von den Mündungen des Rhodanus bis zu Lugdunum. Über die Beschaffenheit der Wege sagt Strabon (IV, 1): Die Stadt Nemausus (Nîmes) liegt an der Straße von Iberien nach Italien, die im Sommer sehr gut, im Winter und Frühling aber kothig und überschwemmt ist. Über einige Flüsse kommt man auf Kähnen, über andere auf Brücken, theils aus Holz, theils aus Stein. Die Waldbäche machen durch ihr Gewässer die Wege schlecht, indem sie bisweilen in den Sommer hinein wegen des auf den Alpen geschmolzenen Schnees andauern. Die Angaben Cäsar's von der Größe des größten Waldes Galliens, der Sylva Arduenna, geben wir in dem folgenden Abschnitt bei Gelegenheit an, wo wir die Völkerschaften aufführen, die an und in demselben wohnten. Hier führen wir an, was Strabon (IV, 3) von diesem Walde sagt: Ähnlich ist dem Lande der Menapier das der Moriner, der Atrebater und der Eburonen: denn es ist ein Wald von niedrigen Bäumen, ist groß, jedoch nicht so groß, als ihn die Schriftsteller (aus Ehrfurcht vor dem göttlichen Cäsar nennt Strabon ihn hier nicht) angeben, sondern nur 4000 Stadien (d. h. im Umfange). Man nennt ihn Arduenna [1]. Bei feindlichen Anfällen banden sie die Ruthen der dornigen Gesträuche zusammen, um das Vordringen zu verhindern; manchmal rammelten sie auch Pfähle ein; sie selbst zogen sich dann mit ihrer ganzen Familie in das Innere des Waldes zurück, wo sie in den Sümpfen kleine Inseln hatten, die ihnen bei Regenwetter einen sicheren Zufluchtsort gewährten: bei trockener Witterung wurden sie jedoch leicht gefangen. Jetzt leben alle Völker diesseit des Rheins unter der Herrschaft der Römer in Ruhe. Als besondere Naturmerkwürdigkeiten, welche von den Alten betrachtet und bewundert wurden, sind die Steinfelder (Campi lapidei) in der Gegend von Massilia, die aus der Erde entstehenden Fische in der Gegend von Ruscino, und die Insel Antros auf der Garumna. Die Steinfelder waren so berühmt, daß die Griechen einen durch Äschylos aufbehaltenen Mythus davon hatten, welchen Strabon (IV, 1) anführt, nachdem er die Steinfelder auf folgende Weise beschrieben hat. Außer der Merkwürdigkeit mit den ausgegrabenen Seefischen hat die Gegend noch eine andere größere. Zwischen Massilia und den Mündungen des Rhodanus ist ein ungefähr 100 Stadien vom Meere entferntes und ebenso viele im Durchmesser enthaltendes Feld (Ebene), denn es bildet einen Kreis. Es heißt Steinfeld von seiner Beschaffenheit; denn es ist voll handgroßer Steine, unter denen Gras wächst, das dem Viehe eine reichliche Weide gibt: die Mitte hat unter Wasser gesetzte Stellen, Salinen und Salz. Die ganze und auch darüber liegende Gegend ist zwar dem Winde sehr ausgesetzt; hauptsächlich aber wird dieses Feld (diese Ebene)

1) Der Name ist aller Wahrscheinlichkeit nach verwandt mit dem teutschen die Hardt, nach mundartlicher Zusammenziehung: der Harz, im Lateinischen sylva Hercynia, saltus Hercynii. Arduenna ist als eine keltische Bildung anzunehmen, und es sollte wol eigentlich Ard-Duena, der dunkle Hartwald, heißen. Martin (La Religion des Gaulois, tirée des plus pures sources de l'antiquité. Par le R. P. Dom *** Religieux Bénédictin de la Congrégation de S. Maur. T. II.) leitet Arduena von dem Artikel *ar* und von *duen*, schwarz, düster (noir, sombre), ab, und sagt, es werde besonders von dichten und dunkeln Wäldern (forêts épaisses et sombres) gebraucht; auch die Nieder-Bretagner sagen für *ar coët Duen*, welches den schwarzen oder dunklen Wald, nämlich la forêt noire, bedeute, blos ar Duen. Ob aber ursprünglich ar hier der Artikel sein soll, und es nicht vielmehr *Ard-duen* lauten sollte, ist eine nicht zu vernachlässigende Frage. Über die großen Wälder Galliens handelt *Maury*. Histoire des grandes forêts de la Gaule et de l'ancienne France. (Paris 1850.)

von einem heftigen, scharfen Nordwind heimgesucht. Dieser soll sogar Steine mit sich fortreißen und hin und herrollen, Menschen von den Wegen herabstürzen, und ihnen die Kleider von dem Leibe reißen. Hierauf führt Strabon die Meinung des Aristoteles, nach welcher die Steine durch eins jener Erdbeben, das man Brasto nenne, auf die Oberfläche der Erde emporgeworfen worden, und dann in die tieferen Stellen hineingerollt seien, und die Angabe des Posidonius an, nach welcher vorher ein Sumpf da gewesen sei, welcher, da er vorher in beständiger Bewegung gewesen, ausgetrocknet, weswegen die Steine in mehre Theile zerbrochen seien, wie die Gerölle der Flüsse oder die Ufersteinchen, und auch eben so glatt und groß, als diese. Strabon selbst bemerkt, daß die so beschaffenen Steine nicht von sich selbst oder durch Übergang von dem flüssigen in den festen Zustand entstanden sein können, sondern Bruchstücke großer Felsen, die unaufhörlich angegriffen werden. Diese zwischen der Rhone und dem See Berre und noch etwas nördlicher hinauf gelegene steinige Ebene, jetzt la Crau, lat. Crava geheißen, trägt zwischen den Steinen hervorsprossende gute Kräuter, welche die vielen hier weidenden Schöpse als gesunde Weide genießen, indem sie die obern Steine geschickt hinwegschieben. Dieses findet auf den Theilen der Ebene statt, bei welchen die Versuche, sie zu cultiviren, mislungen sind. An einigen Stellen jedoch wachsen guter Wein und feines Öl gebende Olivenbäume. Da in den Morästen, welche neben der Ebene liegen, Salzwerke sich befinden, läßt sich schließen, daß jene Kräuter auf der Ebene auch salzhaltig und deshalb für die Schafe eine so erwünschte Weide sind. Von der Merkwürdigkeit der ausgegrabenen Fische sagt Strabon (IV, 1): Nahe bei Ruscinon ist ein See und ein Platz mit unterirdischem Wasser, etwas höher als das Meer, ganz salzig, aus welchem man Meerfische gräbt. Wenn man nämlich zwei oder drei Fuß tief gräbt, und dann den Dreizack in das schlammige Wasser stößt, so bekommt man diesen Fisch von beträchtlicher Größe: er nährt sich von Schlamm wie die Aale. Über diese Gegend und seine Fische, welche die Alten, wie auch aus Athenäus (Lib. VIII.) zu ersehen, wie eine Art von Wunder anstaunten, spricht dagegen Mela (II, 6) mit dem Geiste eines Naturforschers, indem er, nachdem er von dem Lacus Rubresus gehandelt hat, sagt: Weiterhin (nämlich nach Westen zu) ist die Leucata, ein Name der Küste, und Salsulae fons (Quelle von Salsula) nicht mit süßen Gewässern herabfließend, sondern mit salzigeren noch, als die Meergewässer sind. Daneben ist eine Ebene (campus), welche mit kleinem und dünnem Rohr sehr grün ist, übrigens über einem stehenden Gewässer (stagno) aufgehängt (befindlich). Dieses offenbart der mittlere Theil derselben (dieser Ebene), welcher von dem Nächsten (proximis) abgerissen, gleichwie eine Insel schwimmt, und sich forttreiben und anziehen läßt. Ja! selbst aus dem, was bis auf das Unterste (den Grund) durchgraben ist, zeigt sich, daß Meer darunter gegossen (gedrungen) ist. Daher haben die griechischen und selbst auch unsere (römische) Autoren, man weiß nicht, ob aus Unkenntniß des Wahren, oder auch, wenn sie es wußten, aus Lust zu lügen, für gut befunden, den Nachkommen zu überliefern, daß in dieser Gegend der Fisch aus der Erde gänzlich entstehe, welcher, wenn er aus der Tiefe bis hierher vorgedrungen ist, durch diese Löcher durch den Stich der Fangenden getödtet herausgezogen wird. Von da ist die Küste der Sardonne. Ebenso gibt Mela (III, 2) auch eine Erklärung, warum man an der Insel Antros auf dem Flusse Garumna etwas Wunderbares fand. Die Einwohner glaubten nämlich, daß sie bei wachsendem Wasser hange und sich erhebe. Der Grund hiervon ist, daß bei niedrigem Wasserstande die Ufer und Hügel der Insel die auf dem Flusse Befindlichen hinderten, die inneren höhern Theile der Insel zu sehen. Bei hohem Wasserstande sahen sie über die Ufer und Hügel hinweg, und erblickten die inneren höheren Theile der Insel, und glaubten nun, sie habe sich erhoben. Heilquellen hatte Gallien mehre. Von Aquae Sextiae sagt Strabon (IV, 1): Sextius, der Überwinder der Salyer, gründete nicht weit von Massalia eine Stadt, die nach ihm und nach dem daselbst befindlichen warmen Wasser die sextischen Bäder genannt ward. Die warmen Quellen sollen jetzt, wie man sagt, ihre Hitze verloren haben. In Aquitanien waren die Heilquellen Aquae Tarbellicae sive Augustae mit warmen und kalten Quellen, und die Aquae Convenarum, deren Lage wir im folgenden Abschnitte angeben. Ausonius Clarae urbes XIV Burdigala begrüßt:

> Salve, fons ignote ortu, sacer, alme, perennis,
> Vitree, glauce, profunde, sonore, illimis, opace.
> Salve urbis [2]) genius, *medico potabilis haustu*,
> *Divona* Celtarum lingua, fons addite divis.
> Non Aponus potu, vitrea non luce Nemausus
> Purior; aequoreo non plenior amne Timaeus.

In Helvetien waren die Aquae Helveticae (s. den Art. Helvetii). Tungri, ein Staat Galliens, sagt Plinius (XXXI, 8), hat eine ausgezeichnete, mit sehr vielen Blasen träufelnde Quelle von Rostgeschmack, was man nur erst am Ende des Trunks merkt. Sie reiniget die Körper, vertreibt die Tertianfieber und die Steinbeschwerden. Dieses Wasser wird, ans Feuer gebracht, trübe, und endlich wird es roth. Man ist geneigt, diese Heilwasser vielleicht für das heutige Spaa zu halten. Bei den Biturigern gab es große Eisenbergwerke, nämlich, wie sich Cäsar (VII, 22) ausdrückt: apud eos magnae sunt ferrariae atque omne genus cuniculorum notum atque usitatum. Auch bei der Petrokoriern fanden sich Eisenbergwerke und die Rutenen und die Gabaler hatten Silberbergwerke [3]). Sehr goldreich war damals das alte Gallien. Die Gäsaten erschienen nach Polybius (II, 31) mit goldenen Spangen am Hals und an den Armen [4]). Nach Diodor von Sicilien (V, 27), welcher außer die-

2) Nämlich Burdigalae. Mannert (Geographie der Griechen und Römer II, I. S. 114) zieht Divona, die Quelle und den Schutzgeist von Burdigala irrig zu Dueona des Ptolemäus, muthmaßlich das heutige Cahors. 3) *Strabo* IV, 2. 4) Daß die Gallier mit Gold geschmückt kämpften, hierüber sagt Plinius (XXX, 5): Gallos autem cum auro pugnare solitos, Torquatus indicio est. Auch den Galliern, welche sich in Italien niedergelassen hatten, fehlte es nicht an Gold, da auch der Padus (Po) solches führte (*Plinius* XXXIII, 21)

sem Schmucke auch goldene Panzer (χρυσοῦς θώρακας) der Gallier aufführt, hatte Galatia (Gallien) im Ganzen (τὸ σύνολον) kein Silber, aber viel Gold in den Flüssen selbst und in den Ufern derselben. Am goldreichsten war der Tarnis (Tarn), welcher von Ausonius (Ed. X, 465) durch auriferus bezeichnet wird. Strabon (IV, 2) sagt: Um denselben (nämlich den Meerbusen am Ocean) wohnen die Tarbeller, bei welchen sich die allerbedeutendsten Goldgruben befinden. Denn wenn man in den Gruben nur ein wenig gräbt, so findet man handgroße Stücke von Gold, die bisweilen nur einer geringen Reinigung bedürfen; gewöhnlicher findet es sich in kleinen Stücken und Knollen, die ebenfalls nicht viel Arbeit erfodern. Weiter unten bemerkt ebenfalls Strabon (IV, 3): Die Helvetier sollen auch reich an Gold sein, sich jedoch nichtsdestoweniger auf Raubzüge gelegt haben, als sie die Reichthümer der Kimbern sahen. Diodor von Sicilien (V, 27) handelt nicht nur von der Gewinnung des Goldes in Gallien in den Flüssen und Flußufern, und davon, wie sich Weiber und Männer mit Golde schmücken, sondern auch von dem vielen Golde, welches in den Tempeln den Göttern geweiht ward. Nach Posidonius bei Strabon (IV, 1) beliefen sich die von Cäpio, dem Anführer der Römer, in Tolosa (Toulouse) gefundenen Schätze auf 15,000 Talente, die theils in Kapellen, theils in heiligen Seen lagen, ohne Gepräge, blos rohes Gold und Silber. Nach Posidonius lieferte die Gegend viel Gold, und da die Leute gottesfürchtig waren und in ihrer Lebensart nicht viel Aufwand machten, so gab es allenthalben in Gallien viele Schätze; besonders gewährten ihnen die Seen einen sicheren Ort, um die Gold- und Silberklumpen darein zu versenken. Als sich die Römer dieser Gegenden bemächtigt hatten, verkauften sie die Seen von Staatswegen, und da fanden viele Käufer Massen von Silber (es waren also Opferseen). In Tolosa selbst war ein heiliger, von den Nachbarn sehr verehrter Tempel; deswegen häuften sich die Schätze in demselben, da Viele schenkten und Niemand sie anzurühren wagte. Die Römer beuteten Gallien auf vielfache Weise an Golde aus. So z. B. der Imperator Claudius, des Caligula Nachfolger, als er über Britannien triumphirte, zeigte er in den Titeln an, daß unter den goldenen Kronen diejenige, welche Hispania citerior beigesteuert, sieben, und diejenige, welche Gallia Comata geliefert, neun Pfund habe [5]). Vielleicht gab es in Gallien auch Platina. Plinius (XXXIII, 23) sagt: In allem Golde ist Silber zu verschiedenem Gewicht, in manchem zum zehnten, in manchem zum neunten, in manchem zum achten Theile. Nur in dem einzigen Metalle Galliens, welches Albicratense heißt, wird der 36. Theil gefunden; daher es vorzüglicher, als die übrigen. Die kupfernen Arbeiten (aerea opera) wurden nach Plinius (XXXIV, 48) nach der Erfindung Galliens (Gallarum invento) mit weißem Zinn verzinnt, sodaß man sie kaum vom Silber unterscheiden konnte. In ganz Gallien (totas per Gallias) brauchte man nach Plinius (XXXIV, 49) schwarzes Blei (nigrum plumbum) zu Röhren und Platten (laminis). In Gallien wurde nach Plinius (XXXIV, 20) das Kupfer zwischen heißgemachte Steine gegossen, damit es nicht durch die gewöhnliche Art zu schmelzen schwarz und zerbrechlich würde. Überdies wandten sie jenes Verfahren wiederholt an, und trugen dadurch zur Güte der Bronce bei. Eine Art Kupfer in Gallien wurde wegen seiner Güte zur Ehre der Gemahlin des Augustus, Livia, aes Livianum genannt, wie Plinius (XXXIV, 1) bemerkt. Von diesem Livianischen Kupfer wurde auch eine geringe Art gefunden. Bei den Aquitaniern gab es nach Cäsar (III, 21) an vielen Stellen Erz- oder speciell Kupfergruben, nämlich aerariae secturae, weshalb die Aquitanier sehr erfahren waren, Minen (cuniculos) bei Belagerungen anzulegen und dadurch den Wall der Römer zu untergraben. Alle Größe der Bildsäulen von der Art der Kolosse übertraf in dem Zeitalter des Plinius (XXXIV, 18) Zenodorus, welcher in civitate Galliae Arvernis in zehn Jahren einen Merkur verfertigte, dessen Arbeitslohn 400,000 Sestertien betrug. Nach Cornelius Nepos bei Plinius (XXXVI, 7) war der zu Formii geborene römische Ritter Mamurra, der Praefectus fabrûm C. Caesaris in Gallia, der Erste, welcher die Wände seines ganzen Hauses auf dem cölischen Berge zu Rom mit einer Kruste von Marmor überzog. Es ist, wie Plinius bemerkt, derselbe, gegen welchen Catullus (XXIX. In Caesarem) seinen Unwillen äußert, daß er alle Salbe hatte, welche Comata Gallia gehabt. Im Betreff von Steinbrüchen bemerken wir aus Strabon (IV, 1): Ungefähr 100 Stadien von Massalia kommt man an eine sehr große Landspitze in die Nähe von Steinbrüchen. Eine Art sehr kostbaren Sils (Ockers), welches lucidum (lichtes) genannt ward, kam aus Gallien, und wurde, sowie das attische, um Lichtes (lumina, Gegensatz zu umbrae, Schatten) zu malen, gebraucht [6]). Plinius (Lib. XVII. Cap. IV: De terris, quas Graeciae et Galliae jactant: genera VIII) handelt von dem Mergel in Britannien und Gallien, dessen Anwendung diese beiden Länder bereichere, gibt die verschiedenen Arten desselben an, und sagt unter Anderem: Columbinam Galliae suo nomine *eglecopalam* appellant: glebis excitatur lapidum modo etc. Im Betreff der Ubier sagt er, nachdem er den Sandmergel (marga arenacia) aufgeführt: Unter den Völkern kennen wir die Ubier allein, welche, einen sehr fruchtbaren Acker bebauend, jede Erdart drei Fuß tief aufgraben und dadurch düngen, daß sie Sandmergel in der Dicke von einem Fuß hinwerfen. Die Hedui und die Pictones haben ihre Äcker sehr ertragreich durch Kalk gemacht, welcher wahrhaftig auch für die Ölbäume und Weinstöcke sehr nützlich ist. Columella (Lib. I.) sagt in der Vorrede da, wo er von den Zufuhren, deren Rom bedürfe, handelt: et vindemias condimus ex insulis Cycladibus ac regionibus Baeticis Gallicisque. Nicht blos die südlichere Lage, sondern auch die die Nordwinde brechenden Sevennen und Jurahöhen mußten der alten Provinz, oder dem narbonensischen Gallien, ein anderes Klima geben, als Gallia Comata hatte. Die

5) *Plinius* XXXIII, 17.

6) *Plinius* XXXIII, 57.

Massilier waren, wie sich schließen läßt, die, welche die hellenischen Hauptgewächse nach dem südlichen Theile von Gallien brachten. In ihrem (der Massalioten) Gebiete, sagt Strabon (IV, 1), gedeiht der Ölbaum und der Weinstock; für das Getreide hingegen ist es wegen seines felsigen Bodens weniger geeignet, sodaß sie lieber auf das Meer, als auf das Land, ihr Vertrauen setzen, und sich mehr auf das zur Schiffahrt Nothwendige legen. Weiter oben sagt ebenfalls Strabon: Ganz Narbonitis (Gallia Narbonensis) hat dieselben Früchte, wie Italien. Kommt man aber weiter nördlich bis zum Kemmenosgebirge, so hört zwar der Bau des Öl- und Feigenbaumes auf; dagegen aber gedeihen die übrigen Früchte. Der übrige Theil des Landes ist ergiebig an Getreide, Hirse und Eicheln und aller Art Weidevieh. Keine Gegend ist ohne Anbau, außer wo dieser wegen der Sümpfe und der Wälder nicht möglich ist. Doch auch solche Gegenden sind bewohnt, mehr wegen großer Menschenmenge, als wegen ihres Fleißes. Denn die Weiber sind fruchtbar und besorgen die Kinder gut; die Männer aber lieben mehr den Krieg, als den Ackerbau. Jetzt freilich müssen sie sich mit letzterem beschäftigen, seitdem sie die Waffen abgelegt haben. Soviel sei im Allgemeinen von dem jenseitigen Gallien gesagt. So Strabon. Als sehr getreidereich läßt sich aus Cäsar (I, 10) der nordwestliche Theil der Provinz in der Gegend von Toulouse nachweisen. Die Römer freuten sich über die Gallia Narbonensis als ein Italien ähnliches Land. Mela (II, 5): Pars (Galliae) nostro mari apposita (fuit aliquando Braccata, nunc Narbonensis) est magis culta, et magis consita, ideoque laetior. Plinius (III, 5): Narbonensis provincia wird ein Theil von Gallien (pars Galliarum) genannt, welcher von dem innern Meere bespühlt wird, vormals Braccata geheißen, durch den Fluß Varus von Italien und die der römischen Herrschaft so heilsamen Bergrücken der Alpen, geschieden. Von dem übrigen Gallien aber auf der Nordseite durch die Berge Gebenna und Jura: agrorum cultu, virorum, morumque dignatione, amplitudine opum, nulli provinciarum postferenda, breviterque Italia verius, quam provincia. Columella (XXII, 23: De pice, qua utuntur Allobroges ad conditurum vini picati) beginnt: Pix corticata appellatur, qua utuntur ad condituras Allobroges, und gibt hierauf an, wie das Pech bereitet und in den Most gethan wird. Plinius (XIV, 3), wo er von den Weinarten handelt, sagt: Inter Pyrenaeum Alpesque Massilia gemino sapore, quando et condiendis pinguius gignit, quod vocant succosum Baeterrarum intra Gallias consistit auctoritas. Von den übrigen in der Narbonensis gezeugten Weinen läßt sich dieses nicht versichern, weil sie die Officin derselben (der provincia Narbonensis) dadurch schuldig machen, daß sie die Weine mittels Rauchs (fumo)[7]) färben (oder anmachen, nämlich tingentes), und wenn dieses nur nicht auch durch schädliche Kräuter und Medicamente geschähe. Sie kaufen nämlich auch Aloe, durch welche sie den Geschmack und die Farbe verfälschen. Die Form der Mehrzahl inter Gallias bei Plinius, wenn man nicht annehmen will, daß sie in Beziehung auf das cisalpinische Gallien gebraucht werde, und noch mehr die Stelle Lib. XVIII, 2: In hunc (Eurum) apiaria et vineae Italiae, Galliarumque, spectare debent, zeigen, daß schon zu des Plinius des Ältern Zeit Wein in Gallia Comata gebaut ward, und daß das Verbot, Wein zu bauen, noch nicht gegeben war. Wenn Vopiscus im Probus (18) sagt, daß Probus allen Galliern (Gallis omnibus) und den Hispaniern und den Britanniern erlaubt, Weinstöcke zu haben und Wein zu bereiten, so läßt sich schließen, daß vor Probus es eine Zeit gab, wo Gallia Comata, oder wenigstens ein Theil derselben, keine Weinstöcke pflanzen durfte. Plinius (XVII, 26) gibt die Zwischenräume der Bäume (intervalla arborum), an welchen sich die Weinstöcke ranken sollten, bei der gallischen Weincultur an: Traduces Gallica cultura bini utrinque lateribus etc. Die Gallier, als erfindungsreiche Leute, ahmten nämlich die Römer nicht blindlings nach, sondern paßten das Erlernte ihren Verhältnissen auf eigenthümliche Weise an, sodaß die Römer wieder von den Galliern lernten und die Römer die gallischen Culturarten als berücksichtungswerth aufführten. So z. B. sagt Plinius (XVII, 25) im Betreff der Beschneidung der Weinstöcke: Vernacula putatio dejectis per ramos vitium crinibus circumvestit arborem, crinesque ipsos uvis: *Gallica* in traduces porrigitur. Ausonius (Clarae urbes XIV, 2) nennt seine Vaterstadt Burdigala insignem Baccho, und führt Ed. X, 21, wo er sagt, daß ihn die Gegend an der Mosel an Burdigala erinnere, als auch der Mosel gehörig virides Baccho colles v. 20 auf, redet die Mosel v. 25 an:

Amnis odifero juga vitea consito Baccho,

und führt v. 153—161 die Vergleichung der mit Weinstöcken bewachsenen Uferhöhen der Mosel mit den von Reben des Bacchus bekleideten Uferhöhen der Garumna, auf welchen er selbst auch Weinpflanzungen hatte, weiter aus. Von Plinius (III, 5) wird die Rhone multo Galliarum fertilissimus Rhodanus amnis genannt. Auch Gallia Comata war im Allgemeinen fruchtbar. Solinus (21) sagt: Die Galliae erstrecken sich zwischen dem Rhenus und dem Pyrenäus, ebenso zwischen dem Oceanus und den Bergen Cebenna und Jura, glücklich durch überaus fette Schollen (felices praepinguibus glebis) eingerichtet, oder passend zu Hervorbringungen von Früchten (accommodatae proventibus fructuariis), und zum größten Theil bepflanzt mit Weinstöcken und Bäumen (arbustis, vornehmlich Bäumen, um den Weinstöcken zum Anranken zu dienen), mit allen Erzeugnissen zum Nutzen der Belebten sehr beseliget (omni ad usum animantium foetu beatissimae), bewässert durch Gewässer der Flüsse und Quellen, zuweilen durch heilige und dampfende Quellwasser (sed fontaneis interdum sacris, ac vaporantibus). Sie werden übel berüchtigt durch Brauch der Einwohner, welche, wie man sagt, denn ich (Solinus) nehme die Gefahr, ob es wahr ist, nicht auf mich, mit

7) Weshalb Martialis (Lib. XIII, 120. *Masilianum*) sagt:
Cum tua centenos expugnet sportula cives,
Fumea Massiliae ponere vina potes.

verabscheuungswürdiger Art von Götterdienst, mit Beleidigung der Religion, mit menschlichen Opferthieren opfern. Strabon (IV, 2) sagt: Aquitanien ist längs dem Meere größtentheils sandig und mager, und bringt nur Hirse hervor, indem es für andere Früchte weniger günstig ist. Das innere Land und der gebirgige Theil hat besseren Boden, so gegen die Pyrenäen zu das Land der Convener und die Thermen der Convener mit dem herrlichsten Trinkwasser; auch die Stadt der Auscier ist gut. Pontius Meropius Paulinus (ad Ausonium Epist. 249) sagt: Vel quia Pictonicis tibi fertile rus viret arvis. In Gallia Comata wurde schon vor der Herrschaft der Römer Getreide gebaut. So z. B. sagt Cäsar (I, 40): frumentum Sequanos, Leucos, Lingones subministrare; jamque esse in agris frumenta matura. Doch scheint im nördlichen Theile von Gallia Comata der Getreidebau damals nur sehr mäßig getrieben worden zu sein; denn Cäsar (V, 24), nachdem er angegeben, in welcher belgischen Völkerschaften Gebiet er die Legionen vertheilt habe, bemerkt: Ad hunc modum distributis legionibus, facillime inopiae frumentariae sese mederi posse existimavit. Doch kann man auch annehmen, es sei dieses Jahr grade Miswachs gewesen. Daß jedoch die Gallier im nordöstlichen Theile desselben keine großen Getreidevorräthe hatte, läßt sich daraus schließen, daß Cäsar bei der Zeit des Beginnens seiner Heerfahrten auf den Anfang der Erntezeit Rücksicht nahm. So sagt er VI: Er selbst, als das Getreide zu reifen begann (cum maturescere frumenta inciperent), zog zum Kriege wider Ambiorix (den Fürsten der Eburonen) durch den Wald Arduenna u. s. w. Arinca, welche man für eine Art Spelt oder Einkorn hält, wird von Plinius (XVIII, 19) da, wo er von den verschiedenen Getreidearten handelt, als Gallien eigenthümlich (Galliarum propria), doch auch in Italien sehr häufig aufgeführt. Von der Siligo, einer Weizenart, sagt Plinius, er möchte sie eigentlich tritici delicias (das Schooßkindchen des Weizens) nennen; die Weiße (candor) sei sowol ohne Kraft (virtute), als auch ohne Gewicht, passend für nasse Landstriche, wie sie in Italien und in Gallia Comata seien. Doch selbst auch jenseit der Alpen sei sie nur auf der Allobrogen und der Meminen Acker standhaft (pertinax); in den übrigen dasigen Gegenden gehe sie nach zwei Jahren in Weizen über. Das Gegenmittel sei, nur die schwersten Körner zu säen. Der Scheffel von gallischer Siligo (siligineae farinae modius Gallicae) gab nach Plinius (XVIII. Cap. XI) 22 Pfund (libras) Brod, und von dem Mehl der italischen Siligo zwei oder drei Pfund mehr. Von den Arten Weizen, welche nach Plinius (Lib. XVIII. Cap. XX, 2) in Rom eingeführt wurden, war der gallische und der aus der Chersonesus gebrachte der leichteste. Von den Arten des Far [8]) (einer Art Gerste) dagegen gab die Art, welche man nach Gallien benannte, und die daselbst Brace und bei den Römern Sandala hieß, und ein sehr glänzendes Korn hatte, fast vier Pfund Brod mehr, als ein anderes Far. Der bei den Galliern gebaute Weizen war nicht nur an Körnern leichter, sondern auch das Brot durch die Art, dasselbe aufgehen zu lassen, oder zu säuern, indem nämlich, wie Plinius (XVIII, 2) angibt, die Galliae und die Hispaniae Getreide (von den Weizenarten) in ein Getränk auflösten und als Sauerteig (fermentum, Gährungsmittel) gebrauchten. Aus diesem Grunde hatten sie ein leichteres Brod, als die übrigen. Da, wo Plinius (Lib. XVIII, 48) von den Arten der Pflüge handelt, sagt er: Non pridem inventum in Rhaetia Galliae, ut duas adderent alii rotulas, quod vocant planati. Die Spitze hat die Gestalt eines Spatens. Sie säen so nur auf cultivirtem und etwas neuem Erdreich. Die Breite des Schares wendet die Schollen um. Den Samen werfen sie sogleich hinein und ziehen die Eggen (rates dentatas) darüber, und er gibt Mehres über diese Art der Behandlung des Feldes an. Lib. XVIII. Cap. LXVI, wo er von den Schnittarten bei der Heuernte handelt, sagt er, nachdem er die italische Art erwähnt hat: Galliarum latifundia majoris compendii: quippe medias caedunt herbas, brevioresque praetereunt. Lib. XVIII, 72, wo er von den Arten der Getreideernte handelt, sagt er: Galliarum latifundiis valli praegrandes dentibus in margine infestis, duabus rotis per segetem impelluntur, jumento in contrarium juncto: ita direptae in vallum cadunt spicae, und weiter unten: Panicum et milium singulatim pectine manuali legunt Galliae. Auch bei den Arten von Sieben erscheinen die Gallier als Erfinder. Cribrorum genera, sagt Plinius (Lib. XVIII. Cap. XXIX, 1), Galli e setis equorum invenere, Hispani e lino excussoria, Aegyptus e papyro atque junco. Doch fehlte es auch den Galliern nicht an Flachs. Strabon (IV, 2) sagt: Bei den Cadurkern blüht der Flachsbau. Plinius (Lib. XIX. Cap. II, 2): Kein Flachs ist weißer und der Wolle ähnlicher, wie in Kissen oder Polstern (in culcitis) die Cadurci vorzüglichen Ruhm behaupten. Es ist dieses und das Stopfwerk (tomenta) eine Erfindung Galliens (Galliarum inventum), und Cap. II, 1, wo er von der Saat des Leins und dem Gewinn handelt, welchen Gallien (Galliae) von dem Flachsbau habe, sagt er: die Cadurci, die Caleti, die Ruteni, die Bituriges und die für die äußersten der Menschen erachteten Morini, ja die gesammten Galliae weben Leinwand (vela). Ob der Bardocucullus ein Oberkleid mit einer Kappe, von welchem Martialis (Lib. XIV, 126. Bardocucullus) sagt:

Gallia Santonico vestit te bardocucullo,
Cercopithecorum paenula nuper erat,

von Leinwand, oder nicht vielmehr von Wolle, von welcher wir weiter unten das Nöthige angeben, war, lassen wir dahingestellt sein. Aus dem Pflanzenreiche bemerken wir noch Folgendes: Plinius (XIX, 27), von den Arten der Pastinaken und den Pastinaken ähnlichen, aber keine Pastinaken seienden Pflanzen handelnd, sagt: Es ist auch eine vierte Art von derselben (nämlich wie das hibiscum, Eibisch) Ähnlichkeit der Pastinake, welche (Pastinake) die Unsrigen die gallische, die Griechen aber Daucon nennen. Die Zuckerwurzel (siser) selbst auch hat

8) Plinius (Lib. XVIII, 11) führt die Arten des Far nach hordeum und von tritici genera auf.

der Fürst Tiberius geadelt, indem er sie alle Jahre aus Germania foderte. Gelduba wird ein an dem Rheine gelegenes Schloß (castellum) genannt, wo vorzüglicher Adel (Vortrefflichkeit, Güte des Siser) stattfindet. Woraus hervorgeht, daß es (das Siser) für kalte Orte paßt. Lib. XIX, 32, da, wo er von den Zwiebelarten handelt, sagt ebenfalls Plinius: Genera ejus austeritatis (nämlich wie das Gythion), ordine, Africana, Gallica, Tusculana, Ascalonia, Amiternina. Lib. XXI. Cap. 50: Sponte nascentium herbarum in quibuscunque gentibus usus, führt er auf: batin hortensiam, quam aliqui asparagum Gallicum vocant. Als eine Pflanze, aus welcher ein wohlriechendes Öl bereitet ward, und als eine Heilpflanze wird von Plinius [9]) wiederholt Gallicus nardus erwähnt, ohne daß jedoch die Neueren einig sind, was für eine Nardenart darunter zu verstehen. Nach Galenus pflegten die kretischen Botaniker die Arzneien in Papierchen zu wickeln und die Namen darauf zu schreiben; so habe die Narde aus Kleinasien den Namen keltische, auch galatische und gallische erhalten. Die Benennung bezöge sich also auf Galatia (Gallograecia). Wie Plinius bemerkt, stand Nardus Gallicus im Range zwischen dem syrischen und kretischen mitten inne. Unter den Heilpflanzen werden von Plinius ferner aufgeführt der von den Griechen Erysimon genannte Irio, welchen die Gallier *Vela* nennen [10]), der in Gallia sich erzeugende Spagnos [11]) (ein wohlriechendes Moos), die Selago, von welchen die Druiden der Gallier lehrten, daß sie gegen jedes Verderben schütze, und deren Rauch gegen Augenfehler nütze [12]); das neben dem Baume Rumbotinus, wenn kein Weinstock an ihm war, von den Galliern Rhodora geheißene Kraut [13]), die Herba Chamelaea, granum cocci ferens, woraus in Gallia ein Heilsaft bereitet ward [14]); die in Hispania Vettones, in Gallia Vetonica geheißene Serratula [15]) (Betonie); das in Gallia wachsende Agaricon [16]) (Blätterschwamm); die beiden Arten von Hierabotane (Taubenkraut), von welchen Plinius [17]) sagt: Utraque sortiuntur Galli et praecinunt responsa; ein Genus Absinthii (Wermuth), welches Santonicum a Galliae civitate genannt wurde, und wol die Herba Santonica des Columella (Lib. VI. Cap. 25: Remedia ad lumbricos vitulorum) ist. Ferner werden von Plinius unter den Heilkräutern aufgeführt das von den Galliern Limeum genannte Kraut, mit welchem, als einem Medicamente, welches sie Hirschgift nennen, sie die Pfeile auf der Jagd bestreichen [18]), und die Nieswurz, von welcher Plinius [19]) sagt: Galli sagittas elleboro tingunt, circumcisoque vulnere teneriorem sentiri carnem affirmant. Über die Anwendung des Pflanzengiftes durch die Gallier zur Vergiftung der Pfeile sagt Strabon (IV, 4) im Betreff der Angaben des Artemidorus Folgendes: Auch dies gehört unter das Glaubwürdige, daß in Gallien ein Baum wachse ähnlich dem Feigenbaume, mit einer Frucht, welche dem Capitäl an einer korinthischen Säule gleiche. Wenn sie aufgeschnitten werde, so gebe sie einen tödtlichen Saft von sich, mit dem man die Pfeile vergifte. Ist dieses nicht blos Sage, so war es ein Baum, der wegen seiner schädlichen Eigenschaften nachmals ausgerottet ward. Über die Gewinnung von Farben aus Pflanzen durch die Gallier sagt Plinius (XXII, 3): Transalpina Gallia herbis Tyrium atque conchylium tingit, omnesque alios colores. Der Waid wurde in Gallia Glastum genannt; mit ihm färbten sich die Ehefrauen und Schwiegertöchter der Britannier den ganzen Körper, und gingen so gefärbt bei gewissen heiligen Handlungen nackt einher, die Farbe der Äthiopier nachahmend [20]). Vaccinia, sagt Plinius (XVI, 31), Italiae mancupiis sata: Galliae vero etiam purpurae tingendae causa ad servitorum vestes. Unter den Früchten der Obstbäume zeichnete sich Gallien durch große Äpfel aus; denn Columella (De cultu hortorum v. 411) singt:

Tempestiva manent, quae maxima *Gallia* donat.

Plinius (Lib. XV. Cap. 19: Malorum genera XXX) sagt: Nationum habent cognomen Gallica et Asiatica. Unter den Waldbäumen wurden vorzüglich die eicheltragenden berücksichtigt, weil sie den als Heilmittel benutzten Blätterschwamm trugen, wie Plinius (XVI, 13) sagt: Galliarum glandiferae maxime arbores agaricum ferunt. Da die Druiden nichts heiliger hielten, als die Mistel und den Baum, auf welchem sie wuchs, so gab es in Gallien vorzüglich Eichenhaine [21]). Wenn Plinius (XVI, 95) von den Druiden sagt: Jam per se roborum eligunt lucos, so geht daraus hervor, daß sie die Mistel, welche auch auf andern Bäumen, namentlich auch auf der Tanne, wächst, von der Eiche derjenigen von andern Bäumen vorzogen. Die Schiffe der Veneter am Ocean waren, wie Cäsar (III, 13) bemerkt, ganz aus Eiche gemacht, um jede Gewalt zu ertragen. Ihre Schiffe haben, sagt Strabon (IV, 4), einen breiten Kiel, ein hohes Vordertheil wegen der Ebbe und Fluth, und sind aus Eichenholz, woran sie Überfluß haben. Deshalb treiben sie auch die Fugen der Rippen nicht zusammen, sondern lassen Zwischenräume, welche sie mit Seegras verstopfen, damit das Holzwerk, wenn man die Schiffe auf das Land zieht, wo sie keine Feuchtigkeit haben, nicht zu sehr eintrocknen, da sich das Seegras zu Folge seiner Beschaffenheit feucht erhält, das Eichenholz dagegen trocken auch ohne ölige Feuchtigkeit. Von dem Taxusbaume sagt Plinius (XVI, 20), man habe in Erfahrung gebracht: vasa etiam viatoria ex ea vinis in Gallia facta, mortifera fuisse. Unter den Ahornarten führt Plinius (XVI, 26) auf: album quod praecipui candoris, vocatur Gallicum, in Transpadana Italia, transque Al-

---

9) Lib. XXII. Cap. 26. 27. Lib. XIII. Cap. 2. Lib. XIV. Cap. XIX, 4 et 5, in welcher letzteren Stelle für nardus *Gallicus* nardus *Celticus* gebraucht wird; Lib. XXI. Cap. 79. Lib. XXVII. Cap. 28. 10) Lib. XXII. Cap. 75. 11) Lib. XXIV. Cap. 17. 12) Lib. XXIV. Cap. 62. 13) Lib. XXIV. Cap. 112. 14) Lib. XXV. Cap. XXXVIII, 27. 15) Lib. XXV. Cap. XLVI, 35. 16) Lib. XXV. Cap. LVII, 2. 17) Lib. XXV. Cap. LIX, 4. 18) Lib. XXVII. Cap. 76. 19) Lib. XXV. Cap. 25.

20) Lib. XXII. Cap. 2. 21) Lib. XVI. Cap. 95. De Visco, historica beginnt: Non est omittenda in ea re et *Gallierum* admiratio.

pes nascens; unter den Buxusarten Lib. XVI, 28: Gallicum, quod in metas emittitur, und von der Betula (Birke), welche noch mehr an kalten Lagen sich erfreue, als selbst die Sorbus, sagt er XVI, 30: Gallica haec arbor mirabili candore atque tenuitate, terribilis magistratuum virgis. Eadem circulis flexilis, item corbium costis. Bitumen ex ea Galliae excoquunt. Von den Ulmen, welche nach Columella (VI, 3) unter allem Laubfutter das beste für das Rindvieh geben, sagt Plinius (XVI, 29), daß man eine Art derselben Gallicas nenne, und Cap. 83: Gallica vero, etiam ad currus flexibilis, vitem aemularetur ulmus, ni pondus esset in culpa. Ausonius (Clarae urbes XII. Tolosa) bezeichnet die Umgegend durch: confinia ninguida Pyrenes et pinea Cebennarum. Auch befand sich die Pimpernuß in Gallien. Plinius (Lib. XVI, 27) sagt: Est et trans Alpes arbor, simillima aceri albo materia, quae vocatur staphylodendron; dieser Baum trage Schoten (siliquas) und in ihnen Nüsse von dem Geschmacke der Haselnuß.

Von den Thieren in Gallien werden von den Alten unter andern folgende erwähnt. Plinius (VIII, 28) sagt: Die Spiele des Pompejus des Großen zeigten zuerst den Chama, welchen die Gallier rhaphius nennen. Er hat das Bild eines Wolfes und die Flecken der Parder, und VIII, 34, da, wo er von den Wölfen handelt: Es sind in diesem Geschlechte solche, welche cervarii (Hirschwölfe) genannt werden, wie ein solcher, wie wir gesagt haben, aus Gallien auf des Pompejus des Großen Arena geschaut worden ist. Es ist der rhaphius der Gallier der Luchs. Daß diese Lesart besser als die von Rufius ist, läßt sich aus dem Nordischen schließen[22]), in welcher Sprache Räf Fuchs bedeutet. *Rhaphius* leitet Leibnitz von der rapacitate ab; doch kann Rhaphius, nordisch Räf, auch mit dem lateinischen rufus, röthlich, urverwandt sein. Nachdem Plinius (VIII, 61) davon gehandelt, daß die Indier glaubten, daß die Hündinnen von den Tigern empfingen, sagt er weiter, daß die Gallier dasselbe im Betreff der Empfängniß der Hündinnen von Wölfen glaubten. Die Gallier hielten viel auf Hundezucht. Jede ihrer Heerden hatte einen von den Hunden zum Führer und Anführer (ductorem et ducem). Ihn begleiteten sie (die Hunde) auf der Jagd, ihm gehorchten sie; denn sie üben, wie Plinius weiter bemerkt, auch unter sich Vorsteherämter (magisteria) aus. Nach Strabon (IV, 5) wurden aus Britannien Häute, Sklaven und Hunde, welche gut waren, ausgeführt. Die Gallier bedienten sich derselben, sowie auch ihrer einheimischen, im Kriege. Wie die Gallier sich zur Vergiftung der Pfeile zum Behufe der Jagd gewisser Gifte aus gewissen Pflanzen bedienten, und daß eins dieser Gifte Hirschgift hieß, haben wir bereits oben bemerkt. Wie die Gallier in den übrigen Stücken, so wurden sie auch in der Jagd von den Römern beschränkt; denn diese legten in Gallien große Thiergärten an. Im überalpischen Gallien, sagt Varro (III, 12), hat Titus Pompejus eine so große Einzäunung zur Jagd (tantum septum venationis), daß er einen Ort von ungefähr 40,000 Schritten eingeschlossen hat. Columella (Lib. IX. Cap. 1. De vivariis faciendis et includendis pecudibus feris), nachdem er die Art und Weise angegeben hat, wie Thiergehege mit einer Umzäunung zu umgeben sind, fährt fort: Auf diese Weise kann man selbst die weitesten Gegenden und Striche von Bergen einschließen, wie in Gallien (sicuti Galliarum) und auch in gewissen andern Provinzen die ungeheure Größe der Örtlichkeiten (locorum vastitas) zuläßt. In Gallia Transalpina, sagt Varro (III, 12), und in Macedonia werden die Hasen sehr groß; in Hispania und Italia mittelmäßig. Eine Art von Hasen ist, welche an den Alpen geboren wird, welche darin abweichen, daß sie ganz weiß sind. Diese werden selten nach Rom gebracht. Es ist dieses der veränderliche Hase. Plinius (VIII, 81) sagt: Auch mehre Arten Hasen gibt es. Auf den Alpen weiße, von welchen man glaubt, daß ihnen in den Wintermonaten Schnee statt Speise dient. Gewiß ist, daß sie jedes Jahr, wenn der Schnee schmilzt, röthlich werden. In den Alpen, sagt Strabon (IV, 5), trifft man wilde Pferde und Stiere. Polybius erzählt auch von einem eigenen Thiere, das sich hier findet; es ist dem Hirsch ähnlich, ausgenommen am Halse und an den Haaren, in denen es dem Eber nahe kommt. Unter dem Kinn hat es einen spannenlangen, vorn mit einem Haarbüschel besetzten Knorpel, in der Dicke wie der Schweif eines jungen Pferdes. Es ist dieses eine in der Sage entstellte Beschreibung eines Rennthieres. Das Thier, welches Cäsar (VI, 27) beschreibt, kann nicht wol ein anderes Thier als das Rennthier sein, und es war ein Bewohner des großen hercynischen Waldes, welcher von den Grenzen der Helvetier und der Nemeter, der Rauraken anfing. Auch ist im Rheine bei Worms ein mit einer Steinrinde überzogenes Gehörnstück von einem Rennthiere gefunden worden. Daß auch Gallien Rennthiere haben konnte, erklärt sich, wenn wir an den Himmelsstrich gewöhnte annehmen, und zugleich aus dem Umstande, daß die Rennthiere wandern und sich im Sommer an kältere Orte ziehen, wie hier von dem Rheine im Sommer auf die Alpen. Da es im benachbarten hercynischen Walde auch Elke (Elenthiere) gab, so kann man auch von diesen annehmen, daß welche von ihnen sich auch in Gallien fanden. Die wilden Stiere des Strabon in den Alpen sind entweder der eigentliche Auerochs (bos urus), oder der uneigentlich Auerochs genannte, noch in Lithauen befindliche Wisent (Bison). Wisente lassen sich in Gallien geschichtlich nachweisen. Als König Guntramn im Vogesenwalde jagte, sah er, nach Gregor von Tours (X, 9), die Spur eines erlegten Bubuli (Wisents). Die wilden Pferde in den Alpen muß man als Abkömmlinge von verwilderten annehmen. Die Gallier, deren Stärke im Kriege auch vor der Herrschaft der Römer in der Reiterei bestand, mußten sich der Pferdezucht sehr befleißigen, welches auch von den nicht in Gallien befindlichen Kelten galt. Trebellius Pollio im Claudius IX. sagt in Beziehung auf Mösien: equarum quas fama nobilitat Cel-

22) Vergl. *S. Nilsson*, Skandinavisk Fauna, I. D. Andra Uppl. p. 125, wo die Stellen des Plinius erläutert sind.

ticarum. Solche kamen durch die Kriege des Claudius in Rössen in die Gewalt der Römer. Auch die Gallier in dem nach ihnen genannten Gallien mußten, den Römern unterworfen, ihrem Heere viele Pferde stellen, wie wir weiter unten im Abschnitte Überblick der Geschichte von *Gallia Transalpina* angeben. Cäsar (IV, 2) sagt, nachdem er im Betreff der Sueven bemerkt hat, daß die Kaufleute zu ihnen Zugang hätten, mehr um welche zu haben, an die sie das im Kriege Erbeutete verkaufen könnten, als weil sie wünschten, daß irgend eine Sache bei ihnen eingeführt werde; weiter: quin etiam jumentis, quibus maxime Gallia delectatur, quaeque impenso parant pretio, Germani importatis non utuntur. Daß Cäsar hier vorzugsweise von Pferden redet, geht aus dem unmittelbar darauf Folgenden hervor, wo er von den Reitergefechten der Sueven auf den kleinen häßlichen, aber gut geübten einheimischen Rossen handelt. Nach Plinius (XI, 109) zeigte Nero an seinen Wagen gespannte, auf dem treverischen Lande Galliens (in Treverico Galliae agro) gefundene Zwitterstuten (hermaphroditas equas), welche die Römer als Portenta betrachteten. Es waren wahrscheinlich sogenannte Hakenstuten. Wenn von Columella (XII, 57) caseus gallicus (gallischer Käse) aufgeführt und dessen Einmachung (Canditur) mit Pinienkernen, oder Haselnüssen, oder Mandelkernen angibt, so ist zweifelhaft, ob Käse aus Gallia Transalpina gemeint ist, und nicht vielmehr aus Gallia Cisalpina, wo die Rindviehzucht sehr blühte; doch wurde auch aus dem transalpinischen Gallien Käse nach Rom gebracht und frisch mit Beifall verzehrt; denn Plinius (XI, 97) sagt: Laus caseo Romae, ubi omnium gentium bona cominus judicantur e provinciis, Nemausensi praecipua, Lesurae Gabalicique pagi: sed brevis, ac musteo (wenn er frisch ist) tantum commendatio. Daß Plinius hier von Kuhkäse redet, geht aus dem Vorhergehenden und dem Folgenden hervor. Da, wo er von dem Ziegenkäse handelt, sagt er: Nam Galliarum sapor medicamenti vim habet. Im Betreff der Wolle der Schafe ist aus Strabon Folgendes zu nehmen. Die Gallier tragen, sagt er IV, 4, den Kriegsmantel, lassen ihr Haar wachsen und haben weite Hosen. Anstatt des ganzen Rockes tragen sie ein offenes Kleid bis an die Scham und die Hintertheile. Ihre Wolle ist rauh, aber kurzhaarig, aus welcher sie die dichten Mäntel machen, welche sie Länä nennen; die Römer halten auch in den nördlichsten Gegenden Schafheerden, welche ziemlich feine Wolle liefern. Plinius (VIII, 73) sagt im Betreff der Wolle: Istriae Liburniaeque pilo propior, quam lanae, pexis aliena vestibus et quam Salacia scutulato textu commendat in Lusitania. Similis circa Piscenas provinciae Narbonensis: similis et in Aegypto, ex qua vestis detrita usu pingitur, rursusque aevo durat. Est et hirtae pilo crasso in tapetis antiquissima gratia; daß die Alten sie zuverlässig gebraucht, ist Homer Gewährsmann. Anders malen diese die Gallier, anders die Völkerschaften der Parther. Lanae et per se coactam vestem faciunt, et si addatur acetum, etiam ferro resistunt: immo vero etiam ignibus novissimo sui purgamento; quippe ahenis polientium extractae in tormenti (Seiles, wofür aber wol tomenti, Stopfwerkes, zu lesen) usum veniunt, Galliarum, ut arbitror, invento: certe Gallicis hodie nominibus discernitur. Plinius bemerkt weiter, daß er nicht leicht sagen könne, in welcher Zeit dieses angefangen. Lib. VIII. Cap. 24. Genera vestium, sagt ebenfalls Plinius: Plurimis vero liciis texere, quae polymita appellant, Alexandria instituit: scutulis dividere, Gallia. Die gewöhnlichste Nahrung der Gallier war nach Strabon (IV, 4) Milch und Fleisch aller Art, vornehmlich aber Schweinefleisch[23]), frisch und eingesalzen. Die sich durch Höhe, Stärke und Schnelligkeit auszeichnenden Schweine blieben auf dem Felde, und die Gefahr, wenn man sich ihnen unvorsichtiger Weise näherte, war so groß, wie bei Wölfen. Von den Sequanern kam nach Strabon (IV, 3) das beste eingesalzene Schweinefleisch nach Rom. Von Plinius (IX, 5) werden erwähnt naufragia tergorum advectorum e Gallia, welche sich im ostiensi Hafen befanden und eine Orca (eine Art Walfisch) einluden, in den genannten Hafen zu schwimmen, um sich an ihnen zu sättigen. In Hispanien und Gallien und auf den Alpen wurde nach Plinius (X, 68) der Attagen (ein sehr wohlschmeckender hühnerartiger Vogel), auf den Alpen auch der Lagopus (das Schneehuhn), der Alpium pyrrhocorax (Alpenkrähe) und die Phalacocoraces (kahlköpfige Raben) gefangen, und das dem Ocean nächste Gallien schickte Onocrotalos (Scharben) nach Rom. Nach der fabelhaften Erzählung des Artemidorus bei Strabon (IV, 4) gab es einen Hafen am Ocean, welcher der Hafen der zwei Raben hieß; in diesem erschienen zwei Raben, deren rechter Flügel weiß war. Die, welche eine Streitsache hatten, legten an einen erhabenen Ort jeder einen Kuchen. Wessen Kuchen sie fraßen, der hatte Recht, und wessen Kuchen sie zerfetzten, Unrecht. Eine andere Sage (bei *Plinius* VIII, 43) lautete: ab ranis civitatem in Gallia pulsam. Daß Gallien sehr reich an Fröschen war, läßt sich aus der Folgezeit schließen, wo die große Zahl der Frösche die Einführung einer eigenthümlichen Frohnde zur Schweigung der Frösche veranlaßte. Doch hatten die Gewässer auch nützlichere Bewohner. Das berühmteste Beispiel bietet die Mosel, in welcher nach Ausonius (Mosella) lebten: 1) der Lucius (Hecht), vis infestissima ranis, in den stehenden Gewässern an der Mosel und in der Mosel, kam jedoch nicht auf die Tafel der vornehmen Römer, sondern wurde in den Garküchen gespeist; 2) die Perca (Stachelbarsch), wird als deliciae mensarum gepriesen, da sie wegen ihres kräftigen Geschmackes und soliden Fleisches unter allen Flußfischen den Seefischen, namentlich den Seebarben, am nächsten stehe; 3) der Capito (Großkopf); 4) die Tincae virides (grünen Schleihen), vulgi solatia; 5) die Abburni (Weißfische); 6) die Alausae (Elsen); 7) der Gobio (Bart-

23) Die Galater in Asien nahmen dagegen asiatische Ansichten an, sodaß sie, wie Pausanias und Kaiser Julianus (Orat. V. p. 332) erzählen, bei ihrem Götterdienste zu Pessinus und Hierapolis die Schweine so sehr verachteten, daß sie dieselben nicht einmal berührten.

grundel, Bachschmerl), propexi jubas imitatus Barbi; 8) der Barbus (die Barbe) im Saravus (in der Saar); 9) die Mustela (vielleicht das Neunauge, atra superne puncta notant tergum, quae lutea circuit Iris. Lubrica caeruleus perducit tergora fucus); 10) der Redo, nullo spinae nociturus acumine; 11) die Umbra (französisch l'ombre, die Äsche); 12) der Salar, purpureis stellatus tergora guttis (eine Lachsart, oder der gewöhnliche Lachs in seiner Jugend); 13) der Salmo, puniceo rutilans viscere (der Lachs); 14) der Fario, qui necdum Salmo, nec jam salar, ambiguusque amborum medio interceptus sub aevo, ein Lachs in einem gewissen Alter, oder dem Namen nach eine Forelle, nämlich die Lachsforelle; 15) der Silurus (der Wels), mitis Balaena Mosellae, Walfisch der Mosel genannt, weil er der größte Fisch derselben war. In stehendem Gewässer (stagnum) Latera geheißen, in dem nemausienser Lande (Gebiete von Nimes) in der narbonensischen Provinz, fischen, sagt Plinius (IX.), die Delphine mit dem Menschen, wenn nämlich bei der durch den Nordwind veranlaßten Strömung die Mugiles (Meeräschen) aus dem See in das Meer zurücktreten, über welches Fischen der Delphine und der Menschen sich Plinius umständlich verbreitet. Im nördlichen Gallien, sagt Plinius (IX, 39), glänzen allen Muränen auf dem rechten Kinnbacken sieben Flecke in der Gestalt des Septemtrio (des Siebengestirns) mit goldener Farbe, und verlöschen sogleich mit dem Leben. Gallien lieferte auch vorzügliche Austern. Ausonius (Epist. IX. Paulo) im Lobgedichte auf die Austern, welches beginnt: *Ostrea* nobilium coenis, sumtuque nepotum cognita, sagt v. 18—25:

> Sed mihi prae cunctis ditissima, quae Medulorum
> Educat oceanus, quae Burdigalensia nomen
> Usque ad Caesareas tulit admiratio mensas,
> Non laudata minus, nostri, quam gloria vini.

Diese Austern, aus dem Ocean der Meduler, welche burdigalensische genannt wurden, verdienen, sagt Ausonius weiter, unter allen die erste Palme. Sie haben einen fetten und weißen Bauch und einen süßen, zarten Saft, und durch schwaches Salz des Seewassers benetzt, haben sie zugleich Meergeschmack. Am nächsten, wiewol durch langen Zwischenraum getrennt, kommen die massilienfischen und die, welche Narbo am Hafen der Venus ernährt. Auch gibt es deren, welche die Austern des aremorischen Meeres (Aremorici ostrea ponti) und diejenigen, welche der Anwohner des pictonischen Ufers liest (Pictonici accola littoris), loben. Im gallischen Meerbusen um die Stöchaden genannten Inseln gab es nach Plinius (XXXII.) sehr gepriesene Korallen, mit welchen die Gallier die Schwerter, Schilde und Helme schmückten. Die früheren Hellenen glaubten, daß Gallien wegen der Kälte weder Oliven, noch Wein hervorbringe; denn die Gallier bauten damals keinen Wein, sondern bereiteten aus Gerste ihr Getränk. Plinius (XIV, 28) sagt: Est et Occidentis populis sua ebrietas, fruge madida: pluribus modis per Gallias Hispaniasque, nominibus aliis, sed ratione eadem. Jedoch die Gallier lernten auch den Genuß des Weines kennen und schätzen, und bedienten sich desselben, wie Diodor von Sicilien weiter ausführt, zur Erzeugung von Rausch und Schlaf. Die italienischen Handelsstädte benutzten die Weinliebe der Gallier, um ihre Geldliebe zu befriedigen, und führten Wein in Gallien ein, welcher auf den Flüssen und zu Wagen weiter gebracht ward, worüber sich Diodor von Sicilien (V, 25) umständlicher verbreitet. Als Hannibal über die Rhone setzen wollte, ließ er Fahrzeuge zusammenbringen, und erhielt, wie Polybius (III, 42) bemerkt, deren genug, weil es viele Handelsfahrzeuge gab wegen des Verkehrs aus dem Meere in den Rhodanus hinauf. An diesem Flusse war nach Strabon (IV, 1) Arelate ein bedeutender Handelsplatz. An der gallischen Küste des mittelländischen Meeres war Narbo der bedeutendste. Den gallischen Ocean beherrschten vor der Herrschaft der Römer, wie Cäsar (III, 8) bemerkt, die Veneti, da sie sehr viele Schiffe hatten, im Seewesen sehr kundig waren und nach Britannien zu schiffen pflegten. Sie hatten die Häfen inne, und fast Alle, welche auf diesem Meere schifften, mußten einen Zoll an sie zahlen. Auch auf den Flüssen wurde schon vor der Römerherrschaft ein Zoll erhoben; denn wie Strabon (IV, 3) bemerkt, war ein Hauptgrund des Hasses zwischen den Äduern und Sequanern der beständige Streit wegen des Flusses (des Arar, der Saone), welcher sie trennte, indem jedes Volk behauptete, der Fluß gehöre ihm, und ihm kämen daher die Zölle zu. Diesem Streite machten zwar die Römer ein Ende, aber der Handelsverkehr wurde nicht frei, da nun die Römer die gallischen Zölle für sich erhoben. So z. B. wurde in Turicum (Zürich) ein Zollstock (statio quadragesima Galliarum) angelegt, wo von allen durchgehenden Waaren dem Kaiser drittehalb Procent bezahlt werden mußte [24]).

III. Einwohner, Eintheilung und Städte von *Gallia Transalpina*. Zu Cäsar's [1]) Zeit war ganz Gallien in drei Theile getheilt, von welchen den einen die Belgier, den andern die Aquitanier, und den dritten die bewohnten, welche in ihrer Sprache Kelten, und in der Sprache der Römer Gallier genannt wurden. Diese alle waren in ihrer Sprache, in ihren Einrichtungen, und in ihren Gesetzen von einander verschieden. Jedoch hatte diese Verschiedenheit nicht bei allen in gleichem Verhältnisse statt; denn Strabon sagt Buch IV. Cap. 1: Einige unterscheiden dreierlei Völker, Aquitanier, Belgier und Kelten. Die Aquitanier sind von den übrigen ganz verschieden, und nicht blos in der Sprache, sondern auch in der Gestalt den Iberiern ähnlicher als den Galliern. Die übrigen haben zwar gallische Gesichtsbildung, aber nicht ganz dieselbe Sprache, sondern sie weichen ein wenig von den andern ab. Außer der griechischen Pflanzstadt Massilia gab es also in Gallien drei bekannte Hauptnationen: Aquitanier, Gallier in eigentlicher Bedeutung und Belgier. Das Verhältniß der Aquitanier zu diesen beiden letztern ist leichter zu entwickeln, als das der beiden letztern zu einander. Nach

24) s. *Hagenbruch*, Epist. epigraph. in *Schelhorn*. Amoenitat. Literar. T. VII.

1) De Bello Gallico Lib. I. Cap. I.

Strabon [2]) unterschieden sich die Aquitanier von dem gallischen Stamme sowol in Ansehung der Leibesbeschaffenheit, als auch der Sprache, und waren mehr den Iberern ähnlich. Durch W. v. Humboldt's [3]) Forschungen mittels Vergleichung der Namen geht hervor, daß Aquitanien nur eine Fortsetzung iberischer Wohnsitze war. Da auch einige Völkerschaften im narbonensischen Gallien an der Westseite der Rhone iberischer Abkunft waren, so läßt sich schließen, daß die Iberier vor dem Eindringen der Gallier in dem nach diesen genannten Lande viel verbreiteter waren, als später. Ein Überbleibsel der Iberier sind aller Wahrscheinlichkeit nach die Basken, und da diese ein von dem indogermanischen ganz verschiedenes Sprachsystem, welches den amerikanischen Sprachen am nächsten kommt, haben, so läßt sich schließen, daß sie von Westen, wahrscheinlich durch Verschlagung auf Schiffen [4]), nach Hispanien gekommen, und von da in Gallien eingewandert waren, und sich dort, wenn sie es leer fanden, als die ersten oder Urbewohner [5]) niederließen. Fanden sie aber, was wahrscheinlicher ist, es bewohnt, so trafen sie die ersten oder Urbewohner Europa's, die Völkerschaften finnischer Race hier, und unterwarfen sich dieselben. Ebendieses mögen auch die Ligurier gethan haben, welche wir im südlichen Gallien finden. Herodot [6]) sagt: Bei den Ligyern (Liguriern), die oben über Massalia (Massilien, Marseille) wohnen, bedeutet das Wort Sigynes [7]) Mäkler, bei den Cypriern aber Wurfspieße. Wahrscheinlich waren auch die Ligyer (Ligurier), welche den Römern unter Marius wider die Ambronen und Teutonen in beiden Schlachten bei Aquae Sextiae beistanden, den Römern nicht aus Italien zugezogen, sondern hatten sich zwischen den Alpen und der Rhone wohnend, an die Römer wider die Ambronen und Teutonen angeschlossen [8]). Strabon (IV, 6) sagt Folgendes: Der Rhodanus ist von Antipolis etwas weniger als 200 Stadien entfernt. Von da bis Massalia und etwas höher hinauf sitzt das Volk der Salyer in den an die Küsten stoßenden Alpen, und auch zum Theil an der Küste selbst, vermischt mit den Griechen. Die älteren hellenischen Schriftsteller geben den Salyern den Namen Ligyer, und die Gegend, welche die Massalioten inne haben, nennen sie die ligysche (ligustische, ligurische); die Spätern nennen sie Keltoligyer, und theilen ihnen noch die Ebene zwischen Luerio und dem Rhodanus zu, von wo sie mit ihrem Heere zu Fuß und Pferd einen Zug unternahmen, getheilt in zehn Abtheilungen. Diese waren die ersten unter den Galliern (d. h. hier den Bewohnern Galliens) jenseit der Alpen, die von den Römern besiegt wurden, welche lange Zeit mit ihnen und den Ligyern (d. h. den übrigen Liguriern) zu kriegen hatten, indem sie ihnen den Weg nach Iberien an der Küste hin versperrten. Sie machten ihre Raubzüge sowol zu Wasser als zu Lande, und waren so mächtig, daß kaum große Heere auf dem Wege bei ihnen durchkommen konnten. Und selbst nach 80jähriger Anstrengung brachten es die Römer kaum dahin, daß die Landstraße bis auf zwölf Stadien landeinwärts sicher war. Nach dieser Zeit überwanden sie dieselben gänzlich, ordneten ihre Verfassung, und legten ihnen einen Tribut auf. Plinius (III, 17) sagt: Ligurum celeberrimi ultra Alpes Sallucii, Deciates, Oxybii: citra, Veneti etc. Buch II, 2. §. 6 sagt Strabon, daß die Alpen viele keltische Völkerschaften in sich fassen, außer den Ligyern, welche von andrer Volksthümlichkeit (ἑτεροέθνεις) seien (zu einem andern Volke gehören), aber an Lebensweise nahe kommen. Auch andere alte Schriftsteller [9]) unterscheiden die Ligyer bestimmt von den Galliern. Neuere glauben die Schwierigkeit zu mindern, wenn sie den Ligyern Verwandtschaft mit den Galliern zuschreiben. Aber sie mehren dadurch die Schwierigkeit nur. Aus den Ergebnissen der französischen Forschungen über die körperliche Natur der alten Gallier und deren Einfluß auf das Äußere der heutigen Franzosen stellt man nämlich Folgendes auf: Die Galen haben eine mehr runde als längliche Bildung des Hauptes, große Augen, die Augenknochen voll, ohne hervorragend zu sein, gerade Nase, nach Unten zu etwas breit gehabt. Sie seien mehr braun als blond und von dunklem Haare gewesen. Die Kymri seien größer als ihre Stammgenossen gewesen,

2) Buch IV. Cap. 2. 3) Prüfung der Untersuchungen über die Bewohner Spaniens. 4) Daß solche und ähnliche Verschlagungen vorkamen, geht aus Plinius (Lib. II. Cap. 67) hervor: Idem Nepos de septemtrionali circuitu tradit, Quinto Metello Celere, L. Afranii in Consulatu collegae, sed tum Galliae proconsuli, Indos a rege Suevorum dono datos, qui ex India commercii causa navigantes, tempestatibus essent in Germaniam abrepti. Ob es wirklich Indier waren, ist zweifelhaft. Wahrscheinlich waren sie von einem amerikanischen Volke, das in der Schiffahrt weiter war, als wir die Amerikaner zur Zeit der Entdeckung ihres Welttheiles durch Columbus finden, und welches zur Zeit desselben untergegangen war. 5) Da der Ausdruck Urbewohner vieldeutig ist, so bemerken wir, daß wir keine Aborigenen oder Autochthonen darunter verstehen, sondern die ersten Einwohner eines Landes, wenn sie auch einwanderten, falls sie nur das Land von Menschen unbewohnt fanden. Humboldt (S. 163) rechnet Aquitanien zu den ursprünglichen Wohnsitzen der Iberier. Dieses kann jedoch nur den Sinn haben, daß Iberier früher im Osten der Pyrenäen sich fanden, als Gallier. Niebuhr (Römische Geschichte. II. Ausg. 2. Th. S. 584) sagt, daß es nach keiner Hypothese glaublich sei, daß die Iberier Aquitanien nicht durch Eroberung inne gehabt. Daß sie es erobert, ist das Wahrscheinlichste, aber dunkel ist, von wem. Am wenigsten wahrscheinlich ist, daß sie schon Gallier darin fanden. Unter den uns bekannten Völkerschaften waren es entweder Ligurier, oder fanden sich diese später in Gallien, als die Iberier, Finnen, welche man als die ältesten Bewohner Europa's annehmen muß. 6) Buch V. Cap. 9. Über die Ligurier in der Gegend von Massilien s. auch *Scylax* in Geogr. minor. Graecis T. I. p. 2, und *Scymnus Chius* v. 200. 7) Ein Volk im Norden des Isters (der Donau), welches Herodot (V, 9) beschreibt.

8) Zwar sagt Plutarch im Marius Cap. 19: *τῶν δ' Ἰταλικῶν πρῶτοι καταβαίνοντες ἐπ' αὐτοὺς* (nämlich gegen die Ambronen) *Λίγυες*; aber er nennt sie aller Wahrscheinlichkeit nach italische, nicht, weil er glaubt, daß diejenigen Ligyer (Ligurier), welche den Römern beistanden, den Römern aus Italien zugezogen seien, sondern weil er annahm, daß die Ligyer, welche zwischen der Rhone und den Alpen wohnten, aus Italien stammten, und aus diesem Lande dahingezogen und sich dort niedergelassen; doch auch umgekehrt können die Ligurier in Italien von denen in Gallien abstammen. 9) s. die Stellen bei Ukert, Geographie der Griechen und Römer. 2. Th. 2. Abth. S. 289. Wenn auch die Angabe des Porcius Cato, welche Dionysius von Halikarnaß (I, 9) anführt, daß die Ligurier von Griechen abstammten, welche lange vor dem trojanischen Kriege auswanderten, nur muthmaßliche Geltung haben kann, so zeigt sie doch auch, daß man die Ligurier und Gallier von einander unterschied.

und haben feinere Glieder und hohe Stirn gehabt, und blond ausgesehen. Obgleich die Gallier später mit Römern und Franken vermischt worden, so lassen sich doch, da wenigstens neun Zehntheile der Franzosen keltischen Ursprunges seien, diese Unterschiede in den Provinzen, wo vorzugsweise Galen und Kymri sich niedergelassen, noch heute erkennen. In Burgund, Dauphiné, Languedoc sei in der physischen Bildung der Bewohner der keltische Typus der Galen, in Bretagne, Berry, Ile de France, Champagne der der Kymri vorherrschend. Es sei nicht so gar selten, bei einiger Aufmerksamkeit, einem Galen oder Kymri von ungemischtem Blut, oder einem solchen, in welchem der ursprüngliche, aber dann und wann unterbrochene Typus seiner Vorfahren sich wiederhergestellt, in den Straßen von Paris zu begegnen[10]). Die Alten legen jedoch den Galliern überhaupt röthliches Haar, blaue Augen, weiße Hautfarbe und großen Körperbau bei. Der Unterschied zwischen Galen und Kimri in dieser Beziehung aufgestellt, ist also wie überhaupt unhaltbar. Daß die Bewohner in Burgund, Dauphiné und Languedoc die angegebene physische Bildung haben, rührt aller Wahrscheinlichkeit nach davon her, daß hier, als die Gallier eindrangen, eine zahlreichere frühere Bevölkerung Ligurier oder Iberier oder andere jetzt unbekannte, nicht gallische Völkerschaften vorfanden, mit welchen sie sich vermischten, wodurch, da die Zahl der Gallier die Minderzahl war, sich nach und nach der keltische Typus verlor. Von dem Namen Kymri ist nur soviel zu brauchen, daß die Nachkommen der Briten in Wallis, Cornwallis und Niederbretagne sich noch jetzt so nennen. Doch hat man viele Hypothesen darauf gebaut[11]). Wenn Josephus sagt: *τοὺς νῦν ἀφ' Ἑλλήνων Γαλάτας καλουμένους Γομάρεις δὲ λεγομένους, Γόμαρος ἔκτισε*, so ist dieser Stammvater zwar nur muthmaßlich, aber es läßt sich aus dieser Stelle entnehmen, daß die Benennung Kymri nicht blos auf die Belgier in dem nach ihnen genannten Lande und in einem Theile von Britannien zu beziehen, sondern auf die gesammten Gallier auszudehnen. Wir können also den Namen Kymri blos auf die Belgier und ihre Nachkommen angewendet, nicht brauchen. Nach dem Berichte der Gesandten der Remer (Rheimser) bei Cäsar (II, 4) waren die meisten Belgier von den Germanen entsprossen. Namentlich waren nach Tacitus (Germ. 28) die Treverer und Nervii ehrgeizig im Betreff der Affectation des germanischen Ursprungs, gleich als wenn sie durch diesen Ruhm des Blutes von der Ähnlichkeit mit den Galliern und der Thatlosigkeit derselben unterschieden würden. Es fragt sich nun, hatten die meisten der Belgier, als sie vor Alters über den Rhein gingen, und wenn sie wirkliche Germanen waren, schon den Namen Belgier, oder erhielten sie ihn erst von dem eroberten Lande. Letzteres ist wahrscheinlicher, und man kann mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Teutschen wiederholt über den Rhein gingen, und die keltischen Bewohner von Belgien theils vertrieben, theils sich unterwarfen. Die vertriebenen keltischen Bewohner Belgiens gingen vornehmlich nach Britannien und Irland und hatten sich nicht mit den Germanen gemischt. Die Unterworfenen thaten dieses, und es entstand eine Mischlingssprache, welche der gallischen Sprache ähnlicher, als der teutschen war. Hiergegen scheint die Angabe der Gesandten der Remer (Rheimser) zu streiten, plerosque Belgas esse ortos a Germanis. Aber dieses bezieht sich wol auf den herrschenden Stand, und der Sinn ist, daß der herrschende Stand der meisten Staaten Belgiens von germanischer Abkunft sei, nicht aber die größere Zahl der Bevölkerung überhaupt. Die Grenzen der Belgier, sowie der zwei andern Hauptnationen gibt Cäsar (I, 1) auf diese Weise an: Die Gallier scheidet von den Aquitaniern der Fluß Garumna (die Garonne) und von den Belgiern die Matrona (Marne), und die Sequana (Seine), und weiter unten der Theil derselben, von welchem gesagt ist, daß ihn die Gallier bewohnen[12]), fängt von dem Flusse Rhodanus (Rhone) an, wird von dem Flusse Garumna, dem Ocean, und den Grenzen der Belgier umfaßt, und berührt auch auf der Seite der Helvetier und Sequaner[13]) den Fluß Rhenus, ist gegen Norden gekehrt. Die Belgier fangen von den äußersten Grenzen Galliens an, gehören zu dem untern Theile des Flusses Rhenus, schauen gegen Norden und Osten: Aquitanien schaut von der Seite des Flusses Garumna an den pyrenäischen Bergen und demjenigen Theile des Oceans, welcher zu Hispania gehört, zwischen den Untergang der Sonne und den Norden. Strabon (II, 2. §. 6), nachdem er Iberien beschrieben hat, sagt über die Ausdehnung Galliens: Hierauf gegen Osten bis an den Fluß Rhenus folgt Galatia, dessen nördliche Seite ganz von dem britannischen Meere bespühlt wird; denn diese Insel liegt Galatien, soweit beide Länder reichen, grade gegenüber, in einer Lage von ungefähr 5000 Stadien. Die Ostseite ist vom Fluß Rhenus, der mit den Pyrenäen parallel läuft, eingeschlossen; die Südseite theils von den Alpen gegen den Rhenus zu, theils von dem äußern Meere, da, wo der galatische Busen sich

10) Ed. Arnd, Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes. I. Bd. S. 66. 11) Außer den im Art. Galli unter der Rubrik Sprache angeführten Schriftstellern s. *Amadée Thierre*, Histoire des Gaulois.

12) Es ist dieses Land der eigentlichen Kelten oder Gallier in dem nach ihnen genannten Lande. Es ist das Land, von welchem Livius (V, 34) sagt: Celtarum, quae pars Galliae tertia est, penes Bituriges summa imperii fuit: ii regem Celtico dabant. *Plinius* Lib. IV. Cap. 31: Gallia omnis Comata uno nomine appellata, in tria populorum genera dividitur, amnibus maxime distincta. A Scalde ad Sequanam Belgica. Ab eo ad Garumnam Celtica, eademque Lugdunensis. Inde ad Pyrenaei montis excursum Aquitanica, Aremorica ante dicta. *Ammianus Marcellinus* Lib. XV: Temporibus priscis cum laterent hae partes ut barbarae, tripartitae fuisse creduntur, in Celtas eosdem Gallos divisae et Aquitanos et Belgas, lingua, institutis, legibus discrepantes, et Gallos qui sunt Celtae, ab Aquitanis Garumna disterminat flumen etc. Er beschreibt nun den Lauf der Garonne, und sagt, daß dieses Volk (die eigentlichen Gallier) von den Belgiern die Matrona und Sequana scheide. Mit den Benennungen Keltenland und Gallien beschäftigt sich vornehmlich *Schoepflin*, Vindiciae Celticae. 13) Der sehr hohe Berg Jura, wie ihn Cäsar (I, 2) nennt, machte die Grenze zwischen den Sequanern und den Helvetiern. Über die Grenze dieser letzteren s. die Allgem. Encykl. d. W. u. K. 2. Sect. 5. Th. S. 214. Lib. I. Cap. 3 läßt Cäsar den Orgetorix sagen: quin totius Galliae plurimum Helvetii possent.

befindet, an dem die berühmten Städte Massalia und Narbon liegen. Diesem Busen gegenüber, auf der entgegengesetzten Seite, ist ein anderer, auch galatischer Busen geheißen, der nach Norden zu und gegen Britannien liegt. Hier hat Galatia seine geringste Breite. Denn es zieht sich in eine Landenge zusammen, von weniger als 3000, jedoch mehr als 2000 Stadien. In der Mitte ist senkrecht gegen die Pyrenäen ein Bergrücken, das kemmenische (sevennische) Gebirge geheißen, welches in den mittleren Gegenden des eigentlich sogenannten Keltenlandes endet. Die Alpen, ein sehr hohes Gebirge, machen eine Bogenlinie, deren äußere Seite gegen die genannten Gegenden Galatia's und das kemmenische (sevennische) Gebirge sieht, die innere gegen Ligustica (Ligurien) und Italien. Im IV. Buche Cap. 1 faßt er dieses wieder kurz zusammen, nämlich Galatia wird gegen Westen durch die pyrenäischen Gebirge, welche an beide Meere, an das innere [14]) sowol als an das äußere [15]), stoßen, begrenzt. Gegen Osten läuft der Rhenus parallel mit den Pyrenäen; was die Nord- und Südseite betrifft, so wird jene vom Ocean umflossen, von der nördlichen Spitze der Pyrenäen bis zu dem Ausflusse des Rhenus. Auf der entgegengesetzten Seite ist das Meer von Massalia und Narbon, und die Alpen, die bei Ligustica beginnen und bis an die Quellen des Rheines gehen. Rechtwinkelig mit den Pyrenäen zieht sich das kemmenische Gebirge durch das Land, und endet in der Mitte bei Lugdunum; es hat eine Ausdehnung von ungefähr 2000 Stadien. Aquitanier hat man diejenigen genannt, welche die Striche nördlich über den Pyrenäen und dem Kemmenus bis an den Ocean innerhalb des Flusses Garuna (Garonne) inne haben; Kelten, die auf der andern Seite wohnen, und an dem Meere bei Massalia und Narbon, und auch noch zum Theil an den Alpen; Belgier die übrigen Küstenbewohner des Oceans bis zu den Rheinmündungen, sowie auch einige derjenigen, welche an dem Rhein und den Alpen wohnen. So sagt nämlich, bemerkt Strabon, der göttliche Cäsar, in seinen Denkwürdigkeiten, Cäsar Augustus aber theilte es (Gallien) in vier Theile: die Kelten schlug er zur narbonischen Provinz, die Aquitanier ließ er wie jener (nämlich ὁ ϑεὸς Καῖσαρ), fügte aber noch 14 Völker (ἔϑνη) von den zwischen der Garuna und dem Flusse Liger Wohnenden hinzu. Das Übrige theilte er in zwei Theile, den einen bis zu den oberen Theilen des Rheines schlug er zu Lugdunum, den andern aber zu den Belgiern. Demnach bestand Gallia Transalpina, als seine Grenzen noch bis an den Rhein reichten, also Gallia Antiqua Transalpina, aus 1) Narbonensis, 2) Aquitania, 3) Lugdunensis Gallia, 4) Belgica. Als aber die beiden letzteren verkürzt wurden, und Gallien nicht mehr an den Rhein reichte, kam noch hinzu Germania Cisrhenana, welches in zwei Provinzen getheilt war, und das vormalige alte Gallien war außer den vier oben genannten Theilen des neueren Gallien zertheilt in 5) Germania superior und 6) Germania inferior. Demnach bestand das neuere Gallien aus sechs Theilen:

14) Das mittelländische. 15) Der Ocean.

A. *Gallia Narbonensis*, griechisch *Ναρβωνῖτις*, mit anderer Benennung *Provincia Romana*, wovon sich die Benennung Provence herschreibt. Das Narbonensische hieß es von seiner Hauptstadt Narbo. Sein früherer Name war *Gallia Braccata*, sowie Mela (II, 5) bemerkt: Fuit aliquando Braccata, nunc Narbonensis, und Plinius (III, 5): Narbonensis provincia appellatur pars Galliarum, quae interno mari alluitur, Braccata ante dicta. Die Benennung Braccata hatte es von dem Umstande, daß die Einwohner Bracken (lange, weite Beinkleider) trugen. Diese Benennung macht den Gegensatz zu Gallia Togata, d. h. Gallia Cisalpina sive Citerior, und hätte auch dem vorzugsweise keltischen genannten Gallien beigelegt werden können. Aber dieses ward später Provinz, als das narbonensische Gallien. Die Benennungen Gallia Braccata, Narbonensis, Provincia Romana machten den Gegensatz zu der Benennung Gallia Comata, nämlich dann, wenn man die alte Eintheilung Galliens vor Augustus berücksichtigt, nämlich die Eintheilung, nach welcher ein Theil der Kelten noch nicht zur Provincia Narbonensis geschlagen waren [16]). Ptolemäus gibt der Narbonitis in seiner Zeichnung die Gestalt eines Parallelogrammes [17]), und Strabon veranschaulicht dieses auf folgende Weise. Die Gestalt dieses Landes ist ein Parallelogramm, dessen Westseite die Pyrenäen, dessen Nordseite die kemmenischen Gebirge beschreibt. Von den beiden übrigen bildet das Meer zwischen den Pyrenäen und Massalia die Südseite; die östliche wird zum Theil von den Alpen sammt einem Stück zwischen den Alpen, welches in gerader Linie mit diesen fortläuft,

16) Mela, welcher Lib. II. Cap. 5 von der Gallia Narbonensis gehandelt hat, sagt Lib. III. Cap. 2 in Beziehung auf das übrige Gallien: Regio, quam incolunt, omnis Comata Gallia: drei höchste Namen der Völker (populorum) sind, und werden von sehr großen Flüssen begrenzt. Es reichen nämlich von dem Pyrenäus bis zu der Garumna die Aquitanier, von ihr bis zur Sequana die Kelten und von da bis an den Rhein die Belgen. Die berühmtesten der Aquitanier sind die Ausci, der Kelten die Hedui, der Belgen die Treveri, und die mächtigsten Städte bei den Trevirern Augusta, bei den Heduern Augustodunum, bei den Auscis Eliumberrum. *Plinius* Lib. IV. Cap. 31: Gallia omnis Comata uno nomine appellata, in tria populorum genera dividitur, und führt nun die Grenzen 1) von Belgica, 2) von Celtica und Lugdunensis und 3) von Aquitanica auf. Hieraus und aus dem, was Mela sagt, geht hervor, daß Gallia Comata den Gegensatz zur Provincia Romana macht. Wenn Plinius (XI, 47) da, wo er von den Haupthaaren der Menschen handelt, sagt: Atque etiam nomina ex eo Capillatis Alpium incolis, Galliae Comatae, so ist, wenn wir den Ausdruck Gallia Comata mit dem, was wir angeführt haben, vergleichen, deutlich, was darunter zu verstehen, nämlich das belgische, das keltische, das lugdunensische und das aquitanische Gallien. 17) Dieses rührt daher, daß nach der Meinung der Alten die Pyrenäen beinahe grade nördlich in die Höhe liefen; weshalb der mitten aus den Pyrenäen seinen Ursprung nehmende Gemmenus ununterbrochen sich nach Osten forterstrecken und eine ziemlich gerade Linie bilden konnte. Hierdurch erhielt man die Gestalt eines länglichen Vierecks, dessen rechte Seite allein durch den Busen eine gekrümmte Richtung bekam. Weil aber in der Wirklichkeit die Sevennen aus den Pyrenäen grade nördlich aufsteigen und erst über Languedoc ihren Lauf westlich nehmen, so bilden die Grenzen von Gallia Narbonensis eher die Figur eines Bogensegments, als ein Parallelogramm. Vergl. Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 2. Th. 1. H. S. 52.

und den höchsten Gegenden des Cemmenus [18]), welche an den Rhodanus stoßen und mit der vorhin genannten, von den Alpen fortlaufenden geraden Linie einen rechten Winkel bilden, beschrieben. Außerhalb der angeführten Gestalt liegt an der Südseite die Küste, welche von den Massalioten und Salyern bis zu den Ligyern (Liguriern) gegen die Grenzen Italiens und den Fluß Varus bewohnt wird. Dieser ist die Grenze von Narbonitis (und Italien); im Sommer ist er klein, im Winter dagegen oft sieben Stadien breit. Von diesem Fluß erstreckt sich die Küste bis an den Tempel der pyrenäischen Aphrodite, die Grenze zwischen dieser Provinz und Iberien. Nach der Angabe Einiger ist der Ort, Tropäa Pompeji, die Grenze von Iberien und Gallien. Von hier bis Narbo sind 63 Millien, von Nemausus durch Ugernum und Tarasko bis in die warmen Bäder von Aquä Sextiä, nahe bei Massalia 53, von da bis Antipolis [19]) und zum Flusse 73, also im Ganzen 277 (Millien). Einige rechnen von Aphrodisium bis an den Varus 2600; andre fügen noch 200 hinzu, denn sie stimmen in den Entfernungen nicht überein. Der andere Weg läuft durch das Gebiet der Vocontier und das kottische Land; bis nach Ugernum und Tarascon geht ein Weg von Nemausus (Nimes). Von hier aber bis an die Grenzen der Vocontier und den Anfang des Überganges über die Alpen durch die Durentia und (die Stadt) Kabellio sind es 603 Millien, und dann wieder von hier bis zu den Grenzen der Vocontier gegen das Gebiet des Kottius bis an das Dorf Ebrodunum 99; ferner ebenso viel durch das Dorf Brigantium von Scingomagus und den Übergang über die Alpen bis nach Ocelum, der Grenze des kottischen Landes. Von Scingomagus an heißt es schon Italien; es ist aber von hier bis Ocelum 27 Millien. Ebenso wie Strabon rechnen auch die beiden Itineraria Antonini und Hierosolymitanum die Grenzen der Gallia Narbonensis in Beziehung auf Italien. Nach Ptolemäus dagegen reichen die Grenzen derselben gegen Osten im inneren Lande bis unter den 24. Grad der nördlichen Länge. Weiter unten sagt Strabon: Was den vorhin angegebenen Weg betrifft, so gibt es einen geraden nach den Alpen zu, wie ich gesagt habe, dies ist der kürzere durch das Gebiet der Vocontier; der Weg längs der massiliotischen und ligurischen Küste hingegen ist zwar der längere, gewährt aber einen leichteren Übergang nach Italien, da hier die Gebirge nicht mehr hoch sind. Nemausus (Nismes) ist vom Rhodanus ungefähr 100 Stadien entfernt, wo auf dem gegenüberliegenden Ufer das Städtchen Tarascon ist, von Narbo aber 720. Plinius (Lib. III. c. 5) sagt: die Länge der Provincia Narbonensis gibt Agrippa auf 270,000 Schritte, die Breite auf 248,000 an. Aber die Breite ist sehr ungleich, da die sie einschließenden Gebirge nicht in gleicher Entfernung von der See hinlaufen. Außer diesen sie einschließenden Gebirgen hat sie auf der Ostseite viele Berge, als Fortsetzungen der Alpen. Polybius (II, 14) läßt etwas oberhalb Massilia die Alpen ihren Ursprung nehmen, weil bis hierher die Berge reichen. Weiter östlich läßt das ganz nahe an die Küste sich drängende Gebirge oft kaum einen dürftigen Weg zu der über die Seealpen nach Italien führenden Straße. Ausonius Clarae urbes. XIII. Strabon beschreibt die Grenzen der nach Narbo, als Hauptstadt genannten Provinz auf folgende Weise:

> Nec tu, Martie Narbo silebere, nomine cujus
> Fusa per immensum quondam Provincia regnum,
> Obtinuit multos dominandi jure colonos.
> Insinuant qua se Sequanis Allobroges oris:
> Excluduntque Italos Alpina cacumina fines:
> Qua Pyrenaicis nivibus dirimuntur Iberi:
> Qua rapitur praeceps Rhodanus genitore Lemano,
> Interiusque premunt Aquitanica rura Cebennae,
> Usque in Tectosagos primaevo nomine Volcas,
> Totum Narbo fuit; tu Gallia prima togati
> Nominis attolis Latio proconsule fasces.
> Quis memoret, portusque tuos, montesque lacusque?
> Quis populos vario discrimine vestis et oris?

Der Ausdruck togati nominis bezieht sich nicht auf Gallia, denn das cisalpinische Gallien hieß Gallia Togata, sondern auf fasces, nämlich fasces togati nominis, d. h. der Römer. Gallia prima wird die narbonensische Gallia im Gegensatz zu Gallia Comata genannt. Beide zusammen hießen Galliae. Da von den ältesten Hellenen längs der Küste hin blos Ligyer und Iberier genannt werden, so nimmt man an, daß die Geschichte die Volcae, welche im Westen der Rhone wohnten, als Eingewanderte kenne. Wahrscheinlich hatte sich hier aus ihnen und den Iberiern ein Mischlingsvolk gebildet. Als Mischlingsvolk der Kelten mit den Ligyern (Liguriern) war aller Wahrscheinlichkeit nach der von dem Rhodanus bis gegen den Fluß Varus hin und von der Durentia (Durance) bis an die Küste wohnende Stamm der Sallurier oder Salyer [20]). Außer diesen, welche unter den vier Hauptvölkern im Osten der Rhone am südlichsten wohnten, sind die drei andern Hauptvölker östlich von dem genannten

18) Vergl. *Mela* Lib. II. Cap. 5: Gallia Lemano lacu et Cebennicis montibus in duo latera divisa, atque altero Tuscum pelagus attingens, altero Oceanum, hinc a Varo, illinc a Rheno ad Pyrenaeum usque promittitur. Pars nostro mari apposita (fuit aliquando Braccata, nunc Narbonensis), est magis culta, et magis consita, ideoque etiam laetior. *Plinius* Lib. III. Cap. 5: Narbonensis provincia appellatur pars Galliarum, quae interno mari alluitur, Braccata ante dicta, amne Varo ab Italia discreta, Alpiumque vel saluberrimis Romano imperio jugis. A reliqua vero Gallia latere septemtrionali, montibus Gebenna et Jura. *Solinus* Cap. 21: Galliae inter Rhenum et Pyrenaeum, item inter Oceanum et montes Cebennam et Juram porriguntur. 19) Antibes.

20) Strabon (IV, 1), nachdem er von Massalia gehandelt hat, fährt fort: Nun wendet sich das Gebirg der Salyer von Abend mehr nach Norden, und entfernt sich etwas weiter vom Meere, und die Küste beugt sich gegen Westen. Hierauf handelt er von dem gallischen Meerbusen; s. den Art. Gallicus sinus. Weiter unten sagt er: Wenn man von Massalia weiter in die zwischen den Alpen und dem Rhodanus gelegene Gegend bis zu dem Flusse Durentia kommt, so wohnen daselbst die Salyer auf 300 Stadien. Hierauf gelangt man zu Schiffe in die Stadt Kaballio (Cavaillon), und von da gehört die ganze Gegend den Kavarern an, bis an die Vereinigung des Isarflusses mit dem Rhodanus. Hier stößt auch der Cemmenus an den Rhodanus. Von der Durentia bis hierher sind 700 Stadien. Die Salyer bewohnen daselbst die Ebenen und die angrenzenden Gebirge. Über den Kavarern sitzen die Vocontier, Tricorier, Iconier und Medulier.

Fluß die Kavarer, welche längs der Rhone, soweit das Land reichte, wohnten, und die Vocontier, welche östlicher auf den Seitenbergen, welche die Alpen von sich schicken, ihre Sitze hatten, und sich mit den Kavarern in das Land zwischen der Durentia und dem Isar theilten, und die am nördlichsten längs der Rhone, so lange sie ihren Lauf westlich hält, und gegen Süden bis an die Isere sitzenden Allobroger. Diese vier Hauptvölker theilten sich in das Land im Osten der Rhone bis zu der größten Höhe der Alpen. Die im Westen der Rhone wohnenden Volcä, welchen keltischen Stamm wir auch in Germanien als Volcae Tectosages finden, sowie auch Tectosages Phrygien besetzten, zerfielen in der narbonischen Provinz in zwei Unterabtheilungen, nämlich in die Volcae Aricomisci [21]) am Rhodanus, längs der Seeküste, deren Hauptort Nemausus (Nimes), und in die Volcae Tectosages, welche westlicher wohnten, und deren Hauptort Tolosa (Toulouse) war. Bis hierher von den Pyrenäen her wohnten längs der Küste und in den Bergen, die Bebryces, ein kleines Volk iberischer Abkunft, wie man annimmt. Sie gehören zu den kleineren Völkern, welche Strabon wenigstens in der Gestalt seines Werkes, in welcher es auf uns gekommen ist, nicht nennt. Er sagt nämlich IV. Buch Cap. 2: An dem Cemmenusgebirge an seiner Südseite bis zu den Landspitzen wohnen die tectosagischen Völker und einige andere. Von den andern werden wir später reden (was aber entweder nicht geschehen ist, oder wenn es geschehen, nicht bei der Beschreibung von Narbonitis, sondern erst bei der Beschreibung von Aquitania). Die sogenannten Tectosagen nähern sich den Pyrenäen, reichen aber noch bis an die nördliche Seite der Cemmenen, und bewohnen ein goldreiches Land. Sie scheinen früher sehr mächtig und volkreich gewesen zu sein, sodaß sie bei einem Aufstand eine große Menge aus ihrer Mitte aus dem Vaterlande vertrieben, mit denen sich dann andere Horden von andern Völkern verbanden. Diese waren es, die Phrygien, da wo es an Kapadocien und Paphlagonien grenzt, besetzten. Denn was von jenen drei Völkern um die Stadt Ancyra wohnt, heißt Tectosager; die zwei übrigen werden Trokmer und Tolistoboger genannt; daß auch diese aus Gallien ausgewandert sind, beweist ihre Verwandtschaft mit den Tectosagern. Da aber Strabon von keinen Trokmern oder Tolistobogern, die jetzt noch diesseits oder jenseits oder in den Alpen selbst wohnten, weiß, so nimmt er an, daß sie wahrscheinlich bei den vielen Auswanderungen verschwunden seien, wie es mit mehren andern Völkern gehe. Diese Annahme Strabon's rührt daher, daß er die Gallier als Ureinwohner des nach ihnen genannten Landes annimmt. Wahrscheinlicher hatten die Tectosager, welche sich in Phrygien niederließen, von den hercynischen Wäldern aus, wo sich zu Cäsar's Zeit noch Volcae Tectosages fanden, ihren Raub- und Eroberungszug gegen Macedonien, Hellas und Kleinasien angetreten. Bei Angabe der Flüsse und Orte wollen wir der Ordnung folgen, welche Plinius (III, 5) hat, indem er die Formula zu Grunde gelegt hat, und fügen aus andern Schriftstellern die nöthigen Bemerkungen hinzu. Plinius sagt: An der Küste die Region der Sarder, und drinnen der Consuaraner. Die Flüsse Tecum, Vernodubrum. Die Nichthauptstädte (oppida): Illiberis, die schwache Spur einer weiland großen Hauptstadt (urbis), Ruscino der Lateiner. Mela (Lib. II. c. 6), welcher Gallia Narbonensis von Osten nach Westen beschreibt, sagt, nachdem er Leucata, als Namen der Küste und den Salsulae fons aufgeführt hat: Von da ist die Küste der Sarder und die kleinen Flüsse Telis und Tichis (jetzt Tec), wenn sie angewachsen, sind sehr wüthend: die Colonie Ruscino, der Flecken (vicus) Eliberri, die schwache Spur der weiland großen Stadt (urbis) und großer Macht (oder Reichthümer). Dann zwischen den Vorgebirgen des Pyrenäus Portus Veneris im Sinus Salsus (gesalzener Meerbusen) und der Ort Cervaria, das Ende Galliens (finis Galliae). Die Sarder waren früher weiter verbreitet, denn von Festus Avienus wird ihre Hauptstadt Narbo genannt. Von Ptolemäus werden die Sarden nicht mehr aufgeführt, sondern ihre Städte mit zu den Volkern gerechnet. Da Scymnus aus Chius (v. 200) Bebryker aufführt, so nimmt man an, daß die Sarden vor der Römer Zeit Bebryker geheißen. Doch können diese leicht von den Sarden verdrängt worden, und diese hier am Ende Galliens eine sardinische Colonie sein. Da Strabon (IV, 1), welcher die Narbonitis von Osten nach Westen beschreibt, sagt, daß von den Pyrenäen der Ruscino und der Ilyberris (bei *Polyb.* Athen. VIII.) kommen, und an jedem eine gleichnamige Stadt liege, und von Ptolemäus die Flüsse Illeris und Ruscinus (bei Avienus amnis Roschinus) aufgeführt werden, so nimmt man an, daß Ilyberris, Illeris, der Tichis (jetzt Tec) des Mela, und der Tenacum des Plinius, und der Ruscino der Telis (jetzt Tel) und der Vernodubrum des Plinius sei. Die gleichnamigen Städte der beiden genannten Flüsse werden von Livius (XXI, 24) schon bei Gelegenheit des Heereszugs des Hannibal erwähnt, und man versteht jetzt unter Iliberis die jetzige Stadt Elne (Helena bei Zosimus II, 42) und unter Ruscino La Tour de Roussillon in einiger Entfernung von Perpignan. Nachdem Plinius (III, 5) Ruscino der Lateiner (als Colonie derselben) aufgeführt hat, fährt er fort: Der Fluß Atax aus dem Pyrenäus, durch den rubrenser See gehend, Narbo Martius, Decumanorum Colonia, von dem Meere 12,000 Schritt entfernt. Aus Mela ersehen wir, daß zwischen der Küste der Sarden und dem Flusse Atax (jetzt Aude) Salsulae Fons, dessen merkwürdige Beschaffenheit wir in diesem

---

21) So nach Straben (IV, 1). Nach Cäsar, Mela und Plinius Arecomici. Strabon sagt: Den größten Theil des Landes jenseit des Flusses bewohnen diejenigen Völker, die man Arikomisker nennt. Ihr Hafen ist Narbo; doch könnte man mit größerem Rechte den Hafen auch von dem übrigen Gallien nennen: so sehr zeichnet er sich durch Alterthum und Handel aus. Die Völker sind Nachbarn des Rhodanusflusses, den Salyern und Kavarern gegenüber. Der Name der Kavarer ist sehr bedeutend, und schon bezeichnet er alle Barbaren auf dieser Seite, die eigentlich keine Barbaren mehr sind, weil sie größtentheils in Sprache, Lebensart, zum Theil auch in ihrer Verfassung römische Bräuche angenommen haben. Es wohnen auch noch andere unbedeutende kleine Völker neben den Arikomiskern bis an die Pyrenäen. Die Hauptstadt der Arikomisker ist Nemausus (Nimes).

Artikel unter der Rubrik: **Natürliche Beschaffenheit von *Gallia Transalpina*** angegeben haben, und die Küste Leucata sich befand. Von dem Lacus Rubresus (Plinius Rubrensis Lacus, jetzt L'étang de Sigean) sagt Strabon (IV.): Narbo liegt an der Mündung des Atax und am narbonischen See, und ist die größte Handelsstadt an dieser Küste, und weiter unten von den Arikomiskern: Ihr Hafen ist Narbo, doch könnte man ihn mit größerm Rechte den Hafen auch vom übrigen Gallien nennen, so sehr zeichnet er sich durch Alterthum und Handel aus. Der Atax war nach Mela, ungeachtet seines übrigen großen Bettes, nirgends schiffbar, als bis er Narbo erreichte. Der Lacus Rubresus, der ihn aufnahm, war sehr geräumig, aber da, wo er das Meer zuließ, sehr schmal. Mela sagt in Beziehung auf Narbo: Aber alle (Städte) übertrifft Atacinorum Decimanorumque colonia, von woher vormals diesen Ländern Hilfe gewesen ist, jetzt ist sie sowol Name als Zierde Martius Narbo. Wie Narbo der früheste Punkt war, wo sich die Römer in Gallien festsetzten, haben wir unter der Rubrik: **Überblick der Geschichte von *Gallia Transalpina*** angegeben. Nach Cäsar wurde Narbo die Hauptstadt der ganzen narbonischen Provinz. Die Frage, warum nicht Massilia? beantwortet man dahin, daß diese Bundesgenossin Roms von den Römern als freie, unabhängige Stadt betrachtet ward. Nach Narbo werden von Plinius (III, 5) aufgeführt: die Flüsse Arauris, Liria; die Städte (oppida) übrigens selten, da stehende Gewässer davor liegen (praejacentibus stagnis): Agatha, vormals der Massilienser, und die Region der Volker Tectosagen, und wo Rhoda der Rhodier war: wovon der beiweitem fruchtbarste Fluß Galliens Rhodanus genannt ist. Von Scymnus dem Chier (v. 208) wird Rhodanusia als Pflanzstadt der Massilier aufgeführt, und an den Rhodanus gesetzt, und ist aller Wahrscheinlichkeit nach die Rhoda des Plinius. Da dieser sie als zu seiner Zeit vergangen darstellt, so kann sie nicht, wie ein Theil der Neuern muthmaßt, vielleicht das spätere Arelate, welches jedoch schon zu Cäsar's Zeit verbrannt, gewesen sein. Unter den mächtigsten oder reichsten Städten in Gallia Narbonensis wird von Mela aufgeführt Septimanorum Baeterrae und von Plinius als eine im Mittelländischen (in mediterraneo) gelegene Colonie Beterrae Septimanorum, von welchen die herumliegende Gegend, wie aus Sidonius Apollinaris hervorgeht, den Namen Septimania hat, welcher Name unter den Westgothen eine ausgedehntere Bedeutung erhielt. Strabon (IV, 1) sagt, daß an dem Obris (bei Ptolem. Orobis) die feste Stadt Bliterä (im Itin. Ant. und auf einer alten Aufschrift Betterae, bei Ptolem. Baetirae, jetzt Beziers) liege. Dieser Fluß heißt bei Mela Orbis (jetzt Orbe) und floß nach ihm bei Bäterrä vorüber. Strabon bemerkt, auf der andern Seite von Narbo ergießen sich vom Cemmenus ins Meer der Atax (die Aude), der Obris (die Orbe) und der Rauraris, welches der Araurîs (jetzt der Herault) des Ptolemäus ist, welcher von Mela als der aus den Cebennen herabgeschickte Auraris bei Agatha (jetzt Agde) bezeichnet wird, von welcher Stadt Strabon sagt, daß sie an dem Rauraris liege, und eine Colonie der Massilier sei. Der von Osten nach Westen gehende Mela führt vor dem Auraris (die Aude) den von dem Meer beinahe von allen Seiten umgürteten Hügel Mesua, eine Insel, wenn er nicht durch einen schmalen Damm mit dem Festlande verbunden wäre, auf. Es ist wahrscheinlich der Berg Setium des Ptolemäus, Setius des Festus Avienus (jetzt Cette, auf einer Landspitze oberhalb Agde), bei Strabon die Landspitze Sigium, von welcher wir im Art. Gallicus sinus handeln. Vor dem Hügel Mesua setzt der von Osten nach Westen gehende Mela das Castellum Latera, und vor dieses den Fluß Ledum, welcher, wie man annimmt, der Lage und dem Namen nach, der heutige an der Seite von Montpellier in das Meer sich ergießende Lez zu sein scheint. Vor dem Flusse Ledum werden von dem von Osten nach Westen gehenden Mela aufgeführt Ultra (nämlich im Westen der Rhone) sunt stagna Volcarum, die stehenden Gewässer der Volker. Zwischen den Volkern und Cavarern wird, wie Mela ebenfalls bemerkt, der Rhodanus hinaus (d. h. ins Meer) geschickt. Wie Plinius sagt, gibt es Autoren, welche behaupten, daß auch die Stadt (oppidum) Heraklea an der Mündung des Rhodanus gewesen sei. Jenseits (im Osten dieses Flusses) schickte die Fossa Mariana, wie Mela, oder die Fossae, ex Rhodano C. Marii opere et nomine insignes, wie Plinius sie nennt, ein Werk des gegen die Teutonen und Ambronen im Felde stehenden Heeres des C. Marius einen Theil des Wassers durch ein schiffbares Bett ins Meer. Zwischen dem Rhodanus und Massilia lag Maritima Avaticorum, nach Plinius ein lateinisches Oppidum, nach Ptolemäus eine Colonie, wie Mela bemerkt, an einem Stagnum, welches Plinius Mastramela nennt, und die jetzige Mer de Martigues, die auch Etang de Berre heißt. Dieser höher und östlicher als die Mündungen des Rhodanus gelegene Landsee wird von Strabon auf diese Weise angegeben: An dem Ausfluß des Rhodanus liegt ein mit dem Meere in Verbindung stehender See (λιμνοθάλαττα), den man Stomalimne (See an der Mündung nennt, mit sehr vielen Austern und auch guten Fischen. Einige rechnen ihn mit zu den Mündungen des Rhodanus, vornehmlich die, welche sieben [22]) Mündungen angeben, wiewol beides nicht richtig ist. Denn es ist ein Berg dazwischen, welcher den See von dem Flusse trennt. Über demselben, 100 Stadien vom Meere entfernt, lag das Steinfeld (campi lapidei, nach Plinius, Litus lapideum bei Mela, die jetzige Gegend la Crau, lateinisch Crava). Die natürliche Beschaffenheit dieses genannten Steinfeldes, von welchem wir unter Rubrik: **Natürliche Beschaffenheit von *Gallia Transalpina*** gehandelt haben, gab zur Sage Veranlassung, daß hier Herkules gegen Albio und Bergion, die Kinder Neptun's, gekämpft, und da ihm Geschosse gefehlt, von Jupiter durch einen Steinregen unterstützt worden sei, weil man, wie Mela weiter bemerkt, glauben sollte, die Steine seien geregnet,

22) Bei Erwähnung der Mündungen des Rhodanus, sagt Strabon, tadelt Polybius den Timäus, und sagt, er habe nicht fünf, sondern zwei Mündungen; Artemidorus aber gibt ihm drei.

so viele liegen weit und breit zerstreut. Dieser Mythus ist darum merkwürdig, weil aus der Stelle des Äschylus da, wo dieser den dem Herkules den Weg vom Kaukasus zu den Hesperiden beschreibenden Prometheus sagen läßt, hervorgeht, daß zu des genannten Dichters Zeit hier Ligyer (Ligurier) wohnten, indem die Partie beginnt: Und zu der Ligyer kühnem Volke kommst du dann, und hierauf, nachdem gesagt ist, daß die ganze Stelle weich sei, und Herkules keinen Stein werde auffassen, und Zeus das Land mit einem Gestöber runder Felsen überschütten werde, die Partie schließt: Diese nun hinschleudernd, schlägst du mühelos der Ligyer Heer. Etwas tiefer und höher als die Stadt Maritima, welche etwas höher als die heutige Stadt Istres gelegen war, befand sich nach Ptolemäus die Mündung des Flusses Cänus, des heutigen an den Mauern von Aix fließenden l'Are geheißenen Flusses. Aus dieser Ursache könne, bemerkt Mannert, die Stadt Maritima Avaticorum nicht Marignane und nicht Martigues sein. Nach den Steinfeldern führt Plinius auf die Region der Anatilier, welche man als von ligurischem Stamme, und als deren Unterabtheilung man die Avatiker annimmt. Die Anatilier bewohnten diese Gegend mit einer unbeträchtlichen Breite im inneren Lande bis an den Busen von Massilia. Neben ihnen saßen nach Ptolemäus die Komoner. Nach Justinus (XLIII, 4) erhielten die Phokäer, als sie zwischen den Liguriern und den wilden Völkern der Gallier Massilia bauten, die Stelle hierzu von Nannus, dem Könige der Segobrigier. Des Nannus Nachfolger im Reiche war Comanus. Man nimmt an, daß die Segobrigier von ihrem Fürsten den späteren Namen Comaner erhalten haben. Aber die nähern Umstände, unter welchen Justinus die Verhältnisse der Phokäer zu Nannus und Comanus verträgt, klingen so fabelhaft, daß seine Erzählung sich als eine Dichtung von ihm oder von einem andern herausstellt, und man muß schließen, daß der König Comanus erdichtet ist, um daraus den Namen des Volkes der Comaner abzuleiten, ähnlich wie man auch zur Erklärung der Namen von andern Völkern, z. B. einen König Kelta, um den Namen der Kelten, einen König Skytha, um den Namen der Skythen, einen König Dan, um den Namen der Dänen zu erklären erdichtet hat. Wir verlassen hier den Weg des Plinius, welcher erst dann, nachdem er nach den Steinfeldern die Regio Antiliorum; et intus Decuviatium Cavarumque. Rursus a mari Tricorium: et intus Tricollorum, Vocontiorum et Segovellaunorum: mox Allobrogum wieder der Stadt Massilia sich nähert, nämlich At in ora Massilia Graecorum, Phocaeensium, foederata. Die Gründung dieses wichtigen hellenischen Pflanzstaates und die Verbindung mit den Römern haben wir in dem Überblick der Geschichte von Gallia Transalpina angegeben. Die Angabe ihrer merkwürdigen Verfassung muß wegen Mangels an Raum für den Art. Massilia verspart werden. Hier bemerken wir, daß nach Strabon (IV, 1) die Stadt in einer felsigen Gegend lag, und darunter gegen Süden der theaterförmige Hafen war, der als Hafen von Marseille noch sehr wichtig ist, aber sehr durch Verschlämmung gelitten hat. Dieser Hafen hieß Lacydon, Massiliensium portus [23]). Nach diesem wird von Plinius aufgeführt das Vorgebirge Zoa, jetzt Cap de la Croisette. Im Itin. Marit. wird in dem nächsten kleinen Busen westlich von Citharista oder Cassis der nur durch das genannte Itin. bekannte Hafen Aeminus portus aufgeführt. Mela nennt diesen kleinen Hafen nicht, setzt aber die Ordnung der größern Häfen, wie das Itin. Marit. Auch Plinius führt die kleineren Häfen nicht auf, sondern läßt nach dem Vorgebirge Zoa folgen: Citharista portus, welchen Hafen Mela zwar nicht als solchen, sondern als einen Ort Citharisten aufführt, aber auch nicht als Vorgebirge angibt, wie irriger Weise Ptolemäus thut, welcher unter dasselbe die Inseln Stöchaden, also Citharista viel weiter östlicher setzt, als Mela und Plinius thun. Von diesem werden nach dem Hafen Citharista aufgeführt: Regio Camatullicorum. Dein Suelteri, supraque Verrucini. An der Küste aber Athenopolis der Massilienser. Nach Citharista jedoch ist aus dem Itin. Marit. ein kleiner Hafen Carsici zu setzen, von welchem Mannert sagt: Es ist Ceireste oder vielmehr La Ciotat. Das von Scymnus und Mela aufgeführte Taurois (im Itin. Marit. Tauroentum, bei Strabon Taurentium und Tauroentium) wird von Ptolemäus (ebenfalls in der Namensform Tauroentum) wider [24]) Scymnus, Mela und das Itin. Marit. westlicher als Citharista gesetzt, wird von Mannert bei dem Cap Siciés auf der Insel Embiés vermuthet. Nur von dem Itin. Marit. allein wird aufgeführt Telo Martius, unter welchem man mit der größten Wahrscheinlichkeit das heutige Toulon versteht. Nach Ptolemäus kann aber auch Olbia Toulon sein. Olbia wird von Strabon zwischen Tauroentium und Antipolis als eine Pflanzstadt der Phokäer, und von dem von Osten nach Westen gehenden Mela so aufgeführt: tunc post Athenopolin, et Olbiam et Tauroin, et Cithariston est Lacydon Massiliensium portus, et in eo ipsa Massilia. Plinius führt Olbia nicht, aber Athenopolis Massiliensium als an der Küste liegend auf. Scymnus (Chius v. 215) und Strabon (IV, 1), welche die Pflanzstädte von Massilia aufführen, gedenken Athenopolis' nicht, und das Itin. Marit. weder Olbia's noch Athenopolis. Man muthmaßet daher, daß Telo Martius, welches das genannte Itin. nur kennt, und Olbia und Athenopolis unter drei Namen nur eine und dieselbe Stadt bezeichnen, und daß im Mela gelesen werden müsse post Athenopolim, quae et Olbia. Von Forum Julii, welches Mela im Osten von Athenopolis als Forum Julii Octavianorum colonia, und desgleichen Plinius mit dem Zusatze, quae Pacensis appellatur et Classica (das heutige Frejus) aufführen, sagt Strabon: Die Küste gegen den Fluß Varus und die daran wohnenden Ligyer enthält folgende Städte der Massalioten: Tauroentium, Olbia, Antipolis, Nicäa und das Schiffgestell des Kaisers Augustus, welches Forum Julii heißt. Der Varus ist in der Mitte zwischen Antipolis und Nicäa, von jenem Ort 20, von diesem Ort ungefähr 60 Stadien ent-

23) *Mela* Lib. II. Cap. 5. *Eustathius* in *Dionys. Perieg.* ad v. 174. 24) d'Anville (Notice de l'ancienne Gaules unter dem Artikel *Aemines Gaules*) dagegen glaubt, daß in dem Itinerario Maritimo eine Versetzung bis Telo Martius herrsche.

fernt, sodaß Nicäa, ob es gleich den Massalioten zugehört, nach den jetzigen Grenzen doch zu Italien gerechnet wird. Der von Plinius zu Forum Julii aufgeführte Amnis Argenteus ist der westlich davon in das Meer fallende heutige Fluß Argens. Hierauf wird von ihm angegeben: Regio Oxubiorum Liganorumque: super quos Suetri, Quariates, Adunicates. At in ora oppidum Latinum Antipolis. Regio Deciatium. Die Deciater führt Strabon (IV.) nicht da, wo er von Gallien (nämlich Cap. 1), sondern da, wo er von den Alpen (Cap. 4) und zunächst von den Seealpen handelt, auf die Weise auf: Da es ingauische und intemelische Ligyer (Ligurier) gibt, so war es auch natürlich, daß ihre Ansiedlungen am Meere Albium (gleichsam Alpium), und Albinganum (was noch mehr zusammengezogen ist) hieß. Polybius führt außer den beiden ligyschen Stämmen noch die Oxybier und Dekeiten an. Diese ganze Küste vom Hafen des Monökus bis nach Tyrrhenien lauft gerade fort u. s. w. Nach Strabon gehörten also die Dekeiten, bei den Römern Deciates, nicht zu Gallien, sondern zu Italien. Diese setzt Mannert nach Ptolemäus von Forum Julii bis an den Varus, in einem schmalen Strich an die See reichend. Der von Osten nach Westen gehende Mela setzt zwischen Nicäa und Antipolis das oppidum Deciatum, als von Antipolis verschieden. Die Oxybier führt Strabon auch da auf, wo er von Gallien handelt, indem er sagt: Unter den Häfen ist der bei dem Schiffesgestell (den Schiffswerften, nämlich Forum Julii) und der Hafen der Massalioten bemerkenswerth; die übrigen sind unwichtig, unter diesen der sogenannte oxybische. Antipolis (Gegenstadt, jetzt Antibes) ist nach Strabon 20 Stadien vom Varus entfernt, war eine Pflanzstadt der Massalioten und wird von Plinius eine lateinische Stadt genannt. Strabon sagt, daß, obgleich Antipolis in der narbonischen Provinz und Nicäa in Italien liegt, dieses dennoch unter der Herrschaft der Massalioten steht, Antipolis hingegen zu Italien gezählt wird, indem dies so bestimmt und diese Stadt von der Gerichtsbarkeit der Massalioten befreit ist. Doch führen Plinius und Mela Antipolis als zu der narbonischen Provinz gehörig auf. Ebenso sagt Mela bei Beschreibung der narbonischen Provinz: Nicäa berührt die Alpen, es berührt sie das Oppidum Deciatum, es berührt sie Antipolis. Bei Mela ist also noch die ältere Eintheilung beibehalten, nach welcher Nicäa noch zu Gallien gerechnet ward. Die Verlegung der Grenze Italiens bis an den Varus, sodaß auch Antipolis mit seinem Hafen auf der westlichen Seite der Mündung des genannten Flusses dazu gerechnet ward, wird auch durch Lucanus (I. v. 404) bestätiget, nämlich: Finis et Hesperiae *promoto* limite Varus. Der Var macht noch jetzt die Grenze zwischen der Provence und Italien. Dieser Fluß wird von Plinius genannt: der Fluß Varus, aus dem Berge der Alpen, Cema, ergossen, und hiermit schließt er die Beschreibung der Küste. Die zu dem narbonischen Gallien gehörenden Inseln beschreibt er nicht hier (Lib. III, 5), sondern Lib. III, 11, wo er von den Inseln des Mittelmeeres handelt, sowie auch Mela (Lib. II. c. 7) Mediterranei maris insulae, sagt: At in Gallia, quas referre conveniat, ab ora Ligurum ad Massiliam usque dispersae. Hier ist Stöchaden in weiterer Bedeutung gebraucht. Strabon (IV, 1) bedient sich des Ausdrucks Stöchaden in engerer Bedeutung, nämlich nur diejenigen Inseln darunter verstehend, welche jetzt Les Isles d'Hières genannt werden. Vor jenen engen Pässen liegen, wenn wir von Massalia anfangen, die stöchadischen Eilande, unter welchen drei bemerkenswerth, die zwei andern aber unbedeutend sind; sie werden von den Massalioten bebaut. Ehemals hatten sie auch eine Besatzung gegen die Anfälle der Seeräuber und einige gute Häfen. Plinius sagt: Drei Stöchaden von den benachbarten Massiliensern wegen der Reihe genannt (στοῖχος, bemerken wir, bedeutet nämlich Reihe, Linie), welche sie ebenfalls durch einzelne Namen nennen Prote (die erste) und Mese, welche auch Pomponiana heißt, und die dritte Hypäa. Es sind von der Nähe von Marseille an gezählt jetzt Porquerolles, Porto-Cros und Du Levant, welche auch Titan heißt. Die beiden unbedeutendern, welche Plinius nicht erwähnt, auf die aber Strabon hindeutet, ohne sie zu nennen, sind Ribaudas, zwischen der Küste und Porquerolles, und Bageaux, zwischen Porquerolles und Porto-Cros. Strabon fährt fort: Auf die Stöchaden folgen die Inseln Planasia und Lero, auf welchen sich Colonien befinden; auf der zweiten ist auch ein Denkmal des Heros Lero; sie liegt vor Antipolis (weshalb wol diese ihren Namen Gegenstadt hat). Plinius sagt: Von diesen (nämlich von den Stöchaden) an sind Sturium, Phönice, Phila, Lero und Lerina, Antipolis gegenüber, auf welcher (Lerina) das Andenken aus des Vergoanum Oppidum. Unter Lero (bei Ptolemäus Lerone, welcher sie aber irriger Weise unter die Mündung des Varus setzt), versteht man das heutige St. Marguerite, in dem durch eine Landspitze von Antibes getrennten Meerbusen befindlich, und unter Lerina des Plinius und des Itinerar. Marit., welche man für die Planasia des Strabon hält, St. Honorat, eine kleine Insel unmittelbar unter der vorigen. Plinius, von Westen nach Osten gehend, beginnt die Aufzählung der gallischen Inseln: Galliae autem ora, in Rhodani ostio, Metina: mox quae Blasion vocatur. Man glaubt, daß Metina von der mittleren Mündung des Rhodanus eigentlich Metapina geheißen habe, und vermuthlich der westliche Theil von La Camargue sei. Im Betreff der Insel Blasko sagt Strabon, daß die Landspitze Sigium (bei Ptolemäus Setion) sammt der nahe gelegenen Insel Blaskon zwei Busen bilde, von denen die größere der eigentliche gallische sei, in den sich der Rhodanus münde; der kleine gehe von Narbo bis zu den Pyrenäen. Blascon (so auch Ptolemäus) ist aller Wahrscheinlichkeit nach das heutige Brescon, eine sehr kleine Insel, grade unter Agde, welche durch einen Kanal von etwa 800 Toisen vom festen Lande getrennt wird. Ptolemäus gibt auch den Landstrich selbst, auf welchem Agatha (Agde) sich findet, als eine mit der Stadt gleichnamige Insel an, welche auch jetzt durch die Orbe und den Kanal bewirkt wird, ohne daß man weiß, ob schon die Massilienser durch eine ähnliche Arbeit den Landstrich zu einer Insel gemacht hatten. Nach Angabe der Städte an der Küste und der

Inseln gehen wir zu den Städten in dem Innern des Landes über. Hier beginnen wir mit Tolosa [25]) (Toulouse an der Garonne). Von dieser Stadt sagt Strabon: Tolossa liegt auf dem schmalsten Punkte der Landenge, welche das Meer von Narbo trennt. Die Breite desselben (dieses Punktes) wird von Posidonius auf weniger als 30,000 Schritt angegeben. In Tolossa war ein heiliger, von den Nachbarn sehr verehrter Tempel, deswegen häuften sich die Schätze in demselben, da viele schenkten, und Niemand sie anzutasten wagte. Tolosa Tectosagum wird von Mela als eine der mächtigsten oder reichsten Städte von Gallia Narbonensis aufgeführt, und die Bewohner von Plinius bezeichnet durch Tolosani Tectosagum, Aquitaniae contermini. Ausonius sagt von Tolosa: Coctilibus muris quam circuit ambitus ingens, und weiter unten:

Quae modo quadruplices ex se cum effuderit urbes,
Non ulla exhaustae sentit dispendia plebis:
Quos genuit cunctos gremio complexa colono;

Epist. 23, 83 nennt er Tolosam quincuplicem. *Carcasum* (bei Ptolemäus Karkason) nach dem Itin. Anton. auf der Heerstraße zwischen Tolosa und Narbo, von Plinius unter den lateinischen Städten (oppidis) aufgeführt als Carcasum Volcarum Tectosagum, von dem Itin. Hieros. als Carcasso castellum ist das heutige Carcassone. *Piscenae* von Plinius (III, 5) unter den lateinischen Städten aufgeführt, und Lib. VIII, 73 (48) im Betreff der Wolle circa Piscenas provinciae Narbonensis erwähnt, wird nicht unwahrscheinlich für das heutige Pezenas gehalten. *Cessero* bei Ptolemäus und in den Itineribus auf der Straße von Narbo nach Nemausus (Nismes), nach Plinius eine der lateinischen (das ist mit dem Jus Latii begabten) Städte, nach dem Itin. Antonini mit anderm Namen auch Araura, weil es an dem Ufer des Flusses Arauris (dem jetzigen Erault) lag, ist das jetzige St. Tiberi; denn eine alte Urkunde bei d'Anville bemerkt im Betreff des Klosters St. Tiberi: cui vocabulum est *Cesarion*. *Nemausus*, Nemausum, nach Strabon auf der großen Heerstraße [26]) von Italien nach Iberien (Hispanien) von dem Rhodanus gegen 100, von Narbo 720 Stadien entfernt, von Mela unter den mächtigsten oder reichsten Städten in der Gallia Narbonensis als Arecomicorum Nemausus, von Strabon als Hauptstadt der Arikomisker, und von Plinius unter den lateinischen Städten als Nemausum Arecomicorum aufgeführt, ist das heutige Nismes. Plinius sagt, daß den Nemausiensern 24 oppida ignobilia zugetheilt seien. Strabon bemerkt, daß Nemausus die Hauptstadt der Arikomisker in Rücksicht auf Einwohnerzahl und Handel weit unter Narbon, in Betreff ihrer Verfassung aber über dieser stehe, denn sie habe 24 volkreiche Flecken ihrer Volksgenossen unter ihrer Herrschaft, und besitze das lateinische Bürgerrecht, sodaß man Nemausenser als römische Bürger finde, welche das Amt eines Ädils oder Quästors bekleidet haben. Deshalb stehe auch dieses Volk nicht unter den Befehlen der von Rom gesendeten Präfecten. In der Stelle des Ammianus Marcellinus (XV, 11): In Narbonensi *Elusa*, et Narbona et Tolosa *principatum urbium* tenent, nimmt Mannert Elusa verschrieben für Nemausus an, da Elusa in Aquitanien lag. Aber eine bessere Lesart ist: In Narbonensi clusa est Narbona et Tolosa, quae principatum urbium tenent. *Ugernum* bei Strabon und im Itiner. scheint so unbedeutend gewesen zu sein, daß es genannt zu werden, blos dem Umstande zu verdanken scheint, daß es an der Heerstraße lag. *Vindomagus*, blos von Ptolemäus erwähnt, wird als eins der 24 den Nemausensern gehörigen Städtchen oder Flecken vermuthet. *Alba Helvorum*, von Plinius unter den lateinischen Städten aufgeführt, und von ihm allein genannt, wird für die heutige Stadt Viviers genommen. Strabon sagt bei Beschreibung Aquitaniens, die Völker zwischen der Garuna und dem Liger sind die Elver, die am Rhodanus anfangen. Auf diese folgen die Vellaïr u. s. w. Die Helvier, wie sie die Lateiner nennen, erstreckten sich also von der Rhone an über die Sevennen hinweg gegen die Aquitaner hin. Cäsar (VII, 7) sagt: in Helvios, qui fines Arvernorum contingunt, und Cap. 8 in Helvios proficiscitur (nämlich Cäsar von Narbona aus) etsi mons Gebenna, qui Arvernos ab Helviis discludit, durissimo tempore anni, altissima nive iter impediebat. Man muß also, wenn wir Cäsar, Strabon und Plinius vergleichen, annehmen, daß ein Theil der Helvier von Augustus zu Aquitanien geschlagen ward, sodaß Strabon die Elver bei der Beschreibung Aquitaniens, und Plinius bei Beschreibung des narbonischen Gallien Alba Helvorum aufführen konnte. Ähnliche Bewandtniß wie mit den Helviern muß es auch mit den Rutenen gehabt haben, oder aber es gab zwei Völkerschaften in Gallien, welche Ruteni hießen. Von Cäsar (I, 45, 2. VII, 7, 1. 75, 3) werden Ruteni, Rutheni ohne Zusatz erwähnt, und aus I, 45, 2 geht hervor, daß sie nicht zur Provinz gemacht waren, und VII, 7, 4, nachdem er VII, 7, 1 bemerkt hat: Interim Lucterius Cadurcus, in Rutenos missus, eam civitatem Arvernis conciliat, sagt er, er sei nach Narbona gekommen, timentes confirmat, praesidia *Rutenis provincialibus* Volcis Arecomicis, Tolosatibus, circumque Narbonem, quae loca erant hostibus (nämlich den Arvernern, den Rutenen ohne Zusatz, den Nitiobrigen und den Gabalern [s. Gabali]) finitima, constituit. Hiernach gab es also in dieser Zeit Ruteni, welche nicht provincialisch waren, und Rutener, welche es waren. Man könnte vielleicht annehmen wollen, auch letztere seien von August zu dem aquitanischen Gallien geschlagen worden. Aber dieser Annahme widerspricht, daß Plinius (III, 5) da, wo er die lateinischen, d. h. mit dem Jus Latii begabten Städte (oppida) erwähnt, Ruteni in folgender Zusammenstellung aufführt:

25) Ausonius (Clarae urbes XII. Tolosa) bemerkt von der Lage dieser Stadt:

Perque latus pulchro praelabitur amne Garumna,
Innumeris culto populis, confinia propter
Ninguida Pyrenes, et pinea Cebennarum
Inter Aquitanas gentes et nomen Iberum.

26) Über die Überbleibsel der großen römischen Heerstraße zwischen Nismes und der Rhone handelt *Expilly*, Diction. géogr. hist. de la France unter dem Artikel *Beaucaire*.

Alebece Rejorum Apollinarium, Alba Helvorum, 'Augusta Tricastinorum: Anatilia, Aeria, Bormanni, Comacina, Cabellio, Carcasum Volcarum Tectosagum: Cessero, Carpentoracte Meminorum: Cenicenses, Cambolectri, qui Atlantici cognominantur: Forum Voconii, Glanum Livii, Lutevani, qui et Foroneronienses: Nemausum Arecomicorum, Piscenae, *Ruteni*, Sanagenses, Tolosani Tectosagum, Aquitaniae contermini etc. Unter den Colonien führt Plinius auf: Vienna Allobrogum, und Ammianus Marcellinus sagt: Viennensis civitatem exultat decore multarum, quibus potiores sunt Vienna ipsa et Arelate et Valentia. Schon Cäsar (VII, 9) kam nach Vienna, und Mela führt Vienna Allobrogum unter den mächtigsten und reichsten Städten von Gallia Narbonensis auf. Strabon (IV, 1) sagt: Von dem Isar bis nach Vienna, der Hauptstadt der Allobroger am Rhodanus, sind es 320 Stadien. Nicht weit über Vienna hinauf liegt Lugdunum, wo sich der Arar mit dem Rhodanus vereinigt. Bis dahin sind es zu Land durch das Gebiet der Allobroger ungefähr 200 Stadien, zu Schiff etwas mehr (nach dem Itin. Anton. ist Vienna von Lugdunum 16,000 Schritt, oder auf dem Fluß nach den Krümmungen 23,000 Schritt entfernt). Die Allobrogen, fährt Strabon fort, machten früher zu vielen Tausenden Streifzüge; jetzt aber bebauen sie die Ebenen und die Thäler der Alpen. Sie leben größtentheils in Dörfern (oder Flecken); nur die Angesehensten unter ihnen halten sich in Vienna auf, das früher ein bloßer Flecken (oder Dorf) war, aber als Hauptstadt des Volkes zu einer Stadt sich erhob. Sie liegt am Rhodanus. Sie ist genau das heutige Vienna am linken Ufer der Rhone. Von *Valentia* (jetzt Valence) sagt Plinius, daß sie eine Colonie sei, und bezeichnet sie durch: in agro Cavarum Valentia. Ptolemäus setzt zu Valentia die Segaulaunier (bei Plinius Segauvellauni, nach dem Cod. Ulm. des Ptolemäus Setallini) in den nördlichsten Theilen an dem Isar, und man nimmt sie daher als eine Unterabtheilung der Cavaren an. Die Cavares, Cavarae bei Mela, welcher von ihnen sagt, daß sich der Rhodanus zwischen den Volkern und Cavaren ins Meer ergieße. Cavari bei Strabon und Ptolemäus hatten nach Strabon einen sehr bedeutenden Namen, und bezeichnete alle Barbaren auf der östlichen Seite des Rhodanus, welche aber zu Strabon's Zeit eigentlich keine Barbaren mehr waren, weil sie größtentheils im Betreff der Sprache, der Lebensart und zum Theil auch im Betreff der Verfassung römisches Wesen angenommen hatten. Avenio Cavarum bei Mela, welcher sie unter den mächtigsten oder reichsten Städten von Gallia Narbonensis aufführt, und bei Plinius, welcher sie als lateinische (d. h. mit dem Jus Latii) begabte Stadt verzeichnet, bei Strabon Avenion, ist das heutige Avignon. Bei Ptolemäus findet sich eine Colonie Akusion aufgeführt. Mannert nimmt an, daß sie wahrscheinlich zwischen Valence und Orange in der Nähe der Rhone zu liegen komme, und sie sei der nämliche Ort, welchen das Itin. Hieros. p. 140 mansio *Acuno* nenne. Nach Ptolemäus käme der Ort zwar tiefer zu liegen, aber er müsse hier fehlen, weil er die Entfernung der beiden Flüsse, Isar und Druentia, viel zu gering angebe. **Secundanorum Arausio** bei Mela, welcher sie unter die mächtigsten oder reichsten Städte von Gallia Narbonensis zählt. **Arausio Secundanorum** bei Plinius, welcher sie unter den Colonien aufführt, Arausion bei Strabon und Ptolemäus, ist das heutige Orange. Von *Aëria*, welches Plinius unter den lateinischen Städten aufführt, sagt Strabon: Zwischen dem Druentias (Durance) und dem Isar (Isere) strömen auch noch andere Flüsse von den Alpen in den Rhodanus. Zwei derselben fließen um die Stadt der Kavarer und Varer[27]) (oder nach anderer Verbesserung[28]) zwei von denselben, welche die Namen Suaron und Uaron führen), und fallen in einem Strombett in den Rhodanus. Der dritte, der Sulgas (wahrscheinlich die bei Vaucluse entspringende Sorgue) fällt in denselben bei der Stadt Vindalum, wo Gnejus Aënobarbus in einer großen Schlacht viele tausend Kelten besiegte. Mitten inne liegen die Städte Avenion (Avignon), Arausion (Orange) und Aëria, welche, wie Artemidorus sagt, mit Recht Aëria, (die Luftige, die Hohe in der Luft) heißt, weil sie in einer beträchtlichen Höhe liegt. Alles übrige Land ist flach und weidenreich. Der Strich von Aëria nach Durion hat enge und waldige Stellen. Man vermuthet, daß Aëria wahrscheinlich das heutige Vaison, eine kleine Stadt und Schloß auf einem Berge, an dessen Fuß der Fluß Oueze fließt, in der Provence sei. *Vindalum* wird unter den Geographen von Strabon allein genannt; in *Tit. Livii* Epit. 61 wird gesagt: Cn. Domitius Proconsul kämpfte glücklich gegen die Allobroger bei der Stadt Vindalum (ad oppidum Vindalum). Florus (III, 2) sagt in Beziehung auf die Siege der Römer gegen die Salyer, gegen die Allobroger und gegen die Arverner Varusque victoriae testis, Isaraque et Vindalicus amnes, et impiger fluminum Rhodanus. Auf den Sieg über die Allobroger kommt also die Isara und der Vindalicus, welcher also nach Vindalum genannt ist, welches also ein anderer Name für den Sulgas (muthmaßlich die Sorgue) des Strabon ist. Florus sagt, daß Domitius Aënobarbus und Fabius Maximus an den Orten, wo sie gekämpft (also Domitius bei der Stadt Vindalum[29]) am Sulgas oder Vindalicus und Fabius an der Rhone) steinerne Thürme errichtet, und darauf die mit den feindlichen Waffen ausgezierten Siegeszeichen geheftet. Strabon bemerkt: Da, wo die Flüsse Isar und Rhodanus mit dem Kemmenusgebirge zusammenstoßen, hat einst Fabius Maximus Ämilianus mit nicht vollen 30,000 Mann 200,000 Kelten erschlagen, und ein Siegesdenkmal aus weißem Marmor errichtet, sowie auch zwei Tempel, einen dem Ares, den andern dem Herakles. Bei der Stelle ebenfalls des Strabon: der Strich von Aëria nach Durion, meinen die einen, daß unter Durion der Duriafluß zu verstehen, und die andern wollen einen Schreibfehler für Ἀουενίων (Avenio, Avignon) annehmen). *Cabellio* (bei Ptolemäus Ka-

27) So nach Kärcher, Strabon's Geographie 3. Bdchn. S. 351. 28) Nach der Emendation des *Scaliger*, Lectiones Ausonianae ad Eid. X, 464 seq. Penzel, Des Strabon Allgem. Erdbeschreibung. 2. Bd. S. 540. 29) Nach Mannert's Muthmaßung (S. 85) wurde aus Vindalum das spätere Avenio.

bellion) bei Strabon Kabalion, welcher von ihr sagt, daß man, wenn man bei der Stadt Kaballion über den Fluß (die Druentia, die Durance) gesetzt, sich in dem Gebiete der Kavarer befinde, wird von Plinius als eine der lateinischen Städte aufgeführt, ist Cavaillon. Von Plinius werden erwähnt Tasconi, Tarusconiense, Umbranici, von welchen nur die zweitgenannten sich bestimmen lassen, nämlich die Stadt Taruskon bei Ptolemäus, das Städtchen Taraskon bei Strabon, nach welchem es an dem östlichen Ufer des Rhodanus dem ungefähr 100 Stadien von diesem Flusse entfernten Nemausus (Nimes) gegenüberlag, ist jetzt Tarascon Beaucaire gegenüber. *Sextanorum Arelate* bei Mela, welcher diese Stadt unter den mächtigsten oder reichsten Städten von Gallia Narbonensis aufführt, Arelate Sextanorum bei Plinius, nach welchem sie eine Colonie war, welches sie nach Suetonius zu Cäsar's Zeit wurde, indem jener (im Tiberius 4) sagt: Der Vater des Tiberius, der Quästor des Cäsar's im alexandrinischen Krieg über die Flotte gesetzt, trug sehr viel zum Siege bei. Deshalb wurde er (Tiberius Nero, des Kaisers Tiberius Vater) sowol als Pontifex, als auch geschickt, nach Gallien Colonien zu führen, unter welchen Narbo und Arelate. Doch nachdem Cäsar erschlagen worden u. s. w. Hieraus geht hervor, daß Arelate bei Lebzeiten Cäsar's nicht nach dessen Tode eine Colonie ward. Arelatum, wie es Ptolemäus nennt, lag am östlichen Hauptarme der Rhone, da, wo noch jetzt Arles sich befindet, und bei dieser Stadt endigte die Fossa Mariana. Hierdurch wurde sie ein wichtiger Punkt für die Flußschiffahrt. Nach Cäsar (de bello civili. I, 36) ließ dieser, als er Anstalten zur Belagerung von Massilia traf, zu Arelate zwölf lange Schiffe bauen. Strabon sagt: Narbo selbst liegt an der Mündung des Atar (Aude) und am narbonischen See, und ist die größte Handelsstadt an dieser Küste. An dem Rhodanus liegt Arelatä (Arles), Stadt und bedeutender Handelsplatz[30]). Diese Handelsplätze sind von einander und von den genannten Landspitzen gleich weit entfernt. Narbo nämlich von Aphrodisium, und Arelatä von Massalia. Wenn Ausonius singt:

> Pande, duplex Arelate, tuos blanda hospita portus
> Gallula Roma Arelas: quam Narbo Martius, et quam
> Accolit Alpinis opulenta Vienna colonis:
> Praecipitis Rhodani sic intercisa fluentis,
> Ut mediam facias navali ponte plateam,

und Epist. 24:

> Utque duplex Arelas, Alpinae tecta Viennae,

so nehmen die einen an, Arelate habe an beiden Ufern des Rhodanus gelegen, und die andern, dieses sei nicht der Fall, sondern der Marianische Kanal habe die Stadt durchschnitten. Nach d'Anville's Annahme reichten die Fossae Marianae nicht bis zur Stadt. Hiergegen wendet man ein, daß das Itiner. Antonini (p. 68) den Weg von Massilia nach Arelate über diesen Kanal des Marius führe. In der Stadt Ernagium und wie sie bei Ptolemäus und in dem Itiner. Antonini (p. 78) und auf der Tabula Peuting., Arnagine, wie sie in dem Itiner. Marit. (p. 140) heißt, trennte sich, wie aus den genannten beiden Itinerarien und der Peutinger'schen Tafel zu sehen, die Hauptstraße, welche von Arelate theils gerade nördlich nach Avenio, theils östlich nach Cabellio über die cottischen Alpen nach Italien führte. Ernagium lag ½ geogr. Meile nördlich von Arelate, in der Nähe des heutigen Fleckens St. Gabriel. *Glanum* (bei Ptolemäus), Glanum Livii bei Plinius, welcher sie als lateinische Stadt aufführt, lag, wie aus dem Itiner. Antonini (p. 78) zu ersehen, zwischen Arelate und Caballio (Cavaillon), und zwar augenscheinlich in der Nähe des heutigen Städtchens St. Remi. *Aquae Sextiae Salluviorum* hat die mittlere Benennung von ihrem Erbauer (s. Allgem. Enc. d. W. u. K. I. Sect. 5. Th. S. 88), und die letztere Bezeichnung von dem Volke Salluvii (Salvii bei den Griechen), wird von Plinius als lateinische Stadt aufgeführt, wird von den Geschichtschreibern als berühmter Ort genannt, weil durch denselben die Gegend bezeichnet wird, in welcher Marius in zwei Schlachten, in einer die Ambronen, und in der andern ihre Verbündeten, die Teutonen (s. den Art. Teutones), schlug, ist das heutige Aix. Das von Plinius unter den lateinischen Städten (oppidis) aufgeführte Forum Voconii wird auch von Plinius in einem seiner Briefe an Cicero (*Cic.* Epist. ad Divers. Lib. X. Ep. 17), wo er sagt: Lepidus ad Forum Voconii castra habet: qui locus a Foro Julii quatuor et viginti millia passuum abest, genannt, und von Mannert als etwas unter Lorgues liegend angenommen. Unter den von Plinius in der narbonensischen Provinz als lateinische aufgeführten Städten ist Augusta Tricastinorum. Die Trikastini, welche auch bei Livius und Silius Italicus vorkommen, saßen nach Ptolemäus, welcher sie *Τρικαστηνοι* schreibt, unterhalb der Allobrogen, östlich neben den Sagalaunern. Nach Livius (V, 34) Bellovès, als er aus dem dritten Theile Galliens, welcher den Kelten gehört, mit Biturigen, Arvernern, Äduern, Ambarren, Carnutern und Aulerkern auszog, um Italien zu erobern, zu den Tricastinern (in Tricastinos venit). Von da waren die Alpen entgegengestellt. Sie schienen den Galliern wegen ihrer Höhe unübersteiglich. Sie hörten, daß Land suchende Ankömmlinge, nämlich die von Phokäa gekommenen Massilienser, von dem Volke der Salyer (a Salyum gente) bekämpft wurden, halfen den Massiliensern, und überstiegen dann durch die Tauriner und unwegsame Wälder die Alpen, und schlugen nicht weit von dem Flusse Ticinus die Tusker. Ebenfalls sagt Livius (XXI, 31) im Betreff des Zugs des Hannibal durch Gallien an und über die Alpen: Sedatis certaminibus Allobrogorum, quum jam Alpes peteret, non recta regione iter instituit; sed ad laevam in Tricastinos flexit, inde per extremam oram Vocontiorum agri tetendit in Tricorios: haud usquam impedita via priusquam ad Druentiam flumen pervenit. Dieser auch selbst ein Alpenfluß, ist unter allen Flüssen Galliens am schwersten zum Übergange. Auch Silius Italicus er-

30) *Ausonius*, Clarae Urbes VIII. Arelas, indem er in Beziehung auf den Rhodanus sagt:

> Per quem Romani commercia suscipis orbis,
> Nec cohibes: populosque alios, et moenia ditas:
> Gallia quis fruitur, gremioque Aquitania lato.

wähnt die Trikastiner bei Hannibal's Zuge. Das ad laevam des Livius ist nicht so zu verstehen, als wenn der Geschichtschreiber den Standpunkt von Hannibal ausgenommen, und es Hannibal'n zur Linken heißen sollte, sondern es soll bedeuten dem Italiener zur Linken, denn Hannibal befand sich, als er seinem Wege die Beugung nach den Trikastinern und an die Durance gab, da, wo der Arar (die Saone) und der Rhodanus zusammenfließen. Hätte er von hier den geraden Weg über die Alpen nach Italien genommen, so wäre er nicht an die Durance gekommen. Die Trikastiner lagen also zwischen dem Punkte des Zusammenflusses der Rhone und Saone und Durance, wenn man von jenem Punkte zu der Durance die Richtung nach den Alpen nimmt. Daher irren Hadr. Valesius und nach ihm Cellarius und d'Anville, wenn sie die Lage der Trikastiner bei den Kavarern zwischen Orange und Montelimart annehmen, weil hier der Ort St. Paul mit dem Beinamen de Tricastin (d. h. de tribus castellis, denn die andere Namensform ist S. Paul trois Chateaux), sich findet. Von Mannert werden die Trikastini richtiger einige Meilen östlich von Valence bis gegen Grenoble hin, auf der Südseite der Isere gesetzt. Hiermit stimmen auch die Itineraria, welche *Augusta* (Augusta Tricastinorum bei Plinius) in mehren Stellen zwischen Valence und Die, etwas näher gegen Valence, nämlich einige Meilen südöstlich von dieser Stadt, setzen. *Neomagus* bei Ptolemäus wird als keltischer Name für Augusta Tricastinorum gemuthmaßt. Ein Theil der Alterthumsforscher nehmen *Cularo* als den älteren Namen für das von dem Kaiser Gratian an der Isara erbaute Gratianopolis. Der Brief des Plinius an Cicero (*Cic.* Ep. ad Div. Lib. X. Ep. 23, in welchem er schreibt: Adjunxi haec in loco eligendo, flumen oppositum haberem, in quo mora transitus esset: Vocontii sub manu essent: per quorum loca mihi fideliter pateret iter, welche Stelle im Betreff des Flusses mit Ep. 15, wo er sagt: Itaque in Isara flumine maximo, quod in finibus est Allobrogum ponte uno die facto exercitum die IV. idus Martii traduxi und Ep. 18, wo er bemerkt, er habe es gewußt, und es sei jenes ein sehr vorsichtiger Rathschluß gewesen, daß er an der Isara warte, bis Brutus das Heer übersetzte, zu vergleichen ist, hat er datirt VIII. idus Junias *Cularone ex finibus Allobrogum*. Cularo wird von einem Theile der Alterthumsforscher, vornehmlich von Valesius in seiner Not. Gall. als der alte Name für Gratianopolis, der ansehnlichen Stadt an der Isere (das heutige Grenoble) genommen, was aus daselbst gefundenen Inschriften offenbar sei. Andere, namentlich Mannert, wenden dagegen ein, daß noch nach der Zeit, als Gratianopolis (das heutige Grenoble) erbaut gewesen, der Name *Cularo* auf der Peutinger'schen Tafel und in der Notitia Imperii erscheine. *Carpentoracte Meminorum* wird von Plinius unter den lateinischen Städten aufgeführt, wird wegen der auffallenden Ähnlichkeit der Namen, und wegen vieler römischer Überbleibsel, welche in der heutigen Stadt Carpentras gefunden werden, für diese gehalten. Bei dieser Annahme müssen die Meminer als eine Unterabtheilung der Kavarer erscheinen. Aber Plinius ist nicht wol mit Ptolemäus zu vereinigen, nach dessen Ordnungsfolge und Zahlen die Memeni, wie er sie nennt, ihre Sitze südöstlich unter den Trikastinern, also muthmaßlich zwischen Briançon und Grenoble, von dem Flüßchen Romanche in der Dauphiné herunter bis an den Dreifluß hatten. Da nach Ptolemäus sich bei den Mimenern Forum Neronis fand, und Ptolemäus unter den lateinischen Städten aufführt: Lutevani, qui et Foroneronienses, so müssen die Lutevani als eine Unterabtheilung der Mimener erscheinen. Es wären demnach die Mimener eine Unterabtheilung der Kavarer, und die Lutevani wieder eine Unterabtheilung von den Mimenern gewesen. Nach dem Abt Longuerue ist Forum Neronis das heutige Carpentras. Nach d'Anville, welcher Carpentoracte den Kavarern zutheilt, ist Forum Neronis das heutige Forcalquier, und die Mimener in die Gegend von Forcalquier, gegen die südlichste Beugung der Durance zu setzen, da die Lage, welche Ptolemäus dem Forum Nerouis gebe, mit Forcalquier zusammenfallen könne, so folge, daß die Mimener an dieser Stelle gelegen haben. Durch einen Fehler in den lateinischen Ausgaben des Ptolemäus stehen nämlich die Mimener durchgehends tiefer als die Vocontier. Da sich die Zahlen widersprechen, so sind in der ulmer Ausgabe bei den Mimenern gar keine Zahlen angesetzt. Den Zahlen der griechischen Ausgaben folgend, weiset Mannert dem Forum Neronis seine Lage in der Nachbarschaft von Bourg d'Oisson an. Plinius sagt: des verbündeten Staates der Vocontier (Vocontiorum civitatis foederatae) zwei Häupter (duo capita) Vasio und Lucus Augusti. Unbedeutende Städte (oppida ignobilia) aber sind 19 zugetheilt, sowie den Nemausiensern 24. Die Vocontier bildeten also noch zu des Plinius Zeit einen mit den Römern föderirten Staat. Cäsar (I, 10) sagt: Er bemüht sich nach Italien in großen Tagreisen zu kommen, und conscribirt daselbst zwei Legionen, und drei, welche um Aquileja überwinterten, führt er aus dem Winterlager, und strengt sich an, da, wo der nächste Weg über die Alpen in das jenseitige Gallien (in ulteriorem Galliam) mit diesen fünf Legionen zu ziehen. Da unternehmen die Centronen und Garocelen, und Caturigen, nachdem sie die obersten Orte besetzt, das Heer am Marsche zu verhindern. Nachdem er diese durch mehre Schlachten vertrieben, gelangt er von Ozelum (jetzt Oceli), was das äußerste der diesseitigen Provinz (quod est citerioris Provinciae extremum) am siebenten Tag in das Gebiet der Vocontier der jenseitigen Provinz (in fines Vocontiorum ulterioris Provinciae), von da in das Gebiet der Allobrogen (in Allobrogum fines), von den Allobrogen führt er das Heer in (gegen) die Segusianer. Diese sind außerhalb der Provinz jenseit des Rhodanus die ersten. Wie Strabon die Entfernungen angibt, wenn man den Weg bei einer Reise aus Iberien nach Italien durch die Narbonnitis, durch Vocontien nahm, haben wir hier bereits weiter oben angegeben. An einer andern Stelle sagt er: Über den Kavarern sitzen die Vocontier, Tricorier, Iconier und Meduler, und endlich Buch IV. Cap. 6, wo er die Alpen beschreibt, bemerkt er: Nach den Salyern sitzen die Albier, die Albioken und

die Vocontier in den nördlichen Theilen der Gebirge. Die Vocontier reichen bis zu den Allobrigen (Allobrogen, die Trikastiner werden also von Strabon als kein besonderes Volk gerechnet) und bewohnen bedeutende und schwer zugängliche Thäler tief im Gebirge. Die Allobrigen und Lygier (Liguren) werden von den Proconsuln der narbonischen Provinz regiert. Die Vocontier aber haben, wie dies schon von Völkern um Nemausus angemerkt ist, ihre eigne Regierung. Deshalb wird ihr Staat von Plinius genannt: Vocontiorum civitas foederata, welches sich auf dem Gebirg mitten durch die Dauphiné und einen Theil der Provence erstreckende Volk bei Ptolemäus wol durch einen Schreibfehler *Οὐοκονδιοι* genannt wird. Pomponius Mela führt unter den mächtigsten oder reichsten Städten der Gallia Narbonensis Vasco Vocontiorum auf. Wegen der Ähnlichkeit wird fast allgemein dieser Ort für Vaison, eine kleine Stadt und Schloß auf einem Berge, an dessen Fuß der Fluß Duveze fließt, während die alte schon seit vielen hundert Jahren zerstörte Stadt in dieser Ebene lag, angenommen. Aber die übereinstimmenden Zahlen des Ptolemäus gestatten diese Annahme durchaus nicht. Daher nimmt Mannert an, daß sie äußerst wahrscheinlich in der Nähe der Druentia gelegen, und vielleicht die heutige Stadt Forcalquier sei. Vasio ist die einzige Stadt, welche von Ptolemäus bei den Vocontiern genannt wird. Von Plinius dagegen wird als zweite Hauptstadt des Staates der Vocontier Lucus Augusti aufgeführt. Nach Tacitus (Hist. I, 66) zog Manlius Valens, Legatus italicae Legionis (im J. 70 nach Chr.) in dem damaligen gallischen Kriege von der Colonie Vienna aus mit dem Heere langsam durch das Gebiet der Allobrogen und Vocontier (per fines Allobrogum et Vocontiorum): ipsa itinerum spatia et stativorum mutationes venditante Duce, foedis pactionibus adversus possessores agrorum et Magistratus civitatum, adeo minaciter, ut Luco (municipium id Vocontiorum est) faces admoverit, donec pecunia mitigaretur. Die Stadt muß in Verfall gekommen sein, denn das Itin. Hierosol. p. 140 führt sie nur als Mansio, Nachtherberge, Poststation auf. Nach dem Itin. Anton. p. 81 und dem Itin. Hierosol. lag dieser Ort Lucus Augusti auf der Hauptstraße von Valentia nach Italien über die cottischen Alpen, und zwar, wie sich schließen läßt, in der Nähe des heutigen Ortes Luc, östlich von Die, am Flusse Drome. Unter den 19 Kleinstädten oder Flecken, welche nach Plinius, der sie aber nicht nennt, dem Staate der Vocontier zugetheilt waren, war aller Wahrscheinlichkeit nach Dea Vocontiorum (die jetzige kleine Stadt Die an der Drome), wird aber von dem Itin. Hieros. als Civitas aufgeführt, sodaß sie bedeutend geworden sein muß. Von dem genannten Itin. und dem Itin. Hieros. wird Dea als der westlichste Ort der Vocontier aufgeführt. Die im Itin. Anton. p. 78 durch ad fines bezeichneten Grenzen werden von Mannert für die Grenze zwischen den Kavarern und den Vocontiern gehalten. Diese Fines befanden sich nur zwei starke geographische Meilen östlich von Cavaillon. Wenn Plinius unter den lateinischen Städten *Apta Julia* mit dem Zusatze Vulgientium aufführt, und die Neuern darunter die heutige Stadt Apt an dem kleinen Flusse Calavon verstehen, so müssen, schließt man, die Vulginatier eine Unterabtheilung der Vocontier gewesen sein. Die von Ptolemäus an die Südostseite gesetzten Elicoci (*'Ελικωκοι*) hält man in der Handschrift für falsch gelesen für *'Ελιβωκοι*, da in alten Manuscripten *β* und *κ* schwer zu unterscheiden sind, und für eins mit den Albinen und den Albiöken des Strabon, welcher IV, 6 sagt: *Μετὰ τοὺς Σάλυας Ἀλβιεῖς καὶ Ἀλβίοικοι καὶ Οὐοκούντιοι*, und mit den Albici des Cäsar's und Alebece (Alebeci) des Plinius. Cäsar (de bello civili I, 34) sagt von den Massiliensern, welche ihm die Thore verschlossen hatten: Albicos, barbaros homines, qui in eorum fide antiquitus erant, montesque supra Massiliam incolebant, ad se vocaverant, und Lib. I, 56 in Beziehung auf die Ausrüstung der Flotte der Massilienser: magnum Albicorum, de quibus supra demonstratum, imponunt (numerum), und weiter unten Cap. 57 von der Schiffschlacht der Massilienser wider Brutus: von beiden Seiten wurde auf das Heftigste gekämpft, und die Albiker, rauhe und gebirgbewohnende Menschen (homines asperi et montani), geübt in den Waffen, gaben den Unsrigen an Tapferkeit wenig nach: und sie, eben von den Massiliensern hinweggegangen, bewahrten die neue Verheißung derselben im Herzen; und ungezähmte Hirten befleißigten sie sich unter den Augen des Herrn ihre Bemühung zu zeigen. So werden von Cäsar die Albici (d. h. die Albischen, die Alpischen, d. h. die Gebirgbewohner, ein Appellativum also, welches zum Eigennamen geworden war) geschildert. Ptolemäus ertheilt den Elikokern (Elibokern) Albaugusta, welches man für Aps, Alps, Albe, eine im Kirchsprengel von Viviers, östlich von Riez gelegene Pfarre hält; und unter Alebece, Rejorum Apollinarium des Plinius versteht man Riez, und unter den östlich von den Vocontiern und Miminern wohnenden Sentiern des Ptolemäus die Bondiontiker und Avantiker des Plinius. Dieser sagt zum Schluß der von ihm angeführten Orte des narbonensischen Galliens: Adjecit formulae Galba Imperator ex Inalpinis Avanticos, atque Bondionticos: quorum oppidum Dinia (die heutige kleine Stadt Digne nahe am linken Ufer des Waldstromes Bleaune oder Marbaric in Provence. Die Trikorier, welche Strabon in folgender Verbindung: über den Kavarern sitzen die Vocontier, Trikorier, Ikonier und Meduler, als Völkerschaften der Narbonitis aufführt, werden von Ptolemäus nicht mehr zu Gallien gerechnet.

B. *Aquitania*; von dessen Namen sagt Plinius (IV, 31 [17]) Aquitanica (nämlich Gallia) Aremorica ante dicta. Man nimmt daher Aquitania als eine lateinische Übersetzung des keltischen Aremorica, welches buchstäblich die Am-meerische, am Meer gelegene, bedeutet. Cäsar (VII, 75) sagt: universis civitatibus, quae Oceanum attingunt, quaeque eorum consuetudine Armoricae [31]) appellantur, in welcher Zahl die Curiosoliten, Redonen, Ambibari, Caleten, Osismier, Le-

31) Vergl. Lib. V, 53: magnas Gallorum copias earum civitatum, quae Armoricae appellantur.

moviker, Veneter und Uneller sind. Diese Völkerschaften sind bis auf die Lemoviker keine aquitanischen, und auch selbst die Lemoviker sind keine eigentlichen Aquitanier, sondern erst durch August zu Aquitanien geschlagen. Überdies sind der Stelle des Cäsar's die Lemoviker vielen verdächtig, weil sie von ihm weiter oben schon aufgeführt sind. Die Gallier also brauchten Armorisch für die am Ocean liegenden gallischen Völkerschaften überhaupt, und beschränkten es nicht auf die aquitanische Küste. Auch aus der Notitia Imperii, cap. de duce tractus Armoricani geht hervor, daß diese Benennung die Vökerschaften am gallischen Ocean umfaßte. Die Römer lernten aber von Iberien aus, welches sie früher eroberten, als den größten Theil Galliens, Aquitanien als nordöstlich von Hispanien, früher als das nordöstliche Gallien kennen, und brauchten den Namen Armorika nur für das Land, welches sie kannten, und übersetzten dann, wenn nämlich Aquitanien wirklich aus dem Lateinischen gebildet ist, Armorika ins Lateinische. D'Anville (Notice de l'ancienne Gaule) leitet den Namen Aquitania von dem Ort Aquae Tarbellicae ab. Aber hiergegen wendet man ein, daß der Name Aquitania unstreitig weit älter als der lateinische Name der Stadt, und daß ferner die Ableitung der Benennung der Provinz von einer sehr mittelmäßigen Stadt seltsam sei. Doch kann der Name Aquitania auch aus einem überseeischen oder keltischen Worte gebildet sein. Die Grenze des alten oder eigentlichen Aquitanien war noch zu Cäsar's [32]) Zeit das pyrenäische Gebirge, die Garumna (Garonne) und der zu Hispanien gehörige Theil des Oceans. Auch später, nachdem die Provinz Aquitanien durch Augustus vergrößert worden war, wurde noch, wenn von den Grenzen der drei Hauptvölker, der Aquitanier, der Kelten oder eigentlichen Gallier und der Belgen, die Rede war, z. B. von Strabon, Mela, Plinius und Ammianus Marcellinus, die Garumna als Grenze der Aquitanier angegeben. Strabon (IV, 6) sagt in Beziehung auf die eigentlichen Aquitanier und ihr Land: Sie werden begrenzt durch die Garuna, indem sie zwischen dieser und den Pyrenäen wohnen. Es gibt der aquitanischen Völkerschaften mehr als zwanzig; doch sie sind klein und unbedeutend. Der größere Theil derselben ist längs dem Ocean, andere im inneren Land, und auf dem Kemmenusgebirge bis zu den Tectosagern hin. Da aber dies nur ein kleiner Platz war, so hat man ihnen noch das Land zwischen der Garunna und dem Liger angewiesen. Das eigentliche Aquitanien umfaßte also das heutige Gascogne, Basque, Bearn und ein Stück von Guyenne. Die aquitanische Provinz nicht nur die genannten Bestandtheile, sondern auch das Land bis zur Loire. Strabon bemerkt (IV, 1), daß Augustus zu den Aquitaniern noch vierzehn Völker zwischen der Garuna und dem Ligerflusse hinzugefügt, und von diesen führt er Buch IV, 6 zwölf auf, deren Namen und Lage wir angeben, wenn wir die Völkerschaften und Orte des eigentlichen Aquitanien aufgeführt haben. Strabon sagt: es verliehen auch die Römer einigen aquitanischen Völkern das lateinische Bürgerrecht, unter andern den Auscíern und den Konvenern. Mela (III, 2), nachdem er die drei Hauptvölker, die Aquitanier, die Kelten und die Belgen, aufgeführt hat, sagt: Aquitanorum clarissimi sunt Ausci; Celtarum Hedui, Belgarum Treveri: urbesque opulentissimae in Treveris Augusta, in Heduis Augustodunum, in Auscis Climberrum. Ammianus Marcellinus bemerkt: Novem populos Ausci commendant et Vasatae. Cäsar (III, 27) sagt in Beziehung auf den Sieg des Crassus über die Vocaten und Tarusaten: Als von dieser Schlacht gehört ward, ergab sich ein großer Theil Aquitaniens dem Crassus, und schickte von freien Stücken Geiseln. In dieser Zahl waren die Tarbelli, die Bigerriones, die Preciani, die Vocates, die Tarusates, die Elusates, die Garites, die Ausci, die Garumni, die Sibuzates und die Cocosates. Wo die Garumni wohnten, lehrt ihr Name, und Mannert nimmt es für einen Collectivnamen derjenigen Völker, welche in der Nähe des Flusses lagen, denn sie werden nur von Cäsar aufgeführt. Valesius in seiner Not. Gall. setzt sie an die Quellen der Garonne, Sanson dagegen an die Mündung derselben. Außer den angeführten führt Cäsar (III, 20. 21) die Sotiates auf. Sie saßen an den Grenzen oder in der Nähe des narbonischen Galliens. Cäsar erzählt nämlich, Crassus sei nach Aquitanien gegangen, welches an Breite der Gegenden und Menge der Menschen für den dritten Theil Galliens zu schätzen sei. Crassus rief viele tapfere Männer aus Tolosa und Carcaso und Narbo, welches Städte der Provinz Gallien und diesen (den aquitanischen Gegenden) benachbart sind, zu sich und führte das Heer in das Gebiet der Sotiaten (in Sotiatum fines). Die Sotiates ziehen große Truppen zusammen, und greifen mit der Reiterei die Römer auf dem Marsche an. Als diese geschlagen ist, kämpfen sie mittels des Fußvolks. Sie kämpfen lange und heftig, da sie glauben, daß in ihrer Tapferkeit das Heil von ganz Aquitanien gelegen sei, indem sie auf die früheren Siege bauen, denn wenige Jahre vorher war der Legat Valerius Proconius in der Schlacht in Aquitanien gefallen, und der Proconsul L. Manlius mit Verlust des Gepäckes aus Aquitanien geflohen. In der Schlacht gegen Crassus werden endlich die Sotiaten (Sottiates bei Plinius) geschlagen. Auf dem Zuge bestürmt Crassus die oder eine Stadt der Sotiaten, nämlich oppidum Sotiatum. Ob Sotium, Sotia, welches im Mittelalter erwähnt wird, mit den Sotiaten zusammenhängt, weiß man nicht. Daß die Sotiaten Nachbarn der Vocater und Tarusater waren, geht daraus hervor, daß Crassus, nachdem er die Stadt der Sotiaten, in welcher Adcantuannus den Befehl hatte, nach tapferer Gegenwehr zur Auslieferung der Waffen und Stellung von Geiseln gezwungen, in das Gebiet der Vocatier und Tarusater (in fines Vocatium et Tarusatium) zog. Wenn bei Athenäus (VI, 249) von den Sotiaten gesagt wird: Σωτανοί, ἔθνος τοῦτο κελτικόν, so braucht er wol keltisch nicht in eigentlicher Bedeutung, denn Strabon sagt von den joskischen Biturigern: dieses Volk der Bituriger allein ist nicht gleichen Stammes mit den Aquitanern, und zahlt auch nicht die Abgaben mit denselben. Dieses drückt auch Plinius aus, denn er sagt

32) Lib. I. Cap. I.

Buch IV. Cap. 33: des aquitanischen Galliens sind die Ambilatri, die Anagnutes, die Pictones, die freien Santones (diese von Plinius aufgezählten Völker sind nämlich im uneigentlichen Aquitanien): die freien Bituriges mit dem Beinamen Ubisci (sie sind zwar im eigentlichen Aquitanien, aber Kelten), denn Plinius fährt fort: Aquitani (d. h. also eigentliche Aquitanier) unde nomen Provinciae, Sedibones. Alsbald die in eine Stadt vereinigten (in oppidum contributi) Convenae, die Begerri, die Tarbelli. Quatuor signani, die Cocosates Sexsignani, die Venami, die Onobrisates, die Belendi, der Saltus Pyrenaeus und darunter die Monesi, die Osquidates montani, die Sibyllates, die Camboni, die Bercorcates, die Bipedimni, die Sassumini, die Bellates, die Tornates, die Consoranni, die Ausci, die Elusates, die Sottiates, die Osquidates campestres, die Succases, die Tarusates, die Basabocates, die Vassei, die Sennates, die Cambolectri Agesinates Pictonibus juncti. Von da die Bituriges liberi, welche Cubi genannt werden. Dann die Lemovices, die Arverni liberi, die Gabales. Wieder mit der narbonensischen Provinz zusammengrenzend die Ruteni, die Cadurci, die durch den Fluß Tarnis von den Tolosanern getrennten Autobroges (Nitiobroges) und die Petrocorii. So führt Plinius die Völkerschaften der eigentlich und uneigentlich aquitanischen Provinz ohne Unterscheidung auf. Wir geben nun die Orte im eigentlichen Aquitanien an. Von Ausonius (in Mosella 468) wird der Fluß Adour durch Tarbellicus Aturrus, und von Tibullus (Lib. I. El. 7. v. 9) die Pyrenäen durch Tarbella Pyrene bezeichnet. Die *Aquae Tarbellicae* (im Itin. Anton.) von welchen Plinius (XXXI, 2), wo er von den Heilwassern handelt, sagt: alibi frigidae, alibi junctae, sicut in Tarbellis Aquatica gente et in Pyrenaeis montibus, tenui intervallo discernente. *Aquae Augustae* (die heutige Stadt d'Aqs, nach gasconischer Schreibart Dax), werden von Ptolemäus, da er seine Pyrenäen zu sehr hebt, etwas südlicher als die Mündung des Flusses Aturis (des jetzigen unter Bayonne in die See fallenden Adour) gestellt. Strabon führt zwar die Tarbeller auf und sagt, daß sie um den Meerbusen, welcher mit dem an der narbonischen Küste gelegenen gallischen, mit dem er auch gleichen Namen führe, die Landenge bilde, und fährt, nachdem er von den bei den Tarbellern befindlichen Goldgruben gehandelt, fort: Das innere Land und der gebirgige Theil hat besseren Boden, so gegen die Pyrenäen zu das Land der Convener, welches Wort zusammengelaufenes Volk bedeutet, wo die Stadt Lugdunus ist, und die Warmbäder der Onesier mit dem herrlichsten Trinkwasser. Aber die tarbellischen Bäder führt Strabon nicht auf. Vielleicht erstreckte sich die Herrschaft der Tarbeller zu Strabon's Zeit noch nicht bis zu diesen Bädern, und es saßen hier die Onesier, oder auch die Onesier waren ein Zweig oder eine Unterabtheilung der Tarbeller. Mannert, Kärcher [33]), und andere wollen für τῶν 'Ονησιῶν θερμά lesen τὰ Κονουένων. Allerdings werden im Itin. Anton. (p. 457) *Aquae Convenarum* (wol die heutige, wegen ihrer heilsamen mineralischen Quellen berühmte Kleinstadt Bagneres am Flusse Adour) gegen fünf geogr. Meilen westlich von Lugdunum. Diese Stadt, die zum Unterschiede anderer gleichnamigen Städte durch Lugdunum Convenarum bezeichnet wird, Lugdunus (bei Strabon), Lugdunum (bei Ptolemäus) ist nach den von dem Itin. Anton. angegebenen Maßen, wenn man statt nach Millien, nach Leuken (gallischen Meilen) rechnet, zu schließen, das heutige St. Bertrand, wenn man mit Wesseling [34]) den Gregor von Tours zur Hilfe nimmt, welcher Buch VII. Cap. 34 sie urbem Convenas nennt, und von ihr sagt: Est enim urbs in cacumine montis sita, nullique monti contigua. Fons magnus ad radicem montis erumpens, circumdatus turre tutissima: ad quem per cuniculum descendentes ex urbe, latenter latices hauriunt. Zu der Lage der Stadt auf dem Gipfel eines Berges paßt der Name Lugdunum, das heißt auf Teutsch Rabenberg. Die Hauptstadt der ehemaligen Comenges oder Comminges (Convenae) St. Bertrand liegt auf einer Höhe an der Garonne. Wie man vermuthet, wohnten die Convená bei der Quelle der Garonne in etwas größerer Ausdehnung als die nachmalige Grafschaft Cominges. Den Ursprung der Convenen (von verschiedenen Orten zusammengekommenes Volk) gibt Hieronymus (L. I. in Vigilantium) auf diese Weise an: Convenae, quos Cn. Pompejus, edomita Hispania, in Pyrenaei jugis deposuit et in unum oppidum congregavit, unde et Convenarum urbs nomen accepit. Das von Pomponius Mela als vorzüglichste Stadt der Aquitanier aufgeführte Cliumberrum, nämlich in Auscis Cliumberrum, da die Auscier nach Mela unter den Aquitaniern die berühmtesten waren, wird von Strabon nicht namhaft gemacht, sondern er sagt blos: auch die Stadt der Auscier ist gut (d. h. wie aus dem Zusammenhange hervorgeht, liegt in einer fruchtbaren Gegend), der neuere Name dieser Stadt bei Ptolemäus Augusta, im Itin. Hierosol. Civitas Auscia (das heutige Auch). Die Auscier wohnten im heutigen Armagnac, aber in großer Ausdehnung zwischen den Elusaten und Tolosanern. Die Stadt der Elusates (bei Cäsar und Ptolemäus) wird zuerst von dem Itin. Hierosol. *Elusa* (der heutige unbedeutende westlich von Auch gelegene Flecken Euse) genannt, wurde im 3. oder 4. Jahrh. die Hauptstadt der *Provincia Novempopulana*. *Lactura*, die Stadt der Lectorates im Itin. Anton. und Tab. Theodos. ist nach Cellarius, wie Inschriften zeigen, das heutige Leictoure, Lectoure, auf einem steilen Berge am Flusse Gers. In der Not. civ. Gall. wird aufgeführt: Civitas *Tarba* cum castro *Bigorra*. Nach letzterem war die ehemalige Grafschaft Bigorre genannt, und die Bewohner derselben, die Bigorrer, haben wol den Namen und die Gesundheit, Stärke und Behendigkeit und ihre ausdrucksvolle Gesichtsbildung von den Bigerrionen Cäsar's geerbt. Tarba (das jetzige Tarbes am Fluß Adour), worüber bei *Oihenart*, Notit. utriusque Vasconiae mehr zu finden, wird durch Gregor von Tours (Hist. IX, 6) Beorretana urbs genannt, nämlich

33) Strabon's Geographie. übersetzt. 3. Bdchn. S. 360.

34) Itin. Anton. ed. *Wesseling* p. 457. not.

Amelius Beorretanae urbis Episcopus. Beorretanus ist zusammengezogen aus Bigerritanus. Ausonius (Epist. XI. Paulo S.) sagt:

> Vinum cum bijugo parabo
> Primo tempore Santonos vehendum,
> Ovum tu quoque passeris marini,
> Quod nunc promus ait procul relictum
> In fundo patriae Bigerritanae.

und v. 246: Dignaque pellitis habitas deserta Bigerris? Im Betreff des Namens der Tarsutes des Cäsar und Plinius ist zu bemerken, daß nach der Meinung Baudrand's und anderer sich derselbe in dem kleinen Landstriche le Tarusan in der Diöces von Aire erhalten hat. Das Ländchen Tursan hatte nur einen Vicomte mit dem Ländchen Marsan, wohin man auch die Tarsuten sich erstrecken läßt. Der Ort *Beneharnum*, welcher der Vicomté Bearn den Namen ertheilt hat, im Itin. Anton. wiederholt (p. 453. 457), ist, nach den daselbst angegebenen Maßen zu schließen, die heutige Stadt Lescar auf einem Hügel in der vormaligen Landvoigtei von Pau, und Kalagorris ebenfalls nach den Maßen im Itin. Anton. (p. 457) zu schließen, der heutige Flecken Cazeres, Cazares, an der Garonne auf dem Weg nach Toulouse. Nach dem Itin. Hierosol. (p. 580) bei Wesseling ist die Stadt Vasatas, Vasatä bei Ammianus Marcellinus, welche man für eins mit dem Kossium des Ptolemäus, wiewol dieser eine andere Lage angibt, und für Cossio des Ausonius hält, das heutige Städtchen Bazas auf einer Anhöhe im Ländchen Bazadrie, aus welchem Überbleibsel des Namens sich schließen läßt, wo die Vasates des Ammianus Marcellinus und des Ausonius [35]) zu suchen sind. Pontius Meropius Paulinus, ad Ausonium. Epist. v. 248 sagt: arenosos non dedignare Vasatas? Ausonius läßt Eidyll. II. seinen Vater singen:

> Vicinas urbes colui patriaque domoque,
> Vasates patria, sed lare Burdigalam.

Von sich selbst sagt Ausonius (Ed. X. Mosella v. 438):

> Haec ego, *Viviscn* ducens ab origine gentem
> Belgarum hospitiis nunc per nova foedera notus,
> Ausonius, nomen Latium, patriaque, domoque
> Gallorum extremos inter, celsumque Pyrenen,
> Temperat ingenuos qua laeta Aquitania mores.

Er nennt sich aus der viviscischen Völkerschaft entsprossen, weil er in Burdigala (Bourdeaux) geboren war, wo er Clarae Urbes XIV. *Burdigala* singt:

> Burdigala est natale solum: clementia coeli
> Mitis ubi, et riguae larga indulgentia terrae;
> Ver longum, brumaeque breves, juga frondea subsunt.

Strabon sagt, es mündet die Garuna, durch drei Flüsse verstärkt, in das Meer zwischen dem Gebiete des josonischen Bituriger und Santonen, beides gallische Völkerschaften; denn dieses Volk der Bituriger allein ist nicht gleichen Stammes mit den Aquitaniern, und zahlt auch nicht die Abgaben mit denselben. Sein Handelsplatz ist Burdigala (Bourdeaux) an einem meerähnlichen Gewässer. Diese Bituriger im eigentlichen Aquitanien hatten sich also hier im heutigen Medoc und in dem, was von Bourdelois der Garonne südlich liegt, unter den eigentlichen Aquitaniern Sitze erobert. Burdigala wird von Ausonius vielfach gefeiert, da es seine Geburtsstadt ist. So z. B. sagt er, Praefatiunculae Tres II. v. 6:

> Vasates patria est patri: gens Aedua matri
> De patre: Tarbellis sed genetrix ab Aquis.
> Ipse ego Burdigalae genitus: divisa per urbes
> Quattuor antiquas stirpis origo meae.

Nicht blos der berühmte Dichter und Grammatiker Ausonius wird Burdigalensis genannt, sondern auch viele Andere werden von Ausonius, Commemoratio Professorum Burdigalensium [36]), als Burdigalenser, wenn sie auch nicht alle zu Burdigala geboren, wenn sie nur Professoren zu Burdigala waren und das dasige Bürgerrecht erlangt hatten, gefeiert, theils in allgemeinen Rubriken, z. B. VIII. Grammaticis Graecis Burdigalensibus, deren Namen nicht genannt werden, X. Grammaticis Latinis Burdigalensibus, Philologis, Macrino, Phoebicio, Concordio, Sucuroni, Ammonio, Anastasio Pictaviorum, theils im Einzelnen, als: IX. Jucundo, Grammatico Burdigalensi, fratri Leontii; XI. Herculano, sororis filio, Grammatico Burdigalensi; XII. Thalasso, Grammatico Latino, Burdigalensi; XIII. Citario, Siculo Syracusano, Grammatico Burdigalensi, Graeco; XXIII. Dynamio, Burdigalensi, qui in Hispania docuit et obiit; XXIV. Acilio Glabrioni, Grammatico, jun. Burdigalensi. Hieraus erhellt, welcher wichtige Sitz der Gelehrsamkeit Burdigala war. Demnächst war es Tolosa, von dem Ausonius mehre Rhetoren aufführt. Aus XX. Staphylus Rhetor, civis Auscius, geht hervor, welches Gesetz der Erwähnung (lex commemorandi) er beobachtete, nämlich Cives, sive domi, seu foris. Mit Staphylius macht er eine Ausnahme:

> Extremum sed fas conjungere civibus unum
> Te Staphyli, genitum stirpe Novempopulis.

Unter allen aquitanischen und überhaupt gallischen Städten erwähnt Ausonius Burdigala am häufigsten [37]), da er diese Stadt als Geburtsort am meisten liebte, wiewol er Rom verehrte, wie er Clarae Urbes XIV. *Burdigala* sagt:

> Diligo Burdigalam: Romam colo, civis in hac sum,
> Consul in ambabus, curiae hic, ibi sella curilis.

Eine zweite Stadt der Bituriges Vibisci oder Ubisci war das von Ptolemäus aufgeführte Noviomagus, welches nach Mannert ungefähr an der Stelle des Ortes Castillon, nicht fern von der Mündung der Gironde, lag. Die drei Flüsse, welche nach Strabon in die von Mela (III, 2) am besten und umständlichsten beschriebene Garumna, in welchem die See hoch hinaufsteigt und Ebbe

35) Er war mit den Vasaten sehr bekannt, da sein Vater in der Stadt derselben geboren war. Epist. VII nennt eine Art Gespann wasatisch, nämlich v. 18: Vel quot habet junctos Vasatica rheda caballos.

36) Der erste dieser Professoren zu Burdigala, welchen Ausonius (I.) aufführt, ist Tiberius Victor Minervus Orator, von welchem er sagt:

> Primus *Burdigalae* columen dicere, Minervi
> Alter Rhetoricae Quinctiliane togae.

37) s. z. B. Epist. 24. v. 90: Tergua Burdigalae etc.

und Fluth bildet [38]), fallen, sind der Tarnis des Plinius und Ausonius, von welchem er Ed. X, 465 auriferus Tarnis genannt wird (jetzt Tarn), und die Olda und der Duranius des Sidonius Apollinaris, von welchem Ausonius (Ed. X, 464) sagt: gelido Durani de monte volutus amnis, jetzt die Dordogne. Die übrigen, bei Ptolemäus und Marcianus Herakleota vorkommenden Flüsse sind der Aturis (Atur bei Vibius Sequ., Aturrus bei Ausonius [Ed. X, 408]), der unter Bayonne in die See fallende Adour und der Sigmanus, nach Mannert der Boucaut von Memisan. Nach d'Anville soll der Fluß Sigmanus an das Vorgebirge Kurianum (das jetzige Cap Feret) zu setzen sein. Die Hauptgebirge von Aquitanien sind die Pyrenäen. Die Cebenna, Gebenna (die Sevennen) gehören dem uneigentlich aquitanisch genannten Theile der Provincia Aquitanica an. Die Völkerschaften dieses Theiles führt Strabon (IV, 6) auf folgende Weise auf: Die Völker zwischen der Garuna und dem Liger, welche an die Aquitanier grenzen, sind die Eluer, die am Rhodanus anfangen. Auf diese folgen die Vellaier, welche ehemals zu den Arvernern gerechnet wurden, nun aber ein eigenes Volk ausmachen; hierauf die Arverner, die Lemobiker, die Petrokorier, ferner die Nitiobriger, die Cadurker und die cubischen Bituriger; sodann am Meere die Santonen und die Piktonen, von denen die ersteren an der Garuna wohnen. Diese am Liger. Die Rutenen aber und die Gabaler liegen der narbonischen Provinz nahe. Von den Rutenern haben wir bereits bei Beschreibung der narbonischen Provinz erwähnt, daß ein Theil derselben in diese herüber reichten, und zum Unterschiede der schlechthin genannten Rutenen von Cäsar Ruteni provinciales genannt werden. Die schlechthin geheißenen Ruteni (Rutani bei Ptolemäus), die Bewohner vom heutigen Rovergue, hatten zur Stadt nach Ptolemäus Segudunum, welches später civitas Rutenum hieß und das jetzige Rhodez ist. Die von Strabon aufgeführten Eluer sind die Helvii Cäsar's und die Helvi des Plinius, da der Haupttheil dieser in den Sevennen sitzenden Völkerschaft zu der narbonischen Provinz gehörte, so haben wir das, was Cäsar von ihren Sitzen sagt, bei Beschreibung dieser Provinz angegeben. Die Stadt der Gabali (s. d. Art.) des Cäsar und Ptolemäus war Anderidon des Ptolemäus, später Gabali, nach d'Anville jetzt Javour über der Stadt Mende. Wie die Gabaler (die Einwohner vom heutigen Gevaudan in den Sevennen) unter den Arvernern standen, so auch zu Cäsar's Zeit, welcher VII, 75 bemerkt, Arvernis, adjunctis Eleutheris Cadurcis, Gabalis, Velaunis, qui sub imperio Arvernorum esse consueverunt, aber nicht mehr zu Strabon's Zeit die Velauni (des Cäsar's und des Ptolemäus) die Vellaïi, Vellavi des Strabon, die Bewohner des heutigen Velay, des Erben ihres Namens, größtentheils in den Sevennen, hatten zur Stadt Ruescum des Ptolemäus, nach d'Anville's Muthmaßung St. Paulien, an der Grenze von Auvergne. Die Arverni, die Bewohner des heutigen Auvergne, erstreckten sich noch über die aquitanische Provinz hinaus; denn Strabon sagt bei Beschreibung des lugdunischen Galliens, nachdem er von den Völkern zwischen dem Liger und Sequanus gehandelt hat: Die ausgezeichnetsten von ihnen sind das Volk der Arverner und das der Carnuten, durch deren beider Gebiet der Liger fließt, der sich in den Ocean ergießt. Deshalb rechnet auch Ptolemäus nur einen Theil der Arverner zur aquitanischen Provinz. Cäsar sagt Lib. VII. Cap. 8: mons Gebenna, qui Arvernos ab Helviis discludit. Mannert nimmt an, daß Cäsar die Arverner südlich bis an der Helvier Gebiet reichen, und blos durch die Sevennen aus dem Grunde von ihnen trennen lasse, weil die kleineren Völkchen, welche zwischen beiden und meistens auf dem Gebirge lagen, damals unter der Oberherrschaft der Arverner standen und zu ihnen gerechnet wurden. Die Arverner waren nämlich nach der Zeit der Oberherrschaft der Biturigen das mächtigste Volk in dem eigentlichen oder keltischen Gallien. Lib. I, 31 läßt Cäsar den Äduer Divitiacus sagen: Galliae totius factiones esse duas: harum alterius principatum tenere Aeduos, alterius Arvernos. Strabon sagt, von der früheren Macht der Arverner ist das ein großer Beweis, daß sie öfters mit den Römern Krieg geführt haben, ein Mal mit 200,000 Mann, ein ander Mal mit noch ein Mal soviel; denn unter Anführung des Vercingetorix stellten sie dem Cäsar soviel entgegen. Früher zogen sie mit 200,000 Mann gegen Maximus Ämilius und ebenso gegen Domitius Äenobarbus. Mit Cäsar kämpften sie um Gergovia [39]), eine Stadt der Arverner auf einem hohen Berge und Geburtsort des Vercingetorix, und bei Alesia (jetzt Alise), der Hauptstadt der Mandubier, eines an die Arverner stoßenden Volkes, auch hochgelegen und von Bergen und zwei Flüssen eingeschlossen. Mit Maximus Ämilius schlugen sie sich an dem Zusammenflusse des Isar mit dem Rhodanus, wo sich auch das Kemmenusgebirge dem Rhodanus nähert; mit Domitius weiter unten bei der Vereinigung des Sulgas mit dem Rhodanus. Es erstreckte sich die Herrschaft der Arverner bis Narbon und das massaliotische Gebiet. Sie herrschten auch über die Völker bis zu den Pyrenäen und bis an den Rhenus. Strabon umfaßt also, wenn er weiter oben von dem Heere von 200,000 der Arverner spricht, zugleich die unter ihrer Herrschaft stehenden und rücksichtlich blos mit ihnen verbündeten Völker, und redet also im Betreff der großen Zahlen, die er blos von den Arvernern allein braucht, nicht genau. Billig erhebt sich daher die Frage, ob, wie die Neueren annehmen, feststeht, daß Gergovia eine Stadt der Arverner war. Diese Stadt ist darum geschichtlich wichtig, weil Cäsar im Kampfe um dieselbe Verlust erlitt, und sie daher auch von andern Geschichtschreibern erwähnt wird. So sagt Suetonius im Julius Caesar 25: et in Gallia, ad Gergoviam legione fusa. Da Cäsar nur um ein Gergovia kämpfte, so kann man sich nicht durch die Annahme helfen, daß das Gergovia des

38) *Marcianus Heracleota* p. 47.

39) Ein Theil der Neueren, namentlich Kärcher, verstehen unter Gergovia das heutige Jargeau (lat. Gurgorilum), eine kleine Stadt an der Loire in Nieder-Orleanois.

Strabon ein anderes als das Gergovia des Cäsar sei, und es ist unstatthaft, daß auf die neueren Karten des alten Gallien zwei Gergoviae, ein Gerogovia Bojorum und das andere schlechthin Gergovia genannt, gesetzt worden sind. Cäsar erzählt Lib. VII, 4, daß Vercingetorix, Celtilli filius, Arvernus, summae potentiae adolescens, cujus pater principatum Galliae totius obtinuerat, et ob eam causam, quod regnum appetebat, ab civitate erat interfectus, seine Clienten zusammengerufen und sie zur Ergreifung der Waffen gegen die Römer entflammt habe. Er wird daran von Gobanitio, seinem Vatersbruder, und den übrigen Fürsten, welche nicht der Meinung waren, daß man diesen Fall versuchen müsse, verhindert und aus der Stadt Gergovia vertrieben (expellitur ex oppido Gergovia), aber er läßt nicht ab. Weiter unten (Lib. VII, 9) sagt Cäsar: Vercingetorix rursus in Bituriges exercitum reducit, atque inde profectus Gergoviam [40]), Bojorum oppidum, quos ibi Helvetico praelio victos Caesar collocaverat, Aeduisque attribuerat, oppugnare instituit. Hiernach lag also Gergovia, wenn auch nicht im Lande, doch in dem damaligen Gebiete der mit den Arvernern kämpfenden Äduer. Cäsar sagt auch Nichts davon, daß Gergovia die Geburtsstadt des Vercingetorix gewesen, sondern nur im Allgemeinen, daß er Arverner war. Wenn Cäsar (Lib. VII, 34) sagt, daß er das Heer in Arvernos, ad oppidum Gergoviam secundum flumen Elaver geführt, so folgt auch hieraus nicht, daß Gergovia im Lande der Arverner lag, sondern nur, daß es damals in der Gewalt der Arverner sich fand, und dieser Umstand erklärt, wie Strabon dazu kam, es für eine Stadt der Arverner zu halten. Der Elaver ist der Allier. Auf der einen Seite desselben zog Cäsar, welcher von Avaricum (Bourges) gekommen war, auf der andern Vercingetorix, und jener konnte keine Brücke zum Übergange schlagen. Durch den Elaver konnte man aber gewöhnlich erst im Herbste setzen. Doch gelang es Cäsar'n, den Gegner zu täuschen und die von Vercingetorix abgerissene Brücke wieder herzustellen. Vercingetorix eilte in großen Märschen voraus. Caesar ex eo loco (nämlich da, wo er über den Elaver gegangen), quintis castris Gergoviam pervenit. Die Stadt lag auf einem Berge. Hier stimmt Strabon mit Cäsar, welcher sagt: perspecto urbis situ, quae posita in altissimo monte, omnes aditus difficiles habebat, und Vercingetorix, castris pro oppido in monte positis, und überhaupt war die Gegend gebirgig; denn weiter unten heißt es: Erat e regione oppidi collis sub ipsis radicibus montis egregie munitus, atque ex omni parte circumcisus. Gewöhnlich nimmt man einen Berg etwas südöstlich von Clermont am Flusse Allier für die Lage von Gergovia an, weil Cäsar diese Stadt an den Elaver setzen soll; aber dieses thut er nicht. Bevor er über den Elaver gegangen, zog er von Avaricum (Bourges) kommend an diesem Flusse hin; denn secundum flumen Elaver kann hier nicht dem Laufe des Flusses nach, sondern nur an demselben hin bedeuten, und zwar den Fluß aufwärts, da Cäsar von Avaricum kam. Welche Richtung er, als er über den Elaver gesetzt war, genommen, sagt er nicht, sondern er bemerkt nur, daß er von dieser Stelle mit dem fünften Lager (dem fünften Marsche) vor Gergovia gelangt sei. Gergovia kann, zumal da die Bojen in demselben den Äduern zugetheilt waren, sehr gut in der Nähe der Loire gelegen haben, wenigstens muß es auf der rechten Seite des Allier sich befunden haben. Zugleich folgt aus Cäsar, daß es nicht unterhalb der Einmündung des Allier gelegen sein, und also nicht, wie ein Theil der Alterthumsforscher annimmt, Jargeau in Orleanois gewesen sein kann. Da außer Strabon kein Geograph, sondern nur Geschichtschreiber Gergovia aufführen, so nimmt Mannert an, daß aus dem älteren Gergovia das spätere Augustonemetum entstanden sei, und Strabon diese Stadt unter zwei verschiedenen Namen aufführe. Strabon sagt nämlich, bevor er von Gergovia handelt: Die Arverner sitzen am Flusse Liger; ihre Hauptstadt ist Nemossus. Auch von Ptolemäus wird Augustonemetum oder Augusta Nemetum an den Liger gesetzt. Beide verwechseln also entweder den Allier und die Loire mit einander, oder schmelzen beide Flüsse noch vor ihrer Vereinigung in einen Strom. Die Erkenntniß dieser Verschmelzung ist wichtig, weil wir dadurch nicht genöthigt werden, der Angabe, daß die Grenze der Äduer der Liger gewesen, Vertrauen zu schenken, sondern annehmen können, daß das Land, oder wenigstens das Gebiet der Äduer sich über die Loire herüber nach Westen erstreckt, und dadurch die Angabe Cäsar's erklärlich wird, daß er die in der helvetischen Schlacht besiegten Bojer in die Stadt Gergovia gesetzt und sie (die Bojen) den Äduern zuertheilt habe. Jedoch sagt Cäsar auch nicht, daß Gergovia zwischen dem Elaver (Allier) und dem Liger (Loire) gelegen, sondern nur, daß er, als er über den Elaver gesetzt, mit dem fünften vor Gergovia gekommen. Er kann recht gut auf diesem Zuge über den Liger gesetzt sein, und bemerkt es nicht, weil sich nichts Merkwürdiges dabei zutrug. Wir werden bei Beschreibung von Gallia Lugdunensis sehen, daß Gergovia wahrscheinlich das heutige Beaujeu ist. Die Arverner aber setzten sich, wie aus dem erhellt, was Cäsar weiter erzählt, in den Besitz von Gergovia, und deshalb nennt sie Strabon eine Stadt der Arverner. Die Annahme Mannert's aber, daß Gergovia der ältere Name für Nemossus des Strabon, Augustonemetum des Ptolemäus sei, kann nicht bestehen, weil nach den Bestimmungen der Peutinger'schen Karte diese Stadt an die Stelle des heutigen Clermont zu stehen kommt, welches auch die meisten Neueren angenommen. Diese Stadt, von Sidonius Apollinaris urbs Arverna geheißen, ist also Nemossus des Strabon, und liegt am Liger (d. h. am Allier), weil er und Ptolemäus beide Flüsse verschmelzen, und kann Gergovia nicht sein, weil Cäsar, als er von Avaricum (Bourges) kam und gegen Gergovia zog, über den Elaver setzte. Gergovia lag also auf der Ostseite des Allier und Nemossus auf der Westseite dieses Flusses. An die Arverner grenzten die neben den Pictavern und Lemovikern längs des Liger sitzenden Bituriges

40) Nach andern lesart Gergobinam, und in der griechischen Übersetzung Γεργοβίνναν.

Rubi. Sie saßen weit am Liger herauf; denn Cäsar (VII, 7) sagt: ad flumen Ligerim — quod Bituriges ab Aeduis dividit (nämlich hier unten, weiter oben reichten die Äduer aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Westseite des Liger herüber). Wie zahlreich an Städten die Bituriger waren, geht daraus hervor, daß nach Cäsar (VII, 15) Vercingetorix an einem Tage mehr als 20 Städte der Bituriger (amplius XX urbes Biturigum) verbrennen ließ, um sie nicht in die Gewalt der Römer kommen zu lassen. Lib. VII, 13 sagt Cäsar, daß er ad oppidum Avaricum, quod erat maximum munitissimumque Biturigum atque agri fertilissima regione gezogen sei, weil er vertraute, daß er, wenn er diese Stadt genommen, den Staat der Bituriger (civitas Biturigum) unter seine Gewalt bringen würde. Als Vercingetorix und die mit ihm Verbündeten in gemeinsamer Versammlung berathschlagten, ob auch Avaricum verbrannt oder vertheidigt werden sollte, fielen die Bituriger allen Galliern zu Füßen, daß sie nicht gezwungen werden möchten, die schönste Stadt von beinahe ganz Gallien (pulcherrimam prope totius Galliae urbem), welche dem Staate sowol zum Schutze, als zur Zierde gereiche, mit eigenen Händen anzuzünden. Weiter sagten die Bituriger, daß sie den Ort wegen der natürlichen Beschaffenheit desselben leicht vertheidigen würden, weil er fast von allen Seiten von dem Flusse und dem Sumpfe umgeben sei und nur einen und zwar sehr schmalen Zugang habe. Von der Sumpfigkeit jener Gegend zeugt auch, wenn Cäsar (Lib. VII. Cap. 15) von Vercingetorix sagt, daß er für sein Lager einen durch Sümpfe und Wälder von Avaricum 15,000 Schritte entfernten Ort gewählt. Unter dem Flusse, den Cäsar die Bituriger erwähnen, aber nicht nennen läßt, versteht man Avera, jetzt die Evre, und unter der Stadt das heutige Bourges, da sich, wie auch bei andern gallischen Städten, der Name des Volkes auf seine Hauptstadt übertragen hat. Schon von Sidonius wird die Stadt Bituriges genannt. Zwar wird von dem Itin. Anton. p. 460 die Lage derselben richtig bestimmt; aber Marcianus Herakleota, nicht so genau, gibt die größte Länge der aquitanischen Provinz, ungeachtet sie eigentlich bis an den Liger reicht, als nur bis Avaricum reichend an. Auch Ptolemäus vor ihm ist nicht genau; denn er setzt das ganze Volk nur in einen schmalen Strich längs des Flusses. Eine zweite Stadt der Bituriger, welche wir genannt finden, ist Noviodunum [41]), oppidum Biturigum, wie es Cäsar (VII, 12) nennt. Seine ungefähre Lage erhellt aus dem Zuge Cäsar's. Er kam von Genabum (Orleans), setzte das Heer über den Liger und gelangte in das Gebiet der Bituriger (in Biturigum fines). Er hatte den Plan gefaßt, oppidum Biturigum, positum in via, Noviodunum, zu bestürmen, zog vor dasselbe und zwang es zur Unterwerfung, hierauf zog er gegen Avaricum. Noviodunum lag also auf dem Wege von Orleans nach Bourges. Ein Theil der Neueren muthmaßt, daß Noviodunum das jetzige Dorf Neuvy sous Baranjon, und d'Anville, daß es bei dem heutigen Nouan gelegen habe. Die Lage der kubischen Biturigen wird von Mannert dahin bestimmt, daß sie das heutige Berry, Bourbonnois und wahrscheinlich auch ein Stück von Touraine besessen haben. Die Nitiobriges werden von Cäsar (Lib. VII, 7) erwähnt, wo er erzählt, daß der Cadurke Luterius, nachdem er den Staat der Rutenen für die Arverner geneigt gemacht, zu den Nitiobrigern und Gabalern gezogen, von Beiden Geiseln genommen, und mit einer großen, zusammengebrachten Heerschar gegangen sei, um in die Provinz gegen Narbo zu einzubrechen. Bei den Biturigern erhielt sich das Königthum länger, als bei den meisten andern gallischen Völkerschaften; denn Cäsar (VII, 31) sagt: Theutomar, Ollovico's Sohn, König der Nitiobriger, dessen Vater von unserm Senat Freund genannt worden war, gelangte mit einer Zahl seiner Reiter und derjenigen, welche er von Aquitania [d. h. dem eigentlichen [42]) Aquitanien] gemiethet hatte, zu ihm (Vercingetorix). Die auch von Strabon und Ptolemäus aufgeführten Nitiobriger wurden im Osten von dem Tarn von den Tolosanern geschieden, wie aus Plinius hervorgeht, und man muthmaßt, daß sie nördlich wahrscheinlich die Dordonne noch erreicht haben. Als Bewohner des Ländchens Agenois gibt sie ihre Stadt Aginnum bei Ptolemäus und in dem Itin. Anton. und dem Itin. Hierosyl. kund. Sie heißt in der Notitia provinc. Gall. Civitas Agennensium, sodaß also hier nicht der Fall, wie bei vielen andern gallischen Städten, stattgehabt hat, und nicht der Name des Volkes sich im späteren Namen der Hauptstadt erhalten, sondern aus dem Namen der Hauptstadt der spätere Volksname sich gebildet hat. Sie ist das heutige Agen an der Garonne. Daß die Petrocorii die Einwohner von Perigord sind, geht aus ihrer Stadt Vesuna (bei Ptolemäus, Vesunna in den Itinerarien) hervor, welche nach den Zahlen des Itiner. Antonin. sich als das heutige Perigeux, dessen Schloß noch jetzt Vesune heißt, herausstellt. Die Cadurci, welche nach Cäsar (Lib. VII, 4) unter den Völkerschaften waren, die Vercingetorix schnell mit sich verband, und nach Lib. VII, 64 von demselben gesandt werden, daß sie und die Rutenen das Gebiet der Volker, Arekomiker (fines Volcarum Arecomicorum) verheeren sollen, und von welchen Plinius sagt: Rursus Narbonensi provinciae contermini Ruteni, Cadurci, Autobroges (Nitiobroges), Tarneque amni discreti Tolosani, saßen hiernach, wiewol nicht nach Ptolemäus, im heutigen Quercy. Eine Stadt der Cadurcer war nach Cäsar (VIII, 32) oppidum Uxellodunum, quod in clientela ejus (nämlich des Luterius, welcher sich damals in agris Cadurcorum befand) fuerat, natura loci egregie munitum; es besetzt es Luterius mit seinen und des Drapes Truppen und verbündet die Bewohner dieser Stadt (oppidanos) mit sich. Nach d'Anville's Muthmaßung fand sich Uxellodunum bei Puech d'Issoli an der Tourmente, in

41) Ein anderes war Noviodunum Aeduorum, welches also zur lugdunensischen Provinz gehört.

42) Cäsar redet immer, wenn er Aquitanien und die Aquitanier erwähnt, blos von dem eigentlichen Aquitanien, da die Erweiterung der aquitanischen Provinz erst durch Cäsar statthatte.

der Nähe der Dordonne. Eine zweite Stadt der Cadurker war Dueona, auch Dukona, bei Ptolemäus verschrieben, wie Mannert muthmaßt, vielleicht das heutige Cahors am Flusse Lot. Die von uns bereits aus Strabon und Plinius angeführten Lemovices des Cäsar (VII.), welche unter den Völkerschaften waren, welche Vercingetorix schnell mit sich verband, und denen er nach Cäsar (VII, 75) befahl, 10,000 Mann zu stellen, die Limovici des Ptolemäus, welche er unterhalb der Pictonen stellt, haben ihren Namen auf das heutige Ländchen Limosin, und noch weiter auch auf Limoges, die in Ober-Limosin liegende Hauptstadt des vormaligen Gouvernements von Limosin, vererbt; denn nach den Maßen des Itin. Anton. p. 462 ist Augustoritum, Augustoricum des Ptolemäus das heutige Limoges. Die Santones, Santoni, müssen sich zu Cäsar's Zeit weiter heraufersteckt haben, als später, oder aber, was wahrscheinlicher ist, es gab in Cäsar's Tagen zwei Abtheilungen oder besondere Staaten von Santonen, von welchen der eine bald nach Cäsar verschwand. Lib. I, 10 wird ihm verkündigt, die Helvetier, welche sich neue Wohnsitze suchen wollten, haben im Sinne, per agrum Sequanorum et Aeduorum iter in Santonum fines facere, qui non longe a Tolasatium finibus absunt, quae civitas est in Provincia. Cäsar erkannte, es werde dieses der Provinz zu großer Gefahr gereichen, wenn sie kriegerische, dem römischen Volke feindliche, Menschen zu Nachbarn für offene und getreidereiche Örtlichkeiten hätte. Die Santones, welche Cäsar hier erwähnt, wohnten also in der Nähe von Toulouse, und müssen ein schwacher Staat gewesen sein, weil Cäsar nicht sie für die Provinz, sondern die Helvetier für dieselbe gefährlich hielt. Auch läßt sich schließen, daß die Helvetier die Schwäche des Staates der Santonen kannten, weil sie sich in seinem Gebiete neue Wohnsitze erobern wollten. Der schwache Santonenstaat muß bald verschwunden sein. Gleichzeitig mit demselben finden wir bei Cäsar (III, 12) auch den berühmteren Santonenstaat am Meere. Cäsar setzt den D. Brutus, einen Jüngling der Flotte und den gallischen Schiffen, welche er von den Pictonen und Santonen und den übrigen friedlich gemachten Gegenden zusammenkommen lassen, vor, und befiehlt ihm, sobald als möglich wider die Veneter zu ziehen. Cäsar sagt: Gallicisque navibus, quas ex Pictonibus et Santonis etc. Ob Cäsar auch grammatikalisch einen Unterschied zwischen den Santonibus in der Nähe von Toulouse und den Santonis am Ocean machen will, muß dahingestellt bleiben. Bei den übrigen Schriftstellern findet man beide grammatikalische Formen. Mela (III, 2) beschreibt die Gestalt der Küste, wo die Santonen wohnten, auf folgende Weise: A Garumnae exitu latus illud incipit terrae procurrentis in pelagus, et ora Cantabricis adversa littoribus, aliis populis media ejus habitantibus, ab *Santonis* ad Osismios deflexa. Das von Ptolemäus und Marcianus aufgeführte Vorgebirge der Santonen ist die Spitze der Halbinsel Advert, unmittelbar über der Mündung der Gironde bis an den Seudrefluß. Der von Ptolemäus aufgeführte Hafen der Santonen hat nach Mannert's Meinung ohne Zweifel nicht existirt, weil ihn blos die griechische Ausgabe des Ptolemäus des Erasmus und die späteren Ausgaben nennen, während der Name in den älteren lateinischen Ausgaben des Ptolemäus und bei Marcianus fehlt. Dieser Theil des Oceans wurde durch den Ausdruck: der santonische, bezeichnet. So von *Tibullus* Lib. I. El. 7: Oceani litora Santonici. Ausonius (Edyll. X, 463) sagt: Santonico refluus non ipse Carantonus aestu, welcher Fluß die bei der Stadt Saintes, welche von den Santonen den Namen geerbt hat, vorüberfließende Charente ist. Nach d'Anville wäre auch der Fluß Kanentelos des Ptolemäus und des Marcianus die Charente. Aber dieses trifft wegen der von diesen beiden bemerkten viel weiteren Entfernung nicht; weshalb Mannert unter dem Kanentelos die Sevre versteht. Die an der Küste von der Mündung der Gironde bis an die Mündung der Sevre reichenden und nach Osten bis an das heutige Perigord sitzenden Santones des Strabon und Ptolemäus hatten demnach dasjenige inne, was von dem Bourdelois an der Dordonne gelegen ist, Saintonge, Angoumois und das Ländchen Aunis. Von Plinius werden sie Santones liberi genannt, weil sie, obgleich unter der Herrschaft der Römer, doch einen eigenen Staat bildeten. Von Tacitus (Ann. VI, 7) wird da, wo er von den Verurtheilungen, welche im J. 755 der Erb. Roms (32 nach Chr.) handelt, unter den Verurtheilten aufgeführt: Julius Africanus, e Santonis, Gallica civitate. Die Hauptstadt der Santonen hat einen wegen seiner Gleichheit mit dem Namen der Hauptstadt in Gallia Cisalpina, welchen sie von dem Namen der Stadt der Aulerker erhalten haben soll, merkwürdigen Namen, nämlich Mediolanium, nach den Itinerarien Mediolanum. Nach der Angabe des Marcianus von Heraklea[43]) würde diese Stadt als an der Gironde befindlich angenommen werden müssen; aber er versteht unter Santones wol das Volk. Nach Ptolemäus und den Maßen des Itin. Anton. p. 459, welche von Bordeaux bis nach Novioregum (Noyon) und dann nordöstlich zurück nach Saintes gehen, ist Mediolanum die zuletzt genannte Stadt. Den späteren Namen erhielt als vorzugsweise Stadt der Santonen genannte Stadt. Dieses veranschaulicht z. B. *Ausonius*, Epist. 15. Ausonius Tetradio salutem v. 11: Cur me propinquum *Santonum moenibus* declinas? Hier ist ganz deutlich, daß er die Stadt meint. Allgemeiner ist, wenn er Epist. XIV, 2 sagt:

Aequoream liqui te propter, amice Garumnam,
Te propter *campos* incolo *Santonicos*.

Blavia des Itin. Anton. und des Ausonius ist die heutige kleine Stadt Blaye, nebst einer Citadelle, auf einem hohen Felsen an der Garonne, etwas über dem Einflusse der Dordonne in dieselbe, und Iculisma ebenfalls des Ausonius wird als die heutige Stadt Angoulême vermuthet. Die Pictones des Cäsar und Plinius, *Πίκτονες* des Strabon, *Πήκτωνες* des Ptolemäus, stellen sich als Bewohner an den südlichen Ufern der Loire heraus, und

43) Bei *Hudson*, Geogr. Graec. min. T. I. p. 47.

reichten südlich ebenso weit, als das heutige Poitou, welches den Namen von ihnen geerbt hat. Da nach Ptolemäus außer den Santonen auch die Limoviker unterhalb der Pictonen lagen, so vermuthet man, daß sie gegen Osten wahrscheinlich von dem heutigen Flusse Creuse begrenzt wurden. Die Pictonen waren nach Cäsar (III, 11) unter denjenigen Staaten, welche dem Brutus Schiffe stellen mußten, als dieser die römische Flotte gegen die Veneter führte. Die Pictonen waren nach Cäsar (VII, 4) unter den Staaten, welche Vercingetorix schnell mit sich gegen die Römer verband. Wie aus Cäsar (VIII, 26) hervorgeht, lag im Gebiete der Pictonen (in finibus Pictonum) die Stadt Limonum (oppidum Limonum), welche von Dumnacus, dem Heerführer der Anden, belagert wurde, indem sich Duracius, der Freund der Römer, in dieser Stadt eingeschlossen hatte. Als der Legat C. Fabius heranzog, um dem Duracius Beistand zu leisten, hob Dumnacus die Belagerung von Limonum auf, und dachte daran, den Rückzug über den Liger, über welchen wegen seiner Größe die Truppen nur auf einer Brücke hinübergeführt werden konnten, zurückzugehen, wurde aber von Fabius an der Brücke ereilt, zu einer Schlacht gezwungen und geschlagen. Limonum, *Λίμωνον* des Ptolemäus, ist nach den Maßen des Itin. Anton. p. 459 das heutige Poitiers, welches im Latein des Mittelalters Pictavium, Pictavus, hieß, indem sich auf den Namen der Stadt der Name des Volkes übertragen hatte. Eine andere Stadt der Pictonen war das Ratiatum des Ptolemäus, welches nach den Zahlen desselben sich als der spätere Flecken Ratiate, von welchem das Land den Namen Rez hat, herausstellt. An die Stelle des zerstörten Ratiate kam Machecol, Machecou, Machechou, zwar ein Flecken, aber der Hauptort des Landes Rez, welcher in dem an der südlichen Seite der Loire gelegenen Theile des Bisthumes Nantes bestand. Ratiatum (jetzt Machechou) lag an dem kleinen Flusse le Tenu, sodaß also der Hafen Sekor des Ptolemäus, Sikor des Marcian, den Bewohnern von Ratiatum diente; denn dieser Hafen kommt nach den Zahlen des Ptolemäus an die Mündung des Flüßchens le Tenu, der Insel Noirmoutier gegenüber, zu liegen. Das *Pictonium Promontorium* ist nach den Zahlen des Ptolemäus der Hafen und die Landspitze les Sables d'Olone. Strabon (IV, 2) führt in dieser von den Aquitaniern und von den 14 an dieselben grenzenden gallischen, zwischen der Garuna und dem Liger wohnenden Völkerschaften handelnden Partie seines Werkes Korbilon in folgender Verbindung auf: Der Liger mündet sich zwischen den Pictonen und Namniten. Früher war an diesem Fluß ein Handelsplatz Korbilon, welchen Polybius bei einer Erdichtung des Pytheas erwähnt, daß nämlich keiner der Gesandten aus Massalia, Narbon und Korbilon, welches die besten Städte in diesem Lande seien, dem Scipio auf dessen Erkundigungen über Britannien etwas habe sagen können. Da Strabon die Lage Korbilons bei Beschreibung der Aquitanier und der 14 Völkerschaften zwischen der Garunna und dem Liger an diesem Flusse angibt, so läßt sich, wiewol nicht mit völliger Gewißheit, schließen, daß er angenommen, Korbilon habe auf der linken und nicht auf der rechten Seite der Loire gelegen.

C. *Gallia Lugdunensis*, *Provincia Lugdunensis* von der Hauptstadt Lugdunum genannt, ist das von Augustus verkleinerte Land der Kelten des Cäsar. Was nämlich zwischen der Garonne und Loire lag, wurde von Augustus zur aquitanischen Provinz geschlagen, und das, was im Osten der Saone und dem vogesischen Gebirge bis an den Rhein lag, zu Belgica geschlagen. Die Gallia Lugdunensis umfaßte also dasjenige nur, was sich zwischen der Loire, der Seine und der Saone befand. Plinius (IV, 32) sagt: Die Lugdunensis Gallia hat die Lexovii, die Vellocases, die Galleti, die Veneti, die Abrincatui, die Osismii: den berühmten Fluß Ligeris. Aber eine angesehenere, in den Ocean hinauslaufende Halbinsel von der Grenze der Osismier im Umkreise 625,000 Schritte, im Halse in die Breite 125,000 Schritte. Jenseit derselben (der Halbinsel) die Namnetes. Drinnen aber die Hedui foederati, die Carnuti foederati, die Boji, die Senones, die Aulerci, welche beigenannt werden Eburovices, und die, welche Cenomanni beigenannt werden, die Meldi liberi, die Parisii, die Trecasses, die Andegavi, die Viducasses, die Bodiocasses, die Unelli, die Carlosvelites, die Diablindi, die Rhedones, die Turones, die Atesui, die Segusiani liberi, in deren Lande (in quorum agro) die Colonie Lugdunum. Cäsar sagt I, 10: Von den Allobrogen führt er (Cäsar) das Heer gegen die Segusianer. Diese sind außerhalb der Provinz jenseit des Rhodanus die ersten. Im Betreff der Kriegsbewegungen des Vercingetorix bemerkt Cäsar (VII, 64): Den Aeduern und Segusianern, welche Nachbarn der Provinz sind, befiehlt er, 10,000 Mann Fußvolk zu stellen. Hierzu fügt er 800 Reiter. Über dieselben setzt er den Bruder des Eporedix (nämlich Viridumar'n) und befiehlt ihm, die Allobrogen zu bekriegen. Strabon (IV, 3) sagt: Lugdunum ist die Hauptstadt der Segusianer, eines zwischen dem Rhodanus und dem Dubis wohnenden Volkes. Mannert entgegnet, Strabon setze die Segusianer irrig zwischen den Dubis und den Rhodanus, weil er dem Dubis den nämlichen falschen Lauf gebe, welchen nachher Ptolemäus angenommen. Nach diesem befanden sich die Segusianer zwischen der Loire und Rhone, im heutigen Lionnois. Lugdunum ist zwar das heutige Lyon, hatte aber nicht ganz die nämliche Lage; denn es lag auf der Westseite der Rhone und Saone, während jetzt auf dieser Seite nur der unbedeutendere Theil des heutigen Lyon sich befindet. Die Geschichte der römischen Colonie Lugdunum, der Hauptstadt der nach ihr genannten Provinz, wo der Prätor seinen Sitz hatte, erfodert einen eigenen Artikel. Die eigenen Städte der Segusianer waren Forum Segusianorum des Ptolemäus, des Itin. Anton. und der Peutinger'schen Tafel die heutige Stadt Feurs, einige hundert Schritte von der Loire in Ober-Forez, und Rhodumna des Ptolemäus und der Peutinger'schen Tafel, die heutige Stadt Roanne, Rouane an der Loire in Unter-Forez. An Forez grenzt Le Beaujolois, Le Boujolois, welches an den Namen Boji erinnert, nämlich an die

Bojen, welche Verbündete der Helvetier gewesen[44]) und von Cäsar in das Gebiet der Äduer gesetzt worden waren, wie Cäsar (Lib. I, 28) sagt: Bojos, petentibus Aeduis, quod egregia virtute erant cogniti, ut in finibus suis collocarent, concessit: quibus illi agros dederunt, quosque postea in parem juris libertatisque conditionem, atque ipsi erant, receperunt. Von diesen Bojen kann das Ländchen Beaujolois den Namen haben. Zwar ist es zunächst von der ehemaligen Hauptstadt Beaujeu (Bellus jocus), einem Städtchen an der Ardiere, mit einem verfallenen Schlosse auf einem Berge, genannt; aber der Name Beaujeu (Schönspiel) kann ja aus Boji gebildet sein, und aus Boji, weil man die Bedeutung dieses Namens nicht mehr kannte, Beaujeu (Schönscherz) gebildet worden sein, und dieses auch zu dem Namen des in der Nähe befindlichen Städtchens Belleville die Veranlassung gegeben haben. Gergovia, Bojorum oppidum, lag auf einem sehr hohen Berge, nämlich in Beziehung auf den, welcher die befestigte Stadt einnehmen wollte, sehr hoch. Das Städtchen oder der Flecken Beaujeu in Beaujolois an der Ardiere liegt am Fuße eines Berges, auf welchem die Trümmer des berühmten Schlosses der Herren von Beaujeu sich finden. Auf diesem Berge also, wo nachmals die Burg sich befand, lag wol Gergovia, verlor diesen Namen und erhielt, wie viele andere gallische Städte, den Namen von dem Volke, als oppidum Bojorum. Als Cäsar (VII, 53) die Belagerung von Gergovia hatte aufgeben müssen, in Aeduos castra movit, ne tum quidem insecutis hostibus, tertio die ad flumen Elaver pontem reficit, atque exercitum transduxit. Er war, als er vor Gergovia zog, von Avaricum gekommen, war über den Elaver, er sagt nicht wo, gesetzt, und mit dem fünften Lager vor Gergovia erschienen. Da er hier Nichts ausrichtete und wieder abziehen mußte, nahm er, um die Gegner zu täuschen, seine Richtung über den Allier, als wenn er über die Sevennen, welche von ihm mons Gebenna genannt werden, in die Provinz sich zurückziehen wollte, erschien aber unerwartet an der Loire: Itaque admodum magnis diurnis atque nocturnis itineribus confectis, contra omnium opinionem ad Ligerim venit. An den Ufern dieses Flusses hatte Vercingetorix Deckungstruppen und Wachen aufgestellt. Noviodunum, oppidum Aeduorum, ad ripas Ligeris opportuno loco positum, wohin Cäsar (VII, 55) alle Geiseln Galliens, das Getreide, das Staatsgeld und einen großen Theil des Gepäckes von ihm und dem Heere hatte bringen und eine große Zahl in Italien und Hispanien zum Behufe des gallischen Krieges gekaufter Pferde geschickt hatte, war von Eporedorix und Viridumar eingenommen und angezündet worden, heißt im Itin. Anton. p. 367 Nevirnum, ist die heutige Stadt Nevers an der Loire. Von *Bibracte* sagt Cäsar (I, 23): Bibracte, oppidum Aeduorum longe maximum et copiosissimum, und Lib. VII, 55 erzählt er, daß, als Eporedorix und Viridumar nach Noviodunum gekommen, sie in Kenntniß gebracht, daß Litavicus von den Äduern in Bibracte aufgenommen sei, quod est oppidum apud eos maximae auctoritatis. Deshalb ließen auch Eporedorix und Viridumar die Geiseln der Staaten Galliens, welche Cäsar nach Noviodunum hatte bringen lassen, nach Bibracte zum Magistrate geleiten. Nach Cäsar (Lib. VII, 63) verlangen die Äduer von dem Arverner Vercingetorix, daß er zu ihnen komme, und die Art und Weise der Führung des Krieges mittheile. Nachdem sie dieses erreicht, behaupten sie, daß ihnen die höchste Gewalt des Befehls (summa imperii) übergeben werde: et re in controversiam deducta, totius Galliae concilium Bibracte indicitur. Strabon (IV, 3) bemerkt: Zwischen dem Dubis (Doubs) und dem Arar (der Saone) wohnt das Volk der Eduer mit der Hauptstadt Kabyllium an dem Arar, und liegt die Festung Bibracta. Zu den verschiedenen, im Art. Bibracte aufgeführten, Meinungen, wo diese Stadt gelegen, ist noch zu bemerken, daß ein Theil der Alterthumsforscher die Stadt Pebrac an den Grenzen von Auvergne und Gevaudan dafür hält, und Valois (Not. Gall.) Bibracte in die Nähe eines Dorfes, Namens Beauvray, ungefähr zwei Leagues von Autun setzt. Mela (III, 2) sagt da, wo er aufführt, welche Stadt die mächtigste oder die reichste bei jeder der berühmtesten Völkerschaften unter jedem Hauptstamme gewesen, unter den Kelten seien die berühmtesten die Heduer und unter den mächtigsten oder reichsten Städten bei den Heduern Augustodunum. Ungewiß ist, ob diese Stadt, das nachmalige Autun, den Namen Bibracte, oder den einer andern Stadt verdrängt hat. Ammianus Marcellinus (Lib. XV, 11) sagt: Lugdunensem primam Lugdunus ornat, et Cabillones et Senones et Biturigae et moenium Augustoduni magnitudo vetusta. Secundam enim Lugdunensem Rothomagi — — ostendunt. *Cabillonum* bei Cäsar (VII, 42), von welchem es oppidum Cabillonum genannt wird (er führt auf: eos, qui negotiandi ibi constiterant), und nach der Notitia Galliar. befand sich hier der Präfect der Schiffsleute auf dem Arar (der Saone). Caballinum des Ptolemäus ist die heutige Stadt Chalon sur Saone. Zwischen dieser Stadt und Lyon lag, wie aus dem Itin. Anton. und aus der Peutinger'schen Tafel hervorgeht, Matiscone, die heutige Stadt Mascon, Maçon auf einem Hügel an der Saone. Wenn Cäsar die Ambivareti Lib. VII, 75 in folgender Verbindung nennt: Imperant (nämlich die gallischen Fürsten auf Antrag des Vercingetorix) Aeduis, atque eorum clientibus, Segusianis, Ambivaretis, Aulercis, Brannovicibus (Brannoviis) hominum millia XXXV, so sind wol die Ambarri gemeint. Die Ädui und Ambarri werden von Livius (V, 34) unter denjenigen Völkern[45]) aufgeführt, aus welchen Belloves die überflüssige Bevölkerung mit nach Italien nahm. Als die Helvetier ihre Truppen durch die Engpässe und das Gebiet der Sequaner (per angustias et fines Sequanorum) geführt und in das Gebiet

44) *Caesar*, De Bello Gall. Lib. I, 5: Bojosque, qui trans Rhenum incoluerant, et in agrum Noricum transierant, Noreiamque oppugnarant, receptos ad se socios sibi adsciscunt (Helvetii).

45) Bituriges, Arvernos, Senones, Aeduos, Ambarros, Carnutes, Aulercos.

der Äduer (in Aeduorum fines) gelangt waren, meldeten, wie er Lib. I, 11 erzählt, die Ädui, und auch die Ambarri, necessarii et consanguinei Aeduorum, dem Cäsar durch Gesandte, daß sie den Feind nach Plünderung der Äcker nicht leicht von den Städten (oppidis) abhalten könnten. Weiter unten erzählt er, daß die Helvetier über den durch die Gebiete der Äduer und der Sequaner (per fines Aeduorum et Sequanorum) in den Rhone fließenden Fluß Arar (die Saone) auf Kähnen gesetzt. Es läßt sich hieraus schließen, daß die Äduer nicht blos zwischen der Loire und der Saone, sondern auch, sowie die ihnen gehörigen Ambarri, wenigstens zum Theil auf der östlichen Seite der Saone lagen. Von Ptolemäus werden die Ambarri nicht mehr genannt. In die Gegenden der Saone werden von Ptolemäus die *Vadicassii* an die Grenze von Belgica gesetzt, worunter er hier nicht das Land der eigentlichen Belgier, sondern die belgische Provinz versteht. D'Anville, dieses nicht beachtend, setzt die Vadicassier nach Valois, zwischen Meaux und Soissons. Nach den Zahlen des Ptolemäus kommen sie in die nördlichen Theile der nachmaligen Provinz Bourgogne. Die Stadt der Vadicassier, Neomagus des Ptolemäus, wird, da er sie grade über Chalon sur Saone und etwas östlich von Autun setzt, als Nuis gemuthmaßt. Wenn Strabon (IV, 2) sagt, daß die Arverner mit Cäsar bei Alesia, der hochgelegenen und von Bergen und zwei Flüssen eingeschlossenen Stadt der Mandubier, eines an die Arverner stoßenden Volkes, gekämpft, so irrt er wol in letzterem Umstande ebenso, wie bei Gergovia, welches er unmittelbar vorher anführt; denn Alesia ist aller Wahrscheinlichkeit nach das auf einem Hügel zwischen den Bächen Loze und Oze liegende Dorf Alise, nahe bei dem Flecken St. Reine, im Auxois in Bourgogne, jetzt Departement des Goldhügels. Der in der Geschichte berühmte, auch von Diodor von Sicilien erwähnte Ort Alesia wird von Cäsar (VII, 68) als Alesia, quod est oppidum Mandubiorum, aufgeführt, und weiter unten sagt er: Ipsum erat oppidum in colle summo, admodum edito loco, ut nisi obsidione, expugnari non posse videretur, cujus collis radices, duo duabus ex partibus flumina subluebant. Die Beschaffenheit dieser Örtlichkeit stimmt also ganz mit der Örtlichkeit des Dorfes Alise, nur daß Cäsar, und noch mehr Strabon, in rednerischer Steigerung von ihr reden. Auch paßt zu dieser Gegend der Weg, den Cäsar kam. Dieser sagt Lib. VII, 64: cum Caesar per extremos Lingonum fines iter faceret, quo facilius subsidium provinciae ferri posset, setzte sich Vercingetorix ungefähr 10,000 Schritte von den Römern. Seine Reiterei wurde geschlagen, und er zog nach Alesia und Cäsar ihm nach. Die Lingones (bei Ptolemäus Longones) gehörten ihrer Abstammung nach zu den keltischen oder eigentlichen Galliern, wurden aber von Augustus zu Belgium, und als endlich das Land in mehre Provinzen zerlegt wurde, wurden sie, wie aus der Notit. civit. Gall. hervorgeht, zu Lugdunensis prima gerechnet, weshalb wir sie bei dieser aufführen könnten, wenn wir nicht der älteren Eintheilung bei Plinius folgten. Hier bemerken wir nur, daß sie von den Sequanern durch den Arar (die Saone) geschieden wurden und im Süden oberhalb Dijon an die Äduer und ihre Clienten grenzten. Nach der oben angegebenen Richtung der Heerfahrt des Cäsar paßt also Alesia, die Stadt der Äduer, zu dem heutigen Dorfe Alise. Die *Trecasses* des Plinius, *Tricassii* des Ptolemäus, Tricasini des Ammianus Marcellinus, hatten zur Stadt Augustobona des Ptolemäus und des Itiner. Anton., Tricassae des Ammianus Marcellinus (XVI, 2), Tricasses des Sidonius Apollinaris, ist nach den Maßen des Itiner. Anton., welches p. 361 und 383 beide Namen aufführt, das heutige Troyes. Zwischen den Cenomanen und den Parisiern werden von Plinius aufgeführt die Meldi liberi, bei Ptolemäus Meldae, nach welchem sie in den Winkel zwischen der Seine und Marne etwas unter Paris zu sitzen kommen. Da aber Cäsar (V, 5) sagt: Cäsar gelangte mit den Legionen an den Hafen Itium, daselbst bringt er in Kenntniß, daß die Schiffe, welche bei den Meldern (in Meldis) gemacht waren, von dem Sturme zurückgeworfen worden seien, so scheint Strabon (IV, 3) sie dem Meere zu nähern, wenn er sagt: Um den Fluß Sequanus sitzen die Parisier; sie haben eine Insel im Flusse und eine Stadt Lukotokia (Lutetia, jetzt Paris); ferner die Melder und Lexovier am Meere. Goduinus auch zweifelt, ob die Melder des Cäsar jene mittelländischen Nachbarn der Pariser zwischen der Marne und Seine sind. Auch d'Anville im Artikel Meldi p. 452 nimmt zwei Völker Namens Meldi an, und setzt die Meldi des Cäsar ins nördliche Flandern; aber man darf nicht übersehen, daß die bei den Meldern gemachten Schiffe vom Sturme zurückgeworfen waren und den Lauf nicht hatten halten können, und dahin, von wo sie ausgefahren, zurückgebracht waren; die übrigen Schiffe aber fand Cäsar zum Schiffen bereit. Es läßt sich daher schließen, daß die bei den Meldern verfertigten Schiffe kleiner, als die übrigen waren, und sie es waren, damit man sie die Seine hinunterbringen konnte. Die von Ptolemäus aufgeführte Stadt der Melder, Jatinum, muthmaßt man als die heutige Stadt Meaux an der Marne. Wo die Parisii saßen, ist in dem ihnen gewidmeten Artikel angegeben und daselbst auch von ihrer Hauptstadt Lutetia und von ihrer andern Stadt Metiosedum gehandelt. Mit letzterer Stadt hält man für eins das Mecletum des Itin. Anton., Meteglum der Peutinger'schen Tafel, nach deren beiden Maßen der Ort etwas nördlicher als Melun zu liegen käme. Aber Mecletum ist wol eher Melodunum, als Metiosedum. Melodunum ist eine Stadt der Senonen. Die Lage dieser Stadt (das heutige Melun), nur daß das alte Melodunum auf einer Insel in der Seine lag, ist im Artikel Parisii S. 117 angeführt worden. Der Name Senonen ist dadurch berühmt, daß sie den Hauptbestandtheil der Gallier ausmachten, welche Rom einnahmen. Ob diese Senonen aber wirklich aus Gallien gezogen, oder solche Senonen waren, welche noch gar nicht nach Gallien gewandert waren, kann nicht entschieden werden. Von den Senonen in Gallien sagt Cäsar (VI, 3): confines erant hi (Parisii) Senonibus, civitatemque patrum memoria conjunxerant. Strabon sagt: Den Trevirern und Nerviern gegen Westen wohnen

die Senonen und Remer. Mannert gibt ihre Grenze nach Ptolemäus so an: Ihre Nord- und Ostgrenze habe wahrscheinlich die Sequana[46]) gebildet, westlich haben sie an die Carnuten und südlich an einige kleine Völkerschaften, welche in der Clientele der Äduer standen, gegrenzt. Die Senonen haben den Theil von Champagne, welcher der Seine südlich liegt, besetzt gehalten. Eine Stadt der Senonen war Autesidorum, nach dem Itiner. Anton., wie p. 361 aus dessen Maßen zu schließen, das heutige Auxerre (vergl. den Art. Altisidorum). In der Notit. civit. Gall. wird sie unter dem Namen Autosidorum als eigene civitas aufgeführt. Eburobrica des Itin. Anton., Eburobriga (s. d. Art.) wird von d'Anville als St. Florentin am Flusse Armanson im Senonois angenommen. Agendicum (Agedincum, s. d. Art.), die Hauptstadt der Senonen, stellt sich nach den Maßen des Itin. Anton. bestimmt als die heutige Stadt Sens heraus. Von Agendicum, wo Cäsar (VII, 10. 11) zwei Legionen und das Gepäck des ganzen Heeres zurückließ, kam er am andern Tage an die Stadt der Senonen (oppidum Senonum), Vallaunodunum, und zog weiter gen Genabum Carnutum (auf der Stelle des heutigen Orleans, wie aus den Itinerarien hervorgeht). Es lag nach Cäsar (VII, 3) ungefähr 156,000 Schritte von den Grenzen der Arverner, ward von Cäsar geplündert und angezündet, weil die Genabenser die daselbst in Handelsangelegenheiten befindlichen Römer auf ein gegebenes Zeichen erschlagen hatten. Der Volksname der Genabenser war ebenfalls nach Cäsar Carnutes. Strabon (IV, 2) sagt vom Liger: Dieser fließt an Genabum, dem Handelsplatze der Carnuten, der etwa in der Mitte seines Laufes liegt, vorbei, und ergießt sich in den Ocean. Genabum des Cäsar und Strabon, Kenabon des Ptolemäus, Cenabum der Itinerarien wird in der Notitia civit. Galliar. als civitas Aurelianorum (woraus Orleans) aufgeführt. Der Name der Carnuten hat sich auf die heutige Stadt Chartres, in der Notitia civit. Gall. civitas Carnotum, vererbt, und hiervon heißt das an Getreide sehr fruchtbare eigentliche Beauce Chartrain, welches im Lande Chartres die Hauptstadt ist. Die Fürsten Galliens bestimmten auf Veranlassung des Vercingetorix, daß die Carnuten 12,000 Mann stellen sollten[47]). Die Bellocasses werden von Cäsar (II, 4. VIII, 7) unter den belgischen Völkerschaften aufgeführt. Auf dem allgemeinen Concil der Belgier versprechen sie, 13,000 Mann im Kriege gegen die Römer zu stellen. Durch Errichtung der lugdunensischen Provinz durch Augustus kamen die Bellocasses des Plinius, die Velii Casii der lateinischen Ausgaben des Ptolemäus (Venelio kasii nach den griechischen), unter diese Provinz, und als diese getheilt wurde, in Lugdunensis secunda, und ihre Stadt Rotomagus, Rothmagus des Ptolemäus, nach den Zahlen des Itin. Antonini das heutige Rouen, wurde die Hauptstadt von Lugdunensis secunda. Sie saßen unterhalb der Kaleten im Norden der Sequana, in der heutigen Normandie. Die Abringkatui des Ptolemäus und Plinius erhalten nach der Ordnung und den Zahlen des Ptolemäus ihre Stelle in dem östlichen Theile der Normandie, in dem Lande Ouche, in der Nachbarschaft des Flusses Sille, werden jedoch von dem größten Theile der Neueren wegen der Ähnlichkeit des Namens als die Bewohner des heutigen Avranchin, des westlichen Theiles der Normandie und ihre Stadt Ingena als das heutige Avranches angenommen, ungeachtet die Angaben des Ptolemäus dieses nicht gestatten. Die Namnetä des Ptolemäus, welche von den Nannetern des Strabon und des Plinius und Samniten verschieden sein sollen, werden von diesem nordöstlich über die Cenomaner, in die heutige Landschaft Perche und in die angrenzenden Theile der Normandie gesetzt, und ihnen zur Stadt das nirgends anderswo vorkommende Kondivicum zugetheilt, welches dem Namen nach die heutige kleine Stadt Condé (Condatum, Condetum, Condäum) an der Nereau oder Noireau, welche sich mit der Durance hier vereinigt, in dem Ländchen Bocage in der Normandie sein könnte. Die Arubii, Arvii des Ptolemäus werden von ihm grade in den Norden der Stadt le Mans gesetzt und ihnen die Stadt Vargaroritum ertheilt, als deren Überbleibsel d'Anville die noch den Namen la cité d'Erve führenden Überbleibsel in der Nähe der Stadt Sablé annimmt, während Mannert dem Ptolemäus, nach welchem die Arubii nördlicher als die Eburovices stehen müssen, während sie bei d'Anville südlicher stehen, folgend annimmt, daß sie in der Normandie in dem Districte le Houlme ihre Sitze gehabt haben, und Vargoritum die heutige Stadt Argentan sei; und Argentan sei wol das Arägenne (Arvegenne) der Peutinger'schen Tafel, sodaß der Weg von Alauna (Valogne) über Crouciaconnum (Carentan) nach Argentan und von da nach le Mans führe, indem die Zahlen auf alle diese Orte sehr genau passen. Außer den Aulerci Brannovices, den Clienten der Äduer und in der Nachbarschaft derselben, gab es noch drei Zweige derselben, nämlich a) die Aulerci Eburovices des Cäsar[48]) und Plinius, Eburäci des Ptolemäus, nach diesem

46) Cellarius (zu *Caesar* VI, 3) gibt die Grenze der Senonen auf folgende Weise an: Senones supra Icaunae et Sequanae confluentes, in meridiem vergunt a Parisiis.

47) Wie die Stärke der Völkerschaften sich zu einander verhielt, läßt sich aus Cäsar (VII, 75) schließen: Imperant Aeduis atque eorum clientibus, Segusianis, Ambivaretis, Aulercis Brannovicibus (Brannoviis) hominum millia XXXV, parem numerum Arvernis, adjunctis Eleutheris Cadurcis, Gabalis, Velaunis, qui sub imperio Arvernorum esse consueverunt; Senonibus, Sequanis, Biturigibus, Santonibus, Rutenis, Carnutibus XII millia (man kann vielleicht annehmen wollen, daß diese Völkerschaften zusammen 12,000 Mann stellen sollten; aber dann ständen die Zahlen zu den folgenden Völkerschaften in keinem Verhältnisse; XII millia soll daher wol nicht duodecim, sondern duodena millia bedeuten. Bedeutet es das erste, so stellte jede der sechs Völkerschaften blos 2000, was namentlich für die Sequaner zu wenig wäre) Bellovacis X, totidem Lemovicibus, octona Pictonibus et Turonis, et Parisiis et Helviis; Suessionibus, Ambianis, Mediomatricis, Petrocoriis, Nerviis, Morinis, Nitiobrigibus quina millia; Aulercis Cenomanis totidem, Atrebatibus IV millia, Bellocassis, Lexoviis, Aulercis Eburonibus terna; Rauracis et Bojis bina. Jede der armorischen Völkerschaften, welche wir weiter oben aufgeführt haben, sollte 6000 Mann stellen.

48) Nach Cäsar (III, 17) tödteten die Aulerci Eburones und die Lexovii ihren Senat, weil sie nicht die Urheber des Krieges gegen die Römer sein wollten.

nordöstlich von den Cenomanen, im heutigen Perche, einem südöstlichen Stück der Normandie und etwas von Isle de France, hatten zur Stadt Mediolanum des Ptolemäus und der Peutinger'schen Tafel, ist nach den Zahlen des Itin. Anton. p. 384 das heutige Evreux, welche Stadt, wie viele andere, den Namen von ihrem Volke geerbt hat. b) Die *Aulerci Cenomani* des Cäsar (VII, 75), nach Ptolemäus südöstlich unter den Aulerci Diablintae, hatten zur Stadt Vindinum des Ptolemäus, Subdiuuum der Peutinger'schen Tafel, in der Notit. civit. Galliar. *civitas Cenomannorum*, woraus der Name der heutigen Stadt le Mans entstanden ist, welche nach der von der Peutinger'schen Tafel angegebenen Entfernung von Dreux Vindinum ist, über welches die Hauptstraße aus dem nordwestlichen Theile der Normandie theils nach Süden nach Tours, theils ostwärts nach Dreux, Paris u. s. w. führte, sodaß sich schließen läßt, die Cenomanen haben in dem größten Theile von le Maine gewohnt. Im heutigen Maine waren auch c) die *Aulerci Diablintae* des Ptolemäus; von diesem zwar neben die Veneter an die Stelle, wo die Rhedoner wirklich saßen, gesetzt, müssen aber nach des Ptolemäus eigenen Zahlen östlicher gesetzt werden. Nach d'Anville's Annahme ist ihre Stadt Noviodunum des Ptolemäus und der Peutinger'schen Tafel der heutige Flecken Jubleins, etwas östlich von der Stadt Mayenne, welcher in einer Urkunde des 13. Jahrh. als der Ort Jublent vorkommt. Die Turones des Cäsar und des Plinius, Turonii des Tacitus (Annal. III, 41 [zum J. 21 n. Chr.]), Turupii, Turpii bei Ptolemäus, bewohnten das heutige Touraine, jedoch nordwärts darüber hinaus, und südwärts es nicht ganz umfassend, hatten zur Stadt Cäsarodunum des Ptolemäus und der Peutinger'schen Tafel, das heutige Tours (Turini). Die Andes, von welchen Cäsar (III, 35) sagt: in Carnutes, Andes, Turones etc., die Andecavi des Tacitus (III, 41 [zum J. 21 n. Chr.]), welcher bemerkt: Andecavi ac Turonii; die Antikavi des Ptolemäus stellen sich als Bewohner desjenigen Theiles des heutigen Anjou heraus, der im Norden der Loire gelegen ist, hatten zur Stadt Juliomagus des Ptolemäus und der Peutinger'schen Tafel, die heutige Stadt Angers. Die Ambibari gehörten nach Cäsar zu den aremorischen (d. h. am Ocean gelegenen) Völkerschaften. Die Redones, Rhedones, gehörten auch dazu, und werden an einer andern Stelle, nämlich Lib. II, 34, in folgender Reihe aufgeführt: quem (P. Crassum) cum legione una miserat ad Venetos, Unellos, Osismios, Curiosolitas, Sesuvios, Aulercos, Redones, quae sunt maritimae civitates, Oceanumque attingunt, stellen sich nach den Itinerarien als in der Gegend von Rennes gesessen heraus, wiewol sie von Ptolemäus viel weiter östlich, nämlich an die Loire, gesetzt werden. Ihre Hauptstadt Condate des Ptolemäus und der Peutinger'schen Tafel, welcher im Betreff auch vieler anderer gallischen Orte vorkommende Name nach d'Anville unter Condate ein nomen appellativum ist, und in keltischer Sprache den Zusammenfluß zweier Flüsse, oder auch den Winkel dazwischen bedeutet, wird in der Notit. civit. Gall. als civitas Redonum aufgeführt, und stellt sich nach den Zahlen des Itin. und der Peutinger'schen Tafel als Rennes am Flusse Vilaine heraus. Die *Veneti* des Cäsar sind schwer zu bestimmen, da die vielen festen Orte, welche sie an der Küste besaßen, Cäsar nicht nennt. Doch ist folgender Ort, welchen die Andern aufführen, für die Entscheidung wichtig, wo sie wohnten: Dariorigon des Ptolemäus, Dartoritum der Peutinger'schen Tafel, wird in der Not. Imp. Venetae genannt, ist nach den Bestimmungen des Ptolemäus und der Peutinger'schen Tafel Vannes. Der Fluß Herius des Ptolemäus ist nach d'Anville die Mündung der Vilaine, nach Mannert, welcher den Zahlen des Ptolemäus folgt, die Mündung Morbihan, oder, wenn er einen Fluß meint, der kleine, bei Auray in den Busen fallende Fluß Auray, und der Hafen Vindana des Ptolemäus ist l'Orient oder Port Louis, an der Mündung des Flusses Blavet, welcher, wie Mannert vermuthet, wahrscheinlich die Westgrenze der Veneter war. Sie waren ein Handelsvolk und schlugen, um den Handel nach Britannien nicht zu verlieren, eine merkwürdige Seeschlacht mit Cäsar. Wie mächtig die Veneter zur See waren, geht aus dem Umstande hervor, daß im gallischen Ocean (s. den Art. Gallicus Oceanus) mehre Inseln die venetischen genannt wurden, nach Plinius (Lib. IV, 33), wo er von dem gallischen Ocean handelt: Insulae complures Venetorum, quae et Veneticae appellantur. Wir führen diese Inseln hier nicht auf, weil sie, ungeachtet sie im gallischen Ocean lagen, doch, wie auch jetzt geschieht, zu Britannien gerechnet wurden. Da wir auch am adriatischen Meere Veneti finden, so ist dieses wahrscheinlich ein appellativer Name, welcher ursprünglich Bewohner am Wasser bedeutete und später zu Eigennamen für besondere Völker ward. Wenn Strabon (VI), nachdem er von den Venetern in Gallien gehandelt, sagt: Diese Veneter halte ich für die Stammväter jener am adriatischen Meere, so ist Polybius (II, 17) entgegen, nach welchem die Veneter am adriatischen Meere eine andere Sprache als die Gallier hatten. Doch freilich, weiß man nicht gewiß, ob die Veneter in Gallien auch wirklich gallisch sprachen, sodaß die Slawomanen beide Veneter zu Wenden oder Slawen machen können. Die Namnetes des Cäsar und Plinius, Namnitae des Strabon, nach welchen zwischen ihnen und den Pictonen der Liger in das Meer fällt, Samenites bei Ptolemäus in der Nähe der Loire, haben den von ihm mit der Mündung des Liger in gleiche Länge, aber einen Viertel-Grad nördlicher gesetzten Hafen Brivates, welcher nach d'Anville mit Zuziehung des Namens Gesoscribate der Peutinger'schen Tafel der Hafen Brest ist, nach Mannert aber wahrscheinlich an der Mündung des Flusses Vilaine und der muthmaßlichen Grenze zwischen den Namneten und den Venetern gelegen war. Portunamnetum der Peutinger'schen Tafel, in der Not. civit. Galliar. civitas Namnetum stellt sich nach den Maßen der genannten Landkarte als die heutige Stadt Nantes heraus. Strabon (IV, 4) erzählt: Im Ocean, sagen sie, sei eine kleine Insel nicht weit im Meere, vor der Mündung des Ligerflusses. Diese werde von den

Weibern der Namniten bewohnt, welche dem Dienste des Bacchus ergeben sind, den sie mit Weihen und andern heiligen Handlungen verehren. Die *Corisopiti* der Not. civ. Gall. muthmaßet d'Anville (p. 248) nach dem Zeugniß einiger Schriftsteller der mittleren Zeiten als die Bewohner der Diöcese Quimper. Die *Osismii* (s. d.) wohnten nach Strabon (IV, 4) an einer Landspitze, die ziemlich weit ins Meer verläuft (besaßen also nach Mannert ungefähr die Diöcesen von Leon, Quimpercorentin, und den größten Theil von Treguier). Als die Landspitze Gobäum des Ptolemäus wird das Cap St. Mahé, westlich von Brest, gemuthmaßet. Doch kann Ptolemäus vielleicht auch die Isle des Saints meinen, von welcher Mela (III, 6) sagt: Sena in Britannico mari Osismicis adversa litoribus. Gallici numinis oraculo insignis. Das Gesocribate der Peutinger'schen Tafel, wofür d'Anville Gesobrivate geschrieben wissen will, ist höchst wahrscheinlich der heutige Hafen Brest, oder zum mindesten ein Ort in der Nachbarschaft. Der Hafen Staliocanus des Ptolemäus wird von d'Anville als der kleine noch jetzt den Namen Sliokan führende und viele Spuren von altem Gemäuer aus Backsteinen zeigende kleine Hafen in dem Innersten der Rheede von Leo-Christ, westlich von St. Paul de Leon, erkannt, und der Fluß Tetus nach der ulmer Ausgabe des Ptolemäus v. 1482 und des griechischen Mscrpt. Bibl. Coisl. desselben für den Fluß Sée bei Avranches gehalten, aber von dem den Zahlen des Ptolemäus folgenden Mannert als der an der Ostgrenze der Diöces Treguier in das Meer sich ergießende Fluß Trieux genommen, sodaß nach dieser und den obigen Bestimmungen auf die Osmier die ganze westliche Spitze von Bretagne kommt. Die *Biduoassii* des Ptolemäus, *Viducasses* des Plinius, sollen von dem ersteren durch einen großen Fehler falsch gesetzt worden und aus ihrem Namen der Name der Stadt Bayeux gebildet sein, wozu von d'Anville[49]) noch der Umstand, daß man bei Caen in dem Orte Vieux alte Spuren gefunden hat, welche die einen für ein römisches Lager, andere für eine Stadt halten, gezogen wird. Dagegen werden von Mannert[50]) die Bidukesii als Einwohner des nachmaligen Herzogthums Penthievre und Argenis, wenn es, wie die alten lateinischen Ausgaben haben, ein Fluß ist, als der das Herzogthum von der Diöcese St. Malo trennende Fluß Erguenon, oder wenn, was wahrscheinlicher, wie die griechischen Ausgaben des Ptolemäus, dieser unter Argenis eine Stadt verstanden wissen will, die Stadt an der Mündung des Flusses Argenis (jetzt Erguenon) angenommen, und mit der von der Peutinger'schen Tafel als in dieser Gegend befindlichen *Reginea* für eins genommen. Die von Cäsar unter den aremorischen Völkern aufgeführten *Curiosolitae* werden von d'Anville (p. 258), weil der Flecken Corsault Spuren von einer alten Stadt zeigt, und wegen der Namensähnlichkeit, in die Diöcese von St. Malo, etwas westlich von der Stadt Dinant gesetzt, und der genannte Flecken als ihr Hauptort angenommen. Die *Unelli*, von welchen Cäsar (III, 7) sagt: T. Terrasidius, missus in *Unellos*, Trebius Gallus in *Curiosolitas*, Q. Velanius cum T. Silio in *Venetos*, und die er, wie auch diese (Lib. VII, 74) unter den aremorischen Völkerschaften aufführt. Die Veneti des Ptolemäus werden als die Bewohner der nordwestlichen Spitze der Normandie angenommen, nämlich als Bewohner des heutigen Cotentin. Der Hafen *Krociatum* des Ptolemäus, *Crouciaconum* der Peutinger'schen Tafel, wird von d'Anville (p. 254) für Balogne und von Mannert für die kleine Stadt Carentan, etwas westlich von der Mündung des Flusses Vire, gehalten. Das als Hauptstadt bezeichnete *Cosedia* der Peutinger'schen Tafel und des Itin. Anton. (p. 386), welches auch, wo M. p. angesetzt sind, nach Leugis rechnet, ist nach den Zahlen desselben[51]) die heutige Stadt Coutances. Der nördlich über Cosedia XXIX Leugä davon in der Peutinger'schen Tafel angesetzte Ort *Coriallo* kommt ungefähr in die Gegend der Stadt les Pieux. *Aletum* der Not. Imperii, wo der Praefectus militum Martium sich befand, wird als vielleicht derselbe Ort als *Fanum Martis* angenommen, welcher sich nach der Peutinger'schen Tafel als etwas östlich von der heutigen Stadt Dol gelegen herausstellt. Die östliche Grenze der Curiosolitä macht der Fluß Olina des Ptolemäus, der jetzige Fluß Vire. Die *Bodiocasses* des Plinius, *Bajocasses* der Not. Imp., ein anderes kleines Volk als die Bidukesier, hatten ihre Wohnsitze wahrscheinlich zwischen den Unellern und Lexobiern im heutigen Bessin, und ihre Stadt war Bayeux. Nach Ptolemäus aber erstreckten sich hierher auch die Lexubii des Ptolemäus, die Lexobii des Cäsar (III, 9), Lexovii (VII, 75), Lexovii des Strabon (IV, 3), welcher sie als am Meere wohnend, angibt, besaßen den größten Theil der Normandie, längs der Küste von dem Flusse Vire an — östlich bis an die Seine, jedoch diesen Fluß an der Küste nicht erreichend. Die Hauptstadt derselben Noviomagus des Itin. Anton. (385), nach Ptolemäus der Hafen Neomagus, wird wegen der Ähnlichkeit des Namens *Lixovii* mit Lisieux für diese Stadt gehalten, von Mannert aber, da gegen diese Annahme die Angaben der Alten streiten, als an der Stelle oder in der Nähe des heutigen Caen angenommen, da Ptolemäus sie ungefähr in die Mitte zwischen der Mündung des Flusses Olina (Vire) und der Sequana setzt, und das Itin. Anton. die Entfernung von Juliobona (Lislebone), zu Noviomagus 34 Leugas angibt. Die *Caletes* des Cäsar (II, 4), nach welchem sie zu den Belgiern gehörten, und im Kriege gegen Cäsar 10,000 Mann zu stellen versprachen, Caleti (VIII, 7), Galleti des Plinius sollen nach Cellarius da gesessen haben, wo jetzt Calais ist, haben aber wahrscheinlicher ihren Namen auf das Land Caux in der Normandie vererbt, werden von Plinius, Ptolemäus u. s. w. zu der lugdunischen Provinz gerechnet. Sie saßen zwar zu beiden Seiten der Sequana, doch lag ihre Hauptstadt Juliobana des Ptolemäus und des Itin. Anton. (p. 382. 385), das heutige Lislebone, nahe an der Mündung der Seine auf der rechten Seite derselben in dem Lande der Belgen des Cäsar. Castra Constantia des Ammianus Marcellinus, civitas

49) Notice de la Gaule p. 702.

50) S. 133. 134.

51) s. das Nähere bei Mannert S. 136—140.

Constantia der Not. civ. Gall. wird von d'Anville (p. 598) für Coutances gehalten, aber Ammianus Marcellinus (XV, 11) sagt von der Matrona und Sequana: prope castra Constantia funduntur in mare. Da Constantia von dem Itin. Anton. nicht genannt wird, so nimmt Mannert an, daß es das Carocotinum des Itin. Anton. (p. 381) in der Nähe von Harfleur sei.

D. *Gallica Belgica.* Belgium hat bei Cäsar eine engere Bedeutung als Belgae (die Belgier), denn er sagt Lib. V, 24: ex quibus (legionibus) unam in Morinos C. Fabio legato, alteram in Nervios, Q. Ciceroni, tertiam in Essuos, L. Roscio, quartam in Remis, cum T. Labieno, in confinio Trevirorum hiemare jussit; *tres in Belgio collocavit:* his Marcum Crassum quaestorem et L. Munatium Plancum, et C. Trebonium legatos praefecit. Unam legionem, quam proxime circa Padum conscripserat, et cohortes V in Eburones, quorum pars maxima est inter Mosam et Rhenum, qui sub imperio Ambiorigis et Cativulci erant, misit; diesen Soldaten vorzustehen, befahl er den Legaten Q. Titurius Sabinus und L. Aurunculejus Cotta. Hier nennt Cäsar die Völkerschaften nicht, welche in Belgium wohnten. Aber nach Cap. 46 ebenfalls des fünften Buches schickt Cäsar einen Boten zu den Bellovakern, zu dem Quästor M. Crassus, dessen Winterquartiere von ihm 25,000 Schritt entfernt waren, die Bellovaces wohnten also im eigentlichen Belgien. Belgium erwähnt er auch Lib. VIII. 46. 47, wo er es in engerer Bedeutung nimmt. In diesem Belgio nehmen die Neuern außer den streng erwiesenen Bewohnern desselben, den Bellovaken, auch die Atrebates und die Ambiani an, denn in Britannien kommen Atrebatii vor, und Cäsar (V, 12) sagt: maritima pars (Britanniae) ab iis (incolitur), qui praedae ac belli inferendi causa ex Belgio transierunt, qui omnes fere iis nominibus civitatum appellantur, quibus orti ex civitatibus eo pervenerunt. Aber es scheint Cäsar hier Belgium in weiterer Bedeutung zu brauchen, oder wenigstens nicht in so enger, als Lib. V, 24. Im ersten Capitel des ersten Buches, wo er die Grenzen der drei Hauptvölker von ganz Gallien angibt, braucht er den Ausdruck Belgium gar nicht, sondern Belgae. Diese wurden nach Cäsar und den übrigen Schriftstellern, welche diese alte Eintheilung angeben, gegen Süden von der Matrona (Marne), und zum Theil vom vogesischen Gebirge, gegen Westen von der Sequana und dem britischen Ocean, gegen Norden und Osten von dem Rhein begrenzt. Dadurch, daß Augustus bei seiner Eintheilung Galliens in vier Provinzen zu Belgica noch das Land der Lingoner, der Sequaner und Helvetier hinzufügte, wurde sie die größte in Gallia Transalpina. Aber mit der Zeit wurde die große Belgica in fünf Theile zerstückelt, denn in der belgischen Provinz des Augustus bildeten sich im ersten Jahrhundert die Striche längs des Rheins Germania prima und Germania secunda. Auch die zu Belgica hinzugefügten Helvetier und Sequaner wurden nachmals unter dem neuen Namen Maximina Sequanorum ausgeschieden. Die noch übrige Belgica erscheint zu Anfange des 4. Jahrh. in Belgica prima und in Belgica secunda abgetheilt. Die Scheidewand beider Theile wurde von der Maas gebildet. Belgica prima war auf die Treveri, Mediomatrici, Leuci, Verodunenses (den größten Theil vom heutigen Luxemburg, Trier und Lothringen und die Bisthümer Toul, Metz und Verdun) beschränkt. Die Hauptstadt war Treveri (Trier). Belgica secunda dagegen umfaßte im Süden von Civitas Catalaunorum (Châlons sur Marne) an alles Land zwischen der Seine und dem Ocean. Jedoch war auf der nördlichen Seite das Land der Tungrer (in Brabant und Lüttich) von Belgica secunda getrennt und zu Germania secunda geschlagen worden. Das von den Franken in Besitz genommene Land der Bataver wurde nicht mehr dazu gerechnet.

Wir geben hier die Beschreibung von Belgica nach Ptolemäus an, welcher der Küste folgend, nach den von ihm noch zu Gallia Lugdunensis gerechneten Kaletern den Fluß Phrudis aufführt, unter welchem gewöhnlich die Mündung der Somme verstanden ward, bis Mannert (S. 161) die Gründe angegeben, aus welchen er Phrudis für den Fluß Bresle hält. Hierauf wird von Ptolemäus aufgeführt Icium Promontorium, über das die verschiedenen Meinungen der Neuern unter *Icium* (S. 87) und unter Itium *Promontorium* (S. 284) angegeben sind. Der *Itius Portus* des Cäsar ist von den verschiedenen Alterthumsforschern an die verschiedenen zur Überfahrt nach Britannien bequemen Punkte der Meerenge nach Etaples, Boulogne, Calais und Wit-Sand (Wissan) gesetzt worden, welchen letztern Punkt vornehmlich Walkenaer (in seiner Géographie ancienne de Gaules) geltend zu machen sucht, worüber der Art. *Itius* Portus (S. 264) zu sehen. Ob mit diesem Hafen der bekanntere Gesoriacum, von welchem Mela (III, 2) sagt: Ab illis (Osismiis) enim iterum septentriones frons litorum respicit, pertinetque ad ultimos Gallicarum gentium Morinos, nec portu, quem *Gesoriacum* vocant, quicquam notius habet, und Plinius (IV, 30): Haec (Britannia) abest a Gessoriaco Morinorum litore, proximo trajectu 50,000 Schritt, welcher Hafen, nach Ammianus Marcellinus (XX, 9) zu schließen, der einzige Ort der Überfahrt nach Britannien wurde, eins ist, ist zweifelhaft; s. d. Art. *Iccius* Portus (S. 53). Gessoriacum ist nach den Maßangaben des Itin. Anton. Bononia, Boulogne. Dieses ist nach Cellarius, welcher eine Münze aus *Golzii* Thesauro anführt, eins mit Colonia Morinorum, wiewol die Benennung Colonia beliebig angenommen sein mag[52]). Die Morini des Cäsar (II, 4, 39), welche 15,000 Mann im Kriege gegen die Römer zu stellen versprachen, und nebst den Menapiern am längsten in den Waffen blieben, waren, wie der Name aus Mor, Meer, gebildet zeigt, Bewohner am Meer, und werden, weil sie an der Meerenge, im heutigen Boulenois wohnten, von Virgil (Aen. VIII, 727) die äußersten der Menschen genannt. Da aber ihre Städte Tarvanna des Ptolemäus, Tarvenna des Itin. Anton. (nach dem Maße der heutige Flecken Terouenne, zwei geographische Mei-

52) s. *Dio Cassius* LIV, 23.

len unter St. Omer) und Castellum, Stadt des Itin. Anton. p. 377 (die heutige Stadt Cassel in Flandern), im Innern lagen, und sie demnach im innern Lande noch einen großen Theil der Grafschaft Artois und ein Stück des französischen Flandern besaßen, so werden sie von Ptolemäus bei Beschreibung von Belgica im Innern, und nicht bei Beschreibung der Küste aufgeführt. An dieser führt er weiter auf den Fluß Tabula, wie aus den von d'Anville angeführten Schriftstellern der mittlern Zeit hervorgeht, der Scaldis des Cäsar (die Schelde) und den Fluß Rhenus. Belgica im innern Lande wird von Ptolemäus in einer zwiefachen von Westen nach Osten laufenden, sich nach der Lage des Landes zugleich nördlich ziehenden Linie beschrieben. Zuerst werden von ihm namhaft gemacht die *Bellovaci* (s. d.) in der Diöces von Beauvais, und noch mehr als diese umfassend) und Caesaromagus (muthmaßlich Bratuspantium des Cäsar [II, 13]), von welchem er sagt: exercitumque in Bellovacos duxit (nämlich nachdem er die Suessiones zur Unterwerfung genöthigt), qui (Bellovaci) cum se suaque omnia in oppidum Bratuspantium contulissent etc.). Caesaromagus ist nach dem Itin. Anton. p. 380 und der Peutinger'schen Tafel Beauvais. Nach d'Anville kannte man vor 200 Jahren etliche Meilen nördlich von Beauvais bei Breteuil Überbleibsel von einer alten Stadt mit dem Namen Brantuspante. Dieses wäre entscheidend, wenn nicht häufig aus gelehrter Muthmaßung sich eine Sage bildete, und ein Ort dadurch auch im Volke einen Namen erhielte, den er früher nicht gehabt. Weit schwächer als die Bellovaci, welche nach Cäsar (II, 4) 60,000 Mann im Kriege wider die Römer zu stellen versprachen, stellten die Ambiani nur 10,000 Mann. Ihre Stadt Samarobriva des Ptolemäus, im Itin. Anton. p. 380 u. 362 unter den beiden Namen Samorobriva und Ambiani gibt sich nach den Zahlen desselben als das den Volksnamen erbende Amiens an der Somme kund, weshalb Samorobriva durch Samarobrücke erklärt wird. Von ihr sagt Ammianus Marcellinus (XV, 11): Post has (Germaniam secundam et primam) Belgica prima Mediomatricos praetendit et Treviros domicilium principum clarum. Huic adnexa est secunda Belgica, qua Ambiani sunt, urbs inter alias eminens et Cathelauni et Remi. Nach den Ambianen werden von Ptolemäus die Atrebatii aufgeführt, die im Kriege gegen die Römer 15,000 Mann darbietenden Atrebates des Cäsar stellen sich als Bewohner des größten Theils vom heutigen Artois heraus, da Metacum des Codex und der ulmer Ausgabe des Ptolemäus, Origiacum in der griechischen Ausgabe, Nematacum des Itin. Anton., wol dasselbe als Nemetocennae des Cäsar (VIII, 47): ad legiones in Belgium se recepit hibernavitque Nemetocennae. Ibi cognoscit, Comium Atrebatem proelio cum equitatu suo contendisse etc., in der Not. Imp. Atrebatae sich nach den Zahlen des Itin. Anton. als das heutige Arras herausstellt. Die *Toxandri* werden von Plinius (IV, 31) aufgeführt: A Scaldi incolunt extera *Toxandri* pluribus nominibus. Deinde *Menapii*, *Morini*, *Oromansaci* juncti pago, qui *Gessoriacus* vocatur, *Britanni*, *Ambiani*, *Bellovaci*. Introrsus *Castologi*, die Atrebates, die Nervii liberi, die Veromandui, die Sueconi, die Suessiones liberi, die Ulmanetes liberi, die Tungri, die Sunuci, die Frisiabones, die Betasi, die Leuci liberi, die Treveri liberi antea und die Lingones foederati, die Remi foederati, die Mediomatrici, die Sequani, Raurici, die Helvetii. Colonien: Equestris und Rauriaca. Von den Toxandern, Toriandern, die an der Schelde wohnten, war genannt *Toxandria*, nach Ammianus Marcellinus (XVII.) ein Wohnsitz der salischen Franken, unter welchem Ort man Tessender-lo, in der Nähe von Tongern und Mastricht, versteht, und unter welchen Mannert eher den Ort Tinclo, südlich von Antwerpen, verstehen möchte. Die *Aduatici* (s. d.) des Cäsar werden als das nämliche Volk als die *Tungri* angenommen, und folgende Völkerschaften, welche Cäsar unmittelbar nach den Aduatikern nennt: Condrusos, Eburones, Caeresos, Paemanos, qui uno nomine Germani appellantur, arbitrari ad XL millia, sollen, weil Tacitus (Germ. 2) sagt: quoniam, qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint, ac nunc *Tungri*, tunc *Germani* vocati sint, auch zur Entstehung der Tungern beigetragen haben. Da Cäsar (IV, 6) sagt: fines *Eburonum* et *Condrusorum*, qui sunt Trevirorum clientes, und Lib. VI, 32: Segni, Condrusique, ex gente et numero Germanorum, qui sunt inter Eburones Trevirosque, so werden die Segni und Condrusi als im heutigen Luxemburgischen sitzend angenommen. *Atvatucum* (*Ἀτουάτουκον*) des Ptolemäus, Advaca Tongrorum des Itin. Anton. (p. 378), bei Ammianus Marcellinus Tungri, nach dem Volk genannt, ist die heutige Stadt Tongern, westlich von Mastricht, und verschieden von Advatuca (s. d.) des Cäsar, indem dieses näher am Rhein liegt (s. d. Art. Eburones). Die zum belgischen Heere 13,000 Mann stellenden *Menapii*, von welchen zu Cäsar's Zeit (*Caes.* IV, 4) noch ein Theil jenseit des Rheins wohnten, und an beiden Ufern desselben Äcker, Gebäude und Dörfer hatten, und zwar nach Strabon (IV, 5) in sumpfigen, waldigen, nicht mit hohen Bäumen, sondern mit dichtem, stacheligem Gesträuch besetzten Gegenden, kommen zum J. 70 nach Chr. als auf der Westseite aus Tacitus (Hist. IV, 28), welcher sagt: et aliam manum Mosam transire jubet (Civilis), ut Menapios et Morinos et extrema Galliarum quateret, nachgewiesen werden, hatten nach Ptolemäus den Ort Castellum, welchen er zwar auf die Ostseite des Flusses setzt, welcher aber wol Kessel an dem westlichen Ufer der Maas, etwas südlicher als Venlo ist. Die *Nervii* wie die Trevirer, an welche sie nach Strabon (IV, 5) stießen, stellten nach Cäsar (II, 4) zum belgischen Heere 50,000 Mann, hatten nach Cäsar (V, 39) unter ihrer Herrschaft (imperio) die Centrones, die Grudii, die Levaci, die Plemoxii und die Gorduni. Nach Cäsar (II, 15) reichten an die Grenzen der Ambianen, welche sich ihm, als er durch dieselben zog, ohne Verzug ergaben, die Grenzen der Nervier, welche keinen Wein und andere zum Luxus gehörige Sachen duldeten, und daher kriegerischer als die übrigen Belgier waren.

Nachdem Cäsar von den Grenzen der Ambianen aus drei Tage durch die Grenzen (das Gebiet) der Nervier gezogen, und von dem Flusse Sabis (die Sambre) nur noch 10,000 Schritt entfernt war, erfuhr er, daß alle Nervier sich jenseit dieses Flusses gesetzt, und mit den Atrebaten und Veromanduern, ihren Nachbarn, die Römer erwarteten. Die von Plinius aufgeführten *Sunici* werden von Tacitus (Hist. IV, 66) zum J. 71 v. Chr. auf folgende Weise, welche uns auch die *Betasii* kennen lehrt, erwähnt. Civilis, durch die Bundesgenossenschaft mit den Agrippensern (Cölnern) verstärkt, beschloß die nächsten Staaten an sich zu ziehen, oder die widerstrebenden zu bekriegen. Als er sich der Suniker bemeistert, und die Jugend derselben in Cohorten gestellt hatte, widerstand, daß er nicht weiter ging, Claudius Labeo mit einer in der Geschwindigkeit zusammengerafften Schar (tumultuaria manu) der Betasier und der Tungern und der Nervier, indem er auf die Örtlichkeit baute, weil er mit Besetzung der Brücke über die Maas zuvorgekommen war. Civilis wagte sich unter die Heerschar der Tungrer, und bewog sie zur Bundesgenossenschaft. Labeo floh, und Civilis verleibte auch die Betasier und Nervier seinen Truppen ein. Nach B. Rhenanus soll der Landstrich Beeland in Brabant den Betasiern gehört haben, und nach Pet. Divàus der Ort Beets den Namen wiederzugeben scheinen. Andere denken an die Stadt Bethune in Artois. Nach Baudrend sind die Betasii Aduatiker zwischen der Schelde und Maas da, wo Gemblours und Pervis, und der größte Theil der Grafschaft Namur sich findet. Nach Mannert gehörten die Betasii und Sunici wahrscheinlich mit zu den Nerviern. Nach Ptolemäus war die Hauptstadt der Nervier Basacum, Baganum, nach der Peutinger'schen Tafel und dem Itin. Anton. Bagacum, der heutige kleine Ort Bavay, im Süden von Valenciennes, war nach den Itinerarien der Mittelpunkt von allen Hauptstraßen in den nördlichen Theilen. In der Not. civ. Galliar. werden Camarium des Itin. Anton. (Cambray) und Turnacum des Itin. Anton. (Tournay) als die Hauptorte der Nervier aufgeführt. Von der *Arduenna* sylva sagt Cäsar (VI, 29), welche die größte von ganz Gallien ist, und von den Ufern des Rheines und den Grenzen der Treverer zu den Nerviern sich erstreckt, und mehr als 50,000 Schritt in der Länge einnimmt, und Lib. V, 3: in silvam Arduennam, welche mit ungeheurer Größe mitten durch das Gebiet (per medios fines Trevirorum) von dem Flusse Rhein bis zu dem Anfang der Remer sich erstreckt. Wenn Cäsar auch von Übertreibung nicht frei ist, so ist doch gewiß, daß nach Angaben der Schriftsteller des Mittelalters die Ardennen sich weiter an den Rhein heran erstreckten als jetzt. Wenn es bei Cäsar (VI, 33) heißt: ipse cum reliquis tribus (legionibus) ad flumen Scaldim, quod influit in Mosam, extremasque Arduennae partes ire constituit, so ist zu bemerken, daß der griechische Paraphrast für Scaldim *Σάβιν* (Sabin), hat, welches die Sambre ist. Die größte Stärke der Arduenna sylva kommt in das heutige Luxemburgische zu stehen. Die zweite abermals von der Seine bis an den Rhein, sodaß die von Ptolemäus eben genannte Marne die Südseite bildet, von ihm genommene Linie führt folgende Völkerschaften und Orte auf: Die *Sumanekti* des Griechischen des Ptolemäus, *Ubanecti* des Lateinischen desselben, *Ulmanetes liberi* des Plinius, *Silvanectae* in der Not. civ. Gall., saßen im heutigen Senlis an dem südlichen Ufer der Oise. Ihre von Ptolemäus aufgeführte Stadt Rotomagus ist wol mit Augustomagus des Itin. Anton. p. 380 eins, in der Not. Imper. Silvanectae, die heutige Stadt Senlis. Die Veromandui des Cäsar (II, 4. 16), nach ihm die Nachbarn der Nervier, bei Ptolemäus verschrieben Romandyes, saßen nach ihm nordöstlich von den Sumanekten, auf der Ostseite der heutigen Picardie, in Vermandois. Ihre Stadt Augusta Vermandorum des Ptolemäus wird von Cellarius und andern für die heutige Stadt St. Quentin gehalten, kommt jedoch nach den Maßen des Itin. Anton. p. 379 etwas südlicher, nämlich da zu stehen, wo sich jetzt das Dorf Vermand am Qumignon befindet. *Noviomagus* des Itin. Anton. p. 379, die heutige Stadt Noyon, wird als zu den Veromanduern gehörig vermuthet. Die *Suessiones* des Cäsar (II, 3), die Brüder und Blutsfreunde der Remer, welche mit ihnen dasselbe Recht und dieselben Gesetze, und ein Imperium und einen Magistrat hatten, die *Suessiones liberi* des Plinius, bei Ptolemäus verschrieben Vessiones, lagen nach ihm unterhalb der Veromanduer, ebenfalls östlich von der Sequana, hatten zur Stadt Augusta Suessionum, des Ptolemäus und des Itin. Anton. p. 379, Suessonae ebendaselbst p. 362, die heutige Stadt Soissons. Wenn Cäsar (II, 12) sagt: in fines Suessionum, qui proximi Remis erant, exercitum ducit; et magno itinere confecto, ad oppidum *Noviodunum* contendit (es hatte einen breiten Graben, und hohe Mauern), so glaubt man, daß dieses Noviodunum eins mit Augusta Suessionum (Soissons) und der keltische Name dieser Stadt sei. *Fines*, die Grenze der Suessionen und Remer, in der Mitte des Weges zwischen Soissons und Rheims, ist nach dem Itin. Anton. p. 379 die auch jetzt noch die Scheide der beiden Diöcesen bildende Stadt Fisme. Die *Remi* (*Ῥῆμοι*) des Ptolemäus, von welchen Cäsar (II, 3) sagt: Remi, qui proximae Galliae ex Belgis sunt, werden von Ptolemäus *παρὰ τὸν ποταμὸν* (an den Fluß) gesetzt, unter welchem er fehlerhaft die Sequana versteht, da er die Matrona (Marne), welche die Grenze zwischen Belgica und Celtica bildete, nicht nennt, wurden von der Matrona (Marne) in Süden begrenzt, und im Norden von der Axona (Aisne), indem Cäsar (II, 5) sagt: flumen Axonam[53]), quod est in extremis Remorum finibus, exercitum transducere maturavit. Von dem von Cäsar (VI, 24) genannten Durocortorum Remorum sagt Strabon (IV, 3): das wichtigste unter diesen Völkern sind die Remer mit ihrer Hauptstadt Durikortora (*Δουρικόρτορα*): sie ist sehr bevölkert und der Sitz der römischen Statthalter (des Proconsuls). Als aber im 3. Jahrh. die Belgica getrennt wurde, blieb es nur Hauptstadt von Belgica secunda, während Trier die Haupt-

53) *Ausonius*, Mosell. p. 461: Non tibi se Liger anteferet, non Axona praeceps.

stadt von Belgica prima wurde. *Δουροκόρτορον* bei Ptolemäus, *Remi* bei Ammianus Marcellinus (XV, 11) und in der Not. civ. Gall. ist nach den Zahlen des Itin. Anton., wo es Durocortorum heißt, die heutige Stadt Rheims. Oppidum *Remorum* nomine Bibrax des Cäsar (II, 6) lag nach dessen Zuge an der Nordgrenze der Remer, wird für den heutigen kleinen Ort Bièvre zwischen dem Flusse Aisne und Laon gehalten. Über die *Catalauni*, deren Stadt das heutige Châlons sur Marne, s. d. Art. Durocatalauni S. 419. Die berühmten, durch ihre Reiterei vor der ganzen gallischen ausgezeichneten *Treviri*, *Treveri* an der Mosel von etwas höher als Metz an, bis an ihren Einfluß in den Rhein sitzend, hatten zur Hauptstadt Augusta Trevirorum, schon von Mela (III, 2) unter den reichsten oder mächtigsten Städten in Gallien aufgeführt, von Tacitus (IV, 72) (zum J. 71 n. Chr.) Colonia Trevirorum, von Ammianus Marcellinus (XV, 11) Treviri, domicilium principum clarum genannt, weil sie im 3. Jahrh. die Hauptstadt von Belgica prima geworden, ist das heutige Trier, und Rigodulum des Tacitus (IV, 71. 72), nach welchem im Kriege von dem J. 71 n. Chr. Tullius Valentinus, einer der Edelsten (Vornehmsten) der Belgier, sich dort mit einer Heerschar Trevirer gesetzt hatte, und von dem römischen Heerführer Petilius Curialis gefangen wurde, der heutige Flecken Reol an der Mosel etwas nördlich von Trier. Bei den Trevirern in dem Flecken (vico) *Ambiatinus* supra Confluentes (über dem Zusammenfluß der Mosel in den Rhein, jetzt Coblenz) war nach Plinius Secundus, wie Suetonius (im Caligula 8) anführt, dieser geboren, und es fanden sich Altäre daselbst mit der Inschrift: OB Agrippinae Puerperium. Die *Mediomatrici*, in Betreff deren Cäsar (IV, 10) von dem Rheine sagt: Rhenus autem oritur ex Lepontiis, qui Alpes incolunt, et longo spatio per fines Nantuatium, Helvetiorum, Sequanorum, Tribocorum, Trevirorum citatus fertur, und Strabon (IV, 3) dem Cäsar folgend: Nach den Helvetiern wohnen am Rhein die Sequaner und Mediomatriker, bei welchen die Tribokcher, ein germanisches Volk, das seine Heimath verlassen hatte, sich niederließ, wurden von Vangionen und andern Germanen zur Zeit des Augustus vom Rheine verdrängt, saßen nach Ptolemäus an der Mosel, im Süden der Trevirer, hatten also den größten Theil der nördlichen Hälfte von Lothringen inne, und als Hauptstadt *Divodurum*, von welchem Tacitus (Hist. I, 61) zum J. 70 v. Chr. sagt: Mediomatricorum id oppidum est, ebenfalls Divodurum bei Ptolemäus und im Itin. Anton., bei Ammianus Marcellinus (XV, 11. XVII, 1) Mediomatrici, in der Not. civ. Gall. schon Mettis, das heutige Metz. Ein anderer Ort der Mediomatriker war Decem Pagi (s. d.), jetzt Dieuse. Die Leuci, in Betreff deren Strabon (IV, 3) sagt: über den Mediomatrikern, die Leuker und ein Theil der Lingonen, wohnten nach der Richtung, welche Ptolemäus annimmt, unterhalb der Mediomatriker und der Remer, reichten gegen Süden und Osten bis an den Berg Vogesus, hatten dem zufolge die südliche Hälfte von Lothringen inne, und zur Hauptstadt Tullium des Ptolemäus und des Itin. Anton. p. 365, die Stadt Toul an der Mosel. Nördlich von dieser Stadt lag nach dem Itin. Anton. p. 365 der Ort (locus) *Scarpona* des Ammianus Marcellinus (XVII, 11) der heutige Flecken Charpeigne. *Nasium* des Ptolemäus und Itin. Anton. p. 365, ebenfalls den Leukern gehörig, ist, wie Wesseling zu dem genannten Itinerarium aus einer Chronik zeigt, das nordwestlich von Toul gelegene Dorf Groß- und Kleinnancy, und nicht die Stadt Nancy. Die *Verodunenses* der Not. civ. Gall. gehörten, wie man vermuthet, zuvor zu den Mediomatrikern, hatten zur Stadt *Virodunum* des Itin. Anton. p. 364, nach deren Maßen es das heutige Verdün ist. Die *Helvetii*, nach Cäsar unstreitig Gallier in engerer und eigentlicher Bedeutung, kamen durch die Eintheilung des Augustus zu *Belgica* und später zu *Maximinia Secunda*. Ihre Grenzen sind im Art. Helvetii S. 214 fg. und ihre Orte ebendaselbst S. 220—222 angegeben. Die *Sequani*, von welchen Cäsar (I, 2) im Betreff des Berges Jura sagt: qui est inter Sequanos et Helvetios, saßen nach Strabon (IV, 3), welcher von ihnen sagt, daß sie die beständigen Feinde der Römer und Äduer wären, jenseit des Arar (d. h. wohnten an dem östlichen Ufer der Saone), wurden nach Cäsar (I, 34) von der römischen Provinz durch die Rhone geschieden, besaßen demnach die Franche Comté, und das von Bourgogne, was im Osten der Saone gelegen ist, ein Stück des Ländchens Bresse, und den südlichen Theil des Elsasses, waren eigentliche Gallier und wurden durch Augustus zu Belgica geschlagen. Als später diese große Provinz getheilt wurde und ein Theil derselben die Benennung Maxima Sequanorum (bei Sextus Rufus) erhielt, erhielt auch der Name Sequani eine weitere Bedeutung, sodaß Eutropius (VI, 14) sagt: *Helvetii*, qui nunc *Sequani* adpellantur, und Ammianus Marcellinus (XV, 11): apud *Sequanos* Bisontios vidimus et *Rauricos*, aliis potiores oppidis multis, da doch die *Raurici* früher eine eigene Völkerschaft bildeten, indem Cäsar (I, 5) von den Helvetiern sagt: persuadent Rauracis et Tulingis et Latobrigis finitimis, Lib. VI, 25 von der Hercinia sylva: oritur ab Helvetiorum et Nemetum finibus, und ebenso werden die Raurici Lib. VII, 75 als eine Völkerschaft, aber als eine der schwächsten gallischen Völkerschaften aufgeführt. Ihre Stadt *Augusta Rauracorum*, Rauricorum (s. d.) ist Augst in der Nähe von Basel. Die Stadt der Sequaner in eigentlicher Bedeutung war Vesontio, von welcher Cäsar (I, 38) sagt: quod est oppidum maximum Sequanorum, und daß es von Natur sehr befestigt war: propterea quod flumen Dubis (der Fluß Doubs) ut circino circumductum, paene totum oppidum cingit: reliquum spatium, quod est non amplius pedum DC, qua flumen intermittit, mons continet magna altitudine, ita, ut radices ejus montis ex utraque parte ripae fluminis contingant, Visontio des Ptolemäus und des Itin. Anton. das heutige Besançon, nur daß dieses größer ist, und sich auch auf die andere Seite des Flusses erstreckt. Eine andere Stadt der Sequaner ist *Didattium* des Ptolemäus, nach der von ihm angegebenen Lage zu schließen, die Stadt Dole am Flusse Doubs. Die

Lingones des Cäsar (I, 26), von welchen Strabon (IV, 3) sagt: Über den Helvetiern und Sequanern wohnen die Eduer und die Lingonen gegen Westen, über den Mediomatrikern und den Leukern ein Theil der Lingonen, Longones des Ptolemäus saßen am Gebirge Vogesus, bei den Quellen der Marne und Maas; wegen dieser Lage wurden sie, obgleich eigentliche Gallier, doch von Augustus zur belgischen Provinz und endlich wieder, wie aus der Not. civ. Gall. hervorgeht, zu Lugdunensis prima, werden von Plinius Lingones foederati genannt, waren nach Tacitus (Hist. I, 64) im J. 70 der Partei des Vitellius treu, erhielten nach Lib. I, 78 sämmtlich das römische Bürgerrecht von Kaiser Otho im J. 77, wurden im J. 71 als nach Lib. IV, 67 Julius Sabinus die Denkmäler des römischen Bündnisses hinweggeworfen und die Sequaner angegriffen, geschlagen. Ihre Hauptstadt *Andamatunum* des Ptolemäus und des Itin. Anton. Lingones des Eutropius bei Gelegenheit, wo er von der Schlacht erzählt, welche der Cäsar Valens wider die Alemannen gewann, ebenfalls Lingones der Not. Imper. ist die Stadt Langres.

E und F. *Germania Cisrhenana;* diese Benennung erhielt ein Theil von Gallien, weil hier die germanischen Völkerschaften überwogen, besonders durch Versetzungen germanischer Völkerschaften von dem rechten auf das linke Rheinufer durch Augustus und zwar war es, wie Dio Cassius (LIII, 12) angibt, in das erste und in das zweite Germanien getheilt, welche beide Germanien auch durch Germania superior und Germania inferior unterschieden wurden. So z. B. führt Tacitus (Annal. I, 31) zum J. 14 n. Chr. Germanicae legiones auf, und sagt: Duo apud ripam Rheni exercitus erant: cui nomen superiori, sub C. Silio legato; inferiorem A. Caecina curabat, und weiter unten inferioris exercitus etc. Annal. VI, 30 zum J. 34: superioris Germaniae legiones; Hist. I, 9 zum J. 69. superior exercitus. Cap. 12 zum J. 70: Pompeji procuratoris e Belgica literae adferuntur, superioris Germaniae legiones rupta sacramenti reverentia, imperatorem alium flagitare etc.; Cap. 53 zum J. 70: in superiori Germania. Diese Eintheilung wurde gemacht, damit die Römer Gallien desto nachdrücklicher und schneller gegen die Einfälle der Germanen vertheidigen konnten. Ammianus Marcellinus (XV, 11) sagt: Regebantur autem *Galliae omnes*, jam inde ut crebritate bellorum urgenti cessere Julio dictatori, potestate in partes divisa quatuor; quarum Narbonensis una, Viennensem intra se continebat, et Lugdunensem: altera Aquitanis praeerat universis; superiorem et inferiorem Germaniam, Belgasque duae jurisdictiones iisdem venere temporibus. Hierauf macht Ammianus den Gegensatz zu seiner Zeit: At nunc numerantur provinciae per *omnem* ambitum *Galliarum: secunda Germania*, prima ab occidentali exordiens cardine, *Agrippina* et *Tungris* munita, civitatibus amplis et copiosis. Dein *prima Germania*, ubi praeter alia municipia *Moguntiacus* est, et *Vangiones* et *Nemetes* barbaricis cladibus notae. Post has *Belgica prima* etc. Ungeachtet der Benennungen dieser beiden Germanien, weil in jeder ein Heer stand, machten sie doch noch nicht sogleich eine eigene Provinz oder gar zwei Provinzen aus, sondern wurden beide noch zu der belgischen Provinz gerechnet, ungeachtet jedes Heer, das obere und das untere, einen Anführer hatte, wie aus Tacitus (XIII, 53) zum J. 59 hervorgeht, welcher sagt: Quietae ad id tempus res in Germania fuerunt, ingenio ducum, qui etc. — — — Paullinus Pompejus et L. Verus ea tempestate praeerant. Plinius (IV, 31) fährt, nachdem er, wie wir weiter oben angegeben, die Völker in Belgica angegeben, fort: Rhenum autem accolentes Germaniae gentium in *eadem provincia*, Nemetes, Tribochi, Vangiones. hinc Ubii, Colonia Agrippenses, Guberni, Batavi et quos in insulis diximus Rheni. Als die beiden Germanien nicht blos mehr in Beziehung auf die Aufstellung des römischen Heeres unterschieden, sondern eigene Provinzen wurden, erhielt Germania secunda, wie aus Not civ. Gall. und der angeführten Stelle des Ammianus Marcellinus hervorgeht, eine größere Breite, indem die Tungrer dieser Provinz zugetheilt wurden, und es kam bei den Grenzen nicht wie früher auf den Stand der Heere an. In den Zeiten, als die beiden Germanien besondere Provinzen geworden waren, reichte Germania superior sive prima von den Raurakern bis in die Gegend von Bingen, und Germania inferior sive secunda bis zu der Mündung des Rheins.

E. *Germania superior sive prima* hatte folgende Völker und Orte. Die *Raurici*, *Rauraci* des Cäsar waren nach den im Lager der Helvetier mit griechischen Buchstaben gefundenen Tafeln 23,000 Köpfe oder Seelen, worunter nämlich auch die Weiber und Kinder gezählt waren, wie Cäsar ausdrücklich bemerkt. Das Verhältniß ihrer Menschenzahl war zu den übrigen dieses: Die Helvetier betrugen 263,000, die Tulinger 36,000, die Latobriger 14,000, die Rauraker 23,000, die Bojer 32,000 Köpfe, und nach dem Kriege waren von der Gesammtsumme von 369,000 nur noch 110,000 übrig. Die Städte der Rauraker sind Rauricum Galliae oppidum, wie es Plinius (IV, 12) nennt, Augusta Rauracorum (s. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 6. Th. S. 387) und *Argentovaria* des Ptolemäus und die Itinerarien, *Argentaria* (s. d.) wird von Ptolemäus ausdrücklich den Raurakern zugeschrieben, ist nach Cluver Colmar, nach Schöpflin[54]) Horburg, nach d'Anville das Dorf Artzenheim in der Nähe des Rheins unter Breisach, nach andern Arburg, wovon nur noch Trümmer und Schutt übrig sind. Von dem Ort *Tribuni*, *Tribunii* des Ammian (XVI, 12) weiß man nur, daß er am Rhein nördlicher als Strasburg lag, und man weiß nicht, ob er den Tribokkern angehörte. Im Süden von Strasburg hatten die Tribocci *Elcebus* des Ptolemäus und des Itin. Anton. p. 354 (nach anderer Lesart Helvetus), Helellum der Peutinger'schen Tafel, über welchen Ort nach dem Itin. Anton. der Weg von Besançon nach Strasburg führte, ist nach den Maßen der Flecken Ell am Flusse

54) Schöpflin's Meinung vertheidigt Mannert (S. 237) gegen die Annahme d'Anville's.

Ill, der Stadt Benfeld gegenüber, und im Nordwesten *Breucomagus* des Ptolemäus, *Brocamagus* des Itin. Anton. und des Ammianus Marcellinus (XVI, 2), nach welchem Julian diese Stadt auf seiner Heerfahrt gegen die Alemannen unter allen am Rhein gelegenen Städten zuerst erreichte, später *Bruochmagat*, wird nach der von der Peutinger'schen Tafel gegebenen Entfernung für den noch viele römische Überbleibsel zeigenden zwei Meilen von Strasburg gelegenen Flecken Brumat, zusammengezogen Brumt, gehalten. Die *Vangiones* hatten in den ältern Sitzen *Mogontiacum* (Mainz), welches vielleicht schon Cäsar erwähnt haben soll, wenn es bei ihm Lib. I. Cap. 31 heißt: Ariovistum autem, ut semel Gallorum copias proelio vicerit, quod proelium factum sit *Amagetobriae*, welche Schreibart sich auch bei dem griechischen Paraphrasten findet. *Bonconica* des Itin. Anton. und der Peutinger'schen Tafel ist Oppenheim, unterhalb Mainz. Wenn Älius Lampridius (im Alexander Severus 58) da, wo er von den beiden Meinungen handelt, wo dieser erschlagen sei, sagt: in Gallia in vico, cui *Sicila* nomen est, so versteht man Sicklingen bei Mainz darunter. In den späteren Sitzen hatten die Vangiones *Borbetomagus* des Ptolemäus und des Itin. Anton., *Vangiones* des Ammianus Marcellinus und der Not. Imp., *Vangiones*, id est *Wormacia* der Not. civ. Gall. das heutige Worms. *Rufiana* des Ptolemäus soll nach Cluver Rufach in Oberelsaß, und nach Herold Oppenheim sein. *Argentoratum* (s. d.) ist Strasburg. *Concordia* des Itin. Anton. p. 253 und des Ammianus Marcellinus (XVI, 12) eine kleine römische Festung am Füße des Gebirges, lag nach den Maßen des genannten Itinerarium bei Weißenburg an der Lutter, oder noch näher bestimmt bei dem bei Weißenburg befindlichen Altstädt, und befand sich also in der Gegend der Nemeter, ohne daß man weiß, ob es ihnen wirklich gehörte. Die *Nemetes* des Cäsar, *Νεμῆτες* des Ptolemäus, *Nemetae* des Tacitus (XII, 27) hatten als vorzüglichsten Ort *Novomagus* des Ptolemäus, *Noviomagus* der Itinerarien, *Nemetes* des Ammianus Marcellinus (XV, 11), *Nemetae* der Not. Imper., *Spira* des Geographen von Ravenna, das heutige Speier, und *Tabernae* des Itin. Anton. und des Ammianus Marcellinus (XVI, 2), Tres-Tabernae desselben (XVI, 11), nach den Maßen das jetzige Rheinzabern verschieden von dem zwischen Strasburg und Metz gelegenen *Tabernae* des Itin. Anton. p. 240 das jetzige Bergzabern. *Saletio* des Itin. Anton., *Saliso* des Ammianus Marcellinus (XVI, 2), das heutige Städtchen Seltz, im Elsaß, Rastadt gegenüber. Die *Caracates* werden von Tacitus (IV, 70) zum J. 71 in folgender Verbindung aufgeführt: Tutor Treverorum copias, recenti Vangionum, Caracatium, Tribocorum delectu auctas etc. und weiter unten: secutis Tribocis Vangionibusque et Caracatibus, und dem zufolge als Nachbarn der Tribokker und Vangionen, und demnach als in Gallia Belgica, und speciell als in Germania superior sitzend angenommen.

F. *Germania inferior sive secunda.* Als Grenze zwischen dem oberen und niederen Germanien wird von Ptolemäus aufgeführt der Fluß *Obringa* (s. d.), welches buchstäblich bedeuten würde Oberrheingau. Der von Tacitus (Hist. IV) in folgender Verbindung: Tutor, Treveris comitantibus (nämlich die Triboker, Vangionen und Caraken waren, als die römischen Heerführer nahten, zu diesen übergegangen, und Tutor zog sich wieder rheinabwärts) vitato Magontiaco, *Bingium* concessit, fidens loco, quia pontem *Navae* fluminis abruperat, der erwähnte Fluß Nava ist die Nahe, und Bingium des Tacitus, des Itin. Anton. (daselbst einmal p. 371 Vincum verschrieben) Bingium des Ammianus Marcellinus ist, wie Freher auch aus einem Geschichtschreiber des Mittelalters zeigt, nicht das heutige Bingen, sondern es lag ihm gegenüber auf dem linken Ufer des Rheins, wird zu den Städten der Ubier gezählt. Die Ubii saßen zu Cäsar's Zeit noch auf der rechten Seite des Rheins, hatten aber dann als Bewohner des westlichen Rheinufers die Sitze der Eburonen und zum Theil auch der Treviver, und zu Städten Confluentes der Itinerarien und des Ammianus Marcellinus, jetzt Coblenz, Antunacum der Itinerarien und des Ammianus Marcellinus, eine Grenzfestung, jetzt Andernach; *Rigomagum* des Ammianus Marcellinus (XVI, 3) und der Peutinger'schen Tafel Rheinmagen am Rhein, etwas über der Mündung des von einigen für den Strom *Obringa* gehaltenen Flusses Ahr; *Bonna*, s. Bonn S. 102, *Juliacum* des Ammianus Marcellinus, des Itin. Anton. und der Peutinger'schen Tafel ist nach den Maßen die heutige Stadt Jülich, wird von Mannert (S. 222) für das von Cäsar mitten unter die Eburonen gesetzte Castellum Aduatuca gehalten; *Marcomagus* des Itin. Anton. p. 375 auf der Straße von Trier nach Cöln, drei geographische Meilen südlicher als Zülpich, ist nach d'Anville und Mannert das jetzige etwas westlich von der Stadt Blankenhein gelegene Dorf Marmagen. *Marcodurum*, von welchem Tacitus (Hist. IV, 28) zum J. 70 sagt: Caesae cohortes eorum (Agrippinensium), in *vico Marcoduro*, incuriosius agentes, quia procul ripa aberant, wird für Düren an der Roer, welcher Fluß die westliche Grenze der Ubier gemacht zu haben scheint, gehalten. *Tolbiacum*, von welchem Tacitus (Hist. IV, 79) zum J. 71 sagt: Tolbiaci, in finibus Agrippinensium, ist nach dem Maße des Itin. Anton. p. 373) die im Westen von Cöln gelegene Stadt Zülpich, zusammengezogen Zülpich. *Colonia Agrippina*, wo nach Tacitus (Annal. XII, 27) die Agrippina geboren war, ist Cöln (s. d. S. 185). Ungewiß ist, ob die von Tacitus (Annal. Lib. I. Cap. 39) zum J. 14, und Cap. 57 zum J. 15 erwähnte *Ara Ubiorum*, mit dem *Oppidum Ubiorum* des Tacitus (Annal. XII, 27), wo die Agrippina geboren war, eins war. Soviel nur läßt sich aus Tacitus (Annal. I, 37. 39) schließen, daß die Ara Ubiorum im Staate der Ubier (civitas Ubiorum) lag. *Novesium* des Tacitus (IV, 26. 33. 35. 57. 62. 70. 77. 79), welches in dem Kriege in den J. 70. 71 als ein wichtiger Punkt erscheint, ist nach dem Itin. Anton. zu schließen, die heutige Stadt Nuys (Neuß), und wird mit dem *Gesoniacum* des Florus (IV, 12), wo Drusus eine Brücke über den Rhein schlug, während er die andere bei Bonn über denselben schlug, für eins gehalten. Bei Gelegenheit

des Krieges von 70 und 71 wird von Tacitus (Hist. IV, 26. 32. 36. 58) *Gelduba* wiederholt genannt, da es der Ort eines römischen Lagers war, der von Civilis erobert wurde, lag nach Plinius (XIX, 15) an dem Rhein, befand sich nach dem Maß des Itin. Anton. bei dem jetzigen keine volle geographische Meile nördlicher als Kaiserswerth am jenseitigen (rechten) Rheinufer befindlichen Dorfe Geldub, und wird für den nördlichsten Ort der Ubier gehalten. Strabon (IV, 3) sagt, nach den Mediomatrikern und den Tribokchen wohnen am Rhein die Trevirer, wo in der neuern Zeit die Römer, die den germanischen Krieg führten, eine Brücke geschlagen haben. Jenseits wohnten einst die Ubier in derselben Gegend, welche auf ihren Wunsch Agrippa auf das diesseitige Ufer verpflanzte. An die Trevirer stoßen die Nervier, ebenfalls ein germanisches Volk; zuletzt die Menapier zu beiden Seiten der Mündung des Flusses. Diese wohnen in sumpfigen, waldigen, nicht mit hohen Bäumen, sondern mit dichtem, stacheligem Gesträuch besetzten Gegenden. Neben ihnen sitzen die Sugambern, Germanen. Wenn Strabon sagt: *κατὰ τούτους* (die Menapier) *δ' ἵδρυνται Σουγάμβροι Γερμανοί· πάσης δ' ὑπέρκεινται τῆς ποταμίας ταύτῃ οἱ Σύηβοι*, Germanen genannt, und durch Macht und Menge sich auszeichnend, so saßen nach Strabon die Sugambern noch auf der Ostseite des Rheines, durch Tiberius unter Augustus wurden sie nach Gallien versetzt, Sugambri excisi et Gallias trajecti, wie Tacitus (XII, 39) sich ausdrückt. Sie erhielten hier in Gallien ihre Sitze an den Ufern des Rheines, in proximis Rheno agris, wie Suetonius (im August. 21) juxta ripam Rheni, in sedibus assignatis, wie er im Tiber. 9 sich ausdrückt. In der ersteren Stelle nennt er Suevos (wofür Casaubonus und Gruterus Ubios lesen wollen) ac Sigambros. In der zweiten Stelle erwähnt er blos des von Tiberius geführten germanischen Krieges, ohne ein Volk zu nennen, und sagt blos: Germanico (bello) quadraginta millia deditiorum trajecit in Galliam etc. Nach Dio Cassius kamen die meisten und vorzüglichsten der Sigambern dadurch um, daß sie in gewisse Städte gesetzt aus Gram sich das Leben nahmen. Die *Guberni* des Plinius, *Gugerni* des Tacitus, werden für einen Zweig der über den Rhein versetzten Sigambern gehalten. Wo die Gugerni gesessen, läßt sich aus Tacitus (Hist. IV, 26) zum J. 70 schließen. Der Legat Dillius Vocula geht nach Novesium und vereinigt sich mit der 13. Legion, er erhält zum Theiler der Sorgen den Legaten Herennius Gallus. Sie wagen aber nicht, gegen den Feind (die Bataver und ihre Verbündeten) zu ziehen, sondern schlagen an dem Orte, der Gelduba heißt, das Lager auf, und befestigen sich hier. Damit aber der Soldat durch die Beute zur Tapferkeit entzündet werde, wird von Vocula in proximos Gugernorum pagos, qui societatem Civilis acceperant, das Heer geführt. Bei der Schlacht zwischen dem Civilis und dem Cerialis im J. 71 werden von Tacitus (Hist. V, 16) aufgeführt: Batavi Gugernique in dextro, laeva ac propiora fluminis Transrhenani tenuere. Nach Lib. V, 18 bringt ein Überläufer dem Cerialis die Nachricht: Gugernos, quibus custodia obvenisset, parum intentos. Bei Gelegenheit dieses Krieges im J. 70 wird von Tacitus (Hist. 33) *Asciburgium* als eine Station der Römer erwähnt, nach den Maßen der Peutinger'schen Tafel das Dorf Essenberg am Rhein, der Stadt Duisburg gegenüber; nach anderer Annahme Aasburg neben der Stadt Mörs. Ungewiß ist, welches Asciburgium (s. Asciburgum) Tacitus (Germ. 3) meint, ob das auf der linken Seite des Rheins, oder das des Ptolemäus auf der rechten in Germania magna. Tacitus sagt: Asciburgium, quod in ripa Rheni situm hodieque incolitur, sei nach der Sage von Ulysses errichtet, und dem Zusammenhange nach sollte man schließen, daß er dieses Asciburgium sich wie das des Ptolemäus in Germania magna gedacht. *Vetera* (Castra), eine wichtige Lagerstätte der Römer nach Tacitus (Ann. I, 45. 58. Hist. IV, 18. 35. 36. 57. 60. 62. V, 14), wornach sie von Civilis belagert und eingenommen wurde, lag nach den Angaben des Tacitus und den Maßen des Ptolemäus in der Nähe des Rheins, und zwar, wie sich schließen läßt, da, wo das Schloß Forstenborg liegt, bei dem Städtchen Xanten. *Colonia Trajana*, wo nach dem Itin. Anton. die 30. Legion mit dem Beinamen Ulpia lag, ist der Ort Tricesimae des Ammianus Marc. (XVIII, 2) und nach den Maßen des Itin. Anton. und der Peutinger'schen Tafel der kleine Ort Kellen in der Nähe des Rheins. Wenn Ammianus Marcellinus (XVIII, 2) aufführt: civitates occupatae sunt septem: Castra Herculis, *Quadriburgum*, Tricesimae, Nivesio, Bonna, Antennacum et Bingio, so glaubt man, daß Quadribrigium wol mit *Burginatium* des Itin. Anton. und des Itin. Hieros. eins, und die heutige Schenkenschanz sei, wo der Rhein sich in zwei Arme zu theilen beginnt. *Castra Herculis* (Kastern) ist, sowie auch die übrigen Orte der Bataver im Art. Batavi (s. d.) aufgeführt, und daselbst die Namen der Unterabtheilungen der Bataver S. 71 angegeben.

G. Eintheilung von *Gallia Transalpina* in 17 Provinzen. Diese läßt sich vollständig aus der Notitia provinciarum Galliae entnehmen, welche wahrscheinlich zur Zeit des Kaisers Theodosius des Großen oder seines Sohnes Honorius aufgezeichnet ward. Unbekannt ist, wann diese Eintheilung getroffen worden ist. Wahrscheinlich nicht auf einmal. Spuren von der Zerlegung der früheren sieben Provinzen finden sich schon früher. Man rechnet hierher auch, wenn Vopiscus (im Probus 18) sagt: Deinde quum Proculus et Bonosus apud Agrippinam in Gallia imperium arripuissent: omnesque sibi Britannias, Hispanias, et braccatae Galliae provincias vindicarent, Barbaris semet juvantibus, vicit. Aber braccata Gallia scheint hier nicht in der Bedeutung von Gallia Narbonnensis gebraucht zu werden, welche Benennung als eine ältere für Gallia Narbonensis von Mellin angeführt wird, sondern braccata Gallia scheint für Gallia Comata, oder auch selbst für Gallia transalpina zu stehen, und daher läßt sich aus dem Gebrauch der Mehrzahl braccatae Galliae provinciae Nichts entnehmen, denn er paßt auch für die alte Eintheilung von sechs Provinzen der ganzen Gallia Transalpina, oder wenn wir nur Gallia Comata nehmen, von fünf Pro-

vinzen dieses letzteren Galliens. Beachtenswerther als die Stelle des Probus ist eine Aufschrift[55]) aus der Zeit des Kaisers Maximinian, in welcher die Provinz Maxima Sequanorum erwähnt wird. Der Name Vienna's als einer Provinz läßt sich zum ersten Mal aus den Unterschriften der Kirchenversammlung von Arles[56]) im J. 314, wenn nämlich die Acten derselben echt[57]) sind, nachweisen. Sextus Rufus sagt: Es sind in Gallia cum Aquitania et Britanniis (diese machten nämlich zusammen eine Statthalterschaft aus) 18 Provinzen: die Alpes maritimae, die provincia Narbonensis, die Viennensis, die Novempopulana, die Aquitaniae duae, die Lugdunenses duae, die Alpes Grajae, die Maxima Sequanorum, die Germaniae duae, die Belgicae duae: in Britannia die Maxima Caesariensis, die Flavia, die Britannia prima, die Britannia secunda. Rechnen wir diese vier Provinzen in Britannien von den 18 ab, so erhalten wir für Gallien 14, denn es gab noch keine Narbonensis secunda und keine Lugdunensis tertia und Lugdunensis quarta, welche in der Notitia provinciarum Galliae[58]) aufgeführt werden. Die siebzehn Provinzen sind: 1) Narbonensis prima, mit der Hauptstadt Narbo, umfaßte alles von der Rhone bis an die Pyrenäen zur Provincia Romana Gehörige (das heutige Languedoc und Roussillon). 2) Narbonensis secunda mit der Hauptstadt Aquae Sextiae (Aix), die heutige Provence mit Ausnahme eines östlichen Stückes in den Alpen und der Städte längs der Rhone und Marseille's. 3) Alpes Maritimae mit der Hauptstadt Ebrodunum (Embrun) die Alpen auf der Ostseite der Provence und in der Grafschaft Nizza, von Embrun südwärts bis an das Meer. Der östliche Theil dieser Provinz war eine Vergrößerung Galliens, da er nach der frühern Eintheilung zu Italien gehört. 4) Provincia Viennensis mit der Hauptstadt Vienna (Vienne), umfaßte die Dauphiné (mit Ausnahme der östlichen Gebirge) und Avignon, Arles und Marseille, und den westlichen Theil von Savoyen. 5) Alpes Grajae et Penninae, welche beide vorher zu Italien gerechnet worden waren, mit der Hauptstadt Civitas Centronum (in Tarentaise), umfaßte das walliser Land und den östlichen Theil von Savoyen. 6) Novempopulana mit der Hauptstadt Civitas Ausciorum (Auch) umfaßte das eigentliche Aquitanien, nämlich das Land zwischen der Garonne und den Pyrenäen. 7) Aquitania prima mit der Hauptstadt Civitas Biturigum (Bourges), war die Osthälfte des uneigentlich genannten Aquitanien, nämlich der Wohnsitze der Kelten, welche von Augustus zur Provincia Aquitania geschlagen worden waren, umfaßte Berry, Bourbonnois, Auvergne, Velay, Gevaudan, Rouergue, Quercy und Limosin. 8) Aquitania secunda, mit der Hauptstadt civitas Burdegalensium (Bourdeaux), umfaßte das von Guyenne der Garonne im Norden Gelegene und Bourdelois, Saintonge, Angoumois und Poitou. 9) Lugdunensis prima, mit der Hauptstadt Lugdunum (Lyon), enthielt Lyonnois und das Herzogthum Bourgogne nebst Nivernois nordwärts bis Langres, dieses mit eingeschlossen. 10) Lugdunensis secunda, mit der Hauptstadt Rotomagus, begriff die Normandie. 11) Lugdunensis tertia, mit der Hauptstadt Civitas Turonum (Tours), umfaßte Touraine, Maine, Anjou und ganz Bretagne. 12) Lugdunensis quarta, auch Senonia geheißen, von ihrer Hauptstadt civitas Senonum (Sens), enthielt das von Champagne, was im Süden der Marne gelegen, und die Südwestseite von Isle de France, und Chartrain, Perche und Orleannois. 13) Belgica prima, mit der Hauptstadt civitas Trevirorum (Trier), begriff einen Theil von Luxemburg, Lothringen und die Bisthümer Metz, Toul und Verdun. 14) Belgica secunda, mit der Hauptstadt civitas Remorum (Rheims), umfaßte die Nordchampagne, die Nordhälfte von Isle de France, die Picardie, Artois und die französischen Niederlande und Tournay. 15) Maxima Sequanorum, mit der Hauptstadt civitas Vesontiensium (Besançon), begriff die Franche Comté und Südelsaß. 16) Germania prima, mit der Hauptstadt civitas Magontiacensium (Mainz), begriff alles Land längs des Rheins von unterhalb Straßburg bis Bingen. 17) Germania secunda, nebst der Hauptstadt civitas Agrippinensium (Cöln), enthielt das Cölnische bis südwärts unter die Mosel, das Jülichsche und die vormaligen österreichischen Niederlande. Das in dem Besitz der Franken befindliche Land der Bataver wurde nicht mehr zu Gallien gerechnet. In der Notitia dignitatum imperii werden die quinque provinciae und die Provinzen des großen Galliens unterschieden. Erstere sind aller Wahrscheinlichkeit nach die vier kleinen Provinzen, in welche die römische oder narbonensische Provinz zerlegt worden war, und die von Italien zu Gallien geschlagenen und zu einer eignen Provinz gemachten Alpes Grajae et Penninae. Die Benennung Septimania, eines Theils des narbonensischen Galliens, hat man von sieben Provinzen, oder nicht so unwahrscheinlich, von sieben Städten (s. d. Art. Septimania) ableiten wollen. Besser ist die von uns oben nach Mannert angegebene Ableitung von Beterrae, Baeterrae Septimanorum.

IV. Überblick der Geschichte von *Gallia Transalpina*. Das Älteste, was wir hiervon wissen, wäre, daß, wie Livius (V, 34) erzählt, zur Zeit, als Priscus Tarquinius zu Rom regierte, die Oberherrschaft (summa imperii) der Kelten, welches der dritte Theil Galliens war, bei den Biturigern war. Diese gaben dem keltischen Lande (Celtico) den König. Dieser war damals Ambigatus. Unter seiner Regierung war große Fruchtbarkeit in Gallien. Der König veranlaßte daher seine Brudersöhne Belloves und Sigoves zur Auswanderung. Diesem gaben die Orakel die hercynischen Wälder, und jenem Italien, welcher hierhin mit Biturigern, Arvernern, Senonen, Ambarren und Aulerkern zog. Aber dieses hat nur die Geltung einer Sage. Diese Völker lassen sich allerdings im transalpinischen Gallien nachweisen, aber ob diese schon damals daselbst sich befanden, ist nicht gewiß, und zogen sie wirklich vom transalpinischen Gallien nach Italien, so ist zweifelhaft, ob es durch alle diese Völkerschaften auf

55) Bei Gruter und bei von d'Anville, Notice de la Gaule p. 12. 56) *d'Anville* p. 16. 57) Breviarium Cap. 6. 58) Sie findet sich bei *Sirmond*, Concilia, und daraus bei *Pagi*, Crit. ad Baron. und bei *Du Chesne*, Scriptt. Franc. T. I.

einmal geschehen, oder ob sie nicht vielmehr nach und nach Colonien dahin sandten. Aus Polybius geht hervor, daß immer neue Haufen aus dem transalpinischen Gallien sich nach Italien zogen. Doch begaben sich auch viele solcher Haufen, wenn sie ihren Stammgenossen in den Kriegen beigestanden, und sich bereichert wieder in ihre Heimath zurück. Die Sage in Betreff der Völker unter Belloves hat doch die Analogie der spätern Geschichte und daher die Wahrscheinlichkeit für sich. Aber der Sage, daß seinem Bruder Sigoves die Orakel die hercynischen Wälder gegeben, sieht man es sogleich an, daß sie gedichtet ist, um zu erklären, warum an und in jenen Wäldern in Germanien Gallier oder in anderer Namensform Kelten sich fanden. Bei dem, was Cäsar von der Wanderung der Volcä Tectosagä erzählt, ist vielmehr der umgekehrte Fall anzunehmen, daß nämlich die in Germanien befindlichen Volcä Tectosagen hier sitzen geblieben, und die in Gallien befindlichen dahin von Germanien aus eingewandert sind. Ebenso sind die Gallier, welche Macedonien und Griechenland verheerten und sich in Kleinasien niederließen, schwerlich, wie die Alten sagen, aus Gallien ausgegangen. Die Angaben der Alten über den Ursprung und die Ursitze der verschiedenen Völker sind darum befangen, weil sie von der Ansicht, daß es Autochthonen oder Aborigenen in Europa gegeben, irre geleitet wurden, und noch keine Kenntniß von der großen Völkerbewegung von Osten nach Westen hatten. Daß Britannien von Gallien aus einen Theil seiner Bewohner erhielt, ist gewiß, aber die Zeit, oder vielmehr, da es wiederholt geschehen mochte, die Zeitpunkte lassen sich nicht angeben. Auch läßt sich nicht bestimmen, ob die Kelten, welche als carthagische Miethvölker im ersten punischen Kriege vorkommen, aus dem cisalpinischen Gallien, oder aus dem transalpinischen oder aus einer keltischen Völkerschaft, welche sich jenseit der Pyrenäen unter den Iberiern festgesetzt hatte, ausgegangen waren. Doch bleibt sehr wahrscheinlich, daß auch Gallia Transalpina den Carthagern solche Miethvölker schon im ersten punischen Kriege geliefert hat. Die Zeit der wichtigen Ansiedelung der Phocäer zwischen dem Varus und Rhodanus und die Gründung der Hauptstadt läßt sich nicht angeben; denn nach Herodot (I, 167) setzten sich die ausgewanderten Phocäer Anfangs auf der Insel Kyrnos (Corsica) und flohen diejenigen, welche die Schiffsschlacht mit den Karchedoniern (Carthagern) und Tyrsenern überlebten, nach Rhegium, und bemächtigten sich im önotrischen Lande der Stadt, die zu Herodot's Zeit Hyela hieß. Herodot erwähnt im Betreff der Auswanderung der Phocäer des Keltenlandes nicht. Skymnos Chios folgt zwar V. 245 dem Herodot; aber V. 210 setzt er, sowie Livius (V, 34) und Eusebius in der Chronik die Gründung von Massilia in des Königs Priscus Regierungszeit. Doch für diese paßt auch die erste Auswanderung eines Theils der Phokäer, von welcher Herodot erzählt, nicht. Er erzählt zwar, daß sie unter den Hellenen zuerst weite Seereisen unternahmen, und das adriatische Meer, Tyrsenien, Iberien und Tartessus entdeckt, erwähnt auch, daß sie 20 Jahre vor der ersten Auswanderung einen Tempel auf Kyrnos (Corsica) erbaut haben, aber einer Colonie gedenkt er in diesen Gegenden vor der Belagerung von Phocäa durch Harpalos nicht; und Massalia kennt Herodot nicht. Um die Sage von Belloves anziehender zu machen, ließ man den Belloves und seine Gallier auf ihrem Zuge nach Italien den landsuchenden Ankömmlingen aus Phocäa, den nachmaligen Massiliensern, wider die ihr Land verwehrenden Salyer Hilfe leisten. Da die Sage die Auswanderung des Belloves in die Regierungszeit des Tarquinius Priscus setzt, so kommt auch die Gründung Massilia's in diese Zeit, also vor die Auswanderung der Phocäer aus Phocäa, und es ist ungeschichtlich, eine frühere von Herodot nicht gekannte Auswanderung derselben anzunehmen, um jene Sage zu retten. Folgt man der Geschichte, wie Herodot sie angibt, so müssen Phocäer von dem önotrischen Lande ausgehend Massilien gegründet haben. Um das spätere Bündniß der Massilier mit den Römern zu erklären, findet man bei dem von den über Massilia liegenden Vocontiern abstammenden, und daher an dieser Stadt besonderes Interesse nehmenden fabelreichen Trogus Pompejus die Angabe [1]), daß zu den Zeiten des Königs Tarquinius aus Asien der Phocenser Jugend in die Mündung der Tiber gefahren, mit den Römern Freundschaft geschlossen und dann in die letzten Busen Galliens geschifft, Massilia zwischen den Ligurern und wilden Völkerschaften der Gallier gebaut und daß, als sie Nachricht erhalten, daß Rom von den Galliern angezündet worden, die Massilier ein öffentliches Leichenbegängniß oder Trauerfeierlichkeit gehalten. Um das Bündniß der Massilier mit den Römern erklärlich zu finden, braucht man nur zu erwägen, daß die Massilier, deren Vorfahren schon von den Carthagern bekriegt worden, Nebenbuhler auf der See und daher Feinde derselben, und also natürliche Verbündete der Römer waren. Wenige Jahre vor dem Beginn des zweiten punischen Krieges drangen nach Polybius (II, 34) die Römer, nachdem sie die italienischen Kelten größtentheils bezwungen hatten, längs der Seealpen bis zu den bis an Massilia hinreichenden Anamarern. Im J. 218 v. Chr. ging Hannibal von Iberien aus über die Pyrenäen nach Gallien, und schlug bei der Stadt Illiberis [2]) (ad oppidum Illiberim) sein Lager auf. Obgleich die Gallier hörten, daß Italien bekriegt werden sollte, so waren sie doch darüber bestürzt, daß Hispanien von den Carthagern besetzt war. Einige Völker kamen daher in Ruscino zusammen. Hannibal beruhigte sie durch eine Gesandtschaft, und die Könige der Gallier (reguli Gallorum) kamen ohne Schwierigkeit zu Hannibal in das Lager bei Illiberis, und ließen ihn durch Geschenke gewonnen durch ihre Gebiete die Stadt Ruscino (praeter Ruscinonem oppidum) vorüber. Der Consul P. Cornelius Scipio der Ältere zog mit der Flotte an der Küste Etruriens und der Ligurer, und an dem Gebirge der Salyer (Salluvier) vorüber nach Massilia, und schlug an der nächsten Mündung des Rhodanus, denn der Fluß lief in mehre

1) Im Auszuge bei *Justinus* Lib. XLIII. Cap. 3 seq. Er sagt: In postremo libro Trogus, majores suos a Vocontiis originem ducere, deshalb hat er die Fabeln über die Massilienser (s. Massilia) zum Besten gegeben. 2) *Livius* XXI, 24.

Arme getheilt in das Meer, sein Lager auf, und schickte 300 erlesene Reiter unter Führung von Massiliern und gallischen Hilfsvölkern aus, um zu erspähen, wo die Carthager sich befänden. Hannibal hatte die übrigen Gallier theils durch Schrecken, theils durch Belohnung im Frieden erhalten, und war bereits in das Land der Volker (in Volcarum agrum), einer mächtigen Völkerschaft, welche an beiden Ufern des Rhodanus wohnte, gelangt. Die am jenseitigen Ufer verzweifelten daran, die Carthager von ihrem Lande abzuhalten, setzten die Ihrigen und das Ihrige über den Rhodanus, und behaupteten das Ufer des Flusses mit den Waffen: die übrigen Anwohner des Flusses bewog Hannibal, Fahrzeuge theils zusammenzubringen, theils neue zu bauen, und erhielt so eine große Menge Schiffe und Kähne zu seinem Gebrauche. Der Punier bediente sich nun seiner gewohnten List, ließ des Nachts einen Theil der Truppen, welche größtentheils aus Hispaniern bestanden, unter dem Befehl Hanno's, des Sohnes Bomilkar's, unter Führung von Galliern an dem Fluß hinaufziehen, und über denselben setzen, und sich in einem Hinterhalt hinter das Heer der Gallier, welches dem Hannibal den Übergang über die Rhone verwehren wollte, legen. Hierdurch wurden die Gallier, als Hannibal auf Fahrzeugen übersetzte, von Vorn und Hinten angegriffen, mußten weichen, und entflohen in ihre Dörfer oder Flecken[3]). 600 berittene Numiden von Hannibal zur Spähung an das römische Lager geschickt, besiegten die obenerwähnten 300 römischen Reiter und die ihnen zu helfen beigegebenen Gallier so sehr, daß ein Theil derselben fiel. Übrigens wollte sich Hannibal nicht eher mit den Römern, als in Italien, schlagen. Er nahm daher nicht den nächsten Weg zu den Alpen, sondern entfernte sich, um den Römern nicht zu begegnen von dem Meere, nahm die Richtung nach dem Innern Galliens (mediterranea Galliae petit), gelangte an die von dem Arar (der Saone) und dem Rhodanus gebildete Insel, schlichtete den Streit der in der Nähe wohnenden Allobrogen im Betreff der königlichen Erbfolge, ging hierauf nach den Alpen, wandte sich zur Linken (vom Standpunkte des römischen Geschichtschreibers, zur Rechten von Hannibal's Standpunkte aus) zu den Tricastinern, und von da durch die äußerste Grenze des Landes der Vocontier (per extremam oram Vocontiorum agri) zu den Tricoriern, gelangte unbehindert zu dem Flusse Druentia (Durance), über welchen unter allen Flüssen Galliens am schwersten zu setzen war. Nachdem Hannibal dieses schwierige Werk gethan hatte, gelangte er auf einem größtentheils ebenen Wege mit gutem Frieden der diese Orte bewohnenden Gallier zu den Alpen[4]). Der Zug Hannibal's durch Gallien ist auch wegen des Friedensvertrags merkwürdig, den die Gallier und die Carthager mit einander schlossen, und von welchem wir den Inhalt eines Artikels in Galli unter der Rubrik Frauen aus Polyänus (Stratagemata Lib. VII.) angeführt haben. Zehn Jahre nach Hannibal's Zuge durch Gallien (218 v. Chr.), führte im J. 208 v. Chr. Hasdrubal, um sich mit seinem Bruder in Italien zu vereinigen, ein Heer aus Hispaniern durch Gallien. Er brachte viel Gold mit sich, um Hilfsvölker zu miethen, und gab dadurch den Gemüthern der Gallier großen Schwung. Die Massilier aber blieben wie früher Feinde der Carthager und Verbündete der Römer. Im Frühling des J. 207 zog Hasdrubal aus Gallien über die Alpen nach Italien, und kam hier eher an, als sein Bruder und die Römer erwartet hatten. Nicht nur hatten die Arverner, und dann der Reihe nach die andern gallischen und alpinischen Völker (aliae Gallicae atque Alpinae gentes) den Hasdrubal durch ihr Gebiet gelassen, sondern folgten ihm auch nach Italien in den Krieg[5]), verloren aber durch den Weg und Nachtwachen ermüdet und durch die Hitze[6]) so erschöpft, daß sie kaum die Waffen tragen konnten, in der Schlacht Hasdrubal's wider die Römer, unter M. Livius im J. 207 v. Chr. größtentheils das Leben, wobei auch der Mangel an Kriegszucht beitrug; denn ein großer Theil war, als ihr Heer von den Römern angegriffen ward, nicht bei den Fahnen, sondern hatten sich des Nachts zerstreut, und schliefen hier und da auf die Äcker hingestreckt. Der Kampf der Carthager und Römer um den Besitz Hispaniens brachte die letzteren in vielfache Berührung mit dem südlichen Gallien. Schon Polybius (III, 39) führt den von den Römern aus Italien durch Gallien an der Küste hin nach Hispanien abgemessenen Weg an. Ferner erzählt Pytheas bei Polybius, wie Strabon (IV, 2) aus letzterem anführt, daß Scipio der Ältere die Gesandten aus Massilia, Narbon und Korbilon über Britannien befragte. Narbon, von Polybius (III, 38 und Excerpt. ex *Athenaeo* XXXIV) erwähnt, mußte wegen seines guten Hafens die Aufmerksamkeit der Römer vorzüglich erregen. Bevor sie sich daselbst festsetzten, ging Folgendes voraus. Jenseit der Alpen waren die Salyer die ersten, welche die römischen Waffen empfanden[7]). Die den Römern so freundlich verbündete und so treue Stadt Massilia klagte nämlich bei den Römern über die Einfälle der Salyer, welche ihr Gebiet verheerten. M. Fulvius Flaccus wurde gegen die Salyer (Salluvier) geschickt, und er war der erste, welcher, wie in Livius (Ep. 60) angegeben ist, bei dieser Gelegenheit die transalpinischen Ligurer besiegte. Der Proconsul C. Sextius gründete, nachdem er das Volk der Salluvier (Salyer) überwunden hatte, wegen der Fülle der warmen und kal-

3) *Polybius* III, 43. *Livius* XXI, 26—28. 4) *Livius* l. l. 31. 32.

5) *Livius* XXVII, 36 et 39. 6) Livius (l. l. Cap. 49) nennt sie dabei intolerantissima laboris corpora, und kurz darauf: Et jam diei medium erat, sitisque et calor hiantes caedendos capiendosque adfatim praebebat. 7) Florus (III, 2) sagt: Prima trans Alpes arma nostra sensere Salyi etc. *Livii Epit.* 60: M. Fulvius Flaccus primus Transalpinos Ligures bello domuit etc. Dieses waren nämlich Bewohner Galliens an der Küste. In Beziehung auf das innere Gallien bemerkt Vellejus Paterculus (II, 39): Gallias primum Domitio Fabioque, nepoti Paulli, qui *Allobrogicus* vocatus est, intratas cum exercitu, magna mox clade nostra, saepe et affectavimus et omisimus. Prima braucht Florus, sowie Florus primus in Beziehung auf die erste Waffenthat der Römer gegen die Bewohner der gallischen Küste, Vellejus primum im Betreff der ersten Heerfahrt der Römer in das Inner von Gallien.

ten Quellen die Colonie Aquae Sextiae, in welcher Gegend er den Sieg gewonnen hatte [8]). Weil die Allobrogen den Teutomal, den fliehenden König der Salluvier, aufnahmen, und mit aller Macht unterstützten, und weil sie die Äcker der Äduer, der Bundesgenossen des römischen Volkes, verwüsteten, wurden sie von demselben bekriegt, und verloren gegen den Proconsul Cn. Domitius Änobarbus bei der Stadt Vindalium eine Schlacht. Der Consul Q. Fabius Maximus schlug sich glücklich wider die Allobrogen und Bituitus, den König der Arverner. 120,000 Mann des Heeres des Bituitus wurden nach der Angabe der Römer in *Livii* Epit. 61 erschlagen. Bituitus selbst reisete nach Rom, um dem römischen Senate Genugthuung zu leisten, wurde aber, weil es dem Frieden zuwider schien, wenn er nach Gallien zurückgeschickt würde, nach Alba zur Bewachung gegeben, und beschlossen, daß sein Sohn Congentiat ergriffen nach Rom geschickt werden sollte. Die Allobrogen wurden in Dedition genommen. Der Consul Quintus Marcius bezwang die Stöner, eine alpinische Völkerschaft, wie in *Livii* Epit. 62 bemerkt wird. Die Colonie Narbo Martius wurde, wie Vellejus Paterculus (I, 15 sagt, ungefähr 153 Jahr vorher, als dieser schrieb, also im J. 117 v. Chr., unter dem Consulat des Porcius und Marcius gegründet. Von den Tigurinern, Galleiern, einem Gaue der Helvetier, welche sich von dem Staate getrennt hatten, wurde der Consul L. Cassius mit dem Heere in dem Gebiete der Allobrogen erschlagen. Diejenigen römischen Soldaten, welche die Niederlage überlebten, gaben den Feinden Geiseln und die Hälfte aller Sachen, und bedungen sich, daß sie unbeschädigt entlassen würden [9]). Ganz Gallien, mit Ausnahme des Landes der Belgen, welche die Kimbern und Teutonen in ihre Grenzen einzudringen hinderten, wurde von den genannten verwüstet [10]). Die in die Städte in diesem Kriege sich einschließenden Gallier litten furchtbaren Mangel. Doch zogen sie es vor, sich von den Körpern derjenigen, welche durch ihr Alter zum Kampfe untauglich schienen, zu ernähren, als sich den Feinden zu ergeben [11]). Nachdem die Kimbern alles, was zwischen dem Rhodanus und dem pyrenäischen Gebirge lag, verwüstet hatten, gingen sie nach Hispanien, kehrten aber, nachdem sie viele Orte verheert, von den Keltiberiern zurückgeschlagen, nach Gallien zurück, und vereinigten sich mit den kriegerischen Teutonen [12]). Durch die 6000 Mann, welche die Kimbern und Teutonen am Rheine zur Bedeckung des Lagers, in welchem sie, als sie gegen die römische Provinz in Gallien und gegen Italien zogen, einen Theil ihres Gepäckes zurückließen, aufgestellt hatten, entstanden die Aduatici [13]). Die Teutonen und die Ambronen, ein gallisches Volk, bestürmten das Lager des Marius in der Gegend von Aquä Sextiä, und wurden in zwei Schlachten, in der ersten die Ambronen, in der zweiten die Teutonen, geschlagen [14]). Die Kimbern fanden in Italien ihren Untergang. Die Gallier waren durch den Krieg mit den Teutonen und Kimbern sehr geschwächt worden, und unternahmen eine Zeit lang Nichts gegen die Römer, bis die Salluvier sich empörten, aber von C. Cäcilius besiegt wurden [15]). Der Legat L. Valerius wurde wenige Jahre vor Cäsar's Eroberung Galliens in Aquitanien geschlagen, und der Proconsul L. Manilius mußte mit Verlust des Gepäckes daraus entfliehen [16]). Glücklich war der Prätor C. Pontinius gegen Allobrogen, welche sich empört hatten, bei Solo, wo er sie bezähmte [17]). Gallien war in zwei Parteien zerrissen. An der Spitze der einen standen die Äduer, an der Spitze der andern die Arverner. Nachdem sie lange Zeit um die Oberherrschaft gestritten, mietheten die Arverner und Sequaner Germanen. Zuerst gingen ungefähr 15,000 über den Rhein, und zur Zeit, als sie die Äcker, den Haushalt und die Truppen der Gallier in Besitz genommen, wurden immer mehr herübergeführt, sodaß zuletzt auf 120,000 in Gallien waren. Die Äduer und ihre Clienten schlugen sich mehre Male mit den Germanen, verloren aber allen Adel und die ganze Reiterei. Der Äduer Divitiacus (s. d. Art.) war der einzige, welcher von dem ganzen Staate der Äduer sich nicht dahin bringen ließ, den Germanen zu schwören, oder seine Kinder zu Geiseln zu geben. Nachdem Ariovist (s. d. Art.) die Gallier ein Mal zu Amagetobriga besiegt hatte, fing er herrisch zu regieren an, und seine Gewalt empfanden nicht nur die, gegen welche die Germanen gerufen waren, sondern auch die, welche sie gerufen hatten; denn er setzte sich in das Gebiet der Sequaner, und nahm den dritten Theil des sequanischen Landes, welches das beste in ganz Gallien war, und als 24,000 Haruden zu ihm kamen, befahl er, daß die Sequaner noch ein Drittheil ihres Landes abtreten sollten. Nachdem die Helvetii (s. d. Art.) von Cäsar bezwungen waren, schlug er zwar die Germanen aus Gallien, unterwarf aber auch selbst, wie im Art. Caesar S. 42—51 angegeben ist, die übrigen Völkerschaften von Gallia Comata der römischen Herrschaft. Die Männer, welche von den Galliern in diesem Trauerspiele die Hauptrolle spielen, sind: Ambiorix, Commius, Divitiacus, Dumnorix, Eporedorix, Induciomarus, Vergasillaunus, Vercingetorix, welcher der ausgezeichnetste unter ihnen ist, Viridomar, dessen Namen schon lange vor ihm ein Gäsatenkönig trug. Das Ergebniß der Besiegung der Gallier drückt Suetonius im Cäsar (24) so aus: Ganz Gallien, welches von dem pyrenäischen Waldgebirge und den Alpen und dem Berge Gebenna (den Sevennen) und den Flüssen Rhenus und Rhodanus umfaßt, und am Umfange auf 320,000 Schritte sich erstreckt, brachte er außer den verbündeten und wohlverdienten Staaten (praeter socias ac bene meritas civitates) in die Form einer Provinz, und legte ihnen für jedes einzelne Jahr als Tribut (stipendii nomine) 400,000 Sestertien auf. Oben haben wir aus Plinius bei Aufführung der einzelnen Völkerschaften gesehen, daß die meisten schlechthin genannt wurden, also

8) *Livii* Epit. 46, vergl. mit *Vellejus Paterculus*, Histor. Rom. I, 15. 9) *Livii* Epit. 65. 10) *Caesar* Lib. II. Cap. 4. 11) *Idem* Lib. VII. Cap. 77. 12) *Livii* Epit. 66. 13) *Caesar* II, 29. 14) *Livii* Epit. 67. *Plutarchus* in Mario p. 412 B.

15) *Livii* Epit. 73. 16) *Caesar* Lib. III, 20. 17) *Livii* Epit. 103.

in die Form der Provinz redigirt waren, andere aber durch foederati, und wieder andere durch liberi bezeichnet wurden. Aber auch solche Staaten kamen, wenn sich Parteihäupter um die Oberherrschaft des römischen Reiches stritten, in einen übeln Stand. So Massilia im Bürgerkriege zwischen Pompejus und Cäsar. Dieser Staat nannte beide Schirmherren ihres Staates (patronos civitatis). Pompejus hatte von Staatswegen ihnen die Äcker der Volcae Arecomici und der Helvii bewilligt, und Cäsar ihre Zölle von dem von ihm besiegten Gallien erhöht. Es stellten daher die Massilienser dem Cäsar vor, daß sie neutral bleiben wollten. Aber während dieser Unterhandlungen kam Domitius mit Schiffen nach Massilia, ward von den Massiliern aufgenommen und über die Stadt gesetzt, und ihm der Oberbefehl im Kriege übertragen. Cäsar ließ hierauf die Stadt zu Wasser und zu Lande belagern. Die Massilier verloren zwei Schiffschlachten. Die Pestilenz wüthete unter ihnen. Ein großer Theil der Mauer war erschüttert. Sie ergaben sich daher, und mußten die Waffen und Wurfmaschinen und die Schiffe und die Staatsgelder ausliefern [18]). M. Lepidus, welchem Hispanien bestimmt war, befehligte sieben Legionen in Gallien, als Antonius fliehend über die Alpen nach Gallien kam, und sein Lager neben dem des Lepidus aufschlug, und sich von dem Heere desselben zum Feldherrn annehmen ließ [19]). Als Augustus zur Verhinderung von Verwirrungen in den entlegenen Provinzen die Verordnung gab, daß kein Senator ohne Erlaubniß aus Italien reisen sollte, wurde mit denjenigen Senatoren eine Veränderung gemacht, welche in Sicilien oder in dem narbonischen Gallien Landgüter hatten. Als die Provinzen in senatorische und imperatorische, welche Provinciae Caesareae genannt wurden, getheilt wurden, wurde ganz Gallien zu der letzteren Art geschlagen, jedoch nicht lange darauf, als Augustus sich dem Senate gefällig bezeigen wollte, den Senatoren ertheilt, und seitdem unter die proconsularischen Provinzen gerechnet, wie aus Dio Cassius zu ersehen ist. Als Augustus sich in Narbo befand, wurde der census von den drei Gallien (a tribus Galliis), welche sein Vater (Adoptivvater) Cäsar besiegt hatte, eingetrieben. Aus jenem Zusatze ist zu schließen, daß die drei Gallien, wie *Livii* Epit. 134 sich ausdrückt, das aquitanische, das keltische und das belgische waren. Wegen des Census entstand in Gallien ein Tumult, welcher jedoch durch die Geschicklichkeit des Drusus gestillt wurde, der die gallischen Oberhäupter zur Einweihung eines Tempels zusammenrief, und sie dafür gewann, dem Cäsar (Augustus) am Zusammenflusse des Arar (der Saone) und des Rhodanus, oder nach dem Ausdrucke des Suetonius zu Lugdunum (Lyon) am ersten Augustus zu weihen. Zum Priester wurde C. Julius Vecundarus Dubius, ein Äduer, gewählt. Strabon (IV, 3) sagt von Lugdunum: Es ist nach Narbon die volkreichste Stadt des Landes; denn es ist ein Handelsplatz, und die römischen Statthalter prägen daselbst die Münzen, die silbernen sowol, als die goldenen. Der von allen gallischen Völkern gemeinschaftlich dem Kaiser Augustus errichtete Tempel steht vor dieser Stadt, an dem Vereinigungspunkte der Flüsse. Merkwürdig ist der Altar, der die Namen von 60 Völkerschaften, nebst einer Abbildung von jeder enthält, und dann noch ein anderer großer. Zu Ehren der neuen Gottheit wurden Spiele angestellt, die fast von gleicher Art wie die nemäischen und isthmischen Spiele waren. Als nach des Augustus Tode im J. 14 n. Chr. Germanicus die Sequaner und die Staaten der Belgier dem Tiberius hatte schwören lassen, konnte er, der mit Betreibung des Census von Gallien (agendo Galliarum) beschäftigt war, vor den empörten Legionen die Treue von Gallien (Galliarum fidem) erheben [20]). Um die Schäden, welche das römische Heer unter Germanicus auf der Heerfahrt in Groß-Germanien erlitten, zu ergänzen, wetteiferten (im J. 15 n. Chr.) Gallien (Galliae), Hispanien und Italien [21]). Aber Tiberius sagte nicht lange darauf (im J. 16), zwar in der Absicht, um den Germanicus in ein ungünstiges Licht zu stellen, und ihn von dem Heere in Gallien zu entfernen, daß Gallien (Galliae) müde, Pferde zu stellen. Zur Schatzung von Gallien (ad census Galliarum) wurden (im J. 16) P. Vitellius und C. Aëtius geschickt. Nicht nur mußten die Gallier Lieferungen leisten, sondern auch Hilfstruppen stellen. So z. B. im J. 16 auf der Heerfahrt der Römer in Groß-Germanien, und zwar mußten sie auf der Fronte kämpfen [22]). Bei den Lasten, welche die Gallier unter der Herrschaft der Römer ertragen mußten, ist es nicht zu verwundern, daß die Staaten der Gallier Schulden und zwar große Schulden zu machen genöthigt waren. Wegen der Größe derselben begannen die Staaten von Gallien (Galliarum civitates) im J. 21 n. Chr. eine Empörung. Die schärfsten Anreger zu derselben waren bei den Trevirern Julius Florus, und bei den Äduern Julius Sacrovir, deren beider Vorfahren wegen der Verdienste um die Römer das römische Bürgerrecht erhalten hatten. Die Bewegung beschränkte sich nicht blos auf die Trevirer und Äduer, sondern 64 Staaten von Gallien (Galliarum civitates) nahmen daran Theil. Zuerst brachen die Andecavi und Turonii hervor. Die Andecavi wurden von dem Legaten Acilius Aviola mit einer in Lugdunum zur Besatzung liegenden Cohorte gebändigt. Die Turonier wurden von legionarischen Soldaten, welche Visellius Varro, der Legat von Nieder-Germanien, geschickt hatte, und einigen Großen von Gallien (Galliarum primoribus), welche sich den Schein geben wollten, als wenn sie nicht abgefallen, unter Anführung ebenfalls des Aviola unterdrückt. Dem Trevirer Julius Florus gelang es nicht, die Ala equitum (Flügelschar von Reitern), welche zu Treveris (Trier) conscribirt, in römischem Kriegsdienst und römischer Zucht ge-

18) *Caesar*, De Bello civili Lib. I. Cap. 34. Lib. II. Cap. 4—16. 21. 22. 19) Plancus, welcher sein Lager an der Isere hatte, ad Ciceronem. *Cicer.* Epist. Lib. X. Ep. 4. 6—9. 11. 15. 17. 18. 21. *Vellejus Paterculus* Lib. II, 63. *Appianus* Lib. III.

20) *Tacit.* Annal. I, 33. 34. 21) *Id.* Annal. I, 71. II, 5. 22) Tacitus (Annal. II, 16) sagt in Beziehung auf die Schlacht auf dem Gefilde von Idistavisus: Noster exercitus sic incessit: auxiliares Galli Germanique in fronte. Beispiele, wo Gallicae cohortes genannt werden, s. *Tacitus*, Annal. II, 17. Hist. I, 70.

halten wurde, zum Abfall zu verleiten, und gewann nur wenige Reiter für sich. Anderes Volk von Verschuldeten oder Clienten ergriff die Waffen, und sie zogen nach dem Arduenna geheißenen Bergwald, als sich ihnen die Legionen von beiden Heeren (nämlich von Nieder- und Ober-Germanien) unter Anführung der Legaten Visellius und C. Silius entgegenwarfen. Der von ihnen vorausgeschickte Julius Indus, auch aus dem Staate der Trevirer, aber mit Julius Florus in Zwist, zerstreute die noch nicht geordnete Masse. Florus suchte zwar durch Schlupfwinkel die Feinde zu täuschen, sah sich aber doch endlich umringt, und nahm sich das Leben. Dieses war das Ende des trevirischen Tumultes. Größere Anstrengung bedurften die Römer, um den Aufstand der Äduer zu unterdrücken; denn dieser Staat war mächtiger und römische Besatzung, ihn sogleich zu unterdrücken, zu fern. In der Hauptstadt der Äduer, Augustodunum, welches Sacrovir mit bewaffneten Cohorten besetzt hatte, befanden sich zum Behufe von liberalen Studien die edelsten Söhne von Gallien (nobilissima Galliarum soboles), und wurden von Sacrovir als Pfand dafür genommen, daß sich ihre Ältern und Verwandten mit ihm verbinden sollten. Zugleich vertheilte er heimlich gefertigte Waffen unter die Jugend. Von den 40,000 Mann hatte der fünfte Theil legionarische Waffen, und die übrigen Jagdspieße, Jagdgeschosse und Messer. Zu denselben wurden gefügt die ganz in Eisen gehüllten, Cruppellarier genannten, zum Fechten bestimmten Sklaven. Die Truppen der Äduer wurden dadurch noch vermehrt, daß wenn auch die benachbarten Staaten sich nicht offen für sie erklärten, doch die einzelnen Männer sich der Sache thätig annahmen. Überdies stritten sich die Heerführer der Römer. Jeder foderte die Führung des Kriegs für sich. Doch wich der von Alter geschwächte Visellius Varro dem lebenskräftigen Silius. Dieser rückte mit zwei Legionen vor, schickte eine Schar von Hilfstruppen voraus, und ließ die Gaue der Sequaner, welche Nachbarn und Bundesgenossen der Äduer und unter den Waffen waren und zunächst lagen, verheeren. Alsbald eilte er gegen Augustodunum (Autun). Bei dem zwölften Steine (zwölf römische Meilen von Augustodunum) erschienen Sacrovir und seine Truppen auf offenen Örtlichkeiten. Er hatte an die Fronte die mit Eisen bedeckten, auf den Flügeln die Cohorten, und dahinter die Halbbewaffneten gestellt, und wurde geschlagen, indem die Römer mit Beilen und Äxten die mit Eisen Bedeckten wie eine Mauer durchbrachen. Sacrovir floh zuerst nach Augustodunum, und dann aus Furcht vor Überlieferung mit den Treuesten in ein nahes Gehöfe, wo er sich mit eigner Hand, und die übrigen durch gegenseitige Stiche einander das Leben nahmen, nachdem er das Gebäude angezündet, sodaß Alle verbrannten [23]). Als Tiberius sich auf die Insel Capreä zurückgezogen hatte, legte er die Sorge für den Staat so sehr ab, daß er unter anderm sich nicht darum bekümmerte, daß Gallien (Galliae) von den Germanen verwüstet ward. Seine Raubsucht ging soweit, daß er die Vornehmsten in Gallien (Galliarum principes), sowie in Hispanien und Syrien, wegen so leichtfertiger und unverschämter Art von Beschuldigungen, daß, wie Suetonius (Tiberius 45 [49]) sagt, manchen nichts anderes vorgeworfen ward, als daß sie einen Theil des Vermögens in Geld hätten, mit Confiscation belegte. Caligula gab in Syrakus athenische, in Gallien zu Lugdunum gemischte Spiele (ludos miscellos). Unter Caligula's Witzworte gehört, daß er, als er ein Mal zu gleicher Zeit einige Gallier verurtheilt hatte, sich rühmte, er habe Gallograecia bezwungen. Als Caligula sich in Gallien zu einem Triumphzuge über die Germanen vorbereitete, wählte er hierzu die längsten Gallier [24]). Caligula begnügte sich, wie Dio Cassius erzählt, nicht mit den großen Geschenken, welche er den Staaten und Privatpersonen in Gallien abnöthigte, sondern ließ die vermögendsten Personen daselbst, ungeachtet sie von aller Verschuldung frei waren, des Hochverraths anklagen, um einen Vorwand zu haben, sich ihrer Habe zu bemächtigen. Er verkaufte diese in eigner Person dergestalt, daß er andere nöthigte, sie für einen Preis zu kaufen, den er darauf zu legen für gut fand. Als er ein Mal im Würfelspiele eine unmäßige Summe verloren hatte, ließ er die zur Schatzung dienenden Register vor sich bringen, setzte ein Verzeichniß derjenigen auf, welche den größten Reichthum hatten, ließ sie sogleich tödten und bemächtigte sich aller ihrer Güter. Solche Grausamkeiten übte Caligula in Gallien. Sein Nachfolger Claudius suchte die Gallier den Römern gleichzustellen. Er hob der Druiden Religion von grauser Unmenschlichkeit, wie Suetonius (24 [25]) sich ausdrückt, welche unter Augustus nur den Bürgern (denen, die das römische Bürgerrecht hatten) untersagt war, gänzlich auf. Als im J. 48 n. Chr. die Großen von Gallia Comata, welche schon Bundesgenossenschaften und das römische Bürgerrecht erlangt hatten (foedera et civitatem Romanam pridem adsecuti), das Recht Ehrenstellen in Rom zu erhalten, verlangten, empfahl, als man über Ergänzung des Senates verhandelte, Claudius im zusammenberufenen Senat die Sache der gallischen Großen, und wies namentlich darauf hin, daß man sich derjenigen ausgezeichneten Männer, welche man aus Gallia Narbonensis in den Senat versetzt, nicht zu schämen brauche. Durch einen auf die Rede des Fürsten erfolgenden Senatsbeschluß erhielten zuerst die Äduer das Recht der Senatoren (senatorum jus, das Recht, Senatoren werden zu können) in Rom. Es wurde dieses ihnen wegen des alten Bündnisses, und weil sie allein von den Galliern den Namen der Brüderschaft mit den Römern gebrauchten [25]). Unter Nero im J. 62 wurden die Census per Gallias von Q. Volasius und Sextius Africanus und Trebellius Maximus verrichtet. Um die Legionen in Illyricum, aus welchen die durch Alter oder Ungesundheit Ermüdeten mit Loszählung vom Eide entlassen wurden, zu ergänzen, wurden im J. 66 in Gallia Narbonensis, Afrika und Asien Aushebungen gehalten. Die Lugdunenser hatten vorher bei trüben Zeiten (turbi-

23) *Suetonius*, Tiber. 40 (41). 45 (49).

24) *Suetonius*, Caligula 20. 27 (29). 44 (47). 25) *Tacitus*, Annal. Lib. XI. Cap. 25.

dis casibus) dem römischen Staate 400,000 Sestertien dargebracht. Jetzt gab sie ihnen der Fürst (Nero) wieder, um sie wegen des großen erlittenen Verlustes, welchen Tacitus (XVI, 12) zum J. 66 cladem Lugdunensem nennt, zu trösten. Julius Vinder, ein Abkömmling von den alten Königen von Aquitanien, Sohn eines Senators zu Rom, um diese Zeit Prätor oder Statthalter in Gallia Celtica [26]), trug um den Anfang des Märzes des Jahres 68 den versammelten, durch schwere Steuern und Auflagen beschwerten und an den Bettelstab gebrachten Galliern sein Vorhaben an, an ihre Spitze zu treten, um Gallien von dem ihm aufgelegten Joche zu befreien. Ungeachtet er keine römischen Truppen unter seinem Befehle hatte, so hatte er doch in kurzer Zeit gegen 100,000 unter seinen Feldzeichen. Zur nämlichen Zeit empörte sich Galba, der Statthalter von Spanien, und ließ sich zwar noch nicht zum Imperator ausrufen, sagte jedoch, als er als Imperator begrüßt ward, daß er Legat des Senats und des römischen Volkes sei, und war mit Vinder auf einer Partei [27]), sodaß man angegeben findet, Galba sei von Vinder zur Empörung gegen Nero aufgefodert worden. Verginius Rufus aber, Legat von Ober-Germanien, welcher einige der besten Legionen des ganzen römischen Reichs unter seinem Befehle hatte, zog gegen Vinder. Überdies blieb derjenige Theil von Gallien, welcher an den Rhein grenzte, ruhig. Ferner erklärten sich die Lingones nebst den Trevirern und der ganze Strich Landes bis Lyon gegen Vinder. Der Stadt Vesontium, welche Verginius Rufus belagerte, zog Vinder mit seiner ganzen Macht zu Hilfe. Aber die Gallier wurden von den römischen Soldaten überfallen, verloren 20,000 Mann und wurden zerstreut. Vinder nahm sich aus Gram über die erlittene Niederlage kurz darauf das Leben [28]). Nach Nero's Tod, im J. 68, nahm Galba den Cäsartitel an, und wurde zunächst Cäsar von Hispanien, da Verginius die Cäsarenwürde ausschlug. Diejenigen Theile von Gallien, welche dem Vinder, und hierdurch auch dem Galba angehangen, machte sich Galba dadurch verbindlich, daß er ihnen das römische Bürgerrecht schenkte und einen leichteren Tribut auflegte. Denjenigen Staaten von Gallien aber, welche den römischen Heeren nahe waren, und daher von Nero nicht abgefallen waren, wurden nicht so geehrt, und verloren selbst einen Theil ihres Gebietes, wie Tacitus (Hist. I, 69) zum J. 69 bemerkt. Suetonius (Galba 11) sagt, daß Galba, nachdem er den Cäsarnamen angenommen, die Staaten von Hispanien und Gallien, die ihm nach Zögerung beigetreten, durch Auflegung größerer Tribute und in einigen Fällen selbst mit Zerstörung der Mauern bedrückt habe. Den Verginius berief Galba, um ihn aus Gallien zu entfernen, nach Rom, und lohnte ihm mit Undank. Das obere Heer (Heer in Ober-Germanien) verschmähte den ihm von Galba zum Legaten gegebenen Hordeonius Flaccus, da er alt und an den Füßen schwach und ohne Autorität war. Die Legionen des niedern Germanien waren längere Zeit ohne Consularis (einen Heerführer, der Consul gewesen war), bis durch Galba's Sendung A. Vitellius da war, der Sohn des Censors und drei Mal Consul gewesenen Vitellius, welches hinlänglich schien [29]). Die zwar unterdrückte Bewegung der Gallier unter Vinder hatte die Vitellianische Bewegung, motus Vitellianus, von Tacitus (Hist. I, 51) genannt, zur Folge. Durch den leichten Sieg über die Gallier wurden die römischen Soldaten frech und nach Beute begierig. Vor der Erhebung der Gallier hatten die römischen Heere in den Grenzen der Provinzen von einander gestanden. Zur Unterdrückung des Aufstandes waren sie zusammengezogen worden, und nannten auch nach Unterdrückung desselben die Gallier nicht wie früher Bundesgenossen (socios), sondern Feinde und Überwundene. Der Theil von Gallien, welcher an dem Rheine gelegen, und der Partei der römischen Heere gefolgt war, theilte die Gesinnungen derselben, und trieb diese heftig gegen die Galbianer an, wie sie diejenigen Gallier, welche sich unter Vinder, dessen Name ihnen zum Ekel war, erhoben hatten, nannten. Diese den sogenannten Galbianern feindliche Partei war namentlich gegen die Sequaner und Äduer, weil diese die mächtigsten Staaten waren, und gegen andere nach dem Verhältnisse ihrer Macht feindlich gesinnt, und dürstete nach Eroberung von Städten, und Plünderung von Häusern und Äckern. Der Staat der Lingonen schickte nach alter Einrichtung den Legionen Geschenke, als Freundschaftszeichen (dextras), als Abzeichen der Gastfreundschaft (hospitii). Die Gesandten der Lingonen waren in Trauerkleidung, und klagten bei den Soldaten über die erlittenen Beleidigungen, und die Belohnungen, welche die benachbarten Staaten von Galba erhalten, beklagten zugleich die Gefahren des Heeres und die ihm zugefügte Schmach. Die Soldaten waren der Empörung nahe, als der Consularis Legatus Hordeonius Flaccus den Gesandten der Lingonen bei Nachtzeit sich aus dem Lager zu entfernen befahl. So kam es, daß die Legionen im oberen Germanien sich mit einem stillschweigenden Bündniß gegen Galba verbanden, und am 1. Jan. des Jahres 70 die vierte und die zwölfte Legion, welche in demselben Winterlager lagen, die Bildnisse Galba's zerbrachen, und bei Leistung des Eides die verschollenen Namen des Senats und des römischen Volks anriefen. Der Consularis Legatus von Ober-Germanien, Hordeonius Flaccus, sah es mit an, ohne daß er wagte, Einhalt zu thun. In Nieder-Germanien in Colonia Agrippinensis (Cöln) begrüßte Fabius Valens den Vitellius, den Legaten von diesem Germanien als Imperator. Die Legionen dieser Provinz erkannten ihn mit großem Wetteifer an. Auch verließ das obere Heer (das Heer von Ober-Germanien) die schönen Namen des Senats und römischen Volks, und trat den 3. Jan. dem Vitellius bei. An brennendem Eifer standen den Heeren die Agrippinenser, die Trevirer und die Lingonen nicht nach, und brachten Hilfstruppen und Pferde und Waffen und Geld dar. Vitellius billigte den nach Blut dürsten-

26) *Dio Cassius* Lib. LXI. Cap. 22. 23. 27) *Suetonius*, Galba 11. Vergl. denselben im Nero 38 (40) — 42 (44). 28) *Plutarchus*, Galba, Opp. T. I. p. 1055. *Tacitus*, Hist. I, 6. 51. 57.

29) *Tacitus*, Hist. I, 9.

den Eifer der Soldaten, und Pompejus Propinquus, der Procurator Belgica's, wurde sogleich umgebracht, der unter den Batavern übermächtige Julius Civilis wurde von der Gefahr ausgenommen, damit das trotzige Volk der Bataver durch seine Hinrichtung der Partei des Vitellius nicht entfremdet würde. Die im Staate der Lingonen stehenden acht bataver Cohorten, Hilfstruppen der 14. Legion, aber bei dem Zwiespalte der damaligen Zeiten von der Legion abgegangen, mußten der Partei, zu welcher sie sich wenden würden, großes Gewicht geben. Der Partei des Vitellius traten Valerius Asiaticus, Legat von Belgica provincia, den Vitellius alsbald zum Schwiegersohn annahm, und Junius Bläsus, Rector von Lugdunensis Gallia mit der italischen Legion und der Ala Taurina, welche in Lugdunum lagen, bei. Als Vitellius und sein Heer von den Trevirern, ihren Bundesgenossen, nach Divodurum, einer Stadt der Mediomatriker, kamen, ergriffen aus unbekannten Ursachen die Soldaten, ungeachtet sie von der Stadt freundlich aufgenommen wurden, plötzlich die Waffen, und ermordeten die unschuldigen Einwohner, bis sie von den Bitten des Heerführers Valens besänftigt, von der Vertilgung des Staates der Mediomatriker abließen. Solcher Schrecken bemächtigte sich Galliens, daß dem kommenden Heere sämmtliche Staaten mit den Magistraten und Bitten entgegengingen, indem sich die Kinder und Weiber auf den Wegen hinstreckten. Die Nachricht von der Ermordung des Galba und Erhebung Otho's zum Imperator erhielt Fabius Valens in dem Staate der Leuker. Gallien hegte gleichen Haß gegen Otho und Vitellius, fürchtete sich aber vor Vitellius. Der dessen Partei treue, zunächst liegende Staat der Lingonen empfing das römische Heer gütig. Aber zwischen den Cohorten der Bataver (s. d. Art. Batavi S. 78. 79) und den Legonariern entstand ein Streit. Vergebens suchte das Heer eine Ursache zum Kriege wider die Äduer, da sie den Befehl Geld und Waffen auszuliefern erfüllten, und überdies freiwillig Proviant darreichten. Was die Äduer aus Furcht, thaten die Lugdunenser aus Freude [30]). Der von Vindex erregte Krieg hatte den alten Zwist zwischen den Lugdunensern wieder entzündet, sodaß sie einander Niederlagen beibrachten, als wenn sie nur wegen Otho's und Galba's stritten. Galba hatte die Einkünfte der Lugdunenser zu dem Fiscus geschlagen, und den Viennensern große Ehre erwiesen. Daher große Eifersucht zwischen diesen und den Lugdunensern. Letztere baten jetzt (im J. 69) die einzelnen Soldaten des Vitellianischen Heeres unter Anführung des Fabius Valens, daß sie die Viennenser, welche ihre (der Römer) Colonie Lugdunum belagert hätten, vertilgen und den Sitz des gallischen Krieges ausrotten möchten. Valens aber scheute sich wegen der Würde und des Alters der Colonie Vienna dieses zu thun. Die Viennenser fielen dem Heere zu Füßen, und Valens gab jedem Soldaten 30 Sestertien. Doch strafte er die Viennenser dadurch, daß sie die Waffen ausliefern mußten. Ein stetes Gerücht war, daß Valens selbst von den Viennensern durch Geld erkauft worden sei. Dieses erhielt durch die Gelderpressungen in dem Gebiete der Allobroger und der Vocontier, durch welches er das Heer langsam führte, Bestätigung. Nachdem Tacitus (Hist. I, 66) von diesen Gelderpressungen und dem Verfahren des Valens gegen Lucus, ein Municipium der Vocontier, gehandelt, fährt er fort: quotiens pecuniae materia deesset, stupris et adulteriis exorabatur, wobei ungewiß bleibt, ob exorabatur auf das Heer, oder blos auf Valens gehen soll. So kam man, bemerkt Tacitus weiter, an die Alpen. Mehr Beute und Blut verschlang der andere Heerführer des Vitellius, Cäcina. Wie dieser mit den Helvetiern verfuhr, s. in dem Art. Helvetii S. 216. 217. Die Erhebung der Bataver unter Civilis (s. d. Art. in den Nachträgen 1. Sect. 17. Th.) wurde zu einem großen gallischen Kriege, dessen Hauptschauplatz Nieder-Germanien war, wie auch im Art. Batavi S. 78—81 näher angegeben ist. Aus Münzen lernen wir, daß Hadrianus Gallien besuchte. Hierüber sagt Spartianus im Hadrianus 9: profectus in Gallias, omnes causariis [31]) liberalitatibus sublevavit; welches wol heißen soll, er machte allen Erleichterung dadurch, daß er die bei gewissen Gelegenheiten zu leistenden Geschenke abschaffte. Als Hadrian (im J. 128) aus Britannien nach Gallien zurückkam, ließ er zu Ehren der Plotina, der Gemahlin des Trajanus zu Nemausus (Nimes), eine Basilica von wunderbarer Arbeit erbauen [32]). Der nachmalige Kaiser Salvius Julianus regierte als Prätor Belgica lange mit Gewissenhaftigkeit [33]). Der nachmalige Kaiser Severus, welcher als Legat die Lugdunensis provincia erhielt, wurde von den Galliern wegen seines Ernstes und seiner Würde und Enthaltsamkeit in der Maße wie keiner geliebt [34]). Um das J. 187 vereinigte ein entlaufener Sklave Maternus, ein sehr kühner Mensch, andere Deserteure mit sich, und verheerte mit dieser Räuberschar das ganze Land der Gallier und der Iberier, nahm selbst größere Städte ein und plünderte und verbrannte sie. Commodus sandte den Pescennius Niger nach Gallien, um die Räuber, welche es verwüsteten, einzufangen. Pescennius zeigte sich in diesem Amte sehr thätig, und die Räuber schlichen sich in einzelnen kleinen Abtheilungen aus Gallien nach Italien [35]). Als Severus Kaiser war, schrieb er an Rogonius Celsus, welcher Gallien regierte, nämlich ad Rogonium Celsum Gallias regentem [36]), und tadelte ihn, daß er die Soldaten in keiner gehörigen Zucht halte und sie ein üppiges Leben führen ließ, und stellte den Niger als Muster eines Heerführers auf. Nachdem Spartianus im Pescennius Niger 4 von der Enthaltsamkeit desselben im Betreff des Liebesgenusses gehandelt, fährt er fort: Denique etiam sacra quaedam in Gallia quae castissimis decernuntur, consensu publico celebranda suscepit. Clodius Albinus war von Commodus nach Gallien geschickt

30) *Tacitus*, Hist. I, 51—64.

31) Nach Casaubonus sind die causariae liberalitates genannt, wie causaria missio. Salmasius will causarios lesen, und versteht egentes (Dürftige) darunter, welchen nicht ohne Grund geholfen wird. 32) *Spartianus*, Adrianus 11. 33) *Idem*, Julianus Cap. 1. 34) *Idem*, Severus Cap. 4. 35) Herodianus I, 2. 36) *Spartianus*, Pescennius Niger Cap. 3.

worden, hatte sich durch Besiegung der transrhenanischen Friesen einen berühmten Namen gemacht. Er zähmte viele Völkerschaften in Gallien, wie Capitolinus im Clodius Albinus Cap. 5 sagt, und in welcher Beziehung er Orakelverse anführt, in welchen es von ihm heißt: sternet Poenos Gallumque rebellem. Als Albinus auf Befehl des Commodus die britannischen Heere befehligte und die falsche Nachricht erhielt, daß Commodus des Lebens beraubt sei, hielt er eine Rede an die Soldaten, welche sich bei Capitolinus (a. a. O. Cap. 13) findet, und in der es unter anderem heißt: Galliam senatus subegit et Hispanias. Albinus befehligte noch die britannischen Heere, als er im J. 196 den Imperatortitel annahm. Er zog mit dem Heere nach Gallien herüber, und schickte an alle benachbarte Völkerschaften, und befahl den Vorstehern derselben, Geld und Lebensmittel dem Heere zu schicken. Ein Theil gehorchte, und mußte es nach dem Kriege schwer büßen. Severus kam nämlich nach Gallien. Dieses wurde nun der Schauplatz verschiedener Gefechte. In einem derselben wurde von den Soldaten des Albinus Lupus ein Heerführer des Severus gefangen. Albinus blieb in Lugdunum (Lyon) und ließ den 19. Febr. 197 nicht weit von dieser Stadt, an einem Orte, der von Spartianus Tiburtium genannt wird, sein Heer eine Schlacht wider Severus schlagen. Lange blieb der Sieg unentschieden. Doch gewann ihn Severus endlich. Lugdunum wurde von den Siegern eingenommen, geplündert und verbrannt. Albinus verlor das Leben. Nach dem Falle desselben ließ Severus viele Große der Spanier und Gallier (Hispanorum et Gallorum proceres), welche auf des Albinus Partei gewesen, tödten. Doch ward die Ruhe in Gallien nicht sogleich völlig wieder hergestellt, denn die Partei des Albinus war nicht sogleich vernichtet. Ihre Anhänger leisteten tapfern Widerstand, bis endlich die Übermacht des Severus obsiegte. Er brachte in Gallien (per Gallias) und in Hispanien und Italien viel Geld zusammen[37]). Caracalla ging (im J. 214) nach Gallien, und ließ sogleich nach seiner Ankunft den narbonensischen Proconsul tödten, beunruhigte alle, welche in Gallien die Staatsangelegenheiten lenkten (qui in Gallia res regebant), und verdiente dadurch den Haß eines Tyrannen, obschon er sich manchmal gütig stellte, ungeachtet er von Natur grausam war; und als er viel gegen die Menschen und die Rechte der Staaten (jura civitatum) gethan hatte, fiel er in eine schwere Krankheit, und wandte sich aus Gallien nach Osten hin[38]). Für den römischen Staat und Alexander Severus war es ein sehr beschwerlicher Umstand, daß Gallien durch die Verwüstungen der Germanen zerfleischt ward. Alexander Severus zog dahin. Aber als er hörte, daß daselbst auch die Legionen aufrührisch seien, befahl er, sie zu entlassen. Aber die gallicanischen Geister, wie Lampridius weiter sagt, da sie sich hart und dürr und häufig gegen die Imperatoren schwierig erwiesen (Gallicanae mentes ut sese habent durae ac retorridae et saepe imperatoribus graves) ertrugen die zu große und übermäßige Strenge des Mannes nach Heliogabalus nicht. Endlich, als er sich mit wenigen in Britannien, oder, wie Andere wollen, in Gallien in dem Dorfe, welches Sicila hieß, aufhielt, erschlugen ihn nicht mit Zustimmung aller, sondern nach Art von Straßenräuberei Treibenden gewisse Soldaten, und vornehmlich solche, welche durch die Belohnungen des Heliogabalus hervorgeblüht waren, da sie die Strenge des Mannes nicht ertragen konnten. So nach Lampridius im Alexander Severus 59. Nach der Vermuthung des Calvisius ist Sicila das jetzige Sickingen, nach Ortelius soll Ficelia zu lesen und darunter Ober-Wesel im Trierischen zwischen Bingen und Boppard zu verstehen sein. Nach Eusebius und nach Cassiodorus Chronica und dem Chronicon Alexandrinum geschah der Mord bei Mainz, wozu Sickingen paßt. Aurelius Victor[39]) sagt zwar, daß die Soldaten den Alexander in einem Dorfe oder Flecken Britanniens mit Namen Sicila niedergemetzelt. Doch auch Capitolinus (im Maximinus Cap. 7) bemerkt, daß es geschehen, als Alexander Severus in Gallia war, und nicht weit von gewisser Stadt (urbe quadam) das Lager aufgeschlagen hatte. Bei den verschiedenen Meinungen über den Grund der Veranlassung führt er an: Gewisse sagen, weil er zu streng gewesen, sodaß er in Gallia die Legionen habe exauctoriren wollen, wie er sie im Orient exauctorirt (d. h. sie verabschiedet) habe, wofür Lampridius abjiciren braucht. Eine Druidin (mulier Druini) soll nach Lampridius 59 dem Gehenden in gallischer Sprache zugerufen haben: „Gehe, hoffe weder den Sieg, noch traue deinen Soldaten. In Gallia erhielt Severus, der von dem Senat unter die Götter versetzt ward, ein Cenotaphium, und in Rom ein sehr umfangreiches Grabmal[40]). Unter den Provinzen, welche der nachmalige Kaiser Balbinus in Civil-Administration regierte, und zwar die letzte, welche, bevor er Kaiser ward, waren die Galliae[41]). Licinius Valerius, der Sohn und Mitkaiser des Licinius, wehrte die Germanen tapfer von Gallien ab, als er nach Illyricum eilte, wo er das Unglück seines Vaters hörte. Während der Gefangenschaft desselben plünderten die Völkerschaften der Franken Gallien. Diesem stand Posthumus vor[42]), und Gallienus hatte seinen Sohn, einen Knaben Namens Solinus, in Gallien als Cäsar gelassen, daß in dessen Namen die Regierung geführt werde[43]). Als Sapor I, König der Perser, den Kaiser Valerianus als Gefangenen (im J. 260) zurückbehielt, wird von Artabasides, dem Könige der Armenier, in dem Briefe, den er an Sapor schrieb, unter den hohen Personen und den Ländern, welche ihn zurückverlangten, ganz Gallien (omnis Gallia) aufgeführt[44]). Es ist dieses bemerkenswerth, da die Gallier auch in der Kaiserzeit als leichtsinnig und veränderlich

37) *Dio Cassius* Lib. LXXV. p. 853; *Herodianus* Lib. I. Cap. 7; *Spartianus*, Severus Cap. 12; *Capitolinus*, Albinus Cap. 4. 38) *Capitolinus*, Caracalla Cap. 5.

39) De Caesaribus Cap. 24. Dagegen sagt auch Eutropius (Lib. VIII. Cap. 14), daß Alexander in Gallia (in der griechischen Metaphrasis *παρὰ Γάλλοις*) umgekommen sei. 40) *Lampridius*, Alexander Severus Cap. 62. 41) *Capitolinus*, Maximus et Balbinus Cap. 7. 42) *Aurelius Victor*, De Caesaribus Cap. 33. 43) *Pollio*, Trigint. Tyrann. 3. 44) *Idem*, Valerianus Pater et Filius Cap. 6.

galten. Dieses zeigten sie auch sogleich um das J. 262, wo sie von Gallienus, dem Sohn und Mitkaiser des von dem Perserkönige gefangen gehaltenen Valerianus, abfielen, und Latienus Posthumus, wie er sich in einer Aufschrift, Posthumus, wie ihn Pollio nennt, zum Kaiser annahmen. Als Gallienus nämlich, wie Pollio angibt, Spielereien und der Schwelgerei oblag, und den Staat nicht anders regierte, als wenn Knaben in Spielen Gewalten fingiren, so riefen die Gallier, welchen es eingepflanzt ist, leichtsinnig und dem römischen Staate entartet (leves ac degenerantes a civitate Romana) zu sein, und schwelgerische Fürsten nicht ertragen zu können, den Posthumus zum Reiche, indem auch die Heere beistimmten, da sie empfanden und klagten, daß der Imperator von Wollüsten eingenommen sei. Posthumus hatte, wie Zonaras erzählt, einen Haufen von den Barbaren (Germanen), welche über den Rhein gegangen waren, geschlagen, und die gemachte Beute unter die Soldaten vertheilt. Sylvanus, der Hauptmann der Leibwache des jungen Cäsar Solinus, zwang sie, diese Beute dem Fürsten zu schicken. Hierdurch wurden die Soldaten, welche schon überdies darüber misvergnügt waren, daß sie unter dem Befehle eines Knaben, denn dieses war Solinus, stehen sollten, empörten sich, und riefen den Posthumus zum Kaiser aus. Die Gallier, welche den Gallienus heftig haßten, und unter dessen Sohn, den er über sie gesetzt hatte, um so weniger stehen wollten, da er noch ein Kind war, ernannten nicht nur den Posthumus zum Kaiser, sondern beraubten auch den jungen Solinus des Lebens [45]), indem Posthumus gegen Agrippina, eine sehr große am Rhein gelegene Stadt (jetzt Cöln), zog, diese belagerte, und die belagerten Soldaten zwang, den Solinus und den Befehlshaber der Besatzung Sylvanus auszuliefern. Beide ließ Posthumus umbringen, und erlangte dadurch die Obergewalt bei den Galliern [46]), während ihn Valerianus blos als Transrhenani limitis ducem et Galliarum praesidem aufgestellt, und als virum dignissimum severitate Gallorum praesente quo non miles in castris, non jura in foro, non in tribunalibus lites, non in Curia dignitas pereat, den Galliern empfohlen hatte [47]). Abgesehen von der Gewaltthat, welche Posthumus an dem Enkel des von den Persern gefangen gehaltenen Valerianus beging, zeigte er sich des Lobes würdig, welches ihm der Kaiser ertheilt hatte. Die sieben Jahre, welche Posthumus Gallien als Imperator beherrschte, reinigte er Gallien von allen herzuströmenden Barbaren [48]) (Germanen) und vertheidigte es vor den Anfällen derselben so tapfer, daß die Gallier eine ungemein große Liebe für ihn hegten. Deshalb waren auch die beiden Heerzüge des Gallienus wider ihn vergebens. Bei dem ersten führte Theodotus gegen Posthumus das Heer, und als er die Stadt, in welcher Posthumus sich befand, zu belagern begann, wurde Gallienus, welcher um die Mauern ging, auf Beschluß der Gallier mit einem Pfeile geschossen. Die zweite Heerfahrt des Gallienus wider Posthumus hatte, wie aus der Ordnung, welche Pollio befolgt, zu schließen, um das J. 263 statt. Wider Posthumus unternahm nämlich Gallienus mit den Heerführern Aureolus und Claudius, welcher nachher das Imperium erhielt (Caesar ward), und aus dem Geschlechte des nachmaligen Kaisers Constantinus war, den Krieg. Posthumus wurde durch viele keltische und fränkische Hilfsvölker unterstützt, und zog mit Victorinus, mit welchem er das Imperium getheilt hatte, in denselben. Dieser wurde lange geführt. Verschiedene Belagerungen wurden vorgenommen, verschiedene Schlachten geschlagen. Bald kämpfte Gallienus glücklich, bald unglücklich. Aber den Posthumus konnte er nicht unterdrücken, da dieser von den Völkern Galliens sehr geliebt ward, weil er die Germanen vertrieben und das römische Reich in die alte Sicherheit zurückgebracht hatte. Gallienus wandte sich aus Gallien nach Byzantium, und von da nach Bithynien, wohin ihn dringende Angelegenheiten riefen [49]). Posthumus begnügte sich nicht damit, die Germanen aus Gallien hinauszutreiben, sondern baute auch im Barbarico, wie Pollio sich ausdrückt, oder mit andern Worten in Groß-Germanien, nämlich in dem Transrhenano limite mehre Castra (befestigte Lager). Aber ungeachtet der Verdienste des Posthumus um Gallien zeigten sich doch auch die Gallier wankelmüthig im Betreff desselben, indem Pollio (De Posthumio) bemerkt: Sed quum se gravissime regeret, *more illo quo Galli novarum rerum semper sunt cupidi*, Lolliano agente, interemptus est. Lollianus empörte sich nämlich wider Posthumus. Dieser bekriegte ihn und schlug ihn. Aber da er, als ein mit Mäßigung regierender, seinen Soldaten, welche die Plünderung der Moguntiker, welche dem Lollianus beigestanden hatten, ihre Foderung abschlug, wurde er von ihnen erschlagen. Nach Ermordung des Posthumus nahm der Goldschmied Marius das Reich, oder mit anderm Ausdruck den Purpur, wurde aber nach zwei Tagen erschlagen. So nach Aurelius Victor und Eutropius. Nach Pollio herrschte Marius erst, nachdem Posthumus Lollianus und Victorinus umgebracht waren, drei Tage. Nachdem Posthumus nach siebenjähriger Regierung in Gallien umgebracht worden war, brachen die Germanen plötzlich in Gallien ein, und plünderten mehre Städte und verbrannten sie. Lollianus, welchem die Gallier das Imperium übertragen hatten, stellte die von den Germanen verwüsteten Städte und auch die von Posthumus, dem er an Tapferkeit nicht nachstand, jenseit des Rheines erbauten Castra wieder her; wurde aber von seinen Soldaten, weil er in der Arbeit kein Maß kannte, umgebracht. Posthumus [50]) hatte, als Gallienus gegen ihn zog, den Victorinus, einen im Kriegswesen geschickten Mann, zum Reichsgehilfen angenommen. Dieser war nach dem Falle

45) *Pollio*, Trig. Tyr. Cap. 3. 46) *Zosimus* Lib. I. (Cizae 1679.) p. 62. 47) s. den Brief des Valerianus an die Gallier bei *Pollio*, Trigint. Tyr. Cap. 3. Am Schlusse desselben bemerkt der Kaiser: Hujus filio Posthumio nomine, tribunatum Vocontiorum dedi, adolescenti, qui se dignum patris moribus reddet. 48) Mit *Pollio*, Gallieni duo Cap. 4. Trigint. Tyranni Cap. 3; vergl. *Aurelius Victor*, De Caesaribus Cap. 33: explosaque Germanorum multitudine.

49) *Pollio*, Gallieni duo Cap. 4 et 7. 50) *Idem*, Trig. Tyrann. Cap. 4. 5.

des Lollianus alleiniger Imperator in Gallien. Julius Aterianus beginnt das Lob desselben: ich erachte, daß dem Victorinus, welcher nach Junius Posthumus Gallien (Gallias) regierte, keiner vorzuziehen sei[51]). Nur konnte er sich in Beziehung auf Liebesgenuß nicht beherrschen, sodaß er die Ehen der Soldaten und der beim Kriegswesen Angestellten verletzte, und endlich von einem Actuarius (Rechnungsführer), dessen Frau er entehrt hatte, zu Agrippina mittels einer gebildeten Faction im zweiten Jahre seiner Imperatorenwürde des Lebens beraubt ward. Sein Sohn Victorinus, der Jüngere, der von seiner Mutter Victoria bereits Cäsar genannt wurde, wurde, als sein Vater zu Agrippina das Leben verloren, ebenfalls umgebracht, und beide erhielten bei der genannten Stadt niedrige Gräber mit einer Inschrift: HIC DUO VICTORINI SITI SUNT. Der Senator des römischen Volkes Tetricus, welcher Aquitanien als Präses regierte, wurde von Victoria, der Mutter des Victorinus des Jüngern, welche mater castrorum genannt ward, und mit Tetricus verschwägert war, ermahnt, das Imperium zu nehmen. Die Legionen, welche vieles Geld erhielten, willigten ein. Der Sohn des Tetricus, Tetricus der Jüngere, wurde von Victorin zum Cäsar ernannt. Der Augustus Tetricus, sein Vater, führte Vieles glücklich aus, indem er namentlich die Germanen aus Gallien vertrieb. Endlich (um das J. 273) wurde Tetricus von dem Kaiser Aurelianus bekriegt und zog den Kürzeren, indem Tetricus selbst das Heer verrieth, da er dessen häufige Aufstände und Frechheit nicht ertragen konnte, und deshalb sich durch geheime Briefe mit Aurelianus verständigt hatte, und bei Catalauni (Chalons sur Marne) zu Aurelianus überging. In dem Triumphzuge, welchen Aurelianus im J. 273 hielt, wurde Tetricus nebst seinem Sohne, den er in Gallien zum Imperator ernannt hatte, mit scharlachrothem Mantel, gelbem Rocke und gallischen Brakken (weiten Hosen) geziert (damit er einen Gallier vorstellen sollte) aufgeführt, jedoch, sowie auch sein Sohn, am Leben verschont[52]). Der Consul Aurelius Gordianus sagte in der Senatsversammlung bei des Kaisers Aurelianus Tode: Er hat uns Gallien (Gallias) gegeben[53]). Die Gallier hatten sich durch ihre Begierde, immer neue Imperatoren aufzustellen, einen übeln Namen gemacht. Saturninus, sagt Vopiscus, oriundus fuit Gallis ex gente hominum inquietissima, et avida semper vel faciendi principis vel imperii. Als Aurelianus ihm limitis Orientalis ducatum gab, erwog er die Natur der Gallier (Gallorum naturam) und verbot ihm, jemals Ägypten zu sehen; denn er fürchtete, wenn er diesen zerrütteten Staat sähe, so würde ihn die Natur dahin leiten, und er sich mit den Ägyptiern verbinden, da diese, wie die Gallier, windige und nach Staatsumwälzungen begierige Menschen wären[54]). Bevor Saturninus von Aurelianus zum Heerführer in der Mark des Orients gemacht ward, bekleidete er in Gallien eine Heerführerstelle, denn er rühmte sich nach Vopiscus 9: Ego certe instauravi Gallias. Nachdem, sagt Vopiscus an einer andern Stelle, Posthumus erschlagen worden war, geriethen alle gallische Provinzen (Galliae omnes) in große Verwirrung, und nachdem Aurelianus umgebracht war, wurden sie von den Germanen besessen. Nicht nur am römischen (an dem linken) Rheinufer, sondern selbst durch ganz Gallien (per omnes Gallias) schweiften sie sicher umher. Probus zog mit einem sehr großen Heere nach Gallien, schlug glückliche Schlachten gegen die Germanen, eroberte von denselben 60 sehr angesehene Städte oder Staaten (sexaginta per Gallias nobilissimas civitates) wieder, nahm den Germanen nicht nur die gemachte Beute wieder ab, und trieb sie aus Gallien, sondern legte auch auf germanischem Boden Festungen und befestigte Lager an[55]). Proculus, zu Albigauni in den Meeralpen geboren, welcher seinen Ursprung von den Franken ableitete, hatte sich im Kriegsdienste ausgezeichnet, und mehre militairische Würden mit Tapferkeit bekleidet, als er von den Lugdunensern, welche sowol durch Aurelianus schwer gelitten hatten, als auch den Probus sehr fürchteten, zum Reiche berufen ward. Er nützte den Galliern dadurch, daß er die Alemannen dadurch schwächte, daß er sie nach Räuberart bekämpfte. Bonosus aus einem hispanischen Hause, von Ursprunge ein Britannier, von einer gallischen Mutter geboren, einer starken, tapfern Frau, welche ihm nach dem Verluste des Vaters eine ihrem Geiste angemessene Erziehung gab, wurde nach mehren militairischen Graden dux limitis Rhaetici, und befehligte zuletzt am Rhein, als er, um der Verantwortlichkeit, daß die Germanen die römischen leichten Schiffe auf diesem Strome angezündet hatten, zu entgehen, das Imperium an sich riß. Proculus und Bonosus eigneten sich ganz Britannien, Hispanien und die Provinzen des behoseten Gallien (braccatae Galliae provincias, welches hier für Gallia comata steht) zu, und wurden von Probus in Agrippina besiegt. Proculus wurde von den Franken an Probus verrathen, und Bonosus endete sein Leben durch den Strick[56]). Carinus, zu Narbona geboren[57]), machte, sobald er (im J. 282) die Kaiserwürde erlangt, seine beiden Söhne Carinus und Numerianus zu Cäsaren, und schickte den ersteren mit den auserlesensten Männern nach Gallien, um es zu beschützen[58]), und ihm wurde außer Gallien (Galliis) Italien, Illyricum, Hispanien und Britannien zuertheilt. Er erhielt über diese Länder das Caesarianum Imperium, jedoch mit der Verordnung, daß er alles, was Augusti thaten, thun sollte. Er beging große Grausamkeiten und die schrecklichsten Ausschweifungen, und ergab sich den größten Schwelgereien. Nachdem sein Vater durch den Blitz und sein Bruder

51) s. das Weitere bei *Pollio* Cap. 6. 52) *Idem*, Trig. Tyrann. Cap. 24. 25; *Vopiscus*, Aurelianus Cap. 11. 34; *Aurelius Victor*, De Caesaribus Cap. 33; *Eutropius* Lib. IX. Cap. 9. 53) s. die Rede bei *Vopiscus*, Aurelianus Cap. 41. 54) s. die Schilderung bei *Vopiscus*, Firmus, Saturninus, Proculus et Bonosus Cap. 7.

55) *Vopiscus*, Probus Cap. 13. 56) *Idem*, Firm., Saturn., Proculus et Bonosus Cap. 12—15; Probus Cap. 19; *Aurelius Victor*, De Caesar. Cap. 37; *Eutropius* Lib. IX. Cap. 12, welche Beide auch nach Probus bemerken, daß Probus Gallien mit Weinstöcken erfüllt habe. 57) *Aurelius Victor*, Epitome Cap. 38; *Eutropius* Lib. IX. Cap. 12. 58) *Vopiscus*, Carus Imperator Cap. 7.

durch den Schwiegervater umgekommen, und er erfuhr, daß Diocletian zum Augustus ernannt worden sei, raffte er sich auf, um das Imperium zu behaupten, und schlug sich zunächst wider Julianus Valens, welcher zum Augustus in Illyricum ernannt worden war, und dann wider Diocletian in Mösien, wobei er umkam [59]) (im J. 285). Die gallischen Druidinnen spielten noch in diesem Jahrhunderte eine Rolle, dem Diocletian soll, als er noch in niederen Stellen Kriegsdienst that, eine Druide in einem Wirthshause zu Tungri in Gallien geweissaget haben, daß er werde Kaiser werden, wenn er Aprum (Eber) getödtet habe. Früher soll Aurelianus gallische Druidinnen (Gallicanas Druidas) befragt, und diese geweissaget haben, kein Name werde berühmter werden, als der der Nachkommen des Claudius (nämlich des Geschlechts des Constantin des Großen). Zunächst wurde diese Weissagung auf den Imperator Constantius Chlorus angewendet [60]), welcher der Nachfolger des Diocletianus war. Nachdem Carinus aus Gallien gezogen oder nach seinem Tode warfen sich L. Älianus und Cn. Salvius Amandus zu Anführern von Räubern auf, und Diocletian schickte (im J. 286 oder 287) den Cäsar Maximinianus Herkuleus wider die Bagaudä (s. d. Art.), wie sie genannt wurden. Maximinianus schlug leichte Gefechte wider diese ländlichen Scharen und stellte den Frieden in Gallien wieder her. Die Franken und Sachsen trieben auf dem gallischen Ocean Seeräuberei. Carausius, ein Bürger von Menapia, welcher zu Bononia (Boulogne) aufgestellt war, um im Landstriche von Belgica und Armorica dem Meere Frieden zu schaffen, fing viele von den Germanen und nahm ihnen die Beute ab [61]). Carausius bediente sich zu diesen Unternehmungen vorzüglich gallischer Kaufleute, welche er zusammenbrachte [62]). Maximinianus verlegte eine Anzahl Franken in die wüsten Plätze der Trevirer und Nervier [63]). Er hatte nämlich mehre Treffen mit den Germanen, welche in Gallien eingefallen waren, und namentlich hatte er am ersten Tage des Jahres 287 bei Trier, wo er in Winterquartieren lag, ein solches Treffen [64]). Constantius Chlorus hatte, als Cäsar in Gallien eine Schlacht wider die Alemannen bei Lingones (Langres), und kämpfte wider Carausus an der gallischen, Britannien gegenüberliegenden, Küste, worüber im Art. Constantius I. S. 175 und im Art. Batavi S. 82 das Nähere angegeben ist. Eumenius in seinem Panegyricus an den Cäsar Constantius c. 21 sagt: Sowie also früher, Augustus Diocletianus, auf deinen Befehl die Wüsten Thraciens mit versetzten Einwohnern Asien ergänzte, sowie nachher, Augustus Maximinianus auf deinen Wink der Nervier und Trevirer liegende Gefilde freudig der durch das postliminium restituirte und in die Gesetze aufgenommene Franke bebaut hat, so lebt nun durch deine Siege, Cäsar Constantius! alles was unhäufig bewohnt auf dem ambianischen und bellowakischen und tricassinischen und lingonischen Boden übrig war, durch barbarischen (d. h. germanischen) Bebauer wieder auf. Unter den Provinzen, welche Constantius als Augustus erhielt, war Gallien. Eutropius (X, 2) sagt von ihm: Dieser war Gallien (Galliis) nicht nur liebenswürdig, sondern auch ehrwürdig, vornehmlich darum, weil es durch sein Imperium der verdächtigen Klugheit des Diocletianus und der blutigen Unbesonnenheit des Maximinianus entgangen war. Während Constantius sich in Britannien befand, verletzten Franken den Frieden, und wurden von dem Sohne des Constantius, Constantinus, grausam bestraft [65]). P. Optatianus Porphyrius sagt in dem Lobgedicht auf den Kaiser Constantinus von dessen Sohn, dem Cäsar Crispus:

> Oceani intactas oras, quibus eruta Franci
> Dat regio procul ecce dium, cui devia latis
> Tota patent, campi sub caeso limite victor,

und weiter unten:

> — — — — — — Sed Chrispi in fortia vires
> Non dubiae, ripa Rhenum, Rhodanumque tueri
> Ulteriore parant et Francis tristia jura.

Jedoch wiederholten die Franken ihre Einfälle in Gallien, bis es ihnen gelang, sich daselbst gänzlich festzusetzen. Diese Einfälle der Franken sind bereits im Art. Franken S. 213—215 angegeben, und nachgewiesen, welche Männer an der Spitze der Gallier bei der endlichen Eroberung Galliens durch die Franken standen. Gallien wurde im J. 308 wieder der Schauplatz eines Bürgerkrieges, indem Maximianus Herculius die Herrschaft in Gallien dem Constantinus entreißen wollte. Dieser überraschte ihn aber in Massilia (Marseille) und bekam ihn in seine Gewalt, und er mußte sich des Purpurs wieder entkleiden [66]). Als Constantinus (im J. 311) Augustodunum (Autun) wüste fand, erließ er ihren Einwohnern nicht nur die Schulden, welche die Schatzkammer seit fünf Jahren bei ihnen zu fodern hatte, sondern auch einen Theil der Abgaben auf die künftigen Jahre [67]). Das große Heer, mit welchem Constantinus im J. 312 nach Italien wider Maxentius zog, bestand theils aus Galliern, theils aus Germanen [68]). Zu Folge der Theilung des Reiches durch Constantin unter seine Söhne im J. 336 erhielt der älteste unter anderm Gallien, welches dann im J. 340, als Constantinus im Kriege gegen seinen Bruder Constans umgekommen, unter die Herrschaft dieses letzteren gelangte. Während jener und dieser in Gallien regierten, wurden mehre im Theodosianischen Codex befindliche Gesetze zu Treveri (Trier) Bononia (Boulogne) und Augustodunum (Autun) unterzeichnet. Zu Treviri hatte auch Constantin der Große einige im genannten Codex befindliche Gesetze unterschrieben. Magnentius, ein Germane, welcher zur Zeit Constantin's, aus Germanien nach Gallien geführt [69]) war, und nach erlangter Freiheit sich als Soldat ausgezeichnet, und es zum Heerführer gebracht hatte, spann im J. 350 eine Verrätherei gegen den Kaiser Constans, der hierdurch das Leben verlor, an, wurde zum Imperator ausgerufen,

59) *Vopiscus*, Carinus Imperator Cap. XVI et XVIII. 60) *Idem*, Numerianus Imperator Cap. 14. 15. 61) *Aurelius Victor*, De Caesarib. Cap. 39; *Eutropius* Lib. IX. Cap. XIII. 62) *Eumenius*, Orat. inter Paneg. IV. Maximini Cap. 12. 63) *Idem* l. l. Cap. 21. 64) *Idem* l. l. Cap. 5. p. 8.

65) *Eumenius*, Paneg. Constantin. M. Cap. 10. 66) *Lactantius*, De mort. pers. Cap. 29. 67) *Eumenius*, Panegyr. Constantin. M. p. 172. 68) *Zosimus* Lib. II. Cap. 15. p. 148. 69) *Julianus*, Orat. I. p. 34.

wurde Herr von Gallien, und zog viele Franken und Sachsen in seine Dienste[70]). Aus diesen und aus Galliern und Hispaniern bestand das Heer, welches Magnentius aus Gallien, zu dessen Schutze es hatte dienen sollen, wider den Kaiser Constantius nach Nieder-Pannonien führte, wo es in der Schlacht bei Mursa den 28. Sept. 351 eine schreckliche Niederlage erlitt. Im J. 352 wurde Magnentius durch Constantius nach Gallien zurückgetrieben. Hier machte er sich, wie Julianus versichert, durch die schweren Auflagen und durch die Grausamkeiten, die er beging, um Geld zusammenzubringen, so sehr verhaßt, daß eine überaus große Anzahl seinen Tod wünschte. Seinem Bruder Decentius verschloß die Stadt Trier (Treviri civitas) die Thore, wie Ammianus Marcellinus (XV, 6) erzählt, und erwählte den Pömenius zu ihrem Beschützer. Constantius veranstaltete, wie Zosimus (II, 23) angibt, durch heimliche Bestechungen, daß Germanen in Gallien einfielen. Magnentius, an dem Orte Mons Selenius auf den cottischen Alpen geschlagen, floh mit einem kleinen Gefolge nach Lugdunum, wurde von seinen Soldaten in seinem Hause gleichsam gefangen gehalten, wollte sie den 15. Aug. 353 an ihre Schuldigkeit erinnern[71]), mußte aber, da alle: es lebe der Kaiser Constantius! riefen, in das Haus zurück, wo er sich selbst das Leben nahm. Sein Bruder, der Cäsar Decentius, welchen er zur Hilfe herbeigerufen hatte, und der bis zur Stadt Senoni (Senlis) gekommen war, nahm sich hier, als er seines Bruders Tod in Kenntniß brachte, auch das Leben[72]). In diesem Bürgerkriege wurde von den Germanen, welche theils in dem Heere des Magnentius dienten, theils von Constantius aufgemuntert waren, in Gallien einzufallen, alles, was Römisch hieß, beraubt, ermordet, verbrannt. Gegen die Gallien verwüstenden Germanen war Sylvanus, ein berühmter und tapferer fränkischer Anführer, welcher vor der Schlacht von Mursa von Magnentius zu Constantius übergegangen war, als Magister peditum aufgestellt, und ließ sich, als er an dem Hofe des Constantius verleumdet und dahin geladen sich nicht dahin wagte, zum Imperator in Gallien erheben (im J. 354 und 355). Aber der von Constantius wider ihn nach Gallien geschickte Comes Ursicinus schlich sich in Agrippina (Cöln) listig in die Vertraulichkeit des Sylvanus durch das Vorgeben ein, daß er sich mit ihm vereinigen wollte, und ließ ihn durch einige Soldaten, welche er auf seine Seite gebracht, niederhauen. Vor Sylvanus hatten die Germanen noch einige Furcht gehabt. Jetzt ließen sie ihre Wuth allen Provinzen Galliens empfinden. Fünfundvierzig blühende Städte, namentlich Strasburg, Speier, Worms, Trier, Cöln und Tongern, wurden geplündert und größtentheils in Asche gelegt. Von der Mündung des Rheines bis zu seinen Quellen breiteten sich die Eroberungen der germanischen Völker überall 40 Meilen weit über das linke Rheinufer aus. Die Franken hatten sich nämlich in dem Eilande der Bataver und in einem Theile von Brabant, der Toxandria hieß, und die Alemannen in den Landschaften, welche nachmals Elsaß und Lothringen hießen, festgesetzt. Aber ihre Räubereien machten ein Land, dessen Ausdehnung die Ausdehnung ihrer Eroberungen weit überstieg, wüste. Alle Dörfer auf diesem weiten Raume waren verlassen, und die Einwohner, welche sich in die Städte einschlossen, durften für ihren Unterhalt auf nichts anderes, als auf das, was sie innerhalb der Mauern säen und ernten konnten, rechnen. Zugleich mit einer unbeschreiblichen Beute führten die Germanen unzählige Personen aus Gallien in die Sklaverei hinweg[73]). Der Cäsar Julianus, von Constantius nach Gallien geschickt, erfuhr auf seinem Wege dahin, daß endlich (im J. 355) die Stadt Agrippina (Cöln), welche die Germanen belagert hatten, in ihre Hände gefallen, und von ihnen geplündert und verbrannt wäre. Zu Ende des Jahres 355 kam Julianus in Vienna (Vienne in der Dauphiné) an, wo er von dem ganzen Volke mit großem Jubel empfangen ward. Er sammelte im J. 356 Truppen in Gallien, ging zu dem zu Vesontium (Besançon) unter Marcellus und Ursicinus versammelten Heere, zog gegen die Alemannen, welche die Städte Argentoratum, Brotomagum, Tabernä, Saliso, Nemetä, Vangionä und Maguntiaca in Besitz genommen hatten, und ihre Gebiete bewohnten, besetzte Brotomagum, schlug eine ihm entgegengehende Heerschar der Germanen, ging dann nach der von den Franken zerstörten Stadt Agrippina, und von da über Treveri nach Senonä (Senlis), wo er überwinterte[74]), und schlug dann im nächsten Jahre (357) eine große siegreiche Schlacht zwischen Argentoratum (Strasburg) und Tabernä (Zabern) wider die Alemannen[75]), und im J. 358 that er eine siegreiche Heerfahrt wider die Franken (s. d. Art. S. 213), welche sich diesseit des Niederrheins festgesetzt hatten. Als Julianus den Winter von 359—360 in Paris zubrachte, erschien Decentius, einer von des Kaisers Constantius Secretairen, von diesem nach Gallien gesandt, mit dem Befehle, daß der Heerführer Lupicinus und der Oberstallmeister Sintonius die Heruler, Bataver, Petulanten und Kelten nebst 300 Mann anderer Truppen aus Gallien hinweg in den Orient führen sollte. Den Cäsar Julianus schmerzte es, daß er den Kern seines Heeres, welches Gallien vor den Einfällen der Germanen schützte, verlieren sollte. Die Einwohner baten die Soldaten, zu bleiben, welche ohnedies keine Lust hatten, sich aus Gallien hinweg in entfernte Länder führen zu lassen. Das Ende dieser Bewegungen war, daß die Soldaten den Julianus zum Kaiser ausriefen, und dieser diese oberste Würde annahm[76]). Florentius, Praefectus Praetorio in Gallien, war absichtlich

70) *Julianus* l. l. 71) *Socrates*, Histor. Eccles. Lib. II. Cap. 7. p. 544. 72) *Eutropius* Lib. X. Cap. 7. *Zosimus* Lib. II. Cap. 53. p. 229. *Idacius* in Fastis.

73) *Zosimus*, Hist. III. Cap. 3. *Julianus*, Imp., Epistola ad Senatum p. 227. *Ammianus Marcellinus* Lib. XV. Cap. 6—8. Lib. XVI. Cap. 1: Audiens (Julianus Caesar) Argentoratum, Brotomagum, Tabernas, Salisonem, Nemetas et Vangiones et Maguntiacum civitates barbaros possidentes, territoria eorum habitare etc. 74) *Ammianus Marcellinus* Lib. XVI. Cap. 1—3. 75) *Idem* Lib. XVI. Cap. 12. 76) *Idem* Lib. XX. Cap. 4. 5. *Zosimus* Lib. III. Cap. 10. *Libanius*, Orat. X.

nach Vienna gegangen, weil er diese Unruhen vorausgesehen hatte, und flüchtete nun aus Gallien. Der Kaiser Constantius ernannte den Nebridus zum Praefectus Praetorio in Gallien, schickte ihn zu Julianus, und dieser nahm ihn an. Nachdem der neue Kaiser eine siegreiche Heerfahrt gegen die Gallien verheerenden attuarischen Franken im J. 360 gethan, ging er über Vesontium (Besançon) nach Vienna in die Winterquartiere. Als Julianus im J. 361 den Entschluß faßte, seinen Vetter, den Kaiser Constantius, zu bekriegen, boten ihm die Gallier, die ihn liebten, Gold und Silber an, in der Hoffnung, mit der Zeit einen guten Vortheil dadurch zu erlangen. Das Heer überredete Julianus, daß er weiter Nichts beabsichtige, als sich des Illyricums bis an die Niederdonau zu bemächtigen, und die Soldaten machten daher keine Schwierigkeiten mehr, aus Gallien und über die Alpen zu gehen. Den Nebridus, Praefectus Praetorio in Gallien, welcher versicherte, daß er Nichts wider Constantius unternehmen könne, wollten die Soldaten niederhauen. Julianus bedeckte ihn mit seinem Mantel, schickte ihn nach Florenz, und ließ, als er aus Gallien zog, den Sallustius als Praefectus Praetorio in Gallien zurück. Julianus hatte sich damit beschäftigt, die Mauern der Städte herzustellen, die während des Krieges zerstört waren. Die Stadt **Paris** (s. d. Art. S. 56—59) vergrößerte Julianus, wie Sismondi annimmt, dadurch, daß er zuerst auf dem südlichen Ufer des Flusses öffentliche Gebäude errichtete. Unter dem Kaiser Jovianus begleitete Valentinianus den Heerführer Lucillianus nach Gallien. Dieser wurde in der Stadt Rheims von den Batavern umgebracht. Valentinian entging ihren Händen glücklich. Nach Jovian's Tode im J. 364 ließ sich Valentinianus bei Nicäa in Bithynien zum Kaiser erklären, und nahm seinen Bruder Valens zum Reichsgehilfen. Valentinianus erhielt das Abendland, namentlich Gallien, und behielt bei der Theilung der Officiere den Equitius, Heerführer in Gallien, welcher nachher den Befehl in Illyricum bekam, und Germanius, Praefectus Praetorio in Gallien. Diese Provinzen (nämlich Gallias) und Rhätien zugleich plünderten die Alemannen, da sie die Furcht vor Julianus nach dessen Tode nicht mehr in Zaume hielt, sowie auch andere Germanen sich wieder regten[77]). Die Alemannen verbrannten in Gallien und Rhätien die Dörfer, und führten die Einwohner als Gefangene in die Wälder von Groß-Germanien, bevor die römischen Feldherren sie erreichen konnten. Zu Anfange des Januars des Jahres 365 benutzten die Alemannen das Eis des Rheines zu einem Übergange über denselben und zu einem Einfalle in Gallien. Carietto, damals per utramque Germaniam (d. h. in Ober- und Nieder-Germanien) Comes hielt mit dem Comes Severianus eine Schlacht wider die Alemannen, in welcher Carietto und viele Römer mit ihm fielen, und die Fahne der in römischem Dienste stehenden Heruler und Bataver von den Alemannen gewonnen, jedoch nach großen Kämpfen ihnen wieder entrissen ward. Der Heerführer Dagalaiph ward von Paris, wo Valentinian sich aufhielt, wider die Alemannen gesandt. Jovinus, equitum magister, überfiel bei dem Orte Scarpona (dem heutigen Flecken Charpeigne) einen größeren Haufen Alemannen, und vertilgte ihn, bevor er sich waffnen konnte. Bei Catalauni (Chalons sur Marne) hatte hierauf ebenfalls Jovinus eine hartnäckige Schlacht wider die Alemannen, welche 6000 Todte und 4000 Gefangene zurücklassen mußten, und deren König auf der Flucht gefangen ward. Außer diesen Schlachten wurden in verschiedenen Landstrichen (per tractus varios Galliarum) noch viele andere Schlachten geschlagen. Der Kaiser Valentinianus ertheilte im J. 367 zu Ambiani (Amiens) seinem ältesten Sohn, Gratianus, der ungefähr neun Jahre alt sein mochte, die Kaiserwürde. Beide Imperatoren gingen nach Trier, wo im Januar, April, Mai und Juni, sowie zu Ende Juli's des J. 368 zu Worms Gesetze gegeben wurden. In diesem Sommer gingen die beiden Kaiser mit den römischen Heeren in das Land der Alemannen, und zu Ende des Septembers stellten sie wieder Gesetze zu Cöln, und im December wieder zu Trier aus[78]). Zur Sicherung Galliens unternahm, wie Ammianus Marcellinus (XXVIII, 2) bemerkt, Valentinianus Großes und Nützliches, und befestigte den ganzen Rhein von dem Anfange des Rhätiens bis an den fretalem Oceanum (den Ocean, auf welchem man nach Britannien übersetzte) mit großen Bollwerken (magnis molibus), indem er Castra (Festungen) und Castella und ununterbrochen fortlaufende Thürme an den tauglichen und passenden Stellen, wo die Länge Galliens (Galliarum longitudo) sich erstreckt, sehr hoch erbaute, manchmal Gebäude auch jenseit des Flusses setzte, und von den Gebieten der Germanen Land abzog. Während dessen (um das J. 369) brachte in Gallien (per Gallias) die grausame Wuth von Straßenräubern vielen das Verderben. Namentlich verloren dadurch Constantius, tribunus stabuli, und Cerealis, der Schwager des Kaisers Valentinian, nämlich der Bruder Justina's, das Leben[79]). Marcellinus, Praefectus Praetorio in Gallien, seit Equitius nach Illyricum versetzt war, brachte es im J. 374 bei Valentinianus dahin, daß er dessen Sohn Marcellianus nach Illyricum schickte, um den Bau einer Festung jenseit der Donau, welchen die Quaden nicht dulden wollten, weiter zu betreiben. Valentinianus auch selbst begab sich an und über die Donau gegen die Quaden, und starb den 17. Nov. in Pannonien. Sein Sohn, der Kaiser Gratianus, befand sich zu Trier, und war damals gegen 17 Jahre alt. Er war von dem gallischen Dichter Ausonius, welcher Gallien, und namentlich Aquitanien und darin Bourdigala über alles liebte, erzogen. Gratianus entfernte sich während seiner neunjährigen Regierung wenig aus Gallien, hielt sich meistens zu Trier auf, und den Einfluß seines gelehrten Erziehers auf ihn bemerkt man dadurch, daß unter den nützlichen Gesetzen, welche er zu Trier bekannt machte, vornehmlich solche zur Aufmunterung der Wissenschaften waren. Seine nächste Sorge im J. 375 war, daß er den Klagen des

77) *Ammianus* XXVI, 1. *Zosimus* IV, 3 et 9.

78) s. *Jac. Gothofredi* Chronologia Cod. Theodos. ad ann. 368. 79) *Ammian. Marcellin.* Lib. XXVIII. Cap. 4.

Volks und des römischen Senats über die Werkzeuge der Grausamkeiten seines Vaters dem Praefectus Praetorio Maximianus in Gallien, und Simplicius und Doryphianus, zufolge, den Proceß über dieselben im J. 375 ergehen ließ. Als Gratianus sich zu Anfange des J. 378 anschickte, seinem Vatersbruder Valens wider die Gothen beizustehen, brach der neben Rhätien wohnende Zweig der Alemannen, welcher Lenticenses beigenannt war, durch einen ihrer Landsleute bei der Leibwache des Kaisers Gratianus von dem Heerzuge desselben nach Illyricum benachrichtigt, den Frieden mit den Römern, und ging, bevor das römische Heer noch aus Gallien fort war, im Februar auf dem Eise über den Rhein, wurde aber von der dasigen Besatzung zurückgeschlagen. Als hierauf die Heerscharen des Gratianus nach dem Osten aufgebrochen waren, erschienen die Alemannen mit einer noch größeren Macht auf dem linken Rheinufer und plünderten in Gallien. Gratianus ließ nun sein Heer von dem angetretenen Zuge zurückkehren und zu den Truppen stoßen, welche in Gallien geblieben waren. Unter Anführung des Comes Nannienus und des fränkischen Königs Mallobaud, der Comes domesticorum war, gewann die Streitmacht des Kaisers Gratian bei Argentaria, welches man für das heutige Colmar im Elsaß hält, eine Schlacht, und setzte dann über den Rhein, und zwang einen Theil der Alemannen, sich zu ergeben und in römische Kriegsdienste zu treten [80]). Hierdurch wurden die übrigen veranlaßt, auch während der Abwesenheit des Gratian's von Kriegsunternehmungen gegen Gallien abzustehen. Doch andere Germanen, nämlich Sweven und Alanen, drohten, einzufallen, als Gratianus den Winter von 378—379 in Sirmium in Pannonien zubrachte. Er nahm daher nach dem Tode seines Vatersbruders Valens im J. 378 den Theodosius (im J. 379) zum Reichsgehilfen an, behielt jedoch das Abendland und darunter Gallien. Sein anderer Mitkaiser, nämlich sein jüngerer Bruder Valentinian II., war noch zu jung, um selbst zu regieren, und befand sich in Italien. Gratian erleuchtete, wie Ausonius sich ausdrückt, sein [81]) Gallien wieder. Von hier schickte Gratian dem Theodosius ein kleines Heer unter dem Befehle zweier Franken, Bauto und Arbogast, nach Macedonien wider die Gothen zu Hilfe. Als Gratianus sich im J. 383 in Italien befand, oder, wie Sokrates [82]) und Zosimus [83]) vorgeben, in einen Krieg mit den Alemannen verwickelt war, schiffte Maximus, welcher von seinen Truppen zum Imperator ausgerufen worden war, dieselben von Britannien in die Mündung des Rheins herüber, und wiegelte eine gallische Provinz nach der andern auf [84]). Gratian eilte ohne Verzug nach Gallien. Nach kleinen Gefechten [85]) wurde er zu Paris [86]) von seinen Soldaten verrathen, floh mit 100 Reitern nach Lugdunum [87]) (Lyon), ward aber von Andragath, der mit einer auserlesenen Schar Reiter ihm nachgesandt war, gefangen und getödtet (den 25. Aug. 383). Maximus brachte ganz Gallien unter seine Herrschaft. Kaiser Valentinianus II., welcher sich seit langer Zeit in Mailand aufhielt, schickte den heiligen Ambrosius, den Erzbischof dieser Stadt, nach Trier zu dem neuen Kaiser Maximus, um einen Friedensvergleich zu unterhandeln, und der Gesandte brachte auch diesen endlich zu Stande [88]). Die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums ist ungewiß, denn sie ist meistens Nichts als Legende. Der um das J. 420 gestorbene Sulpicius Severus, ein Gallier, sagt in seiner Historia sacra II, 46: Die fünfte Verfolgung erschütterte die Kirche unter Marcus Aurelius, dem Sohne des Antonius. Da sah man zum ersten Male Märtyrer in Gallien, weil die Religion Gottes erst später über die Alpen gekommen war. Wahrscheinlich nahm sie aber diesen Weg nicht blos, sondern wurde zuerst von Kaufleuten nach Marseille und Narbonne gebracht. Über die Alpen brachten sie wol gallische Soldaten, welche im Morgenlande im römischen Heere gedient hatten. Eusebius, in dessen Hist. Eccles. V, 1, führt einen Brief von den Kirchen zu Vienna und zu Lyon an die Kirchen Asiens und Phrygiens an, in welchem Nachricht von der erlittenen Verfolgung gegeben wird, aber unter so mährchenhaften Umständen, daß man mit Recht an der Echtheit des Briefes zweifelt. Die Legende knüpft sich an den angeblich von Polykarpus, einem Schüler des Apostels Johannes, aus Asien nach Lugdunum gesandten Photinus, ersten Bischof von Lyon, und an dessen Nachfolger Irenäus, welche nebst vielen andern den Märtyrertod zu Lyon erlitten haben sollen. In die Mitte des 3. Jahrh. wird der Blutzeugentod des heiligen Saturninus, Bischofs von Toulouse, gesetzt. Unter dem Consulat des Decius und Gratus, sagt die von Gregor von Tours (I, 27) angeführte historia passionis martyris Saturni, begann, wie durch treue Erinnerung behalten wird, die Stadt Tolosa (Tholosona civitas) als den ersten und höchsten Priester den heiligen Saturninus zu haben. Diese nämlich wurden geschickt: den Turonicern Gratianus als Bischof, den Arelatensern Trophimus als Bischof, Narbona'n Paulus als Bischof, Tolosa'n Saturninus als Bischof, den Parisiacern Dionysius als Bischof, den Arvernern Stramonius als Bischof, den Lemovikern wurde Martialis als Bischof zugefertigt. Von diesen sieben Männern sagt Gregor von Tours, daß sie zur Zeit des Decius, in welcher die Christen verfolgt wurden, nach Gallien (in Gallias) geschickt worden seien, um zu predigen. Aber sein Gewährsmann ist die Legende, welche er hierauf unter dem Titel Hist. pass. s. m. Saturn. anführt. Zur Zeit der Christenverfolgung unter Diocletian wurde Gallien vom Cäsar Constantius Chlorus verwaltet, welcher selbst Christ, oder wenigstens den Christen

80) *Ammian. Marcellin.* Lib. XXXI. Cap. 10. *Orosius* Lib. VII. Cap. 33. *Hieronymus*, Chron. ad ann. 377 (378). *Cassiodorus*, Fast. p. 450. *Victor*, Epitome c. 47. 81) Gallias tuas, sagt Ausonius, Burdigalensis ad Gratianum Imperatorem discipulum gratiarum actio pro consulatu. Er führt bei Angabe der Reise des Gratianus auch Galliam veterem auf; dieses ist, wie aus dem Zusammenhange hervorgeht, Gallia Cisalpina. 82) Lib. V. c. 11. 83) Lib. VII. c. 13. 84) Gildas de excidio Britanniae. 85) *Zosimus* Lib. IV. c. 17.

86) *Prosper Aquitanus* ap. *Roesler*, Chron. Med. Aev. T. I. p. 150. 151. 87) Nach den meisten Schriftstellern. Zosimus (IV, 35) verwechselt Lugdunum mit Singidunum in Obermösien. 88) *Ambrosius* in Psalm. LXI, et Epist. XXIV.

sehr günstig war. Mit Constantin dem Großen stieg das Christenthum auf den Thron. In den siebziger Jahren des 4. Jahrh. trieb der heilige Martin, Bischof von Tours, sein Bekehrungsgeschäft in Nordgallien. An die Stelle der Christenverfolgungen durch die Heiden traten nun Ketzerverfolgungen durch die Christen. Von dem heiligen Martin und von andern Bischöfen wurde auf der Synode zu Bordeaux (in Synodo Burdigalensi) im J. 385 Priscillianus als Ketzer betrachtet, und berief sich, als er merkte, daß er verurtheilt werden sollte, auf den Imperator Maximus, und wurde verhört zu Trier von dem Praefectus Praetorio Evodius zum Schwerte verurtheilt, nebst Eucortia, der Gemahlin des Rhetor Delphidius und dem Laien Latroninus und andern Glaubensgenossen. In Burdigala wurde eine Schülerin des Priscillianus, Namens Urbica, durch einen Aufstand des Pöbels gesteiniget [89]) (um das Jahr 385). Das durch den heiligen Martin auch in Gallien eingeführte Mönchsleben hatte sich um diese Zeit schon bei Trier verbreitet, jedoch so, daß Manns- und Weibspersonen noch nicht in Klöstern, sondern in einzelnen Hütten wohnten [90]). Wenn Pacatus [91]) in seiner Lobrede auf Theodosius nicht zu stark übertreibt, so sog Maximus die gallischen Provinzen durch unerträgliche Auflagen und Einziehung der Güter aus, und nahm sehr vielen Personen, auch von dem weiblichen Geschlechte, das Leben; und alles war mit Schrecken, Klagen und Traurigkeit erfüllt. Maximus zog im J. 387 mit einem Heere aus Gallien nach Italien wider Valentinian II. Von diesem und Theodosius wurde er durch die Schlacht bei Aquileja im August 388 gefangen und enthauptet [92]). Sein Sohn Victor wurde im nämlichen Jahre in Gallien durch den Comes Arbogast des Lebens beraubt [93]). Valentinian II. nahm seinen Sitz zu Vienna (Vienne in der Dauphiné), hatte viel von Arbogastes (s. d. Art.) zu dulden, und ward den 15. Mai [94]) 392 in seinem Bette erdrosselt gefunden. Nach dessen Tode machte der Magister exercitus, Arbogast, den Eugenius in Gallien zum Imperator, und zog von überall her unzählige Truppen nach Gallien (in Gallias) zusammen, um das westliche Kaiserreich (occidentale Imperium) an sich zu bringen, verlor aber im Sept. 394 die zweitägige Schlacht am Fuße der julischen Alpen. Dem Eugenius wurde das Haupt abgeschnitten, und Arbogast entleibte kurz darauf sich selbst [95]). Der Sieger Theodosius ertheilte seinem Sohne Honorius, welcher bereits vor zwei Jahren zum Kaiser erklärt worden war, das Abendland, namentlich Gallien, und setzte den Heerführer Stilico (s. d. Art.), welcher viel mit den Franken (s. d. Art. S. 214. 215) zu thun hatte, zu dessen Vormund. Im J. 395 griffen die Vandalen und Alanen Gallien (Gallias) an [96]). Honorius hatte seinen Sitz in Mailand, wo sein Vater den 17. Jan. 395 gestorben war. In Gallien erhoben sich heftige Klagen über die Gewaltthätigkeiten der Großen, und über die Freiheiten, welche man Vielen ertheilt, die deshalb keinen Tribut zahlten, wodurch aber die Niederen sowol wegen ihrer eignen Auflagen, als auch wegen derjenigen, welche die Vornehmen nicht entrichteten, sehr gedrückt wurden. Honorius verordnete daher im J. 399 durch ein Edict [97]), daß keiner sich hierin auf Freiheiten berufen, sondern ein jeder Unterthan, nach Beschaffenheit seiner Güter, alle öffentlichen Auflagen abzutragen verbunden sein sollte. Wegen des Krieges des Radagais, welcher im J. 404 mit einem Heere aus Hunnen, Sarmaten und andern jenseit der Donau wohnenden Völkern bedrohte, und im J. 405 in Italien eindrang, zog Stilico alle Legionen, welche die Römer zwischen Gallien und Groß-Germanien beständig stehen hatten, nach Italien, und schlug mit ihnen den Radagais, bei Florenz im J. 405. Den 31. Jan. dieses Jahres gingen die Vandalen und Alanen über den Rhein nach Gallien [98]), und sie und die Sweven drangen im J. 406 bis an die Pyrenäen, wurden für jetzt hier zurückgetrieben, und ergossen sich auf die umliegenden Provinzen [99]). Der heilige Hieronymus [1]) gibt im J. 409 eine Schilderung des traurigen Zustandes von Gallien, indem er sagt: Unzählbare und sehr wilde Nationen haben ganz Gallien (universas Gallias) eingenommen. Alles, was zwischen den Alpen und den Pyrenäen ist, und was von dem Ocean und dem Rhein eingeschlossen ist, haben der Quade, der Vandale, der Sarmate, die Alanen, die Gepiden, die Sachsen, die Burgundionen und oh! zu betrauernder Staat! die feindlichen Pannonier (hostes Pannonii, die Pannonier als Feinde) verwüstet; denn Assur kam mit ihnen. Mogontiacum, die einst angesehene Stadt, ist erobert und zerstört, und in der Kirche sind viele Tausend Menschen niedergemetzelt. Die Vangiones (Worms) sind durch eine lange Belagerung vertilgt. Der Remer übermächtige Stadt (Rheims), Ambiani (Amiens), Atrebatae (Arras) und die äußersten der Menschen, die Morini (Terouane), Tornacum (Tournai), Nemetae (Speier), Argentoratus (Strasburg) sind nach Germanien versetzt (d. h. entweder alle Einwohner sind nach Groß-Germanien als Sklaven versetzt, oder auch diese Städte werden jetzt von Germanen bewohnt). Aquitania, und die Provinzen Novem populorum, Lugdunensis und Narbonensis sind mit Ausnahme weniger Städte verheert. Aber auch diese verwüstet draußen das Schwert, und darin Hungersnoth. Nicht kann ich ohne Thränen Tolosa's Erwähnung thun. Daß dieses bis jetzt noch nicht gefallen, haben die Verdienste des heiligen Bischofs Exuperius geleistet. Selbst Hispanien, welches sogleich untergehen wird, zittert täglich, sich des kimbrischen Einbruches erinnernd. Daß jetzt die Germanen und andere Völker die Herren so vollkommen in Gallien spielen konnten, hierzu trug das Meiste die Zerrüttung des römischen Reiches bei. Constantinus warf sich im J. 407 zum Kaiser auf, und ging mit vielen Schiffen, auf welchen soviel römische Soldaten und junge Manns-

89) *Prosper Aquitanus* p. 158. 90) *Augustinus*, Confess. Lib. VIII. Cap. 6. 91) Paneg. Cap. 25 seq. 92) *Zosimus* IV, 42. *Orosius* VII, 35. 93) *Prosper Aquitanus* ap. *Roesler* p. 162. 94) Id. Maji *Marcellinus* p. 170. 95) *Zosimus* IV, 58. 96) *Isidorus*, Chron. gener. ap. *Roesler* p. 181.

97) Cod. Theod. Lib. XI. T. I. L. 26. De Annon. et Tribut. ap. *Gothofredum* T. IV. p. 37. 98) *Prosper Aquitanus* p. 203. *Marcellinus* p. 205. 99) *Orosius* VII, 40.
1) ad Ageruchiam de monogamia epist. 9. p. 784.

schaft aus Britannien, als er zusammenbringen konnte, sich befanden, nach Gallien hinüber, nahm Bononia (Boulogne) ein, und zog die durch Gallien zerstreuten römischen Soldaten an sich. Honorius und Stilico schickten den durch Tapferkeit ausgezeichneten Gothen, Namens Sarus, der bisher in andern Kriegen den Römern große Dienste geleistet hatte, mit Truppen nach Gallien. Dieser erlegte in einem Treffen den Justinus, einen Heerführer des Imperators Constantinus, beraubte einen andern Heerführer desselben, nämlich Nevigastes, der mit ihm Friedensunterhandlungen pflog, wider das gegebene Wort des Lebens, belagerte hierauf den Constantinus in Valentia (Valence in der Dauphiné), hob aber nach sieben Tagen die Belagerung wieder auf, als zwei andere Heerführer des Constantinus, Ebrmink ein Franke, und Gerontius, ein Britannier, heranrückten; er zog sich nach Italien zurück und mußte bei den Übergängen über die Alpen den *Bagandae* (s. d. Art.) alle in Gallien gemachte Beute überlassen. Die Bündnisse, welche Constantinus mit den fremden Völkern, welche in Gallien eingedrungen waren, schloß, waren unsicher; er ward häufig getäuscht und nützte dadurch der Herrschaft der Römer in Gallien wenig [2]). Daher brauchte er nicht blos Unterhandlungen, sondern schlug sich auch mit den fremden Völkern in Gallien und nicht ganz ohne Glück. Auch legte er, wie Zosimus (VI, 3) zum J. 407 bemerkt, damit die Barbaren nicht freien Zugang hätten, Besatzung an den Rhein. Weiter unten (VI, 5 zum J. 408) sagt er, daß die transrhenanischen Barbaren, welche eingefallen waren, die Bewohner der Insel Britannia und einige der Völker im Keltischen (Gallischen, *τῶν ἐν Κελτοῖς ἐθνῶν ἔνια*) gezwungen, von der römischen Herrschaft abzufallen, und den römischen Gesetzen nicht mehr zu gehorchen, sondern nach ihrem eigenen Gutdünken zu leben. Die nun von der britannischen Insel, bemerkt er weiter, thaten die Waffen an, unterzogen sich selbst der Gefahr, und befreiten die Staaten von den ihnen zusetzenden Barbaren, und das ganze Armorische (*ὁ Ἀρμόριχος ἅπας*) und die übrigen Provinzen der Galater (Gallier, *ἕτεραι Γαλάτων ἐπαρχίαι*) ahmten die Britannier nach, und machten sich auf dieselbe Weise frei, indem sie die römischen Archonten (Beherrscher, Obrigkeiten) vertrieben und die heimische Staatsverfassung nach ihrer Macht (ihrer Willkür) einrichteten (*οἰκεῖον δὲ κατ' ἐξουσίαν πολίτευμα καθιστῶσαι*). Und dieser Abfall Britannia's und der Völker im Keltischen (Gallischen, *τῶν ἐν Κελτοῖς ἐθνῶν*) geschah in der Zeit, als Constantinus Tyrann war, indem die Barbaren durch die Sorglosigkeit desselben um das Reich emporstiegen. So Zosimus. Constantinus nahm seinen Sitz zu Arelaté, machte seinen Sohn Constans, einen Mönch, zum Cäsar, und schickte ihn mit Barbaren, welche vorher in des Honorius Dienste gestanden hatten, nach Hispanien, wo Didymus und Veritanus oder Verinus, zwei mit dem Hause des Theodosius verwandte Brüder, die Partei des Honorius aufrecht hielten. Nachdem die beiden Brüder von den fremden Truppen, welche Honoriaci [3]) genannt wurden, gefangen waren, erhielten diese Truppen die Bewachung der Engpässe, welche bisher Rusticaner gehandhabt hatten, anvertraut, und öffneten treulos diese Engpässe allen Völkerschaften, welche in Gallien (per Gallias) herumschweiften, und ließen sie nach Hispanien. So nach *Orosius* VII, 27. Die Annalisten sagen zum J. 409, daß die Alanen, Vandalen und Sweven nach Hispanien hineingegangen [4]). So wurde Gallien, welches auch namentlich von den Sachsen verwüstet worden war, einen Theil der Verwüster los. Die oben genannten, welche nach Hispanien gingen, ließen sich daselbst nieder. Constantinus, der Beherrscher Galliens, wurde von Honorius als Imperator anerkannt, weil er ihn beredete, daß er nach Italien kommen und ihn von der Wuth der Barbaren befreien wolle. In einer zu Trier aufgefundenen griechischen Inschrift heißt es: unter dem achten Consulat des Honorius und unter dem ersten des Constantinus [5]) (also im J. 409). Auch ging er wirklich im J. 410 über die cottischen Alpen, und kam bis nach Verona. Da aber Honorius den Allovicus, den Heerführer der kaiserlichen Truppen, tödten ließ, eilte Constantinus über die Alpen zurück, nach Arelaté. In Hispanien empörte sich sein tapferster Heerführer Gerontius, brachte alle daselbst befindliche römische Soldaten auf seine Seite, ernannte mit Einwilligung derselben den Maximus zum Kaiser (im J. 411), schloß mit den Barbaren in Hispanien einen Friedensvergleich, ließ den Schattenkaiser in Tarragona, zog mit den römischen Soldaten und mit Barbaren, welche er in Gallien zu sich nahm, wider Constans, welcher sich in Vienna (in Dauphiné) vertheidigte, bekam jedoch die Stadt in seine Gewalt, und ließ den Sohn des Kaisers Constantinus enthaupten. Dieser selbst hatte sich in Arelaté eingeschlossen und die Stadt befestiget. Hier belagerte ihn Gerontius, hob aber die Belagerung auf, als die Heerführer des Honorius Constantius und Ulphilas heranzogen. Von ihnen ward nun Constantinus in Arelaté belagert, gefangen und nach Italien geschickt, und am Flusse Mincius (Minzio) enthauptet [6]). Welche Rolle bei diesen Kriegsbewegungen die Germanen spielten, ist im Art. Franken S. 214. 215 angegeben. Jovinus hatte den kaiserlichen Schmuck sich angelegt, und zog mit Burgunden, Alemannen, Franken und Alanen gegen Constantius, den Heerführer des Honorius. In diesen Tagen, erzählt Frigeridus, wurden der Präfect der Tyrannen Agrötius, gewesener Oberster der Notare des Jovinus und viele Edle in Arverni (Clermont) von den Heerführern des Honorius gefangen und auf grausame Weise niedergemetzelt. Jovinus, ein sehr vornehmer Mann Galliens (vir Galliarum nobilissimus), wie Orosius (VII, 29) sagt, war, wie Olympiodorus er-

1) *Zosimus* Lib. VI. Cap. 2.

3) So werden sie von Orosius (VII, 27) genannt. In der Notitia Imperii kommen Honoriani Atecotti; Honoriani Marcomanni seniores; Honoriani Marcomanni juniores; Honoriani Mauri; Honoriani Ascarii; Honoriani Gallicani vor. 4) Bei *Rossler* p. 213—215. 5) Bei *Gruterus*, Corp. inscriptionum. (Amstelod. 1707.) p. MLII, 6. *Sirmondus* in notis ad *Sidonium* p. 58. 6) *Frigeridus* ap. *Gregor. Tur.* II, 9. *Zosimus* IX, 3. *Olympiodorus* ap. *Photium* p. 183 et 193.

zählt, zu Mundiacum (Mainz), der Hauptstadt des einen (oberen) Germanien, durch Betrieb Goar's, eines Alanen, und Guntiar's, des Präfecten der Burgunden, zum Tyrannen gemacht worden. Attalus (s. d. Art.) gab dem Gothenkönig Ataulf unter die Hand, daß er sich mit Jovinus verbinden sollte. Auch ging Ataulf wirklich mit den Gothen (Westgothen), welche Rom eingenommen hatten, im J. 412 nach Gallien, und dieses erlitt abermals Plünderung [7]. Jovinus ward durch Ataulf's Ankunft beleidigt, und klagte den Attalus dunkel und wie durch Räthsel an, daß er Ataulf'en, nach Gallien zu gehen, überredet habe. Der als Heerführer bei Honorius dienende Gothe Sarus fiel von diesem ab, als er hörte, daß sein Diener Bellavides umgebracht worden sei, und der Kaiser keine Untersuchung darüber angestellt habe, und begab sich ebenfalls auf den Weg, um zu Jovinus zu kommen, als es Ataulf erfuhr, und dem Sarus, welcher 18 oder 20 Mann bei sich hatte, mit 20,000 Mann entgegenging. Sarus verlor nach der tapfersten Gegenwehr das Leben. Dardanus, der Praefectus Praetorio in Gallien, unterwarf sich dem Imperator Jovinus nicht, und wandte Ataulf'en von der Bundesgenossenschaft mit Jovinus ab. Der Haß Ataulf's gegen Jovinus entbrannte, da dieser wider den Willen des Gothenkönigs seinen Bruder Sebastianus zum Imperator machte. Ataulf versprach daher durch eine Gesandtschaft dem Honorius, daß er ihm die Häupter der Tyrannen schicken und Frieden schließen werde. Der Vertrag ward eidlich geschlossen. Ataulf mit seinen Gothen nahm im J. 413 zur Zeit der Weinlese Narbonne ein, und schickte dem Honorius das Haupt des daselbst getödteten Sebastianus. Jovinus ward von Ataulf in der sehr angesehenen Stadt Galliens Valentia (Valence), wohin er geflohen, belagert. Diese Stadt ward von den Gothen erbrochen. Jovinus ergab sich, ward an den Kaiser Honorius geschickt, und von Dardanus eigenhändig des Lebens beraubt [8]. Zu Narbonne im Januar 414 feierte der Gothenkönig Ataulf seine Hochzeit mit Placidia, der Schwester des Kaisers Honorius. Den Gothen wurde von Honorius Aquitania ertheilt [9]. Auf die Rathschläge und mit dem Beistande der Gothen hatte sich Attalus in Gallien zum Kaiser aufgeworfen. Jetzt aber im J. 414 von Gothen vernachlässigt und ohne Schutz ward er im J. 415 auf dem Meere gefangen, und dem Comes und Patricier Constantius und von diesem dem Kaiser Honorius überliefert. Der Comes Constantius, welcher seinen Sitz zu Arelatum (Arles) hatte, und selbst gern die Placidia zur Gemahlin gehabt hätte, schlug die Gothen, vertrieb sie aus Narbonne, und zwang sie, nach Hispanien [10] zu gehen. Bevor sie aber Gallien verließen, plünderten sie Burdigala (Bourdeaux). Vasatá (Bazas) wurde von ihnen und einem Haufen Alanen belagert. Dieser schloß jedoch mit den Römern einen Vergleich, und so blieb diese Stadt uneingenommen. Daß wir von der Bedrängniß dieser beiden Städte Nachricht haben, kommt daher, daß Paulinus [11] sich in Burdigala befand und sich von da nach Vasatá begab. Es läßt sich schließen, daß auch die übrigen Städte Aquitania's durch die Gothen, bevor sie nach Hispanien abzogen, geplündert oder rücksichtlich wenigstens belagert wurden. Gallien wurde im J. 414 durch eine ungeheure Hungersnoth heimgesucht. Im J. 413 hatten die Burgunden, wie Prosper sagt, den dem Rheine benachbarten Theil Galliens, oder, wie Cassiodorus sich ausdrückt, den mit dem Rheine verbundenen Theil Galliens behauptet. Dem im J. 418 von dem Kaiser Honorius an den Palladius, den Praefectus Praetorio in Italien, gerichteten Edict [12] zufolge verordneten auch die andern Praefecti Praetorio, als Agricola in Gallien und Monasius in Italien, ebendieselben Strafen wider die Ketzereien des Pelagius und Cölestinus und der Anhänger derselben. Nachdem die Gothen den Streit, den sie mit den Römern führten, unterlassen, befestigte der Patricier Constantius im J. 415 den Frieden mit ihrem Könige Wallia, und sie erhielten zu Wohnsitzen die Secunda Aquitania und gewisse Städte benachbarter Provinzen, sodaß ihr Gebiet von Tolosa (einschließlich) bis an den Ocean reichte [13]. Der Patricier Constantius wurde im J. 420 von Honorius zum Reichsgenossen angenommen und starb im J. 421 zu Ravenna. Nach dem Tode des Kaisers Honorius im J. 423 ließ sich Johannes, Primicerius Notariorum, gegen Ende des Jahres 423 in Ravenna zum Kaiser ausrufen, ward aber nicht von Theodosius II., welcher das orientalische Reich regierte, anerkannt. Im J. 424 wurde Exuperantius Pictavus, „praefectus praetorii Galliarum," wie Prosper anführt, in der Stadt Arelate durch einen Aufstand der Soldaten erschlagen, und dieses rächte Johannes nicht. Aëtius, der Sohn des von den Soldaten in Gallien erschlagenen Gaudentius, ging, um dem Johannes beizustehen, im J. 424 mit Hunnen nach Italien. Theodosius II. machte im J. 425 zu Constantinopel den Sohn seiner Tante Placidia, Valentinian III., zum Cäsar und schickte ihn gegen Johannes, und dieser verlor ebenfalls im J. 425 durch die Heerführer des Theodosius des Jüngeren das Leben, und Valentinian wurde zu Rom zum Augustus ernannt. Die Gothen waren mit dem aquitanischen Reiche nicht zufrieden, brachen im J. 425 den Frieden mit den Römern, bestürmten mit vieler Gewalt Arelate (Arelas, Arles), eine sehr angesehene Stadt Galliens, bis Aëtius im J. 426 auf die Gothen eindrang, und sie nicht ohne Verlust abziehen mußten [14]. Wenn Prosper von Aquitanien zum J. 428 sagt: Der dem Rhein benachbarte Theil von Gallien (pars Galliarum propinqua Rheno), welchen die Franken, um ihn zu besitzen, eingenommen hatten, wurde durch die Waffen des Aëtius wieder erobert, so ist zu bemerken, daß Batavien damals nicht mehr zu Gallien gerechnet ward. In der Notitia imperii finden wir keinen ducem Germaniae secundae.

7) *Prosper Tyro* ap. *Roesler* p. 221. 8) *Olympiodorus* p. 183, verglichen mit den Annalisten bei *Roesler* p. 222—225. 9) *Prosper Tyro* p. 226, verglichen mit *Philostorgius* XII, 4. 10) *Orosius* Lib. VII. Cap. 28. *Idatius* ap. *Roesler* p. 230.

11) Eucharisticum v. 291 seq. 311 seq. 329 seq. 12) Bei *Baronius*, Annal. eccles. ad ann. 418. 13) *Prosper Aquit.* p. 237. *Idatius* p. 237. 238. 14) Die Annalisten bei *Roesler* p. 255. 257. *Isidorus*, Chron. Goth. ap. *Grotium*, Gothicar. et Langobardic. Rer. Scriptt. p. 208. 209.

Man schließt daraus, daß Germania secunda seit den Zeiten des Jovinus den Franken größtentheils unterworfen gewesen. Wegen der übrigen Provinzen verordnete Honorius im J. 418 durch eine an den Praefectus praetorii Galliarum gerichtete Constitution, daß die vormalige Einrichtung der sieben Provinzen wieder hergestellt werden und die jährlichen Zusammenkünfte ordentlich in Arelate (Arles) gehalten werden sollten. Aber diese Verfassung wurde sogleich darauf durchlöchert, als Novempopuli und Aquitania secunda im J. 419 an die Gothen abgetreten wurde. Überdies breiteten sich dieselben auch immer weiter aus [15]). Vorzüglich war ihr Bestreben, Arles an sich zu bringen. Eine Heerschar von Gothen wurde nach Idatius zum Jahre 430 nicht weit von Arelate vertilgt, und Anaolf, Optimat derselben, gefangen. Gundicar, der innerhalb Galliens (intra Gallias) wohnende König der Burgunden, welche die Belgier bedrängt hatten [16]), wurde von Aëtius in den Jahren 435 und 436 [17]), in welchen 20,000 Burgunden fielen, bekriegt und besiegt, und erhielt Frieden [18]). Im J. 436 fing Narbona von den Gothen belagert zu werden an, und ward von der Belagerung im J. 437 durch den Dux und Magister militum Aëtius mittels des Comes Litorius befreit [19]). Diese Kriege der Burgunden und der Gothen waren um so gefährlicher, da Einwohner von Gallien durch die Bedrückungen, welche sie durch die Römer mittels der Ungerechtigkeit der Richter, der Ächtungen und Confiscirungen und großen Staatsabgaben erlitten, gezwungen wurden Bagaudae zu werden, wie Salvianus [20]) umständlich auseinandersetzt, und als Straßenräuber zu leben. Rutilius [21]) rühmte in seiner Reisebeschreibung, daß um dieselbe Zeit (nämlich 416) Exuperantius bei den Armorikern die Gesetze herstelle und die Freiheit zurückbringe, nämlich:

> Cujus Aremoricas pater Exuperantius oras
> Nunc postliminium pacis amare docet.
> Leges restituit, libertatemque reducit
> Et servos famulis non sinit esse suis.

Um das armorische Land der römischen Herrschaft wieder zu unterwerfen, schickte Aëtius den so grimmen König der Alemannen in dasselbe und ließ es verheeren [22]). Hunnischer Hilfsvölker bediente sich Aëtius wider die Gothen in Gallien, und unter seiner Anführung wurden im J. 438 8000 derselben gefällt. Litorius, welcher die nächste Gewalt nach Aëtius über die hunnischen Hilfsvölker hatte, wollte den Aëtius an Ruhm übertreffen und ließ sich im J. 439 bei Tolosa, in welches er als Sieger einziehen wollte, zu unbesonnen mit den Gothen unter dem Könige Theoderich in eine Schlacht ein. Seine hunnischen Hilfsvölker fielen, und er selbst wurde als Gefangener nach Tolosa gebracht und des Lebens beraubt [23]). Zwischen den Römern und den West-Gothen wurde nun Friede geschlossen [24]). Nachdem die Bewegungen in Gallien gestillt waren, ging Aëtius im J. 440 nach Italien zurück [25]). Die wüsten Ländereien der Stadt Valentia (unter welcher Stadt, wie unten erhellt, Valence zu verstehen) wurden den Alanen, welchen Sambida vorstand, zu vertheilen übergeben. Da also Aëtius, wie sich schließen läßt, auch Alanen als Hilfsvölker in Gallien gebrauchte, so hat man in der Stelle des Constantius, wo er sagt, daß Aëtius den so grausamen König der Alemannen Eocharich wider das Land der Armoriker geschickt, für Alamannorum Alanorum lesen wollen [26]). Gewiß ist, daß der Umstand, daß Aëtius sich der Fremden zur Beruhigung Galliens bediente, nicht zum Glück der rechtmäßigen Bewohner dieses Landes ausschlug. Die Alanen, sagt Prosper Tiro zum Jahre 442, welchen Ländereien des jenseitigen Galliens, um sie mit den Einwohnern zu theilen, von dem Patricier Aëtius übergeben worden waren, zwingen diejenigen, welche Widerstand leisten, mit den Waffen, und erlangen, nachdem sie die Herren vertrieben, die Besitzungen des Landes mit Gewalt. Sabaudia (Savoyen), sagt Prosper Tiro zum Jahre 443, wird den Burgundern übergeben, um es mit Eingeborenen zu theilen. Als im J. 450 die Pelagianische Glaubenslehre den Glauben der Briten beunruhigte, suchten die dasigen Gegner dieser Lehre bei den gallicanischen Bischöfen Hilfe, und erhielten Germanus den Bischof von Autissiodurum (Auxerre) und Lupus, Bischof von Trecasum (Troyes) zu Glaubensvertheidigern [27]). Im J. 451 brachen die Hunnen unter Attila und die mit ihm verbündeten germanischen Völker, vornehmlich die Ost-Gothen und die Gepiden, in Gallien ein, indem sie über den Rhein gingen. Ihre so grimmigen Angriffe empfanden viele Städte Galliens [28]). Die Provinzen wurden beraubt. Wie aus Sidonius (Lib. VIII. Ep. 15) hervorgeht, wurde selbst Orleans von Hunnen bestürmt. Derselbe (VII, 12) rühmt die guten Anstalten, welche Ferreolus, der Praefectus Praetorio Galliarum, getroffen. Die Feinde hatten Metz erbrochen [29]), als es nicht weit von dieser Stadt auf den catalaunischen Gefilden (bei Chalons sur Marne) zu der großen Völkerschlacht kam, in welcher auf der einen Seite die römische Kriegsmacht und ihre Verbündeten, die West-Gothen, unter dem Könige Theoderich, welcher in dieser Schlacht fiel, und ein Theil der Franken, und auf der andern Seite die Hunnen, der andere Theil der Franken, die Ost-Gothen und die übrigen Verbündeten der Hunnen kämpften. Thorismund wurde sogleich nach des Vaters Tode auf dem Schlachtfelde zum Könige erhoben und ging nach Tolosa, und zwar, wie Jordanes angibt, auf den hinterlistigen Rath des Aëtius, weil dieser die Gothen in Gallien nicht zu mächtig lassen werden wollte. Er rieth daher dem Thorismund, die Vaterrache auf eine gelegenere Zeit zu verschieben, damit nicht seine Brüder das Westgothenreich an sich reißen möchten. Attila war zu geschwächt, um sich darin

15) Bei *Sirmondus* ad *Sidonium* p. 147. 16) *Sidonius*, Carm. VII. v. 230. 17) *Idatius* ad A. Valent. XII. et ad A. XIII. 18) Die beiden Prosper bei Rösler S. 230 und 277. 19) *Prosper Aquitanus*, verglichen mit *Idatius* ibidem p. 280. 281. 284. 20) De gubernatione Dei Lib. V. p. 91. 21) Itinerarium v. 213. 22) *Constantinus*, Vita S. Germani Lib. II, 5. 23) *Salvianus*, presbyter Massiliensis, l. l. Lib. VII. p. 140. *Prosper Aquit.* l. l. p. 282. 285.

24) *Idatius* l. l. p. 286. 289. 25) *Prosper Tyro* l. l. p. 292. 26) *Beda Venerabilis* ap. *Roesler* p. 320. 27) *Prosper Aquit.* l. l. p. 321. 28) *Idatius* l. l. p. 322. 29) *Jordanes*, De reb. Get. Cap. 40. 41.

behaupten zu können, und ging, als er seine Kriegsmacht wieder gestärkt hatte, im J. 452 durch Pannonien nach Italien. Nach Jordanes (43) hätte Attila noch eine neue Heerfahrt nach Gallien wider die jenseit der Loire sitzenden Alanen gethan, und wäre von dem Westgothenkönige Thorismund geschlagen worden. Aber kein anderer Schriftsteller erwähnt etwas von dieser neuen Heerfahrt Attila's nach Gallien, und Jordanes hat die Angabe davon wol nicht, wie Neuere annehmen, aus Priscus, sondern aus gothischen Heldenliedern geschöpft, welche diesen Sieg Thorismund's erdichtet hatten, um darzustellen, wie dieser den Tod seines Vaters an den Hunnen gerächt habe. Bei den innerhalb Galliens sitzenden Gothen brach zwischen den Söhnen des Königs Theoderich, von welchen der älteste Thorismod oder nach anderer Namensform Thorismund dem Vater nachgefolgt war, im J. 453 eine Uneinigkeit aus, und da der König solches unternahm, was dem Frieden zwischen den Römern und Gothen, wie ein Einschiebsel in der Kaiserchronik des Prosper von Aquitanien sagt, zuwider war, oder da er nach dem Ausdrucke des Isidorus, nachdem er über die Hunnen triumphirt, vieles auf zu insolente Weise that, so wurde er, nachdem er ein Jahr regiert hatte, von seinen Brüdern Theoderich und Frigdarich (Friedrich) des Lebens beraubt. Avitus (s. d. Art.), ein geborener Gallier, welcher Praefectus Praetorio Galliarum gewesen war, war unter dem Kaiser Maximus Magister utriusque militiae, und Magister utriusque militiae, als er im J. 455 von dem gallicanischen Heer und von den Honoratis zu Arelatum als Augustus ausgerufen wurde, nachdem dieses zuvor zu Tolosa, der Hauptstadt der Gothen, geschehen[30]. Die Burgunden, welche sehr durch den Einfall der Hunnen unter Attila geschwächt worden waren, und von denen einige nach Spanien gegangen und zu dem Könige der Gothen, Theoderich II., gestoßen waren, breiteten sich, wie Marius Aventicensis zum J. 456 bemerkt, da die Gothen mit den Sweven in Gallicien zu thun hatten, in Gallien wieder weiter aus, und nahmen einige Provinzen in Gallien, welche an Savoyen grenzten, ein, und theilten diese Länder mit den Senatoren derselben. Majoran, welcher im J. 457 zum Kaiser gewählt ward, besuchte Gallien und Spanien, wurde in diesen Provinzen anerkannt, und versammelte in denselben barbarische Hülfstruppen zu einer beabsichtigten Unternehmung wider die Vandalen in Afrika. Merkwürdig für die Geschichte Galliens dieser Zeit ist vornehmlich der Comes *Egidius* (s. d. Art. in den Nachträgen zu Encykl. 1. Sect. 40. Th. S. 14—21), wo auch zugleich angegeben ist, welche Veränderungen nach dessen Tode unter dessen Sohne Syagrius stattfanden. Der Comes Agrippinus, auch ein gallischer Bürger, übergab als Nebenbuhler des Egidius, wie Isidorus erzählt, dem Gothenkönige Theoderich II. Narbonne, um den Beistand der Gothen zu erhalten. Widemir, der Bruder eines andern Theoderich's, nämlich eines ostgothischen Häuptlings, ging, durch die Geschenke des Kaisers Glycerius gewonnen, wie Jordanes Cap. 56 berichtet, nach Gallien, und vereinigte sich daselbst mit seinen Stammgenossen (den Westgothen), dessen König Eurich war, welcher die Bretonen zurückgetrieben hatte, die der Kaiser Anthemius wider ihn zu Hilfe gerufen hatte. In den Jahren 473, 474 that sich Ecdicius, welcher sich hochgeborener Senator nannte, in der Stadt Arverni (Clermont), wo der berühmte Sidonius Apollinaris Bischof war, durch Vertheidigung dieser Stadt wider die Gothen hervor. Doch kam Augustonemetum, wie Arverni früher hieß (jetzt Clermont), durch den Friedensvertrag mit dem Kaiser Nepos in den Besitz des Königs Eurich (s. d. Art. S. 126), wo auch von dem Kriege desselben wider die Britannen in Bourges die Angaben sich finden. Victor Tunensis sagt zu Leone Aug. V. et Probino Coss.: als diese Consuln waren, wurde Arelatum (Arles) und Massilia (Marseille) von den Gothen occupirt. Procopius[31]) sagt: der Kaiser behauptete Gallien, welches diesseit des Rhodanus ist, so lange bei den Römern die Form der bürgerlichen Administration bestand: als aber diese Odoaker in die Tyrannis veränderte, dann erhielten durch Bewilligung des Tyrannen ganz Gallien bis zu den Alpen, durch welche die Grenzen der Gallier und Ligurier gebildet werden, die Wisigothen. Man muß dieses so verstehen, daß die Westgothen ganz Gallien nicht in unmittelbaren Besitz, sondern nur einen großen Theil erhalten haben, und im Betreff des Übrigen, welches die Burgunden und die Franken inne hatten, von Odoaker zu Oberherren erklärt wurden. Die Geschichte Galliens knüpft sich nun an diese drei Völker. Die Staatsverfassung Galliens unter den Römern war ein Gemisch von Überbleibseln der altgallischen Verfassung, indem die Vorrechte des Adels zwar beschränkt, aber nicht ganz aufgehoben wurden, mit den römischen Einrichtungen, indem römische Pflanzstädte in Gallien angelegt wurden, und auch wo dieses nicht geschah, eingezogene Güter an römische Beamte und Soldaten geschenkt wurden, welche Verhältnisse bei v. Savigny[32]), Roth[33]), Sismondi[34]), Löbell[35]), Ed. Arnd und Andern auseinandergesetzt sind. Wie sehr die lateinische Sprache herrschend geworden, geht aus dem Umstande hervor, daß die Franken und die Burgunden ihre mit nach Gallien gebrachte heimische Sprache verloren und die romanische Sprache annahmen. Doch wurde die gallische Sprache erst von den Germanen, da wo sie herrschten, völlig verdrängt. Vor ihrer Herrschaft läßt sich der Gebrauch der gallischen Sprache in einzelnen Fällen, vornehmlich bei den Druidinnen, welche das Volksthümliche aufrecht erhielten, nachweisen. Ja! selbst in Trier wurde zur Zeit des heiligen Hieronymus noch gallisch gesprochen, denn es redeten, wie er bemerkt, die Galater (in Kleinasien) beinahe dieselbe Sprache wie die Trevi-

30) *Prosper Tyro* und die andern Annalisten bei *Roesler* p. 340.

31) De Bello Gothico Lib. I. Cap. 12. 32) Geschichte des Rechts im Mittelalter. 1. Bd. 1. Ausg. S. 55. 33) Über den bürgerlichen Zustand Galliens um die Zeit der fränkischen Herrschaft. 34) Histoire des François T. I. Ch. II., wo von dem Zustande Galliens unter der römischen Herrschaft im 4. Jahrh. gehandelt wird. 35) Gregor von Tours und seine Zeit unter der Rubrik: Romanen und Germanen, S. 75 fg.

rer. Ferner finden sich Überbleibsel einer gallischen Mischsprache in den Malbergischen Glossen des salischen Gesetzes. Sehr zweifelhaft ist auch, ob die Britonen, als sie aus Britannien herüber an die gallische Küste wanderten, erst das Gallische wieder nach dem nach ihnen genannten Bretagne brachten, und hier von Neuem pflanzten, oder aber ob nicht vielmehr sich bei dem aremorischen Volke, als dem Einflusse der Römer wegen seiner Lage am wenigsten ausgesetzt, das Gallische erhalten hatte.

(*Ferdinand Wachler.*)

GALLIA, County im Staate Ohio, 12,000 Einwohner. Die Mehrzahl der Bevölkerung ist französischen Ursprungs und stammt von einer, zur Zeit der ersten Revolution ausgewanderten, Colonie, jetzt jedoch völlig amerikanisirt. Die Hauptstadt heißt Galliopolis und liegt vortheilhaft am hier 50 Fuß hohen rechten Ufer des Ohio. Ein Reisender, der sie 1824 sah, gesteht ihr höchstens 100 Häuser zu, und fand an öffentlichen Gebäuden ein Collegium oder eine Akademie, eine Kirche und ein Rathhaus. Schon damals hielten Dampfboote und andere Schiffe hier regelmäßig an. Sehr scheint die Stadt nicht gewachsen zu sein. Neuere Berichte geben ihr 1200 Einwohner und zu dem oben Erwähnten eine Militairschule und Freimaurerloge. Die Bewohner treiben Land- und Gartenbau. (*Daniel.*)

GALLICANISCHE KIRCHE und ihre sogenannten Freiheiten (Staats-Kirchenrecht und praktische Politik). Sowie unter dem Ausdrucke „anglikanische Kirche" nicht alle in England bestehenden Religionsgesellschaften verstanden werden, sondern nur eine derselben, die sogenannte bischöfliche, vom Staate bevorrechtete, oder Hochkirche, so bezeichnet auch „gallicanische Kirche" nicht soviel wie französische überhaupt, sondern die katholische Kirche in Frankreich, in sofern dieselbe geschichtlich eine größere Unabhängigkeit vom päpstlichen Stuhle als anderwärts erlangt hat, und darum bilden die sogenannten Freiheiten der gallicanischen Kirche das Grundwesentliche in diesem Begriffe, dessen Erörterung bei dem gegenwärtig wieder erneuerten, anderthalbtausendjährigen Kampfe zwischen Staat und Kirche zugleich ein praktisch-politisches Interesse hat, und zu dessen Verständniß der Natur der Sache nach eine kurze geschichtliche Exposition unerläßlich ist [1]).

I. Seit der Zeit, in welcher der germanische Stamm der Franken die römische Provinz Gallien erobert, Chlodwig das Frankenreich gestiftet (481) und (496) das Christenthum angenommen hatte, entstand sofort ein Kampf zwischen weltlicher und geistlicher Macht, den die Politik der fränkischen Herrscher zu ihrer Machtvergrößerung gut zu benutzen verstand und auf dessen Entwickelung das in Frankreich ebenfalls zuerst und vorzugsweise im Interesse der Herrscher ausgebildete und ausgebeutete Lehnsystem [2]) entscheidenden Einfluß hatte. Hierzu kam der Umstand, daß der genannte germanische Stamm von jeher unter allen übrigen sich durch ein engeres Zusammenhalten auszeichnete und zuerst zu einer bestimmten Volkseinheit gelangte [3]), die er, durch die geographische Lage seines Territoriums begünstigt [4]), in der ganzen Folgezeit behauptete. Sowie es geschichtlich feststeht, daß der Charakter der Franken am meisten mit dem der alten durch das römische Joch an sklavische Unterwürfigkeit gewöhnten Gallier übereinstimmte [5]), so konnte sich auch sehr früh bei ihnen jene Tendenz nach Willkürherrschaft geltend machen, und so wurde dort schon sehr bald in Folge jener angestammten und eingewurzelten Neigung zur Centralisation [6]) und Ausdehnung der Staatsgewalt auch das Geistliche dem Weltlichen unterworfen. Es wird von den fränkischen Herrschern erzählt, daß sie, selbst ehe sie noch zum Christenthume übertraten, ihre Priester (die bekanntlich bei den übrigen Germanen stets in dem größten Ansehen standen) [7]), auf eine despotische Weise behandelt haben [8]); ein Grundzug, der dann als „rother Faden" durch die ganze französische Geschichte hindurchläuft und sich sogar in den sogenannten Freiheiten der gallicanischen Kirche erkennen läßt.

Eine Bestätigung hiervon findet sich schon in der ältesten sogenannten magna charta in Europa. Diese ist bekanntlich nicht der englische Freiheitsbrief des Königs Johann vom J. 1213, sondern die grade 600 Jahre ältere Übereinkunft zwischen dem Könige Clothar II., Chlodwig's Enkel, und den weltlichen und geistlichen Großen zu Paris, im J. 615 [9]). Gleich der erste Artikel dieser Constitution sagt, daß die Bischöfe von jetzt an von der Geistlichkeit und dem Volke gewählt werden sollten, woraus sich ergiebt, daß diese Wahl bisher in den Händen des Königs gelegen hatte, was auch durch anderweite Zeugnisse bestätigt ist [10]). Übrigens behielt sich auch hierbei der König noch das Recht vor, solche Stellen zu vergeben, indem die Clausel eingeschoben war, daß, wenn die Bischöfe aus dem Palaste ernannt würden, dabei auf Verdienst und Gelehrsamkeit der Person gesehen werden sollte. Der König konnte also noch immer Leute vom

1) In Bezug auf die historischen Belege findet sich das Ausführlichere in einigen Abhandlungen in Paulus' Sophronizon Bd. VII. 1825. Heft 6, besonders S. 43 fg., Bd. VIII. 1826. Heft 5. S. 47. Heft 6. S. 22 fg. Die erstgenannte Abhandlung verweist auf Reinhard's neue Organisation des Religionswesens in Frankreich, und gibt S. 74 fg., ferner S. 109 ausführliche literarische Notizen über die Hauptwerke von Du Puy, Pinson, Pithou, de Marca, Bossuet, Dupin u. A. Vergl. auch Staatslexikon VI. S. 232 fg. und Scheibler, Unterrichtsfrage in Frankreich (in Brans' Minerva. 1844. Juni und Juli).

2) Zachariä in Reyscher's Zeitschrift für teutsches Recht. 1841. Pfister, Gesch. der Teutschen I, 291. 332. 3) Fichte, Staatslehre S. 61. Steffens, Die gegenwärtige Zeit S. 116. 194. 464. 4) Buchholz, Journal für Teutschland. 1815. I. S. 245. 1818. X. S. 222. 5) Daher kein Volk weniger für die sogenannte Republik, ja für wahre politische Freiheit überhaupt paßt, als die Franzosen. So urtheilte schon Jefferson (s. von Raumer, Briefe über die vereinigten Staaten I, 68), so selbst die Charlotte Corday (Gagern, Resultate der Sitten III, 324) und neuerdings C. Vogt (Ocean und Mittelmeer); vergl. die Grenzboten. 1849. Nr. 1. S. 4. 6) s. Deutsche Zeitung vom 14. März und 24. Juli 1848. 7) *Tacitus*, Germ. c. 17. 8) Schmidt, Geschichte der Teutschen III, 338. Sophronizon VII. Heft 6. S. 60. 9) Zöpfl, Teutsche Staats- und Rechtsgeschichte I. S. 77. 82. Vergl. Alex. Schmidt, Geschichte von Frankreich I. S. 120. 10) Schmidt, Geschichte der Teutschen. 2. Bd. Cap. 4.

Hofe aus dazu befördern. Zu bemerken ist noch, daß schon im Verlaufe des 6. Jahrh. sich wenige Beweise von einer besondern Autorität des römischen Bischofs in Gallien finden, und daß im folgenden fast jede Verbindung der gallischen Kirche mit Rom aufhörte, da die Zerrüttungen des fränkischen Reichs die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Könige und Bischöfe ganz in Anspruch nahmen. Die Letzteren, zum Theil fränkischer Abstammung und oft unmittelbar aus dem Laienstande erhoben, ermangelten des kirchlichen Interesses und waren eine Verbindung zu erneuern nicht geneigt, welche ihre unabhängige und gebieterische Stellung gegen die Metropolitane und gegen die geringern Geistlichen nur beschränken konnte. Erst durch Bonifacius, den Apostel der Teutschen, und durch die Karolingischen Herrscher wurde jene Verbindung wieder hergestellt und befestigt.

Was insbesondere Karl den Großen betrifft, so machte derselbe (bekanntlich überhaupt ein großer Bekämpfer der altteutschen Freiheit und Liebhaber fränkischen Autokratismus) [11]) überall den Grundgedanken geltend, daß die geistliche Macht der weltlichen, der königlichen untergeordnet sei [12]). Die Angelegenheiten der Kirche wurden meistens gemeinschaftlich mit den weltlichen auf den Reichstagen verhandelt, und wenn die Geistlichkeit auch zu besondern Berathungen zusammentrat, so erhielten ihre Beschlüsse doch nur durch die Bestätigung des Kaisers Gültigkeit [13]), sowie er meistens die Bischöfe selbst ernannte, obwol er im J. 803 seine Zustimmung gab, daß dieselben den alten kirchlichen Satzungen gemäß von der Geistlichkeit und dem Volke gewählt werden sollten [14]). Das von seinem Vater Pipin mit Rom wieder angeknüpfte Verhältniß wurde von ihm noch mehr befestigt; allein obgleich er dem Papste große Achtung und Ehrfurcht bewies und aus seiner Hand die römische Kaiserkrone empfing, so erscheint der Papst dennoch nur als der erste Bischof seines Reiches, welcher ihm Treue schwört und ihn als seinen Herrn und Richter anerkennt, und dessen Residenz, Rom, eine kaiserliche Stadt ist. Nicht der Papst, sondern der Kaiser ist der Richter der Bischöfe und der Gesetzgeber der Kirche, und nur mit seiner Erlaubniß geschieht es, daß Entscheidung über kirchliche Dinge vom Papste verlangt wird. Daß Karl auch die Ertheilung der Kaiserkrone nicht als ein Recht desselben ansah, ergibt sich daraus, daß er seinen Sohn Ludwig dieselbe 813 sich selbst aufsetzen ließ [15]).

Unter Karl's Enkel, Karl II. der Kahle genannt, der durch den Vertrag von Verdun 843 Frankreich erhielt, beginnt die eigentliche Geschichte dieses letzteren, zugleich aber auch der Verfall der königlichen Macht, indem die großen Kronvasallen die meisten Provinzen des Reichs an sich gerissen hatten und unumschränkt beherrschten. Dies änderte sich jedoch allmälig, als an die Stelle der Karolinger der Stamm der Capetinger getreten war, welche sich mit einzelnen Großen gegen die übrigen, mit der Kirche gegen die weltlichen Vasallen überhaupt und mit Hilfe dieser Letzteren und der Ausbildung der Feudalstände gegen die Kirche oder die römische Hierarchie verbanden, fortwährend Unabhängigkeit, sodann Unumschränktheit erstrebten und auch wirklich erlangten.

Aus der frühern Zeit ist das merkwürdigste Actenstück ein Edict Ludwig's des Heiligen vom J. 1268, welches zuerst mit dem später auch für andere Gesetze beibehaltenen Namen einer pragmatischen Sanction bezeichnet und in welchem auf das Bestimmteste schon ausgesprochen wurde, daß die französischen Prälaten und Kirchenpatrone in ihren Rechten nicht durch den Papst beeinträchtigt werden, sowie daß die willkürlich geübten Gelderpressungen der römischen Curie in Frankreich (exactiones et onera gravissima pecuniarum per curiam Romanam) aufhören und die schon factisch bestehenden Freiheiten der gallicanischen Kirche, besonders das freie Wahlrecht, bestätigt sein und aufrecht erhalten werden sollten [16]). Deswegen wird schon Ludwig der Heilige ein Wiederhersteller der gallicanischen Kirchenfreiheiten genannt. Merkwürdig ist dabei besonders, daß allen und jeden Beamten des Reichs auf das Nachdrücklichste eingeschärft wurde, über die Beobachtung dieses Edicts zu wachen und Jeden, der dawider handeln würde, zur Strafe zu ziehen. Noch entschiedener demüthigte Philipp der Schöne den Papst und die römische Hierarchie, indem er nicht nur auch die Unterthanen des Klerus zu Leistungen von Abgaben zwang, sondern auch die Ausfuhr des gemünzten und ungemünzten Silbers aus dem Königreiche verbot, und endlich die Bulle des Papstes Bonifaz VIII., welche ihn in weltlichen wie in geistlichen Dingen dem Papste unterworfen erklärte, öffentlich verbrennen ließ. Dieser König fand es angemessen, die Anmaßungen des Papstes, als gegen die Souveränetät und Unabhängigkeit des französischen Reichs gerichtet, den Reichsständen vorzulegen. Um desto sicherer zu gehen, ließ er (zum ersten Male) auch die Deputirten des dritten Standes (des tiers-état), d. h. der Städte, zu der Ständeversammlung, die 1302 eröffnet wurde, einladen [17]). Die drei Stände erklärten, daß sie sich verbunden achteten, die Rechte und die Freiheit des Königsreichs gegen solche Eingriffe zu vertheidigen. Sie theilten diese Erklärung in besondern Schreiben dem Papste und den Cardinälen mit. Der König schrieb an Bonifaz: „Deine große Narrheit wisse, daß wir in zeitlichen Dingen Niemandem unterworfen sind u. s. w." Der Papst erklärte die auf jener Versammlung aufgestellten Sätze für schismatisch und erließ bald darauf die Bulle *Unam* sanctam, worin er förmlich und deutlich sein oberstes Ansehen über alle Reiche, auch in weltlichen Sachen für einen Glaubenssatz erklärte. — Dieser Streit, der nach dem Charakter des Zeitalters mit den rohesten Ausbrüchen der Erbitterung geführt ward, wurde in Rücksicht der galli-

11) Möser, Osnabr. Geschichte, Vorrede. 12) Pfister I, 451 fg. 13) Al. Schmidt, Geschichte von Frankreich I. S. 162 fg. 14) Pfister I, 453. 15) Al. Schmidt, Gesch. von Frankreich I. S. 163.

16) Sophronizon VII. Heft 6. S. 61 fg.; vgl. VIII. Heft 3. S. 70. 17) Carové, Rückblick auf die französische Revolution S. 15.

canischen Kirchenfreiheiten entscheidend [18]). Clemens V., der bald darauf durch Philipp selbst auf den päpstlichen Thron gehoben wurde, modificirte nach einem vor seiner Erhebung mit dem Könige geschlossenen Vertrage alle gegen denselben von seinem Vorgänger gerichteten Acte. Die Residenz der Päpste in dem von französischem Gebiete umschlossenen Avignon trug natürlich dazu bei, ihre Gewalt gegen Frankreich noch mehr zu lähmen. Dazu kam, daß die Universität zu Paris ebenfalls von Philipp dem Schönen veranlaßt worden war, die Prätensionen des Papstes wissenschaftlicher Prüfung zu unterwerfen [19]). Es ist zur Gnüge bekannt, wie groß der in diese Zeit fallende Einfluß der Universitäten überhaupt und der zu Paris insbesondere auf die Entscheidung der wichtigsten weltlichen und geistlichen Angelegenheiten war [20]). Sowie Pierre d'Ailly, J. Gerson und Nicolaus von Clemanges an der Spitze der hohen Schule zu Paris standen, so stellte sich diese — die „älteste und geliebteste Tochter des Königs" — [21]) an die Spitze der gallicanischen Kirche und der ganzen Christenheit. Sie lud den französischen Klerus zur Vertheidigung der gallicanischen Freiheiten, und die berühmtesten hohen Schulen in England und Teutschland nebst den mächtigsten weltlichen und geistlichen Fürsten zur Vertheidigung der Freiheiten der allgemeinen Kirche ein, und es gelang ihr wirklich, nicht nur die Selbständigkeit der ersteren, sondern auch die der letzteren zu retten, das bisherige Schisma aufzuheben und die Päpste selbst allgemeinen Concilien zu unterwerfen [22]). Dies geschah bekanntlich auf den Concilien zu Kostnitz und Basel, die darum mit Recht eine welthistorische Berühmtheit erlangt haben.

Von noch allgemeinerer Bedeutung für unsern speciellen Gegenstand war die unter Karl VII. 1438 zu Bourges gemachte pragmatische Sanction, deren Artikel sich auf die Decrete des baseler Concils gründen. Nach derselben sollen alle zehn Jahre allgemeine Concilien gehalten werden, deren Ort der Papst zu bestimmen hat, welcher Letztere aber selbst der Autorität des Conciliums, wie alle andern Christen, unterworfen sein soll. Ferner sollten nach dieser Sanction künftig die Dignitäten der Dom-, Collegiat- und Klosterkirchen durch Wahl vergeben und für die Bestätigung derselben Nichts mehr gezahlt, sowie die Bischöfe nach den alten katholischen Regeln ohne Bullen vom Papste eingesetzt werden. Später wurde zwar diese Sanction in Folge der Ränke des Papstes Pius II. (Äneas Sylvius) wieder annullirt, indem Ludwig XI. im J. 1461 dem Papste wiederum unbeschränkte Machtvollkommenheit in Frankreich einräumte; allein sowol das pariser Parlament, als auch die dortige Universität legte mehrfachen Protest gegen jene Aufhebung ein. Im J. 1484 gab überdies Karl VIII. in der wichtigen Ständeversammlung von Tours die Wiederbeobachtung jener Sanction zu, sowie er sich 1499 und 1512 zum Beschützer jener pragmatischen Sanction erklärte.

Franz I. dagegen ließ sich aus politischen Gründen bewegen, jene Sanction wieder aufzuheben und im J. 1517 ein Concordat zu Bologna mit Leo X. zu schließen, welches bestimmte, daß an die Stelle der Wahlen der Bischöfe die Ernennung derselben durch den König festgesetzt, sowie die früher verworfenen päpstlichen Annaten (oder Einkünfte für die Bestätigungsbullen) unter einem andern Namen wieder eingeführt wurden. Das pariser Parlament wies zwei Jahre lang die Einregistrirung dieses Concordats, als den allgemeinen Concilien und den gallicanischen Freiheiten zuwider, zurück, sowie auch die pariser Universität energisch dagegen protestirte [23]). Doch wurde das erstere endlich vom Könige gezwungen, dasselbe (18. März 1518) doch mit der Formel einzuregistriren: „auf ausdrücklichen, mehrfach wiederholten Befehl des Königs," wodurch die Nichtigkeit dieser Eintragung ausgesprochen war.

Mittlerweile war die Reformation ausgebrochen, welche auch in Frankreich sehr bald Eingang fand [24]) und sich viel allgemeiner ausgebreitet haben würde, wenn nicht Franz I. in seinem Streben nach Willkürherrschaft in der Unterdrückung derselben seinen Vortheil gefunden hätte. Übrigens hatte ebendieser König, indem er die katholische Kirche und ihren Klerus benützte, um desto unumschränkter regieren zu können, vorübergehend auch die Reformirten unterstützt, wenn ihm die katholischen Großen hinderlich wurden, und zugleich, indem er die höhere Bildung unterdrückte, dem fanatisirenden Klerus eine furchtbare Gewalt über die große Masse des Volkes eingeräumt. Auf diese Weise geschah es, daß der Klerus, so oft mit den Reformirten verhandelt wurde, die aufrührischen Großen begünstigte und mit allen Kräften die Ligue gegen den König unterstützte. Wie dann weiter nach zahllosen Verfolgungen bis zum J. 1562, sechs großen Religionskriegen und jener höllischen Bartholomäusnacht bis 1589 und sieben unmenschlichen Verbannungen der Reformirten bis 1724, die Reformation in Frankreich unterdrückt und überhaupt die naturgemäße Entwickelung des religiösen Lebens dort gehemmt ward, kann hier nicht weiter dargestellt, sondern nur kurz angedeutet werden [25]).

In Bezug auf das Verhältniß der katholischen Kirche zum Staate blieb dort die Lage der Sache seit Franz I. trotz vieler Versuche der Geistlichkeit, ihr Wahlrecht wieder zu erlangen, dieselbe. Nur ist lobend anzuerkennen, daß Frankreich die reactionären Bestimmungen des tridentinischen Conciliums, als den Freiheiten der gallicanischen Kirche widersprechend, großentheils verwarf [26]).

---

18) Sophronizon VI. Heft 6. S. 68. 19) Carové a. a. O. S. 16. 20) Schröckh, Kirchengeschichte. 21. Bd. S. 424. Eichhorn, Kirchenrecht II, 439. Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter V. S. 216. 21) *Bulaei* Hist. univ. Paris. III. p. 574. Scheibler, Idee der Univers. S. 210. 22) Meiners, Geschichte der Entstehung und Entwickelung der hohen Schulen IV. S. 362. Vergl. I. Bd. S. 24. II, 365.

23) Der damalige Rector Mermel ließ an den Straßenecken von Paris eine Verordnung anschlagen, welche Buchdruckern und Buchhändlern verbot, das Concordat zu drucken oder zu verkaufen, bei Strafe, von der Universität fortgejagt zu werden. Sophronizon VII, 6. S. 79. 24) *Capefigue*, Hist. de la réforme t. I. 25) Näheres findet sich hierüber in einer Abhandlung von Tzschirner in Pölitz's Jahrb. vom J. 1828. („Warum blieb Frankreich katholisch?") 26) Als Clemens VIII. die unbedingte An-

Eine entscheidende Epoche machte dagegen in Beziehung auf diese letztere die von Ludwig XIV. 1682 bewirkte Zusammenberufung der französischen Geistlichkeit, von welcher jene berühmten vier Artikel aufgesetzt wurden, die nach den Grundsätzen der Concilien von Constanz und Basel sich über das Verhältniß der französischen Kirche theils zum Staate, theils zum Papste erklärten.

Die Veranlassung derselben war folgende [27]).

Die Könige von Frankreich hatten schon in sehr frühen Zeiten das Recht behauptet, die Einkünfte eines erledigten Bisthums vom Absterben des Bischofs bis zum Eintritte seines Nachfolgers zu beziehen, und während derselben Zeit die in der Diöcese vacanten Pfründen zu vergeben. Dieses Recht wurde als eine unmittelbare Folge des dem Könige gewordenen Ernennungsrechtes betrachtet und von ihm auch in den meisten Provinzen ohne Widerspruch ausgeübt. Nur in einigen Diöcesen der erst in spätern Zeiten mit der Krone vereinigten südlichen Provinzen wollten es die Bischöfe dem Könige ebenso streitig machen wie vorher den Herzogen und Grafen. Die Sache selbst blieb früher, und noch unter Richelieu und Mazarin unentschieden, bis Ludwig XIV. 1673 ein Edict ergehen ließ, worin er besagtes Recht, vorzugsweise Regale genannt, auf alle Bisthümer und Erzbisthümer des Reichs ausdehnte. — Zwei Bischöfe, der von Aleth und der von Pamiers, widersetzten sich und appellirten von den Aussprüchen ihrer Metropolitane, wodurch sie zur Nachgiebigkeit aufgefodert waren, an den Papst. Weder Beweisgründe, noch Befehle, noch Strafen konnten ihre Hartnäckigkeit beugen, noch konnte ihr Tod den Streit endigen. Denn die Capitularen von Pamiers traten in die Fußtapfen ihres verstorbenen Bischofs, appellirten nach Rom, cassirten die Beschlüsse ihres Metropolitans, des Erzbischofs von Toulouse, excommunicirten die Regalisten und erregten solche Unruhen, daß man Truppen nach Pamiers zu schicken genöthigt war.

Der damalige Papst Innocenz XI., obgleich seinem Charakter nach zu den weniger anmaßenden und zu den tugendhafteren gehörend, hielt sich für verpflichtet, diese Gelegenheit zu benutzen, um die Autorität des Papstthums dem französischen Könige gegenüber, wo möglich wieder herzustellen, und erklärte sich demgemäß, nicht bedenkend, daß Ludwig XIV., jetzt im vollen Genusse der unbeschränktesten Souveränetät, nicht der Mann war, von dem sich eine größere Nachgiebigkeit erwarten ließ, als von Philipp dem Schönen. In den an den Bischof und das Capitel von Pamiers erlassenen Breven lobte er ihr Verfahren, cassirte die Befehle des Erzbischofs und erklärte Alle für excommunicirt, welche dem Erzbischofe oder den von ihm ernannten Generalvicarien des Bisthums Pamiers Folge leisten würden. Ludwig, durch den Trotz, den der Papst zur nämlichen Zeit auch in einer andern ähnlichen Streitsache bewies [28]), äußerst beleidigt, gab einigen in Paris anwesenden Bischöfen den Auftrag, den Inhalt der päpstlichen Breven zu untersuchen. Er berief nach dem Gutachten derselben 1681 eine Versammlung der Geistlichkeit des Reichs, welche dem Könige das verlangte Regalrecht in unbeschränkter Ausdehnung ohne Bedenken zuerkannte und diese Nachgiebigkeit in ihrem Schreiben an den Papst durch die Äußerung rechtfertigte, daß es besser sei, etwas von seinen Rechten nachzulassen, als den Frieden zu stören, sonderlich wenn man diesen durch die bloße Änderung einer Disciplinarverfügung erhalten könne. Innocenz war nicht geneigt, diese Lehre zu befolgen, und erklärte durch ein an alle Bischöfe Frankreichs erlassenes Breve Alles, was die Versammlung in Betreff des Regalrechts gethan hätte, für nichtig. Der Klerus, der mit seinen Prärogativen auch seine Unabhängigkeit verloren hatte, zeigte die servilste Geschmeidigkeit gegen den Willen des Königs, und als die Resultate der Debatten desselben über die Grenzen zwischen der geistlichen und weltlichen Macht gingen jene vier weltberühmten Artikel hervor, welche folgendermaßen lauten:

Die Erklärung des gallicanischen Klerus über kirchliche Gewalt.

„Viele bemühen sich, die Decrete und die von unseren Voraltern mit so vielem Eifer verfochtenen Freiheiten der gallicanischen Kirche und die auf den heiligen Kirchengesetzen und der Tradition der Väter ruhenden Fundamente derselben zu zerstören; auch fehlt es nicht an solchen, welche sich nicht scheuen, mittels derselben den von Christus angeordneten Primat des heiligen Petrus und seiner Nachfolger der römischen Bischöfe, und den Gehorsam, den alle Christen denselben schuldig sind, sowie die allen Völkern ehrwürdige Majestät des apostolischen Stuhls, durch welchen der Glaube gepredigt und die Einheit der Kirche erhalten wird, herabzusetzen und zu untergraben. Auch versäumen die Ketzer nichts, um jene Gewalt, durch welche der Friede der Kirche erhalten wird, als gehässig und drückend für Könige und Völker darzustellen, und durch solche betrügerische Vorspiegelungen einfältige Ge-

nahme des Conciliums von Trident dem Könige Heinrich IV. zur Bedingung seiner Absolution machen wollte, wurde es dennoch nur soweit angenommen, „als es den gallicanischen Freiheiten und der öffentlichen Ruhe nicht Gefahr bringe," sodaß der Papst durch Bewilligung dieser Clausel das Untersuchungs- und Entscheidungsrecht des Königs über den Inhalt aller Kirchengesetze und seine Gültigkeit in Frankreich bewilligte. *P. de Marca*, De concordia sacerdotii et imperii 7. 8. 23.

27) Sophr. VII. 1825. Heft 6. S. 80 fg.

28) Der König hatte auf Empfehlung des Ministers Colbert, dann des Erzbischofs von Paris eine Nonne zur Superiorin eines dasigen Stifts ernannt; die Damen des Stifts dagegen wollten das Wahlrecht behaupten und wendeten sich an den Papst, der dann sogleich ihnen befahl, eine neue Wahl vorzunehmen. Der Staatsrath verbot diese Wahl, aber zu spät; das Parlament erklärte solche durch zwei Beschlüsse für ungültig, der Papst durch zwei Bullen für gültig; er ließ sogar die in Rom circulirenden Exemplare jener Parlamentsbeschlüsse durch die Inquisition verbrennen; das Parlament dagegen unterdrückte die Bullen. Der König endigte diese Sache durch Aufhebung des Stifts, unter dem Vorwande, weil solches Schulden halber nicht mehr bestehen könne.

mütter von der Gemeinschaft der Mutterkirche und sogar des Herrn Jesu Christi abzuziehen.

„Um nun diese Nachtheile abzuwenden, haben wir auf königlichen Befehl zu Paris versammelten Erzbischöfe und Bischöfe, als Repräsentanten der gallicanischen Kirche sammt den mit uns zugleich abgeordneten Geistlichen, nach sorgfältiger Überlegung Folgendes festzusetzen und zu erklären beschlossen:

„I. Es sei dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern, den Statthaltern Christi, sowie der Kirche selbst, die Gewalt über geistliche und zum ewigen Heile gehörigen Dinge, nicht aber über weltliche und zeitliche Dinge von Gott übertragen, indem der Herr sagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt; und wieder: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Und diesem nach bestehe jener apostolische Spruch: Alle Menschen sollen den höhern (obrigkeitlichen) Mächten unterthan sein. Denn es ist keine Macht als von Gott: welche aber sind, die sind von Gott geordnet; wer also der Macht widerstrebt, der widerstrebt einer Ordnung Gottes. Folglich können die Könige und Fürsten in zeitlichen Sachen nach der Ordnung Gottes keiner geistlichen Macht unterworfen sein, noch durch die Gewalt der Schlüssel der Kirche auf directe oder indirecte Weise abgesetzt, noch die Unterthanen derselben von der Treue und dem Gehorsam und dem geleisteten Pflichteide losgesprochen werden. Und diese Sentenz, welche zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe nothwendig, und der Kirche, wie der weltlichen Macht zuträglich sei, müsse als mit dem Worte Gottes, mit der Tradition der Kirchenväter und mit den Beispielen der Heiligen übereinstimmend, durchaus beibehalten werden.

„II. Es sei aber in dem apostolischen Stuhle und den Nachfolgern des heiligen Petrus und Statthaltern Christi jene Machtvollkommenheit über geistliche Sachen also, daß zugleich die von dem apostolischen Stuhle genehmigten und selbst durch den Gebrauch der römischen Bischöfe und der ganzen Kirche bekräftigten und von der gallicanischen Kirche mit steter Gewissenhaftigkeit bewahrten Decrete der heiligen ökumenischen kostnitzer Synode über die Autorität allgemeiner Concilien, nach dem Inhalte der vierten und fünften Session, gelten und unerschüttert bleiben, und nicht gebilligt werden von der gallicanischen Kirche diejenigen, welche die Stärke derselben, als ob ihre Autorität zweifelhaft, und sie nicht genugsam genehmigt seien, zu brechen suchen, oder welche die Aussprüche des Concils nur auf die Zeit eines Schisma verdrehen.

„III. Demnach müsse der Gebrauch der apostolischen Macht durch die im Geiste Gottes verfaßten und durch die Ehrfurcht der ganzen Welt geheiligten Kanones regulirt werden; auch gelten die von dem Königreiche und der Kirche Frankreichs angenommenen Regeln, Gebräuche und Anordnungen und die Grenzlinien der Väter bleiben unerschüttert, und dies gehöre zum Machtumfange des apostolischen Stuhls, daß die Statuten und die durch Bestimmung dieses Stuhls und der Kirchen bestätigten Gewohnheiten ihre eigene Festigkeit behalten.

„IV. Auch bei Glaubensfragen habe der oberste Bischof einen vorzüglichen Antheil und seine Decrete reichen an alle und jede Kirchen; doch sei sein Urtheil nicht unveränderlich (absolut gültig), wenn nicht die Beistimmung der Kirche hinzugekommen.

„Dieses von den Vätern Empfangene haben Wir an alle gallicanischen Kirchen und die Bischöfe, welche denselben im heiligen Geiste vorstehen, zu übersenden beschlossen, damit wir Alle eben dasselbe sagen und zugleich in einerlei Sinn und mit einerlei Gesinnung."

Unterzeichnet wurden diese vier Artikel von 34 Bischöfen und 35 andern Gliedern des französischen Klerus, unter welchen Letztern auch der nachmalige Cardinal und Premierminister André Hercule de Fleury sich befand [29]). Hierauf wurden diese Artikel dem Könige durch eine Deputation überreicht, mit der Bitte, sie mit dem Siegel seiner Autorität versehen dem Königreiche bekannt zu machen. Demnach erging ein königliches Edict, im Wesentlichen folgenden Inhalts:

„Wir befehlen allen Parlamenten, Balleien, Seneschausséen, Universitäten und Facultäten der Theologie und des kanonischen Rechts, gedachte Erklärung des Klerus zu registriren. Wir verbieten allen regulirten Geistlichen und allen Weltlichen, irgend etwas zu lehren oder zu schreiben, was den in dieser Erklärung enthaltenen Lehren entgegen wäre. Wir verordnen, daß Alle, welche zu einem theologischen Lehramte gewählt werden, diese Erklärung unterschreiben und versprechen, diese vier Artikel zu lehren. Eine Abschrift dieses Versprechens, unterzeichnet von den Greffiers der Facultäten, soll durch die Syndici der Facultäten den Ortsordinaren und den Generalprocuratoren zugestellt werden.

„Wir wollen und befehlen, daß auf allen Universitäten, wo mehre Professoren der Theologie sind, einer derselben den Auftrag habe, jedes Jahr die in der Erklärung enthaltenen Lehrsätze vorzutragen; auf solchen aber, wo nur ein Professor ist, soll derselbe alle drei Jahre ein Mal solches thun. Die Syndici der theologischen Facultäten sollen jedes Jahr vor Eröffnung der öffentlichen Vorlesungen den geistlichen Vorstehern der Städte, in welchen gedachte Facultäten errichtet sind, sowie den Generalprocuratoren die Namen der Professoren anzeigen, denen der Auftrag ertheilt ist, gedachte Lehrsätze vorzutragen. Auch sollen diese Professoren jenen geistlichen Vorstehern und Generalprocuratoren auf erhaltenen Befehl die Hefte vorlegen, welche sie ihren Schülern dictiren. Wir verordnen, daß kein Baccalaureus die Licentiam noch die Doctorwürde erhalten soll, bevor er nicht in einer seiner Thesen die gedachten Lehrsätze vertheidigt hat. Wir empfehlen den Bischöfen, daß sie in dem Umfange ihrer Diöcesen die vier Artikel lehren lassen. Wir befehlen den Dechan-

29) Sophronizon VII. Heft 6. S. 98.

ten und Syndicis der theologischen Facultäten, über die Vollziehung dieser Unserer Willensmeinung zu wachen, unter der Strafe der persönlichen Verantwortlichkeit.

„Und Wir befehlen den Parlamenten, gegenwärtiges Edict, sowie die Erklärung der Geistlichkeit zu registriren und bei den Gerichtsstellen und Universitäten ihres Districts publiciren und registriren zu lassen."

In Bezug auf die Würdigung dieser sogenannten Freiheiten der gallicanischen Kirche ist zunächst geschichtlich zu bemerken, daß so unbestreitbar die erörterten Thatsachen einer langen Reihe von Versuchen einer Emancipation der Kirche, sowie des Staats aus der päpstlichen Bevormundung auch sind, dennoch Frankreich nicht der Ruhm gebührt, in dieser wichtigen Sache die Bahn gebrochen zu haben, da schon weit früher kräftige teutsche Kaiser hierin vorangegangen sind. So schon Otto I., der den Papst Johann XII. absetzen und sich von dem römischen Volke schwören ließ, daß es nie ohne sein und seiner Nachfolger Wissen und Willen einen Papst anerkennen werde. Diese Übung ihrer wohlbegründeten kaiserlichen Rechte geschah auch von den Ottonen, seinen Nachfolgern, welche als oberste Schutz- und Lehnsherren der Stadt Rom und ihres Gebietes, in den Päpsten nur ihre Vasallen erkannten, sie demgemäß vor ihre Gerichte zogen, absetzten u. s. w. Auch die ersten Regenten salischen Stammes, die nach dem Aussterben der Ottonen den Thron bestiegen, waren nicht minder eifersüchtig auf die Erhaltung ihrer kaiserlichen Majestätsrechte; Heinrich III. setzte drei Päpste ab und erhob drei Mal teutsche Bischöfe auf den päpstlichen Stuhl. Der Kampf der kräftigen Hohenstaufen gegen das Papstthum ist bekannt [30]).

Sodann ist näher zu erörtern, ob denn auch wirklich diese Fundamentalartikel die Grundlagen einer wahren Freiheit der Kirche und nicht dieser allein, sondern auch der Freiheit des Staats und der gesammten Volksentwickelung sind oder enthalten, wie selbige nicht nur aus der Natur der Sache, sondern auch aus den Principien des richtig verstandenen Christenthums selber sich ergibt, worüber natürlich wiederum zunächst die Geschichte befragt werden muß.

Man muß hierbei auf den Hauptpunkt zurückgehen, nämlich auf den Grundsatz der katholischen Kirche von der unmittelbar göttlichen Stiftung der Kirche, auf welchen das ganze katholische Kirchenrecht sich stützt [31]), der übrigens durchaus bei näherer Prüfung nicht stichhaltig erscheint [32]). Wie die Geschichte unwidersprechlich lehrt, hatte die Gesellschaft, in welcher Jesus selbst mit seinen Aposteln und Freunden lebte, gar nichts von der Form einer kirchlichen, sondern es war nur die Gesellschaft eines Lehrers und seiner Schüler nach der unter den Juden gewöhnlichen Art eingerichtet, nur etwa noch mit dem Unterschiede, daß Jesus, um keiner Art von Aristokratie oder Hierarchie in dieser Verbindung Vorschub zu thun, das Volk und seine Jünger noch ausdrücklich warnte: Ihr sollt euch nicht Rabbi nennen lassen, denn Einer ist euer Lehrer (καθηγητής), ihr aber seid Alle Brüder u. s. w. (Matth. 23, 8. 10); ferner sollte ja das Reich Gottes, welches er auf Erden stiftete, nicht in äußerer Gestaltung (οὐκ μετὰ παρατηρήσεως Luc. 17, 20), oder in den bestimmten Formen einer äußeren Gesellschaft oder gesellschaftlichen Anstalt erscheinen und bestehen (Luc. 17, 21) [33]). „Im Christenthume," sagt daher Herder mit Recht, „gibt es keinen Klerus; vertilgt sollte der Name wie der Unbegriff werden [34])"; und ebenso gewiß ist, daß überhaupt unter der „christlichen Kirche" ursprünglich keine äußere Religionsgesellschaft, sondern nur die „Gemeinschaft der Gläubigen, die nach der Stiftung des Gottesreichs auf Erden ringen, verstanden wurde." Gemäß diesem ausdrücklichen Verbote Jesu, eine Hierarchie oder ein Priesterthum und namentlich ein Oberpriesterthum zu stiften, und gemäß dem christlichen Hauptprincip, daß alle Menschen auf gleiche Weise zur Kindschaft Gottes berufen seien, war die ursprüngliche Verfassung der Kirche ein freier, brüderlicher Gesellschaftsverein, der alle Entscheidungen über alle innern Angelegenheiten, namentlich über Glaubenssätze, Anstellung von Gesellschaftsbeamten oder Vorstehern (Bischöfen u. s. w.) nach der Verhandlung, Berathung und Zustimmung aller Glieder der Versammlung der Gläubigen überließ [35]). Und nicht blos als gleichberechtigte Brüder, sondern als sämmtlich geistlich stellt sie alle Gläubigen dar (1 Petr. 2, 5—9). Daher war es in der apostolischen, in der Urkirche, und in der Kirche der ersten Jahrhunderte jedes christlichen Mannes Recht, durch Lehre, Gebet, begeisterte Rede und Ermahnung nach Kräften und innerem Berufe auf die Versammlung und die Gemeinschaft der Gläubigen zu wirken (1 Kor. 12, 20 fg. 14, 26 fg.). Eben wegen des Hauptgrundsatzes, daß die gemeinschaftlichen Angelegenheiten von der kirchlichen Gesammtheit ausgehen müßten, wurden auch die Angelegenheiten der christlichen Kirche in den früheren Jahrhunderten zuerst blos durch die Autonomie der einzelnen Gemeinden bestimmt, dann aber durch den Zusammentritt derselben oder ihrer Stellvertreter in Synoden oder Concilien, die schon im

30) Pahl, Kirchenrecht S. 508. 31) Vgl. das erste beste Lehr- oder Handbuch des kanonischen Rechts. 32) Planck, Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfass. I. S. 15. Twesten, Dogmatik I, 103.

33) Matth. 23, 7—9. Paulus, Sophronizon. 1826. III. S. 76. Gieseler, Kirchengeschichte I, 108 (ed. 1). Carové, Was ist römisch-katholische Kirche? S. 7 fg. („Man sieht auch hieraus, wie sehr die heilige Schrift vergessen sein mußte, als die Gläubigen und vollends die Nachfolger der Apostel den römischen Bischof nicht mehr als Bruder, sondern als heiligen Vater, ja als Vater der Väter begrüßten und dieser sich selbst den Vater der Christenheit nannte.") — Daß die Stelle Matth. 16, 18 (Du bist Petrus, auf diesem Felsen will ich meine Gemeinde erbauen) keineswegs ein Primat der sogenannten Nachfolger Petri, noch die sogenannte Schlüsselgewalt begründet, ist aufs Klarste nachgewiesen in (Schirmer's) Kirchenrechtl. Unters. 2c. S. 71. Vgl. Hüllmann, Ursprung der Kirchenverfass. S. 126. Die einfachste Widerlegung gibt der anspruchlose Apostel Petrus selbst, indem er auf das Nachdrücklichste gegen die Anmaßung einer Herrschaft warnt (1 Petr. 5, 9). 34) Adrastea I, 130. 35) Staatslexikon sub Christenthum.

2. Jahrh. zur Schlichtung der Streitigkeiten über die Lehre des Montanus entstanden und schon im dritten in vielen Gegenden regelmäßig alljährlich stattfanden, nach dem ersten ökumenischen nicäischen Concilium (325) aber in jeder Provinz jährlich zwei Mal stattfinden sollten. Auf denselben wurde insbesondere ermittelt, welche Lehre die echt christliche und apostolische sei, um die Einheit des Glaubens zu erhalten. Die Gültigkeit der Autonomie der Kirchengemeinden aber wird auch noch später überall, soweit sie nur nicht das allgemeine Dogma und die Sitten verletzt, anerkannt. Selbst Gerichtsbarkeit, Excommunication und auch Absetzung pflichtwidriger Vorsteher war früher Recht der Gemeinde, und auch als die Excommunication Sache des Bischofs ward, mußte die Gemeinde doch zustimmen. Ebendeshalb wurden von den vielen Reichssynoden nur vier als ökumenische anerkannt, weil nur sie allgemeine Annahme fanden [36]). — Schon sehr frühzeitig hatte sich indessen aus der einfachen ursprünglichen Verfassung und Verwaltung der ersten christlichen Kirchen, deren Gesellschaftsbeamte blos aus Ältesten (Presbytern) oder Aufsehern (Bischöfen) und Diakonen (Dienern) bestanden, allmälig ein hierarchisches System, ein Klerus im Gegensatze des Laienstandes gebildet. Obgleich, wie bemerkt, Christi Ausspruch alles Priesterthum verwarf und die Apostel das Jüdische ausdrücklich aus der christlichen Kirche ausschlossen, so gefielen sich doch bald jene Kirchenbeamten darin, sich mit dem Mosaischen Levitenthume zu vergleichen, ihren Stand als den fortgesetzten Levitischen Stamm anzusehen und sich auch danach zu benennen (sacerdotes, Levitae). Demgemäß stellten sie sich als regierende, von Gott selbst eingesetzte Kaste (Klerus) zwischen Gott und die Gemeinde (Laien), weil auch die jüdischen Leviten eine solche Priesterkaste gebildet hatten. In diesem Klerus selbst bildete sich bald eine Aristokratie und Oligarchie von Presbytern, Diöcesanen, Bischöfen, Metropolitanen und Patriarchen (wovon die Kirchengeschichte das Weitere berichtet), unter denen letztgenannten der Patriarch von Rom bereits im J. 367 durch den Kaiser Valentinian und Gratian eine Bestätigung ihres angemaßten Primats empfing. War die christliche Kirche nun schon früher eine bedeutende Macht gewesen, so wurde sie es nun noch mehr, da sie durch jenes Primat als Papstthum auch in ihren äußern Verhältnissen eine monarchische Form und die der Monarchie eigenthümliche Einheit, Consequenz und Energie erhielt [37]). Dennoch blieb noch geraume Zeit das Hauptprincip der kirchlichen Freiheit diese Autonomie in ihren innern Angelegenheiten anerkannter Grundsatz. Auch die früheren Bischöfe von Rom, so namentlich Clemens, wenn über kirchliche Angelegenheiten zu sprechen war, wenn sie als Vorsteher einer apostolischen Kirche um Zeugniß oder Rath gebeten wurden, sprachen nicht in eigenem Namen, sondern im Namen ihrer Gemeinde (der ecclesia, quae incolit Romam) [38]). Und zu der Bestellung christlicher Vorsteher (Presbyteri und Bischöfe) hielten sie, hielt selbst das spätere Mittelalter die Wahl oder doch die Zustimmung der Gemeinschaft für nothwendig [39]), und nur factisch verletzte der päpstliche Despotismus diese wie andere Rechtsgrundsätze, der freilich damals die ganze Staatsgewalt sich dienstbar zu machen bestrebt und gewußt hatte.

Während auf diese Weise das Papstthum zu einer nur durch kirchliche Aristokratie beschränkten geistlichen Autokratie oder absoluter Monarchie sich erhob, erhielten sich doch einige Nationen mehr als die andern, auch einzelne Corporationen oder Individuen in der Ausübung gewisser Gerechtsame in geistlichen Sachen oder in einem gewissen Grade der Freiheit und Unabhängigkeit von den neuern Anmaßungen der höheren geistlichen Gewalten in Kirchensachen [40]). Daß die Bischöfe, selbst der römische, den Königen und Kaisern unterthan sein, diese die Bischöfe, Äbte u. s. w. ernennen und belehnen, die Geistlichen bei Vergehungen gegen kirchliche wie gegen politische Gesetze ermahnen und bestrafen sollten, das war ein Gräuel für Papst Gregor VII. und der große Streit stieg, bis die Päpste ein der weltlichen Obrigkeit überlegenes Ansehen erlangten. Als aber nun Bischöfe und Äbte der verschiedenen Länder selbst nichts anderes mehr als Vasallen des Papstes waren, dem sie die oberste Jurisdiction überlassen mußten, und der von dem Klerus wie von den Laien unter den mannichfaltigsten Vorwänden Abgaben über Abgaben foderte, da sprach man von den Freiheiten der Kirchen im Gegensatze gegen die Herrschaft des Papstes. In dieser Beziehung verstand man unter dem Ausdrucke gallicanische, anglicanische, germanische Kirche ursprünglich nicht blos die Geistlichkeit dieser Nationen, sondern auch die Könige mit dem gesammten Volke. Die Freiheiten dieser Kirchen waren auch nicht etwa gewisse von den Päpsten ertheilte Privilegien oder „Ausnahmen von Rechten," sondern Rechte in Kirchensachen, welche die Kirchengemeinden, Regenten, Bischöfe, Kleriker ursprünglich, der Natur der Sache gemäß, selbst auszuüben, jetzt aber gegen die immer mehr sich selbst erweiternde Gewalt der Päpste zu vertheidigen hatten. — Der allgemeine Grundsatz, auf welchem diese Freiheiten beruhten, war: die Kirchenvereine sind als solche und der ursprünglichen Verfassung nach zunächst nur den durch ihre eigenen Synoden verfaßten allgemeinen Kirchengesetzen unterworfen. Der Papst, wenn auch als Haupt der Kirche und Statt-

36) Eichhorn, Kirchenrecht I. S. 41 fg. 37) Pahl, Öffent. Recht u. s. w. S. 70. Joh. Müller, Werke. 1831. II. S. 146. Leo, Gesch. der italienischen Staaten I, 153. Wachsmuth, Eur. Sittengesch. II, 191.

38) *Clemens* ep. ad Corinth. Eichhorn, Grundsätze des Kirchenrechts. Cyprian (gest. 258) versichert ep. 6, 5: er habe „a primordio episcopatus mei *nihil* sine consilio vestro (seiner compresbyteri) et sine consensu plebis," also Nichts blos nach seiner Privatansicht verfügt. 39) Consentiente ecclesia universa, sagt *Clemens* l. c., Clericorum testimonio, *plebis suffragio*, oder de sacerdotum antiquorum et bonorum virorum collegio sollen nach *Cyprian* Ep. 52, 4; 68, 6 die Bischöfe bestellt werden. Ohne Assistenz und Zustimmung des Volks soll nach *Cyprian* ep. 8 überhaupt keine geistliche Weihe ertheilt werden. 40) Vgl. Sophronizon VII. H. 5. S. 57 fg.

halter Jesu Christi verehrt, kann doch nicht über die Kirche selbst und ihre Gesetze erhaben sein (1 Kor. 3, 21). Er sei ein Organ Gottes und der Kirche, Ausleger und Vollzieher des göttlichen Worts und der Kanones, mit denen er übereinstimmen soll. Das weltliche Regiment ist, als Mittel der für die Moralität vorbereitenden legalen Ordnung, ebenso wie das geistliche von Gott gewollt, aber diesem nicht unter-, sondern nebengeordnet. Wo Regenten und Concilien Kraft genug hatten, ihre Rechte zu behaupten, folgerte man aus den angeführten Grundsätzen auch Beschränkung der Abgaben, welche der römische Hof für Ertheilung der Dispensen, Ernennungen, Bestätigungen u. s. w. eingeführt hatte. Mit gleichem Grunde suchte man auch das Wahlrecht der Kirchen, welches die Könige verschiedentlich sich zugeeignet hatten, mit Unrecht hingegen zugleich die Freiheit der geistlichen Güter von weltlichen Abgaben, und die Freiheit der Geistlichen von weltlicher Jurisdiction als einen wesentlichen Theil der kirchlichen Rechte zu behaupten. Doch das Weitere hierüber kann hier nicht erörtert werden, wo es blos darauf ankam, den Ursprung der sogenannten Kirchenfreiheiten im Allgemeinen und die eigentliche und ursprüngliche Bedeutung dieses Ausdrucks historisch anzudeuten, die namentlich in den vier Artikeln der gallicanischen Kirche keineswegs vollständig festgehalten, vielmehr in mehr als einer Beziehung verwischt ist.

Um nun auf diese Artikel selber zurückzukommen, so reducirt sich das, was sie in Frankreich von „Freiheit" darbieten, einzig und allein auf das Verhältniß zu Rom oder der römischen Curie, deren Anmaßungen sich allerdings Frankreich nicht mehr zu unterwerfen braucht. So anerkennenswerth diese Freiheit oder Befreiung auch ist, so haben doch die Franzosen keinen Grund, so absonderlich stolz hierauf zu sein. Denn einerseits hat dieselbe ja ihre staatskirchenrechtliche Grundlage in den Decreten der allgemeinen Concilien von Kostnitz und Basel, welche das sogenannte Episkopalsystem gegen das Papalsystem geltend machten; andererseits haben z. B. die Spanier unter viel ungünstigeren Umständen eine ähnliche Selbständigkeit ihrer Nationalkirche geltend gemacht und behauptet [41]). Endlich hat Frankreich diese Befreiung von Rom mit der Unterwerfung seiner Kirche unter die Königsgewalt bezahlen müssen; ein Preis oder Tausch, bei welchem es wenig oder nichts gewonnen haben möchte.

Nicht zu leugnen ist, daß in der im ersten dieser vier Artikel ausgesprochenen Anerkennung der selbständigen souverainen Gewalt des Staates und der darin enthaltenen Hoheitsrechte desselben über die Kirche als äußere Gesellschaft (circa sacra) eine unbestreitbare Grundwahrheit liegt. Als nothwendige Folgerung derselben ergibt sich der bekannte politische Fundamentalartikel des gesammten neuern Kirchenstaatsrechtes, nämlich das Princip der königlichen oder landesherrlichen Genehmigung (placitum regium). Diese landesherrliche Genehmigung, ohne welche keine kirchlichen Gesetze, keine päpstlichen Verfügungen oder Concilienschlüsse angenommen, bekannt gemacht, gedruckt und angewendet, und keine Agenten auswärtiger Behörden oder ihre Thätigkeit zugelassen werden dürfen, gibt der Staatsregierung das Recht und die Möglichkeit zu prüfen, ob nicht die bestimmten Maßregeln den im Staate angenommenen kirchlichen Gesetzen oder den Gesetzen und Interessen des Staats widersprechen. Es ist dieses Recht des Placets jetzt fast in allen Staaten (mit Ausnahme Englands, Amerika's und neuerlich Belgiens) und zwar in gleicher Ausdehnung anerkannt wie in Frankreich [42]). Allein in dem letztgenannten Staate ist die Macht der Staatsgewalt mit Hilfe jener Artikel weit über ihre natürlichen Befugnisse und Schranken der Kirche gegenüber ausgedehnt worden, wie sich gleich näher ergeben wird.

Soviel ist zunächst klar, daß von Freiheiten der gallicanischen Kirche in jenem ursprünglichen und eigentlichen Sinne des Wortes gar nicht die Rede ist und sein kann. Denn einerseits zeigt sich hier die so grundverderbliche Verwechselung zwischen Kirche und Klerus, und die Anmaßung dieses Klerus, schlechtweg als Kirche zu gelten, hebt schon von selbst den Begriff der Freiheit dieser letztern auf. Andererseits erklärt ja der vierte Artikel ausdrücklich den Antheil des Papstes in Glaubenssachen für überwiegend und seine Entscheidung hierin wenigstens dann für unabänderlich, wenn die Beistimmung der Kirche, d. h. des Klerus, hinzukommt. Sobald also der Papst und die französische Geistlichkeit über irgend welche Dogmen harmoniren, so werden sie für alle französischen Katholiken zur unabänderlichen Glaubensvorschrift! Dies entspricht allerdings den Principien des Katholicismus, welcher ganz consequent den Grundsatz behauptet, daß, wer auch nur einen einzigen von der Kirchengewalt anerkannten Glaubenssatz bezweifelt, hiermit sofort aufhört, Katholik zu sein [43]). Aber ebendeshalb kann es dort ebenso wenig eine wahre Freiheit der Kirche, d. h. der Gesammtheit der Gläubigen, geben, als in solchen Staaten von bürgerlicher und politischer Freiheit die Rede sein kann, wo die Gesetzgebung ohne alle Zustimmung des Volkes oder seiner Stellvertreter ausgeübt wird, wo der bloße Wille des Regenten und seiner Beamten hinreicht, Gesetze zu geben, die den bestehenden Rechtszustand willkürlich umgestalten und seine Sicherheit gefährden. So lange mithin in dem „constitutionellen" Frankreich nicht die Kirche als solche, als Verein der wirklichen Gläubigen, durch Einführung einer Presbyterial- und Synodalverfassung sich von dem Joche der Bevormundung des Klerus emancipirt, somit aber auch zugleich die Basis jener vier Artikel aufgibt, ist und bleibt es ein Misbrauch der Sprache, von Freiheit der gallicanischen Kirche zu reden. Daß ferner nur unter dieser

---

41) Dies hat u. A. der berühmte Grégoire gezeigt und anerkannt; s. Essai historique sur les libertés de l'église Gallicane p. 431.

42) Sowie auch von den neuern katholischen Kanonisten. Vgl. Staatslexikon. 5. Bd. S. 310.

43) Zachariä, Vierzig Bücher vom Staate IV. S. 293.

Voraussetzung von einer wahren „Freiheit des Unterrichts" die Rede sein kann, bedarf wol keines weitläufigen Beweises. Daß aber ohne eine solche Freiheit das gesammte Volks- und Staatsleben seiner eigentlichen höhern Bestimmung nicht zugeführt werden kann, vielmehr in steter Gefahr schwebt, ist ebenfalls klar; „wer Herr der Erziehung ist, kann die Gestalt der Welt verändern," sagte schon Leibnitz. Was aber diese „Freiheit des Unterrichts" in Frankreich betrifft, so ist sowol die Art, wie die Partei des „Klerus," als wie die der „Universität" (d. h. die Bureaukratie oder die Staatsgewalt in dem von ihr ganz abhängigen Concil der Universitätsgelehrten —), diesen Ausdruck braucht und deutet, derselbe Nichts als Hohn! [44]) Auch die berühmte Rede des Mr. Thiers im Mai 1844 gehört hierher, in welcher er erklärte, das Wort „Freiheit des Unterrichts" sei nur zur Verhüllung von Parteiabsichten des Klerus erfunden worden [45]).

Wie weit aber grade der Klerus in Frankreich in Bezug auf wissenschaftliche Bildung zurück ist, kann als bekannt vorausgesetzt werden, sowie, daß die Jesuiten sich dort schon geraume Zeit viel Mühe geben, sich des Unterrichts, durch diesen der Jugend und so der künftigen französischen Nation zu bemächtigen. Sehr treffend hat dieses vor einigen Jahren die Schrift: Les Jésuites et l'Université par *F. Genin* (Paris 1844.), aus einander gesetzt, in der zugleich bemerkt wird, daß der Glaube an Zauberei und Hexerei unter dem gemeinen Volke in Frankreich wieder sehr um sich greift und schon viele Verbrechen hervorgerufen hat, und daß besonders die Jesuiten dort Briefe zu Hunderten verbreiten, die eigenhändig von Jesus Christus geschrieben sein sollen!! „Und die Regierung, der katholische Klerus schweigt dazu!" Nun der letztere muß wol schweigen, denn er ist nur der Sklave der Jesuiten und der Bischöfe. Die Jesuiten haben die Bischöfe für sich gewonnen und dadurch sind sie die Herren des Klerus, der armen Landpfarrer geworden. Diese letztern sind in einen wahrhaft traurigen Zustand versunken. Das Napoleon'sche Concordat hat sie ruinirt. Das Recht ihrer Einsetzung ist an die Bischöfe gefallen, sie sind amovibel geworden. Der Bischof setzt sie ein oder ab, wie er will, und ohne einen Grund angeben zu müssen, und so gibts in Frankreich wirklich noch 40—50,000 Leibeigene, die armen Pfarrer! Gleich in Masse, durch bloße Circularschreiben der Bischöfe, werden sie oft von ihren Stellen entfernt. Wie sollten sie ein freies Wort gegen die Jesuiten wagen?! (Genin schlägt vor, Laien sollten in Paris einen Verein bilden, um sich der Pfarrer anzunehmen, und bei den Deputirten mit Klagen einzukommen) [46]).

44) „Frei sein nennt der Justizmann Dupin den Klerus bescheiden; frei sein nennt der Bischof von Chartres die Philosophen beim Staate verklagen; frei sein nennt Hr. Cousin die Kirche beherrschen" u. s. w. Vgl. Allgem. Zeit. vom 16. Mai 1844. Beil. S. 1094. 45) s. diese Rede in der Oberpostamts-Zeitung vom 22. Juni 1844. S. 1 fg. Vgl. Grenzboten. 1849. Zweites Maiheft S. 301. 46) Leipz. Rep. 26. Apr. 44. Heft 17. S. 144.

Dazu kommt noch der wichtige Punkt, daß, ganz angemessen dem katholischen Grundgedanken einer unbedingten Unterwerfung unter den Papst, jeder Bischof folgenden Vasalleneid schwören muß: „Jura, honores, privilegia et autoritatem sanctae Romanae ecclesiae, *Domini nostri* papae et successorum conservare, defendere, augere et promovere curabo. Neque ero in consilio, vel facto, seu tractatu, in quibus contra ipsum *Dominum nostrum*, vel eandem Romanam ecclesiam aliqua sinistra vel praejudicialia personarum, juris, honoris, status et potestatis eorum machinentur; et si talia a quibuscunque tractari vel procurari novero, impediam pro posse; et quanto citius potero, significabo *eidem Domino* nostro, vel alteri, per quem possit ad ipsius notitiam pervenire!"

Sowie nun das Papstthum von Anfang an bis auf Pius IX. (wie dessen „Allocutionen" vom J. 1847 zur Genüge beweisen) [47]) stets consequent den Grundsatz festgehalten hat, den Rechten der römischen Curie nie etwas zu vergeben („Rome ne recule pas!"), wie deshalb auch alle sogenannten Concordate mit der römischen Curie keine wahren rechtsgültigen Staats- und Kirchenverträge, sondern nur solche sind, in welchen der Papst in diesem oder jenem Punkte aus Gründen der Politik nachgibt, und immer dabei mit dem Vorbehalte der clausula rebus sic stantibus bereit ist, jedes Zugeständniß wieder zurückzunehmen (s. d. Art. Concordat), so ist auch sehr wohl erklärbar, daß die Päpste auch diese gallicanischen Kirchenfreiheiten nur unter jene Kategorie eines bloßen Concordats bringen, wie sie denn auch die Rechtsgültigkeit derselben bis auf die neueste Zeit bestritten haben [48]); und ebenso erklärlich ist es, daß auch die Bischöfe jenem Vasalleneid gemäß auf ähnliche Weise handeln müssen, da ihnen, sowie der ganzen, durch den Cölibat den nationalen Interessen entfremdeten katholischen Geistlichkeit, der Befehl ihres auswärtigen Oberhauptes, dessen Entscheidung sie noch dazu Infallibilität beilegen müssen, und ihre Verpflichtung gegen ihre heilige (nach ihrem Glauben von Christus selbst eingesetzte) Kirche allen andern Pflichten und Vorschriften vorangeht. (Als neuesten Beleg hierfür braucht man sich nur daran zu erinnern, daß noch in diesem Jahre eine bedeutende Zahl katholischer Geistlicher und Lehrer, namentlich aber die Erzbischöfe und Bischöfe, selber den Eid auf die preußische Verfassung vom 31. Jan. 1850 nur mit dem Vorbehalte: salvis ecclesiae juribus, leisten zu können erklärte.) [49]) Da nun überdies die katholische Geistlichkeit wirklich ein sogenanntes *imperium* über die Gewissen der Laienwelt nicht nur sich anmaßt, sondern auch positiv rechtlich und factisch

47) Vgl. Görres' Histor.-polit. Bl. 1848. H. 6. Weser-Zeit. 1848 vom 9. Jan. und vom 12. Jan. 48) Vgl. besonders die (im Sophronizon VII. H. 6. S. 1 fg. mitgetheilte) Schrift des berühmten Fea über die indirecte Oberherrlichkeit des heiligen apostolischen Stuhls über die weltliche Macht der Souveraine. 49) Vgl. d. Preuß. Staatsanz. vom 19. April 1850.

hat, so ergibt sich daraus zur Genüge, wie wenig Garantien sowol die religiöse als die übrige bürgerliche Freiheit in einem katholischen Lande haben kann, dessen die Gemüther des Volkes beherrschende Geistlichkeit nicht auf wahrhafte Weise sich von der despotischen Glaubensherrschaft eines fremden Oberhauptes emancipirt und eine echte nationale Kirchenfreiheit gegründet hat, als welche die sogenannten gallicanischen Freiheiten aus diesen Gründen eben nicht angesehen werden können. Übrigens haben unsere fraglichen vier Artikel noch eine andere Schattenseite, und zwar eine so dunkle, daß dadurch der letzte Funken einer wahren Freiheit der gallicanischen Kirche erlischt. Indem sie die frühern Grundsätze, Gebräuche und Einrichtungen der gallicanischen Kirche bestätigen, sanctioniren sie zugleich die frühere Befnechtung der Kirche durch die Staatsgewalt. Hierzu kam, daß sich sehr frühzeitig in der französischen Jurisprudenz die Theorie und Praxis sehr ausgedehnter Einschreitungen der Staatsgewalt und sogenannter Recurse über Misbräuche der geistlichen Gewalt (appels comme d'abus) bildete und dann neuerdings durch die Napoleon'sche Gesetzgebung noch sehr erweitert ward[50]). Dieses Recht des Recurses oder der Verfolgung wegen Misbrauchs gibt der Staatsbehörde bei jeder Ausübung geistlicher und kirchlicher Functionen auf erhobene Beschwerden im Namen des Staates oder von Privaten das Recht, zu prüfen, ob die geistliche Handlung den im Lande recipirten kirchlichen Regeln und Gesetzen, oder dem Staatsgesetze widerspricht, und ob sie irgend die öffentlichen Rechte gefährdet, oder willkürlich die Gewissen beunruhigt, oder die Rechte, die Ehre, den Frieden der Bürger und der Familien — die der Kirchenmitglieder selbst, oder anderer Bürger — compromittirt. So werden denn bei dieser Ausdehnung selbst die Verwaltung und vorzüglich die Verweigerung der Sacramente, z. B. der Sterbesacramente oder der Einsegnung bei gemischten Ehen, ja auch die Lehrsätze der kirchlichen Behörden, ebenso wie Ausschließungen und Strafverfügungen, vorzüglich auch Absetzungen gegen Kirchenbeamte, insbesondere auch die Reglements und die Lehren und Handlungen in den geistlichen Seminarien, als öffentlichen Erziehungshäusern, Gegenstand der Recurse und des Einschreitens der Staatsbehörde[51]). Da nun die Grenzen in Bezug auf solche Einschreitungen sehr unbestimmt sind, so ist gewiß, „daß die französische Regierung durch irgend eine willkürliche Ausübung ihrer Befugnisse, selbst ohne Verletzung der Gesetze alle Selbständigkeit der Kirche und der kirchlichen Glaubens- und Disciplinargesetzgebung ganz zerstören kann"[52]).

Erwägt man alles dies, so wird man der Behauptung eines unserer berühmtesten Historiker[53]) vollkommen beistimmen müssen, „daß der französische Klerus in den sogenannten Freiheiten der gallicanischen Kirche die Unterwürfigkeit gegen den Papst eigentlich nur mit der gegen den König vertauscht habe," wie es denn auch geschichtlich feststeht, daß fortan der Klerus, wie der Feudaladel, sich als willfährigstes Werkzeug unter den Despotismus des Autokrators schmiegte[54]), und mit jenem in gleichem Knechtssinne wetteiferte, dadurch aber zugleich wesentliche Mitursache der französischen Revolution ward[55]). Selbst französische Schriftsteller erkennen den außerordentlichen und gefährlichen Einfluß, den die weltlichen Behörden sich selbst nach dem Wortlaute der Gesetze über die Kirche anmaßen könnten, sehr bestimmt an, entschuldigen ihn aber durch Zweierlei. Ein Mal sagen sie, da die Kirche jetzt keine besondern und allgemeinen Synoden hat, und hierdurch der Einfluß hoher und niederer geistlicher Beamten nicht in steter Übereinstimmung mit den Bedürfnissen und den Grundgesetzen der kirchlichen Gesammtheit gehalten wird, da sogar ein auswärtiger weltlicher, in die vielfachsten verschiedenen Interessen verwickelter Kirchenfürst an ihrer Spitze steht, sodaß für die größten Verletzungen der Bürger und der Staatsinteressen Versuchungen, Auffoderungen und Mittel nur allzu leicht denkbar sind, so verlangen unsere Bürger gleich den früheren Belgiern, so verlangen die Staatsinteressen auf das Dringendste Schutz gegen geistliche und papistische Anmaßungen und Misbräuche, wie sie die Geschichte so oft zeigte; sie verlangen, daß wenigstens die Regierung das Volk gegen geistlichen Hochmuth oder Misbrauch in der Kirche vertrete. Sodann sagen sie: die Behörden, der sorgfältig zusammengesetzte Staatsrath, die öffentlich verhandelnden inamovibeln Richter mit Geschwornen und dazu die freie Staatsverfassung und vor Allem die freie Presse verbürgen auch der Geistlichkeit und der Kirche Schuz gegen despotischen und indiscreten

50) Staatslexikon V. S. 311. 51) Der 6. Artikel des organischen Statuts von 1802 lautet wörtlich: „Il y aura recours au conseil d'état dans tous les cas d'abus de la part des supérieures et autres personnes ecclésiastiques. Les cas d'abus sont l'usurpation ou l'excès de pouvoir, la contravention aux lois et règlements de la république, l'infraction aux règles consacrées par les canons reçus en France, l'attentat aux libertés, franchises et coutumes de l'église gallicane et toute entreprise et procédé qui dans l'exercice du culte peut compromettre l'honneur des citoyens, troubler arbitrairement leurs consciences, dégénérer en oppression, en injure ou en scandale publique."

52) Worte Welcker's im Staatslexikon a. a. O. S. 312. 53) Wachsmuth, Eur. Sittengesch. V. Abth. 2. S. 282. Ganz in diesem Sinne wird auch im Sophronizon VII. Heft 6. S. 81 gesagt: „Das Resultat von allen diesen Ereignissen war, daß die gallicanische Kirche ihre gegen das auswärtige geistliche Oberhaupt von jeher vertheidigten Freiheiten behielt, daß dagegen der gallicanische Klerus seine Prärogativen in die Hände des wirklichen Oberhauptes übergegangen sah. Der König war es, der zuletzt alle Früchte des Kampfes gegen das Papstthum einerntete." 54) „Bossuet war beseelt von pfäffischem Stolze gegen seines Gleichen und Niedere, im Dienste des Königs aber willig, selbst dem Papste Widerstand zu leisten; der Bischof von Noyon setzte einen Preis aus, den unerschöpflichen Stoff von Ludwig's Tugenden auf immer zum Gegenstande der Verherrlichung zu machen (*Duclos* I, 221). Fenelon stand mit seinem Seelenadel in seiner christlichen Bescheidenheit einsam da und konnte selbst der Kränkung nicht entgehen. Die Würdenträger der Kirche verkehrten gern am Hofe; faire résidence in ihrem Sprengel ward als die Zeit der Entbehrung angesehen." Wachsmuth a. a. O. 55) Derselbe a. a. O. S. 306. Ewald, über Revol. S. 144.

Gebrauch jener weltlichen Rechte. — Allein jeder Unbefangene sieht leicht, daß dies nichts ist als (mit Euripides zu reden)[56], „nur die Arznei der Worte für eine heillose Lehre.“ Wie kann man von einer Beamtenaristokratie und einer Presse, namentlich von der eines Volks, welches seit undenklichen Zeiten die Bedrückung seiner Geistlichkeit und in dieser seine Feindin zu sehen, gleichzeitig aber von seiner Bureaukratie gegängelt zu werden gewohnt ist, einen wirksamen Rechtsschutz erwarten! Zudem ist Frankreich seit der Revolution wider alles corporative Wesen bis zum Extrem eingenommen, und am meisten natürlich gegen die Kirche als diejenige Corporation, von der es geschichtlich feststeht, daß sie in ihrem Ursprunge und Wesen eine gewisse Unabhängigkeit und Selbständigkeit dem Staate gegenüber anzusprechen berechtigt ist. So lange man aber nicht das Princip jener unseligen Centralisation und Bureaukratie aufgibt, und dagegen das einer freien Autonomie der Corporationen in ihren innern Angelegenheiten bei feststehender Unterwerfung unter die Staatsgewalt in allen äußeren Dingen, anerkennt, ist an eine gründliche Heilung des Übels nicht zu denken. Überhaupt aber ist eine eigentliche wahre Kirchenfreiheit nach den Principien des römischen Katholicismus principiell schon deshalb unmöglich, da in demselben sowol das Grundverhältniß zwischen Kirche und Staat, zugleich auch zwischen Kirche und Schule durch die unbedingte Unterordnung der letztern unter die erstere von Haus aus auf eine falsche Basis gestellt ist, was namentlich auch von den Begriffen der Kirchengewalt gilt. Das erstgenannte Verhältniß zwischen Kirche und Staat hat dagegen der Protestantismus unleugbar richtig aufgefaßt, oder wenigstens richtig principiell hingestellt, nämlich in dem sogenannten Collegialsystem im Gegensatz gegen das Episkopal- oder richtiger hierarchische und das Territorialsystem, was hier nicht näher erörtert werden kann[57]), wenngleich in der Praxis auch er sich noch keiner wahren Kirchenfreiheit dem Staate gegenüber erfreut. Ebenso richtig sind die Ansichten des Protestantismus über die Kirchengewalt. Schon die augsburgische Confession redet bekanntlich in einem eigenen, (dem 7.) Artikel von der *potestas ecclesiastica*, welche indessen genau von der *p. ecclesiae* zu unterscheiden und nicht durch „Kirchengewalt,“ sondern durch „geistliche Gewalt“ zu übersetzen ist[58]). Eigentlich ist der ganze Ausdruck potestas oder Gewalt hier ganz unpassend und blos in Folge des herkömmlichen Sprachgebrauchs aufgenommen, da hier von gar keiner äußeren Macht oder Herrschaft die Rede ist. Die protestantische Kirche ist wie die christliche Urkirche eine völlig gleiche Religionsgesellschaft unter dem einzigen unsichtbaren Haupte Christus; ihre Organisation, abgesehen von den Einrichtungen, die das Dasein eines Lehramtes nothwendig voraussetzt, und von dessen Rechten, die auf der Vollmacht der Apostel beruhen, ist der freien Vereinbarung ihrer Mitglieder überlassen[59]) und sie kennt durchaus keine Kirchenobern im Sinne des kanonischen Rechts[60]); daher auch in der augsburgischen Confession die sogenannte potestas ecclesiastica anderwärts (Art. 5) durch *ministerium* weit passender bezeichnet wird. Die Vollmacht der Apostel und ihrer Nachfolger, der Kirchenlehrer, beschränkt sich nämlich auf die Verkündigung des Evangeliums und die Ausspendung der Sacramente[61]), und mit dem Lehramte ist keineswegs eine Herrschaft über den Glauben der Kirche verbunden. Zwar ist es der Beruf der Kirchenlehrer, über die Lehre zu urtheilen und Irrlehren zu verwerfen, aber ihr Urtheil wird erst durch Zustimmung der Kirche zur kirchlichen Lehre und von der Prüfung desselben sind auch fromme und unterrichtete Laien nicht ausgeschlossen. Ihre Bestellung zum Lehramte ist nur Anerkennung eines Berufs zu dessen Verwaltung, welche von dem Kirchenregiment ausgeht. Dieses Kirchenregiment ist das Recht, die Kirchendiener zu bestellen, oder die Ordination, das Recht, einen äußeren geordneten Gottesdienst einzurichten und das Recht der Excommunication. Die Ausübung dieser Rechte betrachten die symbolischen Schriften als eine mit dem Lehramte verbundene Jurisdiction, aber dessen Stellung dabei keineswegs als eine von der Kirche unabhängige, vielmehr denken sie sich bei jener eine Mitwirkung der letzteren als nothwendig. (Eichhorn weist a. a. O. ausführlich nach, wie namentlich bei der Bestellung der Kirchenlehrer und bei der Liturgie eine Mitwirkung der Gemeinde stets erfoderlich ist.) In allen diesen Bestimmungen ist der Protestantismus offenbar ebenso im Einklange mit der heiligen Schrift und der Organisation der Urkirche, als der Katholicismus damit im Widerspruch steht.

Noch drei andere Punkte kommen hierbei in Betracht, aus welchen sich ergibt, daß die gegenwärtigen gallicanischen Kirchenfreiheiten ebenso wenig als irgend welche andere in dem Bereich des Katholicismus, wie er jetzt besteht, zu einer wahren Freiheit der Kirche im vollsten Sinne des Wortes führen können: nämlich das Klosterwesen, der Cölibat und die Ausdehnung des unbedingten Autoritätsglaubens, sogar in dem Gebiete der Wissenschaft. Über die Klöster, die sich schon äußerlich als Gefängnisse darstellen und deren sittlich-religiöse Verwerflichkeit und Verderblichkeit in unserer Zeit wenigstens (welche auch für ihre Aufhebung so außerordentlich viel schon gethan hat) so ziemlich allgemein anerkannt ist, braucht wol kein Wort mehr in dieser Hinsicht verloren zu werden, und wenn man auch anerkennen muß, daß einzelne Orden oder Mönche, wie z. B. Benedictiner und Franziskaner, sich mancherlei Verdienste erworben haben, so werden diese doch nur zu sehr durch anderweite Nachtheile

56) Phönik. V. 485. 57) Vergl. Scheidler in Pölitz, Jahrbüch. 1834. Dec. und 1835. Maiheft. („über d. Verh. von Staat und Kirche“ u. s. w.) 58) Vergl. besonders *Kind*, Diss. de jure ecclesiae evangelicae (Lips. 1827.) p. 10, worin dieser wichtige Unterschied von p. ecclesiastica und ecclesiae gründlich und vollständig erörtert ist.

59) A. C. art. 14 et 18, Wiese. 60) Eichhorn S. 676. *Kind* p. 37. nota. 61) Vergl. Eichhorn a. a. O. und die daselbst allegirten Beweisstellen.

aufgewogen, wofür es genügen mag, an die Jesuiten zu erinnern. Daß der Cölibat mit den ausdrücklichen Bestimmungen der heiligen Schrift in Widerspruch steht, und lediglich durch die Herrschsucht des Papstthums, in dessen Interesse es lag, das gesammte Priesterthum, von allen bürgerlichen und Familienbanden zu lösen, eingeführt und beibehalten ist, braucht ebenfalls als allgemein bekannt auch nicht weiter bewiesen zu werden. Bei diesem Punkte kommt noch in Betracht, daß der Einfluß dieses so grundverwerflichen Instituts auf das Volk nothwendig ein sehr schädlicher sein muß, indem den religiösen Volkslehrern die sittliche Basis des Familienlebens, welche zugleich die Grundlage des ganzen Staatslebens, sowie der politischen Freiheit ist, entzogen wird, während zugleich die ganze Masse jener (Frankreich z. B. zählt weit über 40,000 katholische Geistliche) ihres angeborenen Menschenrechts auf Gründung eines sittlichen Familienlebens beraubt und gleichsam in die Sklaverei der Sinnlichkeit oder der widerrechtlichen Befriedigung eines natürlichen vom Schöpfer selbst eingesetzten Triebes verurtheilt werden. Wie nun ein Volk überhaupt ohne sittlich-religiöse Bildung, die ihm als Volk die religiösen Volkslehrer geben können, auch der politischen Freiheit nicht theilhaftig werden kann, so hat auch der Protestantismus durch Aufhebung des Cölibats als einer Hauptursache des Sittenverderbens allein den wahren Weg gezeigt, auf welchem die Freiheit überhaupt erlangt werden kann, und so lange der Katholicismus in diesem einen Hauptpunkt sich nicht reformirt, kann von Freiheit in ihm keine Rede sein. Dasselbe gilt nun auch in Bezug auf die Freiheit der Wissenschaft oder freie Wahrheitsforschung, welche doch das wahre Christenthum überall fodert und fördert („die Wahrheit wird Euch frei machen!"), welche der Katholicismus als solcher aber nicht gestatten kann und auch nie gestattet hat, wie die ganze Geschichte der katholischen Kirche, Theologie und Philosophie zur Genüge lehrt [62]). Hier sei nur kurz noch bemerkt, daß namentlich in Frankreich diese Sklaverei der Wissenschaft nicht nur in den früheren Zeiten (man denke an Abälard), sondern auch noch im vorigen sogenannten philosophischen Jahrhundert bestand (Büffon z. B. mußte sich von der Sorbonne ein Testimonium darüber ausstellen lassen, daß seine Naturgeschichte nicht der Bibel widerspräche!), und die Kirche setzte es durch, daß sogar Rousseau's Emile als ein den Sitten und dem Christenthume gefährliches Buch öffentlich durch den Henker verbrannt wurde! Und selbst noch in der neuesten Zeit sehen wir, daß Naturforscher in Frankreich in Sachen der Wissenschaft fort und fort der Autorität der Kirche und des Papstes, oder des katholischen Dogma's sich unterwerfen [63]). Haben gegen alle diese Übelstände und Gebrechen nun die berühmten gallicanischen Freiheiten etwas geholfen, auf welche die Franzosen so stolz sind, nicht bedenkend, daß „nicht alle frei sind, die ihrer Ketten spotten," und wahrscheinlich gar Nichts davon wissend, daß die teutschen Katholiken in ihren Punktationen des emser Congresses von den angesehensten teutschen Erzbischöfen zu Mainz, Trier, Cöln und Salzburg aufgestellte Grundsätze der Freiheit der katholischen Kirche der römischen Anmaßung gegenüber besitzen, welche im Grundwesentlichen den gallicanischen Kirchenfreiheiten nicht nur ziemlich gleichstehen, sondern sie sogar in manchen wichtigen Punkten übertreffen [64]).

Ob die neuern Versuche der Franzosen, zu einer bessern und wahren Emancipation oder Freiheit ihrer Kirche zu gelangen, (wie z. B. die des Abbé Chatel, der 1831 eine „französisch-katholische Kirche" zu gründen suchte) [65]), zu einem bessern Resultate führen werden, möchte sehr zweifelhaft erscheinen; doch gehört dies nicht weiter in die Besprechung der gallicanischen Kirchenfreiheiten, deren Originaltext wir schließlich hier beifügen:

Anhang.

Der Originaltext der gallicanischen Kirchenfreiheiten [66]).

Ecclesiae Gallicanae Decreta, et Libertates a majoribus nostris tanto studio propugnatas, earumque fundamenta Sacris Canonibus et Patrum traditione nixa multi diruere moliuntur; nec desunt, qui

62) Vergl. Al. von Humboldt's Kosmos II, 283 fg. (Man denke an das Schicksal des Campanella, J. Bruno, Vanini, Galilei u. s. w.) 63) So z. B. der Nachfolger des großen Cuvier, Mr. de Blainville, in s. Hist. des scienc. de l'organis. etc. Vgl. Neue Jen. Lit.-Zeit. vom 20. Febr. 1846. Nr. 44.

64) Sie enthalten nämlich die Erklärung (Sophronizon 1827. IX. S. 53): „Der römische Papst bleibe zwar Oberaufseher und Primas der ganzen Kirche und die hierzu erfoderliche Jurisdiction werde nicht verletzt; allein die Vorzüge und Reservationen, die in den ersten Jahrhunderten mit dem Primate nicht verbunden waren, sollten aufhören. Christus habe den Aposteln und ihren Nachfolgern den Bischöfen eine unbeschränkte Gewalt zu binden und zu lösen für alle jene Fälle gegeben, wo es die Nothwendigkeit und Nutzbarkeit ihrer Kirchen, oder der zu denselben gehörigen Gläubigen immer erfodern mag; daher sollte allen Diöcesanen der Recurs nach Rom, mit Vorbeigehung der unmittelbaren geistlichen Oberhirten, verboten sein. Keine Exemptionen könnten ferner vorher Platz finden, die rechtlich anerkannten ausgenommen; die Klostergeistlichen sollten keine Verordnungen von ihren Generalen oder Obern außerhalb Teutschlands Grenzen annehmen. Ein Bischof könne vermöge der von Gott ihm verliehenen Gewalt Gesetze geben und dispensiren. Er kann und soll kennen die Bedürfnisse seiner Gemeinde und die erfoderlichen Mittel, dieselben zu heben. Er ist berechtigt zur Dispensation in den allgemeinen Abstinenzgeboten und in den Ehehindernissen; er kann die Verbindlichkeiten, welche aus den heiligen Weihen entspringen, aufheben; die Ordensgeistlichen von ihren Gelübden lossprechen. Auch die römischen Bullen, Breven und andere päpstliche Verfügungen verbinden, ohne gehörige Annahme der Bischöfe, nicht. In Hinsicht der Präbenden, Stifter und geistlichen Beneficien verwahrten die Bischöfe ihre vollen Rechte. — Alle, die nicht geborene Teutsche sind und sich als fähige, würdige und verdienstvolle Männer nicht legitimirt haben, werden zur Erhaltung einer Pfründe als unfähig erklärt. Endlich sollen auch über die Statuten der teutschen Kirche keine römischen Dispensationen mehr stattfinden." Planck's Neueste Religionsgeschichte. 1. Bd. S. 335 fg. Schröckh's Kirchengeschichte seit der Reformation. 6. Bd. S. 504 fg. 65) Vergl. darüber Staatslexikon. 5. Bd. H. 3. S. 333 fg. (ed. 2.); Carové im Neorama. 2. Bd. S. 69 fg. 66) Exposition de la doctrine de l'Eglise Gallic. par rapport aux prétentions de la Cour de Rome. Par *du Marsais*. (Paris 1817.) (p. 44.)

eorum obtentu Primatum B. Petri ejusque successorum Romanorum Pontificum, a Christo institutum, iisque debitam ab omnibus Christianis obedientiam, Sedisque Apostolicae, in qua Fides praedicatur, et Unitas servatur Ecclesiae, reverendam omnibus Gentibus majestatem imminuere non vereantur. Haeretici quoque nihil praetermittunt, quo eam potestatem, qua pax Ecclesiae continetur, invidiosam et gravem Regibus et Populis ostentent, iisque fraudibus simplices animas ab Ecclesiae Matris, Christique adeo communione dissocient.

Quae ut incommoda propulsemus Nos Archi-Episcopi, et Episcopi Parisiis mandato Regio congregati, *Ecclesiam Gallicanam repraesentantes*, una cum Ecclesiasticis viris nobiscum deputatis, diligenti tractatu habito, haec sancienda et declaranda esse duximus:

I. Beato Petro, ejusque successoribus Christi Vicariis, ipsique Ecclesiae rerum spiritualium et ad aeternam salutem pertinentium, non autem civilium ac temporalium a Deo traditam potestatem, dicente Domino: *Regnum meum non est de hoc mundo*, et iterum: *Reddite ergo, quae sunt Caesaris, Caesari, et quae sunt Dei, Deo;* ac proinde stare Apostolicum illud: *Omnis anima Potestatibus sublimioribus subdita sit. Non est enim potestas nisi a Deo. Quae autem sunt, a Deo ordinata sunt. Itaque qui potestati resistit, Dei ordinationi resistit.* Reges ergo et Principes in temporalibus nulli Ecclesiasticae potestati Dei ordinatione subjici, neque autoritate clavium Ecclesiae *directe vel indirecte* deponi, aut illorum subditos eximi a fide, atque obedientia, ac praestito fidelitatis Sacramento solvi posse; eamque sententiam publicae tranquillitati necessariam, nec minus Ecclesiae quam Imperio utilem, ut verbo Dei, Patrum traditioni, et Sanctorum exemplis consonam omnino retinendam.

II. Sic autem inesse Apostolicae Sedi, ac Petri successoribus Christi Vicariis rerum spiritualium plenam potestatem, ut simul valeant, atque immota consistant sanctae Oecumenicae Synodi Constantiensis a Sede Apostolica comprobata, ipsoque Romanorum Pontificum, ac totius Ecclesiae usu confirmata, atque ab Ecclesia Gallicana perpetua Religione custodita Decreta de autoritate Conciliorum generalium, quae Sess. 4 et 5 continentur; nec probari a Gallicana Ecclesia, qui eorum Decretorum, quasi dubiae sint autoritatis ac minus approbata, robur infringant; aut ad solum schismatis tempus Concilii dicta detorqueant.

III. Hinc Apostolicae potestatis usum moderandum per Canones Spiritu Dei conditos, et totius mundi reverentia consecratos. Valere etiam regulas, mores et instituta a Regno et Ecclesia Gallicana recepta Patrumque terminos manere inconcussos; atque id pertinere ad amplitudinem Apostolicae Sedis, ut Statuta et consuetudines tantae Sedis et Ecclesiarum consensione firmatae propriam stabilitatem obtineant.

IV. In Fidei quoque quaestionibus praecipuas Summi Pontificis esse partes, ejusque Decreta ad omnes et singulas Ecclesias pertinere; nec tamen irreformabile esse judicium, nisi Ecclesiae consensus accesserit.

Quae accepta a Patribus ad omnes Ecclesias Gallicanas, atque Episcopos iis Spiritu sancto auctore praesidentes, mittenda decrevimus, ut id ipsum dicamus omnes, simulque in eodem sensu, in eadem sententia. (Dr. *K. H. Scheidler*.)

GALLICANUS VULCATIUS, ein römischer Senator gegen das Ende des 3. Jahrh. Derselbe wird für einen der scriptores Augustae historiae gehalten, und zwar schreibt man ihm, wenn auch vielleicht mit Unrecht, die vita Avidii Cassii zu, eine Schrift, die jedenfalls nach einem weiter angelegten Plane verabfaßt werden sollte (vit. Avid. Cass. 3). (*Ramshorn*.)

Gallicenae, s. Orakel S. 334.

GALLICUM LITUS (alte Geographie), wurde sowol für die Süd- als Nordküste von Gallien gebraucht. Die Grenze der Südküste erhellt aus Strabon (II, 4), indem er von dem Meere sagt: Dieses wird auf der rechten Seite durch die libysche Küste bis Carthago begrenzt, auf der andern durch die iberische und gallische gegen Narbon und Massalia, hierauf durch die ligurische und zuletzt durch die italische bis an die sicilische Meerenge. Die Beschreibung der Gestalt derselben geht aus dem Art. Gallicus sinus hervor. Die Gestalt der Nordküste beschreibt Mela (III, 2): Sequitur Galliae latus alterum, cujus ora primo nihil progressa in altum, mox tantundem paene in pelagus excedens, quantum retro Hispania abscesserat, Cantabricis fit adversa terris, et grandi circuitu amplexa, ad occidentem litus advertit. Tunc ad septentriones conversa, iterum longo rectoque tractu ad ripas Rheni amnis expanditur. Hierauf sagt er, daß das Land ertragreich an Getreide und angenehm durch große Haine sei, und nachdem er die Einwirkung des Klima und den Charakter der Menschen beschrieben, und die Hauptvölker, die vorzüglichsten Städte und die Garumna (Garonne) geschildert hat, fährt er fort: A Garumnae exitu latus illud incipit terrae procurrentis in pelagus, et ora Cantabricis adversa litoribus, aliis populis media ejus habitantibus, ab Santonis ad Osismios usque deflexa. Von ihnen (den Osismiern) nämlich blickt die Fronte der Ufer (frons litorum) wieder nach Norden und erstreckt sich zu den letzten der gallischen Völkerschaften, den Morinern, und hat nichts Bekannteres, als den Hafen, welchen man Gesoriacum nennt. Hierauf beschreibt er den Rhein. Bevor Britannien bekannt ward, galten die Moriner, als an der nördlichsten Küste Galliens wohnend, für die letzten der Menschen, und man setzte hierher das nördliche Ende des Erdkreises. Später sucht Solinus (Cap. 22.

§. 1) dieses so zu modificiren: Finis erat orbis ora Gallici litoris, nisi Britannia insula non qualibet amplitudine nomen paene orbis alterius mereretur.
(*Ferdinand Wachter.*)

GALLICUS OCEANUS (alte Geographie), wird von Plinius (IV, 33) auf diese Weise bestimmt: An dem Rheine der nördliche Ocean, zwischen dem Rheine und der Sequana (Seine) der britannische, zwischen ihm und dem Pyrenäus (dem pyrenäischen Gebirge) der gallische; mehre Inseln der Veneter, welche auch Veneticae (die venitischen) genannt werden, und im aquitanischen Meerbusen (in Aquitanico sinu) Uliarus. Letztere ist l'Ile d'Oleron, eine ungefähr drei französische Meilen vom festen Lande, zwei französische Meilen breite, an Getreide und Holz fruchtbare Insel im Departement Nieder-Charente. Die Insulae Veneticae werden für die Inseln in der Nähe von Vannes, weil diese Stadt ihren Namen von den Venetern hat, gehalten*). Die bedeutendste darunter ist die heutige Belle Ile. Wenn man jedoch erwägt, daß die Veneter die Beherrscher der Schiffahrt zwischen Gallien und Britannien waren, und die Inseln in der Gegend der Mündung der Loire nicht so wichtig sind, so sind unter den Insulae Veneticae wahrscheinlich auch zugleich die normannischen zu verstehen. Als britannische Inseln werden von dem Itinerarium Anton. Martinum aufgeführt: Riduna, Sarnia, Cäsarea, Barsa, Lissia, Vindilis, Sita, Arica. Letztere gibt sich als die Insel Aurigny kund. Unter Cäsarea versteht Cambden Jersey; doch hat auch die Insel Gers wegen noch größerer Namensähnlichkeit mit Cäsarea Anspruch. Sollten auch unter den normannischen Inseln die Insulae Veneticae nicht zu verstehen sein, so ist doch gewiß, daß auch die normannischen im gallischen Ocean lagen, wie ihn Plinius bestimmt. Im Allgemeinen scheint er auch das britische Meer überhaupt genannt worden zu sein; denn Mela (III, 6) sagt: Sena in Britannico mari Osismicis adversa litoribus, Gallici numinis oraculo insignis. Unter Sena versteht man nämlich l'Ile des Saints an der Küste von Finis Terrae. Über die Beziehungen, in welchen Gallicus Oceanus gebraucht wird, ist ferner nachzusehen *Plinius* IV, 35 und IX, 3, wo gesagt ist, daß im gallischen Ocean der Physeter (Sprützwal) sich auf die Weise einer ungeheuren Säule erhebe und höher als die Segel der Schiffe Wasserfluth ausspeie. Lib. III, 1 bemerkt Plinius: Tarraconensis autem hinc affixa Pyrenaeo, totoque ejus latere decurrens, et simul ad Gallicum Oceanum Iberico a mari transversa se pandens etc. Solinus (Cap. 23. §. 17) braucht Gallicus Oceanus an der Stelle, wo er das mittelländische Meer als eine Fortsetzung des Oceans betrachtet, nicht in der gewöhnlichen Bedeutung, sondern indem er von dem Durchbruche des Oceans durch die Herkulischen Säulen handelt, sagt er weiter: Horum qui Hispanias perfundit, Ibericus fertur, et Balearicus: qui Narbonensem provinciam Gallicus, mox Ligusticus: ab eo ad Siciliam Tuscus etc. Hier braucht er ungewöhnlich Oceanus für mare oder pelagus, sowie er weiter unten §. 17 sagt: Aegyptium pelagus Asiae datur: Gallicum Europae: Africum Libyae. Das Meer nämlich, welches die narbonische Provinz bespühlte, hieß Gallicum mare, sowie z. B. Ammianus Marcellinus (Lib. XV.) da, wo er von Gallien handelt, sagt: et a latere quidem australi Tyrrheno alluitur et Gallico mari. Das Gallicum mare oder pelagus machte den Gegensatz zu Gallicus Oceanus, sowie Solinus, nachdem er das ägyptische, das gallische und das afrische Pelagus aufgeführt, fortfährt: Diese in den Busen der Länder; aber die äußersten Küsten umfaßt der Oceanus, der von seinen Ufern der arabische, der persische, der indische, der eoische, der serische, der hyrkanische, der kaspische, der germanische, der gallische (Gallicus), der libysche, der äthiopische genannt wird. Plinius (IV, 35) sagt da, wo er davon handelt, wo die Fronte des Umkreises Spaniens beginne: septemtrio hinc, oceanusque Gallicus, Occasus illinc, et Oceanus Atlanticus. (*Ferdinand Wachter.*)

GALLICUS SINUS (alte Geographie), wurden zwei Meerbusen genannt. Strabon (II, 4) sagt da, wo er von der Lage Galliens handelt: Die Ostseite ist von dem Rhenusstrome eingeschlossen, die mit den Pyrenäen parallel läuft; die Südseite theils von den Alpen gegen den Rhenus zu, theils von unserm (dem mittelländischen) Meere, da, wo der galatische (gallische) Meerbusen sich befindet, an dem die berühmten Städte Massalia (Marseille) und Narbon liegen. Diesem Busen gegenüber auf der entgegengesetzten Seite ist ein anderer, auch galatischer Busen genannt, welcher nach Norden zu und gegen Britannien liegt. Dieser letztere Meerbusen wurde gewöhnlicher durch die Benennung Gallicus Oceanus, oder auch durch mare Britannicum bezeichnet. Gallicus sinus hieß vorzugsweise der Meerbusen im mittelländischen Meere. So sagt Strabon (II, 4): Die größte Breite (des mittelländischen Meeres) beträgt ungefähr 5000 (Stadien) von dem galatischen Meerbusen zwischen Massalia und Narbon bis an das gegenüberliegende Libyen, und Buch IV, 1: Ungefähr 100 Stadien von Massalia kommt man an eine sehr große Landspitze in der Nähe von Steinbrüchen. Hier beginnt die Küste sich zu beugen und den galatischen Meerbusen zu bilden, bis nach Aphrodisium, dem Vorgebirge der Pyrenäen; man nennt den Meerbusen auch den massiliotischen. Es ist dieses ein zwiefacher Meerbusen; denn in derselben Richtung liegt die Landspitze Sigion (Σίγιον, bei Ptolemäus Σήτιον), und diese bildet sammt dem nahe gelegenen Eilande Blaskon zwei Busen, von denen der größere der eigentlich galatische ist, in den sich der Rhodanus mündet*); der kleine geht von Nar-

*) s. die Karte von dem alten Gallien, in der Allgem. Welthistorie, durchgesehen von Baumgarten. 16. Th. S. 540.

*) Vgl. mit *Strabo* IV, 1. *Justinus* Lib. XLIII. Cap. 3: in sinum Gallicum ostio Rhodani amnis devenere. Weiter oben faßt er beide Busen zusammen: in ultimos Galliae sinus profecta etc. *Livius* Lib. XXX. Cap. 19: paucis ante diebus in sinum Gallicum adpulsis navibus etc. Lib. XXXIV. Cap. 9:

von bis zu den Pyrenäen. In dem größten gab es die berühmtesten Korallen, sowie Plinius (XXXII, 11) sagt: laudatissimum (coralium) in Gallico sinu circa Stoechadas insulas, und im siculischen (Meerbusen) um die Aeoliae (die liparischen Inseln) und Drepanum.

(*Ferdinand Wachler.*)

GALLI DA BIBIENA. Diese große und berühmte Künstlerfamilie hat sich hauptsächlich dadurch einen hohen Ruf erworben, daß sie ein durchaus neues optisches und mechanisches Verfahren in der Theatermalerei und der Bewegung der Decorationen und Coulissen erfand, und fast in ganz Europa bei allen größeren Theatern zur Ausführung brachte.

Der Stammvater dieser Familie ist Giovanni Maria Galli, 1625 zu Bibiena, einem bolognesischen Dorfe, geboren. Ein tüchtiger Schüler des Francesco Albano, nahm er, um sich von einem gleichnamigen Mitschüler zu unterscheiden, den Beinamen da Bibiena an, der hernach seiner ganzen Nachkommenschaft verblieb. Von seinen Arbeiten ist wenig bekannt, da er sich besonders damit beschäftigt haben soll, theils Bilder Albano's zu copiren, die hernach vom Meister für eigene Arbeiten verkauft wurden, theils einzelne Theile, namentlich Wasser und Hintergründe, in Albano's Bildern auszuführen. Er starb im J. 1665 und hinterließ drei Kinder, zwei Söhne, Ferdinando und Francesco, und eine Tochter, Maria Oriana. Diese letztere widmete sich der Historien- und Portraitmalerei und vermählte sich mit dem Maler J. A. Pizzoli.

Der ältere Sohn Giovanni Maria's, Ferdinando, widmete sich mit Eifer der Architektur und der Malerei. Nach Einigen 1653, nach Anderen 1657 geboren, trat er schon sehr jung in die Schule Carlo Cignani, und studirte gleichzeitig die Architektur unter Mauro Aldovrandini und Giulio Trogoli. Unstreitig hat er es sowol in der malerischen Anordnung der theatralischen Decorationen, als auch in der Mechanik, soweit diese auf der Bühne zur Anwendung gebracht werden kann, zu einem bewundernswürdigen Grade von Vollkommenheit gebracht. Er schmückte die Bühnen der bedeutenderen italienischen Städte mit Decorationen, malte in Prag den Krönungssaal und den prachtvollen Triumphbogen bei der Heiligsprechung Johann von Nepomuk's, und für Karl VI. in Wien die schönen Decorationen zu den glänzenden Festen, welche bei Gelegenheit der Geburt des Erzherzogs veranstaltet wurden. Früher schon war er, vor der Kaiserkrönung Karl's, von diesem Monarchen nach Barcelona berufen worden, um daselbst die Feierlichkeiten anzuordnen, welche bei dessen Vermählung stattfanden. Aber nicht allein als Maler erwarb er sich hohen Ruf, sondern auch als Architekt. So wurde nach seinen Zeichnungen in Prag ein prächtiges Theater erbaut, ein anderes in Parma, und namentlich verdient die reizende Villa von Colorno, welche er für den Herzog Ranuccio Farnese zu Parma erbaute, rühmliche Erwähnung.

Auch als Schriftsteller verdient er Erwähnung. Seine Werke erschienen unter folgenden Titeln:

L'Architettura civile preparata sulla Geometria, e ridotte alle prospettive. (Parma 1711. Fol.) Mit 72 Kupfern. Direzioni nel Disegno d'Architettura civile. (Bologna 1725.) Ferner ein Werk in zwei Bänden, das in zweiter Ausgabe (Bologna 1745—1753) unter dem Titel erschien: Direzioni a' Giovanni Studenti etc., divise in cinque parti, und von dem in erster Ausgabe 1731 jeder Band unter besonderem Titel erschien: Band I. Direzioni a' Giovanni Studenti del Disegno dell' Architettura civile etc; Band II. Direzioni della prospettiva teorica. Endlich erschien zu Augsburg im J. 1740 eine Sammlung seiner perspectivischen Vorstellungen und Decorationen, unter dem Titel: Varie opere di prospettiva inventati etc. Folio.

Er starb im J. 1743 mit Hinterlassung dreier Söhne: Alessandro, Giuseppe und Antonio.

Francesco Galli, der Bruder Ferdinando's, im J. 1659 geboren und von Pasinelli und Cignani in der Malerei unterwiesen, schlug die von seinem Bruder mit so großem Erfolge betretene Bahn ein und wandte sich der Architektur und der Decorationsmalerei zu. Stand er seinem Bruder an wissenschaftlicher Bildung nach, so übertraf er ihn durch den unerschöpflichen Reichthum neuer Erfindungen und durch die Großartigkeit seiner Conception. Die Theater der bedeutendsten Städte Italiens verdankten ihm eine große Zahl ihrer schönsten Decorationen.

Bei Ankunft Philipp's V. wurde er nach Neapel berufen, um die Festlichkeiten anzuordnen, welche bei dieser Gelegenheit stattfanden.

Für den Herzog von Mantua baute er eine Reitbahn; dann für Leopold I. ein großes Theater in Wien; hiernach unternahm er gemeinschaftlich mit Scipione Maffei den Bau des Theaters der Academici Filarmonici zu Verona, eines Theaters, welches sich durch Schönheit und zweckmäßige innere Einrichtung besonders auszeichnet; endlich führte er zu Rom das Theater Aliberti auf.

An der Akademie zu Bologna lehrte er die Geometrie, Perspective, Mathematik und Feldmeßkunde, und hinterließ bei seinem 1739 erfolgten Tode ein handschriftliches Werk: L'Architettura maestra dell' arti, che la compongone, welches die Baukunst, Geometrie, Feldmeßkunde u. s. w. umfaßt.

Er hinterließ einen Sohn, Giovanni Carlo, welcher als Maler und Architekt in die Dienste des portugiesischen Hofes trat, und im J. 1760 zu Lissabon verstarb.

Die drei Söhne Ferdinand's widmeten sich ebenfalls der Malerei und Architektur. Der älteste, Alessandro, trat in die Dienste des Kurfürsten von der Pfalz und starb um 1760; Giuseppe, 1696 geboren, begleitete seinen Vater nach Barcelona und Wien, trat hier in die Dienste des kaiserlichen Hofes, und war bei Anordnung verschiedener Festlichkeiten thätig. Im J. 1754 folgte er einer Einladung des Königs von Preußen nach Berlin, wo ihm

---

Praetervecti Ligustinos montes sinumque Gallicum etc. Lib. XL. Cap. 26: Matienoque, cujus ad Gallicum sinum provincia erat, imperatum est, ut classem primo quoque tempore duceret in Liguriam etc.

das Theater und die Hoffeste sehr in Anspruch nahmen. Leider aber starb er daselbst schon zwei Jahre später, 1756. Nach seinen Zeichnungen stach 1768 Christofero dell' Acqua.

Giuseppe's Sohn, Carlo, 1728 geboren, arbeitete für fast alle Theater Teutschlands, für Baireuth, Braunschweig, München, ging dann nach London, trat später im J. 1763 in die Dienste des Königs von Preußen; durchreiste dann Schweden, Dänemark, Frankreich, Spanien, folgte hernach einem Rufe nach Rußland, und kehrte endlich nach Italien zurück.

Antonio endlich, Ferdinand's dritter Sohn, im J. 1700 zu Parma geboren, arbeitete anfänglich in Wien und in Ungarn. Nach Karl's VI. Tode kehrte er jedoch im J. 1740 nach Italien zurück und führte hier seine bedeutendsten Arbeiten aus. Zu diesen gehört das unter dem Namen della Pergola bekannte Theater zu Florenz, welches er erbaute, und ganz besonders das neue, überaus schöne Theater zu Bologna. Er starb im J. 1774 zu Mailand. (*Herm. Weber.*)

GALLIENUS (P. Licinius), Sohn des Kaisers Valerianus, ein Mann, der nach seinen verschiedenen Lebensperioden verschieden beurtheilt werden muß und besonders als Regent ebenso großen Tadel verdient als seinen Bestrebungen in seinen früheren Jahren wenigstens nach einigen Seiten hin eine Anerkennung nicht versagt werden kann. Wie des Valerianus Streben, dem Reiche Festigkeit und Gedeihen im Innern und Sicherheit nach Außen zu verschaffen, an den Einfällen der Franken und Alemannen in Gallien und Italien, der Gothen und Karpen in Macedonien und der Perser in Asien scheiterte, von welchen letztern er geschlagen und gefangen wurde, ist bekannt. Gallienus hatte an den darüber entstandenen Kämpfen lebhaften Antheil genommen und war während dieser Zeit der dereinstigen Herrschaft wahrhaft werth erschienen *). Unterstützt von Postumus, einem Gallier und Verwalter des Landes, hatte er glücklich die Germanen bekämpft. Durch Geld, durch Annahme der teutschen Sitten, namentlich blondes Haar, oder eine Perücke von germanischen Haaren zu tragen, sowie durch seine Vermählung mit der Pipara oder Pipa, der Tochter eines teutschen Königs, hatte er seine Feinde gewonnen. Überdies fehlte es ihm auch nicht an andern rühmenswerthen Eigenschaften, die ihn wol der Krone hätten werth machen können, und namentlich dürfte hierbei sein wissenschaftliches Streben in Rücksicht auf Beredsamkeit und Dichtkunst nicht unerwähnt bleiben. Als ein ganz anderer Mann aber erscheint er von dem Augenblicke an, als nach seines Vaters Gefangennehmung er Alleinherr wurde. Nicht nur daß er für die Befreiung seines Vaters durchaus Nichts that und somit nicht einmal der Ehre des römischen Staats Rechnung zu tragen für gut hielt, so erscheint er auch seitdem als ein schwacher, launenhafter, mistrauischer, grausamer und schwelgerischer Despot, durch dessen schlechte Regierung das Reich seiner gänzlichen Auflösung in mehre unabhängige Staaten nahe gebracht wurde. So kam die Zeit der sogenannten 30 Tyrannen. Gallienus blieb während derselben auf Italien beschränkt. Im Orient ernannte er selbst den Odenathus, der die Perser zurückschlug und Syrien wieder unterwarf, zu seinem Mitregenten und ehrte denselben mit dem Titel Augustus. Seine bedeutendsten Gegner im Occident waren Postumus in Gallien, der sich sieben Jahre gegen ihn behauptete, und Aureolus in Illyricum. Gegen Beide zog Gallienus selbst zu Felde, aber ohne entscheidenden Erfolg. Ja, der letztere wurde endlich die Ursache zu seinem Tode. Denn als Aureolus selbst in Italien einbrach, belagerte ihn Gallienus in Mediolanum, wurde aber dabei am 20. März 268 von seinen eigenen Soldaten ermordet. Nachdem der Senat ihn für einen Feind des Staats erklärt hatte, wurden seine Verwandten und Vertrauten vom tarpejischen Felsen gestürzt, sein Name aber aus allen öffentlichen Schriften getilgt. (*Ramshorn.*)

*) s. *Pollio*, Gallieni duo. *Victor*, Caes. und Epit. 33. *Eutrop*. IX, 8—10. *Zosimus* I, 27 seq.

GALLIGE DYSKRASIE, Cholaemia, Cholosis. In der pathologischen Anatomie versteht man unter dieser Benennung die Beimischung von Galle oder Gallenbestandtheilen zum Blute, in derselben Weise, wie man die Beimischung von Eiter zum Blute Pyaemie nennt. Im Lebensprocesse kann eine solche Beimischung auf doppelte Weise zu Stande kommen, die in die Gallenwege ausgeschiedene Galle wird an der Ausführung gehindert und gelangt durch Resorption wiederum ins Blut, oder es treten die Elemente der Galle nicht auf gewohnte Weise in der Leber aus dem Blute heraus und letzteres bleibt daher mit Gallenelementen überfüllt. Man kann diese beiden Fälle bequem als Resorptionscholose und als Retentionscholose von einander unterscheiden. Die Beziehung des Blutes zum Organismus ist in beiden Fällen eine verschiedenartige.

Bei der Cholämie durch Gallenresorption bildet sich Gelbsucht aus, indem sich Gallenfarbstoff in den verschiedenen Gebilden ablagert, und die Functionen des Körpers erleiden mancherlei Störungen; das Leben wird jedoch durch den entstehenden Icterus an und für sich nicht bedroht. Wahrscheinlich wird nicht die vollständige Galle resorbirt; der Gallenstoff scheint nicht zugleich mit dem Gallenfarbstoffe überzugehen, oder doch wenigstens nicht als Bilin, sondern nur etwa in den Metamorphosen, denen das Bilin unterliegt. Es stellt die Resorptionscholosis nur eine unvollkommene oder falsche gallige Dyskrasie dar.

Die Retentionscholosis, welche dem Begriffe der galligen Dyskrasie entspricht, kommt selbst wieder in einer doppelten Modification vor:

1) Als gallige Infection des Blutes durch mangelnde oder ungenügende Ausscheidung der Galle aus dem Blute in die Gallenwege. Bedingung hierzu ist jener krankhafte Zustand der Leber, welcher die gelbe Atrophie der Leber genannt wird. Dieses Übel befällt vorzugsweise die frühern Lebensperioden, nämlich die Jugend und die Blüthenjahre. Unter Schmerzhaftigkeit der Leber, den Symptomen der Gelbsucht, Fieber und vorherrschenden Hirnsymptomen verläuft die Krankheit sehr rasch und endet tödtlich.

Das Volumen der Leber vermindert sich dabei bis auf die Hälfte, oder bis auf ein Viertheil, namentlich im Dickendurchmesser, und diese Verkleinerung kommt innerhalb weniger Tage zu Stande, das Parenchym der Leber ist blutleer, gesättigt gelb, hat das körnige Gefüge verloren, ist ganz schlaff und matsch, gleichsam von Galle getränkt. Das Blut der Pfortader ist dünnflüssig: nach Rokitansky soll es so deutlich mit den Elementen der Galle geschwängert sein, daß die Häute des Gefäßes die gallige Färbung annehmen. Engel leugnet dagegen diese ausgesprochene Überfüllung mit Gallenbestandtheilen. Die Milz ist immer vergrößert und aufgelockert, das Gehirn serös infiltrirt. Die Cholämie mit acuter gelber Atrophie der Leber geht wol aus Typhus, Puerperalfieber, Säuferdyskrasie, Gicht hervor; mit ihr combiniren sich Entzündung der Lunge, der Pleura, des Bauchfells. Die Cholämie ist hier gewiß nicht das primäre Leiden, sondern vielmehr durch das Schwinden der Leber bedingt. Letzteres kann man sich nach dem Baue der Leber nur so denken, daß die Reproduction der Leberzellen, aus denen die Masse der Leber wesentlich besteht, aufhört, und da ja hypothetisch die Gallenabsonderung auf der Production und Wiederauflösung der Leberzellen beruht, so muß dann auch die Gallenabsonderung aufhören, und demnach wird das Blut mit den Gallenstoffen überladen. Nach Rokitansky's Ausdruck „schmilzt die eigentliche Drüsensubstanz und geht in der Gallencolliquation unter." Daß die Gallensecretion so gut wie aufgehoben ist, das ergibt sich auch aus der Leere der zusammengeschrumpften Gallenblase.

2) Als copiösere Bildung der Gallenelemente innerhalb des Blutes und Überfüllung des Blutes mit den Gallenelementen. Dieser Zustand ist in vielen tropischen Ländern habituell, er kommt in unserm Klima in der heißen Jahreszeit vor, und man erklärt sich sein Auftreten folgendermaßen. Bei hoher Temperatur wird eine weniger dichte Luft eingeathmet, worin relativ weniger Sauerstoff enthalten ist; mithin geht der Respirations- und Verbrennungsproceß des Blutes weniger lebhaft von Statten, und es häufen sich im Blute größere Mengen von Kohlenstoff und Wasserstoff an. Die Leber steht der Ausscheidung dieser Elemente aus dem Blute vor und vermag diesem Zwecke nicht mehr vollkommen zu genügen, vielmehr greifen Haut und Nieren helfend ein, wie aus der dunklen Färbung der Haut und des Harnes ersichtlich ist. Der Zustand kann in dieser Weise in der Breite der Gesundheit verharren. Es ist aber leicht einzusehen, daß das Auftreten von Gallenelementen im Blute sich noch mehr steigern könne, ebenso wol durch Einführung relativ großer Mengen kohlenstoffiger Substanzen in den Organismus, als durch gestörte Ausscheidung der Gallenelemente in Folge von Erkältungen, von Excessen. So wird namentlich der Nordländer, welcher in den Süden kommt, dieser galligen Infection des Blutes um so eher ausgesetzt sein, wenn er den Genuß vielen Fleisches und alkoholhaltigen Getränkes fortsetzt. — Die gegebene Erklärung des Entstehens dieser Formen von Retentionscholose ist aber gewiß nicht ausreichend. Mit der Luftverdünnung durch hohe Temperatur scheint sich noch eine Art von Sumpfluft vergesellschaften zu müssen, in sofern der Zustand hauptsächlich an den Küsten und in den Marschländern der heißen und auch der gemäßigten Zone auftritt. Aber auch ein nicht näher bekannter eigenthümlicher Zustand der Atmosphäre scheint unter Umständen wenigstens dabei eine Rolle zu spielen; denn das Auftreten einer cholotischen Krankheitsanlage (Genius morborum biliosus) bei einer ganzen Bevölkerung und in ganzen Erdtheilen, sodaß alle Krankheiten durch eine cholotische Beschaffenheit des Blutes influencirt werden, ist eine feststehende Thatsache. So war z. B. zu Stoll's Zeiten eine solche gallige Krankheitsanlage herrschend. (*F. W. Theile.*)

GALLIJAMBUS oder **GALLIAMBUS**, der Jambus der Gallen, oder das in Jamben sich bewegende Festlied, welches die Galli (s. d. Art. Gallus) oder die entmannten Priester der kleinasiatischen Göttermutter bei ihrem orgiastischen Cultus, unter dem lauten Schall der den Gesang begleitenden Hörner und Cymbeln, und in einer Art von rhythmischer Bewegung oder Tanz absangen. Da die ganze Festfeier einen ausgelassenen Charakter an sich trug, so mußte das Lied, das die der Gottheit geweiheten, ihr zu Ehren in wilder Raserei sich verstümmelnden Gallen vortrugen, denselben Charakter des Ausgelassenen, Überschwenglichen und Orgiastischen kund geben und diesen Charakter selbst in der metrischen Fassung eines solchen Liedes, in dem *metrum Galliambicum*, emollita ac tremula modulatione formatum, wie Marius Victorinus (Ars Gramm. IV, 1. §. 94. p. 212 *Gaisf.*) sich ausdrückt, erkennen lassen; als Beweis für diese Behauptung werden von dem Grammatiker die Verse angeführt:

> Tremulos quod esse Gallis habiles putant modos.
> Sonat hoc subinde cantus Cybeleium nemus.
> Nomenque Galliambis memoratur hinc datum.

In sofern aber dieses Lied an dem Feste der großen Göttermutter erklang, der als μήτηρ vorzugsweise bezeichneten kleinasiatischen Naturgottheit, mag man sie nun Cybele oder Rhea, oder sonst wie nennen, so kommt auch in Bezug auf das Metrum neben der Bezeichnung *Galliambicum* noch die mehr gräcisirte *metroiacum* vor; eo quod deûm matris cantibus aptum sit meritoque etiam Galliambum a Gallis ministris deae appellarunt, sagt derselbe Victorinus (a. a. O. §. 95; vergl. I, 9. §. 18). Der eigenthümliche Charakter des Liedes, hervorgerufen durch die ganze ebenso eigenthümliche und in Manchem so abstoßende Festfeier, scheint die Aufmerksamkeit der Grammatiker späterer Zeit auf dieses Lied und seine eigenthümliche metrische Gestaltung um so mehr gerichtet zu haben, als wir zu Rom in der Kaiserzeit diesen Cultus eingeführt finden; also von galliambischen Liedern hier wol die Rede war, andrerseits aber auch eine Anwendung des galliambischen Liedes und Metrums außerhalb seiner nächsten Bestimmung und seines nächsten Kreises nicht stattgefunden zu haben scheint: schon der auf der einen Seite ausgelassene, die wilde Begeisterung und den bis zur Raserei der Selbstentmannung sich steigernden Taumel des Gallen darstellende Charakter des Liedes, wie auf der andern Seite

die darin ausgeprägte lascive Verweichlichung, ließ eine solche Übertragung oder Anwendung auf andere Gegenstände kaum zu und hielt wol manchen Dichter ab, darin sich zu versuchen. Wir erinnern hier an *Martialis* Epigr. I, 86 unter Vergleichung mit *Quintilian.* Inst. Or. IX, 4, 6:

> Quod nec carmine glorior supino
> Nec retro lego Sotadea cinaedum
> Nusquam Graecula quod recantat Echo
> *Nec dictat mihi luculentus Attis*
> *Mollem debilitate* Galliambon:
> Non sum, Classice, tam malus poeta etc.

Es finden sich aber die Hauptstellen der alten Grammatiker über den Galliambus bei *Hephaest.* cap. XII. p. 67 sq. ed. *Gaisf.* *Terentianus Maurus* v. 2885 sq. *Marius Victorinus*, Ars Gramm. I, 11. §. 34. II, 9. §. 17. IV, 1. §. 94 sq. *Atilius Fortunat.* I, 4. §. 17. II, 16. *Servii* Centimetr. 9. §. 19. *Diomed.* De verss. generibb. III, 34. Hiernach, sowie mit Vergleichung der wenigen von Liedern der Art aus dem Alterthum auf uns gekommenen Reste, ergibt sich, daß dieses galliambische Metrum zu der Classe der steigenden Joniker gehört, und eigentlich nichts weiter ist als eine Verdoppelung des Anakreontischen Verses in der Weise, daß der galliambische Vers aus einem vollständigen und abgekürzten Anakreontischen Vers besteht, wobei jedoch gewisse Freiheiten, namentlich in Zusammenziehung zweier Kürzen in Eine Einzellänge, sowie die stets in der Mitte und streng beobachtete Cäsur in Betracht zu ziehen sind. Leider ist uns aus der griechischen Literatur kein Gedicht mehr erhalten, in welchem dieses Metrum angewendet worden, dessen Schema sich hiernach etwa so gestalten würde:

⏖ | – – ⏑ ⏑ | – – ‖ ⏖ | – – ⏑ ⏑ | –

Darauf führen nämlich die Verse, die Hephästion am oben angeführten Orte aus einem alten Gallenliede der Art mittheilt, sowie die am Schluß des 8. Buchs des Diogenes von Laerte befindlichen acht Verse (vergl. *Gaisford ad Hephaest.* p. 327); etwas mehr bietet uns noch die römische Literatur, indem wir hier außer einigen von Diomedes und Atilius Fortunatianus erhaltenen Versen eines von Mäcenas verfaßten Gallenliedes, welche Verse auch in die lateinische Anthologie (I, 53. ed. *Burmann.* Nr. 81 bei H. Meyer), obwol sie als bloßes Fragment eines Hymnus dahin kaum gehören, aufgenommen worden sind, und außer einigen Versen aus den Eumeniden, einer Satyre des Terentius Varro, in welcher die Schilderung eines solchen Festes der Cybele durch die Gallen vorkam (s. oben unter Galli), noch ein vollständiges aus 93 Versen der Art bestehendes Gedicht in des Catullus Atys (Nr. LXIII) besitzen, obwol hier das Metrum eine etwas veränderte Fassung erhalten hat, die auf folgendes Schema führt:

⏖ | – ⏑ – ⏑ | – ⏓ ‖ ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑́ ⏑ ⏑ | –

Mit aller Strenge wird übrigens auch hier die Cäsur festgehalten; vergl. Ramshorn, Lat. Gramm. S. 1109 d. zweiten Ausg. Nobbe in dem ersten Specimen de metris Catulli (Lips. 1820.), wodurch die Erörterungen früherer Herausgeber des Catullus über dieses Metrum, wie z. B. von Vulpi, von Werther (in der zu Münster 1774 erschienenen besondern Ausgabe dieses Gedichtes), von Döring (S. 230 f. Ausg.) ihre Erledigung gefunden haben. S. auch insbesondere Freese, Griechisch-Römische Metrik. S. 321. Eine Nachbildung des Galliambus versuchte Muretus in einem ähnlichen Gedicht auf den Bacchus; s. dessen Opera. T. II. p. 808 sq. der Ruhnken'schen Ausgabe. (*Baehr.*)

GALLIMATHIAS, GALIMATIAS, Wortgewirr, Gewäsch, Unsinn, hat zu der Erklärung Anlaß gegeben, der Advocat eines wegen eines Hahnes (galli) einen Proceß führenden Bauers habe mehre Male statt Gallus Mathiae (der Hahn des Mathias) Galli Mathias (des Hahnes Mathias) gesagt. Wir erklären das Wort als gebildet aus Gallus Mathias, d. h. wälscher Mathias, zusammen gebildet Gallimathias (Wälsch-Mathias), d. h. ein Sprachunkundiger, welcher statt einer reinen Sprache Lateinisch oder Romanisch, ein Sprachgewirr oder ein Kauderwälsch redet, und in abgeleiteter Bedeutung bedeutet dann dieses Kauderwälsch Gewäsch und Unsinn. (*Ferdinand Wachler.*)

Gallina, Gallinae, s. Gallus.

Gallinaceae, Gallinae, s. Rasores.

Gallinago, s. Scolopax.

GALLINARI (Giacomo), ist ein Maler und Kupferätzer, der um 1676 zu Bologna und später um 1685 zu Padua arbeitete und dessen L. Crespi Erwähnung thut, und von welchem Bartsch (Peintre-Graveur. T. XIX. p. 247) zwei Radirungen beschreibt. (*H. Weber.*)

GALLINARIA, jetzt GALLINARA, wurde eine kleine Insel an der ligurischen Küste genannt, welche unweit der Mündung des Flüßchens Merula (*Plin.* H. N. III, 7), jetzt Aroscia, und der Stadt Albium Ingaunum, jetzt Albenga, gegenüber lag. Sie hatte ihren Namen von den gallinae rusticae, wie Varro (de R. R. III, 9, 17) und Columella (VIII, 2, 2) behaupten, welche sich auf derselben in großer Zahl fanden. Was für eine Hühnerart diese gallinae rusticae gewesen sind, ist wol kaum mit Sicherheit zu ermitteln, obgleich einige Ausleger sie für Haselhühner gehalten haben. Sulpicius Severus (vita Martini c. 4) erzählt, daß der heilige Martin vor seinen Verfolgern auf dieser Insel eine Zuflucht gesucht und gefunden habe. Dasselbe kommt bei Sozomenus (III, 13) vor, welcher bei dieser Gelegenheit die Insel ἀνοίκητος nennt. (*L. Zander.*)

GALLINARIA SILVA, wird von Cicero (Epp. ad Fam. IX, 23) in der Gegend von Cumä in Campanien erwähnt. Strabon (V, 243) nennt diesen Wald einen gebüschreichen, auf viele Stadien ausgedehnten, wasserlosen und sandigen, welcher wahrscheinlich hauptsächlich aus Fichten bestand, denn Juvenal (Sat. III, 307) schreibt Gallinaria pinus. Diesem Dichter zufolge war er, sowie die pontinischen Sümpfe, der Aufenthalt von Straßenräubern, der aber zuweilen von der römischen Gensdarmerie aufgeräumt wurde. Daher mag es zu erklären sein, daß der große Scipio, als er sich nach seinem Landgute bei Liternum zurückgezogen hatte, dasselbe mit starken Mauern und Thürmen sicherte, wie wir bei Seneca (Ep. 86) le-

fen, womit Valerius Maximus (II, 10, 2) zu vergleichen ist. (*L. Zander.*)

GALLINI (Stefano), Professor in Padua, und zwar zuerst der theoretischen Medicin, dann der Physiologie und Anatomie, seit dem J. 1816 der Physiologie und höhern Anatomie. Als Emeritus starb er am 26. Mai 1836. Gallini gehörte unbestritten zu den bedeutenderen italienischen Physiologen der letzten 50 Jahre. In früherer Zeit scheint er sich viel mit Chemie beschäftigt zu haben; wenigstens finden sich mehre chemische Aufsätze von ihm im Giornale medico di Venezia. Seine selbständigen Werke sind:

Saggio d'Osservazioni concernenti i nuovi progressi della fisica del corpo umano. (Padova 1792.) Teutsch: Gallini's Betrachtungen über die neuern Fortschritte in der Kenntniß des menschlichen Körpers; aus dem Italienischen übersetzt von D. G. H. F. (Althof.) (Berlin 1794.) Es ist der Hauptsache nach eine allgemeine Physiologie. Angehängt ist aber noch: Abhandlung über die eigentliche nächste Ursache des Schlafes. Introduzione alla fisica del corpo umano sano ed ammalato, ossia fisiologia generale e patologia generale. (Padova 1802.) Nuovo saggio d'osservazioni fisiologiche. (Padova 1807.) Nuovi Elementi della fisica del corpo umano, dedotti dalle piu recenti osservazioni sull' anatomia e sugli fenomeni vitali del uomo e degli animali. 2 Tomi. (Padova 1808. Ed. 2. 1820. Ed. 3. 1825.) Elementi di fisiologia del corpo umano. (Padova 1817.) Summa observationum anatomicarum ac physico-chimicarum, quae ab anno 1792 expositae praecurrerunt nova elementa corporis humani. (Patav. 1824.) (*F. W. Theile.*)

GALLINSECTA. Die Gallinsekten bilden eine von Degeer aufgestellte Familie der Insekten in der Ordnung der Halbflügler oder Rhynchota *Fabr.* Es gehören zu ihr kleine, weiche, plumpe, undeutlich gegliederte Insekten, an deren Körper kaum noch die Theilung in Kopf, Brust und Hinterleib wahrgenommen werden kann. Nur das Männchen ist geflügelt, aber auch nicht bei allen Mitgliedern, und bei einigen kommen hinter den beiden Flügeln noch Schwingkölbchen vor. Zwei lange Fäden stehen am hintern Ende des Abdomens. Die Weibchen sind ungeflügelt, ihre Freßwerkzeuge lang, dünn und röhrenartig in einen Rüssel zusammengelegt, der den Männchen fehlt. Die Mitglieder dieser Familie sind in der Linné'schen Gattung Coccus vereinigt, auf die wir in Betreff der weitern Organisationsverhältnisse verweisen. (*Giebel.*)

Gallinula, Gallinulinae, s. Rallidae.

GALLIO. Unter diesem Namen unterscheiden wir zuvörderst zwei mit einander mehrfach in neuerer Zeit verwechselte angesehene Römer aus den ersten Zeiten der Kaiserzeit, den Vater, der als Rhetor zu großem Ansehen gelangt war, und den Sohn, der nicht minder unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen muß.

1) Gallio, der Vater, mit seinem vollständigen Namen L. Junius Gallio, war jedenfalls der Zeitgenosse des Rhetors Seneca, dessen Sohn Annäus Novatus er sogar adoptirte, weshalb dieser den Namen Junius Annäus Gallio (s. II.) annahm. Über seine Lebensverhältnisse ist uns kaum etwas Näheres bekannt; wenn er, wie wir wol nach einer Stelle Seneca's [1]) annehmen zu können glauben, der Gallio ist, an welchen Ovidius den eilften Brief des vierten Buchs Ex Ponto gerichtet hat, so wird sich daraus soviel entnehmen lassen, daß er einer der näheren Bekannten des Dichters war, an dessen Erilirung er den lebhaftesten Antheil genommen, und daß er um 765 u. c. seine Gattin durch den Tod verloren hatte. Denn der Brief des Dichters ist eigentlich ein Condolenzschreiben über die ihm von Rom aus zugekommene Nachricht von diesem Todesfall, welche Nachricht freilich ein ganzes Jahr gebraucht (s. v. 16), bis sie den Ovidius zu Tomi erreichte, der sich beeilt, seine Theilnahme an diesem Verluste durch diesen Brief auszusprechen. Nun fallen aber die Briefe dieses vierten Buchs jedenfalls nach dem J. 765 u. c., mag man nun schon das J. 766 oder mit Andern das J. 769 annehmen. Ein Mehres, wenigstens über die Bildung des Mannes, der jedenfalls als einer der ersten Rhetoren jener Zeit zu Rom erscheint, können wir aus den Schriften des ältern Seneca entnehmen, der ihm sehr nahe gestanden sein muß, da, wie bemerkt, dessen Sohn von Gallio adoptirt ward. Dieser ältere Seneca stellt aber unsern Gallio ungemein hoch, wie schon aus folgender Äußerung in der an seine drei Söhne (also auch an den Adoptivsohn des Gallio) gerichteten Praefatio des fünften Buchs der Controversen hervorgeht (S. 353 der amsterdam. Ausg. v. 1672. *Senecae* Opp. Tom. III): in his declamationibus, quae illi (es ist von Capito im Vorhergehenden die Rede) bene cesserunt, nulli non post primum tetradeum praeferendus. Primum tetradeum quorum faciam, quaeritis? Latronis, Fusci, Albutii, *Gallionis.* Hi quoties conflixissent, penes Latronem gloria fuisset, *penes Gallionem palma:* reliquos ut vobis videtur, componite. An einer anderen Stelle in der Vorrede zum dritten Buch der Controversen (p. 222), wo er von dem Idiotismus, oder der vulgären Sprachweise und einer in gemeinen und gewöhnlichen Ausdrücken sich gefallenden Darstellung als von einer Sache spricht, die nur selten gelinge, wie selbst das Beispiel des Hermagoras zeige, dem es manchmal damit geglückt, während es ihm aber so oft misglückt, läßt er die Worte folgen: nec tamen mirum est, si difficulter apprehenditur vitio tam vicina virtus. Hoc nemo praestitit unquam *Gallione nostro* decentius. Jam adolescentulus cum declamaret apte et convenienter et decenter, hoc genere utebatur. Quod eo magis mirabar, quia tenera aetas refugit omne, non tantum quod sordidum sed et quod sordido simile est. Wir sehen daraus, daß Gallio jedenfalls den ersten Rhetoren seiner Zeit beigezählt werden muß, da er in der Behandlung einer so schwierigen Sache so glücklich, und zwar schon in jüngeren Jahren, wo er sich erst noch ausbildete und nicht die volle Erfahrung und Übung des rei-

1) Suasor. III. gegen Ende p. 29: — hoc autem dicebat Gallio *Nasoni suo* valde placuisse etc.

feren Alters besaß, gewesen war. Wie ihn Seneca an dieser Stelle als *Gallio noster* bezeichnet, ebenso finden wir ihn auch an andern Stellen mehrfach genannt, z. B. Suasor. III. p. 28. Controverss. II, 9. p. 164. II, 13. p. 201. Excerpt. Controverss. III. p. 422, es läßt dieses Noster eben auf eine engere Verbindung beider Rhetoren schließen, da Seneca sonst bei andern Rhetoren, die er auch kannte und mit denen er ebenfalls befreundet war, ein solches Prädicat nicht beizufügen pflegt. Aus den Declamationen dieses Gallio theilt er uns einzelne, bald kürzere, bald auch etwas längere Stücke mit, um die Behandlungsweise desselben uns einigermaßen doch erkennen zu lassen; so z. B. Suasorr. V zu Ende. p. 34. Controverss. I, 1. p. 84. I, 6. p. 124. II, 13. p. 199. II, 14. p. 208. (Hier ein etwas längeres Stück.) IV, 26. p. 315. IV, 28. p. 329. IV, 29 zu Ende. p. 345. V, 30. p. 357. V, 31. p. 363. V, 32. p. 373. V, 33. p. 377. 380. V, 34. p. 389, womit auch noch Stellen verbunden werden können, in welchen Ansichten und Urtheile dieses Gallio angeführt werden, wie Controverss. II, 9. p. 164. II, 13. p. 201. IV, 24. p. 299. Leider hat sich sonst Nichts von den Reden dieses gefeierten Mannes erhalten; aus einer Äußerung des Seneca (Controverss. V. p. 351) ersehen wir, daß er in seiner Jugend den Pantomimen Bathyllus, den Liebling des Mäcenas, gegen Labienus vertheidigt hatte, in einer Rede, die jedenfalls auch schriftlich aufgezeichnet und weiter verbreitet worden war. Wie Gallio hier mit Mäcenas selbst wol auch in nähere Berührung gekommen sein mag, so läßt auch eine andere Stelle (Suasor. III. p. 28) auf eine nähere Verbindung mit Messala schließen. Außer diesen Reden oder Declamationen, deren Ansehen sich bis auf die Zeiten des Hieronymus herab erhalten zu haben scheint, da dieser den Gallio neben einen Cicero und Quintilian stellt[2]), und selbst noch den Sidonius Apollinaris (Epist. V, 10) zu einem Lobe der gravitas des Gallio veranlaßt haben mag, wird Gallio auch über die Technik, über die Theorie der Beredsamkeit Einiges geschrieben haben, welchem jedoch Quintilianus keine besondere Bedeutung beilegt. Scripsit de eadem materia, schreibt er Instit. Orat. III, 1, 21, non pauca Cornificius, aliqua Stertinius, *nonnihil pater Gallio;* accuratius vero priores Gallione Celsus et Laenas et aetatis nostrae Virginius, Plinius, Tutilius. Da sich sonst keine Spur dieser rhetorischen Schriften erhalten hat, so vermögen wir darüber auch kein eigenes Urtheil zu fällen, oder nähere Angaben darüber mitzutheilen; und da Quintilian sonst nur noch an Einer Stelle Etwas aus den Declamationen des Gallio anführt (IX, 2, 91), was wir übrigens auch aus Seneca (Controverss. II. p. 177) kennen, so scheint er kaum die gleiche Bedeutung, wie Seneca, auf Gallio und dessen Reden gelegt zu haben, zumal wenn wir damit eine andere Äußerung verbinden, welche in dem dem Tacitus beigelegten Dialogus de oratoribus cap. 26 vorkommt; caeterum, heißt es dort, si omisso optimo illo et perfectissimo genere eloquentiae eligenda sit forma dicendi, malim hercle Caji Gracchi impetum aut L. Crassi maturitatem quam calamistros Maecenatis aut *tinnitus Gallionis;* adeo melius est oratorem vel hirta toga induere quam fucatis et meretriciis vestibus insignire. Hier wird also Gallio als einer von denjenigen Rednern charakterisirt, die sich in bloßem Wortgeklingel gefielen, grade wie bei dem Philosophen Seneca, dem Sohne des Rhetors, auch Fronto die tinnulas sententias, die auf dasselbe hinauslaufen, getadelt hatte (s. p. 172 der römischen Ausgabe, p. 246 der Frankfurter) und selbst Quintilian (Inst. Or. II, 3, 9) die (oratores) tumidos et corruptos et *tinnulos* et quocunque alio cacozeliae genere peccantes tadelt. Wenn man daher bei diesem schweren Tadel Anstand nahm, hier an den Gallio, den Vater, den von Seneca so gefeierten Rhetor zu denken, so läßt doch, Anderes zu geschweigen, schon die Zusammenstellung mit Mäcenas kaum zweifeln, daß hier an denselben Gallio, den Vater, und nicht an den Sohn zu denken ist, und wir hier ein, auch von einem andern Standpunkt ausgesprochenes, Urtheil vor uns haben, über dessen Richtigkeit uns jedoch, bei dem Verluste der Reden des Gallio, kaum ein sicheres Urtheil zustehen dürfte, auch wenn wir eine gewisse Übertreibung darin erkennen wollten.

2) Junius Annäus Gallio, der Sohn des Rhetors Seneca, also der Bruder des Philosophen, welcher in seinen Schriften mehrfach desselben gedenkt und an ihn die Schrift De vita beata gerichtet hat, welche in die späteren Lebensjahre des Philosophen fällt; in der Vorrede des vierten Buchs der Quaestiones naturales nennt er diesen, seinen Bruder, einen Mann, quem nemo non parum amat, etiam qui amare plus non potest; auf ihn beruft er sich auch in derselben Schrift (V, 11), wo er von den Etesien spricht, sodaß es fast scheint, als habe Gallio über diesen Gegenstand Etwas geschrieben, insbesondere aber hat er in der genannten Stelle der Vorrede das Lob dieses Bruders in einer Weise hervorgehoben, die diesen als einen der edelsten und trefflichsten Männer Roms in jener Zeit erkennen läßt[3]). Dazu paßt nun freilich nicht, was Tacitus (Ann. VI, 3) von einem Senator Junius Gallio, in welchem man gewöhnlich diesen Bruder des Philosophen Seneca erkennt, berichtet, welcher im J. d. St. 785, oder 22 p. Chr. aus Schmeichelei gegen Tiberius, den Antrag gestellt, den ausgedienten Prä-

2) Praefat. Comment. in Esaiam Lib. VIII: „Qui flumen eloquentiae et concinnas declamationes desiderant, legant Tullium, Quintilianum, *Gallionem*, Gabinianum.

3) Diese Stelle lautet in dieser an Lucilius gerichteten Zuschrift folgendermaßen: „Solebam tibi dicere, Gallionem fratrem meum (quem nemo non parum amat, etiam qui amare plus non potest) alia vitia non nosse, hoc etiam odisse; ab omni parte illum tentasti. Ingenium suspicere coepisti omnium maximum et dignissimum, quod consecrari mallet quam conteri; pedes abstulit. Frugalitatem laudare coepisti, qua sic a nummis resiluit ut illos habere nec damnare videatur: prima statim verba praecidit. Coepisti mirari comitatem et incompositam suavitatem, quae illos quoque quos transit, abducit, gratuitum etiam in obvios meritum. Nemo enim mortalium uni tam dulcis est quam hic omnibus: cum interim tanta naturalis boni vis est, uti artem simulationemque non redoleat" u. s. w.

torianern das Recht zu verleihen, im Theater und bei den öffentlichen Spielen auf den 14 ersten Bankreihen zu sitzen, was einer bedeutenden Rangerhöhung gleich kam, da diese Plätze nur den Personen, welche dem Ritterstand angehörten, oder doch diesen Rang hatten, zukamen. Aber der Kaiser erkannte in diesem Antrag einen Eingriff in sein eigenes Recht, der an seine Leibwächter auszutheilenden Belohnungen und fuhr den Antragsteller hart an, welcher alsbald die Curie und sogar Italien verlassen mußte, um ins Exil nach Lesbos zu wandern, das ihm als Aufenthaltsort angewiesen war. Weil man jedoch gegen ihn geltend machte, daß er das Exil an einem so angenehmen und lieblichen Aufenthaltsort sich gern würde gefallen lassen, so wurde er wieder nach Rom zurückgebracht und in feste Gewahr mittels einer Art von Hausarrest, wie dies bei höher gestellten Personen üblich war, genommen [4]). Tacitus kommt später noch einmal [5]) auf diesen Junius Gallio zurück, welcher erschrocken in Folge des Todes seines Bruders, des Philosophen Seneca, und um sein eigenes Leben besorgt von einem andern Senator Salienus Clemens heftig angegangen und als hostis und parricida bezeichnet worden war, worauf jedoch die übrigen Senatoren sich ins Mittel gelegt und den Salienus zurückgehalten durch die Auffoderung, zur Befriedigung einer Privatrache nicht diese Gelegenheit zu benutzen und den kaum befriedigten, der Rache nicht weiter gedenkenden, mildgewordenen Sinn des Fürsten zu neuen Grausamkeiten anzureizen. Es fällt dies in das J. 818 u. c. oder 65 p. Chr. und Tacitus schweigt über die weiteren Folgen dieses Vorgangs, welcher nach Dio Cassius (LXII, 25 fin.) die Hinrichtung des Gallio auf Befehl des Nero veranlaßte, während wir bei Hieronymus in den Zusätzen zur Chronik des Eusebius zu diesem selben Jahr, oder Olymp. 210, 4 (richtiger 211, 1) die Worte lesen: Junius Gallio, frater Senecae, egregius declamator propria manu se interfecit, wonach also Gallio wol der zu erwartenden Hinrichtung durch freiwilligen Tod zuvorgekommen. Allerdings erregen in dieser Stelle die Worte *egregius declamator*, wonach man gewöhnlich auch diesen Gallio, gleich dem Adoptivvater, für einen ausgezeichneten Rhetor gehalten hat, einigen Verdacht; und möchte daher die Vermuthung von G. Hermann (De Hieronymi scriptt. illustrr. p. 34), wonach diese Worte, welche auf den Vater zu beziehen seien, nur durch eine Verwechslung, also irrthümlich, an diesen Platz gekommen, für wohlbegründet anzusehen sein, zumal da Hieronymus, wie wir oben aus einer Äußerung desselben ersehen haben, den Gallio, den Vater, als ausgezeichneten Redner gekannt hat. Denn von Reden des Adoptivsohns findet sich nirgends eine Spur, am wenigsten in den Schriften seines Vaters, des Rhetors Seneca. Es scheint vielmehr dieser Gallio mehr mit Staatsgeschäften und Staatsverwaltung sich abgegeben zu haben: weshalb auch die Ansicht keineswegs abzuweisen scheint, welche diesen selben Gallio in dem Proconsul Gallio von Achaia erkennen will, vor welchen der Apostel Paulus, zu Folge der Apostelgeschichte (18, 12) geführt ward. Daß aber Junius Gallio, der Bruder des Philosophen Seneca, wirklich in Achaia gewesen, ergibt sich aus einem Briefe des letztern (Ep. 104 init.) ganz deutlich; es mag dies wol als Bestätigung dieser Annahme gelten, wonach in dem J. 805 fg. u. c. oder 52 fg. p. Chr., in welches das von der Apostelgeschichte berichtete Ereigniß fällt, Gallio Proconsul der Provinz Achaia gewesen. Vergl. *Wetstein* N. T. II. p. 575. Wieseler, Chronologie des apostolischen Zeitalters. S. 118.

3) Wenn Jul. Cäsar Scaliger (Poet. III, 31. 34) von einem Rhetor M. Gallio spricht und diesen sogar als Verfasser der Cicero's Werken beigefügten Rhetorik, des Auctor ad Herennium, citirt, so scheint dies auf einem bloßen Irrthum zu beruhen, indem uns ein Redner oder Rhetor dieses Namens nicht bekannt ist. Vergl. Burmanni Praef. seiner Ausgabe des Auct. ad Herenn. p. XXX.

4) Auf einer attischen Münze bei Mionnet (Descript. d. Médaill. III, 549) kommt der Name Γαλλίων vor, der sonst weiter nicht bekannt ist. (*Baehr*.)

GALLIONELLA, Dosenkette, nannte Bory de St. Vincent im J. 1825 eine Algengattung, der Link schon früher, 1820, den Namen Lysigonium und Agardh gleich darauf, 1824, Meloseira gegeben hatte. Ehrenberg behielt Gallionella bei in seinem großen Werke „die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen," weil Link den ältern selbst wieder eingezogen hat. Durch Ehrenberg wurden diese Algenformen näher bekannt, aber zugleich ins Thierreich versetzt, wiewol sie in ihrer ganzen Erscheinung nichts Thierisches verrathen. Es sind freie Algen aus der Familie der Naviculaceen mit einem doppelschaligen Kieselpanzer von meist cylindrischer Gestalt und in Folge unvollkommener Selbsttheilung kettenartig oder perlschnurförmig mit einander verbunden. Jedes Glied der Kette hat in einer oder zwei umlaufenden Furchen lichte Punkte, welche nach Ehrenberg Öffnungen sein sollen. Im Innern bemerkt man nur ein vier- bis vieltheiliges, gefärbtes, körnigzelliges Organ, dessen Deutung als Eierstock völlig grundlos ist. Der eigentliche Körper ist farblos und Ortsbewegung ist noch nicht beobachtet. Man findet die Gallionellen in allen Sumpf- und Torfmooren, häufiger noch im Meereswasser, in welchem sie am Südpol bis in 1600 Fuß Tiefe gefunden worden sind. Auch in früheren Schöpfungsperioden spielten sie schon eine bedeutende Rolle und haben ihre kieselhaltigen Panzer in den Schichten des Kreidegebirges und jüngerer Formationen zahlreich zurückgelassen. In ihrer geographischen Verbreitung sind die meisten sehr unbeschränkt, denn distans z. B. ist aus allen Welttheilen und allen Zonen bekannt, zugleich lebend und in Fossilresten. Die Größe der Arten ist gering, 1/10 Linie erreichen wenige und diese sind die größten. Sie reihen sich aber zu vielen Tausenden in einer Kette an einander, welche dann einige Zoll Länge

---

4) retrahitur in urbem custoditurque domibus magistratuum, sagt Tacitus a. a. O. Über diese Art von Verwahrung von Personen höheren Ranges s. *Tacit.* Ann. III, 22 mit den Auslegern. 5) Ann. XV, 73. An einer andern Stelle (XVI, 17) bezeichnet er diesen Gallio gleichfalls als Sohn des Rhetors Seneca und als Bruder des Philosophen.

erhält. In seinem Werke über Infusorien beschreibt und bildet Ehrenberg acht Arten ab. Diese Zahl ist seitdem bedeutend vermehrt, aber von den vielen erst der Name bekannt geworden.

1) G. lineata (Ehrenberg, Infusorien. S. 167. Taf. 10. Fig. 2. Conferva lineata *Dillw.* Conferva nummuloides *Smith.* Fragilaria lineata *Lyngb.* Lysigonium lineatum *Link.* Meloseira lineata *Agardh*). Erreicht $^1/_{96}$ bis $^1/_{120}$ Linie Dicke und bildet Ketten von drei Zoll Länge. Die einzelnen Glieder der Kette sind comprimirt cylindrisch und längsgestreift. Im Ostseewasser und in Sibirien.

2) G. nummuloides (Ehrenberg ebd. 167. Taf. 10. Fig. 3. Taf. 21. Fig. 1. Conferva nummuloides *Dillw.* Meloseira nummuloides et discigera *Agardh*), ist converer als vorige, fast kugelig und glatt. Die Ketten werden nur einen Zoll lang und die Glieder $^1/_{72}$ bis $^1/_{144}$ Linie groß. In England und Teutschland.

3) G. varians (Ehrenberg ebd. 167. Taf. 10. Fig. 4. Taf. 21. Fig. 2. Conferva fasciata *Dillw.* Meloseira varians *Agardh*). Auf beiden Seiten eben und gestreift, auf dem Rücken gewölbt und glatt. In der Querfurche ein lichter Punkt am Rande. Wird $^1/_{40}$ bis $^1/_{172}$ Linie groß und findet sich lebend in Teutschland und England, fossil im Polirschiefer von Cassel und Bilin.

4) G. moniliformis (Ehrenberg ebd. 168. Taf. 10. Fig. 4. Taf. 21. Fig. 2. Conferva moniliformis *Müll.* Conferva inflexa *Roth.* Conferva nummuloides *Lyngb.* Lysigonium moniliforme *Link.* Melosira moniliforme *Kützing*) ist kurz cylindrisch, an beiden Enden stumpf kegelförmig, von der Seite gesehen rund, am Rücken dagegen achteckig. In der Querfurche liegen zwei Punkte. $^1/_{72}$ Linie groß. In Europa.

5) G. aurichalcea (Ehrenberg ebd. 168. Taf. 10. Fig. 5. Conferva orichalcea *Agardh.* Fragilaria hyemalis *Lyngb.* Melosira orichalcea *Kütz.*) ist gestreckt cylindrisch und an beiden Enden plötzlich abgestumpft, auf der Oberfläche glatt, mit zwei mittlern perforirten Furchen. Die grünliche Färbung geht beim Trocknen in die goldgelbe über. Wird $^1/_{144}$ bis $^1/_{192}$ Linie groß und findet sich in Teutschland.

6) G. ferruginea (Ehrenberg ebd. 169. Taf. 10. Fig. 6. Conferva ochracea *Roth.* Oscillatoria ochracea *Lyngb.* Lyngbya ochracea *Leibl.*), ist zart und conver, oval und glatt. Die einzelnen Fäden kleben zusammen, sodaß sie verästelt zu sein scheinen. Im Frühling besteht sie nur aus blaßgelben Kügelchen, welche reihenweis zusammenhängen, im Sommer und Herbst werden die Fäden starr. Nur $^1/_{1000}$ Linie groß, aber in ungeheurer Menge in allen eisenhaltigen Torf- und Moorwassern, fossil im Raseneisen und im biliner Halbopal.

7) G. distans (Ehrenberg ebd. 170. Taf. 21. Fig. 4), ist eine kurze tonnenförmige oder cylindrische, stumpfabgeschnittene Art mit doppelter, mittlerer Furche, in welcher vier bis acht Punkte liegen. $^1/_{288}$ Linie groß. Lebt in Brasilien, Asien und Teutschland, fossil beobachtet bei Bilin, Cassel, Toscana und Finnland.

8) G. italica (Ehrenberg ebd. 171), eine im Bergmehl von Santafiora beobachtete, von voriger durch den gekerbten Cirkelrand unterschiedene Art von $^1/_{384}$ Linie Größe.

9) G. sulcata (Ehrenberg ebd. 170. Taf. 21. Fig. 5), ist kurz cylindrisch und jederseits der Mittelfurche mit zwei Reihen Querfurchen versehen. Ihre Größe beträgt $^1/_{72}$ bis $^1/_{96}$ Linie. Fossil bei Oran, Ägina, in China, Patagonien, im Südpolarreise.

Außer den vorstehenden Arten hat Ehrenberg in den Monatsberichten der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin noch andere namhaft bekannt gemacht, zum Theil auch diagnosirt. Wir beschränken uns darauf, die Namen zu wiederholen, um die große Mannichfaltigkeit der Arten von diesen mikroskopischen Gestalten anzudeuten. G. granulata, fossil in Frankreich, England und China; G. procera, ebenda; G. tenerrima, fossil in Frankreich und England; G. undulata, ebenda; G. biseriata und G. punctigera, in England; G. gibba, G. horologium, in Sibirien; G. novae Hollandiae, in Neuholland; G. decussata, bei Hamburg; G. pileata, G. sol, G. tympanum und die größte von allen G. oculus, über 1000 Fuß Tiefe im Polarreise; G. crenulata, G. sculpta, G. spiralis, fossil am Columbiaflusse; G. coronata und G. plana, in Patagonien; G. calligera, in Japan; G. laminaris, im Meteorstaube. (*Giebel.*)

Gallirallus, s. Rallus.

GALLIREX. Die unter diesem Namen von Lesson 1844 begründete Gattung ist identisch mit Corythaix *Ill.* (s. d. Art.). Turacus *Cuv.* und die Art Gallirex anais *Less.* gleich Corythaix porphyreolopha *Vig.* (*Cabanis.*)

GALLISCH (Friedrich Andreas), geb. am 28. Aug. 1754 zu Leipzig, der Sohn eines dortigen Apothekers, verdankte den ersten Unterricht Privatlehrern. Von der Schulpforte kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er sich dem Studium der Arzneikunde widmete. Im J. 1776 erlangte er die Magisterwürde durch Vertheidigung seiner Abhandlung: De Aristotele, rei naturalis scriptore. (Lips. 1776. 4.) Bald nachher erlangte er auch den Grad eines Doctors der Medicin. Er vertheidigte bei dieser Gelegenheit seine Diss. Corporum vi aëris mutatorum exempla (Lips. 1777. 4.), und eine Abhandlung verwandten Inhalts: De aëris in corpus humanum vi (ibid. 1776. 4.). Im J. 1782 ward er außerordentlicher Professor der Medicin. Seine Vorlesungen eröffnete er mit dem Progr. de acido salis ejusque dephlogisticatione. (Lips. 1782. 4.) Er starb im 29. Lebensjahre, den 15. Febr. 1783, an den Blattern. Sein empfehlendes Äußere, sein heiterer Sinn, sein treuherziges, gefälliges Wesen und sein Wohlwollen gegen die ganze Menschheit erwarben ihm, verbunden mit seinen ärztlichen Kenntnissen und einer vielseitigen gelehrten Bildung, allgemeine Achtung. Einige seiner Freunde ehrten sein Andenken durch ein von Oser verfertigtes Denkmal in dem Garten der Freimaurerloge zu den drei Palmen in Leipzig [1]).

---

1) Auf einer Urne von schwarzem Marmor, die ein weißer, schräg darüber liegender und mit Rosen durchflochtener Palmenkranz umgibt, liest man das Wort: *XAIPE*, und an dem mit dem Portraitmedaillon des Verstorbenen gezierten Piedestal die Inschrift: *Friderico Andreae Gallischio* inter suos non mortuo. — Ein Ge-

Schon in seinen Schuljahren waren Musik und Dichtkunst seine Lieblingsbeschäftigung in Mußestunden. Unter den römischen Dichtern war ihm keiner gänzlich unbekannt. Vorzüglich schätzte er Tibull und Properz. Aber auch die gelungensten Erzeugnisse der teutschen, englischen und italienischen Poesie und Literatur machte er zu seinem ernstern Studium. Den Italienern verdankte er die glückliche Wahl des Sylbenmaßes, die Leichtigkeit des Reimes und die fließende Versification, welche seine Gedichte auszeichnet. Sie erschienen zuerst in mehren Musenalmanachen und Taschenbüchern, und wurden hierauf nach seinem Tode von J. F. Jünger gesammelt herausgegeben [2]); doch vermißt man einige seiner gelungensten Gedichte in dieser Sammlung. Die unschuldigen Freuden der Natur, der Liebe und der Freundschaft haben nur wenige Dichter in so gefälligem und einnehmendem Tone besungen. Herder sagt von ihm: „Gallisch starb seiner Wissenschaft und der Muse zu früh. Seine Allegorien indessen: Freude und Kummer, deren Kind die Hoffnung ist, Kummer und Freude, die die Liebe versöhnt, die Erinnerung, die Schöpfung u. a. m., werden sein Andenken erhalten" [3]). Mit Abänderungen hat Matthisson mehre Gedichte von Gallisch in seine lyrische Anthologie aufgenommen [4]). Ohne sich zu nennen, schrieb Gallisch: „Ein Dutzend leichter Erzählungen" (St. Petersburg 1782.), und gleichfalls anonym den bald nach seiner Erscheinung vielgelesenen Roman: „Nettchen Rosenfarb" [5]). Aus dem Englischen übersetzte er Watson's chemische Versuche (Leipzig 1782. 2 Thle.) und aus dem Französischen Duchanoy's Versuch über die Kenntniß der mineralischen Wasser, und die Kunst, sie an jedem Orte und zu jeder Zeit selbst nachzubereiten. (Leipzig 1783.) In dem ersten Stück von Crell's chemischen Annalen befindet sich von Gallisch der Versuch einer Anwendung der dephlogisirten Luft auf das Löthrohr [6]). (*Heinrich Döring.*)

GALLISCHE KRIEGE, werden die Kriege der Römer mit den Galliern genannt. Der für die Römer gefährlichste derselben war der unter Brennus (s. d., wo die Geschichte, oder richtiger Sage, von den gallischen Kriegen bis zu der Niederlage geführt ist, welche die Gallier, nachdem sie das Gold empfangen, erlitten haben sollen). Des gallischen Krieges wegen wurde, wie Livius (VII, 11) erzählt, T. Quinctius Penus unter dem Consulat des C. Sulpicius und C. Licinius Calvus (358 v. Chr.) zum Dictator erwählt. Die Gallier hatten in diesem Jahre am dritten Steine (von Rom) auf der Salaria via, jenseit der Brücke des Flusses Anienus, ihr Lager aufgeschlagen. Der Dictator lagerte sich auf dem diesseitigen Ufer, und es wurden Schlachten um den Besitz der Brücke gehalten. T. Manlius besiegt einen Gallier, welcher einen von den römischen Soldaten herausgefodert, im Zweikampfe, und wird wegen des dem Erschlagenen abgenommenen goldenen Halsbandes Torquatus genannt. Das gallische Heer zieht sich auf das Gebiet der Tiburter, wird durch diese gütig mit Lebensmitteln unterstützt, geht nach Campanien, kehrt aber von da im folgenden Jahre (357 v. Chr.) zurück, um den von den Römern bekriegten Tiburtern beizustehen. Wegen des gallischen Tumultes muß ein Dictator (nämlich Q. Servilius Ahala) gewählt werden. Eine grimme Schlacht hatte zwischen den Römern und den in die Nähe Roms gerückten Galliern statt, bis letztere endlich sich zurückzogen. Nicht weit von Tibur werden die herumschweifenden Gallier von dem Consul Potelius empfangen. Die Tiburter eilen aus den Thoren den Galliern zu Hilfe; aber beide, diese und die Tiburter, müssen sich in die Thore von Tibur zurückziehen. Unter dem Consulat des C. Fabius und C. Plautius (355 v. Chr.) rückten die Gallier wieder gegen Rom vor, und schlugen eine hartnäckige Schlacht wider den Dictator Sulpicius, und zogen sich endlich zurück. Ein großes Heer Gallier hatte unter dem Consulate des M. Popilius und des L. Cornelius (347 v. Chr.) auf dem Gebiete von Latium (in agro Latio) sein Lager aufgeschlagen. Da sein College krank ist, erhält der von der Plebs gegebene Consul Popillius Länas die Führung des gallischen Krieges. Im folgenden Jahre (346) schlägt der Dictator L. Furius Camillus sein Standlager an den pomptinischen Sümpfen (in agro Pomptino) auf. Ein durch Größe und Waffen ausgezeichneter Gallier fodert, indem er den Schild schüttelt, zum Zweikampfe heraus, und wird von dem Tribunus militum M. Valerius, dem, um seinen Beinamen Corvus zu erklären, die diesen Zweikampf ähnlich wie den des Manlius erdichtende Sage einen Raben beistehen läßt, erschlagen. Um die Beraubung des Leichnams des Gefallenen zu hindern, kämpfen die Gallier mit den Römern, und werden in der daraus sich entspinnenden grimmen Schlacht geschlagen, zerstreuen sich zuerst durch die Volsker und das falerner Gebiet, und ziehen von da nach Apulien und an das Meer [1]). Zur Zeit, als unter dem Consulat des M. Fulvius und T. Manlius (299 v. Chr.) die Etrusker den Krieg gegen die Römer erneuern wollten, drang in das Gebiet der ersteren ein sehr großes Heer der Gallier ein, ließ jedoch durch vieles Geld zum Abzuge sich bewegen. Rom war durch das

---

dicht: „Auf den Tod des Herrn Doctor Gallisch," von K. F. Kretschmann, befindet sich in dessen sämmtlichen Werken. 2. Bd. S. 302.

2) Leipzig 1784. Vergl. Allgem. teutsche Bibliothek. 70. Bd. 1. St. S. 180 fg. Gothaische gelehrte Zeitung. 1784. 101. St. S. 825. Allgemeine Grundsätze der schönen Wissenschaften, nach Domairon, mit Zusätzen von A. K. Stockmann. 2. Th. S. 166. 3) s. Herder's Sämmtliche Werke zur schönen Literatur. 12. Th. S. 167. 4) 12. Th. S. 253 fg. Zu den dort befindlichen Gedichten gehören: Die Erinnerung; die Freude; die Schöpfung; die Versöhnung; die Freiheit; die Liebe; die Hoffnung; die Wanderer; Grablied. 5) Erster Theil. Das Mädchen. Zweiter Theil. Die Frau. (Leipzig 1782—1783.) 6) Vergl. Jünger's Vorbericht zu Gallisch's Gedichten S. III—XX. Eck's Leipziger gel. Tagebuch. 1783. S. 7 fg. Adelung's Fortsetz. und Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 17 fg. Jördens' Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. 6. Bd. S. 127 fg. H. Döring's Galerie teutscher Dichter und Prosaisten. 1. Bd. S. 313 fg. Raßmann's Literarisches Handwörterbuch er verstorbenen teutschen Dichter S. 255.

1) *Livius* Lib. VII. Cap. 11—15. 23. 24. Lib. X. Cap. 11. 21. 26. 28. 29.

Gerücht eines gallischen Tumults wieder in großem Schrecken gewesen. Vier Völker, die Etrusker, Samniter, Umbrer und die Gallier, welche letztere ein ungeheuer großes Heer hatten, vereinigten im J. 296 (v. Chr.) ihre Kriegsmacht in Etrurien wider die Römer. Bevor die Consuln Q. Fabius und P. Decius (im J. 295) nach Etrurien gelangten, vertilgten die Senones Galli in starker Zahl eine römische Legion bei Clusium. Als die Consuln (im J. 295) ihr Lager in dem sentinatischen Gebiete in der Nähe der gegen die Römer Verbündeten aufschlugen, beschlossen diese, sich nicht alle in einem Lager zu vermengen, noch zugleich in die Schlacht zu gehen, und den Samniten und Galliern wurde der Kampf übertragen. In der Schlacht schlug sich Q. Fabius wider die Samniter und Decius wider die Gallier, und die Römer hätten die Schlacht verloren, wenn die Etrusker und Umbrer dabei gewesen wären. Die Samniter und Gallier waren im ersten Angriffe grimm. Die Körper der Gallier, welche keine Anstrengung und Hitze aushalten konnten, waren am Anfange der Schlacht von größerer Stärke als andere Männer, aber am Ende des Kampfes schwächer als Weiber, wie Fabius überzeugt war, und er zog die Schlacht hin, während der durch Jugend und Geisteskraft kühnere Decius alle Kraft erschöpfte, indem er sich in die Scharen der Feinde stürzte und zwei Mal die gallische Reiterei zurücktrieb, aber endlich, als die Gallier mit ungeheurem Getöse der Pferde und der Wagenräder mit aller Macht heranstürmten und die römischen Legionen in Verwirrung brachten, sich durch den Priester zu dem Kampfe und dem Tode feierlich weihen ließ, sein Pferd in die dichteste Schlachtreihe der Gallier trieb und durch die Geschosse umkam. Fabius auf dem rechten Flügel schlug die Samniter und fiel dann den Galliern in den Rücken, sodaß diese den bereits errungenen Sieg wieder verloren. Kaum zehn Jahre nach dieser Schlacht im Gebiete von Sentinum regten sich die Gallier wieder mit großer Kriegsmacht, und schickten sich an, Arretium zu belagern. Um dieser Stadt Hilfe zu leisten, erschienen auch die Römer, zogen aber in der Schlacht vor dieser Stadt den Kürzeren. In dieser Schlacht fiel der Consul Lucius Cäcilius. An seine Stelle wurde der Consul Curius Dentatus geschickt. Er fertigte Gesandte wegen Loskaufung der Gefangenen an die Senonen ab. Diese brachen das Wort und tödteten die Gesandten. Der römische Heerführer zog nun sogleich wider die Senonen, brachte ihnen eine große Niederlage bei und vertrieb die übrigen aus ihren Sitzen. So bemächtigten sich die Römer des ganzen Gebietes der Senonen und schickten die erste Colonie nach Gallia, und diese wurde Sena nach dem Namen derjenigen Gallier genannt, welche diesen Ort früher hatten. Als die Bojer sahen, daß die Senonen ihr Land verloren, fürchteten sie ein ähnliches Schicksal, riefen alle, welche die Waffen tragen konnten, auf, und auch die Etrusker zu Hilfe, und zogen gegen die Römer; aber in der Schlacht bei dem Lacus Vadimonis (jetzt il lago di Bassano) fielen beinahe alle Etrusker und sehr wenige Bojen entkamen. Dieselben Völker vereinigten sich jedoch wieder, bewaffneten die ganze erwachsene männliche Jugend, stellten sich wider die Römer in Schlachtordnung, wurden aber besiegt und so zu Boden gestreckt, daß sie endlich den Muth verloren, durch Gesandte um Frieden baten und mit den Römern ein Bündniß schlossen. Dieses geschah drei Jahre zuvor, ehe Pyrrhus nach Italien übersetzte, und fünf Jahre vor der delphischen Niederlage der Gallier, wovon im zweiten Brennus (s. d.) das Nöthige angegeben ist. Nach dem geschlossenen Bündniß mit den Römern unternahmen die Gallier 45 Jahre lang Nichts wider dieselben [2]). Während dessen, nämlich unter dem Consulat des Sempronius Sophus und Appius Cäcus (267), wurde eine Colonie von den Römern nach Ariminum (einer alten, von den Römern den Senonen entrissenen, Stadt in Picenum in Gallia Cispadana) geschickt [3]). Daß Gallier schon im ersten punischen Kriege als Hilfsvölker bei den Carthagern waren, störte den Frieden der Gallier in Italien mit den Römern nicht. Auch gingen jene Hilfsvölker zu den Römern über. Gallier machten nämlich den Kern der Besatzung des Hamilkar aus, waren aber des beständigen Kampfes überdrüssig geworden, und hatten auch ihren Sold nicht erhalten. Sie verbanden sich daher, die Stadt in die Hände der Römer zu liefern, und gingen, als der Anschlag von Hamilkar entdeckt und verhindert ward, zu den Römern über und traten in ihre Dienste. Nachdem diejenigen Gallier, welche vor dem ersten punischen Kriege Niederlagen von den Römern erlitten hatten, gestorben waren, und an ihre Stelle kühne Jünglinge getreten, welche sich durch leichte Ursachen gegen die Römer, welche nun nach Beendigung des ersten punischen Krieges wieder frei athmeten, erbittern ließen, getreten waren, entbrannte der Krieg zwischen den Galliern und Römern von Neuem. Die Bojen, mit den Faliskern in Etrurien vereinigt, schlugen in der Schlacht den Consul Q. Valerius Falto und 3500 seiner Soldaten fielen. Valerius fiel zwar, ehe die von Rom abgeschickte Verstärkung unter M. Genucius Cipus anlangte, die Gallier mit solcher Wuth an, daß 14,000 von diesen gefallen sein sollen, erhielt aber keinen Triumph, weil er das römische Heer der Gefahr einer zweiten Niederlage ausgesetzt hatte. Die Gallier in Italien riefen jenseit der Alpen auf und an denselben wohnende Gallier als Bundesgenossen herbei. Als das Heer der Transalpiner gegen Ariminum rückte, führten die in Schrecken gesetzten Römer ihre Truppen aus dieser Stadt heraus. Als das Heer der Transalpiner bis nach Ariminum vorgerückt war, erregte die Plebs der Bojer, welche ihnen wenig traute, einen Aufstand sowol gegen seine Führer, als auch gegen die, welche angekommen waren. In diesem Aufstande wurden zuerst die Könige Atis und Galatas und dann vieles Volk, indem beide Parteien gegen einander eine Schlacht hielten, erschlagen, und das Verderben, welches die Gallier selbst sich gegenseitig zugefügt hatten, machte es den Römern möglich, daß sie im fünften Jahre nach diesem Tumulte Picenum, ein Gebiet von Gallia Cisalpina, welches sie den bezwungenen Senonen abgenommen hatten, unter sich

2) *Plinius* Lib. II. 3) *Livius*, Epitome Lib. XV. *Vellejus Paterculus* Lib. I. Cap. 14. §. 7. *Eutropius* Lib. II. Cap. 11.

theilen konnten. Der Tribunus plebis Flaminius gab, um die Gunst des Volkes zu gewinnen, das Gesetz, daß dieses Land unter die römischen Bürger getheilt werden sollte. Dieses Gesetz verdarb sowol den Charakter des römischen Volkes, als gab auch den Grund und die Veranlassung zu dem Kriege, welchen die Römer nachher mit diesen Völkerschaften führten; denn viele Völker der Gallier, vornehmlich die Bojen, traten in Bundesgenossenschaft zu diesem Kriege, weil sie an die Römer grenzten, weil diese schon nicht mehr mit ihnen um die Herrschaft stritten, sondern um sie gänzlich aus ihren Sitzen zu vertreiben und zu verderben. Die Insubrer und Bojen, welche die mächtigsten unter den gallischen Völkerschaften in Italien waren, vereinigten sich, und gewannen von den zwischen den Alpen und dem Rhodanus (der Rhone) wohnenden Galliern ein großes Heer unter dem Namen *Gaesatae* (s. d.), Miethkrieger, indem sie den Königen derselben, Concolitanus und Aneroest, wie ihn Polybius (II.), Ariovist, wie ihn Florus (II, 4) nennt, viel Gold sogleich baar gaben und für die Zukunft eine große Menge der Reichthümer der Römer in Aussicht stellten. Ein ungemein großes Heer Gäsaten kam in dem jenseitigen Gallien zusammen. Durch diese Tumulte nützten die Gallier den Carthagern sehr, indem die Römer dadurch gezwungen wurden, die Angelegenheiten in Hispanien zu vernachlässigen und den punischen Frieden mit dem Bündnisse zu bestätigen, das sie mit Hasdrubal geschlossen hatten. Die Gäsaten, über die Alpen an den Padus (Po) und zu den cisalpinischen Galliern gelangt, erschienen daselbst im achten Jahre nach der durch die Römer veranstalteten Theilung des Landes, welches den Senonen gehört hatte. Die Insubrer und Bojer beharrten in dem einmal unternommenen Vorhaben; die Veneter aber und die Cenomanen zogen, als sie eine Gesandtschaft von den Römern erhalten hatten, die Bundesgenossenschaft mit diesen vor. Hierdurch wurden die Könige der Gallier gezwungen, weil sie für sich von jenen fürchteten, einen Theil der Truppen zur Sicherung der Grenzen zurückzulassen. Die Rüstungen der Römer wider die Gallier unterstützten die Völker Italiens, namentlich die Latiner, die Samniter, die Japyger und Messapyger, die Lucaner, die Marser, Marucciner, Ferentaner und Vetustiner eifrig, weil sie von den Galliern für ihr Leben, ihre Städte und Äcker fürchteten. Die Sabiner und Etrusker stellten sich, unter Anführung eines römischen Prätors, dem Feinde entgegen, um das Gebiet von Etrurien zu schützen. Auch sammelte sich von den Umbrern und Sarsinaten, welche das appenninische Gebirge bewohnten, ein Heer. Ein Heer stellten auch die Veneter und Cenomanier auf, um in das Gebiet der Bojen einzufallen. Den Consul L. Ämilius hatten die Römer, sobald sie Nachricht erhielten, daß die Kelten über die Alpen gegangen, mit den Legionen nach Ariminum geschickt. Die Könige der Gallier mit dem großen, nicht nur aus Fußvolk und Reitern, sondern auch aus Essedariern (Kämpfern zu Wagen) bestehenden, Heere verwüsteten Etrurien und gingen hierauf gegen Rom los, und waren schon in der Umgegend von Clusium, einer nur drei Tagereisen von Rom entfernten Stadt, als sie Nachricht erhielten, daß das römische Heer, welches unter einem Prätor zum Schutze Etruriens aufgestellt war, ihnen im Rücken folge und schon nahe sei. Die Gallier wandten ihr Heer um und zogen gegen die Feinde. Beide Heere schlugen ihr Lager nahe von einander auf. In der Nacht zündeten die Gallier Feuer an, ließen ihre Reiterei zurück und zogen heimlich nach Fäsulä. Als die Römer, als es Tag ward, die Reiterei der Gallier allein erblickten, verfolgten sie die zurückgehende, wurden aber von dem Fußvolke und den Wagenkämpfern der Gallier mit solchem Kampfe empfangen, daß, da diese an Kühnheit und Zahl überlegen waren, das römische Heer 6000 Mann verlor und die übrig gebliebenen Römer in einen befestigten Ort flohen. Hier wollten die Gallier dieselben am andern Tage belagern, als der Consul Lucius Ämilius, welcher in Ariminum zur Beschützung der Küste des adriatischen Meeres aufgestellt war, bei der Nachricht aber, daß die Gallier in Etrurien eingebrochen und schon nicht weit mehr von Rom seien, zur Hilfe herbeieilte, in der Nähe des gallischen Heeres bei Fäsulä erschien. Die Gallier zogen sich auf einen Hügel. Der König Aneroest gab den Rath, daß man die ungemein große Kriegsbeute, welche man an Menschen, Vieh und Geräthe gemacht, sichern und in das Vaterland heim bringen, und dann erst den Krieg wider die Römer aufnehmen solle. Da Alle dieser Willensmeinung ihren Beifall gaben, brach das Heer der Gallier noch in der Nacht, bevor es tagte, auf, und begann in dem Gebiete der Etrusker längs des Meeres hinzuziehen. Der andere Consul, C. Atilius, welcher, bevor die Nachricht von dem Übergange der Gallier über die Alpen nach Rom gelangt war, mit einem Theile der römischen Truppen nach Sardinien gegangen war, jetzt aber auf dem Rückwege nach Rom war, zog an derselben Küste des Meeres, an welcher die Gallier nach Hause zurückkehrten, herab, und beide Heere rückten also gegen einander. Die Gallier befanden sich bereits in der Umgegend von Telamon, einem Vorgebirge Etruriens, als Atilius durch gefangene Fouragirer erfuhr, daß das gallische Heer vor ihm sei, und hinter demselben das Heer des Consul Ämilius. Die Gallier auch erfuhren durch gemachte Gefangene, daß die feindlichen Reiter, welche vor ihnen waren, nicht, wie sie Anfangs geglaubt, von dem Heere des Ämilius, welcher sie um sie herumgeschickt habe, sondern von dem Heere des Cajus Atilius seien. Die Gallier sahen sich daher genöthigt, eine doppelstirnige Schlachtreihe aufzustellen. Da sie von Ämilius den stärksten Angriff erwarteten, stellten sie die Gäsaten, welche in die vordere Schlachtreihe gestellt zu werden pflegten, in die hintere, nämlich in Beziehung auf die Richtung, nach welcher die Gallier den Heimweg genommen hatten; denn die Gäsaten standen in Beziehung auf das Heer des Ämilius in der vordern Schlachtreihe, denn gegen dasselbe wandten sie ihre Gesichter. Auf dieselbe Weise, wie die Gäsaten, wurden auch die Insubrer bei denselben aufgestellt. Die Taurisker und transpadanischen Völker dagegen wurden so in Schlachtordnung gestellt, daß sie Front wider das Heer des Atilius machten. Die Lastwagen und Streitwagen brachten sie aus der Schlacht-

linie hinweg, und deckten damit die beiden Flügel. Die Beute brachten sie auf einen Hügel. An demselben fiel Consul Atilius im Reitergefechte, jedoch bemächtigte die römische Reiterei sich des Hügels. Die Gäsaten, welche unbekleidet kämpften, litten durch die römischen Schützen. Die Insubrer, Bojen und Taurisker, von den Braken (weiten Hosen) und Mänteln bedeckt, standen fest, waren aber sehr im Nachtheil, da die gallischen Schwerter keine Spitzen hatten, und sich durch jeden Hieb so bogen, daß sie auf die Erde gestützt und wieder gerichtet werden mußten. Die Schilde der Römer waren vorzüglich zur Deckung, die Schwerter mit scharfen Spitzen zum Stich. Die römische Reiterei drang von dem Hügel, den sie genommen, herab. Die gallische Reiterei rettete sich durch die Flucht. Das Fußvolk aber, von den beiden römischen Heeren eingeschlossen, wurde niedergemetzelt, sodaß die Zahl der gefallenen Gallier auf 40,000, die der gefangenen auf 10,000 bei Polybius (II.) sich angegeben findet. Unter der Zahl der Gefangenen war der König Concolitanus. Der andere König Aneroestus entkam mit wenigen Begleitern und gab sich mit denselben den Tod selbst. Der Consul Ämilius zog mit beiden römischen Heeren an den Grenzen Liguriens hin, brach in das Gebiet der Bojer ein, sättigte die Soldaten an Beute und führte sie nach Rom zurück. Nachdem die denkwürdige Heerfahrt der Gallier, welche sämmtliche Völker Italiens, und vornehmlich die Römer, in so große Gefahr gebracht hatten, einen solchen Ausgang gehabt, faßten die Römer Hoffnung zur gänzlichen Vertreibung der Gallier aus den um den Po gelegenen Gegenden. Die beiden Consuln des folgenden Jahres, Q. Fulvius und T. Manlius, wurden in diesem mit einem Heere und großer Zurüstung wider die Gallier geschickt. Die Bojen, durch den ersten Angriff in Schrecken gesetzt, waren genöthigt, sich den Römern zu übergeben. Die ganze übrige Zeit der Heerfahrt aber waren die Römer durch die großen Regengüsse und die ansteckenden Krankheiten verhindert, etwas Wichtiges auszuführen. Die auf jene folgenden Consuln, P. Furius und C. Flaminius, führten durch das Gebiet der Anamurer die Heere nach Gallien. Das Volk der Anamurer hatte seine Sitze nicht fern von Massilia (Marseille), wie Polybius (II.) bemerkt. Durch das Wohlwollen dieses Volkes setzten die Consuln in das Land der Insubrer da über, wo, wie Polybius ebenfalls sagt, die Padoa[4]) in den Padus fließt. Aber sowol bei dem Übergange über diesen Fluß, als auch als sie das Lager aufschlugen, wurden viele Römer niedergehauen. Die übrigen schlossen nachher ein Bündniß mit den Insubrern und wichen nach dem gemeinsamen Vertrage aus jenen Orten. Nachdem sie von hier viele Tage durch die nächsten Gegenden herumgeschweift, setzten sie über den Fluß Clusius (Chiese), kamen in das Gebiet der Cenomanen, nahmen diese, weil sie Bundesgenossen des römischen Volkes waren, zu sich, und zogen von den subalpinischen Orten mit feindlichem Heere wieder in die Ebene der Insubrer, und verbrannten daselbst die Feldfrüchte auf den Äckern und verwüsteten die Höfe. Da also die Fürsten der Insubrer sahen, daß die Römer von ihren feindseligen Rathschlägen wider sie nicht abließen, so beschlossen sie, mit ihnen um die Herrschaft zu kämpfen. Um sich gehörig rüsten zu können, nahmen sie selbst die unbeweglich genannten Goldstücke aus dem Tempel der Minerva, und schlugen mit einem Heere von 50,000 Mann im Angesichte der Römer ihr Lager auf. Diese, weit schwächer an Zahl, hatten im Sinne, die gallischen Hilfsvölker der Bundesgenossen zu gebrauchen. Aber in Erwägung der gallischen Unbeständigkeit in Bündnissen beschlossen sie endlich Folgendes: Sie befahlen den Hilfsvölkern der Gallier über den Fluß Addua zu gehen, und sie selbst blieben auf der andern Seite des Flusses und brachen die Brücken ab, um den Galliern die Gelegenheit zu nehmen, ihnen zu schaden. Die Römer siegten in der Schlacht durch die Erfahrenheit, welche die Kriegstribunen in den früheren Schlachten gemacht hatten, und trafen solche Verordnungen, daß sie die Hitze der Gallier im ersten Angriffe verrauchen und ihre langen, dünnen Schwerter ohne Spitze an den Spießen der Triarier, welche sie hier nicht, wie gewöhnlich, in die letzten, sondern in die ersten Schlachtreihen stellten, krumm hauen und dann die Römer die zum Stiche geschickten Schwerter brauchen ließen. Umständliche Nachrichten über diesen merkwürdigen Feldzug geben Polybius (II, 31. 32) und Zonaras (VIII. c. 20). Wir bemerken nur, daß in der letztern Schlacht die Insubrer, welche bei dem Anfange des Feldzuges gesiegt hatten, den Kürzeren zogen. Im folgenden Jahre schickten die Gallier Gesandte nach Rom, und waren bereit, jede Bedingung anzunehmen, welche ihnen bewilligt werden würde. Aber die Consuln dieses Jahres, M. Claudius Marcellus und Cn. Cornelius Scipio, bewirkten, daß den Galliern Nichts bewilligt ward. Diese wandten sich daher von Neuem zur Miethung von gallischen Miethtruppen, welche Gäsaten hießen, und erhielten von den an dem Rhodanus wohnenden Galliern 30,000 Mann. Die Consuln führten mit dem ersten Frühlinge die Legionen auf die Ländereien der Insubrer, und belagerten dann die zwischen dem Padus und dem Alpengebirge gelegene Stadt Acerrä. Da die Insubrer, weil die Römer alle bequemen Stellen besetzt hatten, der belagerten Stadt nicht Hilfe leisten konnten, suchten sie ihr dadurch zu helfen, daß sie einen Theil der Truppen über den Padus in das Gebiet der Römer sendeten und die Stadt Clastidium (s. d. Art.) belagerten. Hierdurch veranlaßt, nahm der Consul Claudius Marcellus einen Theil der Reiterei und des Fußvolkes, und eilte den Belagerten zu Hilfe. Die Gallier gaben nun die Belagerung auf und rückten dem Marcellus entgegen. Den Angriff der römischen Reiterei in der Schlacht hielten die Gallier standhaft aus; aber sobald sie von dem Feinde sowol im Rücken, als auch in den Flanken umringt waren, wurden sie endlich von den römischen Reitern in die Flucht getrieben. Viele kamen in dem Flusse, in welchen sie sich stürzten, um, Viele verloren durch den

4) Padoa (*Παδόα*) des Polybius, kann nicht, wie man annimmt, aus Padosa, wie eine Mündung des Po hieß, verdorben sein; denn Padosa hieß ein Kanal oder eine Mündung des Padus (s. d. Art. S. 122), oder wenn bei Polybius Padosa zu lesen, so gab es zwei Padosae.

Stahl der Feinde das Leben. Unter der Zahl der letzteren war der König Viridomar oder Wirdumar, ein Heerführer der Gäsaten. Der Umstand, daß der römische Heerführer Marcellus die Spolia opima davon trug, hat der Sage zur Bildung einer Erzählung Veranlassung gegeben, wie Wirdumar den römischen Feldherrn zum Zweikampfe herausfodert, dessen Beschreibung sich am umständlichsten bei Plutarchus im Marcellus, der aber bei Polybius (II, 34) sich nicht einmal angedeutet findet. Das von Lebensmitteln volle Acerrä wurde von den Römern eingenommen, da die Gallier sich nach Mediolanum, dem Hauptorte des Landes der Insubrer, zurückzogen. Sogleich folgte ihnen der Consul Cn. Cornelius Scipio, und ward in raschem Angriffe bis Mediolanum hingerissen. Als aber der Consul auf der Rückkehr nach Acerrä war, folgten ihm die Gallier, setzten der hintern Heerschar der Römer hart zu, brachten ihr eine große Niederlage bei, und trieben einen Theil des römischen Heeres in die Flucht, bis Cn. Cornelius die erste Heerschar zurückgerufen hatte, die übrigen zurückweichenden Soldaten durch Ermahnungen zum Stehen brachte, und die dieselben im Rücken verfolgenden Gallier niederstießen. Es erhob sich ein scharfer Kampf. Die Gallier, durch die Hoffnung, daß der Sieg beinahe schon gewonnen sei, belebt, hielten eine Zeit lang mit hohem Muthe die Schlacht aus, wurden aber dann gezwungen, die Rücken zu wenden, und zogen sich auf die Berge zurück. Cornelius verfolgte die Fliehenden, plünderte die Äcker und nahm Mediolanum mit Gewalt ein [5]). Nach dieser Niederlage verloren die Fürsten der Insubrer alle Hoffnung auf Rettung, und unterwarfen sich den Römern. Diesen Ausgang hatte der von den Römern mit den Galliern geführte Krieg, weil diese, wie Polybius sagt, in allen ihren Handlungen von Zorn und Ungestüm, und nicht von weiser Überlegung regiert werden. In dem den Galliern abgenommenen Lande wurden gegen die Zeit der Ankunft Hannibal's nach Italien die römischen Colonien Cremona und Placentia errichtet [6]). Der zweite punische Krieg ward zugleich ein gallischer Krieg. Schon als Hannibal durch das jenseitige Gallien zog, wurde der größte Theil der Gallier dieses Landes von Hannibal für die Sache der Carthager gewonnen, wie wir im Art. Gallia unter der Rubrik Überblick der Geschichte von Gallia Transalpina näher angegeben haben, und Hannibal brachte gallische Hilfsvölker bereits mit nach Italien [7]). Die Gallier, welche am Padus wohnten, würden, als Hannibal bei den Taurinern sich befand, sich nicht blos aus Furcht, sondern auch mit Willen an ihn angeschlossen haben, wenn nicht der Consul Publius Cornelius Scipio durch seine plötzliche Ankunft den Abfall der Gallier von den Römern unterdrückt hätte. Hannibal hatte Freude an der Tapferkeit der keltischen Nation, und suchte seine Truppen durch ihr Beispiel zur Tapferkeit zu entflammen. Als er nämlich dem Heere des Consuls Scipio am Ticinus (im J. 218 v. Chr.) gegenüberstand, ließ er gefangenen Alpenbewohnern Waffen vor die Füße werfen, und sie durch einen Dolmetscher fragen, ob sie mit einander kämpfen wollten, wenn der Sieger Waffen und ein Pferd erhalten würde. Alle waren zu diesen Zweikämpfen so bereit, daß die, welche sie halten sollten, durch das Loos gewählt werden mußten, und die Zuschauer priesen, als sie diese Zweikämpfe mit so großer Tapferkeit hielten, das Geschick der Siegenden nicht mehr, als das der rühmlich Sterbenden. Hannibal nahm auf diese Zweikämpfe in seiner Rede, welche er an sein Heer hielt, Beziehung, und befahl, als er den Maharbal mit einer numidischen Reiterschar aussandte, die Äcker der Bundesgenossen der Römer zu verheeren, daß die Gallier soviel als möglich geschont und die Gemüther der Fürsten zum Abfall gereizt werden sollten. In der Schlacht am Ticinus stellte Scipio die römischen Wurfspießschützen und die galatischen [8]) (gallischen) [9]) Reiter in die Fronte; doch siegte Hannibal. Alles Land zwischen der Trebia und dem Padus bewohnten damals Gallier, und diese warteten bei dem Kampfe der beiden übermächtigen Völker, der Römer und der Carthager, ab, um zu sehen, welche siegten, um sich dann zu den Siegern zu schlagen. Die Römer waren hierüber nicht sehr erbittert, wenn die Gallier nur Ruhe hielten. Hannibal aber war hierüber sehr ungehalten, indem er sagte, er sei, von den Galliern herbeigerufen, gekommen, um sie zu befreien. Durch den Zorn bewegt und zugleich um die Soldaten durch Beute zu nähren, schickte der Punier 2000 Mann Fußvolk und 2000 Reiter, nämlich mit Galliern untermischte Numiden, zur Plünderung alles Landes bis zum Padus aus. Die Gallier wandten sich um Hilfe an die Römer. Der Consul Scipio versagte sie ihnen vornehmlich wegen der neuerdings begangenen Untreue der Bojer. Der Consul Sempronius dagegen sandte seine Reiterei zur Vertheidigung des gallischen Landes über die Trebia, und diese kämpfte mit den mit Beute beladenen Plünderern. In der großen Schlacht zwischen den Römern und den Puniern an der Trebia (im J. 218 v. Chr.) kämpften auf Seite der ersteren die Hilfstruppen der Cenomanen, welche gallische Völkerschaft allein den Römern treu geblieben war, und auf Seiten der Carthager wurde der mittleren Schlachtreihe der Afrer durch die gallischen Hilfstruppen Stärke gegeben. Als Hannibal (im J. 217 v. Chr.) den durch die Überschwemmungen des Arno so beschwerlich gemachten Zug that, ließ er die Gallier die Mitte des Heeres bilden, um sie zusammenzuhalten, da sie keine Anstrengung ertragen konnten. Als der Punier (ebenfalls im J. 217 v. Chr.) Italien bis in die Nähe von Apulien verwüstete, hatte der Consul Servilius leichte Gefechte mit den Galliern [10]). Der punische Krieg war nun mit dem gallischen verbunden. So heißt es in der Frage [11]) de

5) So nach Polybius (II, 23). Nach Plutarchus im Marcellus nimmt nicht Cn. Cornelius, sondern Marcellus Mediolanum ein; denn dieser spielt bei ihm, weil er im Zweikampfe den Gäsatenkönig Viridumar erlegt haben soll, die Hauptrolle. 6) *Livii* Epitome Lib. XX. *Vellejus Paterculus* Lib. I. Cap. 14. 8. 7) Cincius Alimentus, welcher von Hannibal gefangen war, nach *Livius* XXI. Cap. 38.

8) *Polybius* Lib. III. Cap. 65. 9) *Livius* Lib. XXI. Cap. 46. 10) *Idem* XXI, 52—55. XXII, 2. 11) Bei demselben XII, 10.

vere sacro an das römische Volk (im J. 217 v. Chr.): quod duellum (bellum) populo Romano cum Karthaginiensi est, quaeque duella (bella) cum Gallis sunt, qui cis Alpes sunt. In der Schlacht bei Cannä (216 v. Chr.) wurden von Hannibal die Gallier und Hispanier in die Mitte der Schlachtordnung gestellt. Die Gallier und Hispanier hatten Schilde von beinahe gleicher Gestalt; die Schwerter der Gallier aber waren sehr lang und ohne Spitze. Die Hispanier dagegen hatten durch ihre Kürze bequeme und mit Spitzen versehene Schwerter, und pflegten damit auf den Feind mehr zu stechen, als zu hauen. Die Gallier waren oberhalb des Nabels entblößt, die Hispanier trugen mit Purpur verbrämte linnene Röcke von ausgezeichneter Weiße. Der spitze Winkel, in dessen Gestalt beide vorgestellt waren, sollte einen Keil darstellen, war aber zu dünn und zu weit vorgeschoben, und wurde daher von in gleicher Fronte und dichter Schlachtordnung aufgestellten Römern zurückgedrängt. Dieser Umstand ward jedoch den Römern zum Verderben, da die auf den beiden Flügeln aufgestellten Afrer die die zurückweichenden Gallier und Hispanier bis in den Busen der Schlachtordnung verfolgenden Römer umringten. Als die Afrer im Niedermetzeln der Römer beinahe ermüdet waren, vollendeten das hispanische und gallische Fußvolk den Fall der Römer. Die Römer, durch die Niederlagen, welche sie erlitten hatten, bewogen, glaubten nach den Schicksalsbüchern (ex fatalibus libris) einige außerordentliche Opfer thun zu müssen, und senkten, um die Götter zu versöhnen, auf dem Rindermarkte unter die Erde in einen von Felsen umzäunten Ort einen Gallier und eine Gallierin, einen Griechen und eine Griechin lebendig hinab. Dagegen wurden im folgenden Jahre (216 v. Chr.) die Spolien des Körpers und das Haupt eines von den Galliern in der Schlacht erschlagenen römischen Heerführers von den triumphirenden Bojern in ihren heiligsten Tempel getragen. Der zum Consul designirte Prätor L. Posthumius wollte nämlich in Gallia sein Heer durch den großen Wald, welchen die Gallier Litana nannten, führen, wurde aber von Gehauen aufgehalten und von den Galliern umringt und nebst seinem Heere erschlagen, sodaß kaum zehn Mann entkamen und die Gallier eine große Beute machten. An der Einnahme Tarents durch Hannibal (im J. 212) nahmen auch Gallier in dessen Heere Theil. L. Porcius war im J. 207 v. Chr. in der Provinz Gallia als Prätor, als über die Alpen Hasdrubal mit einem großen Heere kam, in welchem sich eine große Anzahl transalpinischer Gallier befanden, über deren Anschluß an den carthagischen Feldherrn wir das Nähere im Art. Gallia unter der Rubrik Überblick der Geschichte von Gallia Transalpina angegeben haben. Hasdrubal, von den Consuln M. Livius und Claudius Nero unerwartet angegriffen, fiel in der Schlacht wider dieselben und der größte Theil der durch die Anstrengung des Marsches erschöpften transalpinischen Gallier mit ihm. Die cisalpinischen Gallier und Ligurier aber, welche zum Theil nicht an der Schlacht Theil genommen, zum Theil der Niedermetzelung entkamen, gingen in einem Haufen davon, aber ohne Heerführer und Fahnen, ohne daß die erschöpften und durch Blut gesättigten Römer Lust gehabt hätten, sie zu verfolgen. Der Feldherr Mago erhielt im J. 206 v. Chr. von dem Senate zu Carthago Befehl, daß er von Gades mit der Flotte nach Italien übersetzen, daselbst soviel von der Jugend der Gallier und Ligurier, als er vermöchte, in Sold nehmen und sich mit Hannibal vereinigen sollte. Mago stellte im J. 205 in einer Versammlung der Gallier und Ligurier, welche er in der Gegend hielt, ihnen vor, daß er gekommen sei, um ihnen die Freiheit wieder zu schaffen. Die Gallier erwiederten, daß sie ein römisches Lager innerhalb ihrer Grenzen und ein anderes in dem benachbarten Lande, Etruria, beinahe unter ihren Augen hätten, und daß diese Heere, wenn sie die Carthager öffentlich mit Hilfstruppen unterstützten, sogleich feindliche Einfälle in ihr Gebiet thun würden. Mago entließ die Gallier, warb heimlich Soldaten in den Gebieten der Gallier, und erhielt auch von den gallischen Völkern heimlich Proviant geschickt. M. Livius führte sein Heer aus Etrurien nach Gallien (dem cisalpinischen) und verband sich mit Sp. Lucretius. Beiden wurde für das J. 204 das Imperium verlängert, damit sie Gallien wider Mago decken sollten. Unter den Bedingungen des Friedens, welche Scipio im J. 203 den Carthagern vorschrieb, war, daß sie die Heere aus Italien und Gallien (dieses ward nämlich, wenn Italien in engerer Bedeutung gebraucht ward, nicht hierzu gerechnet) hinwegführen sollten. In demselben Sommer, wo diese Verhandlungen geführt wurden, hatten der Prätor P. Quinctilius und der Proconsul M. Cornelius im Lande der Insubres Galli mit Mago, welcher gallische Hilfsvölker in seinem Heere hatte, eine Schlacht, in welcher die Römer siegten. Der verwundete Mago gelangte an das Meer zu den Ligures Ingauni. Hier kamen die carthagischen Gesandten, welche vor wenigen Tagen in den gallischen Meerbusen (s. Gallicus sinus) geschifft waren, mit dem Befehle zu ihm, daß er sobald als möglich nach Afrika übersetzen sollte. Dieses zu thun, erhalte auch Hannibal den Befehl; denn die Sachen der Carthager ständen nicht so, daß sie Gallien und Italien behaupten könnten. Die Insubrer, Cenomanen und Bojer drangen, nachdem sie die Salyer[12]) und Ilvates und die übrigen ligustinischen Völker hergeholt hatten, unter Anführung des Puniers Hamilkar, welcher in jenen Orten (in Gallia Cisalpina) von dem Heere des Hasdrubal geblieben war, in Placentia ein, plünderten und verbrannten es, und ließen kaum 2000 Menschen übrig. Hierauf setzten sie über den Padus und zogen weiter, um Cremona zu plündern. Da aber hier die römischen Colonisten das Unglück der benachbarten Stadt erfahren, hatten sie Zeit, die Mauern zu besetzen. L. Furius Purpureo, welcher damals (200 v. Chr.) der Provinz als Prätor vorstand und mit den Truppen um Ariminum sich befand, benachrichtigte den Senat, welcher dem Consul C. Aurelius befahl, mit seinem Heere sich mit dem Prätor zu vereinigen und den gallischen Tumult zu unterdrücken. Dieses geschah in Ariminum. Von hier eilte L. Furius gegen die Cremona belagernden Gallier und

12) Zwischen dem Rhodanus (Rhone) und den Alpen wohnend.

schlug sie in der Schlacht bei dieser Stadt (200 v. Chr.). Der Heerführer Hamilkar, ein Punier, und drei ausgezeichnete Feldherren der Gallier und über 35,000 Mann nebst 70 Feldzeichen, wurden theils gefangen, theils erschlagen, sodaß weniger als 6000 Mann entkamen. Cn. Bäbius, welcher die Provinz Gallia erhalten hatte, ging im J. 199 v. Chr. unvorsichtig in das Gebiet der Insubres Galli hinein, und wurde beinahe mit dem ganzen Heere umringt und verlor über 6700 Soldaten. Der Consul L. Lentulus eilte in die Provinz voller Tumult, nahm das zitternde Heer an sich und schickte den von ihm mit Vorwürfen überhäuften Prätor Bäbius aus der Provinz nach Rom heim. Der Consul Villius ging im J. 198 mit dem Prätor derselben, C. Helvius, in die Provinz Gallia, und übergab das von L. Lentulus erhaltene Heer, welches er entlassen sollte, dem Prätor. Der Consul selbst wollte den Krieg mit den neuen Legionen, welche er mit sich gebracht hatte, führen. Doch war Gallien wider Erwarten dieses Jahr (198) ruhig, und der Consul Villius beschäftigte sich damit, die Cremonenser und Placentiner, welche durch den Krieg zerstreut worden waren, wieder in diese Colonien zusammen zu bringen. Um den Krieg mit den cisalpinischen Galliern, welche von dem römischen Volke abgefallen waren, zu führen, zogen im J. 197 beide Consuln, C. Cornelius und Q. Minucius, und zwar Ersterer geraden Weges, gegen die Insubrer, welche damals in den Waffen waren und die Cenomanen an sich genommen hatten. Qu. Minucius wandte sich auf der westlichen Seite von Italien an das Meer, führte das Heer nach Genua und begann den Krieg mit den Ligurern. Die ligurischen Städte Clastidium, Litubium, Celeiates und Cerdiciates ergaben sich, und bereits war Alles diesseit des Padus, außer von den Galliern die Bojer und von den Ligurern die Ilvates, unter der Gewalt der Römer. Nun da führte Minucius das Heer in das Land der Bojer. Da beide geglaubt hatten, die Consuln würden unter Vereinigung der Legionen den Krieg führen, so war das Heer der Bojer nicht lange vorher über den Padus gesetzt und die Insubrer und Cenomanen hatten sich mit ihnen vereinigt. Jetzt, da einer der Consuln die Felder der Bojer verheerte, verlangten diese, daß gemeinschaftliche Heere den Bedrängten Hülfe leisten sollten; die Insubrer aber weigerten sich das ihrige zu verlassen. So wurden die Truppen getheilt. Die Bojer zogen zur Beschützung ihres Landes. Die Insubrer lagerten sich eben am Ufer des Flusses Mincius. Fünftausend Schritte unterhalb dieser Stelle schlug an demselben Flusse der Consul Cornelius sein Lager auf und schickte von da in die Flecken der Cenomanen und nach Brixia, dem Hauptorte dieses Volkes, und ließ, da die Jugend desselben ohne Willen und Befehl der älteren Männer in den Waffen war und die Cenomanen sich ohne Staatsbeschluß an den Aufstand der Insubrer angeschlossen hatten, die Fürsten zu sich kommen. [illegible] daß die Cenomanen von den Insubrern sich trennten und entweder nach Hause gehen oder zu den Römern übergehen; doch [illegible], daß die Cenomanen in der Schlacht entweder ruhig sich verhalten, oder wenn sich die Gelegenheit dazu fände, den Römern helfen sollten. Zwar war den Insubrern diese Übereinkunft unbekannt, doch hatten sie Verdacht, daß die Treue ihrer Bundesgenossen wankte. Sie wagten daher, als sie sich zur Schlacht aufstellten, nicht, den Cenomanen einen der beiden Flügel anzuvertrauen, sondern stellten sie hinter die Feldzeichen zur Bedeckung auf. Die Insubrer hielten den ersten Angriff der Römer nicht aus. Ein Theil der Geschichtschreiber, welche Livius (XXX, 31) vor sich hatte, berichtete, daß die Cenomanen die Insubrer im Rücken angegriffen haben. Es fielen von diesen 35,000 und 5700 wurden gefangen. Unter letzteren war auch Hamilkar, der Feldherr der Punier, welcher die Ursache dieses Kriegs gewesen war. So nach Livius hier (nämlich zum J. 197 v. Chr.). Buch XXXI, 21 (zum J. 200) hat er schon den Tod desselben Hamilkar angegeben. Er ist also verschiedenen Schriftstellern an verschiedenen Stellen gefolgt. Corolam, ein kleiner König der Bojer, griff (im J. 196) den Consul Marcellus an, während dieser Abends nach einem ermüdenden Marsche das Lager auf einem Hügel aufschlagen ließ, und brachte ihm großen Verlust bei; doch wurde von den Römern das Lager befestigt. Die Bojer, ein Volk, wie Livius (XXXIII, 36) sagt, welches das Verdrießliche einer Verzögerung durchaus nicht ertragen konnte, zerstreute sich in seine Castelle und Flecken; Marcellus setzte über den Padus und führte die Legionen in das comenser Gebiet, wo die Insubrer, nachdem sie die Comenser zur Ergreifung der Waffen verlockt, ihr Lager hatten. Sie verloren in der Schlacht, wie Antias nach Livius (XXXIII. 37) angibt, über 40,000 Mann, 75 Feldzeichen, 430 Wagen und viele goldene Halsbänder. Beide Consuln, Marcellus und L. Furius Purpureo, plünderten dann das Land der Bojer bis zur Stadt Felsina. Diese Festung und die übrigen Castelle und fast alle Bojer bis auf die Jugend, welche sich in die Wälder gezogen hatte und vom Raube lebte, ergaben sich den Römern (im J. 196 v. Chr.). Der Consul Valerius Flaccus hielt im Sommer des J. 195 v. Chr. in Gallien bei dem Walde Litana eine glückliche Schlacht, in welcher 8000 Gallier gefallen sein sollen. Die übrigen wichen von dem Kriege ab und flohen in ihre Flecken und Äcker. Die übrige Zeit hielt der Consul sein Heer um den Padus in Placentia und Cremona und stellte wieder her, was in diesen römischen Pflanzstädten durch den Krieg zerstört worden war. Unter der Anführung des Dorulac gingen die Bojer über den Padus, um die Insubrer aufzuregen. Mit beiden hielt der Proconsul L. Valerius Flaccus im J. 194 v. Chr. bei Mediolanum eine Schlacht, in welcher 10,000 Gallier fielen. Als der Consul Ti. Sempronius in die Provinz gereist war, führte er die Legionen zuerst in das Land der Bojer. Der damalige Kleinkönig derselben, Boiorix, zog mit seinen beiden Brüdern das ganze Volk zur Erhebung wider die Römer auf und schlug sein Lager an offenen [illegible] auf, um zu zeigen, daß er kämpfen wolle, wenn der Feind in die Grenzen hereingegangen wäre. Der Consul schickte einen Boten zu seinem Collegen, damit dieser herbeieilen möchte, und zögerte deshalb sich weiter zu wagen. Die Gallier dagegen wollten auf

demselben Grunde den Kampf beschleunigen, und bestürmten das Lager so glücklich, daß während auf der einen Seite der Hauptkampf war, sie auf der andern Seite durch das quästorische Thor eindrangen und hier ein Blutbad anrichteten. Drei Schlachten wurden an verschiedenen Orten um das Lager gekämpft, bis die Körper der Gallier, welche keine Anstrengung und Hitze und keinen Durst ertragen konnten, endlich ermatteten und von den Römern in ihr (der Gallier) Lager zurückgedrängt wurden. Als dieses von den Römern angegriffen, thaten sämmtliche Gallier einen Ausfall und schlugen die Römer so, daß sie in ihr (der Römer) Lager zurückfliehen mußten. Von den Galliern fielen 11,000, von den Römern 5000 Mann. Die Gallier zogen sich in das Innerste ihres Gebietes zurück. Der Tempel des Jupiter auf der Tiberinsel, welcher sechs Jahre vorher in dem gallischen Kriege von dem L. Furius Purpureo gelobt worden war, wurde von demselben als Consul (im J. 194) errichtet. Der Consul L. Cornelius Merula plünderte (im J. 193 v. Chr.) das Gebiet der Bojer, ohne daß sich diese mit ihm in eine Schlacht einließen. Als er aber aus ihrem Lande gegangen und ohne Vorsicht sein Heer bei Mutina führte, gingen die Bojer des Nachts vor dem römischen Lager vorüber und legten sich in den Hinterhalt. Dieses blieb jedoch den Römern nicht verborgen. Die Bojer schlugen nun mit ihnen eine offene und rechte Schlacht, in welcher sie jedoch wieder dadurch in Nachtheil waren, daß sie, da die Körper der Gallier keine Hitze und keinen Durst ertragen konnten, endlich durch die große Sonnengluth ermatteten. Es fielen 14,700 und drei Anführer; doch auch die Römer mußten den Sieg mit großem Verluste erkaufen. Der Consul P. Cornelius siegte im J. 191 v. Chr. in einer Schlacht wider die Bojer, in welcher von diesen nach Antias Valerius 29,000 fielen. Nach dieser Niederlage ergaben sich die Bojer sogleich. Nachdem der Consul Geiseln von den Galliern erhalten hatte, nahm er ihnen zur Strafe die Hälfte des Landes (agri), damit das römische Volk, wenn es wollte, Colonien dahin schicken könnte. Derselbe sagte, als der Tribunus plebis Sempronius Bläsus auf Verschiebung des Triumphes antrug, daß von den Bojern nur noch Greise und Knaben übrig seien. Er führte im Triumphzuge auf den erbeuteten gallischen Wagen unter anderem gallische eherne Gefäße und 1471 goldene Halsbänder auf. Zur Ergänzung der Colonien von Cremona und Placentia schrieb der Consul Lälius im J. 190 v. Chr., als er von Gallien nach Rom zurückgekehrt war, nicht nur Colonisten aus, sondern der Senat beschloß auch weiter, daß zwei neue Colonien in das Land (agrum), welches die Bojer gehabt hatten, geführt werden sollten. Aus diesem Lande (agro) hatten die Gallier die Tusker vertrieben und in dasselbe, das nun von den Römern den Bojern genommen war, wurden im J. 189 v. Chr. von den Römern 3000 Mann geführt. Jedem Ritter wurden 70, jedem von den übrigen Colonen 50 Juchert gegeben [13]). Der Krieg mit den Galliern in Kleinasien im J. 189 v. Chr. wurde, weil er nicht gefährlich und ziemlich unblutig war, mehr ironisch gallischer Krieg genannt. So heißt es in der Rede des L. Furius Purpureo und Ämilius Paullus wider Cn. Manlius, welcher den Krieg im J. 189 v. Chr. geführt hatte, im J. 187: Durch Schleudern und Pfeile sind sie in solche Bestürzung gesetzt worden, daß sie die Flucht ergriffen haben; gladius in acie cruentatus non est bellico Gallico; wie Vögelschwärme sind sie bei dem ersten Geräusch der Geschosse davon geflogen. Manlius und seine Anhänger stellten diese Gallier noch als echte Gallier und seine Gegner sie als verweichlichte Gallogräcen dar (s. Galatia). Der Prätor M. Furius in Gallien nahm (im J. 187) den unschuldigen Cenomanen die Waffen. Diese führten Klage zu Rom bei dem Senat, und die Sache wurde an den Consul Ämilius verwiesen. Dieser untersuchte sie, und befahl dem Prätor, die Waffen den Cenomanen zurückzugeben und aus der Provinz fortzugehen. Galli Transalpini gingen im J. 186 v. Chr. nach Venetia hinüber, Anfangs ohne Plünderung und Krieg, und nahmen nicht weit davon, wo nachmals Aquileja war, eine Stelle zur Bauung einer Stadt ein; den dieserhalb über die Alpen geschickten römischen Gesandten wurde geantwortet, daß jene weder mit Willen und Befehl des Volkes ausgezogen seien, noch daß man wisse, was sie in Italien thäten. Der Consul M. Claudius Marcellus schickte, als er im J. 183 v. Chr. in die Provinz reiste, einen Boten an den Proconsul L. Porcius voraus, daß er die Legionen an die neue Stadt der Gallier anrücken lassen sollte. Als der Consul kam, ergaben sich die Gallier. Es waren 12,000 Bewaffnete. Die meisten hatten ihre Waffen von den Ländereien geraubt. Sie waren darüber unwillig, daß ihnen die Waffen und alles und jedes Andere, was sie von den Ländereien plündernd geraubt, oder mit sich gebracht hatten, ohne Unterschied genommen ward. Wegen dessen, worüber sie klagten, schickten sie Gesandte nach Rom und stellten dem Senate vor, daß sie, da in Gallien zu viel Bevölkerung sei, über die Alpen gegangen seien und sich in unbebauten Einöden gesetzt und eine Stadt zu bauen angefangen, in friedlicher Absicht. Nachdem hierauf den Galliern Alles wiedergegeben worden, was sie ohne gegen Jemanden begangenes Unrecht besaßen, begaben sie sich aus Italien hinweg. Dreitausend Galli Transalpini gingen im J. 179 nach Italien herüber, ohne Jemanden zum Kriege zu reizen, und baten die Consuln und den Senat um Land (agrum), damit sie friedlich unter der Herrschaft des römischen Volkes ständen. Der Senat befahl ihnen, daß sie aus Italien hinweggehen und der Consul Q. Fulvius Untersuchung anstellen sollte, wer die Urheber (principes et autores) zum Gehen über die Alpen gewesen [14]). Wir schließen diesen Artikel mit *Livii* Epit. Libr. XLVI: Der Consul Claudius Marcellus bezwang die Alpinos Gallos, der C. Sulpicius Gallus die Ligurier. Die galli-

13) *Livius* XXXI, 11—13. 21. 47—49. XXXII, 7—9. 26. 27. 29—31. XXXIII, 36. 37. 43. XXXIV, 22. 46. 47. 54. XXXV, 4. 5. XXXVI, 4. 5. 39. 40. XXXVII, 46. 47. 57.

14) *Livius* XXXIX, 3. 23. 54. XL, 54.

schen Kriege waren meistens, wenn auch nicht immer, zugleich ligurische gewesen, sowie der Tribunus plebis (im J. 191 v. Chr. bei *Livius* XXXVI, 39) sagt: **Bella Ligurum Gallicis semper juncta fuisse**; diese Völkerschaften leisten sich wegen der Nachbarschaft gegenseitige Hilfe. Die gallischen Kriege, welche die Römer mit den Bewohnern des transalpinischen Galliens in dem Lande derselben führten, haben wir im Art. Gallia unter der Rubrik: Überblick der Geschichte von *Gallia Transalpina*, angegeben. (*Ferdinand Wachter.*)

GALLITA. Ein nur in Agassiz's Nomenclator zoologicus Aves existirender, irrthümlich dem Vieillot zugeschriebener Gattungsname. In der That nannte Vieillot die Gattung: Alectrurus (Analyse d'une nouvelle Ornithologie. 1816. p. 39), und bezeichnete sie zugleich mit dem französischen Vulgärnamen: Gallite. (*Cabanis.*)

Gallizenstein, weißer, synonym mit Zinkvitriol oder Schwefelsaurem Zinkoxyd; blauer, synonym mit Kupfervitriol oder Schwefelsaurem Kupferoxyd.

GALLIZIN, von den russischen Fürstenhäusern das zahlreichste, und wol auch das berühmteste, hat als Geschlechtsnamen den Beinamen eines seines Ahnherren, goliza (Голица), ein lederner Fausthandschuh, Fäustling, angenommen, und ist ein Zweig des Königshauses der Jagellonen. Narimunt, des lithauischen Großfürsten Gedimin zweiter Sohn, gest. 1341, hinterließ, nach den polnischen und lithauischen Jahrbüchern, vier Söhne. Davon ging Georg, Herr von Krzemieniec, unbeerbt mit Tode ab, Basilius hingegen wurde der Stammvater der Fürsten von Rozynsk, gleichwie von Alexander die fürstlichen Häuser Zwenigorodski, Havansky, Kurakin, Gallizin und Korecki, von Punigailo das Haus Sapieha herkommen sollen. Die russische Stammtafel kennt aber nur einen Sohn Narimunt's, den Patrakej, welcher der Vater von Theodor, Georg und Alexander geworden. Von Theodor sollen die Havansky, von Georg die Bulgakow, unter welchem Namen die ersten Gallizin verborgen, die Sczenatevy und Kurakin, von Alexander die Korecki herstammen. Einer der berühmtesten Nachkommen Narimunt's ist der Fürst Michael Ivanowitsch Bulgakow-Goliza, der, Hauptanführer der von dem Großfürsten Basilius IV. von der Moskau gegen die Polen ausgesendeten Armee, am 8. Sept. 1514 die Feinde, die der Herzog Constantin von Ostrog befehligte, angriff, aber eine gänzliche, größtentheils der Eifersucht des Bojaren Tscheljädin zuzuschreibende Niederlage erlitt. Dieser, anstatt den ihm zugekommenen Befehlen Folge zu leisten, entfloh dem Schlachtfelde, ohne doch dem über den Fürsten verhängten Schicksal entgehen zu können. Beide Gallizin und Tscheljädin geriethen in Gefangenschaft; der Gefallenen waren 3000. Volle 38 Jahre mußte Fürst Michael im Gefängnisse aushalten, da alle Versuche, um Geld von den Polen ihn zu lösen, fruchtlos waren. Freiwillig that endlich König Sigismund II. August, was von seinem Vater niemals zu erhalten gewesen, er —ließ ohne Lösegeld den Fürsten, sammt einem andern —ngenen von hohem Rang, dem Fürsten Selechowsky, schrieb zugleich an den Zar Johann IV. 1552: „da ich glaube, daß wir verpflichtet sind, nicht nur an unsern eignen, sondern auch an fremden Dienern, welche für ihren Herrn in den Tod gehen, die Treue zu ehren, so gebe ich dem großen Feldherren deines Vaters die Freiheit. Alle übrigen Moskowiter, die in der glänzenden Schlacht bei Orsza unsere Gefangene wurden, ruhen im Grabe." Der Zar bezeigte dem König aufrichtige Erkenntlichkeit, empfing liebevoll den greisen Michael, umarmte ihn als einen Freund, beschenkte ihn mit einem kostbaren Pelz und einer goldenen Medaille. Entkräftet durch die Leiden der Gefangenschaft, ermüdet durch die weite Reise, mußte der graue Held die Einladung, mit dem Zaren zu speisen, ablehnen: er weinte und segnete den gnädigen Gebieter. Michael's Bruder, der Fürst Demetrius, der bei Orsza des Feldherrn Geschick hatte theilen müssen, war eben in dem 38. Jahre seiner Gefangenschaft gestorben. Der Fürst Georg Bulgakow-Golizin wurde auf des Iwan Bielski Ansuchen von dem jugendlichen Großfürsten Johann IV. zu der Bojarenwürde erhoben, 1538, ohne daß darum der allgewaltige Fürst Basilius Schuisky begrüßt worden wäre, eine Vernachlässigung, welche dem Bielski abermalige Einsperrung, seinen Rathgebern Marter und Tod zuzog. J. Gallizin und Soltikow, die Woiwoden, präsidirten in dem schrecklichen Strafgericht, das der Großfürst 1577 über die Bevölkerung von Wenden verhängte. In dem folgenden Jahre wirkte Gallizin zu der Einnahme von Oberpalen, welcher die Belagerung von Wenden folgte. Die Polen unter Sapieha, die Schweden unter Boje fanden sich zum Entsatze ein, und es erfolgte ein scharfes, für die Russen nicht unrühmliches, im Ganzen jedoch nachtheiliges Gefecht. Am andern Morgen erneuerten Polen und Schweden ihre Angriffe, ohne ernstlichem Widerstand zu begegnen, denn die moskowitischen Oberbefehlshaber, der Okolnitschy Scheremetjew, der Fürst Palitzky, der Dicken Schtschelkalow waren in der Nacht mit verhängtem Zügel auf und davon gejagt, und hatten das Heer in vollständiger Auflösung zurückgelassen. Nichtsdestoweniger erscheinen Gallizin, F. Scheremetjew, Palitzky 1579 abermals an der Spitze der Heere, und als Stephan Bathory Pleskow ängstigte, stand Gallizin mit 40,000 Mann in Nowgorod, ohne doch mit dieser bedeutenden Macht das Mindeste, der bedrängten Stadt zu Gute, wagen zu wollen. Wenn er, wenn die Mstislawsky und Wolok im rechten Augenblick vor Pleskow zusammentrafen, würde König Stephan ohne Zweifel mit gänzlichem Verderben seine Hartnäckigkeit, der verzweifelten Vertheidigung gegenüber, haben büßen müssen. Allein der tapfere Schuisky in Pleskow blieb auf seine eigenen Kräfte, auf seinen unbezwinglichen Muth angewiesen, denn die Mstislawsky begnügten sich, Moskau und den Zaren zu schirmen, und Golizin, der berüchtigte Ausreißer, saß fest hinter steinernen Mauern, und hätte bei der Nachricht, daß lithauische Kosaken Rußa in Brand gesteckt hätten, beinahe die ganze Kaufstadt in Asche gelegt, weil er eine Belagerung befürchtete, 1580. Er starb 1585 oder 1586. Bei dem ersten Auftreten des falschen Demetrius, des Rasstriga, erstieg Basilius Wassiljewitsch Gallizin von einigen andern Bojaren begleitet, Brjänsk, um den Fortschritten des

Verrathes Schranken zu setzen, und die Festung vor Nowogorod, den einzigen Brennpunkt des Widerstandes, in einer weiten, bereits dem Rasstriga unterwürfigen Landschaft zu befreien. Als jedoch sein Stiefbruder Basmanow, der theure Held, für jenen Abenteurer sich erklärte, da ließen durch das Beispiel Basilius Gallizin und dessen Bruder Johann sich hinreißen. Ihren Umtrieben ist großentheils die Empörung, welche am 7. Mai 1605 in des Zaren Theodor Godunow Heer ausbrach, zuzuschreiben. An diesem denkwürdigen Tage der Gesetzlosigkeit zeichnete sich Basmanow durch frechen Frevel, ein anderer Verräther aber durch niederträchtige Schlangenlist vor allen Anderen aus: der Fürst Waßily Golitzin ließ sich binden, da er Rußland auf jeden Fall zu überreden wünschte, er habe sich dem Betrüger gezwungen überliefert! Das eidbrüchige Heer wurde für den Dienst des angeblichen Demetrius in Pflichten genommen, der Fürst Johann Wassiliewitsch Gallizin aber eilte nach Puticol, dem Zaren, denn als solcher wurde von dem an Demetrius durch seine Anhänger begrüßt, „des Heeres jüngste Gelübde" und als der Treue Unterpfand einen Gefangenen von Bedeutung, den Johann Godunow, in Fesseln darzubringen. In stolzem Ernst schaute von seinem Thron herab Demetrius auf die Menge der Bojaren, die in Demuth vor ihm die Stirn schlugen, in der gleichen Stimmung lauschte er den Worten des Sprechers, des Fürsten Gallizin: „Sohn Johann's, das Heer legt die Herrschaft über Rußland in deine Hände, hoffend zugleich auf deine Barmherzigkeit. Lange haben wir, befangen unter der Macht der von Boris ausgehenden Täuschungen, dem rechtmäßigen Herrn widerstrebt, jetzt zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt, huldigen wir Dir einmüthig; besteige Deines Vaters Thron, herrsche glücklich und lange Jahre! Deine Feinde, des Boris Gesellen, liegen in Banden. Sollte Moskau zu Widerspenstigkeit sich gebärden, so werden wir es bezähmen. Zieh mit uns in die Hauptstadt, auf daß Du die Krone der Zaren empfangest." Den Rath befolgend, verließ Demetrius am 19. Mai seinen bisherigen Aufenthalt Puticol, jenseit Kromy empfingen ihn die Woiwoden Basilius Gallizin, Michael Soltykow und Scheremetjew, zu denen sich auch Basmanow gesellte. In Tula wartete ihm eine zahlreiche Deputation aus der Hauptstadt auf, von Tula entsendete er zu einer geheimen Expedition die Fürsten Basilius Gallizin und Massalski, den Djäken Sutupow und den fürchterlichen Basmanow, denen eine starke Schar Bewaffneter beigegeben. Diese Fouriere des neuen Herrschers begannen ihr Geschäft mit roher Gewaltthätigkeit gegen den Patriarchen Hiob, legten in Fesseln die Godunow, Saburow und Weljäminow, und berathschlagten sodann über das dem Zaren Theodor und dessen nächsten Angehörigen zu bereitende Schicksal. Für Mord entschied die Stimmenmehrheit, damit wollte Basmanow sich nicht beflecken; minder bedenklich verfügten sich Gallizin und Massalski, von Moltschanow und Scherefedinow, dann drei Schützen begleitet, nach dem Palast der Godunow, 10. Juni 1605: die verwitwete Zarin Maria, ihr Sohn, der Zar Theodor, wurden erdrosselt; ihrer Tochter, der reizenden Xenia, verschonten die Mörder, auf daß sie den Lüsten des Rasstriga diene. Nicht unbelohnt blieb ein so wichtiger Dienst, den Fürsten Basilius Gallizin ernannte Demetrius zu seinem Großhofmeister, zwei andere Gallizin bekleidete er mit der Bojarenwürde, todtgeboren aber war die auf Betrug gegründete Herrschaft. Unter dem Volke ergaben sich die bedenklichsten Äußerungen des Misvergnügens wie des Mistrauens um die Herkunft des Zaren, des Abscheues für die ihn umgebenden Polen, und dem unbestimmten Ausdruck des Nationalgefühles Form und Körper zu geben, arbeitete mit Eifer und Erfolg der Fürst Basilius Schuisky. An der Spitze derjenigen, die als Theilnehmer nächtlicher Berathungen in des Schuisky Hause gehalten wurden, als sein Mitverschworner, wird Basilius Gallizin genannt, der auch, sammt seinem Bruder, dem Fürsten Johann, in dem wüthenden Haufen sich befand, der am 17. Mai 1606 dem Reiche und dem Leben des Demetrius ein Ende machte. Johann Gallizin war es, welcher dem blutend vom Boden erhobenen Rasstriga, der immer noch auf das Zeugniß seiner angeblichen Mutter, der Zarin-Nonne, sich berufen wollte, die Antwort gab: „ihr Zeugniß ist uns schon bekannt, sie überliefert dich dem Tode." Die Behauptung einiger ausländischen Geschichtschreiber, daß hierauf derselbe Fürst Johann zugleich mit Schuisky um die Krone gebuhlt habe, widerspricht ganz und gar den Aufzeichnungen der Augenzeugen. Nicht die Krone, nur der Leichnam seines Stiefbruders Basmanow wurde ihm überliefert. Dem Heere beigegeben, womit des Zaren Bruder, Demetrius Schuisky, dem Fortschritt eines zweiten Pseudo-Demetrius sich entgegenstellte, that Basilius Gallizin in der Schlacht bei Bolchow, 13. April 1608, den ersten Angriff, und der erste ist er dem Schlachtfelde entlaufen. Im Einverständniß mit dem Empörer Ljäpunow unternahm es hierauf Basilius, den regierenden Zaren, Basilius Schuisky, vom Throne zu entfernen, um demnächst durch der Nation freie Wahl einen Regenten ermitteln zu lassen. Dieser sollte nothwendig ein Russe sein, in seinen Befugnissen aber durch organische Gesetze beschränkt werden; für Zeit und Volk traun ein ungeheurer, für die Beurtheilung desjenigen, welcher der erste ihn zu fassen und aufzustellen wagte, höchst fruchtbarer Gedanke. Die von Gallizin geleitete Empörung endigte, 17. Juli 1610, mit der Absetzung von Basilius Schuisky, der zugleich als Mönch eingekleidet wurde, aber die siegende Partei, Ljäpunow und Gallizin oder der Bojarenrath, welcher in ihrem Namen sich die oberste Gewalt anmaßte, vermochte es nicht, den rebellischen Pöbel zu zügeln, die allgemeine Aufregung zu dämpfen. Der falsche Demetrius bereitete sich zum Sturm auf die Hauptstadt; in vollem Anzug befanden sich des polnischen Feldherrn Zolkiewski Streitkräfte, Anarchie waltete aller Orten, und es erhob sich über den Trümmern der Partei Ljäpunow-Gallizin eine andere, dem Nationalstolz weniger zusagende Meinung, welche dem polnischen Prinzen Wladislaw die Krone anbot, nachdem des Patriarchen und der Geistlichkeit Bemühungen, sie dem Fürsten Basilius Gallizin oder dem Sohne Philaret's, dem Michael Romanow, zu verschaffen, bei dem Unglück der Zeiten den gewünschten Erfolg nicht gefunden hatten. Feierlich erneuert

wurde das Gesuch um einen polnischen Herrscher in der Zusammenkunft auf Dewitschje Pole, in der von Seiten der Moskowiter u. a. auch Basilius Gallizin auftrat, ohne doch seinem Lieblingsgedanken, einer Beschränkung der Herrschergewalt, zu entsagen. Die in dieser Absicht aufgestellten, in der Conferenz verlesenen, Bedingungen waren nicht geeignet, ohne des Königs von Polen Befragung von Zolkiewski eingegangen zu werden, und König Sigismund hatte keine Eile, die ihm abgefoderte Genehmigung zu ertheilen. Sein Zögern ermuthigte die Partei, welche vor Allen einem Russen den Thron zugedacht hatte, insbesondere die Geistlichkeit, deren Augenmerk auf Basilius Gallizin gerichtet, indessen Andere des Philaret Romanow Sohn sich zum Herrscher wünschten. Schlau wußte Zolkiewski sich der beiden, seinem Prinzen gefährlichen, Männer zu entledigen: auf seinen Betrieb wurden Basilius Gallizin und Philaret ausersehen, um dem König Sigismund die Wahlurkunde für den Prinzen Wladislaw, diesem den Zarenschmuck zu überbringen, die Genehmigung der von Zolkiewsky beanstandeten Bedingungen zu betreiben, und zugleich dem König als Geisel zu dienen, mit ihren Köpfen für die Treue der Russen zu haften. Am 11. Sept. 1610 brach die zahlreiche und glänzende Gesandtschaft von Moskau auf, vor Smolensk, 12. Oct., wurden die Gesandten dem Könige vorgestellt und es nahmen die Unterhandlungen ihren Anfang, in welchen Sigismund's Räthe nur zu deutlich wahrnehmen ließen, daß Zolkiewski's Geist nicht mit ihnen war. Es foderten die Polen Dinge, die zuzugestehen, geschweige denn zu leisten, unmöglich, wie namentlich Millionen zur Befriedigung nicht nur des königlichen Heeres, sondern auch der Freischärler, mittels deren Sapieha, des falschen Demetrius treuester Verbündeter, für Rußland die schwere Geisel geworden. „Dafür etwan," fuhr im Zorn über solche Zumuthung Gallizin auf, „dafür daß Sapieha unsere Kirchen, die Bilder und Gräber der Heiligen plünderte und in Christenblut badete! Und was that, was thut noch immer selbst des Königs Heer in Rußland? Welchen Anspruch auf Dankbarkeit und Belohnung erwirbt es durch das Abschlachten der Unterthanen, durch Vernichtung ihrer Habe? Wenn dereinst das Reich beruhigt, dann mag der Zar Wladislaw, unter Zuziehung des Patriarchen, der Bojaren, der Stände mit Sigismund um eine Entschädigung für euere Verluste sich einigen. Des abgeschlossenen Vertrages bleiben wir eingedenk, Euch wollen wir daran erinnern und fragen darum: gibt der König seinen Sohn dem Großfürstenthum Moskau zum Herrscher?" „Er wird Euch ihn geben," erwiederten die Polen, 23. Oct., und Gallizin, Romanow, Mesetki erhoben sich, priesen die Weisheit Sigismund's, wünschten seinem Sohne ein glückliches Regiment, verneigten sich bis zur Erde. Wie aber hierauf Leo Sapieha des Königs Entschließungen in Betreff der von Zolkiewski unentschieden gelassenen Punkte vortrug, da schwand die Freude der Gesandten, denn sie erkannten Sigismund's Absicht, mittels seines Prinzen die Russen zu verlocken, und ihr Reich als gute Beute zu behandeln, oder zu zerstückeln. Dermaßen sprachen unumwunden Gallizin und Romanow ihren Unwillen aus, daß die polnischen Reichsräthe sich gelobten, jede weitere Verhandlung abzubrechen. An ihre Stelle trat der mittlerweile aus Moskau eingetroffene Zolkiewski. Er verlangte die Einräumung von Smolensk, das als ein Unterpfand und zur Herstellung einer sichern Verbindung der königlichen Armee mit Lithauen dienen werde. Die Gesandten wünschten über diesen Punkt in Moskau schriftliche Anfrage zu thun, das wurde ihnen verweigert. Da befragten sie die Beamten und Edelleute ihres Gefolges, nicht minder die Bojarenkinder aus Smolensk, mit denen sich zu besprechen ihnen doch vergönnt wurde, und stark durch der vielen Befragten einstimmigen Ausspruch: „kein einziger Pole darf Smolensk betreten," gaben Gallizin und Romanow eine Erklärung, wie sie der Würde eines großen Volkes angemessen, zugleich unter Thränen die Reichsräthe beschwörend, daß sie Zolkiewski's Werk nicht zerstören, vielmehr für ewig der Russen Brüder sein möchten. Wenig stimmte zu solch hochherziger Entschließung das Benehmen des Bojarenrathes zu Moskau; er verklagte als einen Rebellen den kühnen Ljupánow, befahl den Gesandten, in allen Dingen den Willen Sigismund's zu befolgen, selbst wenn es diesem gefalle, sie nach Lithauen zu schicken, und die Feste, den Gegenstand des vielen Streites, den Polen zu übergeben. Aber Gallizin und Romanow wußten um Ljupánow's hehres Beginnen, und freuten sich dessen, und weil das von den Bojaren an sie gerichtete Schreiben der Unterschrift des Patriarchen ermangelte, benutzten sie diesen Formfehler, um dem Gebot Folge zu versagen, wie sie denn auch den Fürsten Scheïn in Smolensk wissen ließen, daß das nicht gebührend beglaubigte Schreiben der Bojaren keine verbindende Kraft habe. Am 16. März 1611 kündigte sich in Moskau durch Mord und Brand die unvermeidlich gewordene Revolution an, um die Folgen des Ereignisses besorgt, wollten Sigismund's Räthe die Ansichten der Gesandten vernehmen, ihre Kenntniß von dem Zustand der Dinge ausbeuten. Absonderlich wurde in der Conferenz vom 8. April von den Russen verlangt, daß sie Mittel, wie das Übel zu heilen, angäben. Sie wußten keine zu finden, erklärten jedoch ihre Bereitwilligkeit, an den Patriarchen, an die Bojaren, an das Heer um Einstellung des Blutvergießens zu schreiben, vorausgesetzt, daß Sigismund sich verpflichte, unverzüglich seine Völker von dem russischen Boden abzuführen. Wegen dieser Zumuthung empfand Sigismund ungemessenen Zorn: „Sie sollten sich zur Verschickung nach Lithauen bereiten," ließ der Monarch die Vorlauten wissen, und unverzüglich folgte der Drohung die That. Die Gesandten wurden in Arrest genommen, ausgeplündert, unter Bedeckung auf Kähnen nach Kiow gebracht, aller Orten auf das Unglimpflichste behandelt. Der einzige Zolkiewski, der unzufrieden mit des Königs Handelsweise auf sein Gut sich zurückgezogen hatte, gab ihnen, als sie dort vorbeigeführt wurden, ein Zeichen der Theilnahme. Er ließ sich nach ihrem Befinden erkundigen, sie antworteten schriftlich: „Gedenke des Eides und deiner Seele! Was hast du dem moskowitischen Volke zugeschworen, und was geht da vor? Es gibt einen Gott und eine ewig waltende Gerechtigkeit." Neun Jahre schmachteten Galli-

zin und Romanow in der Gefangenschaft, und haben sie durch Seelenstärke und Adel selbst ihrer Hüter Achtung sich verdient. Gallizin sollte die Heimath nicht wieder sehen, er starb 1619, wenige Monate vor dem Waffenstillstand von Diwiliwa, der für die Dauer von 14½ Jahren den Frieden herstellte. Während Basilius Gallizin in seiner Trauerfahrt nach Polen begriffen, beschäftigte sich sein Bruder, Fürst Johann, in einem Verein von Patrioten mit den Mitteln, dem verwaiseten Reich eine Regierung zu geben, sein Name erscheint bei den Unterschriften des in dieser Hinsicht so wichtigen Gesetzes vom 30. Juni 7119 (1611). Ein anderer Gallizin, der Fürst Andreas, nachdem er in mehren Gefechten, den Anhängern des zweiten Demetrius geliefert, seine Tapferkeit bewährt hatte, entschied in der Schlacht an der Wosma, 1607, durch einen verzweifelten Angriff, das Geschick des Tages, als wofür ihm der Zar Basilius Schuisky seine lebhafte Dankbarkeit bezeigte; zwar mußte er vor Tula, wo er den Angriff auf der Straße von Koshira befehligte, abziehen, er nahm aber dagegen wesentlichen Antheil an dem unweit der Ufer der Chodynka über die Rebellen und Polen erfochtenen Siege, 1609. Auch in der Schlacht bei Kluschin, 24. Juni 1610, that er das Seine als ein Mann, schon hatte die Reiterei sich in die Flucht geworfen, und Andreas, zu Schuisky und Mesetzki haltend, versuchte es, mit dem Fußvolk und der Artillerie das Lager zu behaupten; es kam aber in rascher Folge die Botschaft von dem schmählichen Rückzug der Schweden, von dem Wettlauf der französischen, englischen, schottischen Söldner, die eidbrüchig alle, Zolkiewski's Fahnen zueilten, und nothgedrungen flohen die verlassenen Feldherren dem Walde zu, indem sie hin und wieder werthvolle Gegenstände ausstreuten, durch den Reiz der Beute den Feind in der Verfolgung aufzuhalten. In dem Bojarenrath, welcher in Erwartung der Ankunft des polnischen Prinzen die Zügel der Regierung führte, waren Andreas Gallizin, Worotynski und Saßiekin in dem genauesten Verband mit dem unsterblichen Hermogenes die einzigen Vertreter wahrhaft vaterländischer Gesinnung, indem sie aber ihrer Collegen Verrath oder Verirrung freimüthig aufdeckten, verfielen sie dem Grimm der Majorität, welche die angeblichen Aufwiegler ins Gefängniß schickte. Daraus war Andreas Gallizin kaum entlassen, und es begannen, 19. März 1611, in der Hauptstadt die gräuelhaften Scenen, denen ein Opfer zu fallen, Andreas auserſehen. Sein Haus wurde von rachedürstigen Polen erstürmt, er selbst auf eine grausige Weise ermordet. Ohne Zweifel ist er derjenige Andreas, von dessen Söhnen Alexius Andreowitsch, Basilius, Iwan und Michael Andreowitsch das ganze spätere Haus Gallizin herzuleiten. Basilius Andreowitsch wurde der Vater von Basilius Wassiliowitsch, der um 1633 geboren, von seinen Zeitgenossen den Beinamen der Große empfangen hat. Einem günstigen Zufall vielleicht verdankte er die Ausbildung seltener Anlagen. Er sprach geläufig Lateinisch, was in dem damaligen Rußland beinahe unerhört, war auch des Griechischen mächtig und verband mit dieser Erudition ein geläutertes Urtheil, eine erhabene Denkungsart, einen Reichthum von Ideen, die alle dahin gerichtet, eine ungebildete Nation umzuprägen und die Macht der Barbarei zu brechen. Darum fand er sein größtes Vergnügen in dem Umgang mit Ausländern, die er, ohne sie zum Trinken zu nöthigen, lediglich im Interesse seiner Unterhaltung und Belehrung gastlich bei sich aufnahm, wie er denn selbst des Branntweines sich enthielt. Nicht nur des großen Zaren Peter Vorläufer, auch sein Vorbild verdient Basilius Gallizin genannt zu werden. Bereits unter des Alexius Regierung hatten seine Talente Aufmerksamkeit erregt, Feodor bediente sich seiner als eines Ministers, von 1680 an. Die Abschaffung des Meestnitschestivo, die unerläßliche Bedingung, die jedem fernern Versuche, den asiatischen Charakter des russischen Staates auf europäische Grundlagen umzubilden, vorausgehen mußte, darf kühnlich auf Rechnung des Fürsten Basilius gesetzt werden, zog ihm aber den unsterblichen Haß aller derjenigen zu, die von dem Misbrauch Vortheil geerntet oder gehofft hatten. Zar Feodor starb den 27. April 1682, und es brachen ohne Säumen die Unordnungen aus, in Folge deren, den beiden mit der Zarenwürde bekleideten Prinzen Iwan und Peter ihre Schwester Sophie als Regentin zur Seite gestellt, vielmehr in die Hände des herrschsüchtigen Weibes die höchste Gewalt gegeben wurde. Sophie säumte nicht, diejenigen zu belohnen, denen sie vornehmlich ein solches Ergebniß verdankte. Der Fürst Johann Havansky wurde mit dem wichtigen Commando über die Strelitzen bekleidet, Gallizin, der Großkanzler, sollte neben der Statthalterschaft zu Nowogorod als Oberfeldherr die Armee, als erster Minister den Staat regieren, während zugleich die Prinzessin-Regentin unverhohlen ihre wol seit Jahren schon bestehende zärtliche Neigung für den Minister bekannte. Das Herz der Regentin, und mehr noch die von ihr ausgehende unbegrenzte Gewalt mag Havansky dem beglückten Nebenbuhler misgönnt haben, nnd in seinem eifersüchtigen Wahn soll er nicht nur der Prinzessin, sondern auch ihrer Brüder und Anhänger Tod beschlossen haben. Am 16. Juli 1682 führte er seine Strelitzen gegen den Zarenpalast, den jedoch im Gefühl der annähernden Gefahr Sophie verlassen hatte, um mit ihren Geschwistern in dem festen Kloster Troitzkoi Sergiew Schutz zu suchen. Innerhalb der gewaltigen Mauern sicher, eröffnete sie Unterhandlungen mit Havansky, die zu vervollständigen der Fürst nach Troitzkoi Sergiew eingeladen wurde. Von seinem Sohn und einer Abtheilung Strelitzen begleitet, begab er sich auf den Weg, dessen Hälfte kaum erreicht, als die Unvorsichtigen von den im Hinterhalt aufgestellten Truppen ergriffen und zum Tode geschickt wurden. Das vernehmend, erhob sich der Strelitzen Gesammtheit, Rache zu fodern für den begangenen Frevel, aber Gallizin hatte mittlerweile die Bojaren und ihr Gefolge zu den Waffen gerufen, und eine gewaltige Macht umgab die Regentin, als der Patriarch vor die wüthenden Strelitzen trat, und durch den Zauber seiner Worte den Eindruck hervorbrachte, den in unsern Tagen des Kaisers Nicolaus Gebot in Ansehung der in den Wehen der Cholera zuckenden Bevölkerung erneuerte. Die eben noch in den Gedanken an Mord und Todtschlag schwelgenden Rebellen, 4000, jeder einen Strick um den Hals,

von Weibern und Kindern gefolgt, kamen zum Kloster Troitzkoi Sergiew, die Gnade der Regentin zu suchen. Der reuigen Sünder Fürbitter wurde der Patriarch, und gnädiges Gehör hat er gefunden, nur die Anstifter der Empörung erlitten Strafe, dann aber suchte Gallizin für die Zukunft die Stärke einer allzu fürchterlich gewordenen Miliz zu brechen. Zahlreiche Abtheilungen von Strelitzen wurden nach der Ukraine, nach Kasan, nach dem fernen Sibirien verlegt. Der Rebellion Meister geworden, bekundete Gallizin nicht minderes Geschick in den Verhandlungen mit König Johann Sobieski von Polen, dessen Geldverlegenheiten und Geldsucht benutzend, erlangte er, daß Polen in dem ewigen Frieden vom 6. Mai 1686 die Provinzen Smolensk, Kiow, Severien und Czernigow vollständig an Rußland abtrat. Bis dahin waren sie nur in Folge kriegerischer Erreignisse und eines mehrmals erneuerten Waffenstillstandes von den Russen occupirt gewesen; zwei Millionen Gulden Polnisch empfing Johann Sobieski als den Preis seines Verzichtes auf jene ausgedehnte Landschaften, deren Wiedereroberung freilich in keiner Weise denkbar. Mit Österreich, Polen, Venedig im Bunde, hatte Rußland sich verpflichtet, die Osmanen zu bestreiten. Ein Heer von 200,000 Mann, der Sage nach, wurde ausgerüstet, um endlich einmal für verjährte Frevel Rache an den Krimern zu üben, und Basilius Gallizin, wie ungern er auch den Mittelpunkt der Geschäfte und der Verwaltung dem Einflusse seiner zahlreichen Gegner überließ, mußte sich bequemen, die oberste Leitung eines Feldzuges zu übernehmen, von dem, menschlichem Ansehen nach, nur Triumphe zu erwarten. Vorher hatte er noch durchgesetzt, daß sein Sohn ihm für die Staatsgeschäfte adjungirt wurde und demnach statt seiner in Moskau wirken konnte; außerdem benutzte er die Gelegenheit, um in der Armee seine Partei zu verstärken, indem er Beförderung und Gnaden lediglich jenen, die unbedingt seinen Absichten ergeben, zukommen ließ, alle Verdächtige hingegen absetzte und in die Verbannung schickte. Am 4. Mai 1687 setzte das Heer vom Marlfluß aus sich in Bewegung, am 12. Juni gelangte es zu dem unterhalb der Insel Chortyka sich in den Dnieper ergießenden Fluß Konskajawoda. Hier schon ergab sich in Folge allgemeiner Dürre empfindlicher Futtermangel, weiterhin, in einer Ausdehnung von mehr denn 50 Stunden, hatte der Feind die Steppe in Brand gesteckt, unstreitig das beste Schutzmittel gegen eine Armee, die für ihr ferneres Vordringen ganz und gar von ihren Transportwagen abhängig war. Gleichwol setzten die Russen am 15. ihren Marsch durch die ausgebrannte Steppe fort, bis sie den Fluß Anzakrak erreichten. „Den 17. hatte man große Noth (Gordon's Tagebuch), soviel Gras zu bekommen, als die Pferde brauchten, welche so abgemattet waren, daß sie die Kanonen nicht mehr ziehen konnten. Auch der Proviant war größtentheils verzehrt. Die Mannschaft erkrankte, und die noch Gesunden verzagten. Also konnte man ohne augenscheinliche Gefahr nicht weiter nach der Krim ziehen." Auf ihrem Rückzuge hatte die Armee viel mehr von Mangel und Noth, als von dem Feinde zu leiden. Das einzige Nahrungsmittel, schlecht gesalzene und halb verfaulte Fische, erzeugte Ruhr und Faulfieber; Tausend erlagen, viele außer Stand, dem Marsch zu folgen, geriethen in Gefangenschaft und Sklaverei. In dem elendesten Zustande gelangte die Armee am 4. Aug. wieder zu dem Marlfluß. Bereits hatte Gallizin, eines Ableiters für das öffentliche Misvergnügen bedürftig, denselben zu finden gewußt. Das ganze Unglück des Feldzugs wurde durch ihn dem Hetman der Kosaken Iwan Ssamoilowitsch zugeschrieben. Die nothdürftigen Beweise verschafften des Hetmans Generalassistent, Mazeppa, und ein Secretair. Auf Gallizin's Bericht verfügte die Regierung des Ssamoilowitsch Absetzung, 17. Juli; am 22. wurde er im Lager verhaftet und nach Sibirien abgeführt, am 25. brach bereits Mazeppa auf, um als ihr Hetman sich von den in der Heimath zurückgebliebenen Kosaken begrüßen zu lassen. Die von der verunglückten Expedition Zurückgekommenen wurden als glückliche Sieger von der Regentin belobt und belohnt; Gallizin namentlich erhielt eine goldene Kette sammt Denkmünze, von 300 Dukaten Gewicht, dann das Eigenthum von 1000 Bauernhöfen, daß Angesichts solcher Gunst seine Gegner für den Augenblick verstummten. Größer als je zuvor ergab sich sein Einfluß auf die Reichsangelegenheiten und die Geschäfte, unter denen doch die Anstalten für den bevorstehenden Feldzug ihm die meiste Sorge bereiteten. Denn auch dies Mal konnte er den Oberbefehl nicht ablehnen, wie deutlich vorauszusehen, daß während seiner Entfernung seine Widersacher Alles aufbieten würden, um bei dem jungen Zar Peter einen dem Gehaßten verderblichen Einfluß zu gewinnen. Nach der von dem Fürsten beliebten Disposition sollten schon zum 1. Febr. 1688 die verschiedenen Armeen auf ihren Sammelplätzen sich einfinden; das durch Ableben von Michael Andreowitsch Gallizin erledigte Commando der Bielgorod'schen Armee war an Boris Petrowitsch Scheremetjew verliehen. Durch das frühe Aufbrechen wollte man den Hindernissen, welche regelmäßig Thauwetter und Überschwemmungen veranlaßten, entgehen, und es wurde diese Absicht in sofern erreicht, daß die gesammten Streitkräfte in den ersten Tagen des Märzmonates an den Ufern der Ssamara vereinigt wurden. Aber volle zwei Monate vergingen in der Fortsetzung des Marsches, den der ungeheuere Troß noch schwieriger machte. Neben Proviant für vier Monate waren 100 Kanonen, die Mörser ungerechnet, fortzuschaffen. Von Keratschcka am Dnieper ging der Marsch südlich: ganzer zwei Tage war kein Tropfen Wasser vorgekommen. Die Tatarenschwärme, welche am 13. Mai den Vortrab umzingelten, verschwanden bei dem Anblick des corps de bataille. Am 16. Mai stieß die Armee auf der Tataren Hauptmacht; gegen 40,000 Reiter, Infanterie und Artillerie erwehrten sich des Feindes hinter den spanischen Reitern, welche auf Wagen ihnen nachgeführt worden, die Cavalerie aber wurde auseinandergesprengt und erlitt bedeutenden Verlust. Das für die Zukunft zu verhüten, ordnete sich die Armee auf den weitern Marsch nach dem Kalantschek zu einem einzigen Viereck, dessen Kern die Wagenburg war. Um die 200,000 Packwagen bewegten sich Artillerie und Infanterie, und es trugen die Mannschaften die spanischen Reiter auf den

Schultern um jeden Augenblick sich verschanzen zu können. Der Cavalerie war ein sicherer Platz zwischen den Reihen der Packwagen angewiesen. An diesem Tage, 17., umritten die Tataren die ganze russische Armee; als sie aber gewahrten, daß der Cavalerie nicht beizukommen, jagten sie davon, um Anstalten zur Vertheidigung von Perekop zu treffen. Ungehindert passirten die Russen am Morgen des 18. Mai den Kalantschek, am 19. entfaltete sich vor Perekop auf Kanonenschußweite, die Rechte dem Meere, die Linke der Steppe zugekehrt, die ganze Armee. Mit Zuversicht erwartete man für die Nacht den Befehl zum Angriff; er unterblieb, und zu Aller Erstaunen wurde am folgenden Morgen der Rückzug angetreten. Den unerwarteten Entschluß haben Gallizin's Feinde seiner Bestechlichkeit zugeschrieben, vielleicht ist er auch nur die Folge von Kleinmuth gewesen, oder von trügerischen Unterhandlungen, mittels welcher der Khan den inmitten der Wüste darbenden Feind zu verderben hoffte. Am 17. Juni erreichte das Heer unter größerem Verlust als jener des vergangenen Jahres die Ssamara, am 23. den Marfluß. Die Festung Bogorodiza, an der Ssamara Einfluß in den Dnieper, zu deren Erbauung Gallizin die Kräfte von 30,000 Soldaten verwendete, blieb des Feldzugs einzige Frucht; durch sie wurden der Tataren Einfälle für die Zukunft bedeutend erschwert. Nichtsdestoweniger empfing Sophia als einen Triumphator den heimkehrenden Feldherrn, dem sie den Beinamen: der Große verlieh, dem zu Ehren sie eine Medaille prägen ließ. Der Zar Peter hingegen hatte inmitten des künstlich erzeugten Jubels nur Vorwürfe, bittere Vorwürfe für den angeblichen Sieger, der seit längerer Zeit zwischen ihm und der Regentin bestehenden Spannung ein gewaltiger Zusatz. Unerwartet trat Peter am 8. Juni 1689 in dem Staatsrath auf, mit dem Begehren, daß Sophie den 1687 angenommenen Titel einer Selbstherrscherin ablege, von der Mitherrschaft sich zurückziehe. Die Zumuthung wurde abgewiesen, für Sophie aber ein gebieterischer Wink, die Entwürfe ihres Ehrgeizes und ihrer blinden Leidenschaft für Gallizin vollends zur Ausführung zu bringen. Ihre Absicht soll es gewesen sein, mit diesem den Thron zu theilen; zu dem Ende sollte er seine Gemahlin vermögen, ins Kloster zu geben. Dann wollte sie ihn heirathen, und in solcher Weise die mit ihm erzeugten Kinder legitimiren. Vergeblich hatte der von Natur und aus Grundsatz vorsichtige, allen gewaltsamen, in ihrem Ausgang nicht sicher zu berechnenden Unternehmungen abgeneigte Gallizin versucht, sie zur Mäßigung zu stimmen. Auch er ließ sich fortreißen. Der Katastrophe auszuweichen, hatte der Zar Peter, von Mutter und Gemahlin begleitet, sich nach Preobraschensk begeben, mit seinen Getreuen die fernern Maßregeln zu berathen. Ihn dort aufheben zu lassen, des Unbequemen sich zu entledigen, schickte Sophie den Vorsteher des Strelitzenprikases, den Feodor Schaklowitoi, mit 600 Strelitzen aus. Der Anschlag wurde verrathen, Peter und diejenigen, so mit ihm bedroht, flüchteten nach Troizkoi Sergiew; Lefort eilte mit Truppen herbei, ein Regiment Strelitzen sogar stellte sich dem Zar zur Verfügung. Peter war gerettet, denn auch der Adel, dem erlassenen Aufgebot gehorsam, strömte von allen Seiten ihm zu; kaum wagte es Basilius Gallizin, an den ein besonderer Befehl ergangen, in Moskau zurückzubleiben, vorgebend, der Zar Iwan halte ihn fest. Vollständig gebrochen wurde Sophiens Herrschaft am 7. Sept. 1689, ihre Schuld mußte sie in einem von ihr erbauten Nonnenkloster büßen. Am 9. Sept. wurde Gallizin sammt seinem Sohn Alexius von dem Criminalrichter verhört. Man legte ihnen zur Last, daß sie der Großfürstin Sophie den Titel Selbstherrscherin gegeben, deren Willen allein befolgt, und den großen Verlust an Menschen und Geld durch die Feldzüge nach der Krim veranlaßt hätten. Mit Mühe gelang es einem Vetter, dem auch in dieser Krise um den Zar hochverdienten Boris Gallizin, von den beiden Angeklagten die Todesstrafe abzuwenden. Man begnügte sich endlich, sie des Bojarenranges und ihres Vermögens zu berauben, und sie in die Verbannung, nach Pustosersk, in dem alten Jugorien, zu schicken. Dahin folgten dem Vater die sämmtlichen Kinder. Später wurde ihm Pinega, 210 Werste von Archangel, zum Aufenthaltsort angewiesen; endlich erhielt er die Vergünstigung, sein Leben auf einem seiner Güter, in der Umgebung von Moskau, zu beschließen. Daselbst innerhalb der Mauern eines Klosters ist er, aller Eitelkeit enttäuscht, unter den strengsten Bußübungen 1713 verstorben [1]). Boris Alexiowitsch Gallizin, jener Vetter, welchem Basilius wenigstens das Leben verdanken sollte, war ein Sohn von Alexius Andreowitsch, und hatte sich als des Zaren Peter Oberhofmeister wesentliches Verdienst um diesen seinen Zögling, absonderlich in dem Conflict mit der Prinzessin Sophie erworben. Gleich seinem Vetter liebte Boris die Wissenschaften, und betrieb namentlich mit Eifer das Studium der lateinischen Sprache. Diese seinen Kindern beizubringen, verschrieb er sich die Lehrer aus Polen: er nahm auch unterschiedliche der schwedischen Gefangenen, um ihrer Kenntnisse willen, in sein Haus auf. Seiner Baulust zu dienen, hatte er stets einige Männer von Fach, Italiener von Herkunft, in seinem Hause. Dergleichen Fremdlinge für die russische Kirche zu gewinnen, war ihm, dem Zeloten, die größte aller Angelegenheiten und belohnte seine Erfolge in dieser Hinsicht der von dem Volke ihm zuerkannte Beiname Johann Baptist. Auch sein Lieblingsspruch, der Russen Glauben, der Teutschen Klugheit, der Türken Treue halte er hoch, ist in religiöser Hinsicht sehr bezeichnend. H. W. Ludolph hat ihm seine russische Gram-

1) „Il avoit fait bâtir un collége de pierre très-magnifique, fait venir de Grèce une vingtaine de docteurs, et quantité de beaux livres, exhortant les grands à faire étudier leurs enfans, et leur avoit fait permettre de les envoyer dans des colléges latins en Pologne, leur avoit conseillé de faire venir des gouverneurs polonois pour les autres et avoit accordé aux étrangers l'entrée et la sortie du royaume; ce qui n'avoit jamais été pratiqué avant lui. Il vouloit aussi que la noblesse du pays voyageât, et qu'elle apprit à faire la guerre dans les pays étrangers.... Il suffit de dire qu'il vouloit peupler des déserts, enrichir des gueux, de sauvages en faire des hommes, de poltrons des braves, et d'habitations de pâtres des palais de pierre; que la Moscovie a tout perdu par la disgrâce de ce grand ministre.“ *La Neuville.*

matik (Oxford 1696.) zugeschrieben, und rühmt darin des Mäcens den Fremden, absonderlich den Teutschen bezeigte Gewogenheit. Durch Alter und Krankheit gebeugt, legte Boris alle seine Ämter, namentlich das Gouvernement von Kasan und Astrachan, nieder, um seine letzten Tage in der Einsamkeit und den Bußübungen einer Klostergemeinde zuzubringen. Er starb den 10. Oct. 1710. Seinem einzigen Sohne Sergius Borissowitsch, der mit der Tochter von Feodor Alexiowitsch Gallowin, weiland dem Premierminister verheirathet, hat er Dubriwiza, Jardinow und viele andere Güter hinterlassen. Michael Andreowitsch, der zu Anfang des 18. Jahrh. starb, war ein Vater von fünf Söhnen geworden: Demetrius, Michael dem Älteren, Peter, gest. 1721, Michael dem Jüngeren und Alexius Michaelowitsch. Der jüngere Michael Michaelowitsch, nachdem er auf teutschen Universitäten und durch Reisen sich gebildet, wurde in den letzten Zeiten Peter's des Großen dem öffentlichen Leben eingeführt. Namentlich soll er 1719 und 1720 den Ostseeexpeditionen beigewohnt, und die Galeeren befehligt haben, welche am 4. Juni 1720 einige tausend Mann an den Küsten von Westerbottnien aussetzten, und hiermit die Einäscherung der Stadt Umeå und fernere, nicht minder schreckliche, Verheerung einleiteten. Gewiß ist, daß Michael bei der Expedition auf dem kaspischen Meere, 1722, sich befunden hat. Von Peter II. zum Geheimrath ernannt 1728, Generallieutenant und General-Kriegscommissarius, empfing er 1730 von der Kaiserin Anna den St. Alexander Newskyorden, und die Großfürstin und Regentin Anna, indem sie ihn aus Astrachan, wo er zeither als Gouverneur gestanden, zurückrief, nahm im Sept. 1741 ihn unter die Zahl der Senatoren auf. Diese Ernennung wurde von der Kaiserin Elisabeth, als sie noch vor des Jahres Ablauf zum Thron gelangte, bestätigt, zugleich auch Michael zum Viceadmiral ernannt. Auch die für den Hof Nadir-Schahs bestimmte Gesandtschaft ward ihm aufgetragen; es verzog sich aber mit seiner Abreise bis 1746, wo er dann endlich, Admiral seit dem 5. März, aufbrach. An der Grenze empfingen ihn die hierzu von dem Schah bestellten Serdars und Chans, um zu Schamachie ihn an Chulesa, den vormaligen Gesandten in Rußland und jetzigen Staatsminister, zu übergeben. In Räscht mußte er einige Zeit liegen bleiben, wegen der im Reiche ausgebrochenen Rebellion. Vernehmend, daß Nadir-Schah ermordet worden, trat er den Heimweg an. Ende Juli's befand er sich wiederum in Astrachan, und daselbst empfing er ein Schreiben von Chulesa, worin er, Namens des Schah Adil eingeladen, die Reise nach Persien fortzusetzen und seinen Posten an des Schah Hof einzunehmen. Er konnte aber, da seine Credentiales nur für Nadir Schah ausgefertigt, dem Verlangen nicht entsprechen, und kehrte vielmehr nach Petersburg zurück, wo seiner das Amt eines Vicepräsidenten in dem Admiralitätscollegium erwartete. Als Elisabeth im Dec. 1752 Moskau besuchte, blieb Michael in Petersburg zurück, um in dem Comptoir des dirigirenden Senats zu präsidiren, und zugleich die Direction von allen Civil- und Kriegsaffairen, welches auch immer ihre Beschaffenheit, zu führen. Der That, wenn auch nicht dem Namen nach der Kaiserin Statthalter, regierte er mit gleich viel Ruhm und Autorität bis zu ihrer am 5. Juni 1754 erfolgten Rückkehr. Im April 1756 wurde er ein Mitglied des neu errichteten geheimen Conferenzcollegiums, im September desselben Jahres Generaladmiral und nicht lange darauf Präsident des Admiralitätcollegiums. Von Peter III. im April 1762, mit Beibehaltung seines halben Gehaltes, in Ruhestand versetzt, wurde er schon am 11. Juli n. J. von der Kaiserin Katharina in alle seine Ämter wieder eingesetzt. Sein vorgerücktes Alter und die damit verbundenen Schwachheiten veranlaßten ihn jedoch, seine Entlassung zu suchen; sie wurde ihm, nebst einer Pension von 7000 Rubel, am 26. April 1763 gewährt und er zog nach Moskau, wo er auch am 23. Mai 1764 verstorben ist. Seine erste Gemahlin, Maria, des Grafen Demetrius Golowin Tochter, war 1721, die andere, Fatiana Naryskin, verm. 26. Jan. 1723, am 23. Juni 1757 verstorben. Ihn überlebten sechs Kinder aus der zweiten Ehe: 1) Alexander, geb. 26. Nov. 1723; 2) Sergius, geb. 10. Juni 1728; 3) Anastasia, geb. 17. Sept. 1729, verm. 25. Nov. 1758 an den General und Gardemajor Nicolaus Sagreskoi; 4) Elisabeth, geb. 12. März 1730; 5) Michael, geb. 18. Juli 1731, verm. 15. Sept. 1757 mit Anna Stroganow; 6) Peter, der 1769, in Betracht seiner im Oberstenrang gegen die polnische Insurrection geleisteten Dienste zum Generalmajor befördert wurde, auch mit hoher Auszeichnung 1774 den Rebellen Pugatschew bekämpfte. In einem ersten Gefechte setzte er den Rebellen wacker zu, ohne doch eines entscheidenden Vortheils sich rühmen zu können. Kriegskundige Führer hatten sich in den Reihen seiner Gegner eingefunden. Weiterem Zusammentreffen durch eine geschickte Wendung ausbeugend, fiel Pugatschew auf das schwache, von Bibikow befehligte Corps, und Bibikow verlor Schlacht und Leben. Ihn zu rächen, griff Gallizin nochmals die Rebellen an, bei Kargaula, 12 Meilen von Orenburg, leistete Pugatschew ganzer sechs Stunden lang einen verzweifelten Widerstand, bis endlich, nachdem seine besten Streiter gefallen, die Schar zerstäubte. Mühsam rettete er sich in die Wildnisse des Ural, wo sich doch bald wieder neue Horden um ihn sammelten. Peter war eben im Begriff, sich mit der Tochter des Generals, Fürsten Michael Wolkonskoi, zu vermählen, als er an den in einem Zweikampf mit dem Brigadier Czapelew, Andere sagen dem Obersten Scherbatow, empfangenen Wunden den Geist aufgeben mußte 22. Nov. (2. Dec.) 1775, und er wurde wegen seiner Rechtschaffenheit und seines sanften Charakters sehr bedauert. Die Umstände des Zweikampfes werden verschiedentlich erzählt. Einige sagen, der Fürst Gallizin habe seinen Gegner entwaffnet, der Secundant Oberst Michelson sei aber dazwischen gesprungen, und habe dem Fürsten die Hand gehalten, dieses hätte der Brigadier sich zu Nutze gemacht, und den Fürsten durchstochen. Andere sagen, es sei alles ordentlich zugegangen und der Fürst habe seinem Gegner drei Wunden beigebracht, selbst aber zwei empfangen. Peter's ältester Bruder, der Fürst Alexander, lösete im Mai 1755 den Grafen Czernyschew in seinem Gesandtschaftsposten bei

dem Cabinet von St. James ab, und fungirte noch als Gesandter am 30. März 1761, da er „auf Befehl seiner Kayserin dem Ministerio zu London ein Promemoria übergab, worinnen diese Monarchin mit Einstimmung ihrer Alliirten, nach Erzählung des Elends, welches der gegenwärtige Krieg überall verursacht habe, ihr eyfriges Verlangen bezeugte, solches Elend gehemmt zu sehen und zu Herstellung der allgemeinen Ruhe das Ihrige beyzutragen. Diesen erwünschten Zweck zu erreichen, that selbige zugleich den Vorschlag, einen Congreß in der Stadt Augspurg anzustellen." Der Congreß, obgleich von den kriegführenden Mächten beliebt, kam nicht zu Stande. Von Kaiser Peter III. wurde Alexander im Jan. 1762 zum Reichsvicekanzler ernannt, und sollte er auch, während der Kaiser in Dänemark beschäftigt sein würde, die Verrichtungen eines Großkanzlers ausüben. Der sehr bald eingetretene Regierungswechsel übte keinen Einfluß auf seine Stellung, er blieb Vicekanzler, dirigirte die auswärtigen Angelegenheiten, und wurde im Febr. 1769 Mitglied des eben neuerrichteten Staatscollegiums, worin ihm sechs andere Minister beigegeben. Von den Geschäften zog er sich zurück, als er im April 1775 das Amt eines Oberkammerherren antrat. Noch haben wir von des Michael Andreowitsch beiden ältern Söhnen, Demetrius und Michael sen., zu handeln. Demetrius Michaelowitsch, Senator und des St. Andreasordens Ritter, wurde 1718 von Peter I. zum Präsidenten des Finanzcollegiums ernannt, unterzeichnete auch in demselben Jahr, zugleich mit Peter Gallizin, dem Reichsrath, Peter Gallizin Generalmajor, Sergius, Friedrich und Jacob Gallizin das über den Zarewitsch ausgesprochene Todesurtheil, während eine alte Fürstin Gallizin um dieselbe Angelegenheit schwer zu leiden hatte. Sie „ein durch und durch verworfenes Weib und lüstern über allen Ausdruck, hatte durch ihre Leidenschaft für listige Betrügereien sonst herzlich den Zar ergötzt; jetzt erhielt sie von zarischer Hand die Knute. Sie wurde überführt, daß sie seit vier Jahren in Alles, was die große Partei der Altgesinnten angesponnen, eingeweiht gewesen." Von der Kaiserin Katharina wurde Demetrius zum Senator, und 1726 zum geheimen Cabinetsminister ernannt, als in welcher Stellung Peter II. ihn 1727 bestätigte. Er stand damals in den engsten Beziehungen zu Menzikow, den er doch von Grund des Herzens gehaßt hatte. Aber Menzikow empfand das Bedürfniß, durch die Verbindung mit den Gallizin, welche als des jungen Zars Verwandte ihm besonders wichtig, sich zu stärken, und hatte in dieser Absicht für seinen Sohn sich die Hand einer Tochter des Fürsten Michael Gallizin, des Feldmarschalls und Bruders von Demetrius, erbeten. Die projectirte Vermählung konnte jedoch den Sturz des einst so mächtigen Günstlings nicht abhalten, und der junge Kaiser ließ die Gallizin empfinden, daß sie mit dem Gehaßten gemeine Sache gemacht. Ohnehin hatten Demetrius und sein Bruder nur zu oft ihre unbegrenzte Herrschsucht verrathen. Es blieben ihnen aber Freunde und Einfluß genug, daß sie als die Häupter der einen von den drei Parteien, unter welche der Hof vertheilt, angesehen werden konnten. Unwiderstehlich wäre ihre Macht geworden, hätten sie zu einer genauen Allianz mit der zweiten Partei, mit den Dolgoruky sich hergeben mögen, aber der beiden großen Geschlechter gegenseitiger, erblicher Haß ließ sie zu keiner Verständigung gelangen, und die Dolgoruky, nur durch Ostermann's Einfluß beeinträchtigt, würden das Reich, wie den Kaiser beherrscht, die Zarenwürde, nach Peter's II. Ableben, vielleicht auf ihr Haus gebracht haben, so sie nicht unter sich zu Uneinigkeiten und Spaltungen gerathen wären. Unmittelbar nach des Zaren Verscheiden in der Nacht des 19. (30.) Jan. 1730, Morgens um fünf Uhr, traten die Stände, d. i. der hohe Rath, die Generalität und die Großen zu einer Berathung über die Thronfolge zusammen. Da nach der Lage der Dinge von dem Siege der Partei der Fürstin Katharina Dolgoruky das Schlimmste zu erwarten, so hatte schon am Tage vorher Ostermann eines lebhaften Einspruches von Seiten der Gallizin und des Feldmarschalls Dolgoruky sich versichert. Dem zufolge erklärte der Feldmarschall in dem Laufe der ungemein stürmischen Berathung, daß er, so lange noch ein Glied des Zarenhauses vorhanden, nicht zugeben werde, daß ein Dolgoruki nach der Thronfolge strebe. Hierauf brachte Demetrius Gallizin die Herzogin von Kurland, Anna Iwanowna, in Vorschlag, und sie wurde, wenn auch unter Bedingungen, so zum Äußersten die Zarengewalt beschränkten, erwählt. Demetrius war es, welcher diese Bedingungen aufzeichnete, deren doch Anna sehr bald sich zu entledigen gewußt hat. Demetrius und Michael Gallizin, die Brüder, wurden von der neuen Kaiserin zu Mitgliedern des Senats, der wiederum an die Stelle des abgeschafften hohen Rathes zu treten hatte, ernannt, gleich darauf aber mußte Demetrius der Dolgoruky Geschick theilen, und sein Antheil bei der versuchten Emancipation der russischen Aristokratie, denn darüber hinaus reichten seine Absichten keineswegs, mit Einsperrung auf der Festung Schlüsselburg büßen. Daselbst ist er 1738, im 71. Altersjahre, gestorben. In dem Augenblick seiner Verhaftung soll er geäußert haben: „Was ich that, geschah dem Vaterland zu gut, und für das Vaterland werde ich leiden. Ich bin dem Ziele meiner Laufbahn nahe, die mir Thränen abpressen, werden länger denn ich ihr Thun beweinen müssen." Der souveraine Gerichtshof hatte ihm das Leben abgesprochen, die lebenslängliche Einsperrung war ein Gnadenact der Kaiserin. „Sein Bruder und bisheriger Vicepräsident von der Admiralität, Fürst Michael Michailowitsch, und drei andere Gallizin, deren einer vormals in Persien als Abgesandter, und das letzte Mal als Gouverneur in Kasan gestanden, mußten gleichfalls in verschiedene entlegene Gegenden ins Exilium wandern." Unter mehren den Fürsten Demetrius überlebenden Kindern wissen wir zwei, Alexius und Natalia, zu nennen. Natalia war mit dem Fürsten Antiochus Kantemir, dem russischen Gesandten in England (1738), vermählt. Alexius Gallizin, Staatsrath seit 1730, hatte eine Soltikow zur Frau und wurde der Vater von dem auch in Teutschland vielfältig bekannt gewordenen Fürsten Demetrius Alexiewitsch. Geboren 21. Dec. 1738, und erster Major bei der Chevaliergarde, ging dieser als Gesandter nach dem französischen Hofe, wo er am 6. Nov. 1763

seine erste Audienz hatte. Bald kam er in Berührung mit den literarischen Celebritäten jener Zeit. Voltaire insbesondere unterhielt mit ihm einen Briefwechsel, und feiert vorzüglich des Fürsten Toleranz, daß demnach in geistiger Hinsicht nicht sehr viel von ihm zu rühmen gewesen sein wird. „Bei viel harmloser Gutmüthigkeit hatte der Fürst weder in seinem Charakter, noch in seiner französischen Bildung die geringste anregende, oder auch erregbare Seite, wenn er auch ein Gelehrter genannt werden könnte.“ Zu Aachen lernte er die Gräfin Amalia von Schmettau kennen, und wurde sie daselbst, 10. Aug. 1768, ihm angetraut. Um 1773 übernahm Demetrius den Gesandtschaftsposten im Haag, und hat während seines dasigen Aufenthaltes eine Ausgabe von des Helvetius Werken veranstaltet, derselben auch den bis dahin unedirten Traité de l'homme et de ses facultés intellectuelles beigefügt. Davon hatte er das Originalmanuscript zu Eigenthum erworben. Nachdem Holland durch die Franzosen erobert worden, wendete er sich nach Braunschweig, wo er, ohne öffentlichen Charakter, seine Lieblingsstudien, die Naturgeschichte, fortsetzte. Mitglied der Akademien von Petersburg, Stockholm, Berlin und Brüssel, übernahm er auch das Präsidium der mineralogischen Gesellschaft zu Jena, deren Sitzungen er pünktlich beiwohnte, der er auch sein reiches Mineraliencabinet zugewendet hat. Er starb zu Braunschweig, 21. März 1803 [2]). Seine Gemahlin, des Grafen Samuel von Schmettau Tochter zweiter Ehe, geb. zu Berlin, 28. Aug. 1748, war als der Prinzessin Ferdinand von Preußen Hofdame und in deren Gefolge nach Aachen gekommen, allwo Fürst Demetrius sie kennen und lieben lernte. Seine Neigung scheint jedoch zeitig erkaltet zu sein, und die Ehe wurde thatsächlich, wenn auch nicht formell aufgelöst. Von 1773—1779 bewohnte die Fürstin ein Landhaus in der von dem Haag nach Schevelingen führenden Allee, und von 1779 an die Stadt Münster in Westfalen, woselbst sie in jedem Sommer den Besuch ihres Gemahls empfing. Ihrer Kinder waren zwei, Marianne, geb. 7. Dec. 1769, verm. 2. Mai 1818 mit dem Fürsten Franz von Salm-Krautheim, gest. kinderlos zu Düsseldorf 16. Dec. 1823, und Demetrius, geb. im Haag 22. Dec. 1770. Dieser Kinder Erziehung wurde für die Mutter die große Aufgabe ihres Lebens, dem philosophische Tendenzen, dann ein lebhafter Verkehr mit ausgezeichneten Männern, Hemsterhuys, Franz von Fürstenberg, Hamann, Graf Stolberg, späterhin auch hohe Religiosität ein eigenthümliches Gepräge ausdruckten.

2) Man hat von ihm, russisch und in das Französische übersetzt: 1) Description physique de la Tauride, relativement aux trois règnes de la nature. (Haag 1788.) 2) Traité de minéralogie, ou Description abrégée et méthodique des minéraux. (Maastricht 1792. 4. und, mit Zusätzen, Helmstedt 1796. 4.) 3) L'esprit des économistes, ou les Economistes justifiés d'avoir posé, par leurs principes, les bases de la révolution française. (Braunschweig 1796. 2 Bd.) Der Fürst hat auch Noten und Betrachtungen zu Keralio's Geschichte des russisch-türkischen Krieges, einen Versuch über des Vegetius 4. Buch, die Lehre von den Verschanzungen betreffend, mitgetheilt im Journal des savants, Aug. 1790, dann mehre Abhandlungen für die Publicationen der verschiedenen gelehrten Gesellschaften geschrieben.

Bis zu ihrer Bekehrung, als deren Datum der 27. Aug. 1786 anzunehmen, hielt die Fürstin lediglich der Form nach sich zu der katholischen Kirche. „Eine der verehrungswürdigsten Personen ihres Standes und Geschlechtes“ ward sie selbst dem sie umgebenden Kreise beinahe ein Gegenstand der Abgötterei. Fürstenberg hatte mit ihr einen Vertrag abgeschlossen, laut dessen sie verpflichtet, ihm regelmäßige Berichte über den Zustand ihrer Gesundheit zukommen zu lassen. Als eine andere Eigenthümlichkeit dieses Kreises muß die unbegrenzte Lobhudelei, zu welcher die Mitglieder sich gegenseitig hergaben, betrachtet werden. Der Fürstin insbesondere wird bei allen ihren Tugenden eine reichliche Dosis von Eitelkeit nicht abzusprechen sein. Die eigentliche Veranlassung zu der Reise nach Hamburg, wo sie um den ihrem Sohne zu ertheilenden Unterricht in der Staatswissenschaft mit Büsch zu Rathe gehen zu wollen vorgab, wird lediglich das Bedürfniß, Aufsehen zu erregen, zur Veranlassung gehabt haben. Denn allzu scharfsinnig war die Fürstin, um in dieser Angelegenheit den Rath einer Rechenmaschine zu bedürfen oder zu suchen, wenn auch in ihrer schönen und glücklichen Physiognomie ein Zug von Niaiserie unverkennbar ist. Sie starb zu Angelmodde bei Münster, wo sie in den letzten Jahren die Sommermonate zuzubringen pflegte, in der Frühstunde des 27. Aprils 1806. Vergl. Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Amalia von Gallizin, gebornen Gräfin von Schmettau. Mit besonderer Rücksicht auf ihre nächsten Verbindungen: Hemsterhuys, Fürstenberg, Overberg und Stolberg. Von D. Theodor Katerkamp, Domcapitular und Professor der theologischen Facultät zu Münster. Neue Ausgabe. Mit den Bildnissen der Fürstin, Fürstenberg's und Overberg's. Münster 1839. S. X, 307. Ausschließlich ein Seelenleben behandelnd, sind diese Denkwürdigkeiten als Erbauungsbuch ebenso werthvoll, denn als geschichtliche Arbeit unerheblich, überhaupt würde, geringerm Stande angehörend, die Fürstin schwerlich einen Biographen gefunden haben. Wie viele treue Mütter, fromme Hausfrauen, und eine solche Pflicht scheint Amalia nicht allerdings erfüllt zu haben, bleiben in ihrer segensreichen Wirksamkeit unbemerkt. Wenn sie aber wegen des Antheils, den sie bei der Bekehrung des Grafen von Stolberg genommen haben soll, von der einen Seite bittern Tadel empfängt, so glauben wir unsererseits wegen dieses Antheils, wenn es damit seine Richtigkeit haben sollte, sie höchlich beloben, beglückwünschen zu müssen. Der Sohn, der Fürst Demetrius, zählte noch nicht volle 22 Jahre, als er in den ersten Tagen des August 1792 die Reise nach Amerika antrat, so die nächste Veranlassung zu seinem Entschlusse, dem Herrn in dem geistlichen Stande zu dienen und sein Leben dem Missionswerke zu widmen, geworden ist. Diesen Entschluß kündigte er, bei seiner Aufnahme in das Seminarium zu Baltimore, der Mutter an. Am 21. Nov. 1794 empfing er das Subdiakonat. Er starb 1846 in der Ausübung seines heiligen Berufes, krönend hiermit der christlichen Mutter Werk. Des Fürsten Demetrius Bruder, Michael Michailowitsch der Ältere, schien nach den Neigungen seiner frühesten Kindheit ausschließlich für den Krieg geschaffen. Den 11. Nov. 1674 ge-

boren, trat er in dem Alter von zwölf Jahren als Volontair bei dem Regiment Semenowsky ein, und empfing in seinem ersten Feldzug, bei der Belagerung von Assow, eine gefährliche Wunde am Bein. In dem lithauischen Feldzug, 1700, führte er, als Capitain von der Garde, ein unabhängiges Commando; in einem Gefecht mit den Schweden durch zwei Flintenschüsse, deren einer den Arm, der andere den Schenkel durchbohrte, verwundet, wich er gleichwol nicht von dem Schlachtfelde. Gardeoberst 1706, als welche Beförderung er sich bei der Einnahme von Schlüsselburg verdiente, diente er in Polen, während des Feldzuges von diesem Jahre mit solcher Auszeichnung, daß er rasch auf einander zum Brigadier, dann zum Generalmajor aufstieg. Am 25. Aug. 1708 überschritt Karl XII. den Dnieper, als welcher keineswegs bestimmt, das Ziel seines waglichen Unternehmens zu werden. „Der Zar folgte dem König in Schweden mit der Armee an der Seite, pass‑ und repassirte die Sossa etliche Mal, um auf die Schweden wohl Achtung zu geben, und kam zu gleicher Zeit (7. Sept.) zu Dobra bei dem kleinen Fluß Bialanadata, eine Meile von Maletice, zu stehen, wo er sich retrenchirt, um seine Armee völlig anzuziehen. Die schwedische Armee stand auch nur eine Meile von Maletice in einem sehr vortrefflichen Lager, da es bei dem Fluß Czarnanopata zu einem scharfen Gefechte kam, davon beide Theile sich abermals den Sieg zuschrieben. Der König in Schweden beorderte, daß der Generalmajor Roos mit seiner Colonne, welche aus den Infanterieregimentern Nerike, Westgothland, Jonköping, Småland und Westerbotnien sammt dem ostgöthischen Cavalerieregiment bestand, dem Zaren gerade gegenüber campiren mußte, daß sie eine halbe Meile von der Armee detachirt waren. Da der Zar diese Regimenter soweit von der schwedischen Armee ab campiren sah, ließ er in größter Eil eine Art Brücke zusammenschlagen, von geflochtenen Sträuchern als Matten gemacht, und über den Morast werfen, worüber seine Cavalerie marschiren sollte, weil der Morast sehr weich und tief, und fast unmöglich zu passiren war. Er detachirte darauf den Generalmajor, Prinzen Gallizin, anzurücken, welcher nebst den Generalen Pflug und Römer mit acht Bataillonen und drei Escadrons ausrückte. Sie hatten lauter auserlesenes Volk bei sich, und mußte die Cavalerie wegen der üblen Passagen und starken Moräste von denen Pferden absteigen, denn ob sie wohl durch obgedachte viele Faschinen sich suchten den Weg zu verbessern, mußten sie doch bis unter die Arme in dem Moraste waten, welchen sie endlich mit unbeschreiblicher Mühe und Verlust passirten, und an den kleinen Fluß Czarnanopata gelangten, auf dessen anderer Seite die schwedischen Regimenter standen. Den 9. früh um sechs Uhr passirte Prinz Gallizin das Flüßchen, und kam unter einem sehr dicken Nebel, ohne einigen Schuß zu thun, an die Schweden, attaquirte gleich das småländische Regiment vom Oberst Buchwald, der noch begriffen war, seine Truppen in Ordnung zu stellen, und zwar mit solcher Furie, daß, wo er sich nicht so tapfer gewehret, und dadurch Zeit gewonnen hätte, daß die Westgothen ihnen konnten zu Hilfe kommen, würde kein Mann davon kommen sein. Inzwischen da Buchwald und Sperling, der Westgothen Oberst, nebst andern Officieren gefährlich blessirt waren und die Moskowiter mehr und mehr in diese Truppen setzten, litten die Schweden großen Verlust, bis die andern zwei Regimenter ihnen zu Hilfe kamen. Moskowitischer Seits wird vorgegeben, daß die Schweden hätten zurückweichen müssen, und die fünf Regimenter fast ganz zu Schanden gehauen worden wären; indem die Moskowiter selbige über zwei Stunden verfolgt hätten; allein die Schwedischen gestanden zwar, daß sie Anfangs sehr viel gelitten hätten, zumalen da der Colonel Rosenstiern mit der ostgothischen Cavalerie denen Moskowitern in die Flanken gefallen wäre, selbiger gleich Anfangs geblieben, und sein Regiment von den moskowitischen Dragonern rückwärts angegriffen worden, also daß drei Compagnien zu Schanden gangen, aber der Oberstlieutenant Sugte habe mit den andern fünf Compagnien sich gewendet, und die moskowitische Cavalerie mit dem Degen in der Faust attaquiret, mit solchem Glücke, daß selbige in Unordnung gerathen, und 1½ Meile von den Schweden wäre verfolgt worden. Die schwedische Infanterie hätte die moskowitische gleichfalls an einen Morast zurückgetrieben, wo sie sich gesetzt, und ein Bataillon Quarré formirt, darauf hätte selbige von ferne die Infanterie, auf einer Seite der Colonel Hielm mit seinen Dragonern, welcher eben aus dem schwedischen Lager ankommen wäre, und seine Dragoner hätte absteigen lassen, auf der andern Seite der Colonel Siegeroth, so gleichfalls mit einem frischen Regiment ankommen, attaquiret, daß sie endlich die Flucht genommen, und den Morast zu repassiren gesucht hätten, allein der mehriste Theil wäre im Moraste stecken geblieben, wo sie todtgeschossen worden, als der Nebel wiederum etwas vergangen. Die Schweden zehleten ihrer Seits 261 Todte, 750 Blessirte, dagegen geben sie vor, daß moskowitischer Seits nur allein 900 auf dem Platz geblieben wären, ohne was in dem Morast und sonsten umkommen, wiewol die Moskowiter nur 600 Todte und 1000 Blessirte gestanden, den schwedischen Verlust aber auf 4000 Mann schätzen wollten." Jedenfalls blieb aller Vortheil von dieser Action den Russen, auf welche und nicht minder auf ihre Gegner, die Entdeckung, daß die Schweden nicht unüberwindlich, tiefen Eindruck machte. In den Jubel seines Volkes einstimmend, verlieh der Zar an Gallizin, als dieser zu seinen Füßen die erbeuteten sieben Fahnen niederlegte, den St. Andreasorden. Den 14. Sept. langte der König von Schweden zu Dobra, welches jenem Gefechte seinen Namen gibt, an, und es verschwanden einige tausend daselbst zurückgelassene moskowitische Dragoner. Einen Monat später, den 9. Oct., wurde bei Lesno geschlagen, nicht zwar mit der schwedischen Hauptarmee, sondern mit dem Corps, das Lejonhufwud aus Livland herbeiführte. Gallizin befehligte den rechten Flügel, und es erfolgte ein ungemein hartnäckiges Gefecht, von welchem Peter der Große selbst späterhin äußerte, die Tage von Lesno und Pultawa seien keineswegs zu vergleichen, angesehen es bei Lesno ungleich schärfer hergegangen sei. Am Ende blieb der Sieg den Russen, ein Sieg, der an sich bedeutend, noch bedeutender durch seine

Folgen; alle mühsam durch Lejonhufwud zusammen und zur Stelle gebrachten Vorräthe fielen in der Sieger Hände, daß hiermit die letzte Hoffnung für die darbende schwedische Hauptarmee schwand. Auch diesmal fand Gallizin die seiner Tapferkeit gebührende Anerkennung, er empfing neben reichlich gespendetem Lob Generallieutenantsrang, das mit Diamanten besetzte Bildniß des Zaren und ein bedeutendes Gut, dann wurde ihm noch eine fernere Gnade, nach seiner Wahl, zugesagt. Der Moskowiter bat für einen in Ungnade gefallenen Widersacher, für den Fürsten Repnin, dem man den bei Holowtschin erlittenen Verlust beimessen wollte, und wurde Repnin in der That wiederum zu Gnaden aufgenommen. In der livländischen Expedition, 1709, befehligte Gallizin die vierte Division, die Garde „Sr. Zarischen Majestät," schreibt Lejonhufwud, „beste und auserlesenste Truppen, und seine eigene Leibwache, nämlich das preobriosinskische und simonovskische Regiment, welche beide zusammen gegen 6000 Mann stark, Sr. zarischen Majestät überall zu Pferde nachfolgen, beständig ihre Piken und andere Infanteriezubehörden mit sich führen, und allezeit in besonderem Fall der Noth wie Fußknechte fochten." „Bei des Zaren triumphirendem Einzug zu Moskau, 21. Dec. 1709, ritt der Generallieutenant von der Garde, Fürst Gallizin, unmittelbar hinter den an die Spitze der Colonne gestellten Trompetern und Paukern. Umgeben von seinen mit kostbaren Decken aufgeputzten Handpferden, führte er auch dies Mal die semenowskische Garde. Ernster gestaltete sich das J. 1711. Joseph Potocki, der berühmte Woywode Kiowski, that, von den Tataren unterstützt, einen Einfall in die polnische Ukraine. Der Stadt Bialacerkiew hatte er sich bemächtigt, dem Schlosse setzte er lebhaft zu, als Gallizin zum Entsatze vorrückte. Ohne Verweilen wurde die Belagerung aufgehoben, aber der russische Feldherr ereilte den weichenden Feind, und es erfolgte ein lebhaftes Gefecht, in welchem zwar des Potocki Polaken entschlossenen Widerstand thaten, dafür aber auch schwere Einbuße erlitten. Ihrer und der Tataren blieben an die 5000 auf dem Platze, eine gleiche Anzahl christlicher Gefangener, sämmtlich der Sklaverei bestimmt, wurde den Heiden abgejagt. Theilweise gab dieses Ereigniß Veranlassung zu dem verunglückten Zuge Peter's nach dem Pruth. Im J. 1713 stand Gallizin in Finnland, und befehligte er unter des Zaren Augen, unterstützt durch die von demselben geführte Galeerenflotte, die Landarmee, 20,000 Mann, ungerechnet die in Helsingfors zurückgelassene Besatzung von 4000 Mann. Am 20. Aug. setzte die Armee sich in Bewegung, am 2. Sept. wurde der schwierige Paß von Karlsland erreicht. Daselbst sich behaupten zu wollen, machten die Schweden Miene, als Gallizin an der Spitze seiner Dragoner sich in den Strom stürzte und die Passage forcirte, welche der Feind nach etlichmaliger Lösung der Musqueten verließ und sein Heil in der Flucht suchte." Des Gefechtes unmittelbare Folge war die friedliche Occupation von Åbo, 8. Sept. „Wir fanden die Stadt in gutem Stande, aber gänzlich von den Einwohnern verlassen, bis auf etwan 20 Personen, welche auf Ordre Sr. zarischen Majestät gar wohl gehalten wurden." Der Schweden Hauptmacht hatte indessen bei Tawastehus sich concentrirt, von da sie zu vertreiben, war die Mitwirkung der Flotte erfoderlich, und von dieser Nothwendigkeit eine Folge, daß der Generaladmiral Apraxin, als der ältere im Commando, die Leitung der combinirten Kriegsmacht übernahm. Tawastehus fanden die Russen geräumt, daß aber die Schweden vier Meilen von da, an dem Flusse Flekna sich gesetzt hätten, wurde gemeldet. Dahin also ging der Marsch, man fand aber der Feinde Position dermaßen stark, daß vier Tage verliefen, bevor Apraxin zu einem Entschlusse gelangen konnte. Einstweilen ließ er schanzen und an Flößen arbeiten, mittels derselben den Übergang des breiten, die feindliche Fronte deckenden Sees zu bewerkstelligen. Als diese Arbeiten vollendet, wurde am 6. (16.) Oct. „der General Fürst Gallizin und neben ihm der Generallieutenant Buturlin, wie auch der General Czernischew mit 6000 Mann Infanterie commandirt, auf besagten Flößen über den See zu setzen, an dem Flusse aber blieb der Generaladmiral Apraxin, der Generllieutenant Bruce, wie auch der Generalmajor Gallowin, und mit der Cavalerie der Generalmajor Wolkonski stehen. Als sich nun hierauf der Fürst Gallizin durch Hilfe der Flöße dem schwedischen Retrenchement, welches fast eine Meile extendiret war, genähert hatte, fand er allda den größten Theil der Cavalerie und einige Infanterie (russische Berichte geben dem Feind überhaupt 8800 Mann, der schwedische General Armfeld bekennt nur 1100 Mann zu Fuß, 700 zu Roß). Man begunnte hierauf von beiden Seiten zu feuren, bei der zweiten Salve aber ruckten die russischen Dragoner aus ihren Linien, schwummen über den Fluß, und die Infanterie attaquirte zugleich der Schweden Werke mit solcher Tapferkeit, daß, ob zwar selbige von ihnen auf das bestmöglichste defendiret wurden, sie nach einem dreistündigen Gefechte sich gezwungen sahen, in der größten Confusion nach dem Walde die Flucht zu nehmen." Sie ließen 26 Kanonen, 12 Haubitzen, 8 Mörser zurück, sollen auch an Todten und Gefangenen 6235 Mann eingebüßt haben. Tammerfors wurde hierauf freiwillig von ihnen verlassen, und bis nach Osterbotnien dehnten die Russen ihre Eroberungen aus. In dem Feldzuge von 1714 legte Gallizin nicht minder Ehre ein. „Als der Generallieutenant Fürst Gallizin von einigen schwedischen Gefangenen," so heißt es in der einen Relation, „benachrichtiget worden, daß der schwedische Generalmajor Armfeld bei dem Dorff Lavola, ½ Meile von Pilmoha, mit 8000 Mann stünde, nahm er einen Theil Cavalerie und einen Theil Infanterie, welche zusammen ungefähr auch 8000 Mann ausmachten, um den Feind zu attaquiren. Wie er auch denselben den 2. Martii st. n. an obbesagtem Ort en ordre de bataille antraff. Und indem nun die Russen avancirten, so gaben die Schweden eine Generalsalve, und giengen mit Bajonetten und dem Degen in der Faust ganz desperat auf jene loß. Die Russen ließen die Schweden näher an sich kommen, gaben auch eine Salve, und giengen gleichermaßen mit Bajonetten und dem Degen in der Faust denen Schweden entgegen, mit solcher Tapferkeit, daß die letzte in Confusion gebracht und totaliter geschlagen sind. Auf der Wahl-

statt hat man von schwedischer Seite gezehlet 5133. An Gefangenen wurden eingebracht 26 Officiers, 510 Unterofficiers und Gemeine. Anbei haben die Russen die ganze schwedische Bagage zur Beute, wie auch 8 Fahnen, 2 Standarten, 16 Tambours, 8 Stücke und 1 Haubitz erobert." Schwedische Berichte hingegen berechnen ihre Armee nur zu 4000 Mann, wogegen sie dem Feinde 20,000 Mann geben, ihn auch mit dem Verluste von mehr denn 6000 Mann seinen Sieg erkaufen lassen. Daß ihre Infanterie gänzlich vernichtet worden, wagen jedoch selbst diese Berichte nicht in Abrede zu stellen. Die Einnahme von Wasa war für die Russen eine der Früchte ihres Sieges, und hat damit Gallizin die Eroberung seines Gouvernements Finnland vervollständigt. Damit war er 1713 bekleidet worden: ganzer acht Jahre regierte er die weite Provinz, und zwar in solcher Weise, mit so ausgezeichneter Güte, daß ihm der glorreiche Beiname Finskibog, der Finnländer Gottheit, geworden ist. Angewiesen, mit seinen Galeeren die Expedition längs der schwedischen Küsten zu unterstützen, eroberte er nach einem scharfen Gefecht vier feindliche Fregatten, ein Ergebniß, welches in hohem Grade der Eitelkeit des nach Seeerfolgen lüsternen Zaren schmeichelte. Von dessen Dankbarkeit empfing Gallizin Degen und Commandostab, beides reich mit Diamanten besetzt. Das Resultat der Conferenzen von Nystad, 1721, welche zu überwachen, der Gouverneur von Finnland beauftragt worden, beschränkte das Gouvernement auf die einzige Provinz Wiborg, dafür aber übernahm Gallizin das Generalcommando in St. Petersburg, über die Flotte und die Admiralität, das er jedoch nach des Kaisers Rückkehr aus dem persischen Feldzuge mit dem Oberbefehl der von Astrachan zum schwarzen Meer reichenden Südarmee vertauschte. Zum Generalfeldmarschall 1724 an Repnin's Stelle ernannt, befand er sich zur Zeit von des Kaisers Ableben immer noch in seinem Hauptquartier in der Ukraine, der Partei, welche die Erhebung der Kaiserin Katharina durchgesetzt hatte, ein Gegenstand ernster Besorgniß. Wenn man den General Michailo Michailowitsch Gallizin in der Ukraine, dessen Partei die stärkste ist, gewinnen kann," schreibt le Fort, 2. (13.) Febr. 1725, „so sind weiter keine Unruhen zu befürchten, sonst aber mag Gott wissen, was geschieht." Dem an Gallizin ergangenen Befehl, sich in Petersburg einzufinden, war, wie man sagt, der geheime Auftrag hinzugefügt, sich, falls er zögern sollte zu gehorchen, seiner Person zu versichern. Er gehorchte indessen. Unter Peter's II. Herrschaft hatte er den überwiegenden Einfluß der Dolgoruky zu empfinden. Er kam nach Petersburg, sich neuerdings an das dasige Gouvernement, mit welchem das Commando eines bedeutenden Truppencorps von 14 Regimentern verbunden, zu bewerben, und fand einen möglichst kalten Empfang, ja es wurde ihm ein Fremdling, der aber Ostermann's Creatur, der Feldmarschall Sapieha, vorgezogen. Von der Kaiserin Anna in den Senat aufgenommen und zum Präsidenten des Staatskriegsrathes ernannt, wurde er sofort in seines Bruders, des Fürsten Demetrius, Ungnade verwickelt. Bevor er sie jedoch in ihrer ganzen Herbe hatte empfinden können, starb er zu Moskau, 21. Dec. 1730, in dem Alter von 56 Jahren. Ungezweifelt der ausgezeichnetste General, den bis dahin Rußland erzogen, empfängt er auch in andern Beziehungen von Manstein ehrendes Zeugniß. „Aussi loyal et magnanime qu'il était valeureux, il gagna l'estime de ses compatriotes et celle de ses ennemis" (Dolgoruky). Aus seiner Ehe mit einer Tochter des Fürsten Boris Kurakin waren sechs Kinder gekommen, Alexander, Demetrius, Nicolaus, Andreas, Maria, geb. 18. Febr. 1717, verm. 1742 mit dem Fürsten Iwan Prosorowski, und Katharina, geb. 25. Sept. 1724, verm. 1748 mit dem Feldmarschall Romanzow. Andreas Gallizin, Generalmajor, geb. 15. Aug. 1728, heirathete 13. Febr. 1764 des Fürsten Boris Yussupow Tochter, Elisabeth. Nicolaus, Hofmarschall, geb. 2. Jan. 1727, nahm 1753 zu Weibe des Admirals Grafen Alexius Golowin Tochter, Katharina. Demetrius, Generallieutenant, geb. 15. Mai 1721, vermählte sich 6. Nov. 1751 mit des vormaligen Hospodars in der Moldau Tochter, mit Katharina Kantemir, welche ihm indessen am 2. Nov. 1761 durch den Tod entrissen wurde, und stand, wie vorher zu Versailles, seit Nov. 1761 als Gesandter an dem wiener Hofe. Dreißig Jahre verlebte er daselbst, wie es denn noch in dem wiener Schematismus von 1791 heißt: „Se. Fürstliche Gnaden Hr. Demetrius Fürst von Galitzin, Ihro Rußisch-Kais. Maj. wirklicher geheimer Rath, wirklicher Kammerherr, außerordentlicher und bevollmächtigter Bottschafter am k. k. Hofe, Ritter der Orden St. Andreas und St. Alexander Newsky, Großkreuz des heil. Wladimirordens und Ritter des St. Annenordens." Auf sein Ansuchen wurde ihm 1792 ein Nachfolger gegeben, sein hohes Alter, seine entschiedene Vorliebe für Wien und die Wiener hielten ihn jedoch fest, und starb er in ihrer Mitte, aufrichtig von allen Classen der Bevölkerung beklagt, den 30. Sept. 1793. „Gleich hinter Ottokrin erhebt sich ein Berg, ehemals vermuthlich wegen seiner Gestalt der Predigtstuhl genannt. Der ehemalige russische Gesandte Fürst Gallizin brachte ihn sammt einem Stücke des nahe gelegenen Waldes durch Kauf an sich, und machte eine herrliche Anlage daraus. Seit dieser Zeit kennt ihn die Umgegend unter dem Namen Gallizinberg. Der edle Besitzer, einer der größten Menschenfreunde, vermachte diese Anlage, die auch seine irdischen Reste ohne Denkmal und Inschrift nach seinem ausdrücklichen Willen umschließt, einem (Neffen) Grafen Romanzow in Moskau. Alexander Michailowitsch Gallizin, geb. 17. Nov. 1718 und seit 1747 mit Daria Alexiewna Gagarin verheirathet, stand als Generallieutenant bei der Armee, welche unter Apraxin's Oberbefehl 1757 das Königreich Preußen überzog. In dem nächsten Feldzuge befehligte er unter Fermor die dritte Division, und ließ am 14. Mai 1758 die Stadt Thorn occupiren. Am 28. Mai 1759 kündigte er durch Patent der Republik Polen den Marsch einer russischen Armee an, welche 40,000 Mann stark, in der Richtung von Glogau sich bewegen werde, und für deren Verpflegung zu sorgen. In dem Treffen bei Palzig, 23. Juli, in der Schlacht bei Kunnersdorf, 12. Aug. 1759 führte er jedes Mal den linken Flügel oder das sogenannte neue Corps, und wurde bei Kunersdorf verwundet. Zum General-

en=chef befördert in dem Laufe desselben Augustmonats, commandirte er in dem Feldzug von 1761 die dritte, über Posen instradirte Division. In dem Türkenkriege 1769 befehligte er die eine der russischen Armeen, und waren ihm 7 Generallieutenants, 14 Generalmajors, 30 Infanterie=, 14 Cavalerie=, 5 Husarenregimenter, 9000 Kosaken, ein Park von 100 schweren Kanonen und 10 Einhörnern unter einem Artillerie=Generalmajor, endlich ein Ingenieurcorps mit 100 Pontons unter einem Ingenieur=Generalmajor zugetheilt. Zu Kiow veröffentlichte er am 25. März 1769 ein weitläufiges, die Handelsweise des türkischen Cabinets angreifendes Manifest, und noch im Laufe desselben Monats zeigten sich streifende Kosaken auf dem rechten Dniesterufer. Die Hauptarmee überschritt den Strom am 26. April, und wendete sich gegen Choczim, das durch ein stark verschanztes Lager beschützt war. Die darin aufgestellten Türken, der Sage nach 35,000 Mann, sollen dem Angriff (30. April) nur schwachen Widerstand entgegengesetzt haben, nichtsdestoweniger sah sich der russische General genöthigt, schon am 2. Mai den Rückmarsch anzutreten, um am 5. wiederum sein altes Lager bei Kalus, auf dem linken Ufer des Dniester, zu beziehen. Als hierauf der Großvezier in den ersten Tagen des Juni Miene machte, bei Bender in das polnische Gebiet einzufallen, wich Gallizin noch weiter über Medzibor und Constantinow zurück, in der Absicht, sich mit der andern russischen Armee unter Romanzow zu vereinigen. Ermuthigt indessen durch des Großveziers Unthätigkeit, wagte er es, nach Veröffentlichung eines zweiten Manifestes abermals, wenn auch zögernd, dem Dniester sich zu nähern, dann vom 6. Juli ab, auf das andere Ufer überzugehen. Seine Vorhut eilte dem Pruth zu, in zwei Gefechten, 13. und 14. Juli, wurde die feindliche Armee großentheils zerstreut, und von seinem Lager aus, das nur eine Stunde von Choczim entfernt, überwachte Gallizin den Fortgang der dem General von Stoffeln aufgetragenen Belagerung. Über dem lebhaften Widerstand der Besatzung, die wol 10,000 Mann stark, verwandelte sich die Belagerung unvermerkt in eine Blokade, und auch diese mußte nach den unglücklichen Gefechten am 2., 4. und 5. Aug. dem zum Entsatze anrückenden Feinde geliefert, aufgehoben werden. Der Rückzug durch die Bukowina nach dem linken Dniesterufer wurde zu wiederholten Malen von dem Feinde beunruhigt, der andererseits mehre, doch ohne sonderliche Anstrengung vereitelte Versuche machte, den Fluß zu überschreiten. Unbeweglich in dem bei Kaminiec bezogenen Lager empfing gegen Ausgang des Monats Gallizin die Nachricht, daß seine Unschlüssigkeit, seine zweimalige Retirade die Kaiserin bestimmt habe, ihm den Grafen Romanzow zum Nachfolger zu geben, so zwar, daß er bis zu dessen Eintreffen sein Commando fortzuführen habe. Schwerlich sollte diese Ankündigung ihm eine Veranlassung geworden sein, von seiner zeitherigen vorsichtigen Kriegsmanier abzugehen, hätte nicht der Wechsel in dem Commando der türkischen Armee, der neue Großvezier Moldavani Ali Pascha durch die verwegenste Offensive sein Sosiego gestört. Ein über den Fluß gekommenes türkisches Corps wurde in der Nacht vom 2—3. Sept. angegriffen und zurückgetrieben. Dem folgten aber tägliche Beunruhigungen, bis in der Nacht vom 8—9. die ganze feindliche Armee den Übergang versuchte. Für diesen Fall hatte Gallizin nicht ohne Geschick seine Dispositionen getroffen, und in dem hierauf erfolgten Treffen, von Morgens acht bis Mittags zwei Uhr, erlitten die Türken bedeutenden Verlust, daß sie von sieben Uhr Abends an in der vollen Unordnung einer Flucht auf das rechte Ufer zurückeilten. Neun dem Feind abgenommene Fahnen schickte der Fürst durch seinen Vetter, den Obersten Gallizin, der Kaiserin zu. In einem spätern Gefecht, 16. Sept., wurden abermals mehre tausend Türken erlegt. Des Unfalles Augenzeuge schwur der Großvezier blutige Rache. In derselben Nacht noch ließ er eine Brücke auf den Fluß legen und den Kern seiner Truppen, etwa 4000 Spahi und 8000 Janitscharen, übersetzen. Diese nach ihrem Brauch begannen alsbald sich einzugraben, und ein mit 64 Kanonen und 10 Mörsern bespickter Brückenkopf war improvisirt, als über dem plötzlichen Anschwellen des Dniesters die Brücke brach, und hiermit alle Bedenklichkeiten und Zweifel des russischen Feldherrn schwanden. Den 17. Sept. Abends neun Uhr ließ er 8 Bataillone und 16 Compagnien anrücken, die mit aufgepflanzten Bajonetten bei einem 24 Stunden wirklich anhaltenden heftigen Regen das türkische Retranchement erstiegen, und das grausamste Handgemenge, welches der Krieg nur aufweisen konnte, anstellten. Dieser greuliche Auftritt dauerte drei ganzer Stunden, ohne daß von unserer Seite ein einziger Schuß geschah. Die Russen stießen Alles nieder, was ihnen vorkam, und man fand allein in einem Zelte 16 auf einander liegende todte Körper. Was sich durch die Flucht rettete, ersoff theils im Dniester, theils verkroch es sich im Walde, oder in den Kellern des vor Choczim eingeäscherten Dorfes. Es war gegen ein Uhr Nachmitternacht, als unsere Leute unter beständigem Siegesgeschrei und mit 150 erbeuteten Fahnen zurückkamen. Selbst des Großveziers Favoritin und sein Papagei Ibimi wurden bei dieser Gelegenheit der Russen Beute, und bot der unglückliche Mann für die Ranzion der beiden Lieblinge schwere Summen, die jedoch der russische Feldherr, in der eines Gallizin würdigen Courtoisie, ausschlug. Dame und Vogel wurden ohne Entgeld dem Eigenthümer zurückgeschickt, ein Zug, der um so mehr Anerkennung verdient, da jene, Polakin von Geburt und bildschön, den Russen als ihre Erzfeindin bekannt. Der Liebhaber hatte in den Zeiten seiner Fortschritte versprochen, ihr vor Ende des Feldzuges zwölf Sklavinnen aus den vornehmsten Familien Rußlands zu liefern. Weniger als des christlichen Gegners hatte der Großvezier seiner eigenen Soldaten sich zu beloben, als welche alles Unglück der letztvergangenen Tage seinem Ungeschick zuschreibend, zu rasendem Aufruhr sich erhoben, und ihm solchen Schrecken einjagten, daß er in Eile den 19. Nachts das Lager sammt der Festung Choczim aufgab, um nach Bender zu flüchten. Dem Beispiele des Anführers folgte das zuchtlose Heer, es zerstreute sich nach allen Richtungen, und Choczim, wo nicht mehr als 20 Mann zurückgeblieben waren, nahm ohne den Schein eines Widerstandes die Russen auf.

Schon am 21. fuhr Gallizin auf einer Prahme hinüber, von seiner unblutigen Eroberung Besitz zu ergreifen, dann erfüllte er, seinen Vortheil verfolgend, mit Streifparteien das Land zwischen Dniester und Pruth. In Batuschan empfing er die Huldigung der Provinz, Jassy wurde von seinen Truppen besetzt, indessen der Großvezier strebte Isaczi und die Donau zu erreichen. Als Gallizin am 29. Sept. sein Commando an Romanzow übergab, hatte er vollkommen des Feldzuges Aufgabe gelöset, was auch, zum General-Feldmarschall ihn befördernd, die Kaiserin anerkannte. Indem sie aber zu scharfsinnig, um, was dem Glücke zuzuschreiben, auf des Mannes Rechnung zu setzen, hat sie ihn nicht weiter beschäftigt, nur daß sie ihn, zur Zeit ihrer Reise nach Mohilow, Mai 1780, als ihren Stellvertreter in Petersburg zurückließ. Er ist, wie aus der von Fortia de Piles (Voyage de deux Français en Allemagne, Danemarck, Suède, Russie et Pologne. T. IV. p. 187) aufbewahrten Anekdote[3]) zu ersehen, kinderlos, gegen Ende der 80er Jahre verstorben. Sergius Gallizin, Generallieutenant, diente 1789 unter Potemkin gegen die Türken, und trug zur Einnahme von Otschakow bei; 1794 focht er gegen die Polen, zugleich durch würdiges, rechtliches Verhalten die Achtung der Besiegten sich verdienend. Ritter des St. Wladimirordens 1. Classe seit Nov. 1794, ward er von Kaiser Paul im Dec. 1796 zum General en Chef ernannt. Es war ihm auch das Commando der zweiten, nach der Schweiz bestimmten Armee zugedacht, 1799. „Cette Armée n'étoit point encore à sa destination, qu'elle avoit déjà changé quatre fois de chef. Paul l'avoit d'abord fait rassembler sous les ordres du prince Galitzin, ce même général qui avoit commandé en Courlande et en Lithuanie durant la guerre de Pologne, et qui joignoit aux qualités d'un excellent officier celles d'un homme instruit et humain: mais Paul ne le trouvoit pas assez grand manipulateur de troupes, et il lui substitua le général Hermann, dont la destination fut bientôt changée (*Masson* III, 291). Zuletzt befehligte Sergius die Armee, welche 1809 Galizien überzog, und er starb noch in desselben Jahres Lauf, während er mit der nothwendig gewordenen Berichtigung der Grenze gegen Österreich beschäftigt war. „Le prince Dmitry, homme loyal, à caractère chevaleresque," schreibt Fürst Dolgoruky, „qui commanda avec distinction des corps d'armée dans les guerres de l'empereur Alexandre, aujourd'hui gouverneur général de Moscou depuis 23 ans, y est l'objet de la vénération générale, à tel point que Moscou est la seule capitale de l'Europe où l'apparition du cholera n'ait point été signalée par des troubles, grâce à la confiance illimitée que les habitants de cette ville accordent au prince Dmitry Galitsyne. Le prince Serge, membre du conseil de l'empire, offre en ce moment, à Moscou le dernier modèle de cette race de grand seigneurs qui s'en va peu à peu, et n'existera bientôt que dans les traditions de la Russie." Der Gallizin Wappen, nach Dorst von Schatzberg (Universal-Armorial. T. XIX. Fol. 950. Nr. 3800) ist ein quergetheilter Schild, dessen Untertheil gespalten. Im obern rothen Felde erscheint der lithauische Ritter, Pogonia, mit goldenem Schilde am Arm und über sich geschwungenem blanken Schwert, sitzend auf einem Schimmel, der Carrière läuft, und eine blaue Satteldecke und schwarzes Riemenzeuch trägt. Im vordern, silbernen Felde des untern Schildtheiles auf gelbem Marmorpflaster halten zwei natürliche aufgerichtete Bären, jeder mit der äußern Tatze, einen goldenen Scepter, als ein Andreaskreuz vor einem goldenen roth überzogenen Thronstuhl, welchen sie mit ihren innern Tatzen halten, und hinter welchem ein goldener dreiarmiger Kandelaber, mit brennenden Kerzen besteckt, hervortritt. In der andern, blauen Hälfte des Schildunterteiles schwebt ein silbernes Johanniterkreuz, mit dem russischen Reichsschilde belegt. Das ganze Wappen ist von einem Fürstenmantel und Fürstenhut umgeben.

(*v. Stramberg.*)

GALLIZIN (Amalia, Fürstin von), geb. 1748 zu Berlin, war eine Tochter des Generalfeldmarschalls Grafen von Schmettau. Bei der Religionsverschiedenheit ihrer Ältern ward sie nicht lutherisch, wie ihre Brüder, sondern nach dem Glaubensbekenntniß ihrer Mutter, einer Freiin von Ruffert, katholisch erzogen. Der Religionsunterricht, den sie als vierjähriges Kind in einer Pensionsanstalt zu Breslau empfing, war äußerst dürftig. Daher wohnte sie dem öffentlichen Gottesdienste nur ungern bei. Gleichwol ward sie von Gefühlen der Andacht lebhaft angeregt. Sie betete gern vor einem für wunderthätig gehaltenen Marienbilde und beichtete oft mit inniger Empfindung von Reue[1]). Während der Unruhen des sie-

3) „La maréchale G. ayant hérité de tous les biens de son mari, avec la liberté d'en disposer à son gré, crut, dans l'excès de sa reconnoissance, devoir les donner (en y joignant les siens propres) aux fils d'un des frères de son mari, qui étoient les moins riches de cette branche; l'impératrice approuva ces dispositions et, par sa signature, les rendit irrévocables. Peu après, la disette ayant désolé plusieurs provinces, entr'autres l'Ukraine, où étoient situées les terres de la maréchale, son plus grand revenu étant en brandevineries, elle se vit forcée d'acheter beaucoup de grains, pour fournir la couronne, comme à l'ordinaire. Pendant deux ans, loin de toucher rien de ses terres, elle fut obligée de vendre, non de ses biens, puisqu'elle étoit liée par sa donation, mais son mobilier; et malgré cela elle se vit réduite à l'économie la plus sévère, et même au besoin. Dans ces cruelles circonstances, la maréchale s'adressa au prince Michel, l'aîné de ses neveux, à qui elle représenta sa malheureuse situation, provenant de la donation qu'elle lui avoit faite: celui-ci eut la bassesse de lui répondre qu'étant encore en tutelle, il ne pouvoit rien décider, ni s'engager à rien; qu'il en écriroit à son oncle: la maréchale est morte de douleur. Ajoutons qu'elle avoit eu le credit d'engager son beau-frère, ambassadeur à Vienne, à faire les mêmes dispositions en faveur des trois jeunes princes, et que, par conséquent, c'est à elle qu'ils devront la plus grande partie de leur fortune. Nous devons dire que le prince Fedor, connoissant la détresse de la maréchale, est venu lui offrir tout son bien, s'il étoit nécessaire, ne voulant pas qu'il fût dit que dans une famille aussi nombreuse que celle des Gal., il ne s'en étoit pas trouvé un seul qui se fût bien conduit dans cette circonstance. La maréchale refusa ses offres."

1) Als sie einst, unter solchen Zeichen innerer Rührung, die

benjährigen Krieges, als die feindlichen Heere Breslau bedrohten, verweilte sie eine Zeit lang in der Nähe dieser Stadt bei zwei Tanten, später in Berlin. Dorthin kehrte sie, nach Verlauf von 8—9 Jahren, die sie in der Pensionsanstalt zu Breslau zugebracht, wieder zurück, im Allgemeinen, mit Ausnahme einiger Fertigkeit in der Musik ziemlich unwissend und selbst im Lesen und Schreiben ungeschickt. „Ich war wie aus den Wolken gefallen," schrieb sie in spätern Jahren an Hemsterhuys [2]), „als ich auf einmal aus dem geschlossenen Pensionat in das Haus meiner Mutter versetzt wurde, welches zu den besuchtesten Häusern von Berlin gehörte." Sie war indessen durchaus nicht geeignet in der großen Welt und selbst am Hofe eine Rolle zu spielen, wie man von ihr verlangte. Schon in den Cirkeln ihrer Mutter beging sie manche Verstöße gegen den feinen Gesellschaftston. Auf Spaziergängen neigte sie sich ehrfurchtsvoll vor den am Wege stehenden Statuen eines Apoll oder einer Venus, die sie für Bilder der Maria oder des heiligen Nepomuck hielt. Ihre nächsten Umgebungen fanden für höchst nöthig, dieser rohen Unwissenheit zu steuern, oder, wie sie sich selbst darüber ausdrückt, que j'avois besoin d'être decrassée. Sie ward daher in ein Töchterpensionat gethan, dessen Vorsteher Premonval sich zu den atheistischen Grundsätzen seines Lehrers, des berüchtigten La Metrie, bekannte. Was sie dort in anderthalb Jahren lernte, war nicht Lesen und Schreiben. Sie ward im Tanzen, Französischsprechen und in der Mythologie unterrichtet. Ungern verließ sie nach anderthalb Jahren jene Anstalt wieder, wo sie in Premonval's Gattin eine Frau von den liebenswürdigsten Eigenschaften kennen gelernt hatte.

Für diese Trennung bot ihr der Glanz der großen Welt, in die sie nun eintrat, keinen Ersatz. Die geträumte Herrlichkeit beschränkte sich auf die lange Weile großer Tafeln und geisttödtender Spiele. Für Ergötzlichkeiten dieser Art hatte sie keinen Sinn. Dabei erfuhr sie noch manche Demüthigungen, die ihre Eigenliebe kränkten. Sie fühlte, daß sie, um ihren Vorträgen und Erzählungen in feingebildeten Cirkeln Aufmerksamkeit und Gehör zu verschaffen, ihren Ideenkreis durch Lesen erweitern mußte. Der ganze Büchervorrath ihrer Mutter bestand indessen nur in den Predigten des französischen Kanzelredners Bourdaloue, die, abgesehen davon, daß sie für den Kreis der großen Welt nicht paßten, ihr schon dadurch verleidet worden waren, daß sie jeden Sonntag ihrer Mutter eine Predigt aus jener Sammlung vorlesen mußte. Bücher, wie sie sie bedurfte, mußte sie sich aus dem Buchladen zu verschaffen suchen. Es fehlte ihr indessen an Kenntnissen, um eine passende Auswahl zu treffen, und an Geld, um dergleichen Werke zu kaufen. Sehr willkommen war ihr daher das Anerbieten eines Buchhändlers, für einen geringen Preis, nach seiner Auswahl, ihr Bücher zu leihen. Er schickte ihr meist Romane, die ihrer lebhaften Phantasie eine neue und schönere Welt eröffneten. Zwischen dem Lesen dieser Romane und der Musik, der sie sich mit gleicher Leidenschaft widmete, theilte sie nun die Muße, die sie von ihren häuslichen Geschäften erübrigen konnte.

Die heitere Stimmung, in die sie sich dadurch versetzt fühlte, ward getrübt durch die Eindrücke, die der Religionsunterricht in der Pensionsanstalt in ihr zurückgelassen hatte. Sie fühlte sich lebhaft ergriffen von der Furcht vor der Hölle und dem Teufel. Die furchtbare Vorstellung von ewig dauernden Strafen und endlosen Qualen peinigte sie in ihrem einsamen Gemach und verscheuchte Nachts ihren Schlummer. Sie bebte vor diesem Schreckbilde zurück, gegen welches sie in dem Christenthume weder Trost noch Beruhigung finden zu können glaubte. Der Zustand, in dem sie sich befand, drohte selbst ihre Gesundheit zu zerrütten.

Das Bedürfniß der Beruhigung weckte in ihr den Hang zur Speculation, um durch die Kraft des Gedankens mit einem höhern Wesen sich zu befreunden und dadurch das vorhin erwähnte Schreckbild zu verscheuchen. Glück und Glückseligkeit glaubte sie nur in der Annäherung an ein Ideal von sittlicher Vollkommenheit. Freundschaft und Liebe waren ihr auf diesem Standpunkt das höchste Gut, mit welchem Alles, was Glücksgüter und selbst der Verstand gewähren konnte, keinen Vergleich aushielt. Die moralische Reinheit des damals 15jährigen Mädchens schildert folgende Stelle in einem ihrer spätern Briefe an Hemsterhuys: „Es ist merkwürdig, daß alle Romane, die ich gelesen hatte, mir auch nicht den entferntesten Verdacht von körperlichen Genüssen durchblicken ließen; vielmehr hatten sie mir eine tiefe Verachtung gegen alle sinnlichen Wollüste, die mir bekannt waren, z. B. Sinnlichkeit im Essen und Trinken, Trägheit u. s. w., eingeflößt. Eine entschiedene Verachtung hatte ich mir angeeignet gegen alle gemeinen Fehler und Laster, wie Geldsucht, Lügenhaftigkeit, körperliche Wollust jeder Art; gegen den groben Egoismus, kurz gegen Alles, was mich von dem romanhaften Thron, worauf ich mich erhoben hatte, hätte herabstürzen müssen. Die feurigste Liebe für jede Vollkommenheit, die mir als solche auffiel, beseelte mich."

Mit diesen Vorstellungen von sittlicher Würde und geistiger Schönheit trat sie in die große Welt, wo sie dem durch Voltaire und andere französische Schriftsteller.

Kirche verließ, hörte sie hinter sich die Worte: „Gott, welch ein Engel." Von nun an ward die bisher rücksichtslose und ungekünstelte Empfindung in Selbstbewunderung verwandelt, welche sie auch zu Thränen rührte, aber zu Thränen ganz anderer Art, wodurch die Quelle der früher vergossenen vertrocknete. Unempfindlich gegen Drohungen und Strafen, ließ sie sich jedes Mal mit der bereitwilligsten Folgsamkeit leiten durch den Anspruch an ihre Liebe. Schon das einzige Wort: „So liebst du mich denn nicht?" vermochte sie zu Thränen zu rühren. Vergl. Theodor Katerkamp's Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Amalie von Gallizin (Münster 1839.) S. 4.

2) Franz Hemsterhuys, geb. am 21. Dec. 1721 zu Franeker, ein Sohn des berühmten holländischen Philologen Tiberius Hemsterhuys, gest. 1790 im Haag als Commis im Conseil d'Etat, erbte von seinem Vater den ganzen Schatz philologisch-kritischer Kenntnisse, verfolgte jedoch in seinen Studien eine wesentlich verschiedene Richtung. Ein besonderes Interesse fesselte ihn an die Platonische Philosophie. Darauf beziehen sich die meisten seiner Schriften: Sophyle ou de la philosophie; Aristée ou de la divinité; Lettre de Diocles à Diotime u. a. m., in einer Gesammtausgabe zu Paris 1809 in zwei Octavbänden gedruckt unter dem Titel: Oeuvres philosophiques de *Fr. Hemsterhuys*. Vergl. Katerkamp a. a. O. S. 204 fg.

verbreiteten religiösen Skepticismus und der moralischen Verderbtheit ihre feste Willenskraft und die feurige Liebe zu dem Ideal ihres Lebens, verbunden mit der Furcht vor den Gerichten Gottes, entgegenstellte. Da sie dies Ideal in keiner weder männlichen noch weiblichen Person erreicht fand, so blieb sie während ihres Aufenthalts bei Hofe ebenso unbefangen als arglos, und obgleich unbegleitet von ihrer Mutter, welche kränklich war, gegen jede Verführung gesichert. Je klarer ihre geistige Anschauung ward, desto mehr verlor der Gedanke an Gott seine frühern finsteren Nebenideen, und äußerte einen immer wohlthätigern Einfluß auf ihr Gemüth. Eine ausgewählte Bibliothek, die ihr zu Gebote stand, befriedigte ihr Bedürfniß nach Lecture. In eine ganz neue und bisher ihr unbekannte Welt versetzte sie ein Buch, das den vielversprechenden Titel: de l'esprit führte. „Ich wüßte Ihnen nicht zu sagen," schrieb sie in spätern Jahren an Hemsterhuys, „was ich in diesem Buche richtig und unrichtig oder gar nicht begriff. Aber ich war von diesem Augenblick an wie verschlungen in das neue Schauspiel, welches diese Ideen mir eröffneten; es schien mir, als wäre eine dicke Kruste weggefallen von meinen Augen, welche noch schwach und unsicher, es kaum wagten, den geblendeten Blick auf so manche neue und verworrene Gegenstände zu heften. Ich dachte und träumte von Nichts, als von diesen Ideen. Bisher hatte ich noch gar keinen bestimmten Begriff gehabt von Körper, Geist, Sinn, Materie u. s. w. Mancherlei Fragen fielen mir auf, die ich nicht zu lösen wußte; und in dem Verlangen, meiner Wißbegier Genüge zu leisten, legte ich viele Fragen ohne Unterschied einem Jeden vor. Ich sprach kreuz und quer von Metaphysik, worüber die Jüngeren mir ins Gesicht lachten, und die Älteren straften mich mit Vorwürfen, weil ich unsinnig spräche, und mit Dingen mich befaßte, die einer jungen Dame nicht ziemten."

Durch solche Erfahrungen nicht abgeschreckt, las sie heimlich und fuhr fort, mit Eifer über den Geist des Menschen nachzudenken. Durch neue Ideen suchte sie sich in der Unterhaltung mit älteren Männern zu bereichern, bei denen sie mehr Gefälligkeit und Nachsicht fand, als bei den Jüngeren. Sie gewann dadurch eine hohe Achtung gegen das hohe Alter. Dem Rathe eines verständigen Mannes zufolge legte sie das Buch: de l'esprit bei Seite. Ihre Forschungen über den Geist und die Gesetze seines Wirkens stellte sie jedoch deshalb nicht ein. Sie reinigte dadurch das früher entworfene sittliche Lebensideal mehr und mehr von romanhaften Nebenbegriffen, und faßte es in größerer Allgemeinheit auf. Ihre Fortschritte in der Erkenntniß moralischer Vollkommenheit, die sie in die Vorstellung von der Gottheit übertrug, befreundeten sie mit der Kirche, die sie bisher selten besucht hatte. Wohlthuend war ihr der Gedanke, einer Versammlung anzugehören, wo Alle im Gefühl der Andacht sich dem erhabenen Wesen zuwandten, das der Lieblingsgegenstand ihres Denkens und Empfindens geworden war. Nur die feste Überzeugung von Gottes Dasein und von seiner innigen Beziehung zu ihr fehlte ihr noch. So war der intellectuelle und sittlich-religiöse Zustand beschaffen, zu welchem sie sich bis zu ihrem 18. Jahre, unbekannt mit der Welt, durch innern Drang hinaufgearbeitet hatte. Um diese Zeit ging ihr durch fremde Mittheilung über den Geist der damaligen Zeit ein Licht auf, welches ihre naive Offenheit in hohen Ernst verwandelte und ihr einen entschiedenen Abscheu gegen gemeine Gesinnung jeder Art einflößte. In dem früher erwähnten Briefe an Hemsterhuys bemerkte sie, daß ein gewisser Stoicismus, den ihr die Lecture von Trauerspielen beigebracht, sie veranlaßt habe, sich mitunter kräftiger und derber zu äußern, als wol der Klugheit gemäß gewesen wäre. Es war ein entschiedener Zug in ihrem Charakter, wo es sich um Rechtthun handelte, die Folgen gänzlich unberücksichtigt zu lassen. Nichts fürchten und Nichts hoffen, war ihr Losungswort.

Eine eigenthümliche Wendung gab ihrem Schicksal eine Reise, die sie 1768 in Gesellschaft der Prinzessin Ferdinand von Preußen nach Aachen unternahm. Sie machte dort die Bekanntschaft des Fürsten Dimitri von Gallizin, der im Auftrage der Kaiserin Katharina II. sich mehre Jahre in Paris aufgehalten hatte, um Originalgemälde für die Galerie von Zarskojeselo anzukaufen. Zu einer ehelichen Verbindung, die der genannte Fürst ihr antrug, verspürte sie zwar bei den höhern Zwecken, die ihre ganze Seele beschäftigten, wenig Neigung. Doch lehnte sie den Antrag nicht geradezu ab. Der Fürst stand in dem Rufe hoher Geistesbildung und Gelehrsamkeit und hatte in Paris mit Voltaire, Diderot u. a. ausgezeichneten Geistern in vertrauten Verhältnissen gelebt. Sie fühlte, daß er ihr behilflich sein konnte, ihre Erziehung, deren Mängel sie erkannte, zu vollenden. Die Antwort auf einen Brief, den sie an ihre Mutter nach Berlin geschickt hatte, mußte jedoch abgewartet werden. Das Schreiben kam an und lautete genehmigend. Die eheliche Einsegnung erfolgte im August 1768 in einer Kapelle zu Aachen. Bald nachher begleitete das neuvermählte Paar die Prinzessin Ferdinand von Preußen nach Spaa. Von da reiste Amalie mit ihrem Gemahl über Wien nach Petersburg.

Ihre Empfindungen bei dem Eintritte in dies neue Lebensverhältniß schildert eine Stelle in einem ihrer spätern Briefe an Hemsterhuys. „Glückliche Zeit meiner Unschuld," schrieb sie, „wie bald solltest du verschwinden! Damals weihete ich meinen Gesang den erhabenen Empfindungen, die zwar unbestimmt, dennoch tief gewurzelt, zwar aufgehalten, aber nicht erdrückt, immer rein blieben von unreinen Einflüssen, die mein Herz nicht kannte. Jeder Aufschwung meines Geistes war dem unbekannten Wesen geweiht, welches mein Gemüth empfand, und wie durch geheimen Antrieb in jedem Eindrucke suchte, den ich als groß, schön und erhaben fühlte. Lange und schauderhafte Finsternisse sollten nun bald mich verwirren; ein unermeßlicher Zwischenraum mich trennen von der geraden Richtung zu jenem Mittelpunkte der Anziehung, welcher von meiner ersten Jugend an in meiner Seele sich Luft machen zu wollen geschienen hatte. Bald sollten jene süßen Ergießungen, mit welchen ich Ihn noch mehr fühlte, als suchte, der Verzweiflung, Ihn jemals finden zu können, Raum geben. Meine Stimme, getäuscht und abgelenkt durch Eitelkeit und Lüge, bettelnd um den Beifall lüster-

ner Augen, im Verkehr der Welt, mußte mir das Werkzeug der Verirrung (des Verstandes) werden." Sie schließt diese Episode mit der Bemerkung: „Mein Herz bedurfte nicht, was man in der Welt Liebe nennt; aber die Neigung, welche den geliebten Gegenstand zu vervollkommnen strebt, und wovon das Ideal die tiefsten Wurzeln in mein Gemüth geworfen hatte, war mir höchstes Bedürfniß geworden, und dieses Ideal war unabhängig von der Gestalt. Ich fühlte, daß der Fürst Alles für mich werden könne, wenn er diese Gesinnungen mit mir zu theilen fähig wäre."

Zwei Jahre vergingen, die sie mit ihrem Gemahl auf Reisen zubrachte, ehe sie mit ihm nach dem Haag kam, wo er von der Kaiserin Katharina II. einen Gesandtschaftsposten erhalten hatte. Auf jenen Reisen sah sie auch die damals als den Sitz alles Schönen und Erhabenen vielfach gepriesene Hauptstadt Frankreichs. Aber weder die dortigen Cirkel, noch die hochbewunderte Philosophie der pariser Gelehrten sprach ihren Geist sonderlich an. Noch weniger behagten ihrer Denk- und Empfindungsweise die neuen Verhältnisse, in die sie durch ihre Ehe getreten war. Für jene Glückseligkeit in der Verbindung zweier Seelen, die gemeinschaftlich und gegenseitig nach Vervollkommnung streben, hatte ihr Gemahl, bei viel harmloser Gutmüthigkeit, weder in seinem Charakter, noch in seiner französischen Bildung eine anregende oder erregbare Seite. Er war zwar ein Gelehrter, seine Tendenz aber von der ihrigen durchaus verschieden. Ihr geistiges Bedürfniß, das sich schon oft so laut und kräftig ausgesprochen hatte, konnten die glänzenden Cirkel nicht befriedigen, an denen sie, schon der Stellung ihres Gemahls wegen, Theil nehmen und darin eine Rolle spielen mußte. Die Skizze einer Selbstbiographie, die sich unter ihren nachgelassenen Papieren gefunden, drückt treffend den innern Zwiespalt ihres Gemüths in den Worten aus: „Das Ideal meines Lebens ward unter den zufälligen Verschiedenheiten meiner Lage oft durch einen gewissen irdischen Schlamm, den ich aus dem Lesen der Romane mitgebracht hatte, verdunkelt und vermischt. Aber dann erwachte auch jedes Mal bald das unangenehme Gefühl der Vermischung, und riß mich davon los, bis sich das Ideal nach und nach in seiner ganzen Fülle und Lauterkeit wieder zeigte, und mich festhielt. In dem damaligen Gefühl meiner dumpfen Leerheit ward mir auch alsbald wieder dieses so ganz unbefriedigte Bedürfniß zur größten Qual. Vergebens warf ich mich nun noch mehr, als jemals, in die Mitte der Zerstreuungen und Lustbarkeiten der großen Welt. Ich brachte aus diesem ewigen Kreise von Spielen und Besuchen und Schauspielen und Tänzen und Nichtigkeiten immer des Abends nur ein vermehrtes, vergebliches Streben nach etwas Besserem, das ich dennoch nicht kannte, und keinem anvertrauen durfte, nach Hause. Ich schlief selten ohne Thränen ein. Mir war wie jenen Schauspielern, die auf der Bühne Andere belustigen, indessen sie selber bittere Thränen vergießen."

Täuschungen in der Freundschaft, Kränkungen des Undanks gegen ausgezeichnete Wohlthaten, die sie im Verkehr mit der großen Welt erfahren hatte, steigerten ihr inneres Seelenleiden bis zum sehnlichen Verlangen, in stiller Abgeschiedenheit nur sich selbst, der Wissenschaft und der Erziehung ihrer beiden Kinder Marianne und Demetrius zu leben, von denen jene 1769, dieser 1770 geboren war. Der Bedenklichkeit, ob ihr Gemahl seine Einwilligung zu diesem Ausscheiden aus der Welt geben möchte, ward sie durch Diderot überhoben, der, auf einer damaligen Reise nach Rußland, sich einige Wochen im Haag aufhielt, und den Fürsten für ihre Wünsche günstig stimmte. Einen Beweis, daß sie allen Verkehr mit der vornehmen Welt abgebrochen habe, gab sie dadurch, daß sie sich das Haar kahl abscheeren ließ und die bisherige Frisur durch eine runde Perücke ersetzte. Den Spott darüber verschmerzte sie leicht. Während ihr Gemahl wie früher, die großen und glänzenden Cirkel besuchte, fand sie in häuslicher Stille, im Umgange mit ihren Kindern und in wissenschaftlichen Studien die innere Geistesruhe und den Frieden, nach dem sie sich längst vergeblich gesehnt hatte. Aus Diderot's fortgesetzten Besuchen, der alle seine Beredsamkeit aufbot, sie für seinen Atheismus zu gewinnen, zog sie noch einen besondern Vortheil. Für seine Zweifel an der Existenz einer ersten und höchsten, mit Absicht und Wohlwollen wirkenden Ursache des Universums blieb Diderot ihr die verlangten Beweisgründe schuldig, und so war er es selbst, der ihr den ersten Anlaß gab, über das Dasein Gottes zu einer festen Überzeugung zu gelangen. „Ich fand," sagt sie in der früher erwähnten Skizze einer Selbstbiographie, „bald eine solche Seligkeit in diesem veränderten Leben, in dem Umgange mit meinen Kindern, in dem allmälig fortschreitenden Zuwachs an Kenntnissen, und in der Ruhe der Seele, womit ich jeden Abend zu Bette ging, daß nun höhere Bedürfnisse sich zu äußern anfingen. Gott und meine Seele wurden die gewöhnlichen Gegenstände meiner Betrachtungen und Forschungen."

In diese Zeit fällt ihre Bekanntschaft mit Hemsterhuys, den sie bisher nach dem frivolen Urtheil der großen Welt betrachtet und vernachlässigt hatte, bald aber mit ihm in ein inniges Freundschaftsverhältniß trat, das ihr ganzes Leben hindurch ununterbrochen fortdauerte. Durch Hemsterhuys gewann sie die griechische Literatur, besonders aber die Platonische Philosophie in solchem Grade lieb, daß sie, um von dem Geräusch der Stadt gänzlich entfernt zu sein, mit Bewilligung ihres Gemahls, in einem Meierhofe unweit Scheveningen sich einige Zimmer miethete. Um jedem Fremden, mit Ausnahme ihrer Freunde, kund zu thun, daß sie keine Besuche annähme, gab sie ihrem Aufenthaltsorte den Namen Nithuys (nicht zu Hause). Über Gegenstände, die sie in ihrer Einsamkeit beschäftigten, stand sie mit Hemsterhuys, der sie zwei Mal wöchentlich besuchte, in ununterbrochenem Briefwechsel. Sie wohnte dort von 1773—1779. Die Veranlassung, ihren bisherigen Aufenthalt mit einem andern zu vertauschen, gab ein Genfer, Denton mit Namen, der mit Aufträgen seiner Republik an die Generalstaaten nach dem Haag gesendet worden war. Die reizenden Schilderungen, die er von der Schweiz entwarf, erregten in ihr den Wunsch, ihre Tage dort zuzubringen. Ihr Gemahl gab dazu um so leichter seine Einwilligung, da sie dort das ihm gehörige

Landgut Lavigny an den Ufern des Genfersees beziehen konnte. Was ihre Reise nach der Schweiz vor der Hand noch verzögerte, war das Interesse an der neuen Schulreform, welche Fürstenberg damals hervorgerufen hatte [3]). Um jenen Mann persönlich kennen zu lernen, reiste sie im Mai 1779 nach Münster. Die Zeit von 19 Tagen, die sie dort zubrachte, reichte nicht hin, um sich von der neuen Unterrichts- und Erziehungsmethode in genaue Kenntniß zu setzen. Fürstenberg's Rath und Unterstützung war ihr indessen so wichtig geworden, und zwischen beiden hatte sich ein so inniges Freundschaftsverhältniß gebildet, daß sie nach reiflicher Überlegung die Reise nach der Schweiz aufgab und in Münster zu bleiben beschloß. Sie brachte ihren Kindern dies Opfer, und blieb dadurch ihrem schon früher gefaßten Entschlusse treu, kein Vergnügen zu suchen, das nicht mit ihrem Berufe als Erzieherin ihrer Kinder in einer Beziehung stände. Der Aufenthalt in Münster, wo sie fremd und unbekannt ankam, konnte sie in diesem Berufe nicht stören. Gesellschaften besuchte sie nie, und es vergingen mehre Jahre, ehe sie mit den adeligen Familien in Münster in eine flüchtige Berührung kam. Im Sommer bezog sie eine Pachterwohnung zu Angelmodde an dem lieblichen Ufer der Werse. Ihr Gemahl und Hemsterhuys besuchten sie dort jeden Sommer mehre Wochen, und während ihrer Abwesenheit wurden Briefe gewechselt. Mehre von Hemsterhuys verfaßte Dialogen: Alexis, ou sur l'age d'or; Simon, ou sur les facultés des ames u. a. m. waren Resultate von Unterredungen mit der Fürstin auf Spaziergängen. Den Antheil, den sie an dem Inhalte des zuletztgenannten Dialogs, besonders mit Rücksicht auf das, was am Schlusse Diotima den Sokrates über die Seelenvermögen lehrt, läßt Hemsterhuys in seiner Zueignung an die Fürstin nicht undeutlich erkennen.

„Diokles und Diotima," sagt er, „haben am Eingange der Akademie diesen Dialog neben dem Altar der Freundschaft gemeinschaftlich gefunden. Diokles (so nannte Hemsterhuys sich) fand den Inhalt desselben so genau übereinstimmend mit der Philosophie der Diotima (des 18. Jahrh.), daß es ihm schien, der Geist der Lehrerin des Sokrates sei auf diese übergegangen. Diotima (die jüngere) gab dem Diokles den Auftrag, den gefundenen Dialog zu ergänzen, mit Rücksicht auf das, was durch die Zeit an ihm könnte verletzt worden sein, und nachdem er diesen Auftrag erfüllt hatte, fand er es billig, diese Arbeit seiner Freundin zu widmen." — Auch das von der Fürstin entworfene Lebenssystem lernt man aus jener Dedication in den Worten kennen: „Die Lehre von Tugend und Glückseligkeit, welche Diotima vorträgt, beruht, wie auf ihrem letzten Grunde, auf der Würde der menschlichen Seele und ihrer Persönlichkeit. Die Seele ist eine rein geistige Substanz, der Gottheit ähnlich, empfänglich für jede Art möglicher Empfindung, und fähig, (ins Unbegrenzbare) zu jeder Art von Thätigkeit. Das grenzenlos unbestimmte Vermögen, zu wollen und zu handeln (das Willensvermögen) macht des Menschen Persönlichkeit aus. Obgleich grenzenlos in dem absoluten Vermögen, ist doch der Mensch oder der menschliche Geist, in seinem Wirken an Schranken gebunden. Gott wirkt vermittels seiner Allgegenwart durch den einfachen und unmittelbaren Act seines Willens; der menschliche Wille kann aber nicht anders wirken, als durch Organe und Mittel, die seinen Wirkungskreis beschränken."

Eine scharfsinnige Bemerkung in diesem System ist es, daß der Wille, so lange er lediglich des Verstandes zu seinem Wirken sich bedient, nicht aus seinem Selbstgefühl heraustrete, oder nicht anders nach Außen handle, als blos mit Rücksicht auf sich selbst, d. h. selbstsüchtig. Diese Bemerkung wird versinnlicht durch die bekannte Fabel von der Bestrafung des Prometheus. Er verdarb dem Jupiter sein Werk, die von ihm erschaffene menschliche Seele, indem er ihr das dem Olymp entwandte Licht gab; das Reich der Titanen und ihre wilden Bestrebungen waren die Folge dieses Frevels; aber die Ordnung ward wieder hergestellt durch Venus Urania, die den Menschen die Liebe gab, wodurch das Geschlecht zu einem Ganzen verbunden ward.

Am wenigsten war in dem von der Fürstin entworfenen Glückseligkeits- und Tugendsystem das Christenthum berücksichtigt worden. Was sie davon bei einer mangelhaften Jugenderziehung aufgefaßt, hatte ihr selbstgewählter Bildungsgang fast völlig wieder verwischt. Das gemeinschaftlich mit Hemsterhuys entworfene System huldigte zwar, im Gegensatze zu der Zeitphilosophie, in religiöser Gesinnung, der Gottheit; aber lediglich auf die Einsicht der Vernunft gegründet, verwarf jenes System mit einer Art von stolzem Selbstgefühl alle positive Religion. Aus einzelnen Blättern, die sie in der Zeit ihrer Rückkehr zum Christenthume niederschrieb, geht ziemlich deutlich hervor, wie die Fürstin während ihrer philosophischen Periode von der christlichen Religion dachte. „Das Zutrauen," schreibt sie, „welches viele Menschen mit mir in Berührung brachte, veranlaßte in mir die Überzeugung, daß keiner im Grunde wahrhaft an das Christenthum glaube, als der Pöbel. Es schien mir unmöglich, an seine Drohungen und Verheißungen zu glauben, und dennoch seinen Lehren so zuwider zu handeln, als ich sie meist alle handeln sah. Dagegen war mir wohl in dem Gefühl, daß ich meinem Gott umsonst, ohne Furcht und Hoffnung diente, und ihn liebte. — In dieser Hoffnung bestärkte der eine meiner philosophischen Freunde (Hemsterhuys) mich ganz; dem andern (Fürstenberg), dessen große Einsichten ich mir nicht verhehlte, hielt ich sein Christenthum des Vorurtheils der Erziehung wegen zu gut, und bat mir gleich von ihm aus, mich nicht bekehren zu wollen, indem ich, was Gott betreffe, Nichts in mir leiden

3) Friedrich Wilhelm Franz, Freiherr von Fürstenberg, geb. am 7. Aug. 1728, ein verdienstvoller Staatsmann, aus einem alten westfälischen Adelsgeschlechte stammend, zuerst Minister, dann Domherr zu Münster, wo er seine, durch Studien und Reisen, besonders in Italien, ausgebildeten Geistesanlagen in den wichtigsten Geschäften der verschiedensten Art zum allgemeinen Wohle nützte, und auch besonders für eine Reform des Schul- und Erziehungswesens thätig war. Er starb zu Münster 1811 im 82. Lebensjahre. Vergl. über ihn v. Dohm's Denkwürdigkeiten meiner Zeit, im ersten Bande, und Katerkamp a. a. O. S. 144 fg., wo man auch Fürstenberg's Bildniß findet.

könne, was er in mir nicht selbst geschaffen. Um Licht bitte ich ihn, und dazu sei mein Herz offen. Um diese Zeit merkte ich aber, daß es mit meiner Tugend und meinem Systeme von Glückseligkeit nicht richtig sein müsse, indem es mir schien, daß ich, anstatt besser zu werden, mich verschlimmerte."

Eine lebensgefährliche Krankheit hatte die Fürstin, als sie diese Worte schrieb, im Februar 1783 nach einer vorhergegangenen tiefen Hypochondrie so heftig ergriffen, daß ihre Freunde an ihrer Wiedergenesung verzweifelten. Fürstenberg hatte ihr seinen Beichtvater geschickt, den sie aber aus Mangel an religiöser Überzeugung von sich wies. Sie soll ihn indessen doch mit einer Antwort entlassen haben, mit der sich Fürstenberg beruhigte. Wahrscheinlich gab sie das Versprechen, ernstlich über das Christenthum nachzudenken und sich unterrichten zu lassen, wenn ihr Gott das Leben fristete. Sie genas wieder, und hielt treulich, was sie gelobt. Die Zeit vom März 1783 bis zum September 1786 verging der Fürstin unter einer innern geistigen Aufregung, die fast ununterbrochen Tag und Nacht fortdauerte. Was sie am Tage lebhaft beschäftigt hatte, kehrte Nachts in wundersamen Traumbildern wieder. „Von jeher," schrieb sie an Hemsterhuys den 15. Juli 1784, „habe ich eine große Wichtigkeit auf meine Träume gelegt; zuvörderst, um aus denselben Manches über die Natur und Eigenthümlichkeiten der menschlichen Seele überhaupt zu lernen, dann aber auch, um meine Fähigkeiten, Neigungen, Fehler und Tugenden besonders inne zu werden. Frei von aller, von Außen empfangenen, Richtung und unbeherrscht sieht die Aufmerksamkeit viel klarer, was im Innern vorgeht; und eine unzählige Menge von Eindrücken, Neigungen, Begierden, welche im Verlauf des Tages, durch die beständige Einwirkung der Dinge, die durch Augen und Ohren auf uns eindringen, auf die mannichfaltigste Weise sich gestalten und unter einander vermischen, und daher unbemerkt bleiben, weil sie sich auch der beharrlichsten Aufmerksamkeit entziehen, erscheinen vor den Augen der Seele in ihrer reinen und einfachen Gestalt während der Ruhe der Nacht. Ich wenigstens kann mit Wahrheit sagen, daß ich in der Erkenntniß Meiner weit größere Fortschritte während des Schlafes, als im Wachen gemacht habe. Unter andern weiß ich vier Träume in meinem Leben, die ich für 10,000 Reichsthaler jährlicher Renten nicht vermissen wollte."

In Bezug auf einen von diesen Träumen, den sie ihrem Freunde Hemsterhuys mittheilt, bemerkt die Fürstin, daß denselben durch Worte zu schildern, ihr fast so unmöglich scheine, als einem Andern eine Vorstellung der blauen Farbe zu geben, ohne sie ihm in der Empfindung vorzuhalten. „Vielleicht," fügt sie hinzu, „haben Sie indessen, es sei im Schlafe oder im wachenden Zustande, ähnliche Empfindungen gehabt, welches ich beinahe auf Anlaß einiger Stellen in Ihrem Aristée[4]) und andern Schriften vermuthen möchte. Auf jeden Fall will ich versuchen, Ihnen meinen Zustand, so gut oder schlecht es geschehen kann, auszumalen. — Ich befand mich in einer Lage, da ich durch mein Gewissen gedrungen wurde, einen Entschluß zu fassen, der mir in den Augen des Publicums und vor meinen nahen Bekannten ein höchst verächtliches Ansehen gab, ohne daß es in meiner Gewalt stand, ihnen das Misverständniß zu nehmen. Ich faßte dessenungeachtet den Entschluß; aber es geschah mit einer so schmerzhaften Empfindung und unter solchem innern Kampfe, daß ich nicht begreife, wie ich nicht davon erwacht bin. Ganz vertieft in die Treue meiner Lage, suchte ich mich dennoch festzuhalten in meinem Entschlusse durch die Erwägung meiner Beweggründe und meiner ewigen Beziehungen. Aber während der langsame Gang des Verstandes nicht zuließ, daß jene weitläufigen Beweise, welche die Ordnung des Universums, in sofern es uns bekannt ist, umfassen, als ein lebendiges Gemälde sich mir darstellten und auf meine Seele wirken konnten, wie Dinge, die mit mir und unter einander (in der Wirklichkeit) coexistiren, hielten mich diese Grundsätze zwar fest in meinem Entschlusse, aber immer unter großen Anstrengungen und schmerzhaften Leiden, die mich stets in der Nothwendigkeit hielten, meine Beweggründe mir vorzuhalten, um den eingeschlagenen Weg nicht zu verlassen. — Während ich so auf dem Fuße mühsamer Repetitionen stand, ging etwas vor in meiner Seele, was ich vergleichen möchte mit dem Zustande des Körpers, der nach langen und leidenvollen Krämpfen von der heftigsten Art, die selbst den Kopf angegriffen und die Fähigkeit zu denken völlig aufgehoben hatten, durch den Gebrauch des Opiums auf einmal sich erleichtert und dergestalt hergestellt fühlt, daß mit der Empfindung eines bisher noch nie wahrgenommenen Vergnügens die Denkkraft nicht blos wieder rege wird, sondern auch mit tausendfach vermehrtem Reichthum und Klarheit ihre Functionen wieder erneuert. Aber was sage ich? Hätten Sie auch einen solchen Zustand wahrgenommen, so wäre er doch nicht hinreichend, Ihnen das zu schildern, womit ich ihn vergleiche; denn was mich betrifft, so weiß ich in allen meinen wachenden Zuständen durchaus kein Bild, welches diesem innern Zustande auch nur wie der Schatten dem Körper gliche. Es war mir, als wenn von den Augen meiner Seele eine dicke Kruste weggefallen wäre. Alles, was ich zuvor nach einander in einzelnen Beweisen durchgegangen war: die allgemeine Weltordnung, meine ewigen Verhältnisse zu Gott, das Wirkliche und Mögliche, die Richtigkeit des gegenwärtigen Augenblicks und der Leiden, die nur augenblicklich vorübergehen und blos unsere Beschränktheit zu ihrem Grunde haben, weil wir nicht fähig sind, es wahrzunehmen, daß die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ein einziges (ungetheiltes) Ganzes sind, in welches das gegenwärtig Unangenehme, oder das auch nur in der Eigenschaft eines Gegenwärtigen blos unangenehm ist, als solches ein Vergangenes und Zukünftiges hat, als ein nothwendiges Glied eintritt, und folglich ein Angenehmes wird, in dem unermeßlichen Meer von Wohlsein, welches ich das All nenne. Alles dieses, worauf ich wegen Mangels an Zeit blos im Allgemeinen hinweisen kann, und noch eine Menge anderer Ideen, welche zuvor in einer

4) Aristée, ou sur la divinité.

successiven Contemplation (und folglich nur mit geringer Wirksamkeit) vorgekommen waren, stellten sich meiner Seele dar als eine einzige Intuition. O daß es mir unmöglich ist, Ihnen von dieser Art von Überzeugung, von dieser köstlichen Empfindung einen Begriff zu geben. Sie war, der Intensität nach, für die Seele das, was der volle Anblick der Sonne dem Auge, oder der Ton der Flöte dem Gehör ist; denn das sind Empfindungen, die unmöglich erwiesen werden können. — So unterscheidet sich die lebendige anschauende und reiche Überzeugung, von welcher ich nun spreche, von den vollkommensten Überzeugungen, zu welchen unser Verstand nach und nach von Proposition zu Proposition sich fortzuschleppen genöthigt wird; und während dieses Verfahrens verschwinden allemal die Empfindungen (Anschauungen), welche doch die Unterlage der Propositionen sind, entweder ganz oder doch zum Theil. So verliert dann die Demonstration ihre Kraft, und zwar nicht allein aus dem allgemeinen Grunde, weil die Zeitfolge die Wirkung des Ganzen hindert, sondern auch aus dem besondern Grunde, weil sie die Objecte oder die Ideen der Objecte entweder alle, oder doch wenigstens zum Theil, symbolisch macht. Kurz, in dem Augenblicke, als ich diese, wie soll ich es nennen, große Erscheinung hatte, ging meine Seele aus dem traurigsten Zustande in den freudigsten über. Dieselbe Handlung, die einen Augenblick zuvor mir so großen Kampf und Anstrengung gekostet hatte, geschah jetzt mit einer solchen Leichtigkeit, daß es mir unmöglich ward, selbst in Gedanken mich in den vorigen Zustand wieder zu versetzen, oder auch nur seine Möglichkeit zu begreifen. Noch machte ich, selbst im Traume, die Reflexion, wie sehr doch Alles, was wir Tugend, Anstrengung, Größe nennen, von dem Grade und der Art der Überzeugung abhänge; und ich begriff, daß Männer, wie Sokrates, die wir als groß erkennen, weil sie mit eben der Leichtigkeit groß sind, womit der Adler in hohen Lüften schwebt, diese Leichtigkeit, wenigstens zum größten Theil, in der Art ihrer Überzeugung haben, in sofern dieselbe sich jener Intuition nähert, die sie mir in jenem Traume darstellte."

So ausführliche Briefe, wie der eben mitgetheilte und nicht minder umfangreiche Aufsätze wurden von der Fürstin meist in Nebenstunden hingeworfen. Die Fülle der Gedanken verführte sie oft zu langen Perioden, während ihr die Zeit fehlte, am Styl zu feilen. Sie entschuldigt sich deshalb bei ihrem Freunde. „Kaum wage ich es," schreibt sie, „Ihnen den Brief zu überschicken. Ich bitte Sie inständig, sagen Sie mir doch, ob Sie hin und wieder etwas davon begriffen, und was Sie davon verstanden haben. Ich kann Ihnen versichern, wenn ich nicht wüßte, daß oft die roheste Metallmine der beste Stoff für Ihren Kopf ist, so würde ich es machen, wie ich es schon oft habe thun müssen. Im Gefühl der Unmöglichkeit, gewisse außerordentliche Empfindungen und Erfahrungen Ihnen klar genug ausdrücken zu können, würde ich lieber ganz darüber schweigen. — Wie es sich nun aber auch damit verhalten möge, so sind es bis auf die gegenwärtige Stunde meine angenehmsten Augenblicke, wenn es mir gelingt, auch nur einen entfernten Schatten von meinem Traume wieder zu erfassen, welcher sicher Epoche in meinem Leben machen wird."

Nicht minder wichtig ist ein späterer Brief, der in die Zeit fällt, wo Anregung zum Christenthume in der Fürstin bereits zum wirklichen Entschlusse gediehen war. Der Eingang zu diesem Schreiben zeigt, mit wie ungemeiner Zartheit sie ihren philosophischen Freund behandelte, um ihn auf die Nachricht von ihrem neuen Lebensglück vorzubereiten. „Da finden Sie mich," schrieb sie den 15. Febr. 1787, „endlich wieder in der Stadt, lieber Sokrates[5]), aber ohne den großen Mann[6]) wäre ich gewiß nicht hier. So wahr, wiewol im Gemeinspruche, ist es, daß nicht die äußern Gegenstände unser Glück ausmachen. Denn in der That, die ganze Einrichtung meines Hauses, der schöne Saal, in welchem ich eben schreibe, sitzend unter Ihrer Büste, zwischen Alexander dem Großen, Goethe und Herder, mir gegenüber Homer — das Alles verhält sich ungefähr zu meiner Hütte und zu meinem Saal in Angelmodde, wie die Propyläen von Athen zu einer amsterdamer Schenkbude. Bei alle dem esse ich dort lieber mein trocknes Brod, ja mein trocken Brod ist mir lieber!"

Einen tiefen Blick in ihr Inneres gestatten die nachfolgenden Äußerungen. „Sie haben," schreibt die Fürstin, „meine ungeheure Empfindlichkeit gekannt, und wissen, daß sie von jeher die Quelle aller meiner Fehler, insbesondere Ungerechtigkeiten, Parteilichkeiten, ungleichen Stimmungen und Zornreizungen war. Ja, sie war Ursache, daß ich, sogar gequält durch die sanftesten Empfindungen, nur augenblicklich, und um desto sicherer, die Qualen des Tantalus zu leiden, jenen innern Frieden und jene innere Ruhe kannte, welche die Grundlage aller Größe und alles Glückes sind. — Betreffend die Ansprüche auf Größe hatte ich zeitig genug die Weisheit, ganz darauf zu verzichten. Aber es würde nicht ebenso weise gewesen sein, zu verzichten auf Glückseligkeit, wenn anders eine solche Verzichtleistung auch nur möglich sein könnte; denn ich meine, daß diese glückliche Unmöglichkeit zu den ausgezeichnetsten Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur gehöre, weil eben darin der zuverlässigste Anspruch auf Unsterblichkeit, wenigstens nach meiner Empfindung, gleichwie nach Ihrem Gefühl, gegründet ist. Aber ich habe mich noch lange getäuscht über die Art von Glückseligkeit, deren der Mensch fähig ist, weil ich die Liebe oder vielmehr (da doch der französische Ausdruck einen falschen Sinn zuläßt), weil ich das Lieben überhaupt als objectiven Zweck betrachtete, anstatt daß es hätte blos als Mittel genommen werden sollen. Doch bestand dieser Irrthum nicht etwa auf einer Theorie gegründet, sondern blos factisch in mir, ohne mir dessen klar bewußt zu sein, gleichwie ich mir dafür eine gewisse Zeit des Strebens nach Größe und Alles wissen zu wollen, bewußt gewesen war. — Der Zeitpunkt, der mich so nahe zu dem Ziel meiner gänzlichen Umwandlung führte (ich nenne diesen Zeitpunkt einen heiligen und verehrungswürdigen, weil

5) So nennt die Fürstin Hemsterhuys in ihren Briefen.
6) Le grand homme, worunter Fürstenberg zu verstehen ist.

ich in ihm ganz neue und höchst wichtige Empfindungen, die ich ohne diese Umwandlung nimmer erreicht haben würde, und eine gänzliche Veränderung in der Richtung aller meiner Kräfte und Begierden verdanke), zeigte mir mit einer unaussprechlichen Klarheit ein ganz neues Licht. Ich empfand nämlich, um es mit einem Worte zu sagen (denn die Details eignen sich nicht für einen Brief), daß das Glück des Weisen, so lange er unter dem Monde weilt, einzig und allein darauf gerichtet sein müsse, daß er seinen Willen in Einklang setze mit dem Willen Gottes und diesen Willen liebe, oder, um es mit andern Worten zu sagen: daß er zufrieden sei mit dem, was jeder gegenwärtige Augenblick bietet. Ich erkannte mit derselben absoluten Gewißheit, daß ich, mit meiner ungeheuren Empfindlichkeit und mit einer im Verlauf vieler Jahre durch dieselbe gestalteten Einbildungskraft, nur zwei Mittel zu diesem Zwecke und zu meiner Heilung hätte, von denen das eine zwar gewaltsam, aber unumgänglich ist. Das erste: Ich müsse unablässig zurückblicken auf die große Summe von Erfahrungen, welche ich in meinem Leben erworben habe über drei Arten von Thatsachen: 1) Daß Alles, was meine Phantasie mir als zukünftig vorgebildet, nie so eingetroffen sei, als sie es mir im Voraus geschildert. 2) Daß Alles, was sie mir dargestellt als unerträglich, wenn die Dinge wirklich eintrafen, unter solchen Modificationen sich ereignete, daß es unter diesen Umständen sehr erträglich war. 3) Daß ich jedes Mal nach der Hand zu der völligen Überzeugung gekommen sei, daß in allen Fällen, da ich etwas als wesentlich zu meinem Glück angesehen, und es in Folge dieser Ansicht begehrt hatte, die entbehrten Sachen zu meinem größten Glücke mir entzogen worden waren. Aus diesen drei so vielfach bestätigten Lehren habe ich sodann die augenblickliche Folgerung gezogen, daß ich zu dem obersten Lenker aller unserer Schicksale mich nicht anders verhielte, als wie ein Lastthier; und diese Überzeugung hat mir ein Vertrauen und eine unbedingte Ergebung zu diesem obersten Lenker gegeben, die ich vergleichen kann mit der Hingebung eines Kindes in die Arme seiner Mutter. Zu diesen aus meinem frühern Leben abstrahirten Lehren habe ich noch eigene Erfahrungen zu demselben Zwecke angestellt, wodurch ich zu der Überzeugung gekommen bin, wie sehr die wirkliche Thatsache von der Vorstellung verschieden sei, die eine reizbare Einbildungskraft von derselben sich entwirft. Das zweite Mittel, welches ich das gewaltsame nannte, geht aus der obigen Erörterung hervor, wie Sie schon, ohne meine Erklärung, einsehen: nämlich, meiner Einbildungskraft dergestalt den Zügel anzulegen, daß ich es ihr auch nicht einen einzigen Augenblick (nämlich mit Bewußtsein) verstatte, über meine oder der Meinigen Zukunft mir etwas vorzubilden, mit Ausnahme solcher Vorstellungen, die ich ohne Furcht ansehen kann. Auf gleiche Weise erlaube ich mir nicht, Plane für die Gesellschaft, welcher Art sie seien, zu entwerfen, worunter ich solche Vorhaben verstehe, welche die Pilgerschaft meines irdischen Lebens betreffen. Seit ich zu der Überzeugung gekommen bin, daß bei der gegenwärtigen Einrichtung der Staaten es Keinem gegeben ist, weder für sich als für andere Mitglieder der Gesellschaft auf eine entschiedene Weise nützlich zu werden, habe ich für die gesellschaftliche Bestimmung meiner Kinder nicht mehr Sorge, als wenn ich gar keine Kinder hätte; denn ich bin überzeugt, alles dieses werde sich geben zur Zeit und Stelle, und falls ich mich mit dieser Sorge befassen wollte, würde ich mich selbst und mir die Augen verdecken. — Es ist mir gelungen, und zwar durch treuen und pünktlichen Gehorsam gegen diese meine Grundsätze, den sehnlich gewünschten innern Frieden in mir dadurch zu befestigen, daß ich mich stets auf den gegenwärtigen Augenblick beschränkte, wie es das tiefe Wort des schönsten aller Gebete ausspricht: Gib uns heute unser täglich Brod! Aber das ist nicht ohne Schweiß und Arbeit geschehen, d. h. ohne die beharrlichste Aufmerksamkeit, um mich festzuhalten an diesem kostbaren Gute, welches die Quelle aller übrigen ist."

Nach den hier mitgetheilten Ideen könnte es scheinen, als habe dieser Brief die Tendenz, misbilligende Urtheile zu widerlegen, die Hemsterhuys vielleicht über ihre religiösen Ansichten geäußert. Eine Antwort zeigt indessen, daß er das, was die Fürstin von der Epoche ihrer Umwandlung sagt, gar nicht verstanden habe. Sie schonte seine philosophischen Vorurtheile. Das freundschaftliche Verhältniß zwischen beiden scheint bis zu seinem Tode (1790) ununterbrochen fortgedauert zu haben, auch nachdem er von ihrer Umwandlung in nähere Kenntniß gesetzt worden war. Was sich darüber, von ihrer Hand aufgezeichnet, in ihren nachgelassenen Papieren gefunden, verdient hier auszugsweise eine Stelle.

„Als ich," schreibt sie, „mit 24 Jahren es wagte, meine noch nie versuchten Kräfte aufzubieten, um in völliger Unwissenheit aller Dinge eine Bahn zu betreten, deren Ziel nichts Geringeres war, als die zur Belehrung und Erziehung meiner Kinder nöthigen Einsichten zu erwerben, glaubte ich mich nur muthig, ward aber bald stolz; denn ich rechnete auf eigene Kräfte, da Gott, der mit meiner Unwissenheit vermuthlich Mitleid hatte, mir Alles, was ich unternahm, so gut gelingen ließ. Dadurch vermehrte sich das Vertrauen auf eigene Kräfte; mein Muth wuchs wie mein Stolz, mit dem Erfolg; Ehrgeiz gesellte sich bald dazu, und dieser, mit der Liebe zu meinen Kindern verbunden, brachte mich zu der Art von unerschütterlicher Festigkeit und Hartnäckigkeit gegen alle Hindernisse, die sich mir auf der immer rauhen Bahn darboten, und dem übertriebensten Beifall, und dem gefährlichsten Ruhm von Größe, Erhabenheit, Genie u. s. w. von zu schmeichelhaften Seiten der berühmtesten Männer, hilflos, weil ich ohne Religion war — mich bloßstellten. Daß ich stolz und ehrgeizig wäre, merkte ich um so später, weil ich überaus vergnügt in der Einsamkeit, stets alle äußerliche Auftritte vermied, und weil Liebe so auffallend die Haupttriebfeder meiner Handlungen und Wünsche, und der entscheidende Richter in der Wahl meines Genusses; mir schien, daß ich einen Tag freundschaftlicher Vertraulichkeit der ausgezeichnetsten Ehre schwerlich aufgeopfert hätte. Die allmälige Verminderung der Leichtigkeit im Fortgange meiner sich grenzenlos ausdehnenden Wißbegierde, da ich durch Erschöpfung misbrauchter (überbotener) Kräfte

kränklich ward, war der Anfang, der mich über mich selbst erleuchtete. Da ich nun immer mehr Zeit bedurfte, um weniger zu thun, fing ich an, unwillig von meinen Büchern ab, zu den mir sonst angenehmsten Stunden der Belehrung meiner Kinder zu gehen. Jede neue Wissenschaft, jede Sprache oder jedes Buch, von welchem ich reden hörte, zu welchem Fache es auch gehören mochte, hinterließ mir, nicht wie sonst, einen bloßen Trieb, sondern einen wahren hypochondrischen Schmerz, einen nagenden Wurm über meine Kränklichkeit, die mir nun immer als Hinderniß, meine unbegrenzte Wißbegier befriedigen zu können, sich darstellte. Ich gerieth darüber in ein solches Gedränge, daß ich in den Tagen besserer Gesundheit mit Wuth studirte, dann aber wieder desto kränker ward, endlich in fortdauernde Hypochondrie verfiel, und beinahe keinen gesunden Tag bis zu der Epoche meiner gefährlichsten Krankheit mehr kannte. Nach dieser erfolgten einige Monate erzwungene Unthätigkeit, während welcher die Erinnerung der mir unvergeßlichen Seligkeit, die ich am Rande des Todes im alleinigen Gefühl einer gewissen unbeschreiblichen Nähe Gottes, die mein Bedürfniß nach ihm vermehrte, genossen hatte, und die ununterbrochene, durch kein Geschäft gestörte Übersicht meines bisherigen Zustandes (denn mit meinen Kindern durfte ich mich nicht beschäftigen) mir ein Licht aufgehen ließ, in welchem ich zum ersten Mal und mit einem wohlthätigen Schrecken erkannte, wie nach und nach Ehrgeiz und Stolz sich meiner Seele bemächtigt hatte. Mit dieser Entdeckung war alle meine bisherige Freude an mir selbst dahin; der Muth allein blieb. Mein Erstes war der Vorsatz, auf alle fernere Gelehrsamkeit Verzicht zu leisten, um mich einzig den Studien zu ergeben, die das Bedürfniß meiner Kinder in jedem Zeitpunkt fodern würde. Es dauerte eine Weile, ehe ich mich dahin brachte, meine unbenutzten Bücher, meine unvollendeten Schriften ruhig liegen zu sehen, ruhig meinen gelehrten Freunden sagen zu können: das weiß ich nicht, das habe ich nicht gelesen. Doch brachte ich es, insonderheit als das Christenthum mir immer dringenderes Bedürfniß ward, endlich dahin; ja noch mehr, als ich jemals gehofft hatte, war mir Gelehrsamkeit und Anspruch darauf verhaßt. Ich weiß nicht, war jetzt meine liebste Antwort, einige Rückfälle aus alter Gewohnheit ausgenommen."

Viele Sorge machte der Fürstin in ihrer eigenthümlichen Geistesrichtung die Art und Weise des Religionsunterrichts ihrer Kinder. Ihr Gewissen erlaubte ihr nicht, ihnen ihren eignen Unglauben beizubringen, den sie ihnen vielmehr sorgfältig verbergen mußte. Sie entschloß sich endlich zu einem reinhistorischen Vortrage der Religionswahrheiten, und studirte zu diesem Behufe mit großem Eifer die Bibel. Ihres Unglaubens ungeachtet, ward sie innig gerührt durch das Evangelium der Liebe. „Es tröstete mich so oft," schreibt sie, „in meinem wilden hypochondrischen Zustande, der nun jede Stütze verloren hatte, daß ich mir vornahm, dem rührenden Rathe Christi, Joh. 7, 17, wirklich zu folgen und zu handeln, als wenn ich wirklich an ihn glaubte. Ich fing sogleich damit an, meine Grundsätze und Handlungen mit seinen Lehren zu vergleichen; und wie vieles fand ich zu ändern, was ich bisher kaum als einen Fehler bemerkt hatte. Denn so lebhaft ich alles Gute und Schöne empfinde, so, und vermuthlich noch lebhafter fiel mir jeder Fleck an meinem Nächsten auf; und dies behielt ich nicht etwa für mich, sondern ermangelte selten, mein scharfes Auge meinen Freunden mitzutheilen und sie zur Splitterrichterei zu verführen. Ich nahm mir also gleich vor, meine Bemerkungen nicht mehr ohne Noth mitzutheilen. Ich schämte mich, bei Vergleichung meiner beschränkten Liebe mit der allgemeinen hohen, edlen und dennoch besonderen Liebe Christi: Es ist nicht genug, daß du den liebest, der dir wohlthut; das thun auch die Zöllner; auch deine Feinde sollst du segnen und lieben u. s. w. Wie fühlte ich mein bitteres Aufbrausen gegen meine Kinder und Freunde, wenn sie der Vollkommenheit nicht entsprachen, die ich von ihnen foderte, und mit Gewalt in ihnen finden wollte, ohne ihnen selbst darin voranzugehen. Auch fiel mir nach und nach der Gegensatz meines Betragens mit der rührenden Einfalt Christi auf. — Gebetet hatte ich zwar, wie oben gesagt, aber selten; nun fing ich an, öfters zu beten, und wurde so oft erhört, daß ich an der Kraft des Gebets nicht mehr zweifelte. Manche Zweifel gegen das Christenthum lösten sich nach und nach auf. Noch entdeckte ich, nach meiner schweren Krankheit, daß meine Art zu lieben der rührenden Liebe Christi sehr wenig entspräche, weil ich Liebe mehr als Zweck, nämlich als die letzte (höchste) Glückseligkeit meines nach ihr bedürftigen Herzens, mehr als Genuß, als ein Mittel zu höherer Vollkommenheit, nach und nach zu betrachten mich gewöhnt hatte. Dem Stolz hatte ich schon völlig, soviel an mir lag, entsagt, und mit ihm allem eitlen Studium, das nicht Verbesserung meiner und meiner Kinder zum Zwecke hatte. Nun entsagte ich auch, soviel an mir lag, der Liebe, als Zweck betrachtet. Ich calculirte weniger auf das, was ich empfing, als auf das, was ich gab, und ward immer ruhiger."

So suchte die Fürstin durch Meditation sich immer mehr zu befestigen in der Erkenntniß des Heils der christlichen Religion. Mit ihrer angestellten Selbstprüfung glaubte sie am 27. Aug. 1786, dem Vorabend ihres Geburtstages, im Reinen zu sein. Wahrscheinlich legte sie die allgemeine Beichte an ihrem Geburtstage ab. Er fiel auf das Fest des heiligen Augustinus, der ein besonderer Gegenstand ihrer Verehrung war, weil sie in seinem Leben nach seiner Bekehrung die Sinnesweise wieder zu finden glaubte, die auch die Haupttriebfeder ihres Lebens geworden war, die Liebe nämlich. Nach ihrem eignen Geständniß hatte sie sich nach der Beichte eine Zeit lang nicht entschließen können, zum Tisch des Herrn zu gehen. Der Kampf zwischen dem Verlangen nach ihrem Heiland und dem Gefühl ihrer Unwürdigkeit sei noch zu mächtig in ihr gewesen. Erst nach dem Genusse des heiligen Abendmahls habe sich ihr bisheriger Trübsinn in eine so ungemeine Heiterkeit verwandelt, daß ihre Kinder und Freunde sich nicht genug darüber hätten verwundern können. Mit diesen Äußerungen stimmen einige von ihr niedergeschriebene Blätter überein, die zugleich zeigen, wie sorgsam

sie Alles zu entfernen gesucht hatte, was ihr inniges Verhältniß zu Christus in irgend einer Weise stören konnte.

„Den Tag selbst," schreibt sie, „da ich das Glück hatte, unsern Herrn zu empfangen, brachte ich mehr in zwar nöthigen, aber doch zurückzusetzenden Geschäften zu, als mit der Beschäftigung, wie ich mich würdig machen sollte, diesen Schatz in meinem Herzen zu bewahren. Die Geschäfte verdrängten jeden Gedanken daran einige Stunden hindurch. Ich erschrak sehr, als es mir kurz zuvor, da ich nach Angelmodde zurückkehren wollte, beifiel. Ich bereute herzlich diese Stunden, und beschäftigte mich den ganzen Tag hindurch mit dem mir inwohnenden Christus, wobei ich mich ungewöhnlich wohl fühlte. Meine Kinder und Freunde, ohne den Grund zu wissen, fanden mich von diesem Tage an so sehr verändert an leiblicher und geistiger Gesundheit, so wohlaussehend, heiter und ruhig, daß ich mich bald mit dem Genusse ihrer Freude zu sehr beschäftigt hätte, und darüber Gefahr lief, daß der Zweck, mir den Genuß ihrer Freude zu erhalten, über den Zweck, die große fühlbare Gnade zu benutzen, siegen, oder doch demselben das Gleichgewicht halten möchte. Die Furcht vor dieser Gefahr und des damit verknüpften Verlustes des Geistes war mir sehr heilsam, um mich zu beständigem Kampf gegen den Hang zu rüsten, der mich zu oft reizt, mich in und aus den Menschen, insonderheit solchen, die ich sehr liebe, zu fühlen."

Eine Erholungsreise, welche die Fürstin um diese Zeit (1787) nach Sachsen in der Absicht unternahm, die dortigen Bildungsanstalten und die vorzüglichsten Gelehrten kennen zu lernen, gab ihr zugleich Anlaß zu einer Selbstprüfung nach christlichen Principien in Bezug auf ihren Stolz und Ehrgeiz. Nach der Rückkehr von jener Reise erhielt sie von mehren berühmten Gelehrten, besonders von Goethe, Herder und Lavater, die schmeichelhaftesten Einladungen zu einer Correspondenz. Da sie aber von jenem Briefwechsel keinen wahrscheinlichen Nutzen, wol aber zu großen Zeitaufwand erwartete, so ließ sie die an sie ergangenen Anträge unbeantwortet. „Diese Erfahrungen," schreibt sie, „beruhigten mich (mit Rücksicht auf Ehrgeiz und Stolz) ungeachtet der Fortdauer augenblicklicher Versuchungen über das, was man Zustand der Seele nennen kann. Aber nun fing ich an, ein besonderes Wohlgefallen an meiner Ehrgeizlosigkeit und an der Verachtung der Gelehrsamkeit zu finden. Da mir aber jetzt das Christenthum zur Seite stand, ließ mir dasselbe nicht lange unbemerkt, daß auch das nichts tauge."

Noch in dem vorhin genannten Jahre (1787) machte sie Hamann's Bekanntschaft, der aus Düsseldorf, wo er einige Zeit bei F. H. Jakobi verweilt hatte, nach Münster kam. Sein tiefes und lebendiges Gefühl für das Christenthum bot dem Herzen der Fürstin so vielfache Berührungspunkte, daß ihre Bekanntschaft mit dem Magus aus Norden bald zu einem innigen Freundschaftsbunde ward. Bei dem Vorsprung an Jahren, den Hamann vor ihr hatte, verehrte sie ihn als ihren Vater, und er bediente sich dieses Vorrechts, indem er mit gereifter Lebenderfahrung sie darauf aufmerksam machte, daß ihr Trieb nach Vervollkommnung zu lebhaft und angestrengt sei. „Mir war," bemerkt die Fürstin, „dies beständige Gefühl der Anstrengung ein Ruhekissen in drohender Muthlosigkeit. Hamann aber sah Stolz darin, und sagte es mir. Die Haut riß er mir mit dieser Erklärung vom Knochen. Mir dünkte, man raubte mir Lahmen meine einzige Krücke. Aber ich liebte und ehrte ihn zu tief, um seine Erklärung nicht in meine Seele aufzunehmen; ja, ich liebte ihn mehr als jemals für diese väterliche Härte, wälzte daher die Sache ernstlich in meiner Seele, und fand sie wahr. Nach dieser Zeit ward unser Umgang immer vertraulicher, und siehe, ich verlor ihn mitten im Genusse dieser Vertraulichkeit [7])."

Unmittelbar nach Hamann's Tode vereinigten sich mehre Umstände, die auf ihre Geistesrichtung störend einwirkten. Mit ihrem Gemahl, der, von Hemsterhuys begleitet, um diese Zeit in Münster eintraf, ward eine Reise zu F. H. Jakobi nach Düsseldorf unternommen. Ihren Zustand unter diesen Zerstreuungen schildert die Fürstin mit den Worten: „Mir war ungefähr so zu Muthe, wie wenn man auf einmal aus einem anhaltenden großen Lärm in eine große Stille geräth. Unter allen Abwechselungen von Scenen, die auf Hamann's Tod folgten, insonderheit die Reise nach Düsseldorf, wo wir bei Jakobi mancherlei berühmte Personen fanden und in einem Strudel von Reizungen zur Eitelkeit lebten, dann wieder unsere Rückkehr, Hemsterhuysens Krankheit, dann wieder meine Krankheit blieb meine Seele zwar nie gleichgültig, aber doch stille. Der Geist der christlichen Religion schwebte mir so habituell vor Augen, daß bei jedem Anlaß zum Ärgerniß, Gram, zur Empfindlichkeit, Betriebsamkeit, Reizbarkeit u. s. w. es mir zu Muthe ward, als sagte ich zu diesen Anlässen: Stille, stille! stört mich nicht in meiner Achtsamkeit auf das Bessere. Dieses Vorschweben, welches mit einer stillen, aber wohlthätigen Trauer begleitet war, verlor zwar etwas von seiner habituellen Gegenwart und Helle bei meiner langen und schleichenden Krankheit; aber die Stille in der Seele behielt doch im Ganzen die Oberhand über die vorübergehenden Unruhen, und mit ihr das lebhafte Bedürfniß zu wachsen in der christlichen Vollkommenheit, von der ich nun deutlich einsah, daß sie nicht Vollkommenheitssucht sein müßte. Ich fühlte mich nur noch zu sehr Namenchrist, wollte gern Thatchrist sein, verzweifelte aber nach so vielen Selbsttäuschungen den wahren Weg allein zu finden, wankte zwischen der Furcht, daß die dazu nöthige Ergebenheit nicht Unthätigkeit, Gleichgültigkeit gegen meine ohnehin so schweren Pflichten, und die Thätigkeit, sie zu erfüllen, nicht Empörung, Fürwitz, Eingreifen in die göttliche Fürsehung würde. Ich fürch-

---

7) Johann Georg Hamann, geb. am 27. Aug. 1730 zu Königsberg, starb am 21. Juni 1788 zu Münster. In dem Garten der Fürstin, der jetzt einem Freiherrn von Aschaberg gehört, ruhen seine irdischen Überreste. An dem Piedestal eines in der Form einer Urne ihm errichteten Denkmals liest man die charakteristische Inschrift: Judaeis quidem scandalum, gentibus autem stultitiam, sed infirma mundi elegit Deus, ut confundat fortia. 1 Cor. 1, 23. Eine Sammlung seiner Schriften, von Fr. Roth besorgt, erschien zu Berlin 1821—1825 in acht Octavbänden. Vgl. Goldbeck's Nachrichten von Preußen. 1. Th. S. 17 fg. Journal von und für Teutschland.

tete jetzt überall Nichts mehr, als mich selbst. In dieser Noth erwachte das Verlangen nach Leitung. Ich hatte es erfahren, wie Liebe zum Glauben, und dieser zur Erkenntniß führe. Ach! ein Vater, der mich, den ich lieben könnte, ward für mich der einzige Retter meiner Seele, und als solcher der Gegenstand eines stets wachsenden Bedürfnisses. Was war Hamann mir nicht gewesen, was würde mir nicht einer sein, der meines Glaubens wäre, den ich, seines Standes wegen, als von Gott dazu berufen, ansehen könnte. Bei diesen Gedanken schwebte mir Overberg immer vor der Seele, als der einzige, dem ich den unbedingten Gehorsam zu leisten mir versprechen dürfte."

Bernard Overberg, von einer Landpfarrerstelle, die er früher bekleidet, durch den Freiherrn von Fürstenberg zum Lehrer nach Münster gerufen und als Lehrer an der dortigen Normalschule angestellt, wußte den von ihm ertheilten Religionsunterricht durch einen unerschöpflichen Reichthum von passenden Bildern und Gleichnissen und namentlich Beziehungen auf das praktische Leben so faßlich und anschaulich zu machen, daß sich selbst die Studirenden zu seinen Schulvorträgen drängten. Gleiche Salbung zeigte er als Priester am Altar. Die Fürstin hatte mit ihren Kindern seinem Religionsunterricht beigewohnt, besonders aber seine Messe mit ungemeiner Erbauung angehört. Unter mehren Briefen, die sie an den von ihr innig verehrten Mann richtete, ist besonders ein vom 10. Jan. 1789 datirtes Schreiben merkwürdig. Sie machte ihm darin den wiederholten Antrag zu einer geistlichen Verbindung und Freundschaft, nach welcher sie seiner Leitung ihr Gewissen, bei ungetrenntem Umgange, zu übergeben wünschte. Nach einem kurzen Eingange, worin sie das Dunkel ihrer frühern Briefe über denselben Gegenstand mit ihrer wechselnden Gemüthsstimmung und Mangel an Zeit zu entschuldigen sucht, geht sie zu den nachfolgenden Äußerungen über, die den hohen Ernst ihres asketischen Strebens zeigen. Ihren innigsten Herzensbedürfnissen entsprach, wie sie in jenem Briefe äußert, Niemand in gleichem Grade, wie der als Mystiker bekannte genfer Erzbischof Franz von Sales. „Seine Werke," schrieb die Fürstin, „sind, nächst dem unmittelbaren Worte Gottes, diejenigen, die ich am anhaltendsten studire, die mein Herz sich bisher zum Muster gewählt und an denen ich, so zu sagen, wie das Kind an der Mutterbrust gesogen habe; obschon ich in dem Bilde, das er von dem wahren Jünger Christi entwirft, stets ein überzeugendes Urtheil sah, wie weit ich, ungeachtet meines Verlangens, von allem Anspruch an diesen seligen Beruf, in meinen unbezähmten Neigungen und in der Schwachheit meines Willens noch entfernt wäre. Schon der erste Schritt dazu, im vierten Capitel seiner Philothea, machte mich oft um so muthloser, da ich die unwiderstehliche Überzeugung hegte, daß er im Ganzen Recht habe, weil ich schwerlich meinen zu stolzen, zu freien Sinn unter den Willen eines Andern zu beugen je hoffen konnte; jedoch auch hauptsächlich darum, weil ich mit ihm selbst die Schwierigkeit, den geistlichen Freund und Vater zu finden, der den Bedürfnissen meines Herzens entspräche, und der zu diesem Berufe auch das seine mir öffnen wolle, so sehr fühlte, daß ich beinahe ebenso sehr daran, als an mir selbst verzweifelte. Ein großer Beweis meines Unglaubens!

„Gott hat mich dieses Jahr," fährt die Fürstin fort, „durch dornichte Wege so wunderbar und unerwartet, als unverdient, zur Grenze einer bessern hoffnungsvollern Aussicht eines festern Glaubens geführt, daß ich von Dankbarkeit und Wehmuth durchdrungen, nach einer anhaltenden Selbstprüfung Nichts sehnlicher wünsche, als mich in den Stand zu setzen, mich Gott völlig zu weihen, und, nach Maßgabe meiner Kräfte, ihm mich darzubringen. Ich kenne aber dieses Maß meiner Kräfte und mich selbst überhaupt zu wenig, um ohne Führer auf diesem Wege richtig und ruhig wandeln zu können, und bin jetzt überzeugt, daß Gehorsam und Unterwerfung meiner Einsichten der einzige Weg der Beruhigung und Heiligung für meinen wankelmüthigen, oft so unsichern Geist ist. Es ist daher mit diesem Bedürfniß zugleich dasjenige entstanden, von welchem ich so wenig Hoffnung hatte, daß es jemals entstehen würde. Ich fühle nämlich jetzt, daß ich eines geistlichen Freundes und Vaters, im eigentlichsten Verstande, wie Franz von Sales es meint, bedarf, dem ich nicht allein meine Sünden beichten, sondern dem ich mein ganzes Herz öffnen, das Gute sowol als das Böse darin frei zur Beurtheilung und Aufsicht aufzuheben geben, von dem ich zu meinem Wandel Verhaltungsbefehle mir holen, und der, aus christlichem Eifer, ungeachtet meiner Unliebenswürdigkeit, genug mich lieben könne, um auch außer der Beichte, und unaufgefodert, wie Väter mit ihren Kindern zu thun pflegen, mich zu beobachten, zu prüfen, zu strafen, zu trösten, zu ermahnen, kurz, für meine Seele, wie für die seinige zu sorgen. — Diesen Mann voll Salbung und Liebe — der schon lange, indem er mir in seiner Sanftmuth und heiligen Einfalt die rührendsten Seiten meines Heilands lebhaft darstellt; der überhaupt den Bedürfnissen meines Herzens zu entsprechen scheint, diesen Mann habe ich gefunden. Nicht meinem Gefühl und meiner Neigung traute ich allein in der wichtigen Wahl desjenigen, dem ich meinen Willen abzutreten entschlossen bin. Ich habe gebetet, gewartet und wieder gebetet, und immer denselben Mann im Grunde meiner Seele wieder gefunden. — Nur Eine Frage bleibt daher übrig, um mich des Willens, der Wahl und der Leitung Gottes in dieser Angelegenheit zu versichern. Findet dieser Mann auch etwas in seiner Seele, das ihn zur Übernahme der Sorge für die meinige geneigt macht? Findet er darin Antrieb, um sich zu entschließen, die schwache bedürftige Seele so ganz, wie sie sich ihm hinzugeben strebt und hinzugeben gedrängt ist, aufzunehmen? die Vortheile des Ranges und des Titels, die Christus nicht kennt, von sich zu werfen, um nur das zum Gehorsam entschlossene Kind in mir zu sehen, und als solches zu behandeln? Diese Frage, ehrwürdiger Mann, können Sie allein mir beantworten. Ihre Entscheidung werde ich als Ausspruch und Zeichen des göttlichen Willens, in dieser wichtigen Epoche eine neue Gährung in meiner Seele verehren, und mich ihr (sollte sie auch nicht günstig sein) unterwerfen. Indessen kann ich mich des Wunsches

nicht erwehren, daß Christus zwischen uns ein Band der Liebe und des Zutrauens werde und bleibe, die er mir für Sie ins Herz gepflanzt hat."

In einer Nachschrift zu diesem Briefe bemerkt die Fürstin, daß sie nächstens Angelmodde verlassen und nach Münster kommen werde. „Fürchten Sie nicht," schreibt sie, „daß Sie sich der Gefahr aussetzen, zu viel Zeit mit mir zu verlieren. Ich verlange keine andere, als die Zeit, die Ihr eigner Trieb und Ihre von Gott geleitete Einsicht, um mich näher zu kennen und zu leiten, von selbst Ihnen erübrigen wird, und die Ihre übrigen Pflichten Ihnen erlauben werden, mir zu widmen. Nicht Zeit, sondern die Neigung zu diesem Verhältnisse in Ihrer Seele bedarf ich zu wissen. Das ist der Schlüssel, der mich völlig aufschließen, und der Neigung dazu auch den Muth beifügen wird, mit Ihnen als Vater unbefangen umzugehen."

Der vorhin mitgetheilte Brief zeigt, daß der Fürstin kein Opfer zu schwer dünkte, um zum wahren Glauben und der höchsten christlichen Vollkommenheit zu gelangen. Sehr irren würde sich, wer diese Unterwerfung ihrer Einsichten unter das Urtheil eines Andern für Schwäche halten wollte. Sie gehörte zu den großen Entschlüssen, mit denen sie in den verschiedenen Perioden ihres Lebens mit männlicher Kraft und Beharrlichkeit immer das ergriff und festhielt, was sie für das Vollkommenste und Beste erkannte. Wie ihr früher kein Opfer zu groß gewesen war, das sie nicht dem Wohle ihrer Kinder und der Wissenschaft dargebracht hätte, so unterwarf sie jetzt ihre Einsicht und ihren Willen dem Glauben und der Liebe Jesu. Auf ihren Charakter hatte dieser Schritt durchaus keinen Einfluß. Immer zeigte sie sich ihren nächsten Umgebungen als die geistreiche, hochgesinnte und liebenswürdige Frau, die durch die männliche Bildung, die sie sich angeeignet, von der weiblichen Zartheit und Anmuth Nichts eingebüßt hatte. Ebendies Zartgefühl war es, was ihr die erfolgreichen Bestrebungen während ihrer philosophischen Periode verdächtig gemacht hatte, indem sie dadurch ein mit der christlichen Demuth unverträgliches Selbstvertrauen gewonnen zu haben glaubte. Um sich von dieser Illusion völlig und auf ein Mal zu befreien, mußte sie auf die eigne Einsicht Verzicht leisten. Ob sie in spätern Jahren dieser Lebensregel mit gleicher Strenge treu blieb, wie in der Epoche ihrer geistigen Gährung, wie sie diese Zeit ihres Lebens nennt, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, obgleich ihr Verhältniß zu Overberg auch in spätern Jahren im Wesentlichen unverändert geblieben zu sein scheint. Zur Erklärung jenes Verhältnisses dient, was sie einem Freunde schrieb, der sich in einer wichtigen Angelegenheit ihren Rath erbeten hatte. „So eben," äußerte sie in jenem Briefe, „sprach ich mit Vater Overberg über die mir scheinende Nothwendigkeit einer Reise (nach Düsseldorf), auf welcher er Sie begleiten müßte, und fand ihn derselben Meinung. Diese mir immer wichtige Übereinstimmung unsrer Meinungen glaube ich Ihnen mittheilen zu müssen, damit auch Sie einen festern Beweggrund erhalten, um bei Ihrem Vater (Overberg) auf seine Begleitung zu dringen. Sollte Mangel an Geld als wirkliches Hinderniß oder Vorwand eines Hindernisses vorgeschützt werden, so wissen Sie, Lieber, daß unter Schwestern und Brüdern im Herrn an geistlichen und zeitlichen Schätzen Alles gemein ist, und wie viel ich noch bei dieser Gemeinschaft (wenn Sie dieselbe unter uns anerkennen wollen) gewinne." In solcher Weise gab sie, mit unendlichem Zartgefühl, sich den Schein, als ob durch die Annahme ihres Erbietens ihr selbst ein Liebesdienst geschehen wäre, und hob dadurch in Andern die gewöhnlichen Bedenklichkeiten, Wohlthaten aus fremden Händen zu empfangen.

Ein empfindlicher Schicksalsschlag traf die Fürstin um diese Zeit, im Juli 1790 durch die Nachricht von dem Tode ihres vieljährigen Freundes Hemsterhuys. Jener Schlag war für sie um so empfindlicher, weil Hemsterhuys ohne Hilfe und Trost der christlichen Religion aus der Welt geschieden, dann aber auch, weil jener Verlust bei der Fürstin mit einem tiefen Schmerz über mannichfach gestörte Verhältnisse des Vertrauens zusammentraf. Dieser innere Seelenschmerz überwog beiweitem die physischen Leiden, welche ihr die oft wiederkehrenden Anfälle einer sehr schmerzhaften Ischiatik verursachten. Mitten unter jenen disharmonischen Zuständen, wie sie ihre dadurch hervorgerufene Hypochondrie zu nennen pflegte, ließ die Liebe zu ihrem Freunde ihr keine Ruhe, bis sie ihm die Gründe für die Wahrheit des Christenthums in einem ausführlichen Briefe entwickelt hatte, der jedoch nicht mehr in seine Hände kam. Die Platonische Philosophie, mit der sich Hemsterhuys in stiller Zurückgezogenheit Zeitlebens beschäftigt hatte, traf durch ihre praktische Richtung zum Guten, Wahren und Schönen so genau mit dem Charakter der Fürstin zusammen, daß von dem Augenblicke an, wo sie sich dem Verkehr der Welt entzog, um der Wissenschaft zu leben, auch sofort das innigste Freundschaftsverhältniß zwischen ihr und Hemsterhuys sich gebildet hatte. Die Eigenthümlichkeiten seines Charakters, wie ihn sein französischer Biograph schildert [8]), harmoniren mit dem Urtheil der Fürstin über ihn. Nach ihrer Schilderung war er von sanfter Gemüthsart, anziehend und geistreich im Verkehr mit Gleichgesinnten, doch zurückhaltend im Umgange mit der Welt. Einfach in seinem Leben, bescheiden in seinen Sitten, besaß er jene Heiterkeit, die das Streben nach dem Guten begleitet. Seine Philosophie setzte sich den Sokrates zum Vorbilde, sowol der Methode, als dem Geiste nach. Der Grundsatz seines Lebens war der bloße Vernunftglaube.

In die ersten Tage des August 1792 fällt eine Reise der Fürstin nach Rotterdam. Sie begleitete dorthin ihren Sohn Dimitri, der sich nach Amerika begeben wollte. Ihre eigentliche Absicht ging dahin, ihn aus den engen Schranken der häuslichen Erziehung zu entfernen und ihm Gelegenheit zu geben, seine Welt- und Menschenkenntniß zu erweitern. Er wollte sich der militairischen Laufbahn widmen. In den russischen Kriegsdienst aber wollte ihn die Fürstin nicht sogleich treten lassen, weil sie von dem plötzlichen Übergange zu völliger Unabhängigkeit Gefahren für ihn

8) In der Biographie universelle. (Paris 1817.) Tom. XX.

fürchtete. Der Plan, ihn unter der Aufsicht eines Begleiters im preußischen Heere unterzubringen, scheiterte. Unter diesen Umständen ergriff die Fürstin, die sich ihr darbietende Gelegenheit, ihren Sohn mit einem jungen Geistlichen, Namens Brosius, der als Missionar nach Amerika ging, dorthin reisen zu lassen. Seinen dortigen Aufenthalt sollte der Prinz unter der Aufsicht jenes Mannes zu wissenschaftlichen Studien benutzen. Kaum hatte er indessen einen Monat in Amerika gelebt, als er einem Geistlichen in Münster den Entschluß meldete, Missionar werden zu wollen. Die Fürstin fand sich durch diesen in einer so wichtigen Sache und in so kurzer Zeit gefaßten Entschluß ihres Sohnes ungemein überrascht. Er hatte während der Zeit, da er unter ihrer Aufsicht stand, höchstens eine unbestimmte Neigung zum geistlichen Stande blicken lassen. Es fragte sich daher, ob es ihm mit einem so erhabenen und dabei mit so vielen Anstrengungen und Gefahren verbundenen Berufe auch wirklich Ernst sei. Angenommen aber, daß dies wirklich der Fall war, mußte sie den Schein vermeiden, als habe sie, unter dem bloßen Vorwande, ihrem Sohn eine Gelegenheit zu verschaffen zur Ausbildung für den Staatsdienst, ihn heimlich und ohne Mitwissen ihres Gemahls und ihrer Verwandten nach Amerika reisen lassen. Abgesehen von diesen Rücksichten, konnte sie ihm, nach ihrer innern Überzeugung, keinen schönern Beruf wünschen, als die Laufbahn eines Missionars. Indessen blieb ihr noch die schwierige Aufgabe, ihren Gemahl und einen Verwandten von hohem Range, der auf die bisherige Erziehung ihres Sohnes einen großen Einfluß gehabt, von seinem Vorhaben in Kenntniß zu setzen. Gegen die misbilligende Erklärung ihres Verwandten, der hauptsächlich den Tadel der Welt und die Folgen, die ein solcher Schritt nach sich ziehen möchte, hervorhob, rechtfertigte die Fürstin sich durch die ernsten Bemühungen, die sie angewandt, den Entschluß ihres Sohnes zu hindern. „Sie können," schrieb sie ihrem Verwandten, „mir keinen Rath ertheilen, den ich nicht mit der innigsten Dankbarkeit annähme; denn ich bin vollkommen überzeugt von der zarten Theilnahme, die Ihnen diesen Rath eingegeben hat. Auch begreife ich, daß Sie mit Rücksicht auf das, was Sie mir voraussagen, von Seiten eines Theils des Publicums Recht haben können. — Alles aber, was ich daraus herzuleiten im Stande gewesen bin, ist die alte Wahrheit: daß Wehe und dreifaches Wehe über den Menschen komme, der auf den Beifall der Welt sein Glück baut, oder es auch nur im geringsten davon abhängig macht. So werde ich denn fortfahren, mich in das Heiligthum meines reinen Gewissens zu versenken und dort jenen Frieden suchen, den man nirgends anderswo findet. Hier haben Sie Alles, was mir zu thun übrig bleibt, wenn alle Folgen, die Sie von dem Schritte meines Sohnes fürchten, und noch schlimmere eintreffen sollten."

Aus diesem Briefe geht hervor, daß die Fürstin ihrem Gemahl Nichts verheimlicht hatte. Denn bereits vier Monate früher war ihr, ohne Zweifel auf seinen Antrieb, von dem petersburger Cabinet ein Schreiben zugefertigt worden, worin ihr Sohn aufgefodert ward, sich in Petersburg zu stellen. Ihrem Verwandten meldete die Fürstin, daß sie nicht gesäumt habe, diesen Befehl ihrem Sohne zu schicken. Mit Wahrheit konnte sie in ihrem Briefe sagen, daß sie ihrem Sohne aufs Ernstlichste gerathen, mit Hintansetzung anderweitiger Lebensplane, sich vorzugsweise den Studien zu widmen, die ihn zum Staatsdienste befähigten. „Sie sehen," schreibt die Fürstin, „daß ich gethan, was Sie mir gerathen. Ich habe es mit einer Anstrengung gethan, wodurch im verflossenen Jahre meine Augen geschwächt und meine Gesundheit fast zerstört worden ist. Auch habe ich keine Gelegenheit vorübergehen lassen, in folgenden Briefen meine Bemühungen zu erneuern. — Das sind Thatsachen, die mich gegen einen Jeden, der nicht aus bloßer Tadelsucht mich beschuldigt, vollkommen gegen den Verdacht rechtfertigen müssen, als hätte ich diesen Entschluß meinem Sohne eingegeben, oder auch nur parteiisch mich in dieser Sache benommen."

Dem Vorwurfe, den ihr Verwandter dem Prinzen gemacht hatte, daß Trägheit und Hang zur Bequemlichkeit ihm den gewählten Beruf von einer lockenden Seite zeige, begegnet die Fürstin in ihrem Briefe mit den Worten: „Ein Missionar, beschränkt im strengsten Sinne des Worts auf die bloße Nothdurft des Lebens; täglich verpflichtet, große Strecken Weges, d. h. 10—12 Stunden zu Fuß oder 20 zu Pferde zu durchreisen; diese Männer, welche so hinausgeschickt werden, Wilde zu bekehren oder die Bekehrten zu unterrichten, dabei in steter Lebensgefahr schweben, indem sie den ärgsten Mishandlungen unter denselben ausgesetzt sind; überdies in den Wildnissen, die sie hin und her durchwandern, Ermüdung, Hunger und Durst zu leiden haben! — Wahrlich, Sie müssen mir eingestehen, daß, abgesehen von den vortheilhaften Zeugnissen, die von mehren Seiten her über meines Sohnes Charakter und besonders über seinen Geist der Anstrengung uns zugekommen sind, es sehr schwer sein würde, eine solche Lebensweise der Trägheit zuzuschreiben und dem Hange zur Bequemlichkeit. — Nein, diese Furcht hat von dem Augenblicke an, da er nach Amerika reiste, und noch viel mehr, da er sich zu einem Stande entschloß, der meinem Herzen das Gefühl der schmerzhaftesten Trennung, einer Trennung auf immer, gegeben hat, und wobei die Trägheit schwerlich ihre Rechnung finden möchte — bei mir keinen Raum mehr finden können."

Die Fürstin fand sich selbst veranlaßt, den Beweis zu führen, daß das Amt eines Geistlichen kein Gegenstand der Schmach und Verachtung (de la honte et de l'opprobre) sei, und daß es Vorurtheil und eine durchaus falsche Ansicht sei, jene Männer für unnütze und der menschlichen Gesellschaft lästige Müßiggänger zu halten, welche Ältern, Freunde, Reichthümer, Ehren, Alles aus Liebe zu ihren Mitmenschen verlassen; sich den größten Entbehrungen, auf die Gefahr der ärgsten Mishandlungen, ja selbst auf Lebensgefahr preisgeben, um bis in die Mitte eines unglücklichen Volks von Wilden vorzudringen, die ohne Vernunft, ohne Gesetze, ohne Gott dahin leben, dieselben zu unterrichten, und ihnen jene Glückseligkeit zu verschaffen, deren der Mensch nur in so-

fern fähig wird, als er zum Gebrauch seiner Vernunft und zur Erkenntniß Gottes kommt."

Bald nachher, im Januar 1795, erhielt die Fürstin die Nachricht, daß ihr Sohn am Feste der Opferung Mariä sich dem Dienste des Altars geweiht habe und Subdiakonus geworden sei. Einen schweren Stand hatte sie mit ihrem Gemahl, der den Entschluß seines Sohnes Anfangs lebhaft gemisbilligt, und der Fürstin bittere Vorwürfe darüber gemacht hatte, doch durch ihre von triftigen Gründen unterstützte Vertheidigung nach und nach andres Sinnes ward. Die Besuche, die er der Fürstin fortwährend jeden Sommer abstattete, bewiesen, daß ihr gegenseitiges Einverständniß auf keine Weise gestört worden war. Völlig beruhigt ward der Fürst durch einen Brief, in welchem sein Sohn ihm die Zufriedenheit mit seinem Stande in den lebhaftesten Ausdrücken schilderte. Mit seiner Mutter stand der Prinz in einer fast ununterbrochenen Correspondenz. Seine Briefe enthielten Anklagen gegen sich selbst, daß er den Unterricht in seiner Jugend und die Lehren seiner Mutter nicht besser benutzt oder durch Ungehorsam vereitelt habe. In einem Schreiben vom 26. Juni 1803 machte er ihr Hoffnung, sie zu besuchen, die er jedoch, durch unvorhergesehene Geschäfte verhindert, wieder aufgeben mußte. Die Antwort der Fürstin auf diesen Brief ist ein rührender Beweis ihrer mütterlichen Liebe, womit sie die Hauptschuld der Schwächen und Fehler ihres Sohnes sich selbst beimißt.

„Ich will," schreibt sie, „die kurze Zeit, die mir das Dictiren und Schreiben so mancher Briefe übrig läßt, nicht durch die Schilderung der bangen und süßen Erwartung deiner Ankunft und der darauf gescheiterten Hoffnung verengen. Dein von Natur so gutes und durch die Gnade geläutertes Herz wird Dir durch Mitgefühl den richtigsten Begriff davon geben. Ich sah es auch deinem Briefe zum Theil an, welche Empfindungen du dem besten Willen unsers himmlischen Vaters aufzuopfern hattest. Es hat mir von jeher geschienen, daß unsere Herzen übereinstimmend genug wären, um, ohne uns großen Irrthümern auszusetzen, von dem einen auf das andere schließen zu können, wenn wir gleich in Sachen des Verstandes oder vielmehr des untern Willens nicht stets übereinstimmen. Daß du oft Schuld hattest, konnte wol nicht fehlen, weil du erst ein Kind, dann ein Jüngling sein mußtest, bevor du ein Mann werden konntest. Mein Theil der Schuld hingegen, der nicht der geringste ist, hat dieselbe Entschuldigung nicht; und doch bin ich fest überzeugt, daß du, mein Geliebter, mir, in sofern es dich betrifft, ihn herzlich gern verzeihst, daß ich darüber ganz sorglos dir die Arme entgegenstrecke; um so mehr, da Gottes unendliche Barmherzigkeit, wie es scheint (und was ich zum Theil deinem mit herzlicher Anhänglichkeit an Gott gepaarten Gebet zuschreibe), es auf sich genommen hat, meiner eignen Schwachheit und Unfähigkeit dazu eingedenk, mich durch vieles Kreuz in meinem Alter von meinen Sünden zu reinigen. Bitte also jetzt nur noch inniglich, daß ich diese Operation nach seinem Wohlgefallen aushalte, und sorge du nie mehr, wenn du mich nicht betrüben willst, ob du noch Vergebung von mir zu erhalten hättest. Soweit ich auch zurückzublicken vermag, so erinnere ich mich doch keiner Epoche meines Lebens, wo etwas von dir mein Herz so afficirt hätte, daß es einer Verzeihung bedürfte."

Bereits einige Jahre vor diesem Briefe (1800) hatte sich zwischen der Fürstin und dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, der sich um diese Zeit mit seiner Familie in Münster niederließ, ein inniges Freundschaftsverhältniß angeknüpft. Dies war auch der Zeitpunkt, wo er mit seiner Gemahlin und seinen Kindern zur katholischen Kirche übertrat. Seine erste Bekanntschaft mit der Fürstin, sowie mit Fürstenberg und Overberg fällt bereits in eine frühere Zeit, in das Jahr 1791. In den von ihm herausgegebenen Reisen durch Teutschland, die Schweiz und Italien [9]) sagt Stolberg: „Mit Empfindungen, die nur die besten Menschen erregen können, verließen wir Münster. Im J. 1793 machte ihm die Fürstin auf einer damaligen Erholungsreise nach schwerer Krankheit einen Gegenbesuch in Eutin. Seitdem war zwischen Beiden ein freundschaftlicher Briefwechsel angeknüpft worden. Für die Fürstin war es in jener verhängnißvollen Zeit, wo die französische Revolution und das Schreckenssystem in Frankreich den Sinn für alles, was ehrwürdig und heilig, zu ersticken drohte, ein erfreuliches Ereigniß, ihre Verbindung mit Fürstenberg und Overberg durch den Beitritt eines Mannes erweitern zu können, dessen Geist dem ihrigen so nahe verwandt zu sein schien. Erhöht ward dies Interesse durch Stolberg's Geschichte der Religion Jesu. Zu der Idee und Ausarbeitung dieses Werkes soll sie ihn selbst ermuntert haben.

Die Hypochondrie, welche sich der Fürstin in den letzten Jahren ihres Lebens unter oft wiederkehrenden heftigen Gichtanfällen bemächtigte, vermochte die Heiterkeit ihres Geistes und ihre Theilnahme an geselliger Unterhaltung nicht zu stören. Ihrer Religiosität verdankte sie die Kraft, in heiterem Licht die Dinge zu betrachten, über die ihr physischer Zustand einen dunkeln Schleier geworfen hatte. Nicht ich bin traurig, pflegte sie zu sagen, meine körperliche Hülle ist es blos. Die Heiterkeit des Geistes bei physischem Unwohlsein verglich sie mit dem Zustande eines Reisenden, wenn er auf dem Gipfel hoher Berge unten in den Thälern Nebel erblickt oder Stürme und Gewitter brausen sieht, während er selbst ungetrübt und unerschüttert im erfreulichen Lichte der Sonne steht. Merkwürdig war es, daß die Fürstin schon in der Zeit, wo sie zum ersten Mal von jener Hypochondrie befallen ward, und daher zu dem erwähnten Unterschiede noch nicht mit völliger Klarheit gelangt sein konnte, hypochondrische Personen, die weniger litten als sie selbst, zu trösten vermochte, ohne ihren eignen Zustand nur im mindesten merken zu lassen. Dies Unterdrücken schmerzhafter Empfindungen gehörte zu den Grundsätzen christlicher Liebe und unbedingter Ergebung in den Willen Gottes, die in der Sinnesart der Fürstin vorherrschend und eigentliche Triebfeder ihres Lebens waren. Das von Gott ihr aufgelegte Kreuz zu tragen, ohne menschlichen Trost zu suchen,

9) Königsberg 1794. 4 Thle. N. A. Hamburg 1822. 4 Thle.

foderte nach ihren Ansichten die Pflicht der Resignation. Es für sich allein zu tragen und Andern, die ihr durch ihre Krankheit schon belästigt genug schienen, den Antheil daran soviel als möglich zu ersparen, hielt sie für eine unerläßliche Liebespflicht, die sie auf die seltenste, fast beispiellose Weise zu erfüllen suchte. Mit gleicher Ergebung trug sie die innern Leiden störender Misverhältnisse, die durch unwürdiges Betragen oder durch Misbrauch der Freiheit anderer, mit ihr verbundener Personen für sie herbeigeführt wurden. Auch Leiden dieser Art, die bei ihrem Zartgefühl ihr die empfindlichsten waren, wollte sie, ohne Anspruch auf menschlichen Trost, für sich allein tragen. Bereits in dem ersten Jahr nach ihrer Rückkehr zur katholischen Kirche, im December 1786, schrieb sie an Fürstenberg, dem sie einen Fall dieser Art mittheilte: „Ich würde hiervon nicht sprechen, wäre es nicht bei Gelegenheit der Reflexion, wie sehr die leidige Gesundheit des Körpers zum standhaften Ertragen oder Unterliegen beiträgt. Übrigens sind diese Leiden von solcher Art, daß sie ein Muttergefühl nicht leicht tiefer verletzen können. Sie vertragen sich nicht mit Gemeinplätzen menschlichen Trostes. Für so eine Wunde hat Gott allein linderndes Öl!.... Ich übe mich täglich, auf jeden Genuß, der nicht direct in meinen Beruf einschlägt, verzichten zu lernen. Ich hoffe, das heißt der Welt absterben lernen in Christi Sinn. Dazu gehört nicht der Genuß der Gemeinschaft des Geistes, der dem Raum und der Zeit Trotz bietet, sonst möchte man mit Recht sagen:

Je rends graces aux Dieux, de n'être pas chrétien,
Pour conserver encore quelque chose d'humain.

Christus aber zieht mich an sich durch das süße Joch der Liebe; und obschon ich noch sehr unvollkommen darin bin, so habe ich doch großes Gefallen und Neigung dahin; und dafür danke ich Gott, als für das einzige Band, das an dieses Leben mich knüpft, und manchen Blick, manche Ahnung in das Zukünftige mir verschafft, was den Glauben vermehrt und erleichtert."

Das von Gott ihr aufgelegte Kreuz trug sie mit beispielloser Geduld. Immer war es ihr lieber, etwas zu leiden, als ganz leidenfrei zu sein. Ungeachtet sie den ihr dargebotenen Trost mit dankbarem Gemüthe hinnahm, so war ihr doch die Trostlosigkeit nicht minder willkommen, wodurch sie dem Stande eines Jüngers Jesu näher zu kommen glaubte. So schrieb sie im Februar 1790 in ihr Tagebuch: „Der Jubel eines so anhaltenden, so ganz neuen Gefühls der beiwohnenden Gegenwart Christi in mir, und die Leichtigkeit, die mir dies in allen Überwindungen gab, erhielten mich in der kindlichst-fröhlichst-sorglosesten, hoffnungsvollsten Unbefangenheit, bis gegen das Ende des Januars jenes große stützende Gefühl, erst hier und da, ein oder ein ander Mal, dann nach und nach sich ganz mir entzog, und ich in eine so große Dürre des Geistes verfiel, wobei ich im Grunde an solider, wahrer und verdienstlicher Andacht gewann, und mich auch zufrieden fühlte, weil ich mit jener Leichtigkeit die Bürde des Jüngers nicht trüge. Ich gewann auch dabei, weil ich in Ansehung meiner Begierlichkeit und Willenlosigkeit neue Vorsätze faßte."

In ähnlichem Sinne schreibt sie ein ander Mal: „Nun weiß ich wahrhaftig aus Erfahrung, daß du, Allgütiger, uns nicht nach der Menge und Größe unsrer Schwachheiten, sondern nach der Schnelligkeit, Ergebenheit, Bereitwilligkeit unsers Willens, nicht nach unsern Handlungen, sondern nach unsern Gesinnungen richtest und begnadigst. Ich fürchtete immer, ich würde nie dahin gelangen, dich mit Empfindung lieben zu können, weil du so ganz *über* und *außer* meinem Fassungskreise liegst. Ich wußte nicht, daß wenn du dich schon meinem Verstande entziehst, du dich meinem Herzen könntest fühlbar machen durch die Wohlthaten der überschwenglichen Wonne eines Herzens, das sich *willenlos* deiner Erziehung überläßt. Ach! ich kann sie nicht anders bezeichnen, diese unnennbare Wohlthat: Gebärerin meiner gefühlten, nicht mehr blos verlangten Liebe zu dir. Im *Dornbusche* zeigtest du dich Mose'n und allen deinen Lieblingen. O stärke meine noch junge Neigung zu den *Dornen*, daß ich nimmermehr aufhöre, sie zu umfassen. Aut pati aut mori! Leiden und Leiden, bis ich reif werde ewig zur Liebe, das ist zum Leben. In Leiden und Liebe offenbart sich uns die Herrlichkeit Gottes!"

Zur Erklärung dieser Stelle dürfte zu bemerken sein, daß die Fürstin Leiden und Trostlosigkeit nicht an und für sich, sondern nur in Bezug auf höhere Zwecke, auf die ruhige Ergebung in Schicksale, die von Gott kommen, für wünschenswerth hielt. In diesem Sinne berichtigte sie ihr früheres Verhalten gegen die Leiden mit den Worten: „Mein noch so oft ängstliches, mühseliges, unfriedliches Leben, obschon *ich* mit allen Entkleidungen zufrieden war, um sie als große Gnade betrachten zu *können*, kam daher, daß ich Vereinigung meines Willens mit dem göttlichen *nur aus Ergebung* suchte und übte, anstatt in dem Gefühl dieser Vereinigung selbst meine höchste Wonne zu suchen, die *gewiß* darin liegt, und in allen, auch den größten Widerwärtigkeiten, Verlassenheiten und Leiden immer noch liegt, wie das Feuer im Steine, aber ohne Richtung darauf, und ohne anhaltende Bemühung nicht kann empfunden werden." Daher spricht sie in einer andern Stelle, nach einem sehr schmerzhaften Zustande, ihr Dankgefühl in den Worten aus: „Ich preise dich, himmlischer Vater, mehr noch für die Leiden, die du mir gesandt, als für die unzählig vielen Freuden. Freilich ist es ein Leichtsinn, dir zu danken in der Stunde der Befreiung; doch du, der du die Nieren erforschest, du weißt, daß auch während meines tiefsten Leidens ich dir aufrichtig dankte für diese Leiden."

Diese und viele ähnliche Stellen in den Briefen und Tagebüchern der Fürstin bezeichnen treffend den Zustand ihres Lebens und Strebens in den ersten Jahren nach ihrer Berufung zum Christenthum, bis 1793. Bis dahin hatte sie ihre Selbstbeobachtungen täglich niedergeschrieben, was sie, als der damit verbundene Zweck erreicht war, späterhin unterließ. In einem Gespräch mit einem Freunde rühmte sie den Nutzen der Tagebücher. „Wenn diese Übung," äußerte sie, „eine angemessene Zeit ernstlich fortgesetzt wird, so vereinfacht sie die Bestrebun-

gen des menschlichen Gemüths dergestalt, daß sie später nicht mehr nöthig ist."

Von heftigen Anfällen ihres gewöhnlichen Übels, der Hüftgicht, war die Fürstin im Winter und Frühjahr 1805 zwar verschont geblieben, nichtsdestoweniger fühlte sie jedoch eine bedeutende Abnahme ihrer physischen Kräfte. Indessen hielt sie sich doch für stark genug, ihren Freund Fürstenberg auf einer nothwendigen Reise nach Hildesheim begleiten zu können. Kaum wieder nach Münster zurückgekehrt, erhielt sie im Mai 1805 die Nachricht von der lebensgefährlichen Krankheit einer vieljährigen Freundin, der Äbtissin von Breden, Gräfin Therese von Truchseß. Ohne Zeitverlust und ohne ihre Kräfte zu berechnen, reiste die Fürstin, von Overberg begleitet, sofort nach Breden, erhielt jedoch bald nach ihrer Heimkehr die Nachricht, daß ihre Freundin gestorben. Tief erschüttert durch diesen Verlust, verspürte sie bald nachher einen allmälig zunehmenden Druck in der rechten Seite, der endlich in eine so heftige und anhaltende Spannung überging, daß sie weder gehen noch fahren konnte. Selbst die geringste Bewegung auf ihrem Ruhelager verursachte ihr die heftigsten Schmerzen. Endlich zeigten sich die unverkennbaren Symptome der Wassersucht, die, wie ihre Section bewies, sich aus einer Verengung in Eingeweiden erzeugt hatte.

Unter Brustbeklemmungen, die immer mehr zunahmen und mitunter einen furchtbaren Grad von Heftigkeit erreichten, starb die Fürstin am 27. April 1806. Noch kurz vor ihrem Tode hatte ihr Overberg das heilige Abendmahl reichen müssen. Ihre letzten Äußerungen waren rührende Beweise ihrer Frömmigkeit und ruhiger Ergebung in den Willen Gottes. Am 30. April wurden ihre irdischen Überreste, wie sie es gewünscht, von Münster nach Angelmodde gebracht. Ihre Ruhestätte, dicht an der Kirche, bezeichnet ein Kreuz mit dem Bilde des Heilandes, über einem viereckigen Piedestal errichtet, auf welchem man einige ihren Charakter treffend bezeichnende Worte liest [10]).

Ein eigentliches Interesse erhält das Leben der Fürstin durch den schon in früher Jugend erwachten innern Geistesdrang, unter den größten Hindernissen, einen eigenthümlichen Bildungsweg einzuschlagen, und denselben zuerst nach den Principien einer selbstgewählten Philosophie, dann aber mit unbedingter Hingebung an die göttliche Gnade unablässig zu verfolgen. In ihrem Leben unterscheiden sich zwei Hauptperioden, ihre Jugend bis etwa in die Mitte der dreißiger Jahre und ihre übrige Lebenszeit bis zu ihrem Tode. Ungeachtet der irreligiösen Richtung, welche die große Welt in der Zeit, in welche ihre Jugend fiel, genommen hatte, machte das Zartgefühl der Fürstin in den ersten Jahren des erwachten Bewußtseins sich die Reinheit des Sinnes und der Sitten zur Hauptaufgabe ihres Lebens. Unabhängig von der christlichen Religion, ja ihr sogar entfremdet, verfolgte sie dies Ziel eine geraume Zeit, ehe sich in spätern Jahren die Kraft der göttlichen Gnade in der merkwürdigsten Weise erprobte. In den Jahren dieser höhern Anregung und geistigen Gährung, wie sie ihren Zustand zu bezeichnen pflegte, vom Frühjahr 1783 bis zum Ende des Jahres 1786, faßte sie die Erinnerung an ihre frühere Lebensperiode in einem bereits früher auszugsweise mitgetheilten Briefe an Hemsterhuys zusammen, worin sie mit scharfen psychologischen Bemerkungen die verschiedenen Stufen, Mängel und Hindernisse ihrer philosophischen Bildung bezeichnete. Damals (1787) war schon die Überzeugung von der Wahrheit der katholischen Religion in ihr erwacht. Die vollständige Geschichte ihrer Berufung zum Christenthume legte sie in Tagebüchern und andern Blättern nieder. Den Anfang mit den Selbstbeobachtungen machte sie wahrscheinlich 1785 während ihres damaligen Aufenthalts zu Paderborn. In einem kleinen Hefte, welches das erste zu sein scheint, worin sie ihre Gedanken aufzeichnete, schrieb die Fürstin: Angefangen zu Paderborn den 19. Aug. 1785. — Schon seit vielen Monaten wünsche ich bei Vergleichung des jetzigen Zustandes meiner Seele mit allen vorhergehenden Zuständen, in denen ich mir bewußt bin, mich mein Leben hindurch successiv befunden zu haben, diesen meinen jetzigen Zustand, und die Art, wie ich dazu gelangt bin, aufzunehmen, damit ich (wenn ich das Unglück haben sollte, wieder davon abzuweichen) desto besser im Stande sein möge, alle Hilfsmittel dazu wieder zu finden. „Was sie in ihren Tagebüchern aufzeichnete, war nicht für die öffentliche Mittheilung bestimmt. Es betraf ihr Verhältniß zu Gott, und sollte auch vor Gott und ihrem Gewissen allein ausgesprochen sein. Jene Blätter waren kunstlos, als unmittelbarer Erguß ihrer Gedanken und Empfindungen hingeworfen worden. Sie scheint nicht den bestimmten Willen gehabt zu haben, daß von diesen Schriften kein Gebrauch gemacht werden sollte. Denn sie bewahrte sie auf, und bestimmte, daß sie nach ihrem Tode an Overberg ausgeliefert werden sollten, doch ohne dabei den entferntesten Wunsch zu äußern, daß etwas davon veröffentlicht werden möchte. Overberg's Tod unterbrach eine angefangene Biographie seiner Freundin. Es fanden sich unter seinen Papieren mehre Quartblätter mit der Überschrift: „Materialien zu einer Lebensgeschichte der Fürstin Amalie von Gallizin." Im Eingange äußert Overberg: „Ich halte es dem Willen Gottes gemäß, daß ich mir diese Materialien aufschreibe, damit ich mir die Selige und ihren tugendhaften Wandel, welchen ich, als ihr Beichtvater, am besten kannte, auch künftig desto besser zu meiner Erbauung wieder vergegenwärtigen könne. Können diese auch Andern zur Erbauung und Belehrung dienen, so sei Gott dafür gedankt."

Ein Freund der Fürstin, der Gelegenheit hatte, sie genau zu beobachten, hebt in seiner Schilderung besonders ihre Klarheit und Consequenz im Denken und Handeln hervor. Durch diese Naturanlagen, die schon in früher Jugend bei ihr ein entschiedenes Übergewicht über die Sinnlichkeit gewannen, ward sie in gleicher Weise für

---

10) Ich achte Alles für Schaden, gegen die Alles übertreffende Erkenntniss Christi; und halte es für Koth, damit ich Christum gewinne. Phil. 3, 8. — So war gesinnt, so lebte die Mutter der Armen und Bedrängten, die Fürstin *Amalia von Gallizin*, geborne Gräfin *von Schmettau*, deren Gebeine vor diesem Bilde in der Hoffnung ihrer glorreichen Auferstehung ruhen. — Sie starb den 27. April 1806 im 58. Jahr ihres Alters. Bete für sie.

höhere Dichtung wie für philosophische Speculationen angeregt. In spätern Jahren, in Folge eigener, auf sittliches Ebenmaß ihrer Anlagen gerichteter Ausbildung, erreichten diese Anlagen jene bewundernswerthe Höhe, womit sie zu Zeiten mit derselben Consequenz, aber mit erhöhter Klarheit der Anschauung im Schlafe, wie im Wachen über sich selbst nachdachte. Die streng sittliche Richtung, die sie in ihrer philosophischen Periode sich vorgeschrieben hatte, bewahrte sie vor dem Ehrgeiz, ihre Gaben vor der Welt zur Schau zu tragen. Die natürliche Würde ihres moralischen Charakters und ihr eigenthümliches Gefühl für das Schöne hinderten aber auch in ihr längere Zeit die Wahrnehmung des allen Menschen angebornen Grundkeims zum Bösen. Seit sie die Beobachtung an sich gemacht zu haben glaubte, daß ein geheimer Stolz die Triebfeder ihres Strebens nach Vollkommenheit sei, zeigte sich in ihrem Leben der große Unterschied zwischen rein philosophischem und christlichem Streben nach Vervollkommnung ihrer selbst und ihrer Kinder und Freunde. Als sie zur christlichen Religion zurücktrat, trat sie sogleich auch zur katholischen Kirche zurück, in welcher sie, wie sie zu sagen pflegte, „die richtigere Consequenz erkannte." Ihre Anhänglichkeit an diese Kirche war unbedingt und ohne Vorbehalt, sowol in ihrer Hochachtung gegen die Disciplin, als gegen den Cultus und die Glaubenslehre. Auf einem ihrer Hefte befanden sich die von ihr eigenhändig geschriebenen Worte: Omnia scripta mea judicio matris ecclesiae subjicio.

Den Standpunkt ihrer Bildung und die Geistesrichtung der Fürstin in den ersten Jahren ihres Aufenthalts zu Münster lernt man aus einer ausführlichen Schilderung Goethe's kennen, der auf der Heimkehr aus der Champagne, wohin er 1792 den Herzog von Weimar zu dem Feldzuge unter dem Commando des Herzogs von Braunschweig begleitet hatte, sich einige Tage im Hause der Fürstin aufhielt. „Sie war," sagt Goethe [11], „eins von den Individuen, von denen man sich keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht gesehen hat, und die man nicht richtig beurtheilt, wenn man ebendiese Individualität nicht in Verbindung, sowie im Conflict mit ihrer Zeitumgebung betrachtet. Von Fürstenberg und Hemsterhuys, zwei vorzügliche Männer, begleiteten sie treulich, und in einer solchen Gesellschaft war das Gute wie das Schöne immerfort wirksam und unterhaltend. Letzterer war indessen gestorben, jener nunmehr um soviel älter, immer derselbe verständige, edle, ruhige Mann. — Den Zustand der Fürstin, nahe gesehen, konnte man nicht anders als liebevoll betrachten. Sie kam früh zu dem Gefühl, daß die Welt uns Nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem innern beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt sein müsse. Als die schönste Vermittelung zwischen beiden Welten (der irdischen und überirdischen) entsproßte Wohlthätigkeit, die mildeste Wirkung einer ernsten Asketik. Das Leben der Fürstin füllte sich aus mit Religionsübung und Wohlthun. Mäßigkeit und Genügsamkeit sprachen sich aus in der ganzen häuslichen Umgebung; jedes tägliche Bedürfniß ward reichlich und einfach befriedigt; die Wohnung selbst aber, und Alles, dessen man sonst benöthigt ist, erschien weder elegant, noch kostbar; es sah eben aus, als wenn man anständig zur Miethe wohnte. — Innerhalb dieses Elements bewegte sich die geistreichste, herzlichste Unterhaltung, ernsthaft, durch Philosophie vermittelt, heiter durch Kunst." Goethe's Anwesenheit hatte die Fürstin veranlaßt, ihre Freunde, unter denen sich auch mehre katholische Geistliche befanden, zu einer großen Tafel einzuladen. Der Dichter unterhielt die versammelten Gäste mit einer anziehenden Schilderung der religiösen Feierlichkeiten in Rom, der Charwoche, der Frohnleichnamsfeier u. s. w. Die Fürstin nahm davon Anlaß, ihm nach der Tafel, unter vier Augen mit der ihr eigenen Delicatesse zu eröffnen, daß man sie gewarnt, „sich vor ihm in Acht zu nehmen; er wisse sich fromm zu stellen, daß man ihn für religiös, ja für katholisch halten könnte [12])." Seine offenherzige Rechtfertigung genügte der Fürstin. „In einer solchen zarten Umgebung," fügt Goethe hinzu, „wäre es nicht möglich gewesen, herb oder unfreundlich zu sein." Beim Abschiede erhielt er von der Fürstin ein werthvolles Geschenk durch eine große Sammlung von geschnittenen Steinen. Sie entließ ihn mit dem Wunsche, ihn, „wo nicht hier, doch dort wiederzusehen [13])."

(*Heinrich Döring.*)

GALLIZIN (Dimitri, Fürst von), geb. 1736, aus einem altadeligen russischen Geschlechte stammend, ward 1754 von der Kaiserin Katharina II. nach Paris geschickt, wo er 14 Jahre hindurch den Posten eines Gesandten am französischen Hofe bekleidete. Er hatte zugleich den Auftrag erhalten, Originalgemälde für die kaiserliche Galerie zu Sarsko-Zelo anzukaufen. Während seines Aufenthaltes in Paris lebte er mit mehren französischen Gelehrten, denen er sich durch seine wissenschaftliche Bildung empfahl, besonders mit Voltaire und Diderot, in freundschaftlichen Verhältnissen. Im J. 1768 ward er von der Kaiserin Katharina II. nach Petersburg zurückgerufen. In den Bädern zu Aachen, wo er auf der Heimreise verweilte, veranstaltete er glänzende Soupers, Bälle und sonstige Lustbarkeiten. Es geschah, wie sich bald nachher zeigte, zu Ehren der Gräfin Amalia, einer Tochter des königl. preußischen Generalfeldmarschalls Grafen von Schmettau, die sich im Gefolge der Prinzessin Ferdinand von Preußen damals in Aachen befand. Der Fürst trug ihr bald nachher seine Hand an. Die Ehe ward im August 1768 in einer Kapelle zu Aachen geschlossen. Über Wien reiste der Fürst mit seiner Gemahlin nach Petersburg,

11) Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung. 5. Bd. 2. Abth. S. 353 fg.

12) s. Goethe a. a. O. S. 371 fg. 13) Vergl. Theodor Katerkamp's Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Amalie von Gallizin. Neue Auflage. (Münster. 1839.) (Mit den Bildnissen der Fürstin, Fürstenberg's und Overberg's.) Hamann's Schriften 7. Bd. a. a. O. Goethe's Werke. 30. Bd. S. 196. 201. 210. 234—250. 258. 265. 31. Bd. S. 38 fg. 49 fg. 39. Bd. S. 313 fg. 318. F. H. Jakobi, über die Lehre des Spinoza in Briefen an Moses Mendelssohn. (Breslau 1780.) S. 75 fg. Gervinus in seiner Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Teutschen. 5. Th. S. 306 fg. Riemeyer's Beobachtungen auf Reisen. 3. Bd. S. 371 fg.

wo er von der Kaiserin zum Gesandten am Hofe im Haag ernannt ward. Ehe er dort eintraf, brachte er mit seiner Gemahlin noch zwei Jahre auf Reisen zu. Er verweilte mit ihr auch wieder einige Zeit in Paris. Ihr Charakter war jedoch von dem seinigen zu wesentlich verschieden, als daß die Ehe eine glückliche genannt werden konnte. Für die von seiner Gemahlin geträumte Glückseligkeit in der Verbindung zweier Seelen, die gemeinschaftlich nach sittlicher Veredelung streben, hatte der Fürst, bei aller seiner harmlosen Gutmüthigkeit, durchaus keinen Sinn. Die religiöse Geistesrichtung seiner Gemahlin blieb ihm völlig fremd. Auch seine wissenschaftlichen Beschäftigungen waren ganz anderer Art. Das Interesse an der Mineralogie verdrängte in ihm jedes andere. Dazu kam, daß er wegen des hohen Postens, den er bekleidete, in der großen Welt eine glänzende Rolle spielen mußte. Daß seiner Gemahlin Sinnesart, ihre Neigung zur Contemplation sich mit dieser Lebensweise nicht vertrug, ward ihm bald fühlbar. Er gestattete ihr daher, sich aus dem Geräusche der Welt in die Einsamkeit eines unfern vom Haag bei Schevelingen gelegenen Meierhofes zurückzuziehen. Späterhin gab er ihr auch die Erlaubniß, ein ihm gehöriges Landgut am genfer See zu ihrem Aufenthalte zu wählen, wovon sie jedoch keinen Gebrauch machte, sondern sich nach Münster begab. Die öftern Besuche, die der Fürst ihr dort und in dem benachbarten Landsitze Angelmodde abstattete, bewiesen, daß zwischen ihm und seiner Gemahlin Zeitlebens ein freundschaftliches Verhältniß bestand.

Der Fürst starb am 6. März 1803 plötzlich zu Braunschweig, wo er seit der Eroberung Hollands durch die französischen Truppen als Privatmann, doch in stetem Verkehre mit dem russischen Hofe, gelebt hatte. Um sein Lieblingsfach, die Mineralogie, machte er sich auch als Schriftsteller verdient. Bereits in das Jahr 1780 fällt sein zu Münster gedrucktes Sendschreiben an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Petersburg über einige Gegenstände der Elektricität. Er schrieb außerdem: Traité ou description abrégée et méthodique des minéraux. (Mastr. 1792. 4. Helmstad. 1796. 4. Mainz 1808. 4.) Recueil de noms par ordre alphabet. appropriée en minéralogie aux terres et pierres etc., corrigée par Haug. (Brunsvic 1802. fol.) Mehre gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Der mineralogischen Societät zu Jena, deren Präsident er war, schenkte er ein Jahr vor seinem Tode (1802) sein reichhaltiges Mineraliencabinet, das ihm 6000 Dukaten gekostet haben soll *). (*Heinrich Döring.*)

GALLIZINBERG oder **GOLYCZINBERG**, ehemals auch Predigtstuhl genannt, ein Lustschloß mit niedlichen Gartenanlagen auf dem gleichnamigen Berge, westlich von Wien, nächst Ottokrin und Dornbach im V. U. W. W. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, mit einer Meierei und herrlicher Aussicht über die anmuthigen Umgebungen der Kaiserstadt. Ihren Namen erhielten Berg und Anlagen von ihrem ehemaligen Besitzer, dem russischen Botschafter, dem Fürsten Demetrius von Golyczin, der die Anlagen gegründet hatte. (*G. F. Schreiner.*)

GALLO. Don Martius Mastrilly, edler neapolitanischer Patricier, Marchese del Gallo, Ritter des königlichen Ordens vom heiligen Januar, Kammerherr Sr. Majestät des Königs beider Sicilien und dessen außerordentlicher Großbotschafter am wiener Hofe (mit diesen Titeln wird er in dem Friedensvertrage von Campoformio genannt), war 1753 zu Palermo in einer adeligen, doch unbemittelten, Familie geboren. Sein Glück zu suchen, kam er, sehr jung, nach Neapel, und biegsam, einschmeichelnd und schlau, auch eines angenehmen Äußeren, gefiel er am Hofe und in den diplomatischen Kreisen, sodaß er bereits 1790 auserselen wurde, die Prinzessin Maria Teresa, des Erzherzogs Franz Braut, nach Wien zu geleiten. Eine Reihe von Jahren, 1790—1797, stand er an dem kaiserlichen Hofe als Gesandter, denn die junge Kaiserin hielt auf den Landsmann große Stücke, dabei war es ihm gelungen, mit dem damals allmächtigen Thugut eine gewisse Intimität einzugehen. Gallo spielte an jenem Hofe eine bedeutende Rolle, als Bonaparte zum andern Male die Alpen überschritt und die Kaiserstadt unmittelbar bedrohte. Statt dem in blinder Verwegenheit vordringenden Feinde die Verzweiflung eines großen Volkes entgegenzusetzen, suchte die in Wien waltende Rathlosigkeit, inspirirt ohne Zweifel durch den verschmitzten Gallo, mittels diplomatischer Fechterkünste die Gefahr abzuwenden. Geziemend angerufen, übernahm der König von Neapel, dem fürchterlichen Sieger gegenüber, das Mittlergeschäft, und in seines Souverains Auftrag, doch mit österreichischer Vollmacht versehen, reiste Gallo nach Judenburg in das französische Hauptquartier. Zu Leoben, den 18. April 1797, unterzeichnete er die Friedenspräliminarien, dann, nachdem Venedig von den Franzosen occupirt, die Friedenshandlungen zu Lille abgebrochen worden, ging er, mit neuen Vollmachten und Instructionen ausgerüstet, in Gesellschaft der Grafen Cobenzl und Merveld, nach Udine ab. Dort fand am 27. Sept. auch Bonaparte sich ein, und am 17. Oct. 1797 wurde auf Schloß Campoformio der definitive Friedenstractat des Kaisers mit der französischen Republik unterzeichnet, von Gallo nicht als Mediateur, sondern als erstem Bevollmächtigten. Seine blinde Unterwürfigkeit für den Willen des arroganten Siegers, die ihm, als dem Neapolitaner, angeborene Pusillanimität hatten das Geschäft nicht wenig gefördert, und der glückliche Unterhändler empfing als Zeichen der Zufriedenheit von seinem Hofe ein bedeutendes Geschenk und 1798 von Kaiser Franz den Vliesorden; einen Ritter dieses Gepräges hatte des Ordens teutscher Zweig noch nicht aufzuweisen gehabt. „Il marchese di Gallo tornó in Napoli ricco di doni e di fama.“ Bald darauf wurde er an die Spitze des Ministeriums

*) Vergl. Theod. Katerkamp's Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Amalie von Gallizin S. 34 fg. 40. 43 fg. 260 fg. Neue Allgem. Teutsche Bibliothek. 77. Bd. S. 482 fg. Goethe's Werke. 31. Bd. S. 140. 157. 39. Bd. S. [illegible]. Güldenapfel's Jenaischer Universitätsalmanach S. 322 fg. Baur's Neues historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch. 6. Bd. S. 457 fg.

gestellt, da die Umstände das Verharren in dem bisherigen, durch Acton repräsentirten, Systeme nicht zuließen; und Gallo war allerdings der rechte Mann, um in Ergebung und Geduld die Anmaßungen, die Ungezogenheiten der französischen Gesandten, eines Garat und Lacombe-Saint-Michel, hinzunehmen. In der Stille hatte sich indessen eine neue, den Machthabern zu Paris feindliche, Coalition gebildet; ihr trat auch der neapolitanische Hof bei, zweifelhaft nur über die Frage, ob er durch rasche That die Entschließungen der großen Mächte beschleunigen, oder aber ihre ersten Schritte abwarten sollte. In einem Cabinetsrathe wurde sothane Frage ventilirt: „Divise le sentenze, furono per la pace il marchese del Gallo, il ministro de Marco, i generali Pignatelli, Colli, Paresi; ma prevalendo l'autorità della regina, di Acton, di Mack, di Castelcicala, fu deciso la guerra e subita, retta dal general Mack.“ Diesen unseligen Feldherrn herbeizurufen, hatte Gallo, vermöge der in Wien empfangenen Eindrücke, keinen Fleiß gespart. Der Krieg nahm gleich mit seinem Beginn eine höchst ungünstige Wendung; Gallo wurde an den unaufhaltsam vordringenden Championnet entsendet, um wenigstens einen Waffenstillstand zu erbitten, konnte aber nimmer vor den General gelangen, ebenso wenig zu Wien, wohin er in der allgemeinen Auflösung des Königreichs sich gewendet hatte, eine bewaffnete Intervention zu Gunsten des entthronten Königs hervorrufen. Die parthenopäische Republik nahm indessen ein schleuniges Ende, und Gallo kehrte gegen Ausgang des Jahres 1799 nach Neapel zurück, als eben in voller Thätigkeit die von dem Cardinal Ruffo und von Acton geleitete Reaction war. Er wagte es, Mäßigung, Nachsicht für die Opfer der Verführung zu empfehlen, und gerieth darüber mit dem königlichen Günstling in lebhaften Zwist; den lästigen Rathgeber zu beseitigen, wurde er als Vicekönig nach Sicilien geschickt. Auch in diesem Posten fand er seines Bleibens nicht. Als der Hof durch die Umstände genöthigt war, die Gnade des Consuls in Paris anzurufen, erinnerte man sich der einstens zwischen demselben und Gallo bestandenen Beziehungen, und der bis dahin durch seine Sympathien für Frankreich einigermaßen verdächtige Diplomat wurde als Ambassadeur zu Mailand und sodann als Ambassadeur extraordinaire zu Paris accreditirt. Es gelang ihm, die projectirte militairische Occupation des Königreichs Neapel in sofern abzuwenden, daß nur eine bestimmte Anzahl französischer Truppen gewisse Postirungen, Tarent namentlich, einzunehmen hatte, und auch dieser Last wurde man entledigt durch den am 21. Sept. 1805 zu Paris zwischen Talleyrand und Gallo abgeschlossenen Vertrag: „il qual trattato stabiliva dalla parte del re neutralità nella guerra presente, mantenimento con tutte le sue forze di terra e di mare delle ragioni di stato neutro, impedimento agli sbarchi di soldati o alla entrata ne' porti di legni contrarii alla Francia, promessa e debito di non affidare ad alcun forestiero il comando delle milizie napoletane o di alcuna fortezza. E dalla parte dell' imperator de' Francesi lo sgombero in trenta giorni dell' esercito di Saint-Cyr.“ Am 9. Oct. wurde dieser Vertrag, am 26. Oct. der Allianztractat ratificirt, worin Neapel sich verpflichtete, für den im Bunde mit Österreich, Rußland und England gegen Frankreich zu führenden Krieg ein Heer von 30,000 Mann zu stellen; es legte am 19. Nov. vor Neapel eine combinirte Flotte an, die 11,000 Russen, 2000 Montenegriner, 6000 Engländer ausschiffte, und der russische General Lacy übernahm zugleich den Oberbefehl der neapolitanischen Armee. Für Napoleon's eigentliche Absichten mit Neapel mag der Bruch des eben erst abgeschlossenen Vertrages ein höchst gleichgültiges Ereigniß gewesen sein, er verfehlte aber nicht, davon den zweckmäßigsten Gebrauch zu machen. Die Krone von Neapel wurde an Joseph Bonaparte vergeben, und bereitwillig schloß Gallo der neuen Dynastie sich an. Aus Joseph's Händen übernahm er das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten: „quello degli affari stranieri, inutile finchè durano i moti della conquista, fu indi a poco affidato al marchese del Gallo pur ora ambasciatore del re Ferdinando presso l'imperatore de' Francesi. Il qual rapido passaggio chiamato tradimento da' più severi, veramente nacque dagl' incanti della napoleonica potenza, da' falli del antico re, da' segni di felicità che trasparivano in quel nuovo stato, dal proprio comodo e della incostanza del secolo,“ und Pensionen, Dotationen, Titel lohnten dem geschmeidigen Diplomaten, während seiner Gemahlin die Ehre wurde, der scheidenden Königin, welche zu dem Throne von Spanien berufen war, bis zu dem Orte ihrer neuesten Bestimmung das Geleite zu geben. Mit Geschenken überhäuft, kehrte die Marchesa nach Neapel zurück. Joachim Murat, des Königs Joseph Schwager und Nachfolger, übertraf diesen noch in den Gunstbezeigungen für den unvermeidlichen Minister; mit dem Herzogstitel beehrt, leitete Gallo, wenn auch nicht die auswärtigen Angelegenheiten, denn die hatte man in Paris sich vorbehalten, doch die Kanzleien seines Ministeriums. Die Ereignisse von 1812 und 1813 schienen das Ende der strengen Bevormundung anzukündigen; daß König Joachim nicht ungenützt den günstigen Augenblick vorübergehen lasse, dafür hat ohne Zweifel Gallo gewirkt, wie er dann am 11. Jan. 1814, im Namen seines Königs, mit dem österreichischen Bevollmächtigten, dem Grafen von Neipperg, einen Allianz- und Garantievertrag, und am 26. Jan. mit Lord Bentink Waffenstillstand abschloß. In der Allianz mit Österreich seinen König zu erhalten, vermochte er aber nicht; Joachim, in der eiteln Absicht, der Begründer und der Nutznießer der unità italiana zu werden, führte sein Heer zu den Ufern des Po. Dem raschen Vordringen folgte der Herzog von Gallo, bis, nachdem bereits der Rückzug angeordnet, Lord Bentink durch Schreiben, d. d. Turin den 5. April 1815, den Waffenstillstand aufkündigte. Gallo, dessen Anwesenheit bei der Armee nicht weiter nothwendig war, eilte nach Neapel, dem Könige mit seinen Rathschlägen beizustehen, oder vielmehr einer Erneuerung des Waffenstillstandes unter den härtesten Bedingungen, wozu sich endlich der englische Commodore Campbell verstand, einzuleiten. Von Capua aus suchte

er nicht minder durch Unterhandlungen die Österreicher in ihrem Marsche gegen die Hauptstadt aufzuhalten; aber Bianchi eröffnete ihm mündlich, daß der Verbündeten unabänderlicher Entschluß sei, in keine fernere Tractation mit dem gefallenen Könige sich einzulassen, und es blieb Nichts übrig, als in die zu Casalanza, den 20. Mai, von einem unerbittlichen Sieger vorgeschriebenen Bedingungen sich zu fügen. Die Österreicher zogen in Capua ein, das Volk erhob sich, an Joachim's Dienern Rache zu nehmen, und der Herzog von Gallo, zum Äußersten bedroht, verdankte einzig österreichischem Schutze sein Heil, daß er dem flüchtigen Könige bis zu dessen Einschiffung das Geleit geben konnte. Hiermit seiner bisherigen Verpflichtungen quitt, glaubte er sich verpflichtet, dem Könige Ferdinand seine Dienste anzubieten; es wurde ihm aber ein dermaßen kühler Empfang, daß er für gut fand, sich in seine schöne Villa auf Capo di monte zurückzuziehen. Nichtsdestoweniger kam er wiederum zu Gnaden, und ihm wurde die Gesandtschaft zu St. Petersburg aufgetragen, bevor er aber die Reise hat antreten können, erfolgte der Ausbruch der Revolution von 1820. Gleich in ihrem Beginn wurde Gallo von dem Herzoge von Calabrien, als dem Generalvicar seines königlichen Vaters, zum Mitgliede der neugebildeten Regierungsjunta (11. Juli), dann, durch Decret vom 25. Juli, zum Gesandten beim wiener Hofe, wo er den Fürsten Ruffo ablösen sollte, ernannt. In den ersten Tagen des August trat er die Reise an, die jedoch schon am 28. Aug. in Klagenfurt ihr Ziel fand, indem der kaiserliche Hof den Besuch sich verbat. Wiederum disponibel geworden, sollte Gallo die Stelle eines königlichen Generallieutenants für Sicilien, dann, im December, als Nachfolger des Herzogs von Campochiaro das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übernehmen. Kaum demselben eingeführt, wurde er ausersehen, in der Fahrt nach Laibach des Königs Begleiter zu werden. Er erwartete den Monarchen in Florenz, und gelangte in dessen Gefolge, den 5. Jan. 1821, nach Mantua, wo der Delegat ihn wissen ließ, daß seine Weiterreise lediglich von den Bestimmungen eines zu erwartenden Cabinetsbefehles abhängen würde. Das Hinderniß war jedoch in den nächsten Tagen gehoben, am 8. Jan. brach Gallo von Mantua auf, aber in Udine traf ihn ein Schreiben König Ferdinand's, wodurch er angewiesen wurde, in Görz weitere Verhaltungsbefehle abzuwarten, indem die verbündeten Monarchen darauf bestånden, einzig das für seinen, des Königs, persönlichen Dienst erfoderliche Gefolge in Laibach aufzunehmen. Zu Görz unter polizeiliche Aufsicht gestellt, mußte Gallo mehren andern Beschränkungen sich unterwerfen, wie ihm dann der Kreishauptmann sogar den Courier versagte, mittels dessen er seinem König Rathschläge zukommen zu lassen gedachte. Es lag am Tage, daß seine Unzuverlässigkeit, zwar spät genug, erkannt, gewürdigt worden. Gleichwol gelang es ihm, ein Schreiben nach Laibach zu befördern, worin er dem Könige seine peinliche Lage vorstellte, auch um die Erlaubniß bat, nach der Heimath zurückzukehren, da vollkommen zwecklos die Verlängerung seines Aufenthaltes in Görz sei. Darauf wurde ihm durch Schreiben vom 14. Jan. die Verheißung fernerer Mittheilung, und am 29. Jan. erhielt er den Befehl, sofort, jedoch nur für seine Person, nach Laibach sich zu begeben. Gnädig empfing ihn daselbst Ferdinand IV., der zugleich ihn bedeutete, daß der Congreß zu einem Finalentschlusse in Beziehung auf die neapolitanischen Angelegenheiten gelangt sei. Daß er, Gallo, bei den solchem Resultat vorhergehenden Berathungen zugelassen werde, sei allen Bemühungen zu Trotz nicht zu erreichen gewesen, weil die neapolitanische Regierung in ihrer gegenwärtigen Gestalt von den Mächten noch nicht anerkannt worden. Wol aber habe man zugegeben, daß vor Abgang des Couriers, welcher den zu Neapel accreditirten Gesandten ihre letzten Instructionen überbringen würde, er, Gallo, von deren Inhalt in Kenntniß gesetzt werde, auf daß er vor dem Prinzen und der Nation Zeugniß ablege von der Einstimmigkeit der Verbündeten in Bezug auf die unabänderlich beliebten Entschließungen. Denselben Tag noch, den 30. Jan., wurde Gallo von dem Fürsten von Metternich zu einer großen Versammlung, in welcher alle die anwesenden Minister vereinigt, berufen. Die Instructionen wurden verlesen; Gallo meinte, in Bezug auf die darin ausgesprochenen Grundsätze, wie auf die Thatsachen, hätte er wol dem Congresse einige Betrachtungen submittiren können, indem dieses aber untersagt, müsse er sich beschränken, die Befehle seines Königs einzuholen. Am andern Tage erhielt er seine Abschiedsaudienz, und wurde ihm aufgegeben zu sein „consigliero al figlio, al parlamento, al popolo, di rassegnazione e di quiete," dann ein königliches Handschreiben dem Prinz-Regenten einzuhändigen. Dieses letztern Auftrages konnte er bereits am 9. Febr. sich entledigen, und waren die schriftlichen, und noch mehr die mündlichen, Mittheilungen dermaßen ernster Natur, daß der Prinz sich veranlaßt fand, auf der Stelle ein außerordentliches Parlament einzuberufen, dessen Sitzungen bereits vier Tage darauf eröffnet wurden, zumal die Deputirten nicht minder eilig gewesen, dem Rufe Folge zu leisten. Der Prinz sprach zuerst; nach seiner Entfernung trat Gallo auf, zu berichten vor Allem von seinen Reiseschicksalen, von dem ihm auferlegten Zwang, von der Vergeblichkeit seiner Bestrebungen, nach Laibach zu gelangen. Er erzählte, wie ihn dann endlich der König dahin gefodert, wie ihm der Befehl geworden, der Versammlung der Minister beizuwohnen, ohne doch eine Einrede vorbringen zu dürfen, nur um zu hören und hierauf im Fluge sich zu entfernen, damit er, in der Heimath angekommen, zur Ergebung in das Unvermeidliche, zum Frieden rathen könne. „Quel rapporto fu rapido, sincero, laudato. Quindi lesse la lettera del re al figlio, le lettere dei tre sovrani, le note degli ambasciatori d'Inghilterra e di Fiancia; palesó le conferenze tenute nella reggia la sera del 9., referè le ostili disposizioni delle corti d'Italia; non diè consigli, non diè preghiere; disse che il ministero esequirebbe i voleri del reggente, perchè il reggente seconderebbe le decisioni del parlamento: disegnò i benefizii e le speranze, in guerra, in pace, che nascono dalla concordia dei poteri, e parti." Der Krieg, unvermeidlich von

Anfang her, kam zum Ausbruche, das Königreich wurde von den Österreichern überzogen, die königliche Gewalt hergestellt, und Gallo trat für immer in die Dunkelheit zurück. Selbst nicht sein Todesjahr vermögen wir anzugeben. Von seiner letzten politischen Wirksamkeit urtheilt Coletta: „ne' consigli et ne' opere fu sagace, fido e anch'egli sventurato: nelle grandi quistioni di regno, accompagnando il re a Laybach, riferendo in parlamento, consultando nel congresso de' ministri, fu per i partiti più liberi ed animosi. Pure lo morse la maldicenza, mostro ciecco e rabbioso, nato di plebe, peste d'Italia." (*v. Stramberg.*)

GALLO (Pietro Anselmo), 1743 zu Casanova bei Vercelli im Piemontesischen geboren, studirte in Turin Medicin, promovirte daselbst 1771 (Diss. de musculis abdominis) und wurde weiterhin Arzt im großen Spedale S. Giovanni und Honorarprofessor der Medicin in Turin. Er starb 1815. In italienischer Sprache hat Gallo folgende Schriften herausgegeben: Einleitung in die praktische Medicin. (Vercelli 1779.) Bemerkungen über die venerischen Krankheiten. (1784.) Über die Irrthümer der Praktiker in der Medicin. (Turin 1800.) Über die Irrthümer bei Behandlung der Fieber. (Ebendas. 1800.) Über die Irrthümer bei Behandlung der intermittirenden Fieber. (Ebendas. 1802.) (*F. W. Theile.*)

GALLOCHE (Louis), 1670 zu Paris geboren und ebendaselbst 1761 gestorben, ist einer der Künstler, die in ihrer Zeit des höchsten Rufes genossen, um nachher fast gänzlich der Vergessenheit anheimzufallen. Seine Lehrer waren J. Le Moine und L. Boulogne, und zu weiterer Ausbildung besuchte er Italien. Er war Mitglied der Akademie und später sogar Rector derselben. Vieles ist von den Stechern seiner Zeit nach ihm gestochen worden, und auch sein Portrait von unserem vorzüglichen J. G. Müller. (*H. Weber.*)

GALLONE, ein englisches Hohlmaß von 277,275 englischen Kubikzollen. Die englische Hohlmaßeintheilung ist:

Quarter.		Bushels.		Pecks.		Gallons.		Quarts.		Pints.
1	=	8	=	32	=	64	=	256	=	512
		1	=	4	=	8	=	32	=	64
				1	=	2	=	8	=	16
						1	=	4	=	8
								1	=	2

sodaß hiernach die Gallone der achte Theil eines Bushels ist, und 1 Gallone 8 Pints enthält. — Da 1 Gallone = 253,954 preuß. Kubikzoll enthält, und da 1 preuß. Quart = 64 preuß. Kubikzoll ist, und 1 Metze = 3 Quart = 192 preuß. Kubikzoll, so ist

1 Gallon = 3,968 preuß. Quart = 1,323 preuß. Metze.

Nach französischem Maße ist die Gallone = 4,543458 Litres. (*J. Loth.*)

GALLOPAVO. Mit diesem Namen belegte Brisson (Ornithologie. 1760. I. S. 158) die von Linné Meleagris genannte Gattung der Familie Phasianidae. (*Cabanis.*)

Galloperdix, s. Ptilopachys.

Gallophasis, s. Phasianus.

GALLOT (Jean Gabriel), in der Mitte des 18. Jahrh. in Poitou geboren, studirte in Montpellier Medicin und prakticirte in Saint-Maurice-le-Girard. Im Journal de Méd. Chir. et Pharm. T. 34 finden sich mehre medicinische Beobachtungen von Gallot und in den Mém. de la Soc. royale de Médecine T. I. p. 405 eine Analyse des eaux minérales de Fontenelles, de la Brossardière, de Réaumur, de Boisse et de la Ramée en Bas-Poitou. Im J. 1786 wurde folgende Abhandlung Gallot's von der pariser medicinischen Akademie gekrönt und zum Druck bestimmt: Recueil d'Observations ou Mémoire sur l'Epidémie qui a régné en 1784 et 1785 dans la Subdivision de la Chataigneraye en Bas-Poitou. Suivi d'un Supplément sur les maladies régnantes pendant l'année 1786 etc. (Poitiers 1787. 4.) Dazu erschien noch: Supplément au mémoire général sur l'épidémie de 1784 et 1785, contenant l'histoire des maladies régnantes en 1786 dans le departement de la Chataigneraye et une grande partie du Poitou. (Poitiers 1787. 4.) Gallot genoß solches Ansehen, daß er in die Nationalversammlung gewählt und von dieser zum Secretair des Comité de Salubrité bestellt wurde. Als solcher veröffentlichte er: Vues générales sur la restauration de l'art de guérir; suivies d'un Plan d'hospices ruraux, pour le soulagement des campagnes, 1790, und: Observations sur le projet d'instruction publique, lu par M. Talleyrand-Périgord au nom du comité de constitution, et sur le projet de décret sur l'enseignement et l'exercice de l'art de guérir, présenté par le comité de salubrité. 1791. — Gallot starb während der ersten Revolution. (*F. W. Theile.*)

GALLUCCIO (Carlo), ein sicilischer Arzt, geb. den 24. Jan. 1633 in Messina, gest. ebendaselbst zu Anfang des 18. Jahrh. Er prakticirte in Messina, und gab heraus: Medicina completa ad Galenistarum mentem, in duos divisa tomos. (Messanae 1705. 4.) (*F. W. Theile.*)

GALLUS, GALLI, *Γάλλοι*, ist der Name einer eigenen Classe von Priestern, welche zunächst dem orgiastischen Cultus der Cybele und des Attys in Kleinasien angehören. Da dieser Cultus insbesondere in denjenigen Festen und den damit verbundenen Ceremonien seinen Hauptausdruck gefunden hat, welche das Verschwinden und das Wiederfinden des der großen Erd- und Göttermutter Cybele zugesellten Atys versinnbildlichen und damit gewissermaßen das gesammte, in dem Kreislaufe eines jeden Jahres sich entfaltende Leben der Natur darstellen sollten, insbesondere die mit dem Eintritte der winterlichen Zeit ersterbende Kraft der Natur und deren Wiedererwachen mit dem Eintritte des Frühlings, wie dies eben in dem Attys, als dem Symbol dieser schaffenden, das gesammte Leben in der Natur hervorrufenden und gewissermaßen in jedem Jahre erzeugenden Kraft, personificirt erscheint, so dreht sich auch der Dienst der Gallen, als der mit diesem Cultus verbundenen, ihm zugesellten Priester, hauptsächlich um diese Feste, welche mit dem Eintritte des Frühjahrs begannen. Der erste Tag des Festes, der

21. März, war ein Trauertag; die Pinie (pinus) oder fruchttragende Fichte, in deren Mitte das Bild des Attys aufgehängt war, ward abgehauen und in den Tempel der Göttin verpflanzt. Am zweiten Tage des Festes, der gleich dem ersten ein Tag der Trauer um den verlorenen Attys und die entschwundene Naturkraft, das erstarrte Naturleben war, erschallten die schweren und dumpfen Töne des phrygischen Hornes den ganzen Tag hindurch und gaben damit demselben eine düstere und ernste Haltung. Diese änderte sich mit dem Eintritte des dritten Tages, als Attys wiedergefunden war, und nun die Freude und der Jubel darüber sich in der ausgelassensten Weise kund gab, überschreitend jede Schranke des gewöhnlichen Lebens und der gewöhnlichen Ordnung bis zu fanatischer Wuth, die in furchtbarer Selbstverstümmelung sich kund gab. Unter dem rauschenden Schall der Musik erschienen die Priester, um zur Feier des Tages ihre orgiastischen Tänze aufzuführen, und dann, mit der brennenden Kien-fackel in der Hand, rannten sie unter wildem Geschrei herum, sich selbst an ihren Gliedern, Armen und Füßen verletzend, sodaß das Blut floß, grade wie dies von den Baalspriestern zu Samaria in gleicher Weise berichtet wird I. Buch der Könige XVIII, 28. Aber noch ärger war die Selbstverstümmelung, zu welcher die orgiastische Festfeier die nächsten Diener der Gottheit, ihre Priester, die Gallen, hinriß; es erfolgte die Selbstentmannung; in wilder Raserei und in wildem Taumel rissen sie sich die Kleider vom Leibe, ergriffen die zu diesem Zwecke bereitstehenden Messer oder Schwerter und vollzogen selbst an sich die blutige Handlung, die sie zu Eunuchen machte; das abgeschnittene männliche Glied ward nun statt des sinnbildlichen Phallus in der Procession feierlichst herumgetragen. Dieses Moment der in festlicher Raserei vollzogenen Entmannung ist es, das wir bei den Gallen insbesondere ins Auge zu fassen haben, um sie von andern Bezeichnungen der Priester zu unterscheiden, welche derselben Gottheit angehören, und somit in denselben Kreis dieses kleinasiatischen Cultus der Cybele fallen. Wie diese Göttin auch Cybebe[1]) hieß, so hießen auch die Priester derselben Cybeben, *Κύβηβοι*, und in diesem Sinne hatte, wie wir aus einer Stelle des Photius[2]) in dessen Lexikon ersehen, schon der alte Komiker Kratinus in den Thracierinnen den Ausdruck *Κύβηβος* von einem begeisterten (*θεοφόρητος*) gebraucht, wobei er unter Bezugnahme auf Simonides zur weiteren Erklärung hinzufügt, daß in diesem Sinne mit diesem Ausdrucke bei den Joniern der Metragyrtes und der jetzt sogenannte Gallus (*τὸν μητραγύρτην καὶ Γάλλον νῦν καλούμενον*) bezeichnet werde; woraus wir jedoch nicht mit Lobeck[3]) die allgemeine Folgerung ziehen möchten, daß der Ausdruck Gallus in diesem Sinne überhaupt neueren Ursprungs, und somit neueren Gebrauchs sei, da wir ihn vielmehr für ebenso alt und ursprünglich, wie den andern halten, aber seine weitere Verbreitung und Ausdehnung von seinen ursprünglichen Sitzen aus nach Europa, nach Griechenland zunächst, sowie später auch nach Italien, allerdings einer späteren Zeit beilegen. In sofern also erscheinen die Kybeben als eine der älteren Bezeichnungen dieser Priester des Cultus der Cybele und des Attys in Kleinasien, und scheint selbst in dem Worte der Charakter des festlichen Taumels, der Begeisterung und Raserei, wie sie sich bei den Festen dieser Gottheiten von Seiten dieser Priester kund gab, angedeutet zu sein. Sagt doch noch Eustathius (zu Odyss. II, 16. p. 76. ed. Bas.), daß, wer von der *Κυβήβη*, oder auch von einer andern Gottheit besessen sei, der werde *Κύβηβος* genannt, aber auch ebenso *σάβος*, *σαβάζιος*, *βάκχος*, *βαβάκτης* u. s. w., was uns immer wieder auf denselben Kreis des kleinasiatischen Naturdienstes zurückführt. Ebendahin gehört aber auch die Benennung der Korybanten, die ebenfalls als die Begleiter, als die Verehrer und Diener der großen phrygischen Göttermutter erscheinen[4]), ihr zu Ehren ihre Waffentänze aufführen, und von einem ähnlichen festlichen Taumel bis zur Raserei ergriffen, diese in ähnlichen Erscheinungen, der Selbstpein und der Selbstverstümmelung, kund geben; daher bei den Griechen der Ausdruck *κορυβαντιᾶν*, der zunächst diesen Dienst und diesen wilden Taumel der Priester der phrygischen Göttermutter bezeichnete, ganz allgemein von jedem ekstatischen, bis zu wilder Begeisterung und selbst Raserei ausartenden Zustande gebraucht ward und damit den Begriff einer übernatürlichen Bewegung des Innern, selbst in krankhaftem Sinne, verband[5]), wobei der Mensch außer Stand gesetzt ist, über sich selbst und seine Handlungen, wie seine Gedanken und Gefühle, die volle Herrschaft auszuüben. Endlich werden selbst die Kureten[6]), die mit den Korybanten so oft in Verbindung gebracht werden, auch auf solche Priester des orgiastischen Cultus der großen Göttermutter in Kleinasien bezogen. Diesen verschiedenen Benennungen reiht sich nun auch der Name der Gallen an, die wir in jedem Falle als priesterliche, mit der Gottheit in näherer Verbindung stehende, ihr gleichsam geheiligte und geweihete Personen, als Priester und Hierodulen uns zu denken haben, nicht aber, wie von Dale[7]) behaupten wollte, als fanatische Laien, welche in dem festlichen Taumel und der dadurch hervorgerufenen Raserei bis zur Selbstverstümmelung, gleichsam zur Ehre und Verherrlichung des Gottes, dem sie sich ergeben, schreiten. Was nun zuvörderst den Namen dieser Priester betrifft, so wird derselbe schon im Alterthume von einem phrygischen Flusse Gallus abgeleitet, wie dieses Plinius (H. N. V, 32, 42) bezeugt durch die Worte: Gallus, a quo nomen traxere matris deûm sacerdotes, und ebenso Herodianus (I, 11, 7), welcher

---

1) Vergl. *Hesychius* II. p. 364 seq. 2) Die andere Glosse des Photius lautet: *Κύβηβος· ὁ κατεχόμενος τῇ μητρὶ τῶν θεῶν, θεοφόρητος.* 3) Aglaophamus p. 660 in der Note.

4) s. das Nähere bei Lobeck a. a. O. S. 1141 fg., und besonders S. 1151 fg. 5) *Timaeus*, Lexic. Platonic. p. 163: *Κορυβαντιᾷν· παρεμμαίνεσθαι καὶ ἐνθουσιαστικῶς κινεῖσθαι*; s. dazu die Note des Ruhnkenius und vergl. *Sainte-Croix*, Recherches sur les mystères de pagan. I. p. 80. 6) s. das Nähere bei *Lobeck*, Aglaopham. p. 1112 seq. 7) Dissertatt. de Antiquitt. et Marmoribb. (ed. Amstelod. 1702. 4.) p. 139 seq. 793 seq.; s. dagegen Creuzer, Symbolik II. S. 43. Not. der zweiten Ausgabe.

von dem Feste spricht, das die Phrygier zu Pessinus feiern: ἐπὶ τῷ ποταμῷ Γάλλῳ παραῤῥέοντι, ἀφ' οὗ τὴν ἐπωνυμίαν φέρουσιν οἱ τῇ θεῷ ἱερώμενοι. Ebenso Plinius a. a. O. und VI, 1. XXXI, 2, 5. Insbesondere auch Paulus in den Excerpten aus Festus (p. 95. ed. *Müller*): *Galli* qui vocantur Matris Magnae comites, dicti sunt a flumine, cui nomen est *Gallo*; quia qui ex eo biberint, in hoc furere incipiant, ut se privent virilitatis parte [8]). Alii putant, ideo eos sibi genitalia incidere, quia violaverint nomen patris matrisve, ne possint ipsi fieri parentes (eine nicht ganz klare, weil wahrscheinlich unvollständig mitgetheilte, Ansicht). Auch Strabon (XII. p. 567) kennt diesen phrygischen Fluß Gallos als einen der Nebenflüsse des Sangaris, in den er sich mündet; von den darnach benannten Priestern schweigt er; dagegen spricht Stephanus von Byzanz, der diesen phrygischen Fluß *Γάλλος* gleichfalls in seinem Verzeichniß geographischer Namen aufgeführt hat, bei dieser Gelegenheit von einem Gallos und Attis, welche die Schamtheile abgehauen und dem Flusse den Namen gegeben; daher nenne man diejenigen, welche sich auf diese Weise verstümmeln, Gallen: *ἀπὸ ἐκείνου γὰρ τοὺς τεμνομένους τὰ αἰδοῖα Γάλλους καλοῦσι*; hier wird also der Name auf eine Gottheit zurückgeführt und der Begriff der Entmannung daran geknüpft; der Name des Gottes ist dann derselbe, wie der des ihm Geweiheten; und dies ist es eben, was uns bedenklich machen muß, den Namen dieser Priester oder Gott Geweiheten von einem Flusse abzuleiten, dessen Name selbst aus diesem heiligen Kreise zu stammen scheint, dem die Gottheit wie ihre Verehrer oder Diener ihren Namen verdankten. In dieser Hinsicht lassen sich an die angeführten Worte des Stephanus die Glossen des Phrynichus (p. 272) und Thomas Magister anknüpfen, welcher Letztere p. 138 seq. zu dem Worte *βάκηλος* bemerkt: — *σημαίνει δὲ τὸν ἀποτετμημένον τὰ αἰδοῖα· ὃν Βιθυνοί τε καὶ Ἀσιανοὶ γάλλον καλοῦσι* [9]); sonach wäre also das Wort ein bithynischer Ausdruck [10]), dessen Bedeutung immerhin einen Entmannten bezeichnet, und in diesem Sinne hatte schon Casaubonus [11]) das Wort als ein Adjectivum bezeichnet, das von einem jeden Entmannten oder Castraten gebraucht werden könne, wobei wir jedoch das Bedenken nicht unterdrücken können, ob das, was allerdings bei diesen Priestern der kleinasiatischen Naturgottheit als ein besonderes, den Griechen auch besonders auffallendes Moment hervortrat, die Selbstverstümmelung oder Entmannung, und damit zu dieser Namenserklärung späterer Grammatiker die Veranlassung gegeben, in dem Worte selbst ursprünglich enthalten sei, das ein neuerer Forscher aus dem Hebräischen herleitet, von גלל, wovon גָּלִיל, *Gallus*, d. i. versatilis [12]), sodaß wir also hier an einen von der Gottheit herumgedrehten, und so in jene bis zur Wuth und Raserei sich steigernde Begeisterung gebrachten, einen von der Gottheit Begeisterten und auch in diesem Sinne ihr Geweiheten und Geheiligten uns unter einem Gallus zu denken hätten. Daß die Römer der Kaiserzeit bei diesem Namen vorzugsweise an den Begriff von Castraten dachten, beweisen uns Stellen, wie die des Ovidius (Fast. IV, 183), wo der Dichter statt Galli den Ausdruck *semimares* gebraucht, oder des Seneca, der Epist. 108 dafür semiviri setzt, grade wie Juvenalis (VI, 513); während Catullus (LXIII, 12) dieselben gradezu weiblich nimmt und *Gallae* schreibt, nicht anders, wie Ovidius (Heroid. IV, 48) und der griechische Dichter in dem Fragment bei Hephästion (Cap. XII. p. 68. ed. *Gaisf.*).

Dieser Dienst der phrygischen Göttermutter, welchem die Galli angehören, sowie die darnach benannten Galliamben (s. d. Art.), d. h. die Festlieder und Festhymnen, welche von den Gallen bei ihrem Cultus abgesungen wurden und in Fassung und Inhalt den Charakter dieses Cultus an sich trugen, scheint aber von Phrygien aus auf andere nahe Länder und Culte übergetragen worden zu sein, namentlich auf den Cult der syrischen Göttin zu Hierapolis, die freilich in gar Manchem der in Phrygien als Cybele verehrten Gottheit sich nähert und nur eine veränderte Hypostase einer und derselben Grundidee ist, wie dies schon Lucian in der Schrift, die er dem Cult dieser Göttin gewidmet hat, andeutet, wenn er versichert (§. 15), von einem weisen Manne (*σοφὸς ἀνήρ*) vernommen zu haben, daß diese syrische Göttin keine andere sei, als die Rhea, und ihr Tempel das Werk des Attes, eines Lydiers, der zuerst die Orgien der Rhea gelehrt und auf seinen Wanderungen durch andere Länder auch nach Syrien gekommen, dort den Tempel errichtet und den Cultus dieser Göttin eingeführt. Lucianus gibt bekanntlich eine genaue Beschreibung dieses Tempels (§. 28 fg.), sowie seiner nächsten Umgebungen; er erzählt von den verschiedenen Thieren, die in dem Hofe weiden, Stiere, Pferde, Adler, Bären, Löwen, sämmtlich gezähmt und den Menschen unschädlich (§. 41); dann kommt er auf die zahlreiche Priesterschaft zu reden, welche theils mit dem Schlachten der Opferthiere, theils mit dem Darbringen der Libationen, theils mit andern auf den heiligen Dienst bezüglichen Verrichtungen beschäftigt war. Mehr als 300, versichert er, schritten zur Opferung, sie waren alle weiß

8) Dieser Ansicht folgt auch Ovidius (Fast. IV, 361):

Cur igitur Gallos, qui se excidere, vocamus?
Cum tanto Phrygiâ Gallica distet humus.
Inter, ait, viridem Cybelen altasque Celaenas
Amnis it insana nomine Gallus aqua.
Qui bibit, inde furit, procul hinc discedite, queis est
Cura bonae mentis, qui bibit, inde furit.

9) s. noch weitere Angaben und Belege in den Noten zu dieser Stelle in Bernard's Ausgabe. 10) Vergl. Te Water's Zusätze zu *Jablonski*, Opusc. de lingua Lycaonic. p. 113. 11) ad Lamprid. Heliogabal. Cap. 7: perperam vulgo per majusculam literam nomen Gallorum scribitur, quum Matris deorum sacerdotes significet; asiatica enim vox est, quae τὸν ἀπόκοπον significat neque a Gallicae populis ea notio manavit. Vergl. *Hieronymus*, Comment. ad Hos. Tom. III. p. 1261 seq.

12) s. Movers, Phönizier I. S. 687. Für diese Ableitung könnte vielleicht auch die Stelle des Servius zu Virgil's Äneis X, 220 angeführt werden, wo es heißt: Mater deûm dicta *Cybele* ἀπὸ τοῦ κυβιστᾷν τὴν κεφαλὴν [i. e. a capitis rotatione], quod semper *Galli per furorem motu capitis comam rotantes* ululantes futura pronuntiabant. Lucanus [I, 566] Crinemque rotantes sanguinei populi ulularunt tristia Galli.

gekleidet, nur der Oberpriester, der jedes Jahr wechselt, trug ein Purpurkleid und einen goldenen Turban (§. 42). Dazu kam noch eine andere Schar von priesterlichen Personen, Musikanten im Flötenspiel und der Syrinx, Gallen und Weiber in vollem Taumel und Raserei [13]) (§. 43). Von diesen Gallen berichtet er dann weiter (§. 50), wie sie die heiligen Cärimonien, Orgien nennt sie Lucian [14]), verrichten, sich an den Armen verwunden [15]) und ihren Rücken sich gegenseitig zum Schlagen oder Geißeln darreichen. Andere, welche bei diesen Cärimonien daneben stehen, begleiten dieselben mit Musik, Flötenspiel und Cymbelnschall; Andere singen dazu heilige Lieder. Das Alles geschieht übrigens außerhalb des Tempels, und die daran Theilnehmenden betreten den Tempel nicht. An diesen Tagen findet auch die Castration statt, oder, wie Lucian (§. 51) sich ausdrückt, sie werden Gallen — *καὶ Γάλλοι γίγνονται*. Während nämlich die Einen auf die bemerkte Weise mit Musik und Gesang das heilige Fest begehen, werden Andere von Wuth ergriffen [16]), ja sogar manche von denen, die blos gekommen waren, um dem heiligen Feste zuzuschauen, und nun geschieht Folgendes: Der Jüngling, der sich zu dieser Handlung entschlossen hat, wirft sein Gewand ab und schreitet in die Mitte unter lautem Geschrei, ergreift eins der schon seit vielen Jahren zu diesem Zwecke bereit liegenden Schwerter und vollzieht damit an sich die Entmannung, worauf er im Laufe durch die Stadt eilt, das abgeschnittene Männliche in seinen Händen tragend. Aus dem Hause aber, in welches er dasselbe wirft, empfängt er dann weibliches Gewand und Schmuck. Stirbt aber ein solcher Galle, so findet seine Bestattung ebenfalls auf eine besondere, von der gewöhnlichen abweichende, Weise statt.

Bemerkenswerth erscheint in dieser Beschreibung des Lucianus der Unterschied, den er zwischen den eigentlichen Priestern macht, welche die Geschäfte des Cultus, die Opferung u. dgl. besorgten, und der übrigen Schar geheiligter Personen (*ἀνθρώπων ἱρῶν*), zu denen er denn auch die Gallen rechnet, die demnach auf einer schon untergeordneten Stufe als eine niedere Classe des zum ganzen Tempeldienste gehörigen Personals erscheinen; ein Umstand, der es uns auch eher erklärt, wie es gekommen, daß die Gallen im Laufe der Zeit hier und dort in Verachtung sanken und als gemeine, herumziehende Bettelpriester gleich den von Kleinasien aus über das Abendland sich verbreitenden Agyrten oder Metragyrten, die ja auch in denselben Kreis des kleinasiatischen Cultus der Göttermutter gehören, betrachtet wurden; vergl. *Appulej.* Metamorph. VIII. p. 573. *Oudend.* Als charakteristischer Zug bleibt immerhin die Entmannung, wie sie im syrischen Cultus nach Lucian mit den heiligen Schwertern, im phrygischen Dienste aber nach Arnobius (adv. Gent. V, 16. p. 200) und Juvenalis (VI, 510) [17]) mit einer Muschel, testula oder testa, bei Plinius (H. N. XXXV, 11 [46]) testa Samia genannt, nach Catullus (LXIII, 5) mit einem scharfen Steine (acuta silice) vollzogen ward, und zwar freiwillig in einem Anfalle von heiliger Raserei, den die ganze Feier des Festes, die rauschende Musik, die dumpfen Töne der Flöten (Posaunen), wie der Schall der Pauken, und die laut erschallenden Hymnen hervorgerufen hatten; dies ist der furor Aodestius, wie ihn Arnobius (l. c. V, 16, vergl. I, 41) genannt hat; er machte den einmal von diesem Taumel Ergriffenen und Hingerissenen unempfänglich für alle Schmerzen, welche die Wunden, die er sich selbst zugefügt, und die Selbstverstümmelung des Körpers hervorgerufen hatte; von nun an ist der Galle ganz von der Gottheit erfüllt, die ihn über alle Gefühle des Körpers und des thierischen Leibes erhebt.

Aber auch äußerlich hört der Galle auf, mit der erfolgten Castration ein Mann zu sein; er empfängt, wie wir oben bei Lucian gesehen, weibliche Kleidung und weiblichen Schmuck; er sucht in Allem als Weib zu erscheinen [18]). Übrigens lebt der Galle darum doch mit Frauen, wie Lucian [19]) ausdrücklich bemerkt, und sind ihm die Frauen mit besonderer Liebe zugethan; Niemand, setzt Lucian hinzu, ist darum eifersüchtig, sondern man betrachtet dies als eine besonders heilige Sache. Auch hier schwebte dem Gallen Attis vor, der sich auch entmannt und Frauengewand angelegt hatte. Wie dieser erst, nachdem er sich entmannt, und dadurch den Schmutz der Materie, von der er sich vorher hatte anziehen und zu thörichten Handlungen hintreiben lassen, von sich entfernt, erst ein Weiser geworden, der nun den Körper zu einem der Seele würdigen Werkzeuge geschaffen, so sollte der Galle, ihm nachfolgend, sich gleichsam aller Materie, allem Körperlichen und Sinnlichen durch die Entmannung entziehen und dadurch einem höhern, geistigen Leben seine Seele zugänglich machen [20]). Wenigstens ist dies die Deutung, welche eine spätere Zeit der gräßlichen Sitte zu geben suchte, die Julian als ein Mittel der Anagogie der Seele zur Gottheit betrachten konnte! Wir zweifeln jedoch, ob ursprünglich solche höhere Ideen, durch welche die spätere Philosophie des Heidenthums auch diesen Auswuchs einer wilden Naturreligion zu retten und zu verklären bemüht war, dem ganzen furchtbaren Aberglauben, wie wir ihn in dieser Art allerdings im Alterthume, zumal in Asien, hier und dort finden, zu Grunde gelegen sind. Inzwischen werden wir doch aus diesen und ähnlichen Deutungen schließen können, daß der blutige Dienst der Gallen, der zu Lucian's Zeiten, also in der zweiten Hälfte

---

13) Die Worte des Lucian lauten: *ἔστι δὲ καὶ ἄλλο πλῆθος ἀνθρώπων ἱρῶν, αὐλητέων τε καὶ συριστέων καὶ Γάλλων καὶ γυναῖκες ἐπιμανέες τε καὶ φρενοβλαβέες.* 14) §. 50: *ἐν ῥητῇσι δὲ ἡμέρῃσι τὸ μὲν πλῆθος ἐς τὸ ἱρὸν ἀγείρονται· Γάλλοι δὲ πολλοὶ καὶ τοὺς ἔλεξα* (§. 43), *οἱ ἱροὶ ἄνθρωποι τελέουσι τὰ ὄργια, τάμνονταί τε τοὺς πήχεας* etc. 15) Ähnliches aus andern Schriftstellern führt Movers an (Die Phönizier I. S. 682. Note). 16) *ἐς πολλοὺς ἤδη ἡ μανίη ἀπικνέεται κ. τ. λ.*

17) Aber II, 116 spricht er von Messern (cultris). 18) *Firmicus*, De errore profann. religg. p. 6: Effoeminant vultum, cutem poliunt et virilem sexum ornatu muliebri dedecorant — Negant se viros esse — mulieres se volunt credi. Vergl. auch *Augustin.* De civ. dei VII, 26. 19) a. a. O. §. 22: *γυναῖκες Γάλλων ἐπιθυμέουσι καὶ γυναιξὶ Γάλλοι ἐπιμαίνονται, ζηλοτυπέει δὲ οὐδείς, ἀλλά σφισι· τὸ χρῆμα κάρτα ἱρὸν νομίζεται.* Vgl. auch §. 27. 20) s. die Belege bei Movers a. a. O. S. 688.

des 2. Jahrh. nach Chr., noch so sehr in Syrien blühte, selbst bis zu den Zeiten des Kaisers Julianus, also im 4. Jahrh. nach Chr., wenigstens theilweise noch fortgedauert. Wie er sich südwärts nach Syrien zu ausgedehnt hatte, so mag er auch nordwärts schon früh von den tiefer und mehr im Innern gelegenen Theilen Kleinasiens bis zu den Küstenstädten gedrungen sein, da wir bei Livius (XXXVII, 9) in der Geschichte des Krieges der Römer mit Antiochus lesen, wie im J. 562 u. c. oder 192 a. Chr., als der römische Feldherr zur Belagerung der am Hellespont auf europäischer Seite gelegenen Stadt Sestus schreiten wollte, ihm aus der Stadt die Gallen in feierlichem Aufzuge entgegenkamen und um Gnade baten; jam, so lauten die Worte des Livius, subeuntibus armatis muros fanatici Galli primum cum solemni habitu ante portam accurrunt; jussu se matris deum famulos deae venire memorant ad precandum Romanum, ut parceret moenibus urbique. Nemo eorum violatus est, mox universus senatus cum magistratibus ad dedendam urbem processit. Daß hier dieselben Gallen, die in fanatischer Wuth sich entmannt hatten, zu verstehen sind, wie wir sie oben kennen gelernt haben, zeigt schon der Beisatz fanatici; daß sie aber als heilige, der Gottheit geweihete Personen betrachtet wurden, zeigt ihr feierliches Auftreten, sowie der Umstand, daß erst, nachdem sie vorangegangen, der Senat und die Behörden der Stadt folgten; weshalb auch der Zusatz des Livius: Nemo eorum violatus est, hier nicht absichtslos und bedeutungslos erscheint. Einzelne dieser Gallen hatten schon früher als bettelnde, um ein Almosen im Namen der großen Göttermutter bittende Priester, als Agyrten oder Metragyrten (γένος μιαρώτατον)[21]), Griechenland durchzogen, ohne hier Gegenstand besonderer Achtung zu sein, auf die sie durch ihre ganze Haltung auch keinen Anspruch machen konnten.

Blicken wir weiter nach dem Abendlande, so scheint für Rom und Italien überhaupt die Verpflanzung des Cultus der Magna Mater aus Kleinasien nach Rom, wohin ihr Symbol in Gestalt eines vom Himmel gefallenen Steines im J. 548 u. c. oder 206 a. Chr. gebracht und feierlich aufgenommen ward, der Zeitpunkt gewesen zu sein, mit welchem, wie die Verbreitung kleinasiatischer Culte in dem Abendlande überhaupt, so auch in Folge dessen das Eindringen der Gallen beginnt. Wir wollen hier nicht berichten, mit welchen großen Feierlichkeiten die Aufnahme dieser Gottheit von Seiten des Staates erfolgte, wie bald ein eigener Tempel errichtet und im J. 561 u. c. oder 191 a. Chr. feierlichst eingeweiht, und wie damit die Einführung eigener Spiele, der Megalesia, verbunden ward. Wenn nun auch im Einzelnen dieser Cult dem kleinasiatischen möglichst nachgebildet war und in seinen einzelnen bedeutsamen Gebräuchen während der sechstägigen Hauptfeier daran sich zunächst anschloß, so finden wir doch, grade bei der besondern Heilighaltung dieses Festes, Nichts von dem ausgelassenen und ausschweifenden Charakter, den eben in Bezug auf die Gallen und ihre Entmannung der ganze Cult in seiner kleinasiatischen Heimath angenommen hatte. Am ersten Tage wurde ein grüner Fichtenbaum in den Tempel getragen, was die Bezeichnung arbor intrat veranlaßte; am zweiten Tage erschallten die Hörner und Posaunen, tubilustrium daher genannt; man suchte den verlorenen Attis, dessen Entmannung am dritten Tage (sanguen) gefeiert ward. Der vierte Tag war ein Freudentag (Hilaria): Attis war wiedergefunden; der fünfte Tag galt als ein Tag der Ruhe, während am sechsten die feierliche (symbolische) Abwaschung, Lavatio Matris Deûm, im Flüßchen Almo stattfand. Dazu kamen noch öffentliche Spiele und theatralische Belustigungen; man bewirthete sich gegenseitig; den Priestern, oder den dabei betheiligten Personen überhaupt, war eine Collecte verstattet, was von Cicero[22]) ausdrücklich mit dem Bemerken hervorgehoben wird, wie jedes andere Einsammeln oder Betteln der Art zu Rom untersagt gewesen. Auffallend, und als Zeugniß für die Reinheit des Cultus beachtenswerth, wenn auch nicht ganz übereinstimmend mit dem, was die römischen Schriftsteller über die Theilnahme der Römer an diesem Cultus berichten, ist die Angabe des Dionysius von Halikarnaß (Antiqq. II, 19), wo dieser Grieche seine Verwunderung ausspricht darüber, daß, obwol so viele Fremde in Rom zusammenströmten, die ihren Göttern nach ihrer Weise zu dienen hatten, doch nie die Römer selbst eine Lust angewandelt, fremde Gebräuche und Einrichtungen nachzuahmen, sondern daß sie da, wo sie in Folge eines Göttergebotes (κατὰ χρησμούς) einen Cult eingeführt, diesen nach ihren eigenen Gesetzen gepflegt und jeglichen abergläubischen Fabelwerkes (τερθρεία μυθική) dabei sich entschlagen, wie eben bei dem Cult der idäischen Mutter. Hier veranstalten die Prätoren alljährig Opfer und Wettspiele nach römischer Weise (κατὰ Ῥωμαίων νόμους); den Dienst der Gottheit selbst besorgt ein Phrygier und eine Phrygierin (ἱερῶται δὲ αὐτῆς ἀνὴρ Φρὺξ καὶ γυνὴ Φρυγία); diese ziehen herum in der Stadt, eine Beisteuer, der Sitte gemäß, sich erbittend; um ihre Brust hängen kleine Bildchen, und während sie selbst die Trommel schlagen (τύμπανα κροτοῦντες), begleiten andere, die ihnen folgen, mit Flötenmusik die zum Lobe der Göttermutter aus ihrem Munde ertönenden Festlieder. Von den eingeborenen Römern aber nimmt keiner Antheil an dieser Collecte, keiner folgt in buntem Gewande dem unter dem Schalle der Flöten durch die Stadt sich bewegenden Zuge, oder nimmt Theil an der Feier des Festes nach phrygischer Weise, gemäß dem Gesetze und der Verordnung des Senats. So gewissenhaft enthält sich die Stadt fremder Gebräuche im Cultus und vermeidet Alles, was nicht

21) Bei *Athenaeus* V. p. 226 oder p. 371. *Schweig.* Mehr bei *Ruhnken.* ad *Timaei* Lex. Plat. p. 10 seq. Vergl. auch *Apulej.* Metamorph. VIII. p. 573. ed. *Oud.*

22) De legg. II, 16: „stipem sustulimus nisi eam, quam ad paucos dies propriam Ideae Matris excepimus. Implet enim superstitione animos et exhaurit domos.“ Ebendaselbst II, 9: „Praeter Ideae Matris famulos eosque justis diebus, ne quis stipem cogito.“ Vergl. auch *Ovid.* Fast. IV, 350 seq., der diese Sitte als Rest und Erinnerung an die erstmals von Metellus zur Erbauung des Tempels erhobene Collecte betrachtet.

wohlanständig ist — *πάντα ὀκνεῖται τῦφον, ᾧ μὴ πρόσεστι τὸ εὐπρεπές*. Diese ausdrucksvollen Worte, mit welchen Dionysius seine Betrachtung schließt, scheinen fast eine Anspielung zu enthalten auf die in Kleinasien selbst mit diesem Cult verbundenen Ausschweifungen, welche das ernstere und strengere Rom von sich, bei Aufnahme dieses Cultus, fern zu halten wußte. Und dasselbe scheint auch aus der Schilderung dieses Cultus, wie wir sie bei Ovidius in den Fasten lesen, hervorzugehen, da dieser erst am Schlusse der ganzen Festbeschreibung (IV, 361 seq.) der sich entmannenden Gallen gedenkt, und die Frage nach der Benennung dieser Castraten und nach der Veranlassung dieser Castration, die er aus dem begeisternden, zur Raserei treibenden Tranke des Flusses Gallus herleitet, daran knüpft in einer Weise, die uns ebenfalls erkennen läßt, daß in Rom bei Einführung des Cultus der phrygischen Göttermutter diese Gräuelthaten nicht stattgefunden. Wenn nun die eigentlichen Priester dieses phrygischen Cultus auch Phrygier waren, wie Dionysius (a. a. O.) angibt, so scheint doch die Sprache, der man sich bei diesem Cultus bediente, die griechische gewesen zu sein, indem Servius (zu Virgil's Georgica II, 394) auf dies, als auf eine Ausnahme, besonders aufmerksam macht. Hymni, sagt er, Libero apud Graecos Graeca, apud Latinos Latina voce dicuntur. Hymni vero matris deûm ubique propriam, i. e. *Graecam linguam* requirunt. Und sonach mag wol Catull's Atys (nr. LXIII) als eine lateinische Bearbeitung solcher griechischen Festhymnen anzusehen sein.

Wenn also in den ersten Zeiten der Einführung des phrygischen Cultus zu Rom keine Gallen ausdrücklich genannt werden, und dieser Cultus überhaupt in Rom von den Ausschweifungen sich fern gehalten, welche im kleinasiatischen Mutterlande damit verknüpft waren, so scheint doch später dies sich geändert zu haben, namentlich seit dem Beginne der Kaiserzeit, wo mit dem zunehmenden Eindringen auswärtiger Culte und mit der zunehmenden Entartung derselben auch die Galli in Rom Eingang und selbst Verbreitung gewonnen haben. Nicht blos, daß Ovidius, wie wir gesehen, die Gallen, und zwar als Castraten, kannte, so stellt uns Juvenalis den Vorsteher des Cultus der Göttermutter, oder den Oberpriester als Gallen, d. h. als Castraten, dar, Sat. VI, 511 seq. (vergl. II, 116):

> — — Ecce furentis
> Bellonae matrisque deûm chorus intrat et *ingens*
> *Semivir*, obscoene facies reverenda minori,
> Mollia qui rupta secuit genitalia testa
> Jam pridem, cui rauca cohors, cui tympana cedunt
> Plebeja et Phrygia vestitur bucca tiara u. s. w.

Hier ist wol kein anderer gemeint, als der *Archigallus*, matris deûm magnae Ideae et Attis populi Romani, wie er in einer Inschrift bei *Gruter*, Inscr. Thes. p. CCCVIII, 7 und *Orelli*, Inscriptt. Coll. nr. 2320, und in einer andern bei *Muratori*, Nov. Thes. Inscr. p. 161, 3, und in einer dritten bei *Orelli* nr. 2321 heißt. Eine Abbildung eines solchen Archigallus nach einem alten Denkmale, auf welchem auch die verschiedenen, bei diesem Cult üblichen, musikalischen Instrumente sich dargestellt finden, gibt nach Foggini (Mus. Capitol. IV, 6) und Winckelmann (Monum. inedit. nr. 8) Millin in der Galérie mytholog. Tab. LXXXII. nr. 15; vergl. den dazu gehörigen Text Bd. I. S. 5. Von einer eigenen Tracht dieser Galli bei ihrer priesterlichen Verrichtung, einer Art von Tunica mit herabfallenden Purpurstreifen, spricht der alte Scholiast des Juvenalis zu Satir. VIII. Vers 207. Auch scheinen diese Gallen, um sich das Ansehen von Weibern zu geben, neben der weiblichen Tracht, von der schon oben die Rede war, selbst weiße Farbe oder Schminke aufgelegt zu haben; s. bei *Lobeck*, Aglaopham. p. 655. Ganz bestimmt spricht aber Augustinus (De Civ. Dei VII, 26) von der Einführung der Gallen in Rom auf folgende Weise: at vero ista magna deorum mater etiam Romanis templis castratos intulit atque istam saevitiam moremque servavit: credita vires adjuvare Romanorum exsecrando virilia virorum. Um welche Zeit aber die Einführung dieser Gallen in den römischen Cult der Göttermutter und die Verbreitung der Gallen in Italien überhaupt erfolgt ist, möchte näher zu bestimmen kaum möglich sein, und nur im Allgemeinen in die Zeiten zu verlegen sein, wo in Folge der näheren Bekanntschaft mit dem Orient und der in denselben eingedrungenen römischen Waffen aus den eroberten Ländern Asiens Menschen jeder Art, Freie, wie Sklaven, nach Rom strömten, orientalische Sitten, wie Culte, und damit auch alle die damit verknüpften Ausartungen in Rom einführten. Zu den Zeiten Varro's muß dieses bereits der Fall gewesen sein, da er, wie wir aus einigen Fragmenten der Eumeniden einer Satyre desselben, welche Nonius an verschiedenen Orten aufbewahrt hat, ersehen, eine Darstellung dieses Cultus gegeben hatte, deren Verlust wir nicht wenig zu beklagen haben; Varro scheint einen Zuschauer des Cultus, der selbst gewissermaßen daran Theil genommen, redend und das, was er gesehen, erzählend, einzuführen; hier stoßen wir zuerst auf die Worte: En demum praeter Matris Deûm aedem exaudio cymbalorum sonitum [23]); weiter sind uns die Verse erhalten, welche die rauschende Musik der entmannten Gallen schildern [24]):

> Tibi tympana, non inanis sonitus Matris Deum
> Tonimu'! Tonimus tibinos tibi nunc *semiviri*
> Teretem comam volantem jactant Galli tibi.

Auch der vom phrygischen Horn erzählende Vers gehört hierher:

> Phrygius per ossa cornu liquida canit anima [25]).

Auf die ausgelassene Festfeier selbst beziehen sich die folgenden, von Nonius (p. 119) als Beweis des Gebrauches des (von den Galli offenbar abgeleiteten) Wortes *gallare* in dem Sinne von bacchari angeführten, in einer sehr verderbten Gestalt auf uns gekommenen Worte,

---

23) Bei *Nonius* p. 529. Hier, wie im Folgenden, sind wir der Zusammenstellung bei *Ohler*, Saturr. Menipp. Reliqq. p. 121 seq. gefolgt. 24) Bei *Nonius* p. 49 (tonimus positum pro sonamus etc. und tibinos a tibiis modos etc.); vergl. p. 329 s. v. *jactare*. 25) Bei *Nonius* p. 233 und 334.

die wir daher nach Öhler's Verbesserung mittheilen: Cum illo vento video Gallorum frequentiam in templo, qui dum in esseda coronam adlatam imponeret aedilis signo, essedam et deam (also das in einer esseda befindliche Bild der Göttermutter) gallantes vario retinebant studio; eben darauf scheinen sich auch die allerdings etwas dunkeln Worte zu beziehen, welche bei demselben *Nonius* p. 102 s. v. *excantare*, d. i. excludere, stehen: Ubi vident se cantando ex ara excantare non posse, deripere incipiunt. Jedenfalls aber gehören in diese Festbeschreibung, vielleicht als Schluß derselben, die Worte (bei *Nonius* p. 487): Ruditatem an pudorem Gallûm, coepit mihi, vereris, wobei freilich Ruditatem (statt pruditatem oder puditatem) und vereris (statt videri) nur Verbesserungen Öhler's sind, um in die Stelle einen passenden Sinn zu bringen; ferner die Verse (p. 119. 267. 386 bei *Nonius*):

> Nam quae venustas his adest gallantibus
> Quae casta vestis? aetas quae adulescentium?
> Quae teneris species?

Da Varro in dieser Satyre vorher die Verkehrtheiten und Narrheiten der Philosophen[26]) besprochen hatte, so mag er wol daran die Darstellung einer andern noch gräulicheren Verirrung des menschlichen Geistes, wie sie in dem Cultus der kleinasiatischen Göttermutter und in der daran geknüpften, in festlicher Raserei vollzogenen Selbstentmannung stattfand, gereiht haben. Die Sage von den Gallen, die durch ihre Trommeln und Pauken (tympana) einst einen Löwen, der ihnen begegnet, so zahm gemacht, daß er mit den Händen sich von ihnen betasten ließ, hatte Varro gleichfalls in einer andern Satyre (ὄνος λύρας) berührt; s. das Fragment bei *Nonius* p. 483. Wie aber in jenen Stellen *gallare* von diesen Gallen und ihrem festlichen Taumel abgeleitet, oder vielmehr auf sie zurückgeführt wird, so möchte vielleicht selbst *gallulare*, das in dem Sinne von *puerascere* derselbe Nonius (p. 116) aus einem Exodium des komischen Dichters Novius anführt, auf die gleiche Wurzel zurückzuführen sein, und auch in dieser Hinsicht einen Beweis für das Vorhandensein der Sache und der Sitte selbst in Rom abgeben können.

Auch die mit Juvenalis übereinstimmenden Angaben des Plinius von der Selbstentmannung der Gallen (H. N. XI, 49, 109 und XXXV, 12, 46) weisen auf das Bekanntsein dieser Sitte zu Rom in diesen Zeiten hin; desgleichen die Gedichte des Martialis III, 81 (in Baeticum Gallum), XI, 75 (de Baccara), vgl. XI, 73, 2 und *Quintil.* Inst. Oratt. VII, 9, 2. Und selbst der christliche Dichter Prudentius hat sich in einem seiner Gedichte, das wir wol an den Anfang des 5. Jahrh. werden verlegen dürfen (Peristephan. X, 197 seq.), darüber ausgesprochen: was, wenn wir die angeführte Stelle des Augustinus damit verbinden, uns zu dem Schluß berechtigt, daß bis in diese Zeiten des 5. Jahrh. hinein noch Spuren dieses scheußlichen Aberglaubens heidnischer Zeit sich erhalten hatten, die erst mit der allgemeinen Ausbreitung des Christenthums ihren völligen Untergang und ihr gänzliches Ende erreicht haben. (*Baehr.*)

GALLUS (Johann). 1) Pfarrer zu Sulzfeld im Kreichgau; einer der ersten Beförderer der Reformation in Schwaben, der aber in Ansehung seiner Lebensumstände sehr unbekannt ist, obwol David Chyträus in seiner 1562 erschienenen Oratio de Creichgovia mit großer Verehrung von ihm spricht. Er rechnet ihn daselbst unter die wenigen Männer, welche schon seit 1521 oder 1522 die ersten Gründe der gereinigten Religion in jener Gegend gelegt hätten, und berichtet damit übereinstimmend, daß derselbe, zu der Zeit, wo er dieses schrieb, bereits 40 Jahre zu Sulzfeld und in der ganzen Umgegend die Kirche Gottes mit dem Worte der heilsamen Lehre und standhaftem Glaubenseifer regiert, und zugleich auf seine eignen Kosten Jünglinge von glücklichen Anlagen für den Dienst der Kirche und der Wissenschaften freigebig unterstützt habe. Das Letztere war dem Chyträus selbst widerfahren, der in einem an ihn geschriebenen Briefe vom 18. Febr. 1556, womit er ihm seine Enarratio in Exodum zueignet, seinen Dank dafür ausspricht, daß Gallus ihm von Jugend auf väterliche Liebe erwiesen, und ihn durch seinen Rath und sein Ansehen unterstützt habe, daß er in Wittenberg den Unterricht der vortrefflichsten Lehrer habe genießen können; zugleich rühmt er die Wachsamkeit, Treue und Standhaftigkeit, mit welcher er die evangelische Kirche im Kreichgau gesammelt, und unter den größten Gefahren gegen Verfolger und Schwärmer so erhalten habe, daß sie andern Kirchen zum Muster dienen könne. Gallus gehört übrigens unter diejenigen schwäbischen Prediger, welche mit Brentius und Andern im J. 1525 das bekannte Syngramma gegen Ökolampadius unterschrieben.

2) Senior des evangelischen Ministeriums, Professor der Theologie und Pfarrer an der Predigerkirche zu Erfurt; war zu Erfurt von ehrbaren Ältern geboren und begann daselbst im J. 1554 sein Universitätsstudium. In der Universitätsmatrikel ist er unter dem Namen Galle eingeschrieben, sodaß die Vermuthung, als ob er seinen Namen aus dem teutschen Hahn latinisirt habe, nicht stattfindet. Im J. 1559 erhielt er die Magisterwürde und wurde 1563 zu einem Predigtamte nach Weimar berufen, kann aber dort nicht lange geblieben sein, da wir ihn schon 1567 als Pfarrer an der Regelerkirche zu Erfurt wiederfinden. Er scheint hier auch in der gelehrten Welt in Ansehen gestanden zu haben, denn da er als Magister Mitglied der Universität war, so wurde er 1569 zum Rector derselben gewählt, welches Amt er ein Jahr lang bekleidete. Dieses Rectorat gab aber Anlaß zu großen Streitigkeiten unter der evangelischen Geistlichkeit zu Erfurt, indem der damalige Senior Ministerii Andreas Poach und einige andere seiner Amtsgenossen, in übertriebenem antipapistischem Eifer, den öffentlichen Umgang eines evangelischen Predigers mit katholischen Geistlichen, welchen die Verhältnisse eines Rectors der Universität bei der dortigen Verfassung nothwendig herbeiführten, so anstößig fanden, daß sie ihm die Ablehnung des Rectorats

26) Hier kam unter Anderem die Stelle vor:
> Postremo nemo aegrotus quicquam somniat
> Tam infandum, quod non aliquis dicat philosophus.

zur Pflicht machten, und als er sich diesem Ansinnen nicht fügte, öffentlich dawider protestirten, woraus dann, unter Herbeiziehung anderer Streitpunkte, eine jahrelange Zänkerei entstand, die erst 1572 mit der Entfernung einiger Hauptgegner des Gallus beendigt wurde. Um dieselbe Zeit übernahm Gallus, neben seinem Pfarramte, zugleich die sogenannte Neunpredigerstelle, wurde 1573 zum Professor der Theologie augsburgischer Confession, und 1575 zum Senior des evangelischen Ministeriums ernannt. Diese letztere Beförderung veranlaßte aber, da einige der ihm nunmehr untergebenen Geistlichen damit unzufrieden waren, eine Wiedererweckung der alten Streitigkeiten, die erst 1580 durch eine von dem Stadtrath aufgerichtete, sogenannte Pacificationsformel beigelegt wurden. Inzwischen hatte Gallus 1577 auf der Universität Jena die Würde eines Licentiaten und einige Jahre später die eines Doctors der Theologie angenommen. Im J. 1586 vertauschte er seine bisherigen Predigtämter mit dem Pfarramte an der Predigerkirche, bekleidete dasselbe aber nur kurze Zeit, indem er schon am 17. Juni 1587 starb. Seine Schriften, theils theologischen Inhalts, theils in lateinischen Gedichten bestehend, sind: 1) Carminum lib. I. S. a. Die Gedichte sind großentheils an einzelne seiner gelehrten Zeitgenossen gerichtet und geben daher für die Gelehrtengeschichte manchen Aufschluß. Ob noch mehr Bücher erschienen, ist mir unbekannt. 2) Intimationum liber. Additae sunt Elegiae quatuor ab amicis in Rectoratu scriptae. (Erf. 1571.) Die Intimationen sind die während seines Rectorates von ihm geschriebenen Programme. 3) Laienpredigt vom heiligen Abendmahl. (Erf. 1577. 4.) 4) Hymnorum liber. (Erf. 1578.) 5) Pietatis christianae Enchiridion poëticum. (Erf. 1578.) 6) Doctrinae de Coena Domini simplex methodus loco confessionis edita. (Erf. 1578.) Auch teutsch: Erklärung vom hochwürdigen Sacrament des wahren Leibes und Blutes Christi, sammt Erklärung etlicher nothwendiger Fragen. (Ebend. 1578.) Von Sprocovius übersetzt, und von Gallus selbst mit einer Vorrede begleitet. 7) Eine christliche tröstliche Predigt von den Engeln. (Erf. 1579. 4.) 8) Synopsis h. e. enarratio brevis Psalmi XVI. qui est perspicua et illustris prophetia de passione, morte, sepultura, descensu ad inferos, resurrectione a mortuis et aeterna glorificatione Domini et Salvatoris nostri Jesu Christi, tradita in Acad. (Erf. 1580.) (*H. A. Erhard.*)

GALLUS (Johann), soll der Name eines Formschneiders gewesen sein, von welchem wir mehre vorzügliche Arbeiten in Helldunkel (Clair-obscur oder Camayeu) besitzen. Alle nähern und bestimmtern Nachrichten über die Richtigkeit dieses Namens, das Vaterland oder die Lebensverhältnisse des Künstlers fehlen gänzlich. Bartsch beschreibt von ihm im Peintre-Graveur T. XII vier Blätter, helldunkel von vier Platten nach Marco Pino von Siena, die einen Künstler verrathen, welcher ungefähr ein Zeitgenosse von Hugo da Carpi, Andrea Andreani, diesen Meistern in der Holzschneidekunst, nicht nachstand. Brulliot erwähnt noch eines Helldunkels nach P. Farinati und einer Folge von Darstellungen aus der Geschichte des Äneas, welche letztere jedoch uns eher von anderer Hand herzurühren scheinen. (*H. Weber.*)

GALLUS (Andreas), Arzt zu Trenta in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts und Leibarzt Kaiser Ferdinand's I., ist Verfasser der Schrift: Fasces de peste et peripneumonia pestilentiali. (Brixiae 1565. Fol.), die aber vom Sohne herausgegeben wurde. (*F. W. Theile.*)

GALLUS (Paschalis), eigentlich Lecoq genannt und 1567 in Poitiers geboren, wurde daselbst im J. 1597 Doctor der Medicin. Er schrieb: Bibliotheca medica sive Catalogus illorum, qui ex professo artem medicam in hunc usque annum scriptis illustrarunt, nempe quid scripserint, ubi, qua forma, quove tempore scripta excusa aut manuscripta habeantur. (Basil. 1590.) Desgleichen: Oratio de galli gallinacei natura et proprietatibus. (Pictavii 1613.) Er ist ferner Verfasser des Index geminus in Aristotelem, scilicet auctorum, qui libros Aristotelis illustrarunt et quid quisque scripserit, welcher sich in des Casaubonus Ausgabe von Aristoteles findet. Er starb in Poitiers am 18. Aug. 1632. (*F. W. Theile.*)

GALLUS (Gottfried Traugott), geb. am 1. Sept. 1762 zu Sommerfeld in der Neumark, ward 1785 Conrector an der Stadtschule zu Crossen. Zehn Jahre später (1795) erhielt er eine Pfarrstelle zu Hagenburg und Altenhagen in der Grafschaft Schaumburg-Lippe. Er starb dort am 25. Oct. 1807 [1]). Sein literarischer Ruhm gründet sich auf sein Handbuch der brandenburgischen Geschichte. (Züllichau 1787—1790. 4 Bde.) Bei einer zweiten Auflage dieses Werkes, die unter dem Titel: Geschichte der Mark Brandenburg (Ebend. 1792—1801.) in vier Octavbänden erschien, wurden noch zwei hinzugefügt mit dem Nebentitel: Geschichte Friedrich Wilhelm's I., Friedrich's II. und Friedrich Wilhelm's II. (Ebend. 1803—1808.) Das genannte Werk, wegen der trefflichen Auswahl der wichtigsten und interessantesten Begebenheiten höchst schätzbar, empfiehlt sich durch eine anziehende Darstellung und Freimüthigkeit des Urtheils. Unter der Überschrift: Wie kam Preußen zu dem brandenburgischen Churhause, und welche Rolle spielte Polen dabei? findet man ein historisches Fragment von Gallus in der teutschen Monatsschrift 1794. 10. St. S. 163 fg. [2]). (*Heinrich Döring.*)

GALLUS *). Ist der Gattungsname für die Gruppe der Kammhühner. Die Gattung Gallus wurde von G. R. Gray (List of the Genera of Birds) als Typus einer eignen Unterfamilie der Phasaniden, unter dem Namen: Gallinae, betrachtet und von den Phasanen, Phasianinae, getrennt. Unter letzterem Namen haben wir beide

---

1) Nicht 1806, wie Meusel im Gel. Teutschl. 13. Bd. S. 438 erwähnt. 2) s. Meusel a. a. O. 2. Bd. S. 481. 9. Bd. S. 401. 11. Bd. S. 254. 13. Bd. S. 438. 17. Bd. S. 663. Baur's Neues historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch. 6. Bd. S. 458 fg.

*) In Linné's Syst. Nat. 1735 findet sich der Name Gallina für diese Gattung angewendet, jedoch vereinigte Linné in seinen spätern Ausgaben, so namentlich auch in der zwölften, die Gruppe mit der Gattung Phasianus.

Unterfamilien in eine vereinigt und bereits früher abgehandelt (s. den Art. Phasianus). Es bleibt uns daher hier nur noch übrig, einige nöthige Ergänzungen in Bezug auf diesen Artikel nachzutragen.

Zur Gattung Gallus:

Als neue Art wird von G. R. Gray aufgeführt:

† G. Temminckii *G. R. Gray*, Gen. of Birds App. p. 30[c]; *id.* Proc. Zool. Society of London. 1849.

Ferner ist Gallus varius von Gloger (Handbuch der Naturgeschichte. S. 387) als eigne Gattung abgesondert.

Gen. Creagrius *Glog*. 1842. Gabelschwanzhuhn.

Charakterisirt durch einen gabelförmigen und wagerecht stehenden Schwanz, einen glatten, nicht ausgezackten Fleischkamm, ferner durch Mangel der Kehllappen, durch den Besitz einer kleinen nackten Kehlwamme und durch die jederzeit rundliche Bildung seiner Halsfedern.

C. varius *Glog*. (Gallus varius etc.)

Zur Gattung Alectryon:

Die von Reichenbach neuerdings gebildete Gattung Acomus (1848) ist als identisch mit der von uns unter obigem Namen begründeten zu betrachten, da der Typus von Acomus, der Phasianus purpureus *Gray*, welchen wir als abweichende Art zu Gennaeus stellten, von G. R. Gray neuerdings (Gen. Birds App. p. 24) sogar als identisch mit Alectryon erythrophthalmus angegeben wird. Die von uns erwähnte abweichende Beschilderung des Vorderlaufs von Alectryon basirt bis jetzt nur auf Untersuchung eines einzigen uns zugänglichen Exemplars; es fragt sich daher, ob das Kennzeichen sich als constant bewähren wird. G. purpureus hat zwei Reihen Schilder am Vorderlauf, stimmt aber in den übrigen Charakteren vollkommen mit Alectryon und steht daher besser bei dieser Gattung als bei der Gattung Gennaeus und zwar bis auf Weiteres als dritte Art:

A. purpureus (Gennaeus purpureus etc.), da wir die Identität mit A. erythrophthalmus bezweifeln.

Ein von Guérin-Meneville in der Iconographie du Règne Animal, oiseaux. p. 26. t. 43. fig. 2 als Houppifer Diardi *Cuv.* Gal. du Mus. beschriebener, von G. R. Gray (Gen. Birds App. p. 24) als Gallophasis Diardi aufgezählter Vogel gehört sicher zur Gattung Alectryon. Guérin sagt von dem Vogel: „er hat einige Beziehungen zu Phasianus ignitus *Shaw*. (t. 321) und zu dem von Vieillot (Gal. t. 207) abgebildeten, aber der Kopf ist ohne Schopf. Gefieder schwarzblau, wenig glänzend; das Gefieder des Rückens und der Flügel ist mit unzählig vielen kleinen weißen Querlinien versehen; der Bürzel ist rostroth; die Steuerfedern schön gelb; die (nackte) Augengegend scheint roth gewesen zu sein. Wir glauben, daß dies einzige Individuum des Museums Nichts als ein Jugendzustand des Phasianus ignitus sein mag." In der Abbildung ist der Schnabel gelb, der Bürzel roströthlich und die oberen Schwanzdecken sind purpurroth. Als Vaterland wird Java angegeben.

Beziehungen zu Phasianus ignitus, wie Guérin angibt, scheinen uns bei dem fraglichen Vogel nicht vorhanden zu sein, wol aber sehr nahe zu Alectryon erythrophthalmus, wie sich ziemlich deutlich aus der angeführten Beschreibung ergibt und glauben wir aus diesem Grunde den Vogel nicht als eigne Art aufzählen zu dürfen, sondern ihn mit Alectryon erythrophthalmus (vielleicht als jüngeres Männchen), identificiren zu müssen.

Zur Gattung Gennaeus:

Von Gennaeus leucomelanos wird als Art zu sondern sein:

G. melanotus (Euplocomus melanotus *Blyth.* Journ. Asiatic. Soc. of Bengal 1844. Gallophasis melanotus *G. R. Gray*. Gen. Birds App. p. 24). Die Unterschiede dieser Art von G. leucomelanos haben wir bereits früher bei letzterer angegeben.

G. lineatus *Wagl.* Das Weibchen dieser Art ist von Lesson (l. c. t. 9) abgebildet; es unterscheidet sich vom Männchen durch die bei den Weibchen in der Regel vorherrschende bräunliche Färbung der Oberseite und eine röthlichbraune Färbung des Gefieders der Unterseite, welches dunkle, hell eingefaßte Schaftstriche zeigt. Charakteristisch ist auch hier die weißliche Grundfarbe der mittelsten Schwanzfedern.

Die früher als Gennaeus Wallichii aufgeführte Art wird von Gennaeus abgesondert und als Typus einer eignen Gattung betrachtet werden müssen, welche folgendermaßen zu charakterisiren ist:

Gen. Catreus**) n. gen. Streitfasan.

Der stärkere, etwas an Lophophorus erinnernde Schnabel, die weniger nackte Augengegend, der Mangel langer lanzettförmiger Federn an der Brust u. s. w., die stärkeren Füße ohne vollständig entwickelte große Schilde an den Laufseiten, sowie der längere, nicht dachförmige Schwanz mit verlängerten Mittelfedern und eigenthümliche Färbung charakterisiren diese Gattung zum Unterschiede von der nächstverwandten Gennaeus genugsam.

1) C. Wallichii. (Lophophorus Wallichii *Hardw.* Phasianus Wallichii *Gray* Cat. of the Mammalia and Birds of Nepal. 1846. p. 124 etc.). (*Cabanis.*)

GALLUS DER HEILIGE, kommt bis zur Mitte des 8. Jahrh. unter dem Namen Gallon, Gallun, Gilian vor[1]). Die Einen leiteten dieses von dem schottischen Gilli, welches cella bedeutete, sodaß Gilian die Bedeutung von cellita hätte, und die Andern von Calleho ab, welches in der Sprache der Irländer lac (Milch) bedeutet. Daher erklärt ein Vocabularium biblicum[2]) des 9. Jahrh. Gallo i. e. Lac, inde dicuntur Galli a candore corporis. Daher nennt ihn Ermenrich[3]) von Reichenau, einer der sich mit seiner Lebensbeschreibung beschäftigt hat, Chelleh, und ruft ihn mit den Worten an:

Galle pater pulchro qui lactis nomine fulges,
Lacte me sancto lacte beate tuo.

Gallus war aus einem edlen Geschlecht Irlands, und brachte daselbst seine Jugend zu, wo er sich von Kindheit an gelehr-

**) Von κατρεύς, ὁ, nom. propr.

1) Cod. Tradit. S. Galli et Cod. saec. 8. n. 2) Zu St. Gallen No. 292. p. 155. 3) Ebendaselbst Cod. No. 265. p. 81 et 82.

ten Studien widmete. Seine Ältern empfahlen ihn dem Columbanus, und er befolgte die Bahn dieses seines Lehrers, und widmete sich den Studien der Gottesgelahrtheit. Nach dem Beispiele anderer Schotten, das heißt hier Irländer, verließ er, um auf dem Festlande das Christenthum zu predigen, sein Vaterland, und begab sich mit seinem Lehrer Columbanus und andern Brüdern (Mönchen) nach Gallien, wo sie an den Hof des Frankenkönigs Sigibert (561—575) gingen. Sie erbaten sich von dem Könige einen Aufenthaltsort in den Grenzen Galliens und wählten eine Einöde in den Vogesen. Endlich fanden sie das in Trümmern liegende Luxovium, und bauten hier ein Oratorium in honore S. Petri (die nachmalige Abtei Luxueil). Viele Burgunder und Franken traten zu ihnen, und hierdurch mehrte sich die Zahl der nach der Mönchsregel Lebenden. Ihr Ruf in Gallien und Germanien wuchs, und selbst der König Theodorich (596—615) bat sie oft, daß sie für ihn beten sollten. Nachdem Columbanus und sein ihm überallhin folgender Schüler auf Brunichild's Befehl das Reich hatten verlassen müssen, und sich bei dem Könige Chlothar, und dann bei dem Könige Theodebert von Austrasien aufgehalten hatten, wollten sie nach Italien, wo damals Agilolf herrschte, gehen, blieben aber auf Bitten des Königs Theodebert in dessen Reiche, und suchten einen passenden Ort zur Errichtung eines Klosters. Sie folgten dem Flusse Lindacum (Limmat) und kamen an die Burg Turegum (Zürich). Von da begaben sie sich zu dem Gehöfe Tucconia, welches an dem Anfang des züricher Sees gelegen war. Der Ort gefiel, und sie nahmen ihren Wohnsitz, wie aus einer Urkunde vom J. 844[4]) hervorgeht, in Wangen, welches bei dem Pfarrdorf Tuggen liegt. Sie lehrten die Bewohner jener Gegenden den Vater und den Sohn und den heiligen Geist anbeten. Gallus begann die heiligen Gebäude (fana) der Heiden zu verbrennen, und diejenigen Gegenstände, welche den Göttern geheiligt waren, in den See zu werfen. Er gerieth dadurch in Gefahr, von den Heiden erschlagen zu werden. Sie gelangten in die Burg Arbon, und fanden hier einen Priester Willimar. Von ihm hörten sie, daß in der Nähe die zerstörte Stadt Pregentia (Bregenz) sei. Die Fruchtbarkeit des Landes und die Nähe des Sees (des Bodensees) werden ihnen gelegen sein. Hier verehrte das Volk drei goldene und vergoldete Bildnisse. Es war eben ein Fest, und vieles Volk strömte zu dem Tempel. Gallus, welcher sich durch Zierlichkeit des Lateins und auch durch die Fertigkeit, die Sprache jenes Volkes (nämlich der Schwaben, unter welchen er schon eine Reihe von Jahren sich befand), zu reden, vor andern auszeichnete, erhielt von Columbanus den Befehl, an das Volk zu reden, und ein Theil desselben ward zur Annahme des Christenthums bewogen. Die Kirche der heiligen Aurelia ward in die alte Würde wieder hergestellt. Außer dem Dienste, welchen Gallus den Priestern durch seine Beredsamkeit leistete, betrieb er auch den Fischfang in dem Bodensee, welcher von einem Meergeist bewohnt sein sollte. Gallus wurde von dem Fieber befallen, und mußte zurückbleiben, als seine Gefährten wegen der Verfolgungen desjenigen Theiles der Einwohner, welche das Christenthum nicht angenommen hatten, und sich an Cunzo, den Herzog jener Gegend wandten, dieselbe verlassen mußten. Gallus besuchte mit den Netzen und dem Schiffe den Priester Willimar in Arbon, wurde von den Clerikern Maginald und Theodor sorgfältig gepflegt und wieder gesund. Nun wandte er sich an den Diakon Hiltibod, des Priesters Willimar treuen Genossen, welcher vor andern in der Kenntniß jener Wüste stark war, um Auskunft über einen passenden Ort zum Behufe eines Bethauses und einer Wohnung in der Einöde. Hiltibod warnte ihn vor dieser Wüste, da sie rauh und wasserreich sei, hohe Berge und enge Thäler, und verschiedene wilde Thiere, sehr viele Bären und Heerden von Wölfen und Schweinen besitze. Doch bereitete sich Gallus durch Gebet und Fasten vor, ging mit dem Diakonus Hiltibod in die Wüste und gelangte an die Steinach, aus welcher er sich mittels seines Netzes mit kleinen Fischen versorgte. Die Schrecken, welche ihm die Wüste einflößte, überwand er durch den Glauben an das Kreuz, welches er aus einer Haselruthe machte, und an welches er eine Kapsel hing, in welcher Reliquien der heiligen Jungfrau, der Jungfrauen und des heiligen Desiderius und des heiligen Mauritius sich befanden. Der Diakonus Hiltibod beschäftigte sich mit dem Habichtfange an dem Himilinberc (jetzt Minzeln). Die Gegend, wo sich die Celle oder Wohnung des heiligen Gallus befand, wird von seinem Lebensbeschreiber im Allgemeinen so angegeben: In silva conjuncta Arbonensi pago (dem arbonenser Gau), welcher ist zwischen dem See (dem Bodensee) und den Alpen, und näher so beschrieben. Ein Wald zwischen zwei Bächen und eine erwünschte Ebene und ein zum Bau einer Celle anmuthiger Ort. Der eine Bach ist die Steinach und der andere der kleine Bach Ira. Als Zeit, wann der heilige Gallus seine Celle zu bewohnen angefangen, wird von Walafrid Strabon das Jahr 613, von Hermann dem Gichtbrüchigen das Jahr 614, von Andern aber das Jahr 612 angegeben. Die Gründung der Abtei St. Gallen wurde gewöhnlich von dem Jahr 614 an gerechnet. Die Blüthe der Zeit der Wunder des heiligen Gallus und seiner Berühmtheit wird von Hermann dem Gichtbrüchigen in das Jahr 623 gesetzt, wiewol er Wunder schon früher, ja schon zu Tucconia (Tuggen) gethan haben soll. Die Namen, welche sein Lebensbeschreiber seit Gallus seine Celle im arboner Gau bewohnt, sind folgende. Der Bischof Gaudentius, welcher von den Alten hierbei einzig nur erwähnt wird, stirbt, und Willimar und Gallus beten für dessen Ruhe. Fridiburga, die einzige Tochter des Herzogs Cunzo, dem Könige Sigibert, dem Sohne Theoderich's, verlobt, wird vom Teufel besessen. Der Priester Willimar erhält einen Brief, daß er mit dem Manne Gottes (dem heiligen Willeram) über zwölf Nächte zu dem Herzog Cunzo nach dem Gehöfe Iburninga (jetzt Überlingen) kommen solle. Willimar erhält aber von Gallus eine abschlägige Antwort, verbietet den Brüdern, den Ort zu sagen, wo er sei, und geht, um sich zu verbergen, über die Alp in den Wald Sennius (Sennwald, jetzt ein Dorf nicht fern von dem

4) Bei Neugart S. 251.

linken Rheinufer im Bezirke Sargans des santgaller Cantons), und findet in dem nächst darin befindlichen Dorf Quaradaves (jetzt Grabs, einem Dorfe bei dem Dorfe Sennwalt) den Diakonus Johannes, der ihn und seine Begleiter aufnimmt, und sie sieben Tage als fernhergekommene Pilger bewirthet. Der Priester Johann erfährt, daß Gallus aus der Celle hinweggegangen, und schifft zu dem Herzog. Dieser befiehlt ihm, dem Gallus zu sagen, daß er ihm das Bisthum Constanz zu geben verspreche, wenn Gott durch ihn seine Tochter erlöse. Willimar findet den Mann Gottes in einer Höhle lesen, und sagt ihm, daß der Herzog ihm geschworen, ihm Nichts zu Leide zu thun, sondern er sollte nur beten und die Hand auf das Haupt des Mädchens legen. Gallus begibt sich in seine Celle zurück, geht den Morgen darauf mit zwei Zöglingen auf die Burg Arbon, schifft zu dem Herzog, betet auf den Boden hingestreckt, steht auf, legt die Hand auf das Haupt des Mädchens und sagt die im Exorcismus cathecumenorum baptizandorum befindliche Formel: Impero tibi in nomine Jesu Christi spiritus immunde, ut exeas et recedas ab hac plasma Dei. Der böse Geist geht in Gestalt eines häßlichen, schwarzen und schauderhaften Vogels aus dem Munde des Mädchens. Der Erwählte Gottes kehrt mit Geschenken beehrt zurück, und vertheilt sie den auf der Burg Arbon versammelten Armen und Dürftigen. Sein Diener Maginald will ein kostbares Gefäß zum Priesterdienst behalten. Gallus sagt aber nach dem Beispiele des Schlüsselführers des Himmels (Petrus): Silber und Gold ist nicht für mich, theile du es aus. Hierauf kehrt Gallus in seine geliebte Einöde zurück. Der arboner Tribun (Centgraf) erhält von dem Herzog Befehl, daß er mit allen Gaugenossen (pagensibus) dem Gallus und dessen Genossen bei dem Bau einer Celle, denn Gallus hatte nur erst ein Cellchen (cellulam), Hilfe leisten sollten. Diesen Befehl ertheilt dem Herzog Cunzo auch der König Sigibert, als er von dem Mädchen hört, durch wen sie ihre Gesundheit wieder erlangt hat, und schickt ihm zwei Pfund Gold und zwei Mark Silber mit der königlichen Urkunde, durch welche er ihm die Celle ertheilt. Der König stellt ein großes Hochzeitfest zu Metz an, zu welchem eine große Zahl Fürsten geladen werden. Das Mädchen aber schließt sich in die Kirche des ersten Blutzeugen, zieht die königlichen Kleider aus, und Nonnenkleider an, und erhält auf Ermahnung des Bischofes Cyprianus von Arles an den König von diesem die Erlaubniß Nonne zu werden, und empfängt das Nonnenkloster des heiligen Petrus zu Metz. Aber es findet sich weder eine Fridiburga unter den Äbtissinnen dieses Klosters noch ein Cyprianus unter den Bischöfen von Arles. Man sucht durch die Annahme, daß der Verfasser sich in den Namen der Personen irre, dieser Legende geschichtliche Wahrheit zu geben. Aber der Geist dieser Erzählung gibt sich zu stark als fromme Dichtung kund. Auch der Herzog Cunzo findet sich nur hier. Der oben erwähnte Diakonus Johannes, welcher Zögling des heiligen Gallus geworden, und allerlei Kenntniß, namentlich die Auslegung der heiligen Schrift von ihm gelernt hat, war drei Jahr bei ihm, als Gallus durch einen Brief von dem Herzog Cunzo eingeladen wird, nach Constanz zu kommen, damit er zum dasigen Bischofe gewählt werde. Der Herzog Cunzo ruft den Bischof von Augustodunum (hier Augsburg) nebst dem Volke und dem Klerus und den Bischof von Speier und die Presbyter und Diakonen, die Kleriker und die Laien aus ganz Hoch- (Ober-) Teutschland (ex tota alta Germania) nach Constanz, damit ein würdiger Bischof gewählt werde. Dahin begibt sich auch Gallus mit Johannes und Maginald, wird von Cunzo zum Bischofe vorgeschlagen und von der Synode als dazu würdig erklärt. Gallus aber erwiedert, nach kanonischer Autorität dürfe kein Fremder (peregrinus) zum Bischofe ordinirt werden[5]), und schlägt ihnen den Diakonus Johann aus ihrem Volke (de plebe vestra) vor. Johannes, von dem Herzog befragt, aus welchem Geschlecht er sei, antwortet: „in Retia parentum se habere originem.“ Während die Wahl weiter durch den Herzog und durch Gallus betrieben wird, flieht Johannes aus der Stadt in die Kirche des heiligen Stephanus, wird aber von den Priestern und dem Volke zurückgeführt, zum Bischof gewählt und geweiht. Gallus bleibt sieben Tage bei seinem Schüler, flößt ihm den Samen der göttlichen Tröstung reichlich ein und kehrt zu seiner Celle zurück. Der Bischof von Constanz verehrte ihn durch seinen Dienst, und befahl seinen Verwaltern und dem Volke, den Bau der Celle mit Wetteifer vorzunehmen. Durch diesen Beistand unterstützt fing Gallus das Oratorium und eine für die Brüder passende Officina an. Er begnügte sich mit zwölf bei ihm wohnenden Mitgliedern und diese mußten streng nach der Regel (des heiligen Columbanus) leben. An einem Sonntage nach Beendigung der Lesung der nächtlichen Psalmen wird ihm der Tod seines Lehrers Columbanus offenbart. Gallus befiehlt seinem Diakonus Maginald, schnell die Feier einer Messe vorzubereiten und opfert für seines Lehrers Ruhe. Er schickt seinen Diakonus Maginald nach dem Kloster Bobbio, und dieser findet die Offenbarung seines Meisters bestätigt. Die Mönche von Bobbio schicken durch Maginald an Gallus einen die Thaten des heiligen Columbanus enthaltenden Brief und den Stab desselben, da Columbanus noch bei Lebzeiten befohlen, daß durch diesen Stab Gallus absolvirt werden sollte. Während die Brüder und das Volk an dem Oratorium arbeiten, finden sie, daß ein Bret, das die Zimmerleute vorstoßen lassen wollen, aber zu kurz ist, nachdem sie mit Benediction Speise genommen, einen halben Fuß länger als die andern geworden. Eustasius, der Nachfolger als Abt in dem Kloster von Luxovium, stirbt (im J. 627). Die brüderliche Gesellschaft sucht den ihr wegen seines früheren Lebenswandels rühmlich bekannten Gallus zum Abte zu gewinnen, und macht ihm die Wahl dazu durch einen Brief bekannt, welchen sechs Brüder von den irländischen Gefährten überbringen. Gallus will aber seine Brüder und

5) Nach Coelestini papae epistola II. Doch wurde diese Bestimmung nicht gehalten, da mehre Angelsachsen Bischöfe in Teutschland wurden; man müßte denn annehmen, man habe diese nicht für Fremde gehalten, weil die Angelsachsen Nachkommen von Teutschen seien.

die äußeren Söhne nicht verlassen, und in dieser Einöde bleiben. Der Aufenthalt der sechs Gesandten an der Steinach gibt zu neuen Wundern Veranlassung. Gallus schreibt sie den Verdiensten seiner Gäste zu, diese aber sagen, der Schöpfer der Welt habe sie zur Verherrlichung des Gallus gethan. Über die Wunder erfreut, ungeachtet sie den Gallus nicht zum Abte erhalten haben, kehren die Gesandten nach Luxovium heim. Willimar, der Priester von Arbon, kommt in die Celle des Heiligen, und bittet ihn, sich mit ihm nach Arbon zu begeben, und dort das Volk durch seine Lehren zu unterrichten und zu erbauen. Zwar hat Gallus beschlossen, nicht mehr auszugehen in eine Volksversammlung. Doch als andächtiger Helfer der Menge begibt er sich mit dem Priester auf die Burg Arbon, und unterrichtet hier das versammelte Volk. Als er am dritten Tage zu seinen Zöglingen in der Celle zurück will, wird er von einem heftigen Fieber befallen, an welchem er nach 14 Tagen, den 16. Oct., im 95. Jahre seines Alters stirbt. Das Jahr der Zeitrechnung gibt sein Lebensbeschreiber nicht an. Nach Walafrid Strabon starb er unter der Regierung des Königs Dagobert. Da dieser im J. 640 und Eustasius im J. 627 verschied, so setzt man den Tod des heiligen Gallus zwischen die Jahre 630 —640. Der Bischof Johann von Constanz eilt nach der Burg Arbon, und bringt den Leichnam nach der Celle, wo er in das Oratorium gebracht, und vor den Altar gestellt, und dann zwischen diesem und der Wand begraben wird. An seinem Grabe geschehen Wunder, welche in seiner Lebensbeschreibung bis in das vierte Jahr der Regierung Karlomann's (771) reichen. Diese Vita S. Galli [6]), das Werk eines Ungenannten, bestehend aus zwei Büchern, enthält das, was Jonas in der Vita S. Columbani darbietet. Dieses ist nämlich übertragen in Liber primus de vita atque virtutibus Beati Galli Confessoris. Das zweite Buch trägt die Überschrift: Liber secundus de miraculis, quae post ejus obitum per merita ipsius Dominus declaravit. Im ersten Buche wird die Vita Sancti Columbani von Jonas auf diese Weise angeführt: ille (Columbanus) vero movens inde, sicut in gestis ejus legitur, pervenit ad Clotharium. Das, was nicht hieraus, ist nicht nur im ganzen zweiten Buche, sondern auch im Betreff des größten Theiles des ersten Buches aus der sanctgallischen Klostersage genommen, wobei aber ungewiß bleibt, ob diese bereits aufgeschrieben war, oder ob der Verfasser es aus mündlicher Überlieferung geschöpft und zu einem Ganzen zu gestalten gesucht hat. Letzteres ist wahrscheinlich, denn das, was nicht aus Jonas geschöpft ist, ist sich in der Haltung der Erzählungs- und Ausdrucksweise ziemlich gleichmäßig. Wie der Verfasser aus der Klostersage schöpfte, veranschaulicht folgende Stelle nach der Erzählung von der wunderbaren Verlängerung des Bretes im Bethause: Nec digne tacendum reor, quid miraculi ibidem postea dominus Jesus ostenderit. Nam qui perverso humore fatigati dentium dolore quatiuntur, ex eodem axe usque in hodiernum diem Christo propitio medicinam capessunt, ejus meritis adjuvantibus, quem Dominus in tali signo honorare dignatus est. Walafrid Strabon sagt von dieser Vita S. Galli, sie sei priscorum sollertia rudi omnino stylo concinnata, entbehre der Eintheilung in Capitel, drücke das Wort Alamannia beständig durch Altimannia [7]) (wofür jedoch in der Abschrift, in welcher die Arbeit auf uns gekommen, Alta Germania steht) aus, und habe die von ihm (Walafrid) zu dem zweiten Buche hinzugesetzte Beschreibung der Wunder nicht. Diese hat nämlich der Verfasser der älteren blos bis zum J. 771 geführt. Der Diakonus Goßbert hat eine Fortsetzung geliefert. Diese Arbeit ist jedoch nur in der Überarbeitung des Walafrid Strabon auf uns gekommen. Dieser hat nämlich die Schreibart der älteren Vita S. Galli verbessert, das Werk interpolirt, in Capitel getheilt, und zum zweiten Buche die auch von ihm verbesserte Arbeit des Diakonus Goßbert hinzugefügt. Vor der Ausgabe des ältern Werkes durch den Druck waren von ihm nur die Stellen bekannt, welche Goldast dem Wettinus von Reichenau zuschreibt, und die S. Galli Vita per Walafridum Strabonem interpolata [8]) war die einzig gelesene. Die Mönche von St. Gallen, mit einer Lebensbeschreibung ihres Schutzheiligen in ungebundener Rede nicht zufrieden, wendeten sich wieder nach Reichenau an den Abt Walafrid. Aber dieser war zu sehr von öffentlichen Geschäften gehindert. Man hat Prologus Vitae metricae S. Galli ex Cod. 587 papyraceo [9]), welcher an Goßbert gerichtet ist, und in welchem es heißt:

Jam, ni fallor ego, messes rediere bis octo,
Ex quo actus Galli scripsimus egregii,

und zwar damals, als der Kaiser Ludwig seiner Würde beraubt geworden (nämlich im J. 834), jetzt sei heres ejus nominis alter da, welche Stelle zwar auf Walafrid paßt, aber der Verfasser des Prologs fährt fort:

Ordior ergo heremo degens, operator in ipsa,
Quam pater incoluit Gallus, amatque fovens.

Man vermuthet daher, daß diese noch vorhandene S. Galli vita metrica (in Hexametern, der Prolog in Hexametern und Pentametern), aliquot etiam sermones in Codice papyraceo saec. XIV. n. 587 von Ribbert verfaßt ist, und daß dieser im J. 834 die ältere Lebensbeschreibung des heiligen Gallus überarbeitet habe, da er auch die Vita S. Otmari verfaßt hat. Ermenrich [10]) von Reichenau verlacht den Ribbert auf diese Weise: Et alpes philosophantur circum, sub (Germanismus für ex, unter, von) quibus jugum Sambutinum (die Säntisbergkette)

6) Vita Sancti Galli edente D. Ildephonso ab Arx, Bibliothecario Sangallensi ap. *Pertz*. Monumenta Germaniae historica T. I. Scriptorum p. 1—21.

7) Vgl. den Anfang der Vorrede Walafrid's an Goßbert, Abt von St. Gallen: inveni ab autore ejusdem conscriptionis terram, quam nos Alamanni vel Suevi incolimus, Altimanniam saepius nominari. 8) Bei Surius (Vitae SS.), und dann besser von Golbast (Francofurti 1606.), wo aus der älteren Arbeit viele Stellen unter dem Namen des Wettinus in den Anmerkungen unter dem Texte beigefügt sind, endlich von Alphons von Arx bei *Pertz*. l. l. p. 21—31: Gozberti diaconi continuatio libri II. de Miraculis S. Galli per Walafridum emendata. 9) Herausgegeben von Alph. von Arx a. a. O. S. 31. 10) Epistola Cod. n. 265, und bei *Mabillon*, Annal.

Rihpertus lyrico possidet sono; et si nosset antra musarum, esset talis ut Cinthius Apollo. Der Diakonus Goßbert wandte sich nämlich an mehre, um metrische Bearbeitungen des Lebens des heiligen Gallus zu erhalten, worüber ebenfalls der Mönch Ermenrich, der sich damals zu St. Gallen aufhielt, sagt: sitibundus de uno fonte non putaret sitim suam posse sedari, ad mare cucurrit; scilicet Homerum nescio quem novum pro hac re invocans cis Rhenum, qui in morem Flacci non currit in poemate, sed fluit. Goßbert fand nämlich den von ihm aufgefoderten Ermenrich zu zögernd. Von ihm haben wir: Ermenrici Coenobitae Augiensis Tentamen Vitae S. Galli adornandae in prosa et metro [11]). Auch foderte Goßbert einen in Schottland (d. h. hier Irland) Geborenen, welcher in Italien lebte, auf, die Geschichte (d. h. Legende) des heiligen Gallus metrisch zu verfassen. Bei dieser Mehrheit von solchen Versuchen und Arbeiten ist unbekannt, von wem das Metrum de vita S. Galli in quaterniobus Vol. I. ist, welches der sanctgallischen Bibliothecae syllabus und Notker in seiner Psalmenübersetzung mit den Worten aufführt: *Solke* allusiones *sint* in vita S. Galli, *diu* metrice *getan ist, dar diu* officia *gesezzet werdent.* Ferner sagt S. Notker [12]) in der Vorrede zu seinen Hymnen und Tropen: Metrum, quod de vita S. Galli elaborare pertinaciter insisto. Ratper, der Verfasser einer Geschichte des Klosters St. Gallen, schrieb auch carmen barbaricum (d. h. Teutsches) de sancto Gallo cantitandum. Von ihm sagt Ekkehardus IV. S. Galli coenobita, einer der Verfasser der Geschichte von St. Gallen im Cod. n. 393. Quod nos multo impares homini, ut tam dulcis melodia latine luderet, quam proxime potuimus in latinum transtulimus. Von dieser lateinischen Arbeit ist herausgegeben: Praefatio in Cantilenam de S. Gallo. Et primae ejusdem cantilenae strophae. Ex Cod. 393 [13]). Endlich findet sich eine Genealogia S. Galli [14]) Nach diesem Fabelwerke zeugte der König Wachun in Scotia den Sohn Kethérnach, welcher seines Vaters Reich Kethérnach erhielt, und Kethérnach zeugt den an aller Gutheit mächtigen Sohn, der in ihrer Sprache „Callehc" und bei den Lateinern Gallus genannt wird. „Gallech" flieht seines Vaters Reichthümer und Reich. Hierauf folgt eine fabelhafte Genealogie der Brigida, des Königs Tübtac, des Sohnes des Königs Temeri in demselben Volke. Brigida's Mutter ist Brocsach und der Schluß ist: Ipsa (Brigida) et sanctus de una genealogia regum fuerunt. (*Ferdinand Wachter.*)

GALLUSSÄURE (Galläpfelsäure, Acidum gallicum, Acide gallique). Die Gallussäure wurde von Scheele, der sie aus einer, längere Zeit sich selbst überlassenen Galläpfelinfusion herauskrystallisirt fand, entdeckt. Sie findet sich in der Natur in mehren Pflanzen fertig gebildet vor, und kann künstlich durch Umänderung der Gerbsäure erhalten werden.

11) Herausgegeben von Alph. von Arx a. a. O. S. 31—33. 12) Mehres über die Arbeiten des heiligen Notker im Betreff des Heiligen Gallus s. von Arx a. a. O. S. 4. 13) Herausgegeben von demselben a. a. O. S. 33. 34. 14) Ebenso S. 34.

In sehr kleinen Mengen findet sie sich in den Galläpfeln; jedoch ist es wahrscheinlich, daß sie sich hier aus Gerbsäure gebildet hat. Außerdem kommt sie aber in mehren andern Pflanzen vor, welche gar keine Eichengerbsäure enthalten. Namentlich ist sie nach Avequin in den Fruchtkernen der Mangifera communis (Mangokernen) in ziemlicher Menge enthalten, sodaß man durch Ausziehen mit siedendem Wasser gegen 15 Proc. gewinnen kann. Außerdem fand man sie in den Hülsen der Caesalpinia Coriaria (Divi-Divi oder Liby-Diby), in den jüngeren Zweigen von Rhus Coriaria (Sumach), in den westindischen Anacardiumfrüchten, in den Fruchtkelchen von Quercus Aegilops, ferner in Cytisus hypocystis, in den Blumen von Arnica montana, in den Samen von Veratrum sabadilla, in den Wurzeln von Helleborus niger, Veratrum album, Colchicum autumnale, Cephaëlis Ipecacuanha, und in der Rinde von Strychnos nux vomica (Cortex angusturae spuriae).

Um die Gallussäure, sobald sie zugleich mit Gerbsäure vorkommt, abzuscheiden, gibt Stenhouse ein zweckmäßiges Verfahren an: Man kocht die Pflanzentheile, in denen sie vorkommt, wiederholt mit Wasser aus, filtrirt die erhaltenen Flüssigkeiten, vermischt sie und setzt so lange eine Leimlösung hinzu, als noch ein Niederschlag erfolgt; dieser Niederschlag ist eine Verbindung der Gerbsäure mit Leim. Die von dem Niederschlage abgegossene Lösung wird nun eingedämpft, und der Rückstand mit heißem Alkohol ausgezogen; diese alkoholische Lösung wird wiederum verdunstet, und der bleibende Rückstand mit Äther behandelt, der die Gallussäure auflöst. Durch Verdunsten des Äthers erhält man die Gallussäure in Krystallen. Durch nochmalige Lösung in siedendem Wasser, Kochen mit Thierkohle und mehrmaliges Umkrystallisiren erhält man sie rein.

Jedoch enthalten die genannten Pflanzen im Verhältniß nur wenig Gallussäure; in größerer Quantität kann man sie durch Umwandlung der Gerbsäure, welche selbst in großer Menge fertig gebildet im Pflanzenreiche vorkommt, erhalten. Bei dieser Darstellung der Gallussäure aus Gerbsäure kann man verschiedene Methoden anwenden.

Die in früherer Zeit gegebenen Vorschriften leiden, mit Ausnahme der von Scheele empfohlenen Bereitungsweise, alle an dem Fehler, daß nach ihnen die Gallussäure schon als fertig gebildet in größerer Quantität in den Galläpfeln enthalten angenommen wird, während in Wirklichkeit erst durch Einwirkung der Luft die Gerbsäure in Gallussäure übergeht; die Versuche führten nur dadurch zu einem günstigen Resultate, daß diese Chemiker mit Flüssigkeiten experimentirten, die, ohne daß sie darauf geachtet hatten, schon längere Zeit der Luft ausgesetzt waren. So gibt unter andern Richter die Vorschrift, man solle Galläpfel mit Wasser ausziehen, die Auflösung zur Trockene verdampfen und den Rückstand mit wasserfreiem Alkohol behandeln, welcher sodann die Gallussäure mit Hinterlassung der Gerbsäure ausziehen würde. Ebenso ungenau ist Davy's Angabe, die Galläpfel mit Wasser auszuziehen, und die Gallussäure durch kohlensauren Baryt aus der

Lösung zu fällen, wodurch sich gallussaurer Baryt als Niederschlag bilde, während saurer gerbsaurer Baryt gelöst bleibe; statt dessen könne man auch die Gerbsäure durch aufgeweichte Ochsenblase oder mit einem Stücke frischer, wohlgewaschener Haut fällen.

Scheele gibt richtig an, daß die durch Ausziehen von Galläpfelpulver mit 3 Theilen Wasser erhaltene Flüssigkeit der Einwirkung der Luft an einem mäßig warmen Orte ausgesetzt werden müsse. Der hierbei sich bildende Schimmel muß von Zeit zu Zeit von der Flüssigkeit abgenommen werden; hierbei setzt sich die Gallussäure als eine unreine, braune krystallinische Masse am Boden des Gefäßes ab; durch Waschen mit kaltem Wasser, Auflösen in heißem Wasser und Abkühlen, sowie durch Behandlung mit Thierkohle und Umkrystallisiren erhält man eine reine Gallussäure.

Ein Übelstand bei Anwendung dieser Methode besteht darin, daß die Gerbsäure als Flüssigkeit nicht in vielseitige Berührung mit der Luft kommt, und daß daher zu viel Zeit erfodert wird, ehe die Umwandlung der Gerbsäure in Gallussäure beendigt ist. Sehr zweckmäßig wendet daher Braconnot statt des Galläpfelaufgusses Galläpfelpulver an, welches er, mit wenig Wasser zu einem Brei angerührt, 4—6 Wochen bei einer Temperatur von 20—25° der Luft aussetzt und das Austrocknen durch fortwährendes Befeuchten mit Wasser verhütet. Die Masse quillt hierbei auf und bedeckt sich mit Schimmel; zuletzt wird sie ausgepreßt, und der Rückstand mit kochendem Wasser ausgezogen und filtrirt; aus der filtrirten Flüssigkeit schießt die Gallussäure in braunen Krystallen an. Durch Kochen mit 8 Theilen Wasser und ⅓ Thierkohle wird sie gereinigt, worauf die Flüssigkeit beim Erkalten farblose Krystalle liefert. Die auf diese Methode gewonnene Gallussäure beträgt oft mehr als 20 Proc. vom Gewichte der angewandten Galläpfel.

Obgleich die genannten Verfahrungsweisen viel Zeit erfodern, so sind sie doch am wenigsten kostspielig, und werden zur fabrikmäßigen Darstellung der Gallussäure beibehalten. Schneller geht die Umwandlung durch Einwirkung von Säuren oder Alkalien vor sich. Nach Liebig fällt man die Gerbsäure aus einer Galläpfelinfusion durch Schwefelsäure, löst den gebildeten Niederschlag von schwefelsaurem Gerbstoff in Wasser auf und stellt die Lösung in einer wohl verschlossenen Flasche an einen warmen Ort; hier färbt sich die Flüssigkeit nach und nach braun, und allmälig schießen daraus große, braun gefärbte Krystalle von Gallussäure an.

Noch rascher gelangt man zum Ziele, wenn man den aus der Galläpfelinfusion durch Schwefelsäure erhaltenen Niederschlag in verdünnte (1 Th. auf 2 Th. Wasser) kochende Schwefelsäure einträgt, so lange, als er sich darin noch auflöst. Nachdem die Auflösung einige Minuten gekocht hat, läßt man sie ruhig erkalten, reinigt die erhaltenen gefärbten Krystalle von der beigemengten Schwefelsäure durch neue Krystallisationen, löst sie hierauf in siedendem Wasser, fällt die Auflösung durch essigsaures Bleioxyd, und zerlegt den hauptsächlich aus gallussaurem Bleioxyd bestehenden Niederschlag durch Schwefelwasserstoff; das hierdurch entstehende Schwefelblei vertritt in diesem Falle die Kohle als Entfärbungsmittel.

Nach Stenhouse ist es zweckmäßig, die Gerbsäure mit einer durch 7—8 Theile Wasser verdünnten Schwefelsäure ungefähr einen Tag lang zu digeriren und dabei das verdampfende Wasser stets durch neues zu ersetzen; concentrirt man hierauf die Flüssigkeit durch gelindes Erwärmen, so setzt sich ein der angewandten Gerbsäure fast gleiches Gewicht Gallussäure in schwach gelb gefärbten Krystallen ab, welche durch Umkrystallisiren leicht gereinigt werden können. Bei Anwendung einer concentrirten Säure wird die Ausbeute weit geringer, da ein großer Theil der Gerbsäure in eine dunkelgefärbte Substanz zersetzt wird.

Statt der Schwefelsäure kann man auch Salzsäure zur Bereitung der Gallussäure aus Gerbsäure anwenden, und hierfür gilt, daß die Ausbeute um so größer und besser ausfällt, je verdünnter die Salzsäure war, während schon bei einer Verdünnung mit 3 Theilen Wasser ungefähr die Hälfte der Gerbsäure in eine huminartige Substanz verwandelt wird.

Nach Liebig und Link wird die Gerbsäure auch durch Einwirkung von starker siedender Kalilauge in Gallussäure verwandelt. Man trägt in siedende Kalilauge, welche aus 1 Theile trockenem Ätzkali und 2 Theilen Wasser gebildet ist, 1 Theil reine Gerbsäure in kleinen Portionen ein und vermischt die dunkel gefärbte Flüssigkeit, nachdem sie einigermaßen erkaltet ist, mit Essigsäure, bis sie stark sauer reagirt. Hierdurch bildet sich essigsaures Kali, Gallussäure und saures gallussaures Kali. Durch Ausscheidung der Gallussäure erstarrt die Flüssigkeit in der Kälte zu einer breiigen Masse; durch Auspressen erhält man als Rückstand Gallussäure, verunreinigt durch färbende Substanzen und durch anhängendes saures gallussaures Kali; um erstere zu entfernen, wird dieser Rückstand in möglichst wenig siedendem Wasser gelöst, mit Thierkohle behandelt, und sodann unter Zusatz von etwas Salzsäure, um das saure gallussaure Kali zu zersetzen, einige Male umkrystallisirt. Die hierdurch gewonnene Gallussäure ist sodann völlig rein, aber die Ausbeute beträgt nur 50—60 Proc. der angewandten Gerbsäure. Bei Anwendung einer concentrirten Galläpfelinfusion anstatt der reinen Gerbsäure, erhält man braune Krystalle, die aber nicht durch Thierkohle vollständig gereinigt werden. Nach Büchner äußert eine siedend heiße concentrirte Lösung von Ätznatron dieselbe Wirkung als Ätzkali.

Die nach diesen Methoden erhaltene Gallussäure läßt sich meist nicht durch Thierkohle völlig entfärben; nach Büchner geschieht aber die Entfärbung vollständig, wenn man sie in wasserhaltigem Alkohol von 0,90 spec. Gewicht auflöst, wobei der Farbstoff ungelöst bleibt; aus der Lösung erhält man sodann Krystalle, die nur schwach gefärbt sind, und durch wiederholtes Umkrystallisiren vollständig farblos erhalten werden können. Da die Gallussäure nur langsam aus ihrer Lösung krystallisirt, so muß man die abgekühlte Mutterlauge längere Zeit stehen lassen.

Die aus der siedenden wässerigen Lösung erhaltene Gallussäure bildet zarte, nadelförmige, gestreifte, seidenglänzende Krystalle des orthotypen (gerad-rhombischen)

Krystallsystems, deren Grundform ein gerades rhombisches Prisma ist mit abgestumpften Seitenkanten, sodaß die Abstumpfungsflächen mit der Hauptaxe und einer Nebenaxe parallel laufen. Statt der gerad angesetzten Endfläche findet sich mitunter eine zweiflächige Zuspitzung. Die Blätterdurchgänge laufen parallel mit der Endfläche. Beim langsamen Krystallisiren aus einer schimmelnden Galläpfelinfusion bildet sie oft dicke, zusammengewachsene Säulen. Die reine Gallussäure ist farblos und ohne Geruch; ihr Geschmack ist säuerlich zusammenziehend. Die kalt gesättigte wässerige Lösung röthet Lackmuspapier. Sie bedarf nach Braconnot gegen 100 Theile kalten Wassers zu ihrer Lösung, während sie sich schon in drei Theilen heißen Wassers vollständig löst; in Alkohol löst sie sich leicht, weit schwieriger in Äther. Die Lösung der Gallussäure in Wasser erhält sich in luftdicht verschlossenen Gefäßen unverändert, bei Luftzutritt aber wird sie zersetzt, indem sich die Flüssigkeit erst hellgelb, dann bräunlichgelb färbt, schimmelt und eine schwarzbraune Masse absetzt. Die weingeistige Lösung scheint sich hingegen bei Berührung mit der Luft nicht zu zersetzen. Leim wird von der Gallussäure nicht gefällt; vermischt man aber ihre Lösung mit Gummi, so wird nach Chevreul und Pelletier Leim gefällt; ob durch Zusatz von Gummi eine Bildung von Gerbsäure erfolgt, ist noch nicht untersucht. Durch Bleioxyd, Thonerde, Talkerde u. a. m. wird die Gallussäure vollständig aus ihren Lösungen gefällt, durch stärkere Basen hingegen, namentlich Ammoniak, färbt sie sich bald schwarzbraun, und setzt eine huminähnliche Substanz ab.

Bei + 120° verlieren die Krystalle der Gallussäure 9⅔ Proc. Wasser. Bei einer Temperatur unter 210° schmilzt sie und wird bräunlich. Beim Erkalten erstarrt sie wieder zu einer krystallinischen Masse, die größtentheils unveränderte Gallussäure ist, die braune Substanz aber, welche sich durch die Erhitzung gebildet hat, besitzt nach der Auflösung die Eigenschaften, Leim zu fällen; ob diese Eigenschaft auf der Verwandlung von Gerbsäure in Gallussäure beruht, ist noch nicht untersucht worden. Bei 210° wird die Gallussäure zersetzt und in Brenzgallussäure umgewandelt.

Nach Pelouze's Versuchen, die später von Liebig bestätigt wurden, enthält die bei 120° getrocknete Gallussäure:

	Äquivalente.	Procente.
Kohlenstoff	7	49,454
Wasserstoff	3	3,521
Sauerstoff	5	47,025

Daraus ergibt sich die Zusammensetzung der getrockneten Gallussäure als $C^7H^3O^5 = 1062,5$. Die Quantität des Wassers, welches durch die Erwärmung bei 120° verloren ging, entspricht 1 Atome, und faßt man dies als Krystallwasser auf, so würde die Zusammensetzung der krystallisirten Säure ausgedrückt werden können durch die Formel $C^7H^3O^5 + HO = 1175,76$.

Wenn auch durch diese Formel die Zusammensetzung der Gallussäure ausgedrückt wird, so bleibt es immer noch zweifelhaft, ob dieselbe zugleich die Äquivalentenzahl ausdrückt, d. h. ob die genannte Gewichtsmenge den Verhältnissen entspricht, in welchen sie als Säure gegen Basen auftritt, und durch andere Säuren vertreten werden kann. Um diese Äquivalentenzahl zu ermitteln, untersuchte Pelouze eine Verbindung von Gallussäure mit Bleioxyd, dessen Zusammensetzung er, nachdem es bei 100° getrocknet war, als $PbO, C^7H^3O^5$ fand; hieraus folgerte er, daß $C^7H^3O^5$ das wirkliche Äquivalentengewicht der wasserfreien Säure sei, und daß die krystallisirte Säure 1 Äquivalent Krystallwasser enthalte. Wenn auch dieses Resultat nicht unwahrscheinlich ist, so bleibt doch immer noch der Zweifel, ob das untersuchte Bleisalz wirklich kein Wasser mehr enthält. — Hierzu kommt, daß Liebig ein Bleioxydsalz darstellte, dessen Zusammensetzung $2PbO, C^7HO^3$ war. Hieraus folgerte er, daß die Gallussäure eine zweibasische Säure ist, die Äquivalentenformel der wasserfreien Säure $= C^7HO^3$, das der bei 120° getrockneten Säure $2HO, C^7HO^3$, und das der krystallisirten Säure $3HO, C^7HO^3$ sei.

Büchner, welcher später einen großen Theil der gallussauren Salze analysirte, fand, daß die Säure in den meisten nach der Zusammensetzung $C^7H^2O^4$ enthalten ist. Diese Salze verloren durch Erhitzung ½, 1 oder 2 Atome Wasser, und gaben nach der Behandlung mit Wasser und einer stärkeren Säure stets unveränderte Gallussäure. Berzelius hält nun für wahrscheinlich, daß die bei 120° getrocknete Säure $= HO + C^7H^2O^4$ ist, in welchem ½ und 1 Atom Wasser, welche verloren gehen, chemisch gebundenes Wasser ist, und daß, wenn 2 Atome Wasser von jedem Atome Salz weggehen, das eine Atom davon Krystallwasser und das zweite Atom auf ähnliche Weise aus Bestandtheilen der Säure gebildetes Wasser ist, besonders da dieses mit citronensauren und mit gewissen tartrylsauren Salzen stattfindet, und wobei, so lange das so veränderte Salz noch nicht geschmolzen, und der Raum, welcher vorher von Sauerstoff und Wasserstoff eingenommen wurde, offen geblieben ist, die Gallussäure beim Zusammentreffen mit Wasser sogleich wieder hergestellt werden kann. Berzelius nimmt daher an, daß die wasserfreie Gallussäure $= \overline{G} = C^7H^2O^4$ ihr Atomgewicht also $= 951,78$ ist.

Die Gallussäure bildet mit den meisten Basen Salze, die sich durch dieselbe Unbeständigkeit bei Anwesenheit von Luft auszeichnen, wie die gerbsauren Salze. In neutraler, trockener Gestalt können sie unverändert aufbewahrt werden, und bei Anwesenheit von einer sehr geringen Menge freier Gallussäure in der Auflösung derselben kann man sie auch, ohne daß sie sich zersetzen, als Niederschlag oder krystallisirt erhalten; der geringste Überschuß einer Basis aber, vornehmlich eines Alkalis, veranlaßt eine Zersetzung und bewirkt, daß sie mehre Farbenabstufungen, namentlich Gelb, Grün, Blau, Roth und Braun, durchlaufen, die höchst wahrscheinlich alle auf besondere Verbindungen hindeuten, aber wegen ihrer Unbeständigkeit nicht gut studirt werden konnten. Bei dieser Zersetzung wird stets Sauerstoff unter Bildung von Kohlensäure absorbirt, bis entweder die Basis vollständig mit Kohlensäure gesättigt,

oder die Gallussäure in eine braune Substanz verwandelt ist, sich mit dem Alkali vereinigt und durch eine Säure abgeschieden werden kann. Wenn man die Quantität des Kalihydrats genau trifft, so kann man die rothe Farbenänderung erhalten, sodaß man die rothe Verbindung durch essigsaures Bleioxyd ausfällen kann; der dadurch erhaltene Niederschlag hat eine schöne rothe Farbe, verändert diese aber leicht in Rothbraun. In ähnlicher Weise kann man auch die blaue Abänderung erhalten. Die Eigenschaft der Gallussäure, mit Alkalien grüne Verbindungen zu geben, benutzt man zur Untersuchung der Mineralwasser, in denen man Alkali vermuthet; man fügt dem zu untersuchenden Wasser ein wenig freier Gallussäure hinzu, und überläßt es hierauf sich selbst; ist das Wasser alkalihaltig, so nimmt es mit der Zeit eine grüne Färbung an.

Die Gallussäure ist eine schwache Säure, jedoch verbindet sie sich mit den meisten Basen oft in mehrfachen Verhältnissen; die hierdurch entstehenden Salze sind vornehmlich von Büchner untersucht. Ihre Zusammensetzung hängt meist von ihrer Darstellung ab. In den meisten Salzen hat die Säure die Zusammensetzung $C^{7}H^{3}O^{5}$. Jedoch machen das bei 100° getrocknete Natronsalz und Salze einiger schweren Metalloxyde Ausnahmen, indem die Elemente von 1 oder 2 Atomen Wasser austreten, und in den Verbindungen des Bleioxyds, Zinkoxyds und Zinnoxyduls durch eine entsprechende Anzahl Basisatome ersetzt werden können. Wegen der leichten Zersetzbarkeit der gallussauren Salze bei einem Überschusse von Basis hat man sie vorzüglich mit einem Überschusse von Säure untersuchen können; von den untersuchten neutralen Salzen ist die Talkerde die stärkste Basis, deren Verbindung mit Gallussäure man kennt. Das Chromoxyd geht mit der Gallussäure gar keine Verbindungen ein; aus den Gold- und Silbersalzen werden durch Zusatz von Gallussäure die Metalle regulinisch ausgeschieden.

Dreifach-gallussaures Kali, $KO, 3(C^{7}H^{2}O^{4})$, oder nach Berzelius $KO\overline{G} + 2HO\overline{G} + HO = KO, C^{7}H^{2}O^{4} + 2HO, C^{7}H^{2}O^{4} + HO$, wird erhalten, wenn man in eine alkoholische Lösung von Gallussäure eine schwache alkoholische Lösung von Kalihydrat hineintropft; hierbei scheidet sich das Salz in zarten weißen Flocken aus. Man setzt das Eintröpfeln der Kalilösung so lange fort, bis sich an der Oberfläche grüne Streifen zeigen, die beim Umrühren nicht wieder verschwinden. Der entstandene Niederschlag wird auf einem Filter gesammelt, mit Alkohol ausgewaschen, ausgepreßt und im luftleeren Raume getrocknet. Er bildet dann ein weißes krystallinisches Pulver, das bei 100° Nichts von seinem Gewichte verliert. In feuchter Luft bekommt er einen Stich ins Grün; er löst sich sehr leicht in Wasser zu einer schwach bräunlichen Flüssigkeit von stark saurer Reaction, aus welcher sich das Salz bei gehöriger Concentration oder bei Zusatz von absolutem Alkohol in bräunlich gefärbten Krystallen wieder abscheidet. Setzt man etwas zu viel Kali bei der Darstellung hinzu, so tritt augenblicklich Zersetzung ein, wobei sich sowol Flüssigkeit als Niederschlag grün färben; der Niederschlag nimmt nach einiger Zeit eine schmierige, harzähnliche Beschaffenheit an.

Das gallussaure Natron, $NaO, C^{7}H^{2}O^{4} + HO, C^{7}H^{3}O^{5} + 5HO$, oder nach Berzelius $NaO, \overline{G} + HO\overline{G} + 6HO$, wird ganz ähnlich dargestellt, wie das gallussaure Kali, und bildet ein körniges, krystallinisches, weißes Pulver. Aus einer in der Wärme gesättigten Lösung in Wasser scheidet sich beim Erkalten das Salz in kleinen blattförmigen Nadeln ab. Durch Zusatz von Alkohol wird es, sobald die Luft noch keine bedeutende zerstörende Wirkung geäußert hat, in gelben, dem Musivgold ähnlichen Blättern niedergeschlagen, die aber ein fast farbloses Pulver geben. Bei 100° verliert es 21,79 Procent = 6 Äquivalenten Wasser.

Gallussaures Ammoniumoxyd, $NH^{4}O, C^{7}H^{3}O^{5} + HO, C^{7}H^{3}O^{5}$ oder nach Berzelius $AmO\overline{G} + HO\overline{G} + 2HO$ bildet sich, wenn man trockenes Ammoniakgas in eine concentrirte Lösung von Gallussäure in absolutem Alkohol leitet; das Salz scheidet sich, sobald die Gallussäure vollständig mit Ammoniak gesättigt ist, als ein weißes, lockeres, krystallinisches Pulver aus; durch Waschen mit absolutem Alkohol reinigt man es von einem etwanigen Überschuß von Gallussäure oder Ammoniak. Löst man dieses Salz in einer möglichst geringen Menge lauwarmen Wassers auf, so scheidet es sich beim Erkalten in braun gefärbten Nadeln aus. Man kann dieses Salz auch dadurch bereiten, daß man genau 2 Äquivalentgewichte Gallussäure mit 1 Äquivalentgewichte zweifach-kohlensaurem Ammoniumoxyd vermischt, und mit etwas Wasser befeuchtet, und nach beendigtem Aufbrausen im luftleeren Raume über Schwefelsäure austrocknet; es bleibt das Salz in der Gestalt eines graulich weißen Pulvers zurück. — Wenn man Gallussäure, die bei 120° getrocknet ist, einem Strome von trockenem Ammoniakgas aussetzt, so erhitzt sich, nach Robiquet, das Pulver; unterbricht man das Einleiten des Gases ungefähr nachdem die Säure die Hälfte von Ammoniak, welches aufgenommen werden könnte, aufgenommen hat, so wird ein in Wasser löslicher Körper gebildet, welcher sauer reagirt und, ohne zersetzt zu werden, zur Krystallisation verdunstet werden kann. Wenn Robiquet's Analysen, welcher das Salz als $C^{14}H^{8}NO^{9}$ zusammengesetzt fand, zuverlässig sind, so würde unter der Voraussetzung, daß das Äquivalent der Gallussäure nicht $C^{7}H^{3}O^{5}$, sondern $C^{14}H^{6}O^{10}$, d. h. doppelt so groß wäre, die analysirte Verbindung als das Amid der Gallussäure $NH^{2} + C^{14}H^{6}O^{9}$ zu betrachten sein, auf gleiche Weise entstanden, wie das Lactamid aus dem lactaminsauren Ammoniumoxyd.

Zweifach gallussaure Baryterde von der Zusammensetzung $BaOC^{7}H^{3}O^{5} + HO, C^{7}H^{3}O^{5} + HO$, oder nach Berzelius: $BaO\overline{G} + HO\overline{G} + 3HO$, wird erhalten, wenn man frisch gefällte kohlensaure Baryterde in eine siedende, concentrirte Lösung von Gallussäure einträgt, und so lange damit fortfährt, als noch ein schwaches Aufbrausen bemerkt wird. Da das gebildete Salz ziemlich schwer löslich ist, so schlägt sich ein Theil nieder;

man setzt daher mehr Wasser zu, erhitzt wiederum zum Sieden und filtrirt nun heiß; das Filtrat wird rasch verdunstet; dabei setzt sich das Salz an der Oberfläche in feinen Blättchen und Nadeln von bräunlicher Farbe ab; die siedende Lösung dieses Salzes setzt beim Erkalten Nichts ab. Bei 100° verliert das Salz nicht an Gewicht; in Wasser und Alkohol ist es schwierig löslich. Beim freiwilligen Verdunsten an der Luft oder im luftleeren Raume über Schwefelsäure effloreseirt das Salz, ohne regelmäßige Krystalle zu bilden. — Tropft man eine Lösung von Gallussäure in eine Lösung von Chlorbaryum, die mit ein wenig Ammoniak versetzt ist, oder in Barytwasser, so schlägt sich eine in ihrer Zusammensetzung noch unbekannte Verbindung nieder, die aber sofort, wenn sie von Luft berührt wird, eine dunkelblaue Farbe annimmt. Nach Pelouze löst sich der weiße Niederschlag vollständig in einem Überschuß der Säure auf, und aus der Lösung schießen seidenglänzende prismatische Krystalle von bald grüner, bald dunkelrother Farbe an, welche sich an der Luft nicht weiter verändern. — Aus essigsaurer Baryterde vermag die Gallussäure beim Verdunsten bis zur Trockene keine Essigsäure auszutreiben.

Die Strontianerde verhält sich gegen die Gallussäure wie die Baryterde. Das aus der heißen Lösung analog dem Barytsalze gewonnene Strontiansalz schießt beim Verdunsten in der Siedehitze schwieriger an, und bildet eine Kruste von feinen Nadeln, die sich in der Luft recht gut halten. Es ist nach der Formel $SrO, C^7H^3O^5 + HO, C^7H^3O^5 + 2HO$ oder nach Berzelius: $SrO\overline{G} + HO\overline{G} + 4HO$ zusammengesetzt. Bei 100° verliert es nicht an Gewicht.

Die zweifach-gallussaure Kalkerde, $CaO, C^7H^3O^5 + HO, C^7H^3O^5 + HO$, oder nach Berzelius: $CaO\overline{G} + HO\overline{G} + 3HO$ wird auf dieselbe Weise erhalten als die zweifach-gallussaure Baryterde, und ist diesem sehr ähnlich.

Neutrale gallussaure Talkerde, $MgO, C^7H^3O^5 + HO$, wird erhalten, wenn man concentrirte siedende Lösungen von essigsaurer Talkerde und Gallussäure vermischt, und bei Siedehitze verdunstet; hierbei wird die Essigsäure ausgetrieben und gallussaure Talkerde bildet einen weißen Brei, der nachdem er mit siedendem Wasser verdünnt, gewaschen, filtrirt und getrocknet ist, ein höchst feines, weißes Pulver darstellt. — Basische Salze entstehen durch Vermischung einer siedenden Lösung von Gallussäure mit reiner oder kohlensaurer Magnesia. Büchner hat drei Talkerdesalze analysirt, die aber in jedem Falle Gemenge des neutralen Salzes mit einem basischen waren; sie waren weiß und pulverförmig, wurden aber durch Verwandlung der Säure braun. Kocht man sie mit freier Gallussäure, so löst sich ein Theil davon zu einem sauren Salze auf; wird die Lösung aber mit Alkohol vermischt, so bleibt die freie Säure in der Flüssigkeit, während ein neutrales Salz niedergeschlagen wird, welches 1 Atom Wasser mehr enthält als das oben beschriebene.

Neutrales gallussaures Bleioxyd von der Zusammensetzung $PbO, C^7H^3O^5$ oder nach Berzelius: $PbO\overline{G} + HO$, erhält man, wenn man eine wässerige Lösung von Gallussäure mit einer Lösung von essigsaurem Bleioxyd vermischt, so aber, daß Gallussäure noch überschüssig bleibt, als ein weißes Pulver. Läßt man diesen Niederschlag längere Zeit in der Flüssigkeit liegen, so verwandelt er sich in ein graues glänzendes krystallinisches Pulver, das nach Büchner $= 2(PbO, C^7H^2O^4) + HO$ ist; zwischen 100 und 150° verliert es das Äquivalent Wasser und das zurückbleibende Salz hat demnach die Zusammensetzung $PbO, C^7H^2O^4$ oder nach Berzelius: $PbO, \overline{G}$. — Fällt man eine siedende Lösung von essigsaurem Bleioxyd durch Gallussäure, so aber, daß das Bleisalz im Überschuß vorhanden ist, so entsteht ein weißer flockiger Niederschlag, der beim Kochen gelb und krystallinisch wird, und von der Zusammensetzung $2PbO, C^7HO^3$ ist. Dieselbe Verbindung kann man erhalten, wenn man gallussaures Kali zu einer überschüssigen siedenden Lösung von essigsaurem Bleioxyd setzt. — Eine Lösung von Gallussäure setzt beim Digeriren mit Bleioxyd ihre ganze Säure an das Oxyd ab.

Setzt man zu einer durch Ammoniak neutralisirten Lösung von Zinn in Salzsäure eine Lösung von Gallussäure, so erhält man ein feines, weißes, krystallinisches Pulver als Niederschlag, das bei 100° sein Gewicht nicht verringert und, nach Büchner, analog dem Bleisalze nach der Formel $2SnO + C^7HO^3$ zusammengesetzt ist. Durch Auflösen in Salzsäure erhält man wiederum gewöhnliche Gallussäure und Zinnchlorür.

Gallussaures Zinkoxyd wird durch Vermischen von Lösungen verschiedener Zinksalze mit Gallussäure oder gallussaurem Kali erhalten. Setzt man zu essigsaurem Zinkoxyd Gallussäure, so erhält man, sobald das Zinksalz im Überschuß vorhanden ist, einen voluminösen Niederschlag, der, sobald er einige Zeit mit der Flüssigkeit in Berührung bleibt, ein krystallinisches Ansehen annimmt; bei 100° getrocknet bildet er sodann ein hellgraues Pulver von der Zusammensetzung $2ZnO, C^7H^2O^4$ oder nach Berzelius: $2ZnO, \overline{G}$.

Gallussaures Quecksilberoxydul fällt als gelbweißer Niederschlag nieder, wenn man salpetersaures Quecksilberoxydul in eine Lösung von Gallussäure tröpfelt; setzt man ersteres im Überschuß zu, so löst sich der Niederschlag wieder auf. Die Lösung wird dann farblos, aber sie setzt fein zertheiltes metallisches Quecksilber ab. Bei Vermischung von gallussaurem Kali mit salpetersaurem Quecksilberoxydul fällt ein rothgelber Niederschlag, der allmälig grün und zuletzt als reducirtes Quecksilber grau wird; der zuerst entstandene rothgelbe Niederschlag löst sich in Salpetersäure mit röthlicher Farbe auf, und enthält also eine veränderte Gallussäure.

Gallussaures Quecksilberoxyd entsteht in intensiv rothgelben Flocken durch Vermischung einer Lösung von salpetersaurem Quecksilberoxyd mit Gallussäure; dieser Niederschlag löst sich weder in Gallussäure, noch in überschüssig zugesetztem salpetersaurem Quecksilberoxyd; hingegen löst er sich in Essigsäure; auch löst er sich in Salzsäure und Chlornatrium, jedoch mit Abscheidung von ein

wenig Quecksilberchlorür. Quecksilberchlorid gibt mit Gallussäure keinen Niederschlag; aber bei Zusatz von gallussaurem Alkali entsteht ein rothweißer Niederschlag, der durch Salzsäure zuerst gelb und nachher, indem er sich in Quecksilberchlorür verwandelt, weiß wird.

Tropft man eine Lösung von essigsaurem Kupferoxyd in eine Lösung von Gallussäure, so fällt, indem das Kupferoxyd zu Kupferoxydul reducirt wird, ein rothbraunes Oxydulsalz nieder, das in Essigsäure schwer löslich ist, aber in Salzsäure sich ohne Farbe auflöst. Von kaustischem Kali wird es zwar mit braungelber Farbe aufgelöst, hingegen scheidet sich bald rothes Kupferoxydul ab. Tropft man umgekehrt eine Lösung von Gallussäure in eine Lösung von essigsaurem Kupferoxyd, so entsteht ein braungrauer Niederschlag. Übrigens ist es noch nicht bestimmt, ob diese Niederschläge unveränderte Gallussäure enthalten. Sie lösen sich in Ammoniak mit braungelber Farbe, und Schwefelwasserstoff gibt in diesen Lösungen keinen Niederschlag.

Neutrales gallussaures Kobaltoxyd, CoO, $C^7H^2O^5 + 2HO$, oder nach Berzelius: $CoO, \bar{G} + 3HO$, bildet sich ähnlich wie die neutrale gallussaure Talkerde, wenn man eine Lösung von essigsaurem Kobaltoxyd mit überschüssiger Gallussäure kocht; hierbei scheidet sich beim Eindampfen das Salz als ein carmoisinrothes Pulver ab. Nachdem dasselbe mit Wasser ausgewaschen und über Schwefelsäure getrocknet ist, hat es die obige Zusammensetzung; durch Erhitzen wird die Farbe immer dunkler und dabei vermindert sich durch Gasentwicklung das Gewicht fortwährend. Die Natur dieser Zersetzung ist noch nicht untersucht worden. — Kocht man Kobaltoxyd in einem Überschusse von Gallussäure, so entsteht ein basisches braunrothes Salz von der Zusammensetzung $5CoO, 3C^7H^2O^5$, oder nach Berzelius: $3(CoO\bar{G}) + 2(CoOHO) + 2HO$. Ein Überschuß von Kobaltoxydhydrat entzieht der Lösung die Säure vollständig.

Durch Kochen einer Mischung von essigsaurem Nickeloxyd und einer Lösung von Gallussäure bildet sich in ähnlicher Weise, wie das bei der Talkerde und dem Kobaltoxyd der Fall ist, eine pulverige, hellgrüne Verbindung, die wahrscheinlich neutral ist. — Kocht man Nickeloxydhydrat mit einer Lösung von Gallussäure, so daß letztere noch im Überschuß vorhanden ist, so entstehen verschiedene basische Verbindungen, von denen eine von Büchner analysirt und als $3(NiO, C^7H^2O^5) + NiOHO$, oder nach Berzelius als $3(NiO\bar{G}) + NiOHO + 3HO$ zusammengesetzt gefunden wurde. Ein Überschuß von Nickeloxyd entzieht der Lösung alle Gallussäure. — Möglicher Weise sind die genannten basischen Verbindungen des Nickeloxyds und Kobaltoxyds zufällige Gemenge von dem neutralen und einem basischen Salze.

Kocht man essigsaures Manganoxydul mit einer überschüssigen Lösung von Gallussäure, so erhält man ein weißes körniges Pulver, welches vielleicht neutrales Salz ist. Beim Waschen oder Trocknen wird es braun, indem sich wol das Oxydul in Oxydul-Oxyd umwandelt. Wahrscheinlich ist also dies braune Pulver nicht von einer bestimmten Zusammensetzung.

Gallussaures Eisenoxydul ist eine farblose, in Wasser lösliche Verbindung. Sobald die Lösung mit Sauerstoff in Berührung kommt, färbt sie sich zuerst röthlich, dann violett und dunkelblau, und endlich fällt ein schwarzer Niederschlag zu Boden. Dieser ist gallussaures Eisenoxyduloxyd. Man kann diese Verbindung sogleich als Niederschlag bilden, wenn man ein gallussaures Alkali mit einem Eisenoxyduloxydsalze vermischt. Vermischt man Gallussäure mit einem Eisenoxydsalze, so wird durch einen Theil der Gallussäure ein Theil des Eisenoxyds zu Oxydul reducirt, und es bildet sich daher ebenfalls der schwarze Niederschlag von gallussaurem Eisenoxyduloxyd. Diese Reduction wird durch Erhitzen noch befördert. Kocht man daher eine Lösung eines Eisenoxydsalzes mit überschüssiger Gallussäure, so löst sich der zuerst entstandene Niederschlag allmälig völlig auf und die Flüssigkeit wird farblos. Daß hierbei wirklich die Reduction des Oxyds zu Oxydul stattfindet, läßt sich aus folgendem Versuche deutlich ersehen. Vermischt man nämlich eine alkoholische Lösung von Gallussäure mit einer alkoholischen Lösung von schwefelsaurem Eisenoxyd, so bildet sich der schwarze Niederschlag, und zugleich scheidet sich schwefelsaures Eisenoxydul, welches in Alkohol nicht löslich ist, in kleinen Krystallen aus. — Die gewöhnliche schwarze Schreibtinte enthält ursprünglich gerbsaures Eisenoxyduloxyd als Farbstoff, ist sie hingegen mehre Monate alt, so verwandelt sich die Gerbsäure durch Einwirkung des Sauerstoffs der atmosphärischen Luft in Gallussäure um, und sie enthält alsdann hauptsächlich gallussaures Eisenoxyduloxyd. Aus solcher Tinte läßt sich sehr rasch Gallussäure darstellen, wenn sie zunächst mit Salzsäure behandelt wird, bis die Gallussäure abgeschieden und die schwarze Färbung verschwunden ist; setzt man hierauf Äther zu, so nimmt dieser die Gallussäure auf, und diese kann sodann durch Verdunstung des Äthers krystallinisch erhalten werden.

Eine saure gallussaure Thonerde erhielt Büchner, indem er gewöhnlichen Alaun durch essigsaures Bleioxyd zersetzte, aus dem dadurch erhaltenen essigsauren Thon durch Schwefelwasserstoff das überschüssige Blei ausfällte, und hierauf die Flüssigkeit, mit einer warmen Lösung von Gallussäure vermischt, bei 40 — 45° erhielt, wobei sie alsdann einen weißen Brei absetzte, der nach dem Verdünnen mit Wasser und Filtriren eine weiße voluminöse Masse zurückließ, welche nochmals ausgewaschen und über Schwefelsäure getrocknet ward. In der Wärme verliert diese Verbindung Wasser und sogar noch bei 200° entweicht ein Theil desselben. — Aus der Lösung, woraus sich das saure Salz gebildet hat, fällt, wenn sie filtrirt und bis zum Sieden erhitzt wird, eine andere Verbindung der Gallussäure mit Thonerde nieder, die aber noch nicht analysirt ist. — Die Thonerde geht außerdem auch basische Verbindungen mit der Gallussäure ein; Thonerdehydrat entzieht einer Lösung von Gallussäure, ohne sich in ihrem Aussehen zu ändern, sämmtliche Gallussäure.

Die übrigen Erden bilden mit der Gallussäure un-

lösliche oder schwer lösliche Verbindungen, die aber in ihren übrigen Verhältnissen noch nicht untersucht sind.

Gallussaures Antimonoxyd, nach der Formel, $SbO^3, 3(C^7H^3O^5) + SbO^3, 3(C^7H^2O^4)$ oder nach Berzelius: $SbO^3, \bar{G}^3 + SbO^3\bar{G}^2 + 2HO$, bildet sich nach Büchner, wenn man Gallussäure mit einer Lösung von weinsteinsaurem Antimonoxydkali vermischt; sie bildet ein weißes, wenig krystallinisches Pulver, das sich weder beim Auswaschen, noch beim Trocknen und Erhitzen auf 100° verändert. In der Lösung bleibt eine Verbindung von weinsteinsaurem Kali mit weinsteinsaurer Gallussäure zurück.

Die Gallussäure wird in den chemischen Laboratorien bei Wasseranalysen zur Entdeckung eines Eisengehalts, wobei sich die Flüssigkeit blau bis schwarz färbt, oder eines Gehalts an Alkalien oder alkalischen Erden, bei deren Anwesenheit Gallussäure eine grüne Färbung hervorbringt, benutzt. Ebenso findet sie in der Medicin, sowie in der Photographie oder Talbotypie Anwendung. Daß sie einen wesentlichen Bestandtheil der schwarzen Schreibtinte bildet, wenigstens sobald diese einigermaßen alt ist, hat schon oben Erwähnung gefunden.

Zersetzungsproducte der Gallussäure. Schon oben ist mehrmals angedeutet worden, daß sowol die Gallussäure selbst, als auch ihre Verbindungen, sehr wenig beständig sind und die mannichfaltigsten Zersetzungsproducte liefern. Sie sind, soweit sie bis jetzt untersucht sind, folgende:

1) Beim Zusammentreffen mit Chlor färbt sich die Gallussäure zuerst gelb, dann braungelb, und zuletzt verschwindet durch mehr Chlor die Farbe gänzlich. Die Gallussäure ist dann zerstört, aber die Producte sind noch nicht untersucht.

2) Wird 1 Theil Gallussäure mit 5 Theilen Schwefelsäure übergossen, so löst sie sich zu einer farblosen, durchsichtigen Flüssigkeit auf, die so dick ist, daß sie kaum fließt. Erwärmt man diese Masse gelind, so wird sie dünnflüssig, zugleich aber undurchsichtig, jedoch immer noch farblos. Wird sie nun weiter erhitzt, so wird sie zunächst gelblich, sodann rosenroth, und endlich bei 140°, wo sie wiederum dickflüssig geworden ist und schweflige Säure entwickelt, carmoisinroth. Beim Abkühlen setzt sie dann eine große Menge kermesrother Krystallkörner ab. Tröpfelt man nun die Flüssigkeit unter fortwährendem Umrühren in kaltes Wasser, so setzen sich die Krystallkörner zu Boden, während sich in der Flüssigkeit rothbraune Flocken suspendirt erhalten. Von diesen rothen Krystallkörnern erhält man ungefähr 50—70 Proc. der angewandten Gallussäure. Sie ist eine eigenthümliche Säure und hat den Namen

Rothgallussäure (Acidum rufigallicum, Parellagsäure) erhalten. Sie wurde von Robiquet entdeckt und analysirt. In Wasser ist sie fast unlöslich. In einer Temperatur von 100° verlieren die kermesrothen Krystalle 10½ Proc. Wasser, und nehmen dadurch eine mattere Farbe an; von da an verträgt sie eine ziemlich hohe Hitze, ohne sich zu verändern und zu schmelzen, dann fängt sie aber an plötzlich zu verkohlen, während ein Theil sublimirt, indem sich die Kohle mit kleinen zinnoberrothen Krystallen bedeckt. Die bei 120° getrocknete Säure hat die Zusammensetzung $C^7H^2O^4 = 950$, die wasserhaltige $C^7H^2O^4 + HO = 1062,5$. Ob in der bei 120° getrockneten Säure noch ein Äquivalent Wasser, welches durch Basen vertreten werden kann, enthalten sei, ist noch nicht ermittelt. Aus den Formeln erhellt, daß die wasserhaltige Säure die Zusammensetzung der wasserfreien Gallussäure besitzt, und daß diese Umwandlung wol darin ihren Grund hat, daß die Schwefelsäure der Gallussäure die Elemente von 1 Äquivalent Wasser entzogen hat. — Da man früher glaubte, daß die Ellagsäure dieselbe Zusammensetzung habe, so nannte Robiquet die Rothgallussäure Paraëllagsäure; seitdem aber Wöhler und Merklein gefunden haben, daß die Ellagsäure eine andere Zusammensetzung hat, so kann der von Robiquet eingeführte Name nicht mehr beibehalten werden. Die Salze der Rothgallussäure sind noch nicht gehörig untersucht. Man weiß nicht mehr, als daß Kalihydrat durch dieselbe völlig neutralisirt wird, und daß die Lösung des Salzes roth ist, und rothe Krystalle liefert. — Robiquet beizte ein Stück Zeuch in einer Lösung von Alaun oder Eisenvitriol, und erhitzte es sodann in einer Lösung des rothgallussauren Kalisalzes; hierdurch ward das Zeuch roth gefärbt, verlor aber die Farbe durch Chlor.

Eine ähnliche Säure soll nach Heumann aus einer Infusion der Rinde des Äpfelbaums erhalten werden.

3) In concentrirter Salpetersäure löst sich die Gallussäure mit brauner Farbe auf; hierauf tritt Zersetzung ein, und am Ende wird sie in Oxalsäure umgewandelt.

4) Kocht man eine Lösung von gallussaurem Kali einige Stunden lang mit einem Überschusse einer starken Kalilösung, und ersetzt man von Zeit zu Zeit das verdampfende Wasser, so färbt sich die Lösung schwarzbraun, und Salzsäure fällt daraus eine dunkelbraun huminartige Säure nieder. Dasselbe Product erhält man auch durch dieselbe Behandlung von Gerbsäure oder Galläpfelextract. Büchner hat sie Tannomelansäure, Berzelius Gerbhuminsäure genannt. Durch Übersättigen der oben genannten unreinen Kaliverbindung mit Essigsäure, Eindampfen und Ausziehen des trockenen Rückstandes mit Alkohol, wodurch das beigemengte essigsaure Kali aufgelöst wird, stellte Büchner das reine tannomelansaure Kali dar. Hieraus geht zugleich hervor, daß die Tannomelansäure nicht durch Essigsäure aus dem Kalisalze ausgetrieben werden kann; vielmehr wird letztere durch erstere ausgeschieden. Durch Vermischen von essigsaurem Bleioxyd mit diesem tannomelansauren Kali erhielt Büchner einen schwarzbraunen Niederschlag tannomelansaures Bleioxyd $= 2PbO, C^{14}H^4O^7$. Die wasserhaltige Säure betrachtet Büchner als $C^{14}H^4O^7 + 2HO$.

5) Vermischt man Gallussäure mit einer überschüssigen Lösung von zweifach kohlensaurem Kali, und setzt man die Flüssigkeit der Einwirkung der atmosphärischen Luft aus, so färbt sie sich zuerst bläulich, dann tief indigblau, und endlich entsteht ein blaugrüner Nieder-

schlag. Erhitzt man hingegen die Lösung sogleich zum Kochen, so fällt kohlensaurer Kalk nieder; beim Abkühlen wird die Flüssigkeit blau, und setzt man sodann Alkohol, oder Alkohol und Äther hinzu, so bildet sich ein reichlicher, flockiger, schwarzblauer Niederschlag. Wird die anfängliche blaue Flüssigkeit mit Säuren vermischt, so wird sie schön roth; doch kann durch Zusatz von Kalk die frühere Farbe wieder hergestellt werden. Wegen dieser Eigenschaft wurde diese Säure von ihrem Entdecker Wackenroder Gallerythronsäure (von ἐρυθρός, roth) genannt. Wegen der Eigenschaft, mit Basen blaue Verbindungen zu geben, nannte sie Berzelius Blaugallussäure (Acidum cyaneogallicum). Dieselbe Säure scheint sich zu bilden, wenn die Niederschläge, welche durch Vermischen von Chlorcalcium, Chlorbaryum oder Chlorstrontium mit Gallussäure und überschüssigem Ammoniak entstehen, mit der Luft in Berührung bleiben; doch wurden sie bis jetzt noch nicht genauer untersucht.

6) Wenn man, nach Robiquet, Gallussäure mit einer Lösung von 2 Theilen Chlorcalcium in 5 Theilen Wasser, zum Sieden erhitzt, so entwickelt sich Kohlensäure; hat sich dann die Flüssigkeit soweit concentrirt, daß sie erst bei 120° siedet, so bildet sich ein gelber, krystallinischer Niederschlag. Ist dieses Pulver bei 30° getrocknet, so verliert es bei 100° nichts mehr an Gewicht. Läßt man es in feuchter Luft auf Papier liegen, so zerfließt es, indem sich wahrscheinlich Chlorcalcium ausscheidet, und auf dem Papier entsteht ein tiefschwarzer Fleck.

7) Wird trockene Gallussäure vorsichtig in einem Ölbade auf 210—215° erhitzt, so zerfällt sie nach Pelouze in Kohlensäure und sublimirende Brenzgallussäure; erhitzt man aber die Gallussäure sogleich schnell auf 240 oder 250°, so findet eine fernere Zersetzung statt; die Zersetzungsproducte sind sodann Kohlensäure, Wasser und Gallhuminsäure. Wird hingegen Gallussäure mehre Stunden lang auf 230° erhitzt, so entsteht nach Robiquet keine Gallhuminsäure, sondern eine schwärzliche, glänzende Masse, welche sich mit röthlich brauner Farbe in einer sehr geringen Menge Wasser auflöst, und Leim, aber nicht organische Basen, aus ihren Lösungen fällt.

A. Die Gallhuminsäure wurde von ihrem Entdecker Pelouze Acide métagallique, und zuerst von Berzelius Melangallussäure genannt; später änderte hingegen Berzelius diesen Namen in Gallhuminsäure um. Die Gallhuminsäure entsteht sowol aus der Gerbsäure wie aus der Gallussäure durch rasches Erhitzen auf 250°, wobei sie als eine der Kohle ähnliche, schwarze, glänzende Substanz zurückbleibt. Sie ist ohne Geruch und Geschmak, und unlöslich in Wasser, Alkohol und Äther, dagegen wird sie von ätzenden oder kohlensauren Alkalien, aus welchen sie die Kohlensäure austreibt, mit dunkelbrauner, fast schwarzer Farbe, aufgelöst. Aus diesen Lösungen wird sie durch Säuren in aufgequollenen, gallertartigen, braunen Flocken ausgeschieden. Beim Trocknen schrumpft sie stark zusammen. Sie neutralisirt die Basen vollständig; die Kaliverbindung, welche durch Kochen der gallertförmigen Säure mit Kalilösung bereitet ist, bläut nicht das geröthete Lackmuspapier. Durch Zusatz des Kalisalzes zu den Salzen der Erden und der schweren Metalloxyde erhält man stets schwarze Niederschläge. Wird die Gallhuminsäure über 260° erhitzt, so zersetzt sie sich vollständig, und läßt Kohle als Rückstand. — Sowol die aus dem Kalisalze abgeschiedene und getrocknete, als die durch Erhitzen der Gallussäure dargestellte Gallhuminsäure erhält 8⅓ Proc. Wasser, welches durch Basen abgeschieden wird. Pelouze fand durch Analysiren der freien Säure und des gallhuminsauren Silberoxyds folgende Formeln:

$$\text{Wasserfreie Gallhuminsäure} = C^{12}H^3O^3 = 1237{,}5$$
$$\text{Wasserhaltige Gallhuminsäure} = C^{12}H^3O^3 + HO = 1350.$$

B. Die Brenzgallussäure (Acidum pyrogallicum) wurde zuerst von Scheele beobachtet, der sie aber mit Gallussäure für identisch hielt, und daraus eine Methode folgerte, durch Sublimation eine reine Gallussäure zu erzielen. Die Verschiedenheit dieser beiden Säuren wurde zuerst durch L. Gmelin nachgewiesen und von Braconnot außer allen Zweifel gesetzt; Letzterer führte den Namen Acide pyrogallique ein. Pelouze hat sich später genauer mit diesem Gegenstande beschäftigt.

Um diese Säure darzustellen, bringt man reine, von Krystallwasser befreite Gallussäure ($C^7H^3O^5$) in eine Retorte, welche man bis an den Hals in ein Bad von Öl oder Chlorzink eingetaucht, bei einer Temperatur zwischen 210—220° anhaltend erhitzt. Hierdurch sublimirt sich die Brenzgallussäure und setzt sich im Retortenhalse in schneeweißen Krystallen an; die Zersetzungsproducte sind weder Wasser, noch Brandöl oder brennbare Gase, sondern allein Kohlensäure.

Stenhouse bereitet die Brenzgallussäure durch Sublimation von stark eingetrocknetem Galläpfelextract, indem er diesen in einem flachen, mit Papier überbundenen Gefäße, über welches noch eine Papiertute gestellt ist, erhitzt. Das eiserne, auf einer Sandkapelle befindliche Gefäß wird so nahe wie möglich bei einer Temperatur von 185° erhalten. Der Galläpfelextract gibt ungefähr 10⅓ Procent sublimirte Säure. Die sublimirte Brenzgallussäure enthält kein chemisch gebundenes Wasser. Ihre Zusammensetzung ist von Berzelius, Pelouze und Liebig gefunden worden als $C^6H^3O^3 = 787{,}5 = p\overline{G}$. Da die Brenzgallussäure nur eine schwache Verwandtschaft zu den Basen besitzt, so läßt sich wol vermuthen, daß sie wasserfrei ist. Durch Vergleichung der Formel für die Brenzgallussäure mit der Formel der Gallussäure ergibt sich das mit dem Versuche übereinstimmende Resultat, daß die Gallussäure durch Abgabe der Elemente von 1 Äquivalent Kohlensäure sich in Brenzgallussäure umwandelt, da $C^7H^3O^5 = C^6H^3O^3 + CO^2$ ist. Aus der Vergleichung der Formel für die Gallhuminsäure mit der Formel für die Brenzgallussäure stellt sich ferner heraus, daß man die Gallhuminsäure in der Weise als aus Brenzgallussäure entstanden auffassen kann, daß 2 Äquivalente der letzteren die Elemente von 2 Äquivalenten Wasser abgegeben haben:

2 Äquival. Brenzgallussäure = 1 Äquival. wasserhaltige Gallhuminsäure + 2 Äquival. Wasser,

$$2(C^6H^3O^3) = (C^{12}H^3O^3, HO) + 2HO.$$

Ebenso läßt sich die Umwandlung der Gallussäure in Gallhuminsäure aus den Formeln erkennen, indem

$2(C^7H^3O^5) = C^{12}H^3O^3, HO + 2CO^2 + 2HO$ ist.

Die Brenzgallussäure bildet schneeweiße Blätter oder Nadeln, welche geruchlos sind, bitter, aber nicht sauer schmecken, und Lackmuspapier gar nicht, oder kaum merklich röthen. Sie schmilzt bei 115° und gesteht beim Erkalten zu einer strahligen, krystallinischen Masse. Bei 210° kommt sie ins Kochen und sublimirt. Die Dämpfe haben keinen Geruch, aber reizen zum Husten. Rasch auf 250° erhitzt, verwandelt sie sich in Gallhuminsäure und Wasser. Sie löst sich bei 13° in 2¼ Th. Wasser auf und krystallisirt daraus beim Verdunsten im luftleeren Raume in Nadeln. Die in Wasser aufgelöste Säure wird ziemlich schnell zu einer Flüssigkeit von brauner Farbe umgewandelt, besonders wenn man sie in der Wärme erhält und das verdunstende Wasser fortwährend ersetzt. Von Alkohol und Äther wird die Brenzgallussäure aufgelöst.

Die brenzgallussauren Salze sind im Ganzen wenig untersucht. Sie sind leichter löslich in Wasser, als die gallussauren Salze, zersetzen sich aber ebenso leicht, wie diese, und wie die wässerige Lösung der Brenzgallussäure beim Zutritte der Luft. Die Lösungen derselben in Wasser nehmen zuerst eine gelbe, sodann eine violette und zuletzt eine braune Farbe an. Die Brenzgallussäure treibt aus den kohlensauren Alkalien, nicht aber aus den in Wasser unlöslichen kohlensauren Metalloxyden die Kohlensäure aus.

Brenzgallussaures Kali, $KO, p\bar{G}$, bildet nach Pelouze rhomboïdische Tafeln.

Brenzgallussaures Natron, $NaO, p\bar{G}$, ist sehr leicht löslich.

Brenzgallussaures Ammoniumoxyd, $NH^4O, p\bar{G}$, wird erhalten, wenn man eine concentrirte Lösung der Brenzgallussäure mit festem kohlensaurem Ammoniak im Überschusse vermischt und die Flüssigkeit über Schwefelsäure unter der Luftpumpe verdunsten läßt, wobei sich zugleich das überschüssige kohlensaure Ammoniak verflüchtigt. Das zurückbleibende brenzgallussaure Ammoniumoxyd bildet sodann eine hellgraue Salzmasse, die in der Luft zuerst grünlich und dann braun wird.

Vermischt man Brenzgallussäure mit einer Auflösung von **Kalkerde**, so wird die Flüssigkeit zuerst purpurfarben, dann braun gefärbt. Dies Verhalten kann als Erkennungsmittel der Brenzgallussäure benutzt werden.

Brenzgallussaures Bleioxyd, $PbOp\bar{G}$, entsteht, wenn man essigsaures Bleioxyd mit einer Auflösung der Brenzgallussäure, oder salpetersaures Bleioxyd mit brenzgallussaurem Ammoniumoxyd behandelt. Der Niederschlag ist erst weiß und voluminös, wird aber beim Kochen dichter und körnig. Im feuchten Zustande wird er an der Luft grau und später braun. Setzt man umgekehrt essigsaures Bleioxyd in geringerer Quantität zu einer Lösung von Brenzgallussäure, so fällt ein saures Salz nieder, das nach Stenhouse $= 3PbO, 4p\bar{G}$ ist. Wird das neutrale Salz mit concentrirtem kaustischem Ammoniak behandelt, so bleibt ein basisches Salz zurück, welches nach dem Trocknen bei 120° die Zusammensetzung $3PbO, p\bar{G}$ hat.

Brenzgallussaures Zinnoxydul, $SnOp\bar{G}$, bildet einen weißen Niederschlag, wenn wässerige Brenzgallussäure in eine Lösung von Zinnchlorür getropft wird.

Brenzgallussaures Kupferoxyd, oder Oxydul, fällt als brauner Niederschlag nieder, wenn eine Lösung der Säure in eine Lösung von essigsaurem Kupferoxyd getropft wird.

Das Verhalten der Brenzgallussäure zu **Eisensalzen** ist eigenthümlich und kann zum Erkennen der Brenzgallussäure dienen. Mit Eisenoxydulsalzen gibt sie eine schwarzblaue Färbung, mit Eisenoxydsalzen hingegen eine braune. Setzt man einige Tropfen einer Oxydsalzlösung zu einer Auflösung der Säure, so entsteht eine schwarzblaue Färbung, wie bei Gallussäure; setzt man hingegen eine große Quantität des Salzes auf ein Mal hinzu, so entsteht die Färbung nicht. Dieses Verhalten hat seinen Grund darin, daß das Eisenoxyd durch einen Theil der Brenzgallussäure zu Oxydul reducirt wird. Auch wenn eine größere Menge des Eisenoxydsalzes zugesetzt wird, wird das Eisenoxyd zu Oxydul reducirt, während die braune Farbe von einer Substanz herrührt, die durch Zersetzung von Brenzgallussäure entstanden ist. War die Säure mit schwefelsaurem Eisenoxyd vermischt, so schießt beim Concentriren schwefelsaures Eisenoxydul an; setzt man zu der zurückbleibenden Mutterlauge Alkohol, so wird das übrige Oxydulsalz auch ausgefällt, und in der Flüssigkeit bleibt Schwefelsäure und jene braune Substanz, die wahrscheinlich eine besondere Gerbsäure ist und Leim fällt.

Brenzgallussaure Thonerde, $Al^2O^3p\bar{G}$, wird erhalten, wenn man das gallertartige Hydrat in der Säure auflöst; die dadurch erzeugte Flüssigkeit hat einen zusammenziehenden Geschmack, und wird beim Erhitzen, wie essigsaure Thonerde, trübe, beim Abkühlen aber wieder klar. Außerdem besitzt sie die Eigenschaft, Leim zu fällen, Lackmuspapier stärker zu röthen, als die freie Säure, und beim Verdunsten ein krystallisirtes Salz zu geben.

Brenzgallussaures Uranoxyd, durch Zersetzung nach doppelter Wahlverwandtschaft erhalten, erscheint als brauner Niederschlag.

Brenzgallussaures Wismuthoxyd, $BiO^3p\bar{G}$, bildet einen gelben Niederschlag, der aber bald braun wird.

Brenzgallussaures Antimonoxyd, $SbO^3, p\bar{G}^3$, wird als weißes Pulver erhalten, wenn man Brenzgallussäure in weinsaures Antimonoxydkali (Brechweinstein) tropft.

Die **edlen Metalle**, Gold, Silber und Quecksilber, werden aus ihren Auflösungen durch Brenzgallussäure reducirt.

Die Veränderungen der Brenzgallussäure sind nicht studirt. (*J. Loth.*)

GALLUSTINCTUR oder **GALLÄPFELTINCTUR**, ist ein wässeriger oder alkoholischer Auszug von Galläpfeln, welcher, stets gefärbt, frisch hauptsächlich aus Gerbsäure besteht, während er, sobald er längere Zeit der

Einwirkung der Luft ausgesetzt war, eine mehr oder weniger beträchtliche Quantität Gallussäure, die sich durch Zersetzung der Gerbsäure bildet, enthält. Diese Galläpfeltinctur wird in der analytischen Chemie häufig als Reagens angewandt, um Metalle oder organische Basen zu erkennen. Die vornehmlichsten Eigenschaften derselben sind:

Die Salze des Manganoxyduls, Zinkoxyds, Cadmiumoxyds werden meistens in verdünnten Auflösungen weder gefärbt, noch gefällt; reine Eisenoxydulsalze werden ebenfalls nicht gefärbt, durch Aufnahme von Sauerstoff aus der atmosphärischen Luft entsteht hingegen, indem sich das Oxydul in Oxyd umwandelt, ein schwarzblauer Niederschlag.

Die Salze des Eisenoxyds werden schwarzblau, des Zinnoxyds gelblich, des Nickeloxyds gelbgrünlich, des Kobaldoxyds weißgelblich, des Ceriumoxyds gelblich, des Kupferoxyds grau, der Titansäure roth, des Telluroxyds gelblich, des Antimonoxyds weiß, des Chromoxyds braun, des Tantaloxyds rothgelb, des Molybdänoxyds braun, des Bleioxyds weiß, des Uranoxyds rothbraun, des Wismuthoxyds röthlich, des Silberoxyds schmutziggelb, des Platinoxyds dunkelgrün, des Goldoxyds braun, des Osmiumoxyds violett gefällt.

Wichtig ist ferner die Fällung des Leims durch frischbereitete Galläpfeltinctur; ebenso geben die Salze von Cinchonin, Chinin, Brucin, Strychnin, Codein, Narcotin und Morphin weiße Niederschläge, welche in Essigsäure löslich sind. (*J. Loth.*)

GALLUZZI (Riguzzio), ein berühmter italienischer Staatsmann und Historiker. Wo und wann er geboren, ist ebenso unbekannt als seine Jugendgeschichte. In Florenz bekleidete Galluzzi mehre hohe Ämter. Unter dem Großherzog Leopold war er Secretair und Archivar. Als die französischen Truppen in Toscana einrückten, ward er zum Finanzminister ernannt. Er verwaltete dies Amt mit großer Umsicht und unerschütterlicher Redlichkeit. Der Rückzug des französischen Heeres machte der republikanischen Verfassung ein Ende. Die Republikaner wurden überall verfolgt. Galluzzi mußte sich nach Frankreich flüchten. Die Siege der Franzosen riefen ihn späterhin wieder in sein Vaterland zurück, wo ihn der König von Hetrurien wieder in den Besitz seiner frühern Pension setzte. Er starb indessen bald nachher, im November 1801, im 63. Lebensjahre. Mit sorgfältiger Benutzung der ihm zu Gebote stehenden Archive und anderer literarischer Hilfsmittel schrieb er seine Istoria del gran ducato di Toscana. (Firenze 1781. 4.) 5 Voll. C. J. Jagemann veranstaltete einen Auszug aus diesem classischen Werke [1], das besonders für die Geschichte des mediceischen Hauses wichtig ist [2]. (*Heinrich Döring.*)

GALMIER (Mineralquelle). In einer der Vorstädte von Saint-Galmier, welcher Ort im Departement de la Loire, drei Stunden von Montbrison, liegt, entspringt dieser viel benutzte kalte Säuerling. Das klare Wasser hat einen angenehm säuerlichen Geschmack, es entwickelt lebhaft Luftblasen, enthält kohlensaures Natron und etwas schwefelsauren Kalk, und liefert auf eine Pinte gegen 10 Cubikzoll Kohlensäure. Das Wasser wird bei Störungen der Menstruation, bei chronischem Katarrh, bei Affectionen der Nieren und Harnblase u. s. w. gebraucht. (*F. W. Theile.*)

GALOPHTHALMUM, nannten Nees und Martius (Nov. act. soc. nat. cur. XII. p. 1. p. 7. t. 2) eine noch zweifelhafte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Radiaten (Verbesineen? Candolle's) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus acht in zwei Reihen stehenden Schuppen, von denen die äußeren breit und stumpf, die innern schmal und zugespitzt sind; der gemeinschaftliche Fruchtknoten ist nackt, punktirt; die drei weiblichen Strahlenblümchen haben eine gestützt-gezähnte Zunge, die fünf oder sechs zwitterigen Scheibenblümchen sind röhrenförmig, fünfzähnig; das Schließfrüchtchen ist umgekehrt-kegelförmig, zusammengedrückt-vierkantig und mit einer Krone von zwei bis vier steifen, pfriemenförmigen Grannen versehen. Die einzige Art, G. brasiliense *Nees* et *Mart.* (l. c.) ist ein niederliegendes brasilisches Kraut mit meist vierzähligen, gestielten, eiförmigen, dreinervigen, etwas gesägten Blättern und achselständigen, kurzgestielten Blüthenknöpfen mit gelben Blümchen. (*A. Sprengel.*)

GALOPINA. Eine von Thunberg (Diss. nov. gen. I. p. 3) aufgestellte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der vierten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Anthospermeen der natürlichen Familie der Rubiaceen. Char. Der Kelch mit umgekehrt-eiförmiger Röhre und sehr kleinem, kaum bemerkbarem Saume; die Corolle radförmig, viertheilig; die Staubfäden im Grunde der Corolle eingefügt, mit ablangen Antheren; die beiden Griffel gehen in die sehr langen, haarigen Narben über; zwei einsamige warzige Früchtchen sind vor der Reife zusammenhangend. Die einzige Art, G. circaeoides *Thunb.* (l. c., Anthospermum Galopina *Thunb.* prodr. fl. cap. 32. Phyllis Galopina *Cruse* in Linnaea VI. p. 20), ist am Vorgebirge der guten Hoffnung einheimisch als ein glattes perennirendes Kraut oder Staudengewächs mit zweikantigen Stengeln, gegenüberstehenden, ei-lanzetförmigen, langzugespitzten, an der Basis verschmälerten Blättern, dreifurchigen Afterblättchen, gipfelständiger, schlaffer Rispe und kleinen Blümchen. (*A. Sprengel.*)

Galorrhoeus, *Fries* s. Agaricus; *Haworth* s. Euphorbia.

GALPHIMIA. So nannte Cavanilles, indem er den Namen Malpighia anagrammatisirte, eine Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der zehnten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Malpighieen. Char. Der Kelch stehenbleibend, fünftheilig, ohne Drüsen; fünf rundliche, nagelförmige Corollenblättchen; die Staubfäden unter dem Fruchtknoten eingefügt, pfriemenförmig, an der Basis etwas zusammenhangend, mit eiförmigen, aufrechten, an der Basis ausgerandeten Anthe-

1) Auszug aus des Herrn Riguzzio Galluzzi Geschichte des Großherzogthums Toscana unter der Regierung der Fürsten aus dem Hause Medici. (Dresden und Leipzig 1784. 1785.) 2 Bde.
2) Vergl. Erlanger Litteraturzeitung. Intell.-Blatt. Januar 1802. S. 3 fg.

ren; drei einfache Griffel; drei einsamige, auf dem Rücken der Länge nach sich öffnende Springkapseln. Die fünf bekannten Arten sind Sträucher mit gegenüberstehenden Blättern, gipfelständigen Blüthentrauben und gelben Blumen: 1) G. hirsuta *Cav.* (Ic. V. p. 62), in Mexico, 2) G. glauca *Cav.* (l. c. p. 61, t. 489), ebenda, 3) G. glandulosa *Cav.* (l. c. VI. p. 43. t. 563), ebenda, 4) G. longifolia *Humboldt*, *Bonpland* et *Kunth* (Nov. gen. V. p. 173) in Columbien, und 5) G. mollis *H. B.* et *K.* (l. c.), in Mexico. (*A. Sprengel.*)

Galswinth, s. Fredegunde S. 406.

GALUPPI (Balthasar), einer der thätigsten und zu seiner Zeit beliebtesten Operncomponisten Italiens, von seiner Geburtsstätte, der Insel Burano bei Venedig, auch Buranello genannt. Geboren 1703, erhielt er zuerst von seinem Vater, dann am Conservatorium degl' Incurabili zu Venedig von Lotti Musikunterricht. War es die Schuld der Lehrer oder des Schülers, jedenfalls kann man letzterem keine gründliche, geschweige tiefere Bildung (von der damals ohnehin nicht die Rede sein konnte und durfte) zugestehen; er hat es nicht einmal zu reiner Harmonie gebracht. Desto höhere Regsamkeit, Heiterkeit, Anmuth, Sorglosigkeit hatten ihr Nest in dem kleinen dürftigen Körper des stets freundlichen, wohlwollenden, niemals durch die Mahnung tieferer Gedanken und Vorstellungen, durch die dämonischen Stürme der Begeisterung aus seinem emsigen, unablässigen, behaglichen Bilden aufgestörten Maëstro. Natürliche Anlage, frühzeitige Hinwendung auf Musik, gefälliger anschmiegsamer Sinn, Harmlosigkeit, selbstzufriedene Heiterkeit, feiner und richtiger Beobachtungssinn, — das waren seine Mittel und die Bedingungen seines Schaffens. Nie hat er die hiermit bezeichnete Sphäre verlassen, aber innerhalb ihrer unermüdlich und glücklich gebildet. Bereits mit 19 Jahren, 1722, trat er mit seiner ersten Oper, Gli amici rivali, auf — und fiel durch. Dieser (fast der einzige) Unfall brachte ihn zum Nachdenken: wie man es machen müsse, um dem Publicum zu gefallen. Er löste diese Aufgabe. Von 1729 bis 1768 gab er nach jener ersten Oper noch 69 andere, die insgesammt (mit Ausnahme einer, 1757 in Rom ausgepfiffenen) auf allen Theatern Italiens bis zum Tode des Componisten mit Beifall aufgeführt wurden. Im J. 1741 wurde er nach London berufen, wo er außer mehren Pasticcio's aus seinen frühern Werken die Opern Penelope 1741, Scipione in Carthagine 1742, Enrico 1743 (alle drei in London gestochen) und Sirbace im selben Jahr in Scene brachte. Vorzüglich belobt wurden noch die Opern Gustavo I., re di Swieza 1740, Scipione nelle Spagne 1746, Arminio 1747, Il mondo alla rovescia 1752 (wovon in Leipzig der Klavierauszug erschien), Antigona 1754, Alessandro nell' Indie 1755, mondo della luna, die 1757 in London, und Il Cavaliere delle Piume, die 1768 in Prag zur Aufführung kam. Am 6. April 1762 wurde Galuppi in Venedig Maëstro an dem Conservatorium degl' Incurabili, zugleich Kapellmeister an St. Marcus und Organist an mehren andern Kirchen. Er verließ diese Stellung 1765, um einem vortheilhaften Antrage der Kaiserin Katharina II. nach Petersburg (dreijährige Anstellung mit 4000 Rubel Jahrgehalt und freier Station) zu folgen. Hier brachte er das noch ganz rohe Orchester — es kannte noch nicht einmal die Unterscheidung von forte und piano — in Ordnung, richtete wöchentliche Hofconcerte ein und componirte „auf Allerhöchsten Befehl" Didone abbandonata im J. 1766, sowie zwei Jahre darauf Ifigenie in Tauride. Nach der ersten Aufführung der ersten Oper sandte Katharina ihm in einer Brillantdose 1000 Dukaten mit der parfümirten Erläuterung: die selige Dido habe sie ihm im Testamente vermacht. Iphigenie war seine letzte Oper und die letzte Leistung in Petersburg. Er kehrte nach Venedig in seine dortigen Ämter zurück, die er bis 1784 verwaltete. Im Januar des folgenden Jahres starb er im Schooße einer zahlreichen Familie, reich beladen mit Ehren und Schätzen; — allein den Armen konnte er 50,000 Thlr. hinterlassen. Die Seinen beweinten einen gütigen und rechtschaffenen Vater und Gatten, die Zeitgenossen schrieben auf sein Grab: Angeli cantare sciunt, quae cecinit, — — und dann wurde all' seine Musik, Opern, Miserere's, Kyrie's, ein Credo (die Kirchenmusik hatte nie viel gegolten) bei Seite gelegt und vergessen, wie die Veilchen und Maßlieben, die vergangenen Lenz geblüht haben. Er hatte „seinen Lohn dahin," sein Glück und sein Vergessen waren verdient, er war eine der vielen lebendigen Ironien auf Schiller's Sentenz: „Wer seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeit." (*A. B. Marx.*)

Galurus *Spr.* (Caturus *L.*) s. Acalypha.

GALVANI (Aloysius), der Entdecker des wichtigen physikalischen Processes des Galvanismus, d. h. der Contaktelektricität, wurde zu Bologna am 9. Sept. 1737 geboren. Er studirte in seiner Vaterstadt Medicin, promovirte im J. 1762, und nahm dann später den Lehrstuhl der Anatomie ein. Dabei war er aber auch praktischer Arzt, namentlich Chirurg und Geburtshelfer. Seine Entdeckung des Galvanismus fällt ins J. 1789; die Wirkungen des Galvanismus stellten sich ihm ganz zufällig als zuckende Bewegungen vor Augen, als er frisch entblößte Froschschenkel mittels kupferner Haken an einem eisernen Balcongeländer aufhing. Indem Galvani die Umstände näher prüfte, unter denen die Erscheinung eintrat, fand er, daß der Kupferhaken mit den Nerven der Schenkelmuskeln und mit dem Eisen in Berührung war, und daß durch letzteres wieder die entblößten Muskeln im Momente der Zuckung berührt wurden. Daher erklärte sich Galvani das Phänomen in folgender Weise: In den lebendigen Nerven befindet sich eine Flüssigkeit, welche durch den Kupferhaken und durch das Eisen hindurchgeht und im Momente der Muskelberührung auf diese überspringt. Diese präsumirte Flüssigkeit wurde die Galvanische genannt.

Durch die Folgen der französischen Revolution für Italien wurde Galvani's akademische Wirksamkeit unterbrochen; er verlor seine Professur, weil er sich nicht dazu entschließen konnte, der neugegründeten cisalpinischen Republik den Eid zu leisten, welcher von allen Angestellten

gefodert wurde. Nach einiger Zeit wurde freilich seinen Verdiensten die Anerkennung zu Theil, daß ihn die cisalpinische Republik ungeachtet seiner Eidverweigerung doch wieder in die Professur einsetzte; allein das schon vorher beginnende Siechthum seines Körpers wurde dadurch nicht aufgehalten. Er starb am 4. Dec. 1798.

Galvani hat kein größeres Werk hinterlassen, sondern nur ein Paar Abhandlungen in den bologneser Denkschriften niedergelegt: 1) De renibus atque ureteribus volatilium. 2) De volatilium aure. Galvani bearbeitete die Anatomie des Gehörorgans; da kam ihm Scarpa mit der Schrift de structura fenestrae rotundae auris et de tympano secundario voraus, und nun beschränkte er sich auf diese kurze Mittheilung. 3) De viribus electricitatis in motu musculari commentarius. Diese Abhandlung, welche Galvani's Namen so berühmt gemacht hat, erschien im J. 1791. Sie wurde aber sogleich besonders abgedruckt, und wurde dann auch nebst andern diesen Gegenstand behandelnden Mittheilungen von Valli, Carminati, Volta durch Mayer ins Teutsche übersetzt. (Prag 1793.)

Ein Elogium Galvani's, aus Alibert's Feder, befindet sich im 4. Bande der Mémoires de la Société médicale d'Émulation. *(F. W. Theile.)*

GALVANISMUS. Schon in dem ersten Abschnitte des Artikels Elektricität ist erwähnt worden, wie allerdings ein Zufall zu der Entdeckung des mit dem Namen Galvanismus bezeichneten Theiles der Elektricitätslehre die Veranlassung gegeben. Aloysius Galvani, Professor der Anatomie in Bologna, hatte, beschäftigt mit andern Untersuchungen, kurz zuvor getödtete Frösche so zubereitet, daß der Vordertheil ihres Körpers mit den hintern Extremitäten nur durch die Schenkelnerven zusammenhing; solche Präparate lagen auf einem Tische, auf welchem eine Elektrisirmaschine stand. Als einer seiner Zuhörer die Spitze eines Messers zufällig an den Schenkelnerven eines Frosches brachte, so zeigten sich heftige Zuckungen, und einer der Anwesenden glaubte zu bemerken, daß diese Zuckungen nur dann erschienen, wenn aus dem Conductor der Elektrisirmaschine ein Funken gezogen wurde. Galvani wiederholte den Versuch und fand zu seiner nicht geringen Verwunderung, daß die Bewegungen des Frosches bald stärker waren, bald ganz verschwanden. Die Neuheit der Erscheinung trieb ihn an, dieselbe auf andere Arten zu versuchen, um die Ursache dieses ihm unerwarteten Unterschiedes zu ermitteln, und es ergab sich, daß die Zuckungen nur dann erfolgten, wenn die Hand die metallische Einfassung oder die eisernen Nägel, womit die knöchernen Schalen an dem Messer befestigt waren, hielt, dagegen sich nicht zeigten, wenn die Hand nur die knöchernen Schalen berührte. Da Knochen die Elektricität nicht (oder wenigstens nur schlecht) leiten, so glaubte Galvani, daß bei dem letzten Verfahren, wo die Hand nur die knöchernen Schalen berührte, der Zutritt der elektrischen Flüssigkeit zu dem Frosche auf irgend eine Art verhindert würde, während bei der Berührung der metallischen Einfassung oder der eisernen Nägel des Messers durch die Hand ein solcher Zutritt stattfände. Er wandte daher anstatt des Messers eine von Staub und Feuchtigkeit gereinigte Glasröhre an, und bemerkte bei der Berührung der Schenkelnerven mittels dieser in der Hand gehaltenen Glasröhre während des Ausziehens des Funkens niemals eine Zuckung des Frosches, auch wenn er den letzten weit näher an die Elektrisirmaschine legte; während er dieselbe bei Berührung mittels eines in der Hand gehaltenen eisernen Cylinders auch bei dem Ausziehen des geringsten Funkens wahrnahm. Galvani untersuchte dann weiter die Rolle, welche seine Hand dabei spielte, und fand, daß sein Körper nur als ein Leiter in Betracht kam; denn es entstanden dieselben Zuckungen ebenfalls, wenn er mittels eines langen Metalldrahtes die Nerven berührte, während die Anlegung des kurzen, nicht in der Hand gehaltenen Eisencylinders an den Nerven die Erscheinung noch nicht hervorrief. Er sprach daher den Satz aus, daß nicht nur ein leitender, die Nerven berührender Körper, sondern auch eine gewisse Größe und Ausdehnung desselben zur Hervorbringung der Zuckungen erfodert würde.

Galvani hing sodann den zubereiteten Frosch an einem durch das Rückenmark gestochenen eisernen Haken an das Ende eines isolirt ausgespannten Drahtes, und fand, daß die Zuckungen noch stattfanden, selbst wenn dieses Ende des Drahtes über 100 Ellen von der Elektrisirmaschine, in deren Umgebung sich das andere Ende des Drahtes befand, entfernt war. Wenn er den Draht nicht isolirte, so wurden die Zuckungen schwächer. Sehr wesentlich zur Verstärkung der Zuckungen trug es bei, wenn die Füße des an seinem Rückenmarke mittels eines eisernen Hakens aufgehangenen Frosches auch noch mit einem Leiter, am besten einem solchen, welcher bis zur Erde reichte, in Verbindung gesetzt wurden. Galvani bezeichnete den an den Nerven angelegten Leiter als den Nervenconductor, den an den Muskel angelegten als den Muskelconductor.

Was dem Galvani bei diesen Erscheinungen das Auffallendste erschien, war nicht die Reizbarkeit von Theilen frisch getödteter Thiere bei elektrischen Einwirkungen, denn diese war in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, namentlich in Betreff des Frosches, nicht mehr unbekannt; es war vielmehr die Entfernung von der Elektrisirmaschine oder deren Conductor, auf welche hin sich diese Zuckungen noch erstreckten. Galvani konnte sich keine Rechenschaft hierüber geben; die elektrische Wirkung in die Ferne, die sogenannte elektrische Atmosphärenwirkung, oder die Vertheilung war ihm entweder gar nicht, oder wenigstens nicht hinlänglich bekannt. Er suchte daher in den Versuchen auch den unmittelbaren Zutritt der Elektricität von dem Conductor zu dem Froschpräparate auf jede Weise abzuschneiden. Er füllte z. B. ein nach Oben sich verengendes Gefäß mit Bleischrot, verschloß dasselbe mit einem Kork, durch welchen ein eiserner Haken ging, und stellte dieses Gefäß dann umgekehrt mit der durch den Kork verschlossenen Öffnung nach Unten gewendet, auf die Öffnung eines zweiten ähnlichen auf seinem Boden Bleischrot enthaltenden Gefäßes, nachdem er zuvor den eisernen Haken durch das Rückenmark eines Froschpräparates gestoßen hatte. Das Froschpräparat hing also innerhalb des zweiten Gefäßes; das Bleischrot des obern Gefäßes, welches durch

den eisernen Haken mit dem Nerven in Verbindung war, bildete den Nervenconductor, das Bleischrot am Boden der zweiten Flasche, welches der Frosch mit seinen Füßen berührte, bildete den Muskelconductor. So waren der Frosch und sein Conductor überall von Nichtleitern umgeben, und dennoch zuckte der erstere beim Ausziehen des Funkens aus dem Conductor der Elektrisirmaschine. Dieser Versuch hätte Galvani, wie er selbst sagt, beinahe dahin gebracht, seine erste Meinung, daß die Elektricität auf irgend eine Art diese Zuckungen bewirke, zu verlassen. Nur ein in dieses zweite Gefäß hineingestellter Elektrometer, dessen Kugeln beim Umdrehen der Elektrisirmaschine divergirten, hielt ihn davon ab, und ließ ihn den Grund in der auf der Innenseite der Glasgefäße während der Funkenentsetzung entstehenden Elektricität suchen. Galvani stellte diese Vorrichtung sogar unter eine, auch zwei Glasglocken, ja unter den Recipienten der Luftpumpe, aber stets erschienen diese Zuckungen.

Volta erinnerte später daran, daß Galvani diese elektrische Atmosphäreneinwirkung hätte bekannt sein müssen. Letzterer verdient indessen wegen dieser Unkenntniß vielleicht um so mehr Entschuldigung, da seine oben erwähnten ersten Versuche früher angestellt sind, als Volta wol glauben mochte. Galvani machte nämlich die oben angeführten Untersuchungen zuerst 1791 in seinem Commentarius de viribus electricis in motu musculari [1]) bekannt. Indessen unter Galvani's Handschriften trägt die älteste der hieher gehörigen Untersuchungen das Datum 6. Nov. 1780, und hier findet sich schon der Ausdruck, ein auf die gewohnte Weise zubereiteter Frosch, sodaß die obige erste Beobachtung wenigstens an oder gar noch vor diesem Zeitpunkte gemacht wurde [2]). In dieser Zeit war die Unkenntniß der elektrischen Wirkung in die Ferne verzeihlicher als zehn Jahre später; freilich hat Galvani auch später sich nicht bemüht, diesen Mangel seiner Kenntnisse abzustellen, denn in jenem Commentar findet sich nirgends eine nähere Bekanntschaft mit dieser Wirkung ausgesprochen. Zu behaupten, daß Galvani später zur Zeit der Veröffentlichung seines Commentars sehr wohl diese Wirkungen gekannt, aber sie in derselben nicht erwähnt habe, um getreu die Geschichte seiner Entdeckungen wieder zu geben, möchte jetzt wol Niemand ernstlich den Versuch machen.

Galvani gelangen diese Versuche ebenfalls an lebenden Fröschen, indem er den Schenkelnerven im Schenkel selbst zerschnitt, von den umliegenden Theilen des Muskels trennte und heraushob, und später auch an lebenden warmblütigen Thieren, oder kürzlich erst von denselben getrennten Gliedern; die Muskeln warmblütiger Thiere verloren jedoch diese Reizbarkeit sehr schnell.

Die mit der künstlichen Elektricität der Maschine angestellten Versuche wiederholte Galvani auch unter dem Einflusse der atmosphärischen Elektricität auf die Weise, daß er auf dem Dache eines Hauses einen Draht isolirte, bis zur Erde hinableitete, und das untere Ende mit den Nerven der zubereiteten Frösche (oder anderer Thiere) in Verbindung setzte. An den Füßen der Frösche war ein anderer Draht, welcher in das Wasser eines Brunnens hinabreichte, befestigt. Es zeigten sich nicht allein bei den Blitzen eines Gewitters Zuckungen (und zwar entsprachen einem Blitze gewöhnlich mehre Zusammenziehungen der Muskeln), sondern auch selbst bei nur stürmischem Wetter, oder wenn Wolken nahe an dem auf dem Dache isolirten Drahte vorüberzogen, und die Elektrometer nicht unbedeutende Spuren von Elektricität anzeigten, wurden dieselben Resultate erhalten, sowol mit todten als mit lebenden Thieren.

Galvani wünschte ferner den Einfluß der atmosphärischen Elektricität bei heiterm und stillem Wetter zu untersuchen, und hing in dieser Absicht die Froschpräparate an einem durch das Rückenmark gestochenen eisernen Haken an einem eisernen Geländer im Garten auf. Bisweilen sah er diese zugerichteten Frösche in Zuckungen gerathen, und er glaubte die Ursache derselben in den während des Tages in der Atmosphäre vorgehenden Elektricitätsveränderungen suchen zu müssen. Um dieses genauer zu erforschen, beobachtete er seine aufgehangenen Präparate zu verschiedenen Stunden mehre Tage hinter einander, aber er bemerkte kaum einige Bewegungen in den Muskeln. Des langen Wartens müde, bog und drückte er, um zu sehen, ob durch diesen Kunstgriff Muskelbewegungen hervorgebracht würden, die metallenen Haken, welche durch das Rückenmark gestochen waren, an das eiserne Geländer (wobei natürlich auch der Frosch sich an das Geländer mehr oder weniger anlegte), und beobachtete dabei nicht selten Zuckungen; sie erschienen aber ohne irgend eine Beziehung zu der atmosphärischen Elektricität. Galvani wiederholte, um sich von dem Einflusse der atmosphärischen Elektricität ganz unabhängig zu machen, denselben Versuch dann in dem geschlossenen Zimmer, indem er den Frosch auf eine eiserne Scheibe legte, und den ins Rückenmark gestochenen eisernen Haken dem Eisen näherte, und erhielt die Zuckungen. Einen gleichen Erfolg hatte er bei Anwendung anderer Metalle, nur waren die Zuckungen mit einigen heftiger, mit andern schwächer. Als er Nichtleiter auf dieselbe Weise anbrachte, wurde keine Zuckung wahrgenommen. Galvani war über solche Erfolge sehr verwundert, und vermuthete eine dem Thiere inwohnende Elektricität; eine Vermuthung, welche ihm noch dadurch bestätigt schien, daß „er einen Umlauf des dünnsten Nervensaftes zur Zeit dieser Erscheinungen von den Nerven zu den Muskeln zu bemerken glaubte, welcher dem Umlaufe, der in der Leydener Flasche geschieht, nahe kommt."

Aus dem Angeführten sieht man, wie das erste Hervorbringen der Zuckungen mit einem einzigen Metalle den Galvani zu dem Glauben verleiten konnte, daß das angewandte Metall nur als Leiter diente, während das untersuchte Thier die Quelle der Elektricität in sich enthielte.

1) Übersetzt: Aloysii Galvani Abhandlung über die Kräfte der thierischen Elektricität auf die Bewegung der Muskeln, nebst einigen Schriften der Herren Valli, Carminati und Volta über denselben Gegenstand. Eine Übersetzung, herausgegeben von Mayer. (Prag 1793.) 2) Galvani's Werke sind auf Anordnung des Instituts von Bologna herausgegeben 1841 unter dem Titel: Opere edite ed inedite del Professore *Luigi Galvani* racolte e publicate per cura dell' Academia delle Scienze dell' Instituto di Bologna.

Dazu kamen noch andere Ideen, wie solche z. B. in den letzten Worten des vorstehenden Absatzes angedeutet sind, und es wird uns nicht zu sehr in Erstaunen setzen dürfen, wenn wir sehen, mit welcher Zähigkeit Galvani an seiner Lehre von der Elektricität der Muskeln festhält. Er scheint übrigens auch selbständig schon vor der Veröffentlichung seiner Versuche in dem erwähnten Commentar die Idee einer Elektricität der Metalle gehabt zu haben, indem auf mehren seiner Tagebücher vom Sept. 1786, wo er die zuletzt erwähnten Versuche über die durch Berührung des Eisens hervorgebrachten Zuckungen zuerst beschreibt, sich mehre Male die Aufschrift Esperimenti circa l'Elettricità de' metalli findet; aber schon im October desselben Jahres findet sich die Aufschrift de animali Electricitate [3]). War der Ausdruck der metallischen Elektricität hier wirklich in dem Sinne gemeint, wie ihn Volta später gebrauchte, so ist es noch erklärlicher, wenn Galvani den später von Volta eingenommenen Standpunkt als einen von ihm selbst längst überwundenen und aufgegebenen betrachtend nur mit um so größerer Hartnäckigkeit seine ihm vollkommener erscheinende Ansicht vertheidigte.

Galvani gelang es sehr bald, auch Zuckungen in dem Frosche hervorzubringen, indem er denselben mit der einen Hand an dem durchs Rückenmark gestochenen eisernen Haken so hielt, daß seine Füße eine silberne Schale berührten, und dann seine andere Hand an diese silberne Schale legte, ja die Zuckungen entstanden auch noch, als er mit seiner andern Hand die eine Hand des gelehrten Spaniers Rialpi erfaßte, während dieser nun seine andere Hand an die silberne Schale legte. Wenn Galvani zwischen seine zweite und die erste Hand des Rialpi einen isolirenden Körper, z. B. einen Glasstab, einschaltete, so entstanden bei der Berührung der silbernen Schale durch Rialpi keine Zuckungen, die nicht ausblieben, wenn an die Stelle des Glasstabes ein Leiter, z. B. ein Eisencylinder, mit den Händen erfaßt wurde. Hieraus schloß Galvani, daß die Elektricität diese Zuckungen bewirke. Um dieses noch deutlicher zu machen, legte er den zubereiteten Frosch auf eine Scheibe von Harz oder Glas und bediente sich eines Bogens, dessen eines Ende er an die Schenkelmuskeln oder die Füße anlegte, während er mit dem andern den durch das Rückenmark gestoßenen Haken berührte. Bestand der Bogen aus Leitern (der Bogen war aus Eisendraht, der Haken aus Kupferdraht), so entstanden die Zuckungen, sie blieben aber aus, sobald der Bogen irgend einen Nichtleiter enthielt. Den Versuch mit den auf die eiserne Scheibe gelegten Fröschen betrachtete er jetzt so, daß die eiserne Scheibe die Stelle des metallenen Bogens vertreten abe.

Es konnte dem Galvani bei den mannichfaltigen Abänderungen, welchen er seine Versuche unterwarf, nicht entgehen, daß zwei verschiedene Metalle viel geeigneter zur Erzeugung der Zuckungen waren, als ein einziges allein. „So z. B. [sagt er in seinem Commentar [4])] wenn der ganze Bogen, der Haken, und die leitende Scheibe allein von Eisen sind, geschieht es sehr oft, daß die Bewegungen gänzlich aufhören oder äußerst schwach werden; — wenn aber nur ein Stück desselben von Eisen, ein anderes aber von Kupfer oder gar von Silber ist (Silber scheint uns vor allen andern Metallen zur Leitung der thierischen Elektricität am geschicktesten zu sein), so geschehen die Zusammenziehungen also gleich, stärker und von längerer Dauer." Es ist wirklich auffallend, wie Galvani auf diese Erfahrung sogar kein Gewicht weiter legte; die Metalle waren ihm nur verschieden gute Leiter der Elektricität.

Gleich nach der oben angeführten Stelle fährt Galvani fort: „Nachdem wir diesen, dem elektrischen Feuer ähnlichen Umlauf der Nervenflüssigkeit entdeckt hatten, so schien daraus zu folgen, daß eine zweifache, und das zwar ungleiche oder besser entgegengesetzte Elektricität zugleich diese Erscheinungen hervorbringe, sowie jene Elektricität der leydener Flasche oder des magischen Quadrats zweifach ist, durch welche die elektrische Flüssigkeit ihren Kreislauf verrichtet." Er sieht dann in diesem Kreislaufe oder Übergange eine Herstellung des Gleichgewichts der beiden Elektricitäten. „Daß diese beiden Elektricitäten in einem und demselben Metalle lägen, schien allerdings der Natur und den Untersuchungen zuwider zu sein; nun wäre nur noch zu vermuthen, daß beide im Thiere lägen [5])." Galvani bemühte sich daher, durch Versuche zu entscheiden, wo die beiden Elektricitäten ihren Sitz hätten. Indem er eine geriebene Siegellackstange dem mit Staniol belegten Rückenmark näherte, so erhielt er Zuckungen; diese blieben jedoch aus bei Annäherung einer geriebenen Glasstange. Hieraus schloß er, daß die Nerven positiv wären. Die Elektricität der Muskeln konnte er auf diese Weise nicht bestimmen, denn weder die negative Elektricität des Siegellacks, noch die positive der Glasstange brachte eine Bewegung in den Muskeln hervor. Galvani dachte nun auf Mittel, die Elektricität der Thiere zu vergrößern und zu vermehren, und die von ihm angenommene Analogie mit einer leydener Flasche (die freilich in keiner Weise hier stattfand) leitete ihn, wie er selbst sagt, darauf, die Nerven, in denen er viel Elektricität vermuthete, mit einem Metallblättchen, vorzüglich mit Stanniol zu belegen; hierdurch wurden die Muskelbewegungen wunderbar verstärkt, sodaß sie durch eine Kette von drei und mehren Menschen sich fortpflanzten; ja sie erschienen sogar bei frisch getödteten Thieren, ohne allen leitenden Bogen, wenn die mit Stanniol belegten Nerven mit andern leitenden Theilen des thierischen Körpers berührt wurden. Ebenso erhielt Galvani bisweilen schwache Zuckungen, wenn er das eine Ende des Bogens an den zum Theil mit Stanniol belegten Theil des Muskels, das andere Ende aber an einen nicht belegten Theil desselben anlegte, viel kräftiger zeigten sie sich aber, wenn er das eine Ende des Bogens an den mit Stanniol bekleideten Theil der Nerven, und das andere Ende an einen nicht belegten Theil desselben Nerven anlegte. Die Wichtigkeit dieses letzten Versuchs, der mit einer Theorie der Elektricität der Muskeln schlecht übereinstimmte, scheint Galvani nicht bemerkt zu haben.

3) S. 35. 39. §. 11 des Berichtes von Gherardi, welcher sich vor der oben erwähnten Ausgabe der Werke Galvani's (Opere edite ed inedite etc.) befindet. 4) S. 42 der Übersetzung.

5) S. 43 der Übersetzung.

Galvani war unermüdlich thätig, Abänderungen und Erweiterungen der bisher besprochenen Erscheinungen zu bewirken, sowol durch Versuche an getödteten als auch an lebenden Thieren. Die Zuckungen erschienen, gleichgültig ob der leitende Bogen in der Hand gehalten ward, oder isolirt war; sie entstanden auch unter Wasser. Er hat dabei eine Reihe von Beobachtungen über den Einfluß, welchen die von ihm eingeführte Zurichtung der Frösche hervorruft, über den Einfluß des Alters der Thiere und der Jahreszeit, und über die Verstärkung der Zuckungen nach einiger Zeit der Ruhe, über die Leitungsfähigkeit thierischer und mineralischer Stoffe u. s. w. gemacht; aber denjenigen Theil, in welchem die beiden Elektricitäten ihren Sitz haben, vermochte er nicht mit Sicherheit aufzufinden. „Wenn es," sagt er, „erlaubt ist, in diese Dunkelheit einige Muthmaßungen zu wagen, so bin ich dafür, den Sitz beider Elektricitäten in die Muskeln zu setzen[6])." Galvani verglich nämlich die Muskelfiber mit einer kleinen leydener Flasche und nahm dabei den Nerven für den Conductor der Flasche; der ganze Muskel stellte also eine große Anzahl solcher leydener Flaschen dar. In den Nerven glaubte er deshalb den Sitz der Elektricität nicht verlegen zu dürfen, weil ein einziger Frosch eine so große Anzahl von Zusammenziehungen zeigte, und die hierzu nöthige Elektricität nicht wohl in dem kleinen Nerventheile vorhanden sein konnte. Galvani suchte dann anatomisch die Möglichkeit einer Ansammlung der beiden verschiedenen Elektricitäten in einem Muskel als möglich nachzuweisen, indem er namentlich die Nerven aus einer nicht leitenden Hülle und einem leitenden Inhalte gebildet annahm, welche Hülle jedoch nicht, wenns nothwendig war, um Zuckungen zu erzeugen, den Ausfluß der elektrischen Nervenflüssigkeit durch den angelegten Bogen zu den Muskeln verhinderte. Den eigentlichen Ursprung dieser thierischen Elektricität verlegte Galvani übrigens in das Gehirn; er hielt es für wahrscheinlich, daß sie hier aus dem Blute abgesondert und von hier durch die Nerven zu den Muskeln fortgeführt würde. Er suchte dann auch eine, wie er wähnte, vollständige Analogie zwischen der Erscheinung der Entladung der leydener Flasche und der Entstehung der Zuckungen nachzuweisen.

Es konnte nicht fehlen, daß die Entdeckung Galvani's großes Aufsehen erregte, und daß ein jeder sich beeilte, die von ihm beobachteten wunderbaren Erscheinungen zu wiederholen. Auch Volta, Professor der Physik in Pavia, begann mit dem größten Eifer die Beobachtungen Galvani's zu wiederholen und zu erweitern. Er bestimmte zunächst[7]) die Elektricitätsmenge, welche hinreichend war, um in einem lebenden Frosche bei dem Hindurchleiten der Elektricität vom Kopfe zu den Füßen oder umgekehrt, Zuckungen besonders in den Hinterschenkeln zu erregen, und zeigte, wie die Elektricität geringer sein konnte, wenn der Frosch enthauptet und ein Draht ins Rückenmark gesteckt wurde, wie sie nur außerordentlich gering zu sein brauchte, wenn der Frosch nach Galvani's Weise zubereitet worden, wie sie überhaupt in dem Maße geringer sein konnte, als sie gezwungen war, ihren Weg immer mehr oder ausschließlicher durch die Nerven zu nehmen. Das Froschpräparat vermag also die Stelle eines höchst empfindlichen Elektrometers zu vertreten. Dabei schloß er sich Anfangs noch an die Auffassungsweise Galvani's von einer eigenthümlichen thierischen Elektricität an. Über die Zuckungen durch Anlegung eines Bogens an das Froschpräparat äußerte er sich damals[8]): „Und in der That, dieser leitende Bogen kann weder mehr noch weniger als seine von Natur ihm zukommende Elektricitätsmenge besitzen; er kann daher einem Froschpräparate, welches von Natur eine gleiche Meng gleichförmig über alle seine Theile vertheilte, oder im Gleichgewichte befindliche Menge Elektricität besitzt, weder Elektricität geben, noch nehmen. Wenn nun ein solcher Cförmig gebogener Leiter an einen Muskel und Nerv angelegt Elektricität in Bewegung setzt und die früher besprochenen Zuckungen veranlaßt, so ist klar, daß diese elektrische Flüssigkeit in den Theilen des thierischen Körpers in einer gewissen Weise aus dem Gleichgewichte verrückt sich befunden hat, und daß der leitende Bogen oder der Entlader nur zur Entfernung des Übergewichtes auf der einen Seite dient, da dies seine eigenthümliche und einzige Verrichtung ist. Überhaupt, der Bogen kann das elektrische Fluidum zu einer Bewegung, wenn es nicht schon dahin strebt, nicht bestimmen; er kann ihm nur einen Weg darbieten."

Da es auch Volta nicht gelang, die Elektricität der Muskeln oder Nerven unmittelbar durch seine empfindlichsten elektrischen Vorrichtungen wahrzunehmen, so schlug er einen ähnlichen Weg ein, als Galvani schon betreten, gelangte aber auf demselben grade zu dem entgegengesetzten Resultate als Galvani. Er fand nämlich, daß die positive Ladung einer leydener Flasche, welche mit ihrer innern Belegung an den Nerven, mit ihrer äußern Belegung dagegen an den Muskel eines nach Galvani's Weise präparirten Frosches angelegt, Zuckungen erregte, vier bis fünf Mal kleiner sein konnte, als die negative Ladung derselben Flasche, wenn sie auf gleiche Weise angelegt, ebenso starke Zuckungen hervorbringen sollte. Volta schloß aus dieser Ursache, daß die Nerven negativ, die Muskeln aber positiv elektrisch wären. So recht zufrieden scheint er indessen doch auch selbst damals mit der durch Galvani gegebenen Betrachtung des Muskels als einer leydener Flasche nicht zu sein[9]); er hält vor Allem das Resultat seiner Untersuchungen fest.

Im Verlaufe seiner weitern Untersuchungen wurde sehr bald die Ähnlichkeit des Muskels mit einer leydener Flasche für ihn immer geringer[10]). Die Versuche, durch

6) S. 76 der oben erwähnten Übersetzung des Commentars.

7) In den Briefen an Baronio: sopra l'Electricità animale, und in den beiden Abhandlungen: sull' Electricità animale, und in den Briefen an Cavallo: Account of some Discoveries made leg. sur. Galvani of Bologna; with Experiments and Observations on them. Collezione dell' opere del cavaliere conte Alessandro Volta. (Firenze 1816.) Tomo II. Parte I. p. 1—161.

8) Collezione dell' opere p. 6 u. 7.

9) Collezione dell' opere. T. II. P. I. p. 9: Checchè ne sia della pretesa parità colla boccia di Leyden etc. (wie es sich auch mit der angeblichen Gleichheit mit der leydener Flasche verhalten mag u. s. w., meine Versuche haben ergeben u. s. w.)

10) Collez. dell' opere. T. II. P. I. p. 41.

welche er in unversehrten Fröschen durch Belegung zweier Körpertheile mit verschiedenen Metallen, und Verbindung dieser Belegungen durch einen metallischen Bogen Zuckungen erregt, führten ihn mehr zu der Ansicht, sich diese thierische Elektricität vorzustellen als eine Bewegung des elektrischen Fluidums in einem Kreislaufe, oder in einer einfachen Oscillation (worüber er noch nicht zu entscheiden wagte) zwischen den Muskeln und Nerven und zwischen noch andern festen und flüssigen Theilen des Körpers, weil alle diese mehr oder weniger gute Leiter sind, keiner jedoch ein so vollkommener, daß er mit den Metallen verglichen werden könne [11]). Daher wird, wenn eine Verbindung zwischen den erwähnten Belegungen des Muskels und Nerven entsteht, der Lauf des elektrischen Fluidums dadurch an diesen Punkten beschleunigt werden, sodaß durch den freien und schnellen Durchgang die Muskeln erschüttert werden. Da nun, wie er durch seine Messungen gefunden, eine äußerst schwache künstliche Elektricität die Muskeln in Zuckungen versetze, so werde solches auch bei der vorhandenen großen Reizbarkeit der Nerven durch die den Organen angeborene eigenthümliche Elektricität geschehen können. Die von Galvani beobachteten Zuckungen unter dem Einflusse der in der Nähe des Frosches in Bewegung gesetzten Elektricität der gewöhnlichen Elektrisirmaschine oder des Gewitters erklärt er sehr richtig aus der Wirkung der elektrischen Atmosphäre und nimmt ihnen dadurch alles Überraschende [12]).

Überhaupt gelangte Volta durch seine Versuche zu der Ansicht, daß das elektrische Fluidum, wenn es wie bei den Galvanischen Versuchen in geringer Menge auftritt, unmittelbar auf die Nerven und nicht auf die Muskeln wirke, daß es daher auch gelingen müsse, die Zuckungen des Frosches zu erregen, wenn der Umlauf der Elektricität, z. B. der Elektrisirmaschine, nur auf die Nerven beschränkt wird, und den Muskel gar nicht trifft. Der Versuch bestätigte seine Ansicht. Es gelang Volta ferner auch in Übereinstimmung hiermit, den schon von Galvani selbst angegebenen Versuch durch Belegung zweier Stellen eines und desselben Nerven mit ungleichen Metallen und Verbindung derselben vermittels eines metallischen Leiters die Muskeln in Zuckungen zu versetzen. Volta legte nun aber auf diese Erscheinung ein größeres Gewicht, als Galvani es früher gethan. Wie indessen die Elektricität von einem Orte des Nerven zu einem benachbarten Orte desselben durch die bloße Anlegung der metallenen Belegungen und ihrer äußerlichen Verbindungen durch einen leitenden Bogen in Bewegung gesetzt werde, vermochte er damals noch nicht einzusehen [13]).

Um die Wirkung der Elektricität auch an dem lebenden menschlichen Körper nachzuweisen, belegte er den vordern Theil seiner Zunge mit zwei verschiedenen Metallen; bei ihrer Verbindung durch einen metallischen Bogen entstand aber wider seine Erwartung keine Zuckung, sondern je nach der Anordnung der Metalle ein entschieden saurer oder ein alkalisch bitterer Geschmack (ersterer wenn die Spitze der Zunge mit Zink und der dahinter liegende Theil mit Silber belegt war, der zweite bei umgekehrter Lage dieser beiden Metalle), und zugleich dauerte die Geschmacksempfindung fort, so lange die Verbindung der beiden Metalle erhalten wurde [14]). Es entsprach also die Wirkung immer der eigenthümlichen Verrichtung des gereizten Nerven; daß die Zunge, wenn nicht wie im vorhergehenden Fall die Geschmacksnerven, sondern die Bewegungsnerven gereizt werden, wirklich in Zuckungen versetzt werden könne, bewies er durch die an dem hintern Ende und in der Mitte mit verschiedenen Metallen belegte Zunge eines getödteten Lammes.

Nach der Wirkung der Combinationen aus je zwei verschiedenen als Belegung angewandten Metallen theilt er die Metalle in drei Classen [15]): 1) Zinn und Blei; 2) Eisen, Kupfer, Messing; 3) Quecksilber, Gold, Silber und Platina. Um stärkere Zuckungen hervorzubringen, muß man nach seinen Versuchen das eine Beleg aus einem Metall der ersten, und das andere aus einem Metall der dritten Classe wählen. Die mittlere Classe steht der dritten näher als der ersten, weil Eisen, Kupfer und Messing wol mit Blei und Zink, aber nicht mit Gold und Silber zu stark wirkenden Belegungen gebraucht werden können. Wenn durch Belegung aus Metallen von gleichem Namen eine starke Erregung stattfindet, so schreibt Volta diese Wirkung einem dennoch vorhandenen Unterschiede in den beiden Belegungen, sei es in Dichtigkeit oder Reinheit, oder Glätte der Oberfläche u. s. w. zu.

Durch die Vergleichung mit dem Geschmacke, welchen der bekannte, aus einer an dem elektrisirten Conductor befindlichen Spitze ausfahrende kühle Luftstrom auf die Zunge bewirkt, suchte Volta die Richtung der fortdauernden elektrischen Strömung, wenn der vordere Theil der Zunge mit verschiedenen Metallen belegt ist, zu erforschen. Er hielt dafür [16]), daß die Elektricität während der Erregung des sauren Geschmacks in die Nerven der Zungenspitzen eintrete, während des alkalischen dagegen ausströme.

Dies war ungefähr der Standpunkt, auf welchem sich Volta in der Mitte des Jahres 1792 befand.

Nach allen diesen Versuchen konnte Volta der Ansicht Galvani's von einer eigenthümlichen thierischen Elektricität nicht mehr in ihrem ganzen Umfange beitreten. Früher hatte er, wie schon erwähnt, den Hergang bei diesen Zuckungen so aufgefaßt, daß der angelegte Bogen das in dem Muskel und Nerven gestörte elektrische Gleichgewicht wieder herstellte; jetzt aber, wo er die Zuckungen auch durch bloße Belegung zweier nahe bei einander liegenden Stellen eines und desselben Nervens, zwischen denen unmöglich eine so starke Störung des elektrischen Gleichgewichts stattfinden konnte, erregt hatte, behauptete er, daß die Belegungen und ihre Verbindung (also überhaupt der angelegte metallische Bogen) nicht das Gleichgewicht wiederherstellten, sondern vielmehr umgekehrt störten. Die in diesem Falle die Zuckungen erregende Elektricität be-

11) Collez. dell' opere p. 47. 12) Ibid. p. 61. 13) Ibid. p. 80.

14) Collezione dell' opere p. 93. 115 seq. und 158 seq. 15) Ibid. p. 100. 16) Ibid. p. 117.

trachtete er ebenfalls als eine künstliche, welche durch die bloße Anwendung zweier Belegungen von verschiedenen Metallen hervorgerufen wurde. Alle von Galvani entdeckten Erscheinungen wagte er aber doch noch nicht sogleich, obwol er längst schon sehr dazu geneigt war, dieser Elektricität zuzuschreiben; wo keine verschiedenen Belegungen, sondern nur ein leitender Körper zwischen dem isolirten Nerv und dem dazu gehörigen Muskel zur Erregung der Zuckungen angewandt wurden, ließ er auf kurze Zeit die thierische Elektricität noch bestehen. Es war nämlich dem Galvani gelungen, mit einem scheinbar möglichst gleichartigen Bogen, nämlich mittels des Quecksilbers, und später sogar ohne alle Anwendung eines Metalles oder der Holzkohle nur durch Berührung thierischer Theile unter sich die Zuckungen in kräftigen Froschpräparaten zu erregen.

Volta zeigte aber dann bald, wie namentlich beim Quecksilber das Innere der Masse von der Oberfläche verschieden ist [17]), wie ein Eisendraht, der Anfangs beim Anlegen an ein empfindliches Froschpräparat keine Zuckungen erregte, dieselben augenblicklich erzeugte, sobald sein eines Ende in Wasser erwärmt und noch vor der völligen Abkühlung angelegt wurde, während er nach der völligen Abkühlung diese Wirkung nicht mehr hervorrief, wie er diese Eigenschaft jedoch dauernd behielt, wenn der Zustand der Härte seines einen Endes durch Glühen dauernd geändert wurde; er zeigte, wie ebenfalls ein frisch geschabtes und ein länger der Luft ausgesetztes Blei Wirkungen gaben, welche sich jedoch um so mehr verloren, je länger das erstere Blei der Luft ausgesetzt, und daher dem zweiten gleich wurde [18]). Die Zuckungen, welche ohne Anwendung aller Metalle, nur durch Berührung thierischer Theile erregt wurden, wußte Volta jetzt auch dem von ihm aufgestellten Princip [19]), daß überhaupt nur ein Kreis dreier verschiedener Leiter der Elektricität erfodert werde, um einen elektrischen Strom zu veranlassen, unterzuordnen; er erklärte auch sie, soweit nicht mechanische Reizung [auf welche er dieselben Anfangs sämmtlich zurückführen zu müssen glaubte [20])], die Veranlassung war, als hervorgegangen durch die aus der Berührung verschiedener Leiter erzeugte Elektricität. Namentlich bewogen ihn hierzu die Bedingungen, unter welchen diese Reizversuche ohne Metalle ihm nur gelangen, daß nämlich erstens der getödtete und zubereitete Frosch nicht rein abgewischt und abgewaschen sein durfte, sondern vielmehr mit Blut und andern Säften überzogen sein mußte, und daß namentlich die Berührung des entblößten Nervus ischiaticus oder der nackten Muskeln des Rumpfes nicht mit jeder beliebigen Stelle des Fußes vorgenommen werden durfte, sondern mit der Sehne, in welche sich der Gastroknemius endigte, geschehen mußte. In dem Unterschiede dieser in Berührung kommenden Substanzen fand Volta die Ursache der diese Zuckungen erzeugenden Elektricität.

Volta theilte alle Leiter der Elektricität in zwei Classen; zu den Leitern der ersten Classe rechnete er die Metalle, die Kiese und die Kohle [21]), während er aus den flüssigen oder feuchten Körpern die zweite Classe bildete. Zwei verschiedene Leiter der ersten Classe, zwischen einem Leiter der zweiten Classe, oder ein Leiter der ersten Classe zwischen zwei sehr verschiedenen Leitern der zweiten Classe (z. B. Zink zwischen Wasser und Kali) bedingen eine starke Elektricität, während die Leiter der zweiten Classe allein nur zu der Erregung einer schwachen Elektricität die Veranlassung geben.

Auch war es Volta gelungen, ebenso wie die Geschmacksnerven, die Sehnerven durch die aus der Berührung von verschiedenen Metallen hervorgerufene Elektricität zu erregen, indem er eine Lichterscheinung nachwies, wenn er ein an den Augapfel angelegtes Zinnblättchen und einen in den Mund genommenen silbernen Löffel (oder Münze) mit einander in Berührung brachte, oder auch das Zinn an das eine Auge, das Silber aber an das andere Auge legte, und dann beide Metalle bis zur Berührung näherte [22]). Nicht ohne Interesse ist der Versuch Volta's, wo vier Personen, auf ziemlich guten Isolatoren stehend, auf folgende Weise verfahren. Die erste Person legt einen Finger einer Hand auf die Spitze der Zunge der zweiten, die zweite berührt mit einem nassen Finger den Augapfel des dritten, der dritte und vierte berühren mit nassen Fingern ein frisches Froschpräparat (an den Füßen und an dem Rücken); die erste Person nimmt dann in die freie benetzte Hand eine Zinkplatte, die vierte auf gleiche Weise eine Silberplatte. Sobald diese beiden Metallplatten zur Berührung kommen, geräth der Frosch in Zuckungen, empfindet die Zunge der zweiten Person den sauren Geschmack, und sieht das Auge der dritten einen Lichtschein. Gleichzeitig werden also bei diesem Versuche Empfindungsnerven (und zwar zweierlei) und Bewegungsnerven gereizt, und jeder Nerv empfindet den Durchgang der Elektricität auf die ihm eigenthümliche Weise.

Den eigentlichen Sitz der Erregung dieser Elektricität glaubte Volta aber bis jetzt noch in der Berührung der festen Leiter mit den flüssigen oder der letzten unter sich suchen zu müssen. Der Antrieb, welchen das elektrische Fluidum durch eine Berührung dieser verschiedenen Leiter erhält, ist nach ihm verschieden, entweder nur in Hinsicht auf die Intensität, oder auch außerdem in Hinsicht auf die Richtung; und er stellt dann gemäß den hierüber gemachten Erfahrungen eine Reihe von Combinationen auf, welche in Folge ihrer Anordnung, nämlich durch Berührung der festen Leiter an ihren Endpunkten mit ungleichartigen Flüssigkeiten wirksam sind, und andere, welche in Folge ihrer Anordnung nämlich durch Berührung der festen Leiter an ihren Endpunkten durch gleichartige Flüssigkeiten, oder durch Entgegensetzung zweier gleichen Antriebe

17) Collez. dell' opere p. 216. 18) Ibid. p. 200 seqq. Er erinnerte auch daran, wie geringe Unterschiede in der Oberfläche bei dem Reiben sehr verschieden auf die Erregung der Elektricität einwirken. 19) Ibid. p. 267. 20) Ibid. p. 228.

21) Eine vollständigere Spannungsreihe dieser Classe, als die früher erwähnte, hat Volta mitgetheilt ibid. p. 236. Die Holzkohle gab mit Zink eine noch stärkere Elektricität, als das Silber; sodaß selbst Kohle mit Silber auf der Spitze der Zunge einen sauern Geschmack hervorbrachte, wenn das Silber auf die Spitze gelegt war, grade wie sonst Messing und Eisen. Ibid. p. 193 seqq. 22) Ibid. p. 163 seq.

unwirksam sind. In welcher Form der flüssige Leiter dabei angewandt wird, ob als Flüssigkeit in Tassen oder Gläsern, oder aufgesaugt von Papier, Schwamm u. s. w. ist gleichgültig. Diese letzten Versuche, in welchen zwei Paare fester Leiter in entgegengesetzter Richtung zwischen Flüssigkeiten eingeschaltet wurden, enthielten bei der Umkehrung des einen Paares, sodaß die Kräfte in beiden Paaren dieselbe Richtung besaßen, die ersten Schritte zu der später errichteten Säule[23]). Volta schließt diese Versuche mit dem Bemerken, daß es für jetzt hinreichend wäre, den Schluß daraus zu ziehen, daß in einem blos aus zwei Leitern bestehenden Kreise, so verschieden dieselben auch sein mögen, kein elektrischer Strom, der stark genug sei, eine Empfindung oder eine Muskelbewegung zu veranlassen, durch die gegenseitige Berührung erregt werde, daß diese Wirkung aber jedes Mal eintrete, sobald drei Leiter einer aus der einen, und zwei unter sich verschiedene der andern Classe mit einander in wechselseitige Berührung kommend die Kette bilden, daß diese Wirkung ferner um so stärker sei, je verschiedenartiger diese letztern unter sich sind, und daß, wenn mehr als drei Leiter angewandt werden, die Wirkung entweder gar nicht erfolge, oder in bestimmter Stärke eintrete, je nachdem bei den verschiedenen Anordnungen die Kräfte, welche sich an den Orten der Berührung verschiedenartiger Leiter entwickeln, mit einander im Gleichgewicht sind, oder eine resultirende Kraft geben, welche gleich ist der Summe derer, die nach einerlei Richtung wirken, mehr oder weniger der Summe derer, welche nach der entgegengesetzten Richtung wirksam sind.

So nahe auch, wie aus dem Vorstehenden ersichtlich ist, Volta schon im J. 1796 der Entdeckung der Säule war, so sehen wir ihn doch diesen Schritt jetzt noch nicht vollenden; er hatte sein Bestreben damals vor allem noch darauf gerichtet, die einfachste Grundlage, wie sie aus der Berührung nur dreier Leiter hervorgeht, festzustellen. Da er bis hierher, wie schon erwähnt, die Quelle der Elektricität in der Berührung der festen mit den flüssigen Leitern suchte, so unterließ er auch nicht, den Fall sorgfältig zu prüfen, wo ein Metall sich zwischen zwei verschiedenen Flüssigkeiten befindet. Für jedes Metall gibt es andere Flüssigkeiten, durch deren Berührung es am stärksten angeregt wird, sodaß man für jedes Metall eine besondere Reihe der Flüssigkeiten aufzustellen hat. Volta suchte auch im Allgemeinen diese Ordnung der Leiter der zweiten Classe, wie sie für die meisten Metalle eintritt, aufzustellen[24]). Als bemerkenswerth hebt er die große Kraft, welche Zinn durch die Berührung der verschiedenen Flüssigkeiten erzeugt, hervor; diese Kraft wird aber noch übertroffen durch diejenige, welche Eisen zwischen Wasser und Salpetersäure, und diese Kraft wieder durch diejenige, welche Silber zwischen Wasser (oder einer andern Flüssigkeit) und Schwefelleber erzeugt. Diese beiden letzten Kräfte schätzt er sogar höher als diejenige, welche durch Zink und Silber und eine einzige Flüssigkeit hervorgebracht wird[25]). Auch der Leitungswiderstand in den angewandten Flüssigkeiten, und die vortheilhafte Verstärkung des Stromes durch einen großen Querschnitt derselben wurde von Volta gehörig erkannt und gewürdigt[26]).

Um diese Zeit, gegen die Mitte des Jahres 1796, trat jedoch Volta mit großer Lebhaftigkeit der Frage entgegen, durch welche die Berührungen bei den gewöhnlichen galvanischen Versuchen, also bei Berührung eines Frosches mit einem Bogen aus zwei verschiedenen Metallen vorzugsweise die Elektricität erregt würde. Er hatte bis dahin, wie schon angeführt, den Ort dieser Erregung vorzugsweise in die Berührung der festen und flüssigen Leiter gesetzt, und daß in derselben wirklich eine Quelle von Elektricität gegeben ist, ließ sich nach den vielfachen schon mitgetheilten, namentlich mit einem gleichartigen Metalle und zweierlei Flüssigkeiten angestellten Versuchen nicht leugnen. Jetzt gelang es ihm aber, die Überzeugung zu gewinnen, daß bei der gewöhnlichen Art, die galvanischen Versuche anzustellen, die erhaltene Wirkung weit mehr auf Rechnung der wechselseitigen Berührung der beiden angewandten Metalle, als ihrer beiderseitigen Berührung mit den flüssigen Leitern zu schreiben sei. So erzeugt sich z. B. nach Volta's jetziger Ansicht bei der wechselseitigen Berührung des Silbers mit dem Zinke eine Kraft, vermöge welcher das erstere elektrisches Fluidum abgibt, das zweite dagegen aufnimmt, oder das erstere dieses Fluidum ins zweite ergießt. Diese Kraft erzeugt, wenn der Kreis durch einen feuchten Leiter geschlossen wird, eine continuirliche Circulation des elektrischen Fluidums, sodaß dasselbe aus dem Silber nach dem Zinke, von da durch die Flüssigkeit zurück zum Zinke geht u. s. w. Wird aber die Kette nicht durch einen feuchten Leiter geschlossen, so entsteht, wenn beide Metalle isolirt sind, eine Anhäufung des elektrischen Fluidums im Zink auf Kosten des Silbers, sodaß also das Silber negativ, das Zink positiv elektrisch erscheint.

Die auf diese Weise erregte Elektricität ist zwar sehr gering, aber frühere Untersuchungen über die Wahrnehmung und Verstärkung sehr schwacher Elektricitäten setzten Volta in den Stand, dieselbe mit Hilfe seines Condensators, oder auch des Nicholson'schen Duplicators unzweifelhaft nachzuweisen[27]). Er findet, daß auch bei diesem Verfahren die früher von ihm aufgestellte Ordnung der Metalle in Bezug auf die Erregung elektrischer Ströme dieselbe ist, sodaß z. B. die messingene Scheibe des Duplicators durch Berührung mit Silber nur schwach positiv, dagegen durch Berührung mit Zink viel stärker negativ erregt wird. Er zeigt ferner, daß es zur Erhaltung stärkerer Elektricität vortheilhaft ist, die beiden Metalle, welche dem Versuche unterworfen werden sollen, nach Art der Condensatorplatten gehörig eben zu schleifen und zu poliren; und weist nach, wie die Elektricität in der einen Platte stärker ist, wenn die andere Platte mit dem Erd-

---

23) Fig. 13. Taf. I. Opere. Tome II. P. II. ist eine solche Anordnung von zwei Elementen schematisch dargestellt. Die Figurentafel gehört zu dem ersten Briefe an Gren vom 1. Aug. 1796.
24) Ibid. Tom. II. P. II. p. 25.

25) Collez. dell' opere p. 26. 26) Ibid. p. 21. 27) Zweiter Brief an Gren, ebenfalls vom August 1796. Coll. dell' opere. Tom. II. P. II. p. 47.

boden in leitender Verbindung steht, als wenn beide Platten isolirt sind. Daß die Verstärkung der Elektricität bei diesem Verfahren nur durch eine condensatorische Wirkung der Platte erfolge, und nicht von der zugleich vorhandenen größeren Menge der Berührungspunkte abhänge, zeigt er dadurch, daß er durch eine eben geschliffene Silberplatte drei feine silberne Schrauben soweit hindurch schraubte, daß die Spitzen der drei Schrauben nur sehr wenig über die Silberplatte hervorragten und auf diese drei Spitzen eine eben geschliffene Zinkplatte auflegte. Die beiden Platten erhielten durch diese Berührung in den drei Punkten bei der angegebenen Lage nahe über einander eine bei weitem größere Menge Elektricität, als wenn sie mit ihren Rändern theilweise auf einander gelegt wurden, wodurch jedenfalls zahlreichere Berührungspunkte zwischen ihnen als vorhin entstanden. Volta nimmt an, daß durch die aus der Berührung ungleichartiger Metalle hervorgehende Elektricität erregende Kraft, welche in den Berührungspunkten sich durch eine Störung des elektrischen Gleichgewichtes wirksam zeigt, auch in ebendiesen Berührungspunkten ein Hinderniß für den Übergang der Elektricität zur Herstellung des gestörten Gleichgewichtes entstehe; liegen nun zwei Platten ungleichartiger Metalle nach Art eines Condensators über einander, so kann (im Sinne der Volta'schen Ansicht der Elektricität) die eine Platte eine so große Menge elektrisches Fluidum aufnehmen und die andere verlieren, bis die Intensität oder die Spannung den Grad erreicht hat, bei welchem sie von den eben erwähnten sehr geringen Hindernissen des Überganges nicht mehr zurückgehalten werden kann [28]), sodaß die Platten als Erreger und Condensatoren zu gleicher Zeit wirken.

Indem Volta Platten von Metallen auf grünes Holz, feuchtes Leder, feuchtes Papier, mit Wasser getränkte Ziegel oder andere poröse Steine legte, suchte er unter Anwendung der nöthigen Vorsichtsmaßregeln auch die bei der Berührung der Leiter der ersten und der zweiten Classe erzeugten Elektricität zu bestimmen. Auf Wasser oder andere Flüssigkeiten unmittelbar konnte er dieses Verfahren nicht anwenden, weil die Metallplatte sich nicht vom Wasser trennt, sondern die an derselben anhängende Wasserschicht mit fortgenommen wird.

Noch bis in das folgende Jahr 1797 finden wir Volta, wie aus seinem dritten Briefe an Gren hervorgeht, mit der Feststellung und Erweiterung der schon im zweiten Briefe beschriebenen Thatsache beschäftigt. Er sucht vor Allem den in seinen Resultaten nicht immer sichern Duplicator durch den von ihm erfundenen Condensator zu ersetzen, um stets mit Zuverlässigkeit auf die Wahrheit der beobachteten Erscheinungen rechnen zu können; er weiß die durch die bloße Berührung verschiedenartiger Metalle erzeugte Elektricität selbst in leydener Flaschen anzusammeln und aus ihnen durch den Condensator dieselbe wieder herauszuziehen, in solcher Stärke, daß die damit geladene Condensatorplatte bei der Aufhebung von ihrer Unterlage einen kleinen Funken ausgibt. Mit großer Sorgfalt ist er bemüht, die Vorgänge der Erregung und Condensation bei zwei auf einander gelegten, sehr eben abgeschliffenen verschiedenartigen Metallplatten in ein klares Licht zu setzen, und es möchte nicht unzweckmäßig sein, seine Erörterung in einer Übersetzung hier anzufügen. Er sagt in seinem dritten Briefe an Gren [29]): „Ich will also darauf hinweisen, daß wenn die Metalle, sofern sie einerseits Erreger der Elektricität sind, das elektrische Fluidum zur Bewegung antreiben und dasselbe während ihrer wechselseitigen Berührung zu einer Art von aufgehobenem Gleichgewicht veranlassen, z. B. zu einem Übergange von Silber in Zink und zu einer Anhäufung in diesem auf Kosten jenes, dieselben doch andererseits, in sofern sie Leiter der Elektricität sind, nicht sobald durch jene Aufhebung des Gleichgewichts einige elektrische Spannung erlangt haben, als sie dasselbe Fluidum zum Gleichgewichte zurückrufen und treiben. Aus diesen zwei entgegengesetzten Kräften muß ein Maximum oder eine Grenze entstehen sowol für die Anhäufung des elektrischen Fluidums in einem der sich berührenden Metalle, als auch für die Verdünnung desselben in dem andern. Nehmen wir an, daß diese Grenze bei der besten Berührung der Silberplatte durch eine Zinkplatte eingetreten sei, wenn der Unterschied in der gegenseitigen Dichtigkeit des elektrischen Fluidums = 2 geworden ist. Wenn die beiden Platten während ihrer Berührung isolirt sind, so wird diese Grenze eintreten, sobald das Silber 1 verloren und das Zink 1 erhalten hat, womit in der That die Differenz oder das aufgehobene Gleichgewicht und dadurch die Spannung = 2 hervorgehen wird; die Elektricität, welche jede der beiden in Berührung gewesenen Metalle nach ihrer Trennung zeigen wird, und zwar das Silber als negativ, das Zink als positiv wird nicht größer sein können als 1. Wenn dagegen blos das Zink sich isolirt findet und das Silber mit der Erde in leitender Verbindung steht, so wird letzteres, weil es in diesem Falle immer soviel elektrisches Fluidum wieder erhält, als es abgibt, dem erstern bis zu der schon genannten Menge = 2 davon abgeben können, sodaß also die positive Elektricität, welche dadurch das Zink erlangt, = 2 wird. Wenn man das Zink nicht isolirt, wol aber das Silber, so wird, weil ersteres dem Erdboden soviel elektrisches Fluidum, als es aus dem zweiten empfängt, abgibt, dem zweiten dieses Fluidum bis zu einer Quantität = 2 entzogen werden, sodaß es nach Aufhebung der Berührung eine negative Elektricität = 2 zeigt."

Durch solche Versuche gelangt Volta zu einer umfassenden Kenntniß dieser durch Berührung erregten Elektricität. Er weiß, daß ein Metall bei seiner Berührung auf beiden Seiten mit einem gleichen Metalle, wegen der Aufhebung gleicher und entgegengesetzter Kräfte, keinen elektrischen Strom zu geben vermag; er kennt die Wirkung der Flüssigkeiten, welche in den meisten Fällen durch ihre Berührung mit den Metallen nur zu einer geringen Elektricitätsentwickelung, die bei allgemeinen Betrachtungen gegen die durch den Contact der Metalle erzeugte vernachlässigt werden kann, Veranlassung geben; er erkennt

28) Collez. dell' opere p. 57 seq.

29) Collez. dell' opere p. 73 seq.

in der Einschaltung dieser Flüssigkeiten zwischen ungleichartigen in Berührung befindlichen Metallen das Mittel die Elektricitätserregung zu verstärken, und die Vorrichtung, welche für seine bisherigen Entdeckungen Schlußstein werden sollte, die nach ihm mit allem Rechte benannte Säule, steht vollendet da. Er selbst hat bewährt, was er im J. 1783 [30]) aussprach, daß man auf gutem Wege ist, um schnelle Fortschritte in einer Wissenschaft zu machen, wenn man ein richtiges Princip zu Grunde legt und auf diesem Princip mit steter Rücksicht auf dasselbe fortbaut.

In dem Vorstehenden habe ich die Entwickelung unserer Kenntnisse von der galvanischen Elektricität bis zu der Entdeckung der Säule durch Volta in ihren hauptsächlichsten Momenten dargestellt. Rücksichtlich der weitern Theorie dieser Säulen muß ich mich jedoch darauf beschränken, auf den achten Abschnitt unter dem Artikel Elektricität zu verweisen, indem dort diese Theorie schon ausführlich besprochen worden ist. — In der ersten Zeit der Entdeckung der Säule war Volta's Bestreben allein auf die Feststellung der rein elektrischen Verhältnisse der Säule gerichtet. Die Orydation der Metallplatten und die zersetzende Einwirkung des Stromes auf die in den Flüssigkeiten aufgelösten Salze konnte jedoch seinen Blicken, namentlich bei der Anwendung des sogenannten Trog- oder Becherapparats, nicht entgehen [31]); indessen nach seiner sonst gewohnten Weise, erst eine Erkenntniß sicher und fest zu begründen, ehe er an die weitere Untersuchung einer neuen Erscheinung ging, fesselte er seine ganze Aufmerksamkeit noch allein auf den schon bezeichneten Punkt. Bevor er jedoch Zeit zur Untersuchung dieser Einwirkungen gewann, war die chemische Wirkung der Säule durch Nicholson und Carlisle entdeckt. Ein eigenthümlicher Geruch veranlaßte Nicholson, zwischen die beiden Pole der Säule eine mit Wasser gefüllte Glasröhre einzuschalten; er führte zwei mit den beiden Polen der Säule einerseits verbundene Kupferdrähte in die Wasserröhre soweit ein, daß die darin befindlichen zweiten Enden der Kupferdrähte ungefähr zwei Zoll von einander entfernt waren. An dem mit der Silberplatte verbundenen Drahte (dem negativen Pole) erschienen Gasblasen, während der andere Pol sich schwärzte. Nicholson erkannte das entwickelte Gas durch die Explosion desselben nach Mischung mit atmosphärischer Luft für Wasserstoffgas; er verwunderte sich sehr darüber, daß der Wasserstoff an dem negativen Pole frei wurde, während der Sauerstoff sich mit dem Metall des positiven Poles verband. Durch Anwendung von Platindrähten erhielt er später auch den Sauerstoff am positiven Pole in Gasform, und erkannte, daß das Verhältniß der Volumina des entwickelten Wasser- und Sauerstoffs genau dasselbe war, wie es zu ihrer Verbindung zu Wasser erfodert wird. Carlisle zerlegte durch Kupferdrähte mit Lackmus gefärbtes Wasser, und wies durch die rothe Farbe am positiven Pole die Anhäufung einer Säure an demselben nach. Nicholson beobachtete auch die chemischen Zerlegungen zwischen jedem Paare der Säule, und bemerkte bei der Zersetzung von angesäuertem Wasser durch Kupferdrähte, daß der positive Draht sich nicht mit Oryd überzog (weil das Oryd durch die vorhandene Säure sogleich aufgelöst wurde), daß aber am negativen Poldrahte sich das aufgelöste Kupfer in Form einer metallischen Vegetation niederschlug. Ähnliche Entdeckungen über die elektrischen Zersetzungen der Säule machte Cruikshank, der auch an den Polen bei Zersetzung des destillirten Wassers eine Säure und ein Alkali fand; was auch Nicholson schon beobachtet hatte. Berzelius und Hisinger suchten die Erscheinungen der galvanischen Zersetzungen genauer zu erforschen, und gelangten zu dem Satze, daß, wenn ein elektrischer Strom eine Flüssigkeit durchdringt, der Sauerstoff und die Säure sich zu dem positiven Pole, dagegen Wasserstoff und die Alkalien und Erden, oder allgemein die Basen sich zu dem negativen Pole begeben; und daß bei den stattfindenden Zersetzungen die Verwandtschaften der an den Polen sich ausscheidenden Stoffe zu der Substanz der Pole mit in Betracht gezogen werden müssen. Ritter suchte ebenfalls die Kenntniß der Wirkungen der Säule zu erweitern.

Davy bemüht sich mit besonderem Eifer, den Grund der bei der Zersetzung des reinen Wassers erzeugten Säure am positiven und des Alkalis am negativen Pole aufzufinden. Er bestimmte zuerst genauer die Beschaffenheit derselben, je nach den angewandten Gefäßen und den sonst damit in Berührung kommenden Körpern, und wies schlagend nach, daß die Säure und die Base entweder aus dem Material des angewandten Gefäßes ausgeschieden, oder daß sie durch die Einwirkung der Zersetzungsproducte des reinen Wassers auf die in demselben enthaltene atmosphärische Luft gebildet wurden. Kein Material der Gefäße, wie Glas, Achat u. s. w., das nicht aus einem einfachen unzerlegbaren Stoffe bestand, vermochte der zersetzenden Kraft der Säule zu widerstehen. Nur in Schalen von Gold fehlten die mineralischen Säuren und Basen, dafür trat aber durch die schon bezeichnete Einwirkung der Bestandtheile des zersetzten Wassers auf den von demselben absorbirten Stickstoff am positiven Pole Salpetersäure, am negativen dagegen Ammoniak auf.

Diese ganze Reihe von Thatsachen, welche nach und nach festgestellt war, veranlaßten Davy zu weiteren Untersuchungen über die Natur des chemischen Processes. Es lag der Schluß nahe, daß dieselbe Kraft, welche die Bestandtheile der Körper von einander zu lösen vermochte, gleichbedeutend wäre mit derjenigen, welche die Körper zuvor verbunden. Keine, auch den gewöhnlichen chemischen Angriffen sonst kräftig widerstehende, chemische Verbindung hatte der Kraft der Säule Widerstand zu leisten vermocht; nach Davy's Dafürhalten würden also auch die Alkalien und Erden vor der Kraft der Säule, wenn sie nur stark genug, weichen und in ihre Bestandtheile, wofern sie deren enthielten, sich auflösen müssen. Der Versuch bestätigte aufs Glänzendste seine Meinung. Bei der Einwirkung der Säule auf eine wässerige Auflösung des Alkalis konnte er das gehoffte Ziel noch nicht erreichen, weil das Wasser hinderlich war; als er aber das Kali durch Feuer in einem Platinlöffel zum Schmelzen

30) *Rozier*, Observat. sur la physique T. XXII. 31) Coll. dell' opere II, 2. p. 144.

brachte, den Platinlöffel mit dem positiven Pole einer Voltaischen Säule von 100 sechszölligen Plattenpaaren in Verbindung setzte und den negativen, aus Platin bestehenden, Poldraht mit dem Kali verband, so sah er an dem negativen Platindrahte ein sehr intensives Licht und an dem Berührungspunkte mit dem Kali eine leuchtende Säule, welche durch die Entwickelung einer brennbaren Materie erzeugt zu werden schien; zugleich zeigte sich das Platin, besonders an dem negativen Pole, stark angegriffen. Ein Aufsammeln des Zersetzungsproductes war bei dem eben angeführten Verfahren durchaus unmöglich. Solches gelang ihm dagegen, als er Kali mit Wasser ein wenig befeuchtet, auf eine mit dem negativen Pole einer Säule von 250 Paaren in Verbindung stehenden Platinplatte legte und die Kette durch einen Platindraht schloß. An dem negativen Pole zeigte sich keine Gasentwickelung, wol aber entdeckte er daselbst kleine Kügelchen, welche einen lebhaften metallischen Glanz zeigten und im Augenblicke ihrer Entstehung mit einer Explosion und lebhaften Flamme verbrannten; diejenigen Kügelchen, welche nicht verbrannten, liefen an und verwandelten sich in Kali. Die brennbare Substanz war also nichts anderes als die metallische Grundlage des Kalis. Ebenso gelang es Davy, die metallische Grundlage des Natrons darzustellen, nur bedurfte er dazu einer stärkern elektrischen Säule. Sehr erleichtert wurde diese Zersetzung der Alkalien durch die Anwendung des Quecksilbers; ein Verfahren, dessen weitere Ausführung Davy, Berzelius und Pontin auch zur Gewinnung der metallischen Grundlagen der alkalischen Erden und das Seebeck zur Darstellung des höchst merkwürdigen sogenannten Ammoniumamalgames führte.

Die Untersuchungen über die chemischen Zersetzungen durch die galvanische Elektricität wurden in der folgenden Zeit weiter ins Einzelne verfolgt, ohne daß eine ausführliche Untersuchung des ganzen Gebietes vorgenommen wurde. Letzteres ist erst wieder von Faraday in mehren seiner Versuchsreihen geschehen.

Schon Erman hatte im J. 1802 gefunden, daß Eis die galvanische Kette nicht zu schließen vermag, während doch das flüssige Wasser ein Leiter für diese galvanische Elektricität ist; ebenso fand Davy, daß z. B. Salpeter, Kali, Natron, welche im trockenen Zustande nicht leiten, durch Erhitzung bis zum flüssigen Zustande zu Leitern werden. Aber erst Faraday stellte den allgemeinen Satz auf, daß alle Körper, deren Zusammensetzung der Art ist, daß sie durch die Elektricität der Säule überhaupt zersetzt werden können, auch wirklich zersetzt werden und die Elektricität leiten, sobald sie flüssig gemacht werden; ebenso können diese Körper im flüssigen Zustande anstatt der sauren oder salzigen Auflösungen zwischen den Platten der Säule selbst angewendet werden. Die Zersetzung vieler dieser Körper geschieht sogar mit unerwarteter Leichtigkeit. Ja es scheint, als ob die Flüssigkeiten eben nur in soweit den elektrischen Strom leiten, als sie zersetzt werden, und als ob in denjenigen Fällen, wo schwache Ströme durch ein Wasser ohne sichtbare Gasentwickelung hindurchgehen, die dadurch entwickelten Gase vom Wasser absorbirt werden. Unter der Bedingung eines flüssigen Zustandes fand Faraday z. B. leitend und zersetzbar: Kali, Natron, Bleioxyd, Wismuthoxyd, Chlor-Kalium, -Natrium, -Baryum u. s. w., Zinnchlorür, Jod-Kalium, -Zink, -Blei u. s. w., chlorsaures Kali, salpetersaures Kali, -Natron, -Baryt, Strontium u. s. w., borsaures Natron, Bleioxyd, chromsaures Kali, -Bleioxyd u. s. w., kieselsaures Kali u. s. w. Dagegen im flüssigen Zustande nichtleitend, und daher auch nicht zersetzbar, sind z. B. Schwefel, Phosphor, Jodschwefel, Zinnjodid, Borsäure, Operment, Realgar, Eisessig, Gemenge von Margarin- und Ölsäure, künstlicher Kampher, Caffein, Zucker u. s. w. Von den schon bei gewöhnlicher Temperatur flüssigen Verbindungen fand Faraday nicht leitend und nicht zersetzbar: Zinnchlorid, Arsenikchlorür und Arsenikchlorür-Hydrat.

Die Wirkung, welche die Säule auf die ihrem Einflusse unterworfenen Substanzen ausübt, ist eine rein zerlegende. Wenn aber Stoffe aus ihren Verbindungen in Gegenwart anderer ausgeschieden werden, so wirken sie bekanntlich auf dieselben sehr häufig auf ganz besondere Weise, und gehen Verbindungen mit ihnen ein, welche sie, wenn sie in schon isolirtem Zustande mit denselben Stoffen zusammengebracht werden, nicht eingehen können. Man bezeichnet jenen besondern Zustand in der Chemie gewöhnlich als den status nascens. Solche Einwirkungen nun, wie sie eben bezeichnet wurden, wird man von den an den Polen der Säule ausgeschiedenen Stoffen auf die in ihrer Umgebung befindlichen Substanzen entweder der Poldrähte oder Polplatten der Säule selbst, oder der an ihnen angehäuften Substanzen ebenfalls zu erwarten haben, und die chemischen Processe, welche die Durchführung des elektrischen Stromes durch die Flüssigkeit begleiten, sind hiernach entweder primäre, d. h. nur zerlegende, durch den Einfluß der Säule hervorgerufene, oder zweitens secundäre, d. h. durch die Einwirkung der durch die Kraft der Säule ausgeschiedenen Stoffe auf ihre Umgebungen hervorgerufene. Für das richtige Verständniß der durch die Elektricität erzeugten Zersetzungen ist das strenge Festhalten dieses Unterschiedes von großer Wichtigkeit. Eine Entscheidung aber darüber, ob ein Stoff, welcher an einem Pole erscheint, primär oder secundär an dieser Stelle ausgeschieden ist, wird nicht in allen Fällen mit Leichtigkeit zu treffen sein; dieselbe wird in solchen schwierigen Fällen nur durch die genaue Erörterung des ganzen Vorganges in der der Zersetzung unterworfenen Flüssigkeit und durch die Vergleichung der erhaltenen Resultate mit einer durch denselben Strom bewirkten, unzweifelhaft primären Zersetzung zu gewinnen sein. Als solche Vergleichung wird in allen Fällen, wo es sich um Zersetzung wässeriger Lösungen handelt, die Zersetzung des Wassers in seine beide Bestandtheile zwischen Platinplatten sich sehr zweckmäßig anwenden lassen, wie gleich nachher an einem Beispiele gezeigt werden soll.

Hinsichtlich der primären Zersetzungen hat Faraday die wichtigen Sätze festgestellt, daß erstens alle Zersetzungen durch die Säule sich genau nach den bekannten chemischen Proportionen richten, sodaß die an dem einen Pole primär ausgeschiedenen Stoffe zu den an dem andern Pole primär ausgeschiedenen genau in dem Verhältniß der

in der Einschaltung dieser Flüssigkeiten zwischen ungleichartigen in Berührung befindlichen Metallen das Mittel die Elektricitätserregung zu verstärken, und die Vorrichtung, welche für seine bisherigen Entdeckungen Schlußstein werden sollte, die nach ihm mit allem Rechte benannte Säule, steht vollendet da. Er selbst hat bewährt, was er im J. 1783 [30]) aussprach, daß man auf gutem Wege ist, um schnelle Fortschritte in einer Wissenschaft zu machen, wenn man ein richtiges Princip zu Grunde legt und auf diesem Princip mit steter Rücksicht auf dasselbe fortbaut.

In dem Vorstehenden habe ich die Entwickelung unserer Kenntnisse von der galvanischen Elektricität bis zu der Entdeckung der Säule durch Volta in ihren hauptsächlichsten Momenten dargestellt. Rücksichtlich der weitern Theorie dieser Säulen muß ich mich jedoch darauf beschränken, auf den achten Abschnitt unter dem Artikel Elektricität zu verweisen, indem dort diese Theorie schon ausführlich besprochen worden ist. — In der ersten Zeit der Entdeckung der Säule war Volta's Bestreben allein auf die Feststellung der rein elektrischen Verhältnisse der Säule gerichtet. Die Orydation der Metallplatten und die zerlegende Einwirkung des Stromes auf die in den Flüssigkeiten aufgelösten Salze konnte jedoch seinen Blicken, namentlich bei der Anwendung des sogenannten Trog- oder Becherapparats, nicht entgehen [31]); indessen nach seiner sonst gewohnten Weise, erst eine Erkenntniß sicher und fest zu begründen, ehe er an die weitere Untersuchung einer neuen Erscheinung ging, fesselte er seine ganze Aufmerksamkeit noch allein auf den schon bezeichneten Punkt. Bevor er jedoch Zeit zur Untersuchung dieser Einwirkungen gewann, war die chemische Wirkung der Säule durch Nicholson und Carlisle entdeckt. Ein eigenthümlicher Geruch veranlaßte Nicholson, zwischen die beiden Pole der Säule eine mit Wasser gefüllte Glasröhre einzuschalten; er führte zwei mit den beiden Polen der Säule einerseits verbundene Kupferdrähte in die Wasserröhre soweit ein, daß die darin befindlichen zweiten Enden der Kupferdrähte ungefähr zwei Zoll von einander entfernt waren. An dem mit der Silberplatte verbundenen Drahte (dem negativen Pole) erschienen Gasblasen, während der andere Pol sich schwärzte. Nicholson erkannte das entwickelte Gas durch die Explosion desselben nach Mischung mit atmosphärischer Luft für Wasserstoffgas; er verwunderte sich sehr darüber, daß der Wasserstoff an dem negativen Pole frei wurde, während der Sauerstoff sich mit dem Metall des positiven Poles verband. Durch Anwendung von Platindrähten erhielt er später auch den Sauerstoff am positiven Pole in Gasform, und erkannte, daß das Verhältniß der Volumina des entwickelten Wasser- und Sauerstoffs genau dasselbe war, wie es zu ihrer Verbindung zu Wasser erfodert wird. Carlisle zerlegte durch Kupferdrähte mit Lackmus gefärbtes Wasser, und wies durch die rothe Farbe am positiven Pole die Anhäufung einer Säure an demselben nach. Nicholson beobachtete auch die chemischen Zerlegungen zwischen jedem Paare der Säule, und bemerkte bei der Zersetzung von angesäuertem Wasser durch Kupferdrähte, daß der positive Draht sich nicht mit Oxyd überzog (weil das Oxyd durch die vorhandene Säure sogleich aufgelöst wurde), daß aber am negativen Poldrahte sich das aufgelöste Kupfer in Form einer metallischen Vegetation niederschlug. Ähnliche Entdeckungen über die elektrischen Zersetzungen der Säule machte Cruikshank, der auch an den Polen bei Zersetzung des destillirten Wassers eine Säure und ein Alkali fand; was auch Nicholson schon beobachtet hatte. Berzelius und Hisinger suchten die Erscheinungen der galvanischen Zersetzungen genauer zu erforschen, und gelangten zu dem Satze, daß, wenn ein elektrischer Strom eine Flüssigkeit durchdringt, der Sauerstoff und die Säure sich zu dem positiven Pole, dagegen Wasserstoff und die Alkalien und Erden, oder allgemein die Basen sich zu dem negativen Pole begeben; und daß bei den stattfindenden Zersetzungen die Verwandtschaften der an den Polen sich ausscheidenden Stoffe zu der Substanz der Pole mit in Betracht gezogen werden müssen. Ritter suchte ebenfalls die Kenntniß der Wirkungen der Säule zu erweitern.

Davy bemüht sich mit besonderem Eifer, den Grund der bei der Zersetzung des reinen Wassers erzeugten Säure am positiven und des Alkalis am negativen Pole aufzufinden. Er bestimmte zuerst genauer die Beschaffenheit derselben, je nach den angewandten Gefäßen und den sonst damit in Berührung kommenden Körpern, und wies schlagend nach, daß die Säure und die Base entweder aus dem Material des angewandten Gefäßes ausgeschieden, oder daß sie durch die Einwirkung der Zersetzungsproducte des reinen Wassers auf die in demselben enthaltene atmosphärische Luft gebildet wurden. Kein Material der Gefäße, wie Glas, Achat u. s. w., das nicht aus einem einfachen unzerlegbaren Stoffe bestand, vermochte der zersetzenden Kraft der Säule zu widerstehen. Nur in Schalen von Gold fehlten die mineralischen Säuren und Basen, dafür trat aber durch die schon bezeichnete Einwirkung der Bestandtheile des zersetzten Wassers auf den von demselben absorbirten Stickstoff am positiven Pole Salpetersäure, am negativen dagegen Ammoniak auf.

Diese ganze Reihe von Thatsachen, welche nach und nach festgestellt war, veranlaßten Davy zu weiteren Untersuchungen über die Natur des chemischen Processes. Es lag der Schluß nahe, daß dieselbe Kraft, welche die Bestandtheile der Körper von einander zu lösen vermochte, gleichbedeutend wäre mit derjenigen, welche die Körper zuvor verbunden. Keine, auch den gewöhnlichen chemischen Angriffen sonst kräftig widerstehende, chemische Verbindung hatte der Kraft der Säule Widerstand zu leisten vermocht; nach Davy's Dafürhalten würden also auch die Alkalien und Erden vor der Kraft der Säule, wenn sie nur stark genug, weichen und in ihre Bestandtheile, wofern sie deren enthielten, sich auflösen müssen. Der Versuch bestätigte aufs Glänzendste seine Meinung. Bei der Einwirkung der Säule auf eine wässerige Auflösung des Alkalis konnte er das gehoffte Ziel noch nicht erreichen, weil das Wasser hinderlich war; als er aber das Kali durch Feuer in einem Platinlöffel zum Schmelzen

30) *Rosier*, Observat. sur la physique T. XXII. 31) Collezione dell' opere II, 2. p. 144.

brachte, den Platinlöffel mit dem positiven Pole einer Voltaischen Säule von 100 sechszölligen Plattenpaaren in Verbindung setzte und den negativen, aus Platin bestehenden, Poldraht mit dem Kali verband, so sah er an dem negativen Platindrahte ein sehr intensives Licht und an dem Berührungspunkte mit dem Kali eine leuchtende Säule, welche durch die Entwickelung einer brennbaren Materie erzeugt zu werden schien; zugleich zeigte sich das Platin, besonders an dem negativen Pole, stark angegriffen. Ein Auffammeln des Zersetzungsproductes war bei dem eben angeführten Verfahren durchaus unmöglich. Solches gelang ihm dagegen, als er Kali mit Wasser ein wenig befeuchtet, auf eine mit dem negativen Pole einer Säule von 250 Paaren in Verbindung stehenden Platinplatte legte und die Kette durch einen Platindraht schloß. An dem negativen Pole zeigte sich keine Gasentwickelung, wol aber entdeckte er daselbst kleine Kügelchen, welche einen lebhaften metallischen Glanz zeigten und im Augenblicke ihrer Entstehung mit einer Explosion und lebhaften Flamme verbrannten; diejenigen Kügelchen, welche nicht verbrannten, liefen an und verwandelten sich in Kali. Die brennbare Substanz war also nichts anderes als die metallische Grundlage des Kalis. Ebenso gelang es Davy, die metallische Grundlage des Natrons darzustellen, nur bedurfte er dazu einer stärkern elektrischen Säule. Sehr erleichtert wurde diese Zersetzung der Alkalien durch die Anwendung des Quecksilbers; ein Verfahren, dessen weitere Ausführung Davy, Berzelius und Pontin auch zur Gewinnung der metallischen Grundlagen der alkalischen Erden und das Seebeck zur Darstellung des höchst merkwürdigen sogenannten Ammoniumamalgames führte.

Die Untersuchungen über die chemischen Zersetzungen durch die galvanische Elektricität wurden in der folgenden Zeit weiter ins Einzelne verfolgt, ohne daß eine ausführliche Untersuchung des ganzen Gebietes vorgenommen wurde. Letzteres ist erst wieder von Faraday in mehren seiner Versuchsreihen geschehen.

Schon Erman hatte im J. 1802 gefunden, daß Eis die galvanische Kette nicht zu schließen vermag, während doch das flüssige Wasser ein Leiter für diese galvanische Elektricität ist; ebenso fand Davy, daß z. B. Salpeter, Kali, Natron, welche im trockenen Zustande nicht leiten, durch Erhitzung bis zum flüssigen Zustande zu Leitern werden. Aber erst Faraday stellte den allgemeinen Satz auf, daß alle Körper, deren Zusammensetzung der Art ist, daß sie durch die Elektricität der Säule überhaupt zersetzt werden können, auch wirklich zersetzt werden und die Elektricität leiten, sobald sie flüssig gemacht werden; ebenso können diese Körper im flüssigen Zustande anstatt der sauren oder salzigen Auflösungen zwischen den Platten der Säule selbst angewendet werden. Die Zersetzung vieler dieser Körper geschieht sogar mit unerwarteter Leichtigkeit. Ja es scheint, als ob die Flüssigkeiten eben nur in soweit den elektrischen Strom leiten, als sie zersetzt werden, und als ob in denjenigen Fällen, wo schwache Ströme durch ein Wasser ohne sichtbare Gasentwickelung hindurchgehen, die dadurch entwickelten Gase vom Wasser absorbirt werden. Unter der Bedingung eines flüssigen Zustandes fand Faraday z. B. leitend und zersetzbar: Kali, Natron, Bleioxyd, Wismuthoxyd, Chlor-Kalium, -Natrium, -Baryum u. s. w., Zinnchlorür, Jod-Kalium, -Zink, -Blei u. s. w., chlorsaures Kali, salpetersaures Kali, -Natron, -Baryt, Strontium u. s. w., borsaures Natron, Bleioxyd, chromsaures Kali, -Bleioxyd u. s. w., kieselsaures Kali u. s. w. Dagegen im flüssigen Zustande nichtleitend, und daher auch nicht zersetzbar, sind z. B. Schwefel, Phosphor, Jodschwefel, Zinnjodid, Borsäure, Operment, Realgar, Eisessig, Gemenge von Margarin- und Ölsäure, künstlicher Kampher, Caffein, Zucker u. s. w. Von den schon bei gewöhnlicher Temperatur flüssigen Verbindungen fand Faraday nicht leitend und nicht zersetzbar: Zinnchlorid, Arsenikchlorür und Arsenikchlorür-Hydrat.

Die Wirkung, welche die Säule auf die ihrem Einflusse unterworfenen Substanzen ausübt, ist eine rein zerlegende. Wenn aber Stoffe aus ihren Verbindungen in Gegenwart anderer ausgeschieden werden, so wirken sie bekanntlich auf dieselben sehr häufig auf ganz besondere Weise, und gehen Verbindungen mit ihnen ein, welche sie, wenn sie in schon isolirtem Zustande mit denselben Stoffen zusammengebracht werden, nicht eingehen können. Man bezeichnet jenen besondern Zustand in der Chemie gewöhnlich als den status nascens. Solche Einwirkungen nun, wie sie eben bezeichnet wurden, wird man von den an den Polen der Säule ausgeschiedenen Stoffen auf die in ihrer Umgebung befindlichen Substanzen entweder der Poldrähte oder Polplatten der Säule selbst, oder der an ihnen angehäuften Substanzen ebenfalls zu erwarten haben, und die chemischen Processe, welche die Durchführung des elektrischen Stromes durch die Flüssigkeit begleiten, sind hiernach entweder primäre, d. h. nur zerlegende, durch den Einfluß der Säule hervorgerufene, oder zweitens secundäre, d. h. durch die Einwirkung der durch die Kraft der Säule ausgeschiedenen Stoffe auf ihre Umgebungen hervorgerufene. Für das richtige Verständniß der durch die Elektricität erzeugten Zersetzungen ist das strenge Festhalten dieses Unterschiedes von großer Wichtigkeit. Eine Entscheidung aber darüber, ob ein Stoff, welcher an einem Pole erscheint, primär oder secundär an dieser Stelle ausgeschieden ist, wird nicht in allen Fällen mit Leichtigkeit zu treffen sein; dieselbe wird in solchen schwierigen Fällen nur durch die genaue Erörterung des ganzen Vorganges in der der Zersetzung unterworfenen Flüssigkeit und durch die Vergleichung der erhaltenen Resultate mit einer durch denselben Strom bewirkten, unzweifelhaft primären Zersetzung zu gewinnen sein. Als solche Vergleichung wird in allen Fällen, wo es sich um Zersetzung wässeriger Lösungen handelt, die Zersetzung des Wassers in seine beide Bestandtheile zwischen Platinplatten sich sehr zweckmäßig anwenden lassen, wie gleich nachher an einem Beispiele gezeigt werden soll.

Hinsichtlich der primären Zersetzungen hat Faraday die wichtigen Sätze festgestellt, daß erstens alle Zersetzungen durch die Säule sich genau nach den bekannten chemischen Proportionen richten, sodaß die an dem einen Pole primär ausgeschiedenen Stoffe zu den an dem andern Pole primär ausgeschiedenen genau in dem Verhältniß der

chemischen Äquivalente zu einander stehen (wie dies auch gleich Anfangs nach der Entdeckung der galvanischen Zersetzung des Wassers für die Bestandtheile des letztern festgestellt wurde); und zweitens, daß wenn mehre primäre Zerlegungen gleichzeitig durch denselben galvanischen Strom erzeugt werden, alle die dadurch erhaltenen Producte in dem Verhältnisse der chemischen Äquivalente stehen, ja, daß das Ebengesagte auch von den Zellen der Säule selbst gilt.

Als z. B. Faraday eine Batterie aus zehn Plattenpaaren von amalgamirtem Zink und Platin bildete, und den Strom zugleich durch zwei in verdünnter Schwefelsäure stehende Platinplatten leitete, wobei die Vorrichtung so getroffen war, daß die an den zehn Platinplatten der Säule und den beiden letzterwähnten zur Zerlegung des angesäuerten Wassers dienenden Platinplatten entwickelten Gasarten unter Glasröhren von jeder Platte gesondert aufgefangen werden konnten, so erhielt er in allen zehn Glasröhren der Säule gleichviel Wasserstoff und ebenso viel Wasserstoff auch an der einen in die verdünnte Schwefelsäure eingetauchten Platinplatte, während die zweite mit dieser in dieselbe Flüssigkeit eingetauchte Platinplatte eine Menge Sauerstoff gab, welche zu dem erhaltenen Wasserstoff in dem Verhältniß der chemischen Äquivalente stand, also dem Gewichte nach wie 8 : 1 sich verhielt. Als Faraday den Strom einer Säule gleichzeitig durch zwei in verdünnte Schwefelsäure eingetauchte Platinplatten und durch zwei in geschmolzenes Zinnchlorür eingetauchte Platindrähte leitete, so wurde zwischen den erstern das Wasser, zwischen den letztern aber das Zinnchlorür zerlegt. Das Chlor verband sich jedoch bei dieser letzten Zersetzung im Augenblicke seiner Ausscheidung mit dem positiven Platindrahte, während das ausgeschiedene Zinn sich auf dem negativen Platindrahte metallisch niederschlug. Der letztere Draht hatte durch das Gewicht des ausgeschiedenen Zinns bei diesem Versuche um 3,2 Gran an Gewicht zugenommen; das zwischen den Platinplatten zersetzte Wasser, also der Sauerstoff und Wasserstoff zusammen, betrug 0,49742 Gran, wovon der 1/9 Theil, also 0,0553 Gran, Wasserstoff ist. Es ist also das Verhältniß zwischen dem ausgeschiedenen Wasserstoffe und Zinn wie 1 : 57,9. Setzt man das chemische Äquivalent des Wasserstoffs = 1, so wird das chemische Äquivalent des Zinns = 58,8, mit welcher Zahl die vorhin durch den Versuch erhaltene nahe genug übereinstimmt. Faraday hat analoge Versuche für die meisten Stoffe durchgeführt; wenn bei ihnen auch wegen der vielfachen Schwierigkeiten eine völlig genaue Bestimmung der durch die galvanische Zersetzung erhaltenen Substanzen nicht ausführbar war, so genügten die erhaltenen Zahlen doch vollständig zur Feststellung des oben ausgesprochenen Gesetzes.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich auch, wie sich durch Vergleichung einer unzweifelhaft primären Zersetzung einer Verbindung auf die primäre oder secundäre Ausscheidung eines Bestandtheiles aus einer andern Verbindung, wenn dieser Bestandtheil beiden Verbindungen gemeinschaftlich ist, ein Schluß machen läßt. Werden beide Verbindungen der Wirkung eines und desselben Stromes ausgesetzt, so werden, wenn die Zersetzung in beiden Verbindungen primär ist, auch von dem gemeinschaftlichen Bestandtheile gleiche Mengen an den entsprechenden Polen ausgeschieden werden; ist aber die Zersetzung in der zweiten secundär, so wird dies nicht mehr stattfinden; denn da diese secundären Processe überhaupt auch durch die Concentration der etwa vorhandenen Lösung und die Stärke des elektrischen Stromes bedingt sind, so werden die ausgeschiedenen Mengen des beiden Verbindungen gemeinschaftlichen Stoffes nicht mehr gleich sein, und namentlich wird auch eine Veränderung der Concentration oder der Stärke des Stromes in der Menge des secundär ausgeschiedenen Stoffes eine Änderung nach sich ziehen. Um z. B. zu entscheiden, ob der bei der Zersetzung des wässerigen Ammoniaks an dem positiven Pole entstehende Stickstoff ein primäres oder secundäres Product sei, leitete Faraday den elektrischen Strom gleichzeitig mittels Platinplatten durch mit Schwefelsäure angesäuertes Wasser und durch eine wässerige Lösung von Ammoniak, der zur bessern Leitung ein wenig schwefelsaures Ammoniak zugesetzt war. Es fand sich, daß die Wasserstoffmengen in beiden Zerlegungen dieselben waren, in der Ammoniakflüssigkeit dagegen entband sich an der positiven Platinplatte Stickstoff, 1/4 — 1/3 der Wasserstoffquantität, und zwar oft mit Sauerstoff gemengt, und es änderte sich das Verhältniß und die absolute Menge an Sauerstoff und Stickstoff bei den mit Lösungen von verschiedenen Concentrationsgraden und mit Säulen von verschiedener Stärke angestellten Versuchen, sodaß also offenbar der Stickstoff am positiven Pole ein secundäres Product war, erzeugt durch die Einwirkung des am positiven Pole ausgeschiedenen Sauerstoffs auf das Ammoniak. Wären die Gase in den Flüssigkeiten ganz unlöslich und entständen nicht noch andere Verbindungen, so müßte dem Verluste von Sauerstoff an dem positiven Pole genau eine äquivalente Menge Stickstoff entsprechen. So ist die salpetrige Säure, welche bei der Zersetzung starker Salpetersäure an dem negativen Pole entsteht, ein secundäres Product, entstanden durch die Einwirkung des in derselben freigewordenen ausgeschiedenen Wasserstoffs auf die umgebende Salpetersäure; ebenso entsteht in einer der Zersetzung durch den Strom unterworfenen Lösung von schwefelsaurem Kupferoxyd durch die Einwirkung des an dem negativen Pole ausgeschiedenen Wasserstoffs auf das an demselben Pole ausgeschiedene Kupferoxyd metallisches Kupfer als secundäres Product.

Weiter oben wurde ausgesprochen, daß jeder Körper, der seiner Constitution nach durch die Säule zerlegbar sei, auch wirklich zerlegt werde, und den Strom leite, wenn er auf irgend eine Weise, durch Lösung, oder durch Schmelzung, in den flüssigen Zustand versetzt werde; ja daß er nur eben durch seine Zersetzung ein Leiter werde; es liegt daher die Beantwortung der Frage, welche Körper überhaupt durch den elektrischen Strom zersetzbar seien, zunächst vor. Welche Ansicht über die Elektricität, und namentlich über das Wesen des galvanischen Stromes man auch für die richtige halten mag, eine innige Verwandtschaft zwischen der Elektricität und dem chemischen Processe läßt sich nicht leugnen; es geht diese Beziehung zwischen beiden soweit, daß man je nach der Ansicht, welche man

von dem galvanischen Strome und seiner Erregung hat, entweder den chemischen Proceß für einen elektrischen, oder umgekehrt den galvanischen Strom nur als einen übertragenen chemischen Proceß betrachten kann. Wenn nun Faraday nachgewiesen, daß bei allen Zersetzungen durch die Säule stets chemisch-äquivalente Mengen an den Polen der Säule sich ausscheiden, so läßt sich daraus die Folgerung ziehen, daß eine primäre Zerlegung einer Verbindung durch den galvanischen Strom nur dann stattfinden kann, wenn die Verbindung aus einer gleichen Anzahl Äquivalente der beiden Körper besteht. Daher wird die Schwefelsäure, welche aus 1 Äquivalent Schwefel und 3 Äquivalenten Sauerstoff besteht, im wasserfreien, geschmolzenen Zustande nicht zesetzt; sie leitet aber auch nicht. Wenn beim Durchleiten eines starken Stromes durch eine verdünnte Schwefelsäure an deren negativem Pole etwas Schwefel abgeschieden wird, so ist derselbe ein secundäres Product, entstanden durch die Einwirkung des ausgeschiedenen Wasserstoffs auf die Schwefelsäure. Während, wie oben schon angeführt, das Zinnchlorür im geschmolzenen Zustande leitet, leitet das aus nicht gleich vielen Äquivalenten zusammengesetzte und schon bei gewöhnlicher Temperatur flüssige Zinnchlorid den elektrischen Strom nicht, und wird auch nicht zersetzt.

Wie weit das vorstehend bezeichnete Gesetz auf höhere als binäre Verbindungen Anwendung findet, läßt sich aus den bisher angestellten Versuchen noch nicht ersehen. Die Schwierigkeiten mehren sich natürlich mit der Anzahl der in die Verbindung eingegangenen Stoffe, deren Verhalten sich hier nicht mehr isolirt darstellen läßt. Damit aber eine höhere Verbindung durch den galvanischen Strom in ihre nächsten Bestandtheile zersetzt werden könne, wird vielleicht keineswegs erfodert, daß jeder einzelne Bestandtheil derselben durch den Strom zerlegbar sei.

Es ist von den meisten der einfachen Stoffe nachgewiesen, daß sie bei primärer Zerlegung durch die Säule an einem bestimmten Pole auftreten. An dem positiven Pole scheiden sich z. B. aus: Sauerstoff, Chlor, Jod, Brom, Fluor, Schwefel; an dem negativen dagegen Wasserstoff und die Metalle. Das Verhalten mehrer einfachen Körper, als Kohle, Phosphor, Stickstoff, Kiesel und Bor, hat sich jedoch bis jetzt noch nicht bestimmen lassen, weil es noch nicht möglich gewesen ist, sie als binäre Verbindungen durch primäre Zersetzung der Säule auszuscheiden. Aus diesem Hinwenden der einfachen und zusammengesetzten Stoffe zu bestimmten Polen der Säule und durch das Austreten aus ihren frühern Verbindungen an diese Pole folgt, daß die Pole der Säule durch ihre elektrische Eigenschaft selbst eine Anziehung auf gewisse Bestandtheile der Flüssigkeit, wenigstens der mit ihnen in Berührung, oder doch in großer Nähe sich befindenden Theilchen der Flüssigkeit ausüben, und zwar jeder Pol auf verschiedene Bestandtheile. Da nun die Kraft der Säule, also auch die von den Polplatten ausgehende selbst eine polare ist, so wird auch die Anziehung derselben auf die zunächst liegenden Körper wieder eine polare sein müssen. Wenn eine Verbindung zu den Polen einer Säule in ein solches Verhältniß tritt, daß ein Theil ihrer Bestandtheile durch die Einwirkung einer polarischen Kraft in Folge einer in demselben hervorgerufenen oder auch schon vorhandenen Polarität angezogen wird, so wird der andere Theil nothwendig von ebendieser Kraft abgestoßen werden müssen. Die erste Wirkung, welche durch das Eintauchen zweier Polplatten einer Voltaischen Säule in eine Flüssigkeit in dieser letzteren entsteht, wird daher keine andere sein können, als die einer eigenthümlichen Anordnung der Flüssigkeitstheilchen, eine Polarisation der Flüssigkeit, die sich bald von einem Pole zum andern erstrecken wird, indem sie sich nach und nach von den der Polplatte zunächstliegenden Theilchen auf die diesen wieder anliegenden Theilchen u. s. w. ausbreitet. Beide Pole müssen sich hierbei wechselseitig unterstützen, da diejenigen Bestandtheile, welche der eine Pol von sich abwendet, von dem andern angezogen werden. Nimmt man z. B. als Flüssigkeit das Wasser, so werden in allen Wassertheilchen die Sauerstofftheilchen nach dem positiven Pole, die Wasserstofftheilchen dagegen nach dem negativen Pole gerichtet sein. Wenn die Polarisation die ganze Flüssigkeit durchdrungen und stark genug geworden ist, so werden die Anziehungen der beiden Polplatten zu den an ihnen liegenden Wasserstoff- und Sauerstofftheilen die Kraft gewonnen haben, dieselben von den bisher mit ihnen verbundenen Sauerstoff- und Wasserstofftheilchen loszumachen, und mit ihrer Substanz (wenn die Polplatten aus geeignetem Materiale bestehen) zu verbinden, oder sie in Gasform entweichen zu lassen. Während von der Polplatte auf den einen Bestandtheil der ihnen zunächst anliegenden Theilchen eine Anziehung, auf den andern Bestandtheil dagegen eine Abstoßung ausging, so übte erwähntermaßen dieser letztere seinerseits wieder auf die Bestandtheile der nächst hinter ihm liegenden Schicht eine gleiche Wirkung aus; sobald daher an der Polplatte der eine Bestandtheil ausgeschieden wird, so wendet sich der von ihr abgestoßene Bestandtheil zu dem von ihm angezogenen der nächst hinter ihm liegenden Theile und verbindet sich mit ihnen. Diese Trennungen und Verbindungen zwischen den Bestandtheilen der Flüssigkeit setzen sich durch die ganze Flüssigkeit hindurch fort. Sogleich werden aber die Polplatten ihre Einwirkung auf die gebildete Verbindung wieder wie früher geltend machen, die Flüssigkeitstheilchen in den polarischen Zustand versetzen, dann ihre Bestandtheile wieder abscheiden u. s. w. Der chemische Proceß, welcher in der Flüssigkeit vor sich geht, verbraucht die hinzugeleitete Elektricität; die chemische Wirkung, welche hierbei entsteht, ist ein genaues Äquivalent für die aufgewendete elektrische Kraft. Soll daher derselbe chemische Proceß wieder rückwärts geführt werden, so muß nothwendig ein gleiches Äquivalent von elektrischer Kraft wieder in umgekehrter Richtung in Thätigkeit gesetzt werden.

Schon Nicholson bemerkte bei seinen ersten Versuchen die Überführung des an den positiven Kupferdrähten aufgelösten Kupfers zu dem negativen Pole; Berzelius und Hisinger wiesen nach, daß bei der Einführung eines elektrischen Stromes in eine Salzlösung die Säuren zu dem positiven Pole, die Basen dagegen zu dem negativen Pole

tiv als gewöhnliches nicht amalgamirtes Zink sich zeigt. Diese Verbesserung der galvanischen Kette durch die Einführung des amalgamirten Zinks konnte aber nicht den zweiten Übelstand, nämlich den gänzlichen Mangel an Beständigkeit in der Intensität des elektrischen Stromes, beseitigen; denn dieser war die Folge der Anwendung von nur einer Flüssigkeit, welche durch ihre Zersetzung zur Erzeugung einer Gegenwirkung, der Polarisation oder Ladung der Platten, Veranlassung gab, wodurch der ursprüngliche Strom in seiner Stärke vermindert wurde. Bei allen Versuchen mit der galvanischen Kette trat dieser Übelstand sehr unangenehm hervor, ja gewisse Untersuchungen, namentlich die meisten auf genaue Messungen angewiesenen, waren durch denselben gänzlich unmöglich gemacht. Die Bemühungen, Ketten von constanter Kraft (schlechthin constante Ketten) zu construiren, sind mit um so glücklicherem Erfolge gekrönt worden, als außer der Beständigkeit des Stromes auch zugleich eine sehr bedeutende Verstärkerung desselben dadurch gewonnen worden ist.

Daniell ist es zuerst gelungen, durch Anwendung zweier Flüssigkeiten anstatt einer einzigen, einen constanten Strom zu erhalten. Er blieb noch bei der Anwendung der bis dahin gewöhnlich gebrauchten Metalle, des Zinks und des Kupfers, stehen, stellte aber das Kupfer nicht zugleich mit dem Zinke in die verdünnte Schwefelsäure, sondern ersteres in eine concentrirte Lösung von Kupfervitriol, während er das Zink in der verdünnten Schwefelsäure beließ. Zur Scheidung der beiden Flüssigkeiten, der verdünnten Schwefelsäure und der concentrirten Auflösung des Kupfervitriols, wandte Daniell Anfangs Ochsengurgeln an; später hat man dafür Scheidewände aus Blase, Pergament, Leder, Segeltuch, Packpapier, Holz und unglasirtem Porzellan gebraucht. Es kommt bei der Auswahl dieser Scheidewände darauf an, daß sie hinlänglich porös sind, um den Durchgang des elektrischen Stromes nicht zu sehr zu hemmen, daß sie aber andererseits auch nicht zu stark porös sind, um eine zu schnelle Mischung der beiden durch sie getrennten Flüssigkeiten zu gestatten. Von den eben angeführten Substanzen wird jetzt vorzugsweise nicht glasirtes Porzellan (oder Pfeifenthon), in Form von cylindrischen Gefäßen oder parallelopipedischen flachen Kasten genommen; nur in ganz bestimmten Fällen, z. B. bei galvanoplastischen Versuchen, ist es der Form des gebrauchten Apparates öfter angemessener, dasselbe durch thierische Blasen oder Pergament zu ersetzen. Soll der Strom bei dieser Einrichtung constant bleiben, so muß die Schwefelsäure, sowie sie sich verbraucht, durch frische ersetzt, und die Kupfervitriollösung, aus welcher sich das Kupfer metallisch auf die negative Kupferplatte niederschlägt, durch Berührung mit Krystallen von Kupfervitriol in dem Sättigungszustande erhalten werden. Daniell hatte für die Erneuerung der Schwefelsäure, ohne daß es nöthig war, die einzelnen Elemente der Kette aus einander zu nehmen, durch Anbringung von Trichtern und Röhren auf passende Weise gesorgt. Bei einem längeren Gebrauche ohne Erneuerung der verdünnten Schwefelsäure, in welcher das Zink steht, zieht die Anwendung des Kupfervitriols den Übelstand nach sich, daß doch etwas Kupfervitriollösung nach und nach durch die Blase oder das Porzellangefäß hindurchgeht, und dann, sobald es in Berührung mit dem Zinke kommt, an dessen Oberfläche sein Kupfer absetzt, wodurch natürlich die Kraft der Kette geändert wird. Übrigens steht auch selbst bei zweckmäßiger Einrichtung diese Daniell'sche Kette rücksichtlich der Kraft den gleich zu erwähnenden andern constanten Ketten nach; man bedient sich ihrer jetzt meist nur da, wo es auf nicht starke elektrische Ströme von ziemlicher Beständigkeit ankommt, z. B. bei elektrischen Telegraphen, und ersetzt in solchen Fällen sehr häufig die Schwefelsäure durch bloßes Brunnenwasser.

Von ausgezeichneter Wirkung ist diejenige Kette, welche Grove aus Zink, Platina, Schwefelsäure und Salpetersäure construirt hat. Sie verbindet einen hohen Grad von Kraft mit hinreichender Beständigkeit. Am zweckmäßigsten richtet man dieselbe so ein, daß man entweder das Platina in flache, viereckige, parallelopipedische Thonkästen, welche reine rauchende Salpetersäure enthalten, hängt, und dieses Thongefäß mit seinem Inhalte in eine Uförmig gebogene, amalgamirte Zinkplatte, welche in einem viereckigen, mit verdünnter Schwefelsäure gefüllten Glase steht, einsetzt, oder daß man zwei an Höhe gleiche, aber im Durchmesser verschiedene Thoncylinder in ein cylindrisches Glasgefäß setzt, den Raum zwischen den beiden Cylindern mit rauchender Salpetersäure, den Raum in dem Innern des kleinern Cylinders, und zwischen der äußeren Oberfläche des größeren Cylinders und dem Glasgefäße mit verdünnter Schwefelsäure füllt, und eine cylindrisch zusammengebogene Platinplatte in die Salpetersäure hängt, während man amalgamirte Zinkcylinder in die Schwefelsäure einsetzt. Auf beide eben bezeichnete Weisen werden stets beide Seiten der Platinplatten zur Wirkung herangezogen, und der Säureverbrauch ist doch nicht bedeutend. Die gewöhnliche Einrichtung, wo das Platinblech in Form eines Kreuzes oder ~förmig gebogen in ein mit Salpetersäure gefülltes Thongefäß, und dieses in ein mit der verdünnten Schwefelsäure gefülltes und den amalgamirten Zinkcylinder enthaltendes Glasgefäß gesetzt wird, steht den oben angegebenen in der Wirkung nach. Eine Erneuerung der Schwefelsäure oder Salpetersäure wird zu einer hinreichenden Beständigkeit des Stromes, wenn die Menge der Säuren, welche die Zink- und Platinplatte umgeben, nicht zu gering ist, selbst bei einem unausgesetzten Gebrauche von mehren Stunden, nicht erfodert. Anstatt reiner rauchenden Salpetersäure wenden einige Physiker auch wol ein Gemenge von Salpetersäure und Schwefelsäure an. Die Vortheile solcher Platinelemente bestehen, wie schon erwähnt, in der großen Beständigkeit des Stromes vereint mit großer Stärke; unangenehm ist freilich der Gebrauch der Salpetersäure wegen der Verbreitung der salpeterigsauren Dämpfe, ein Übelstand, der bei nicht sehr langem Gebrauche der Kette und namentlich noch nicht viel gebrauchter rauchender Salpetersäure aber keineswegs sehr bedeutend ist, und bei längerem Gebrauche sich durch Einsetzung der ganzen Säule unter eine in ihrem obern Theile mit einem Abzugsrohre ins Freie versehene Glasglocke (oder Kasten aus

durch seine Verbindung mit Wasser wird es zum Leiter; in welchem Verhältnisse diese beiden Stoffe aber gegen einander stehen, ist unbekannt, daher ist es auch nicht möglich über den oben erwähnten Versuch Daniell's jetzt schon genügende Auskunft zu geben. Daniell selbst faßte den Hergang so auf, daß er den Kupfervitriol nicht als ein gewöhnliches schwefelsaures Kupferoxyd betrachtet, sondern als eine Verbindung von Kupfer mit einer Oxydationsstufe des Schwefels, welche auf 1 Äquivalent Schwefel 4 Äquivalente Sauerstoff enthält. Bei der Einwirkung des Stromes wird das Kupfer am negativen, diese Oxydationsstufe des Schwefels aber am positiven Pole ausgeschieden; letztere zerfällt jedoch sogleich in die gewöhnliche Schwefelsäure und Sauerstoff, welcher letztere sich als Gas entwickelt. Analoge Erklärung wendet er auf Versuche mit andern Salzen, welche ähnliche Resultate ergeben, an. Ob diese Betrachtungsweise überall genügen und sich als die richtige nachweisen lassen wird, muß noch dahin gestellt bleiben.

Genauere Versuche über die Bestimmung der übergeführten Massen haben ihre Schwierigkeiten wegen der Bewegungen in der Flüssigkeit; wenn Scheidewände aus Blase und Thon angewandt werden, so werden endosmotische Mischungen ebenfalls störend einwirken.

Auch eine andere Art von Bewegung, welche der galvanische Strom erzeugt, und welche mit der sogenannten Endosmose in der engsten Verbindung steht, deren eigenthümliches Verhalten aber noch nicht genügend erläutert ist, darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden; wenn nämlich der elektrische Strom durch Flüssigkeiten geht, welche ziemlich schlecht leiten, und durch eine Zwischenwand aus Blase oder Thon getrennt sind, so drängt er, (es möge der Kürze wegen erlaubt sein, diesen Ausdruck zu gebrauchen) die Flüssigkeit nach dem negativen Pole hin, sodaß die Flüssigkeit auf der Seite der Blase oder des Thongefäßes, auf welcher der negative Pol eingetaucht ist, sehr bald höher im Niveau steht als die andern, in welcher der positive Pol sich befindet.

Die Platten, welche mit den Polen der Säule verbunden waren, und durch ihr Eintauchen in die Flüssigkeiten die Zersetzung derselben veranlaßt haben, sind durch diesen Vorgang in einen eigenthümlichen Zustand, den man mit dem Namen der Ladung oder der Polarisation bezeichnet, versetzt worden, und zwar so, daß der positive Strom, wenn beide Platten in der Flüssigkeit stehend durch die Enddrähte eines Multiplicators zu einer Kette geschlossen werden, durch diejenige Platte, durch welche er vorher während der Zersetzung der Säule eintrat, jetzt austritt, und ebenso der negative Strom durch die Platte jetzt austritt, durch welche er vorher eintrat. Es läßt sich diese Erscheinung vielleicht nur als ein specieller Fall eines allgemeinen Gesetzes aufstellen, daß nämlich, wenn irgendwie durch den elektrischen Strom eine Bewegung veranlaßt wird, durch das Eintreten dieser Bewegung eine Gegenwirkung entsteht, also ein Strom, der dem ursprünglichen, diese Bewegung eben hervorrufenden, grade entgegengesetzt gerichtet ist; es würde dann diese Polarisation oder Ladung genau in demselben Verhältnisse zu dem zersetzenden Strome stehen, wie bei den elektromagnetischen Drehungen der durch diese Drehungen erzeugte magnetoelektrische Gegenstrom. Worin eigentlich die Polarisation der Polplatte ihren Grund habe, ob in einer Anhäufung von Wasserstoff von der einen, und Sauerstoff von der andern Platte, oder in einer Zustandsveränderung (einer Art Spannung) der Oberfläche der Polplatte selbst, läßt sich nicht genügend entscheiden; durch Vermeidung der Entwickelung dieser Gase läßt sich dieselbe vermeiden, sodaß allerdings wol eine Anhäufung von Gasarten den Grund enthalten könnte. Besonders leicht und stark läßt sich dieser Zustand in Platten aus Platina hervorrufen; was vielleicht in dem bekannten eigenthümlichen Verhalten der Platina gegen Wasserstoff und Sauerstoff seinen Grund hat. So wird auch selbst eine Platinplatte durch bloßes Eintauchen in einen Strom reinen Wasserstoffes so abgeändert, daß sie mit einer andern nicht mit Wasserstoff in Berührung gebrachten Platinplatte in Wasser getaucht einen elektrischen Strom gibt, bei welchem sie das positive Glied der Kette bildet, während sie doch vor diesem Eintauchen in das Wasserstoffgas mit der zweiten Platte völlig gleichartig war und beim Einsetzen mit ihr in Wasser keinen Strom hervorrief.

Diese Ladung oder Polarisation tritt jedoch nicht blos an den Platten ein, welche an den Polen der Säule als Zersetzungsplatten dienen, sondern auch an den Platten in der erregenden Zelle der Säule selbst. Ihr Eintreten ist es, welches zum großen Theile die Unbeständigkeit der Kraft der älteren Kette aus zwei Metallen und nur einer Flüssigkeit erzeugt, indem durch die entstehende Gegenwirkung die ursprüngliche Kraft der Kette geschwächt wird. In der Daniell'schen, Grove'schen und Bunsen'schen constanten Kette ist dieselbe dadurch glücklich beseitigt, daß der Wasserstoff, welcher sonst frei wurde, sogleich bei seiner Entstehung absorbirt wird, in der einen Kette durch den Sauerstoff des Kupferoxyds, in der andern durch den Sauerstoff der Salpetersäure; es dürften deshalb die drei genannten Ketten wol noch eine Besprechung verdienen, und dies um so mehr, da sie jetzt zu physikalischen und technischen Zwecken fast ausschließlich angewendet werden.

Die ursprüngliche, von Volta aus Zink, Kupfer und einer Flüssigkeit construirte galvanische Kette leidet an zwei bedeutenden Übelständen. Der eine besteht in dem unmäßigen Zinkverbrauche, welcher während des Geöffnetseins der Kette durch den sogenannten chemischen Angriff der Säure auf das Zink hervorgerufen wird. Faraday hat diesem Übelstande bei der Construction eines vielplattigen Trogapparates durch eine passende Vorrichtung abzuhelfen gesucht; er hatte nämlich, wie in dem achten Abschnitte des Artikels Elektricität schon erwähnt ist, eine solche Einrichtung getroffen, daß die Säure zwischen die Platten mit Leichtigkeit aus- und einfließen konnte. Besser und noch unter Hinzufügung des Vortheils einer Verstärkung des elektrischen Stromes wurde bald darauf dieser Übelstand durch die Amalgamation des Zinks vermieden, indem amalgamirtes Zink von verdünnter Schwefelsäure bei geöffneter Kette nicht angegriffen wird, und mit negativen Metallen in Berührung sogar stärker posi-

tiv als gewöhnliches nicht amalgamirtes Zink sich zeigt. Diese Verbesserung der galvanischen Kette durch die Einführung des amalgamirten Zinks konnte aber nicht den zweiten Übelstand, nämlich den gänzlichen Mangel an Beständigkeit in der Intensität des elektrischen Stromes, beseitigen; denn dieser war die Folge der Anwendung von nur einer Flüssigkeit, welche durch ihre Zersetzung zur Erzeugung einer Gegenwirkung, der Polarisation oder Ladung der Platten, Veranlassung gab, wodurch der ursprüngliche Strom in seiner Stärke vermindert wurde. Bei allen Versuchen mit der galvanischen Kette trat dieser Übelstand sehr unangenehm hervor, ja gewisse Untersuchungen, namentlich die meisten auf genaue Messungen angewiesenen, waren durch denselben gänzlich unmöglich gemacht. Die Bemühungen, Ketten von constanter Kraft (schlechthin constante Ketten) zu construiren, sind mit um so glücklicherem Erfolge gekrönt worden, als außer der Beständigkeit des Stromes auch zugleich eine sehr bedeutende Verstärkerung desselben dadurch gewonnen worden ist.

Daniell ist es zuerst gelungen, durch Anwendung zweier Flüssigkeiten anstatt einer einzigen, einen constanten Strom zu erhalten. Er blieb noch bei der Anwendung der bis dahin gewöhnlich gebrauchten Metalle, des Zinks und des Kupfers, stehen, stellte aber das Kupfer nicht zugleich mit dem Zinke in die verdünnte Schwefelsäure, sondern ersteres in eine concentrirte Lösung von Kupfervitriol, während er das Zink in der verdünnten Schwefelsäure beließ. Zur Scheidung der beiden Flüssigkeiten, der verdünnten Schwefelsäure und der concentrirten Auflösung des Kupfervitriols, wandte Daniell Anfangs Ochsengurgeln an; später hat man dafür Scheidewände aus Blase, Pergament, Leder, Segeltuch, Packpapier, Holz und unglasirtem Porzellan gebraucht. Es kommt bei der Auswahl dieser Scheidewände darauf an, daß sie hinlänglich porös sind, um den Durchgang des elektrischen Stromes nicht zu sehr zu hemmen, daß sie aber andererseits auch nicht zu stark porös sind, um eine zu schnelle Mischung der beiden durch sie getrennten Flüssigkeiten zu gestatten. Von den eben angeführten Substanzen wird jetzt vorzugsweise nicht glasirtes Porzellan (oder Pfeifenthon), in Form von cylindrischen Gefäßen oder parallelopipedischen flachen Kasten genommen; nur in ganz bestimmten Fällen, z. B. bei galvanoplastischen Versuchen, ist es der Form des gebrauchten Apparates öfter angemessener, dasselbe durch thierische Blasen oder Pergament zu ersetzen. Soll der Strom bei dieser Einrichtung constant bleiben, so muß die Schwefelsäure, sowie sie sich verbraucht, durch frische ersetzt, und die Kupfervitriollösung, aus welcher sich das Kupfer metallisch auf die negative Kupferplatte niederschlägt, durch Berührung mit Krystallen von Kupfervitriol in dem Sättigungszustande erhalten werden. Daniell hatte für die Erneuerung der Schwefelsäure, ohne daß es nöthig war, die einzelnen Elemente der Kette aus einander zu nehmen, durch Anbringung von Trichtern und Röhren auf passende Weise gesorgt. Bei einem längeren Gebrauche ohne Erneuerung der verdünnten Schwefelsäure, in welcher das Zink steht, zieht die Anwendung des Kupfervitriols den Übelstand nach sich, daß doch etwas Kupfervitriollösung nach und nach durch die Blase oder das Porzellangefäß hindurchgeht, und dann, sobald es in Berührung mit dem Zinke kommt, an dessen Oberfläche sein Kupfer absetzt, wodurch natürlich die Kraft der Kette geändert wird. Übrigens steht auch selbst bei zweckmäßiger Einrichtung diese Daniell'sche Kette rücksichtlich der Kraft den gleich zu erwähnenden andern constanten Ketten nach; man bedient sich ihrer jetzt meist nur da, wo es auf nicht starke elektrische Ströme von ziemlicher Beständigkeit ankommt, z. B. bei elektrischen Telegraphen, und ersetzt in solchen Fällen sehr häufig die Schwefelsäure durch bloßes Brunnenwasser.

Von ausgezeichneter Wirkung ist diejenige Kette, welche Grove aus Zink, Platina, Schwefelsäure und Salpetersäure construirt hat. Sie verbindet einen hohen Grad von Kraft mit hinreichender Beständigkeit. Am zweckmäßigsten richtet man dieselbe so ein, daß man entweder das Platina in flache, viereckige, parallelopipedische Thonkästen, welche reine rauchende Salpetersäure enthalten, hängt, und dieses Thongefäß mit seinem Inhalte in eine Uförmig gebogene, amalgamirte Zinkplatte, welche in einem viereckigen, mit verdünnter Schwefelsäure gefüllten Glase steht, einsetzt, oder daß man zwei an Höhe gleiche, aber im Durchmesser verschiedene Thoncylinder in ein cylindrisches Glasgefäß setzt, den Raum zwischen den beiden Cylindern mit rauchender Salpetersäure, den Raum in dem Innern des kleinern Cylinders, und zwischen der äußeren Oberfläche des größeren Cylinders und dem Glasgefäße mit verdünnter Schwefelsäure füllt, und eine cylindrisch zusammengebogene Platinplatte in die Salpetersäure hängt, während man amalgamirte Zinkcylinder in die Schwefelsäure einsetzt. Auf beide eben bezeichnete Weisen werden stets beide Seiten der Platinplatten zur Wirkung herangezogen, und der Säureverbrauch ist doch nicht bedeutend. Die gewöhnliche Einrichtung, wo das Platinblech in Form eines Kreuzes oder ∼förmig gebogen in ein mit Salpetersäure gefülltes Thongefäß, und dieses in ein mit der verdünnten Schwefelsäure gefülltes und den amalgamirten Zinkcylinder enthaltendes Glasgefäß gesetzt wird, steht den oben angegebenen in der Wirkung nach. Eine Erneuerung der Schwefelsäure oder Salpetersäure wird zu einer hinreichenden Beständigkeit des Stromes, wenn die Menge der Säuren, welche die Zink- und Platinplatte umgeben, nicht zu gering ist, selbst bei einem unausgesetzten Gebrauche von mehren Stunden, nicht erfodert. Anstatt reiner rauchenden Salpetersäure wenden einige Physiker auch wol ein Gemenge von Salpetersäure und Schwefelsäure an. Die Vortheile solcher Platinelemente bestehen, wie schon erwähnt, in der großen Beständigkeit des Stromes vereint mit großer Stärke; unangenehm ist freilich der Gebrauch der Salpetersäure wegen der Verbreitung der salpeterigsauren Dämpfe, ein Übelstand, der bei nicht sehr langem Gebrauche der Kette und namentlich noch nicht viel gebrauchter rauchender Salpetersäure aber keineswegs sehr bedeutend ist, und bei längerem Gebrauche sich durch Einsetzung der ganzen Säule unter eine in ihrem obern Theile mit einem Abzugsrohre ins Freie versehene Glasglocke (oder Kasten aus

Holz und Glas) fast völlig beseitigen läßt; nach dem Auseinandernehmen der Säule und dem Abspülen der Platten sind keine weitern Übelstände vorhanden. Solche Platinelemente erscheinen gewöhnlich sehr theuer; sie sind es aber in Verhältniß zu den andern Elementen nicht. Das Platinblech bleibt bei den oben angegebenen Einrichtungen unverletzt, und behält seinen ganzen Werth; die Salpetersäure wird nur, während die Kette in Thätigkeit ist, verbraucht; nach dem Auseinandernehmen findet kein Verlust statt.

Hinsichtlich der Kraft können mit diesen Platinelementen die von Bunsen zuerst auf vortreffliche Weise zubereiteten Kohlenelemente wetteifern. Bunsen lehrte die Kohlen zu solchen Elementen, welche vor ihm schon Cooper vorgeschlagen hatte, aus einem Gemenge von Coak und gut backender Steinkohle, welches zu Cylindern geformt und in Formen von Eisenblech geglüht wird, darstellen. Die geglühten Kohlencylinder werden dann mit einer Lösung von Zucker, Syrup, oder Steinkohlentheer getränkt, und nochmals in Formen einer mehrstündigen hohen Hitze ausgesetzt. Die erhaltene Kohle klingt beim Anschlagen, ist etwas porös, färbt aber nicht ab. Bunsen höhlte Anfangs die massiven Kohlencylinder im Innern aus, und füllte diesen Raum mit Salpetersäure; die amalgamirten Zinkcylinder trennte er durch zwischengelegte einzelne Bindfäden von der Kohle. Beide, der Zinkcylinder und der in seinem Innern befindliche Kohlencylinder, wurden in ein mit verdünnter Schwefelsäure gefülltes Gefäß gestellt. Später construirte er diese Kette mit Hinzunahme eines Thongefäßes, sodaß die Kohlencylinder in der Salpetersäure, die Zinkcylinder in verdünnter Schwefelsäure stehen, während beide Säuren durch einen porösen Thon- (Porzellan-) Cylinder geschieden sind.

Die Vortheile, welche die Kohlenelemente Anfangs vor den Platinelementen zu haben scheinen, möchten bei genauerer Erwägung wol verschwinden. Gut wirkende Kohlen sind auch ziemlich theuer, und haben später, wenn sie auf irgend eine Weise unwirksam geworden sind, gar keinen Werth. Der Verlust an Salpetersäure ist, wenn man die Säure nach dem Gebrauche der Kette ausgießen will, durch die Porosität der Kohle sehr bedeutend; die Verdampfung der Säure auch nach dem Gebrauche immer höchst lästig. Daß man für Platin reine Säure anwenden muß, wird bei der geringen Preiserhöhung derselben gegen nicht reine durch den geringern Verlust mehr als compensirt. Außerdem treten beim Gebrauche der Kohlenelemente noch vielfach andere Störungen durch Mangel an guter Berührung zwischen der Kohle und dem umgelegten Metallringe, auch wenn der obere Theil des Kohlencylinders zur Vermeidung des Aufsteigens der Säure in flüssiger Form in Folge der Porosität mit Wachs getränkt worden ist, hervor, welche bei der Reinlichkeit, welche die Behandlung der Platinbatterie zuläßt, durchaus nicht eintreten können.

Die schon von Volta erkannte elektrische Erregung bei Berührung des Eisens einerseits mit Schwefelsäure, andererseits mit Salpetersäure, ist von Wöhler zur Construction einer Eisensäule benutzt. Man denke sich eine Grove'sche Platinkette und ersetze das Zink und Platin durch Eisenblech, so erhält man ein Element nach der von Wöhler angegebenen Einrichtung. Das Eisen nimmt in starker Salpetersäure den sogenannten passiven Zustand an (wird von der Säure nicht angegriffen, sicherlich nur in Folge einer Oxydation der Oberfläche), und vertritt die Stelle des Platins. In die Praxis hat wegen vieler Übelstände diese Kette keinen Eingang gefunden; ebenso wenig wird sich die von Callan angewandte Einrichtung, wonach ein parallelopipedisches flaches gußeisernes Gefäß mit Salpetersäure gefüllt, und in dieses ein entsprechender Thonkasten mit Schwefelsäure und einer amalgamirten Zinkplatte eingestellt wird, einer weitern Verbreitung zu erfreuen haben. Dasselbe gilt auch von seinem Vorschlage, das Platin durch platinirtes Blei zu ersetzen, das in ein Gemisch aus Schwefelsäure und Salpetersäure eingetaucht wird.

Die Unannehmlichkeiten, welche die Anwendung der Salpetersäure mit sich führt, sind bei einigermaßen zweckmäßigen Einrichtungen nicht sehr bedeutend, wenn ihre gänzliche Beseitigung zur Erlangung einer größern Bequemlichkeit beim Experimentiren auch wünschenswerth wäre. Indessen alle Versuche, die Salpetersäure durch eine andere Substanz zu ersetzen, sind bis jetzt fehlgeschlagen; so zeigt sich z. B. die Anwendung der Chromsäure, oder eines Gemisches aus saurem chromsauren Kali und Schwefelsäure durchaus nicht zweckmäßig. Wenn auch die Kohle eines Kohlenelements in diese Flüssigkeiten statt in Salpetersäure gestellt eine nahe gleich starke elektromotorische Kraft zeigt, so ist der Widerstand in dieser Flüssigkeit wegen der nicht bedeutenden Löslichkeit doch zu groß, und der Strom zu unbeständig, welches zum Theil in der Abscheidung des Chromoxyds und Verstopfung der Poren des trennenden Thoncylinders begründet sein mag; mit Platina erzeugen überdies die genannten Flüssigkeiten eine schwächere elektromotorische Kraft als die Salpetersäure.

Die Erscheinungen der chemischen Zerlegungen mittels der galvanischen Kette deuten auf eine sehr enge Verwandtschaft zwischen der elektrischen Kraft und der bei den gewöhnlichen chemischen Processen thätigen Kraft, ja sie führen uns mit großer Wahrscheinlichkeit zu dem Schlusse, daß beide Kräfte wesentlich nicht von einander verschieden sind. Es werden dadurch aber zwei Ansichten über die Erzeugung der Elektricität in der galvanischen Kette möglich, welche freilich nach grade ganz entgegengesetzten Seiten aus einander gehen. In dem Bisherigen ist die Ansicht, welche ihre Ausbildung Volta verdankt, festgehalten worden, daß der Contact verschiedener Körper den Grund zu einer Elektricitätserregung in sich enthalte; ihr gegenüber steht jedoch eine zweite Ansicht, welche allein in dem chemischen Processe, welcher in der Kette vorgeht, die Quelle der Elektricität sucht. Die erstere Theorie, die sogenannte Contacttheorie, ist im Stande, über alle Erscheinungen hinsichtlich der Elektricitätserregung in den verschiedenen galvanischen Ketten Aufschluß zu geben, und die Anhänger der chemischen Theorie würden sicherlich weniger dieser Contacttheorie entgegengetreten sein, wenn sie den

Contact in nicht zu enger Bedeutung, oft nur als Contact zwischen den Metallen genommen. Es genügt hier an das zu erinnern, was in dem Anfange dieses Artikels über die Erregung der Elektricität zwischen Metallen und Flüssigkeiten gesagt wurde, wie Volta die hierdurch erregte Elektricität in mehren Fällen größer fand, als die durch den Contact zweier selbst ziemlich verschiedenen Metalle hervorgerufene; dann wird auch selbst die sogenannte Becquerel'sche Kette, welche aus zwei Platinplatten besteht, von denen die eine in Salpetersäure, die andere in Kali taucht, welche Flüssigkeiten durch mit Kali befeuchteten Thon in Verbindung stehen, nichts Unerklärliches haben. Diese Hinweisung auf das Frühere mag auch genügen zur Erklärung der chemischen Zersetzungen durch die sogenannte einfache Kette, in welcher kein Metallcontact stattfindet, wenn z. B. ein Streifen Zink und ein Streifen Platin einerseits in verdünnte Schwefelsäure, andererseits in Jodkaliumlösung tauchen. Die Zersetzung des Jodkaliums erfolgt durch den aus allen vier Berührungen zwischen den Metallen und Flüssigkeiten resultirenden elektrischen Strom, der gleich ist den Unterschieden der an diesen Punkten in verschiedener Richtung in Bewegung gesetzten elektrischen Kräfte.

Die durch Berührung auch ohne alle chemische Vorgänge hervorgerufene Elektricität, die sich ohne Schwierigkeit nachweisen läßt, ist eine Thatsache, welche die Anhänger der chemischen Theorie nicht ableugnen können. Ist sie aber einmal festgestellt, so bedarf es zur Beschaffung der Elektricität in der Kette keines weitern Grundes; es liegt vielmehr nahe, dieselbe dann als den einzigen Grund der in der Kette vorgehenden Erscheinungen anzusehen. Daß keine kräftige Kette ohne kräftigen chemischen Proceß hergestellt werden kann, ist nur eine Folge der Zusammensetzung und eigenthümlichen Natur der galvanischen Kette. Es lassen sich auch auf andern als galvanischem Wege auch bedeutende elektrische Kräfte entwickeln; in der galvanischen Kette ist aber nach der innersten Natur derselben eine zwischengeschaltete Flüssigkeit nothwendig, auf ihr Vorhandensein gründet sich die Möglichkeit, Elektricität in Bewegung zu setzen. Wenn nun die Flüssigkeiten den elektrischen Strom nur leiten, indem sie zersetzbar sind, und wenn die durch die Kette selbst erzeugte chemische Zersetzung in allen Fällen stets ein genaues Äquivalent für die aufgewandte elektrische Kraft ist, so ist es platterdings unmöglich, eine starke galvanische Kette ohne starke chemische Zersetzungen herzustellen; die letztern sind die ganz unmittelbaren Wirkungen solcher Ketten, die ohne dieselben gar nicht bestehen kann.

Die chemische Theorie vermag nicht, auf gleich genügende Weise über die verschiedenen Erscheinungen Rechenschaft zu geben; die Anhänger derselben stimmen in ihren Auffassungsweisen auch nicht mit einander überein, und sind nicht im Stande, mit Genauigkeit die eigentliche Grundlage, auf welche sich ihre Ansicht stützt, zu bezeichnen. Faraday [33]) spricht seine Ansicht auf folgende Weise aus: „Die Voltaische Elektricität rührt sowol ihrem Ursprunge, als auch ihrer Fortdauer nach nicht von Metallcontacten, sie rührt gänzlich von chemischer Wirkung her, und ist in ihrer Intensität proportional den zu ihrer Erzeugung beitragenden Verwandtschaften, sowie ihrer Menge nach proportional der Menge von Substanz, welche während ihrer Entwickelung chemisch thätig ist. Diese feste Erzeugung ist wiederum einer der strengsten Beweise, daß die Elektricität chemischen Ursprungs ist. — Wie die Erzeugung der Voltaischen Elektricität ein Fall von chemischer Action ist, so ist auch die Zersetzung durch Voltaische Elektricität ein bloßer Fall von dem Übergewichte einer Gruppe von kräftigern chemischen Verwandtschaften über eine andere Gruppe von schwächern; und wenn man das Beispiel zweier entgegenwirkender Gruppen solcher Kräfte ermißt und sich ihrer wechselseitigen Beziehung und Abhängigkeit erinnert, scheint es nicht nöthig, in Bezug auf solche Fälle einen andern Ausdruck als den: chemische Verwandtschaft, zu gebrauchen (wiewol der: Elektricität, sehr passend sein mag), so wenig es nöthig ist, irgend ein neues Agens als mitwirkend zur Erzeugung der Resultate vorauszusetzen; denn wir können annehmen, daß die Kräfte an den beiden Orten der Wirkung durch Vermittelung der Metalle [34]) in directer Gemeinschaft stehen und gegen einander balancirt werden, auf ähnliche Art, wie es bei mechanischen Kräften mittels des Hebels der Fall ist. — Alle diese Thatsachen zeigen uns, daß die Kraft, die man gewöhnlich chemische Verwandtschaft nennt, durch Metalle und gewisse Kohlenarten in Distanz mitgetheilt werden kann, daß der elektrische Strom nur eine andere Form der chemischen Verwandtschaftskräfte ist, daß seine Kraft den ihn erzeugenden chemischen Verwandtschaften proportional geht, daß wenn er Mangel an Kraft leidet, ihm durch chemische Kräfte aufgeholfen werden kann, daß der Mangel der erstern durch ein Äquivalent der letztern ersetzt wird; daß mit andern Worten die Kräfte, welche man Affinität und Elektricität nennt, ein und dasselbe sind." Die Quelle der Elektricität sucht Faraday in der chemischen Action, welche direct stattfindet zwischen dem Metalle und dem sich mit diesem verbindenden Körper, und durchaus nicht in der spätern Wirkung der dabei erzeugten Substanz auf die vorhandene Säure. Wenn Zink und Platina in Schwefelsäure gebracht werden, so rührt also die Elektricität von der Verbindung des Zinks mit dem Sauerstoffe des Wassers her; wird Zink und Platin in Chlorwasserstoffsäure gebracht, so scheint Faraday die Elektricität von der Verwandtschaft des Chlors zum Zink abzuhängen, und genau im Verhältniß zu der in der That zu einander äquivalenten Anzahl der sich verbindenden Zink- und Chlortheilchen in Circulation gesetzt zu werden. Indessen ist es nach Faraday nicht die Oxydation, oder die Verbindung anderer Körper mit den Metallen überhaupt, es muß die Bedingung hinzugefügt werden, daß der Sauerstoff, oder der andere Körper, mit welchem die Verbindung der Metalle geschieht, sich in einer ganz be-

33) Poggendorff's Annal. 35. S. 18 fg.

34) Er bezieht sich hier durch Verweisung auf eine Zeichnung auf den vorhin schon besprochenen Fall, wo ein Zink- und Platinstreifen an ihren Enden mit verschiedenen Flüssigkeiten in Verbindung stehen.

sondern Verbindung befindet, in einer solchen nämlich, welche durch den Strom zersetzbar ist; denn eine Zink- und Platinplatte in Sauerstoff erhitzt geben, auch wenn das Zink sich beiweitem rascher oxydirt als in verdünnter Schwefelsäure, doch noch keinen elektrischen Strom. Aber diese Bedingung Faraday's genügt nicht einmal; wenn Zink und Platin in verdünnte Schwefelsäure gestellt wird, so ist der Sauerstoff, welcher sich bei der Oxydation des Zinks mit dem Zink verbindet, doch nach Faraday's Ansicht in einer Verbindung, welche durch den Strom zerlegbar ist; dessenungeachtet wird aber nicht die ganze Oxydation des Zinks in einen elektrischen Strom umgewandelt, sondern (ich weiß keinen andern Ausdruck, und es möchte hier wol ein Kreisschluß nicht zu vermeiden sein) nur ebenso viel, als der elektrische Strom, auflöst. Trotz der heftigen chemischen Action auf das Zink gibt das gewöhnliche Zink mit Platin doch einen geringern Strom als das amalgamirte, wo eine schlechthin sogenannte chemische Wirkung nicht stattfindet, sondern nur soviel Zink aufgelöst wird, als dem galvanischen Strome entspricht; welche letztere Thatsache Faraday selbst festgestellt hat.

Es möchte wol durch die Ausführung der Faraday'schen Theorie die Vorstellung, welche wir uns nach derselben von der Entstehung des elektrischen Stromes, dieser Übertragung der chemischen Action aus der Erregungszelle in die Zersetzungszelle, machen sollen, nicht klarer geworden sein; unmöglich wird es gelingen, mit diesen unbestimmten Grundlagen zu einer Erklärung der einzelnen Erscheinungen im Gebiete des Galvanismus zu schreiten.

Die durch die elektromotorischen Kräfte an den Berührungsstellen der verschiedenen Körper, welche die galvanische Kette bilden, erzeugte Elektricität verbreitet sich sehr schnell durch die ganze Ausdehnung derselben, und erzeugt einen Strom, welcher in allen Theilen der Kette dieselbe Intensität besitzt. Die Intensität dieses Stromes hängt erstens ab von der Resultirenden aus den einzelnen elektromotorischen Kräften, sie hängt aber zweitens auch von der Beschaffenheit und Form aller derjenigen Körper ab, welche die einzelnen Theile der Kette bilden. Wenn der geschlossene Leiter derselbe bleibt, so behält der Quotient aus der gemessenen elektromotorischen Kraft und aus der gemessenen Intensität des Stromes denselben Werth, der nur von der Beschaffenheit und Form dieses Leiters abhängt; wird der Leiter geändert, so ändert auch jener Quotient seinen Werth. Den Werth dieses Quotienten bezeichnet man mit dem Namen des Widerstandes, den umgekehrten Werth dieses Quotienten, oder die Einheit, dividirt durch den Leitungswiderstand, bezeichnet man als die Leitungsfähigkeit der Körper. Daraus folgt denn, daß die Intensität eines Stromes stets gleich ist der elektromotorischen Kraft, dividirt durch den Leitungswiderstand der Kette. Dieses Gesetz führt nach seinem Entdecker den Namen des Ohm'schen Gesetzes [35]).

Diese Leitungswiderstände ändern sich bei einer und derselben Substanz mit Länge und Dicke des Leiters, und zwar so, daß sie bei einem cylindrischen Drahte in geradem Verhältniß zu der Länge, dagegen im umgekehrten mit dem Querschnitt oder dem Quadrate des Durchmessers des Drahtes stehen. Sehr groß ist der Unterschied in den Widerständen, welche die verschiedenen Körper darbieten. Die besten Leiter sind die Metalle, beiweitem schlechter leiten dagegen die meisten Flüssigkeiten. Aber auch unter den Metallen selbst finden sich ziemlich bedeutende Unterschiede in diesen Werthen. Die Leitungswiderstände bleiben übrigens nicht für alle Temperaturen dieselben, sondern ändern sich mit der Erhöhung und Erniedrigung derselben, merkwürdigerweise aber für die festen und flüssigen Körper auf grade entgegengesetzte Weise. Während die Leitungswiderstände der Metalle durch die Erhöhung der Temperatur vermehrt werden, werden die Leitungswiderstände der flüssigen Körper bei der Erhöhung der Temperatur in einem sehr bedeutenden Grade vermindert, und zwar ist die Änderung bei den flüssigen Körpern beiweitem größer, als die Änderung im umgekehrten Sinne bei den Metallen innerhalb gleicher Temperaturveränderungen. Bei den Flüssigkeiten treten übrigens noch durch den Flüssigkeitszustand und dadurch, daß sie ein Gemisch aus verschiedenen Verbindungen sind, in sofern eigenthümliche Verhältnisse ein, als die Leitungswiderstände nicht immer mit der Verdünnung einer Lösung wachsen. Im Allgemeinen leiten die concentrirten wässerigen Lösungen besser als die verdünnten; indessen zeigen sich bei der Verdünnung gewisser concentrirter Lösungen mit mehr Wasser Minima des Widerstandes, oder Maxima der Leitungsfähigkeit. So hat z. B. die concentrirte und die sehr verdünnte Schwefelsäure einen größern Widerstand, als eine mit nur wenig Wasser verdünnte; ebenso leitet eine möglichst concentrirte zähflüssige und eine sehr verdünnte Lösung von schwefelsaurem Zinkoxyd schlechter, als eine mäßig concentrirte. In beiden Fällen tritt bei den möglichst concentrirten Lösungen ein dickflüssiger, schwer beweglicher Zustand ein, und dieser scheint wirklich die Ursache des größern Leitungswiderstandes zu sein. Die Flüssigkeitstheilchen sind wegen ihrer geringern Beweglichkeit auch weniger leicht zersetzbar; wenn nun die Flüssigkeiten nur leiten, sofern sie zersetzbar sind, so wird durch die verringerte Zersetzbarkeit auch die Leitung verringert werden. Bestätigt wird diese Ansicht noch durch den aus meinen Messungen hervorgehenden Umstand [36]), daß z. B. die Lösungen des schwefelsauren Kupferoxyds in Wasser von den verschiedensten Concentrationsgraden und ebenso auch die verdünnten oder mäßig concentrirten Lösungen des schwefelsauren Zinkoxyds durch die Erhöhung um gleichviel Temperaturgrade auch nahe um gleichviel ihren Leitungswiderstand vermindern, während die möglichst concentrirte zähflüssige Lösung des schwefelsauren Zinkoxyds in Wasser beim Erhitzen von 0° bis zu höhern Temperaturen ihren Widerstand in beiweitem stärkerm Maße verminderte, als die zuvor erwähnten Lösungen; mit der Steigerung der Temperatur verlor sich aber auch ihre Zähflüssigkeit, ihre

35) Die galvanische Kette, mathematisch bearbeitet von Dr. G. S. Ohm. (Berlin 1827.)

36) Pogg. Annal. 66, 174 fg.

Theile wurden dadurch leichter beweglich und leiteten dadurch den elektrischen Strom besser.

In der folgenden Tafel stehen die Werthe, welche Lenz [37]) für die Leitungsfähigkeiten der Metalle (also für die umgekehrten Werthe der Leitungswiderstände) erhielt. t bedeutet darin die Temperatur; das erste Glied, welches t nicht enthält, gibt die Leitungsfähigkeit für 0° C.

Leitungsfähigkeit für

Silber	$= 136{,}250 - 0{,}49838\,t + 0{,}00080378\,t^2$
Kupfer	$= 100{,}000 - 0{,}31368\,t + 0{,}00043679\,t^2$
Gold	$= 79{,}792 - 0{,}170284\,t + 0{,}00024389\,t^2$
Zinn	$= 30{,}837 - 0{,}127726\,t + 0{,}00023733\,t^2$
Messing	$= 29{,}332 - 0{,}051685\,t + 0{,}000061316\,t^2$
Eisen	$= 17{,}741 - 0{,}083736\,t + 0{,}00015020\,t^2$
Blei	$= 14{,}620 - 0{,}060819\,t + 0{,}000107578\,t^2$
Platin	$= 14{,}165 - 0{,}038899\,t + 0{,}00006586\,t^2$

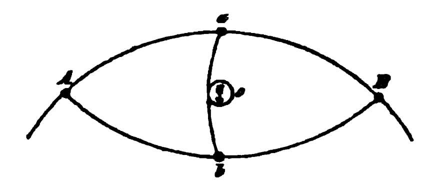
Die Werthe der Leitungswiderstände für Lösungen von Kupfer- und Zinksalzen ändern sich nach meinen Versuchen [38]) für die verschiedenen Temperaturen auf folgende Weise: Es sollen für jede einzelne Flüssigkeit die Werthe des Leitungswiderstandes bei 0° = 1 gesetzt werden; dann sind dieselben bei andern Graden nach der hundertfältigen Skala:

	bei	bei	bei
Für concentrirte Lösung von	11,9°	31°,0	66,4°
schwefelsaurem Kupferoxyd	0,65	0,42	0,28
Für verdünnte Lösung desselben	11°,0	25°	67,4°
den Salzes	0,66	0,46	0,31
Für concentrirte Lösung von	11,5	25°,0	67,2°
salpetersaurem Kupferoxyd	0,67	0,45	0,34
Für concentrirte Lösung von	9,8°	27,4°	67,4°
schwefelsaurem Zinkoxyd	0,66	0,42	0,17
Für eine verdünntere Lösung	11°,1	28,8	65°,1
desselben Salzes	0,67	0,43	0,27

Ob außer diesen Widerständen, welche die verschiedenen Theile der Kette in ihrer ganzen Länge darbieten, auch noch ein sogenannter Übergangswiderstand, ein Widerstand bei dem Übergange des galvanischen Stromes aus einer Substanz in eine davon stofflich verschiedene, namentlich bei dem Übergange aus einem festen Leiter in einen flüssigen und aus einem flüssigen in einen festen, vorhanden ist, läßt sich nicht mit völliger Bestimmtheit entscheiden. Die Schwächung der Intensität des Stromes, welche man früher diesem Übergangswiderstande zuschreiben zu müssen glaubte, betrachtet man jetzt als eine Wirkung der schon oben besprochenen Polarisation der in die Flüssigkeiten eingetauchten Metallflächen, wodurch eine elektromotorische Gegenkraft entsteht; indessen könnte doch noch ein Theil dieser Schwächung des Stromes von einem Übergangswiderstande herrühren, indem beide, der Übergangswiderstand und die Polarisation, wenn man die Stärke der Polarisation der Intensität des Stromes proportional setzt, bei der Einführung in die Berechnung der Stromintensität zu derselben Formel führen.

Die Bestimmung des Widerstandes kann auf zweierlei Weise geschehen, indem man erstens den Widerstand ganz allein, oder indem man den Widerstand zugleich mit der elektromotorischen Kraft der Kette bestimmt. Das erste Verfahren läßt sich ausführen durch ein Differentialgalvanometer [39]); wenn ein galvanischer Strom zwischen den beiden Drähten dieses Instruments sich theilt, aber den einen Draht grade in entgegengesetzter Richtung durchläuft als den andern, so wird die Magnetnadel innerhalb der Drahtwindungen in Ruhe bleiben, wenn der Widerstand in den beiden aus gleicher Anzahl auf gleiche Weise angeordneter Windungen bestehenden Drähten derselbe ist. Wird nun in den einen Draht ein Körper eingeschaltet, so wird beim Schließen der Kette die Nadel im Sinne des andern in seinem Widerstande nicht vermehrten Drahtes abgelenkt werden; die Nadel bei der Schließung der Kette auf dem Nullpunkte zu erhalten, bedarf es der Einschaltung eines gleich großen Widerstandes auch in den zweiten Draht. Gewöhnlich drückt man den Widerstand eines Körpers durch die Vergleichung mit dem Widerstande eines Metalldrahtes, z. B. eines Kupferdrahtes von bestimmter Dicke und Länge, aus.

Auch ohne Differentialgalvanometer läßt sich mit einem gewöhnlichen Galvanometer derselbe Zweck erreichen. Es seien in beistehender Figur die beiden Enden der gal-



vanischen Kette A und B, die beiden Enden des Multiplicators, welcher in der Figur mit c bezeichnet ist, a und b. Man verbinde durch Leiter A mit a und B mit b, und zugleich durch Leiter A mit b und B mit a. Es werden dann in die Multiplicatorwindungen des Galvanometers zwei Ströme von entgegengesetzter Richtung eintreten; der eine z. B. in der Richtung AabBA, der zweite dann in der Richtung AbaBA. Der Ausschlag des Multiplicators hängt nun davon ab, welcher der beiden Ströme am stärksten wirkt. Wenn beide Ströme gleich sein sollen, die Nadel innerhalb des Multiplicators also wegen ihrer völligen Aufhebung in Ruhe bleiben soll, so müssen die Drähte Aa und Ab genau soviel Widerstand darbieten, als die Drähte Bb und Ba. Wenn also z. B. der Draht Ba dem Drahte Aa hinsichtlich seines Widerstandes bei der Zusammenstellung Anfangs schon gleich genommen worden ist, und man schaltet den Körper, dessen Widerstand gemessen werden soll, als Verbindungsdraht Ab ein, während der Kupferdraht, welcher als Maß des Widerstandes dienen soll, in Bb eingeschaltet wird, und verändert die Länge dieses letztern so lange, bis die Nadel des Galvanometers in Ruhe bleibt, so ist die in Bb eingeschaltete Länge Kupferdraht ein Maß für den Widerstand des in Ab eingeschalteten Körpers. Wenn nur ge-

37) Pogg. Annal. 45, 105. 38) Pogg. Annal. 69, 255.

39) s. d. Art. Galvanometer.

ringe Widerstände zu bestimmen sind, so hat Kirchhoff [40]) die eben angeführte Methode vortheilhaft so abgeändert, daß er nicht den Widerstand in Aa und Ba gleich macht, sondern den Widerstand in Aa sehr klein, in aB dagegen sehr groß nimmt (beide müssen genau bekannt sein, was bei Anwendung verschiedener Längen derselben Drahtsorte keine Schwierigkeit hat), und den Körper, dessen Widerstand untersucht werden soll, als Ab einschaltet. Durch Änderung der Längen eines in bB eingeschalteten Drahtes von bekanntem Widerstande bringt man es nun dahin, daß das mit seinen Enden in a und b eingeschaltete Galvanometer keinen Strom anzeigt. Dann verhält sich, wie nachher gezeigt werden soll, Aa : aB = Ab : bB, wenn diese Größen Aa, aB, Ab und bB ꝛc. die Widerstände der in ihnen enthaltenen Leiter vorstellen. Man sieht leicht, daß die Bestimmung des Widerstandes von Ab sich mit Genauigkeit wird durchführen lassen, weil eine geringe Änderung von Ab bei der getroffenen Anordnung eine große Änderung in der Länge des zur Messung dienenden Drahtes bB hervorbringt, vorausgesetzt, daß das Verhältniß der Widerstände in Aa und Ba mit hinlänglicher Genauigkeit bekannt ist.

Man kann auch, obwol im Allgemeinen mit geringerer Genauigkeit, den Körper, dessen Widerstand untersucht werden soll, in den Kreis einer constanten Kette einschalten, und die dadurch entstandene Schwächung derselben an einem gleichzeitig in die Kette aufgenommenen Galvanometer beobachten; darauf diesen Körper aus der Kette entfernen, und an seiner Stelle einen Draht, dessen Widerstand bekannt ist, oder als Einheit angenommen wird, einschalten, und seine Länge soweit abändern, bis die constante Kette durch diese Drahtlänge genau dieselbe Schwächung erfahren hat, als durch den zuerst eingeschalteten Körper; der eingeschaltete Draht und der vorher eingeschaltete Körper haben dann denselben Widerstand.

Mit Hilfe des Ohm'schen Gesetzes lassen sich durch auf zweckmäßige Weise angeordnete Messungen zu gleicher Zeit die Widerstände, welche sich in der ursprünglichen Kette schon befinden, oder noch hinzugefügt werden, und die elektromotorische Kraft der Kette selbst bestimmen. Es bedeute A die elektromotorische Kraft der Kette; r den Widerstand, welcher in einer constanten Kette von Hause aus vorhanden ist, also den Widerstand in den Flüssigkeiten und den metallischen Leitern. Die Intensität des Stromes bei diesem Widerstande r gemessen durch ein dazu taugliches Galvanometer sei I, so ist nach dem Ohm'schen Gesetze

$$I = \frac{A}{r}.$$

Wird jetzt in der Kette ein Draht von bekanntem Widerstande r' eingeschaltet, so wird die Intensität verringert, indem der Widerstand der Kette von r auf r + r' erhöht ist; sie sei gemessen mit demselben Instrumente I'. Dann ist wieder nach dem Ohm'schen Gesetz

$$I' = \frac{A}{r + r'}.$$

40) Pogg. Annal. 64, 512.

Die erste Gleichung gibt A = rI, die zweite A = I'(r + r'). Wird hieraus A eliminirt, so folgt

$$r = \frac{I'r'}{I - I'}.$$

Ist r auf diese Weise gefunden, so liefert die Gleichung A = rI sofort den Werth der elektromotorischen Kraft A.

Handelt es sich nun um die Bestimmung des Leitungswiderstandes r'' eines gegebenen Körpers, so schaltet man in die auf die eben beschriebene Weise behandelte constante Kette diesen Körper ein, und mißt die Intensität I'' des Stromes, welcher jetzt bei einem Widerstande r + r'' stattfindet. Es ist dann wieder

$$I'' = \frac{A}{r + r''}.$$

Nun ist I'', A und r bekannt, also ergibt sich

$$r'' = \frac{A - I''r}{I''}.$$

Bei dem so eben erwähnten Verfahren wird durchaus eine Vorrichtung erfodert, welche mit Genauigkeit die Intensität der elektrischen Ströme zu messen erlaubt. Wheatstone [41]) hat mehre Methoden angegeben, wie man auch unter Anwendung eines gewöhnlichen Multiplicators, für welche man das Verhältniß des Ausschlags zu der Intensität des Stromes nicht zu kennen braucht, wenn er nur sonst eine genaue Ablesung gestattet, die Messung der elektromotorischen Kraft und des in der Kette vorhandenen (durch die nöthigen Drahtverbindungen und die zur Messung eingeschaltete Vorrichtung durchaus gefoderten) Widerstandes bewerkstelligen kann.

Um das Verhältniß der elektromotorischen Kräfte a und α, zweier constanten Ketten, deren Widerstände ebenfalls nicht bekannt sind, zu bestimmen, schalte man Drahtlängen ein, sodaß die Ströme beider Ketten in demselben Galvanometer denselben Ausschlag der Magnetnadel erzeugen, z. B. beide 40°. Die bei dieser Intensität (sie heiße I) in den beiden Ketten vorhandenen Widerstände seien r und ρ, so ist nach dem Ohm'schen Gesetze

für die eine Kette $I = \frac{a}{r}$, und

für die andere $I = \frac{\alpha}{\rho}$.

Man schalte nun in jede Kette soviel Draht von einem bekannten Widerstande ein, daß die beiden Ströme um gleichviel geschwächt werden, daß also z. B. die Nadel des Galvanometers in beiden Fällen von 40° auf 35° zurückgeht; die zur Erlangung dieser Intensität I' in den beiden verschiedenen Ketten hinzugefügten Widerstände [42]) seien r' und ρ', so ist

41) Pogg. Annal. 62, 517. 42) Diese Drahteinschaltungen machen sich bequem mittels auf Walzen aufgewundener Drähte, sodaß durch Ab- und Aufwickeln mehr oder weniger Draht als Widerstand in die Kette eintritt. Die Widerstände sind dann einfach der Länge der in die Kette aufgenommenen Drahtlängen proportional. Eine solche Vorrichtung hat Wheatstone unter dem Namen Rheostat (Pogg. Annal. 62, 509), und Jacobi unter dem Namen Voltagometer (Pogg. Annal. 54, 340) construirt.

für die eine Kette $I' = \frac{a}{r+r'}$,

für die andere Kette $I' = \frac{\alpha}{\varrho+\varrho'}$.

Aus diesen Gleichungen folgt nun $\frac{a}{r} = \frac{\alpha}{\varrho}$, und

$$\frac{a}{r+r'} = \frac{\alpha}{\varrho+\varrho'}.$$

Hieraus ergibt sich aber $\frac{a}{r'} = \frac{\alpha}{\varrho'}$, oder $a : \alpha = r' : \varrho'$, d. h. die elektromotorischen Kräfte der beiden Ketten verhalten sich wie die zur Erlangung gleicher Verminderung der gleich starken Ströme eingeschalteten Widerstände.

Die elektromotorische Kraft inconstanter Ketten, z. B. einer Kette aus Kupfer und Zink in verdünnter Schwefelsäure, deren Wirkungen eben durch den in Folge des Stromes selbst eintretenden Polarisationszustand geschwächt werden, läßt sich nach der angeführten Methode nicht bestimmen. Poggendorf bestimmt sie auf die Weise, daß er diese inconstante Kette als eine Nebenschließung in den Kreis einer constanten, z. B. Grove'schen, Kette einschließt, und dann den Schließungsdraht der constanten Kette so lange abändert, bis in dem Verbindungsdrahte der inconstanten Kette kein Strom circulirt, was durch ein in diesen Draht eingefügtes Galvanometer gemessen wird. Sind die elektromotorischen Kräfte und die Widerstände in der constanten Kette und ihrem Schließungsdrahte bekannt, so läßt sich daraus die elektromotorische Kraft der inconstanten Kette berechnen [43]).

In dem Bisherigen sind die Widerstände und die elektromotorischen Kräfte in ganz willkürlichen Einheiten ausgedrückt. Für die Einheit des Widerstandes kann man z. B. den Widerstand nehmen, welchen ein Meter chemisch reiner ausgeglühter Silberdraht, von der Dicke eines Millimeters dem elektrischen Strome entgegensetzt; die Widerstände aller übrigen Körper werden dann auf diese Einheit zurückgeführt, und die für den Widerstand eines Körpers gefundenen Zahlen geben also an, wie viel Fuß des erwähnten Silberdrahtes man einzuschalten hat, um den Strom durch diese Einschaltung ebenso sehr zu schwächen, als durch die Einschaltung des Körpers. Die für die Größe der elektromotorischen Kraft gefundene Zahl hängt aber nicht allein von der willkürlich angenommenen Größe des Widerstandsmaßes, sie hängt zugleich auch von dem zur Messung angewandten galvanometrischen Apparate ab.

Für die Vereinfachung physikalischer Untersuchungen ist es aber wichtig, daß man für die verschiedenen zu messenden Größen nicht mehr besondere von einander unabhängige Maße einführt, als schlechterdings nothwendig sind. In der Mechanik sind Maße für die Linie, die Zeit und die Maße festgesetzt, und auf diese werden alle übrigen zu messenden Größen, wie Geschwindigkeit, Trägheitsmomente, Drehungsmomente, Ruheffecte u. s. w., zurückgeführt. Solche Maße heißen absolute Maße. Es ist nun auch möglich auf diese in der Mechanik schon eingeführten Maße die Maße für die Intensität des elektrischen Stromes, für die elektromotorische Kraft und den Widerstand zurückzuführen, also sogenannte absolute Maße für dieselben zu erhalten, ebenso wie durch Gauß schon früher die Intensität des Magnetismus auf solche absolute Maße zurückgeführt worden ist. W. Weber hat in seinen so eben erschienenen elektrodynamischen Maßbestimmungen, insbesondere Widerstandsmessungen (aus den Abhandlungen der königl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften. I.) eine Zurückführung der obigen Größen auf jene Maße genauer erörtert. Es muß hier genügen, im Allgemeinen anzugeben, wie er die absoluten Maße festsetzt; hinsichtlich der Ausführung solcher absoluten Messungen muß auf die eben erwähnte Abhandlung selbst verwiesen werden.

Es heißt in dieser Abhandlung S. 218: „Das Maß für den Stabmagnetismus ist nämlich (nach dem absoluten Maße) der Magnetismus eines solchen Stabes, welcher, — wenn er aus großer Entfernung R auf einen andern gleich stark magnetischen Stab wirkt, dessen magnetische Axe derjenigen Geraden parallel ist, welche die Mittelpunkte beider Magnete verbindet, während seine magnetische Axe dagegen senkrecht ist, — ein Drehungsmoment ausübt, welches sich zum absoluten Maße des Drehungsmomentes wie $1 : R^3$ verhält.

Das Maß für den Erdmagnetismus (für die Stärke der erdmagnetischen Kraft) an irgend einem Orte ist eben darnach das nach absolutem Maße ausgedrückte Drehungsmoment, welches der Erdmagnetismus auf einen an diesem Orte befindlichen Magnetstab ausübt, wenn letzterer das absolute Maß Magnetismus enthält, und seine magnetische Axe mit der Richtung des Erdmagnetismus an diesem Ort einen rechten Winkel macht.

Das Maß für die Stromintensitäten (nach absolutem Maße) ist die Intensität desjenigen Stromes, welcher, wenn er eine Ebene von der Größe des Flächenmaßes umläuft, nach den elektromagnetischen Gesetzen die nämlichen Wirkungen in die Ferne ausübt, wie ein Magnetstab, welcher das vorher definirte Maß des Magnetismus enthält.

Das Maß für die elektromotorischen Kräfte ist diejenige elektromotorische Kraft, welche von dem vorher definirten Maße des Erdmagnetismus auf eine geschlossene Kette ausgeübt wird, wenn letztere so gedrehet wird, daß die von ihrer Projection auf eine gegen die Richtung des Erdmagnetismus senkrechten Ebene begrenzte Fläche während des Zeitmaßes um das Flächenmaß zunimmt oder abnimmt.

Das Maß für den Widerstand ist der Widerstand einer solchen geschlossenen Kette, in welcher durch das vorher definirte Maß der elektromotorischen Kraft das vorher definirte Maß der Stromintensität hervorgebracht wird."

Bei der bisherigen Festsetzung sind die Maße für die Intensität und die elektromotorische Kraft durch Vermittelung der magnetischen Maße auf die drei Grundmaße der Mechanik zurückgeführt; es läßt sich eine solche Zurückführung auf absolutem Maße aber auch selbständig, ohne Vermittelung der magnetischen Maße durchführen,

43) Pogg. Annal. 54, 161.

wie Weber dies in der oben citirten Abhandlung S. 261 und 263 nachweist.

Das von Ohm aufgestellte Gesetz lehrt übrigens nicht blos die Beziehungen, welche zwischen den Werthen der einzelnen Größen bei der einfachen galvanischen Kette vorkommen, es lehrt auch alle die in Frage kommenden Größen in der zusammengesetzten Kette finden. Sind z. B. n gleiche Elemente gegeben, deren jedes die elektromotorische Kraft A und den Widerstand r besitzt, und es werden diese Elemente zu einer Voltaischen Säule zusammengestellt und unter Hinzufügung eines Leitungsdrahtes von dem Widerstande r' geschlossen, so zeigt der Strom dieser Kette eine Intensität I, welche analog wie früher erhalten wird, wenn man die Summe aller elektromotorischen Kräfte (im vorliegenden Falle nA) durch die Summe aller Widerstände (also hier nr + r') dividirt; es ist

$$I = \frac{nA}{nr + r'}.$$

Aufgaben, welche gestellt werden, z. B. wie viel Elemente muß man aus zwei gegebenen Metallflächen, Zink und Kupfer, bilden, um bei gegebenem Widerstande den möglichst stärksten Strom zu erhalten, lassen sich durch bloße mathematische Entwickelung aus dem Ohm'schen Gesetze ableiten [44]). Im Allgemeinen leuchtet wol aus der letzten Formel sofort ein, daß man bei gegebenem geringen Widerstande wenige, aber große Elemente, bei gegebenem bedeutenden Widerstande aber zahlreiche kleinere Elemente zu bilden hat.

Wenn einem galvanischen Strome zwei Wege zu gleicher Zeit eröffnet werden, so theilt er sich zwischen denselben im umgekehrten Verhältnisse des Widerstandes, welche beide Wege ihm darbieten. Es haben die Behandlungen solcher Fälle keine Schwierigkeit, da sie ohne Weiteres sich durch die Benutzung des Ohm'schen Gesetzes berechnen lassen. Dasselbe gilt aber auch von dem Falle, wo mehr als zwei Wege eröffnet werden, oder wo einer der Wege sich nochmals theilt, und die Intensitäten der diese getheilten Wege durchfließenden Ströme gefunden werden sollen [45]). Am einfachsten erhält man die Stärke des in den verschiedenen Zweigbahnen circulirenden elektrischen Stromes durch zwei von Kirchhoff [46]) aufgestellte Sätze, von denen der erstere von selbst einleuchtet und der zweite sich ohne Schwierigkeit aus dem von Ohm aufgestellten Principe herleiten läßt. Wird nämlich ein System von Drähten, die auf eine ganz beliebige Weise mit einander verbunden sind, von galvanischen Strömen durchflossen, so ist:

1) wenn die Drähte 1, 2 ... m in einem Punkte zusammenstoßen,

$$I_1 + I_2 + I_3 \ldots + I_m = 0$$

wo I_1, I_2 u. s. w. die Intensitäten der Ströme bezeichnen, welche jene Drähte durchfließen, alle nach dem Berührungspunkte zu als positiv genommen;

2) wenn die Drähte 1, 2 ... n eine geschlossene Figur bilden, $I_1 r_1 + I_2 r_2 + I_n r_n =$ der Summe aller elektromotorischen Kräfte, welche sich auf dem Wege 1, 2 ... n befinden, wo r_1, r_2 ... die Widerstände der Drähte, I_1, I_2 ... die Intensität der Ströme bezeichnen, von welchen diese Drähte durchflossen werden, alle nach einer Richtung als positiv gerechnet.

Befindet sich daher in der geschlossenen Figur keine elektromotorische Kraft, so ist die Summe

$$I_1 r_1 + I_2 r_2 \ldots + I_n r_n = 0.$$

In dem oben S. 255 vorkommenden Falle erhält man durch Anwendung des ersten Satzes auf die Verbindung bei a und b zwei Gleichungen, und ebenso durch Anwendung des zweiten Satzes auf die beiden geschlossenen Figuren Aab und Bab zwei Gleichungen. Setzt man die Intensität in den Leiter ab = o, so erhält man sofort die für diese Annahme nothwendigen Verhältnisse zwischen den vier Leitungswiderständen in Aa, aB, Ab und bB.

Von den durch Ohm aufgestellten Principien ausgehend, hat ferner Kirchhoff den Durchgang eines galvanischen Stromes durch eine Ebene mit Hilfe der mathematischen Analyse genauer verfolgt [47]). Smaasen hat dann die Aufgabe der Vertheilung des Stromes in einem Körper bearbeitet [48]). Ähnliche Arbeiten hat auch Ridolfi [49]) unternommen.

Bei dem Durchgange eines starken elektrischen Stromes durch einen Leiter wird in diesem letztern Wärme erzeugt. Wenn eine und dieselbe Elektricitätsmenge in einer gleichen Zeit durch verschiedene Leiter hindurchgeht, so ist nach Joule [50]) die erzeugte Wärmemenge stets dem Widerstande des Leiters proportional. Bei Anwendung verschiedenen starker elektrischer Ströme erhielt Joule das Gesetz, daß die erzeugten Wärmemengen sich verhalten wie die Quadrate der Intensitäten der angewandten elektrischen Ströme. Joule leitete bei diesen Messungen den elektrischen Strom durch einen Draht, welcher in einer Spirale um das Gefäß eines empfindlichen Thermometers gewunden war, und mit diesem in ein Glas mit Wasser gestellt wurde. Das Thermometer zeigte dann die Erwärmung des Wassers, welche der Strom im Drahte während der Zeit einer Stunde erzeugt hatte. Lenz [51]) wandte bei seinen Untersuchungen über dieselben Verhältnisse einen ähnlichen Apparat an. Der Stöpsel eines Glases wurde auf einem Bretchen befestigt, und zwei Mal durchbohrt zur Aufnahme von Platindrähten, an deren hervorstehenden Enden die Enden einer aus dem zu untersuchenden Drahte gewundenen Spirale befestigt werden konnten. Wurde das Glas auf den Stöpsel gesetzt, so befand sich die Drahtspirale im Innern des Glases, und die durch den Stöpsel hindurchgehenden Platindrähte dienten zur Zuleitung des

44) Lenz und Jacobi. Pogg. Annal. 47. S. 225 fg. Plücker in Crelle's Journal 35, 93. 45) Poggendorff in seinen Annal. 54, 172; 55, 511. Lenz im Bull. phys. math. de St. Pétersb. III, 67. 46) Pogg. Annal. 64, 512.

47) Pogg. Annal. 64, 497; 67, 344. 48) Pogg. Annal. 69, 161; 72, 435. Fortschritte der Physik. (Berlin 1846.) S. 483; für 1847. S. 450. 49) Il Cimento. An. V. Fascic. Maggio-Giugno. 50) Phil. Mag. 19, 260. 51) Pogg. Annal. 71, 18.

Stromes zu der Spirale. Der nach Oben gewendete Boden des Glases war zur Aufnahme eines Korkes, in welchem ein Thermometer eingesetzt war, durchbohrt. In das Glas brachte Lenz nicht Wasser, sondern Alkohol von 85 p. C., indem bei Anwendung des Wassers zwischen den einzelnen Windungen der Drahtspirale stets Gasblasen erschienen, was auf ein Übergehen des Stromes von einer Windung durch die Flüssigkeit zur nächsten hinwies. Der Apparat wurde nach dem Eintritte des elektrischen Stromes bewegt, um Temperaturdifferenzen auszugleichen, und mit einem Chronometer das Steigen des Thermometers beobachtet. Der Strom wurde dabei durch Änderung des Widerstandes constant erhalten, der Widerstand der Drahtspirale durch Einschalten und Ausschalten derselben aus der Kette bestimmt, und um den Einfluß der umgebenden Luft auszuschließen, die Erwärmung der Flüssigkeit soweit fortgesetzt, bis ihre Temperatur ebenso weit über die der umgebenden Luft gestiegen, als sie zu Anfange des Versuchs unter derselben gewesen war. Die Menge des jedes Mal angewandten Alkohols wurde durch das Gewicht bestimmt. Lenz bestätigte durch solche Versuche die schon von Joule aufgestellten Gesetze [52]).

Auch beim Durchleiten des elektrischen Stromes durch Flüssigkeiten fand Joule [53]) das Gesetz hinlänglich bestätigt, daß sich die entwickelten Wärmemengen wie die Widerstände verhalten. Es müssen dann aber für die Vorgänge in der Flüssigkeit, welche Wärmeänderungen veranlassen können, die nöthigen Correctionen angebracht werden. So brachte z. B. eine Daniell'sche Kette durch die Abscheidung des Kupferoxydes von der Säure eine bedeutende Kälteerregung hervor.

Als Grove einen Platindraht in eine Röhre aus Sauerstoff und einen zweiten gleichen in eine Röhre mit Wasserstoff einschloß, jede Röhre mit einer gleichen Gewichtsmenge Wasser umgab, und durch beide gleichzeitig denselben Strom leitete, so wurde das den Wasserstoff umgebende Wasser weniger erwärmt als das andere; der Platindraht im Sauerstoff glühte weiß, während der andere im Wasserstoff nicht sichtbar glühte. Es hängt also die Erwärmung der Drähte auch auf eine noch unerklärte Weise mit der Gasart zusammen, in welcher sie sich befinden. Wenn ein Draht im Wasserstoff weniger erwärmt wird, so kann dies, wie aus dem vorstehenden Versuche hervorgeht, nicht durch die Fortführung der Wärme vom Drahte durch den leicht beweglichen Wasserstoff geschehen sein.

Schon Bunsen [54]), Örstedt [55]) und Murray [56]) haben beobachtet, daß die Wärmeerregung an der Seite des positiven Poles größer ist, als an der Seite des negativen. Als Gassiot [57]) die aus Kupfer bestehenden Poldrähte einer kräftigen Säule so übers Kreuz hielt, daß ihre nächsten Punkte ⅙ Zoll von einander entfernt waren, die Enden selbst aber noch ungefähr zwei Zoll über diese Punkte hinausragten, so war der positive Draht nach einer halben Minute rothglühend, dann wurde er weißglühend und bog sich durch sein eigenes Gewicht. Die höhere Temperatur des positiven Poles bestätigende Versuche sind auch ausgeführt von Daniell [58]) und Hare [59]). Nach Grove [60]) soll der Unterschied in der Wärme der beiden Pole nur in oxydirenden Gasarten und besonders bei oxydirbaren Metallen beträchtlich sein; im Wasserstoff, Stickstoff und dem leeren Raume der Luftpumpe beobachtete er keinen Unterschied in der Erhitzung; in der Luft zeigten aber selbst Platindrähte noch an der positiven Seite eine größere Temperaturerhöhung, was Grove als einen Beweis für eine geringe Oxydirbarkeit des Platins ansieht [61]). Nach Walker [62]) ist auch die Temperatur in der Nähe des positiven Poles in einer Flüssigkeit höher als am andern Pole. Faraday [63]) fand in der Erwärmung der Poldrähte bei der Umkehrung der Richtung des Stromes keinen Unterschied in den Temperaturen derselben, und schreibt die verschiedene Erwärmung nicht der verschiedenen Polarität [64]), sondern andern Umständen zu [65]). Als Tyrtov [66]) die beiden Enden einer Säule mit zwei Quecksilbergefäßen verband, und diese Verbindung zwischen den beiden Gefäßen mittels eines Drahtes dadurch herstellte, daß er das eine Drahtende zuerst in das mit dem positiven Pole verbundene Quecksilbergefäß einsetzte, und dann mit dem andern Ende das Quecksilber des andern Gefäßes berührte, so wurde das letztere Ende glühend und schmolz zu einer Kugel; als er aber umgekehrt das eine Ende des Drahtes zuerst in das mit dem negativen Pol in Verbindung stehende Quecksilbergefäß einsetzte, und dann mit dem zweiten Ende das Quecksilber des andern positiven Gefäßes berührte, so erschien ein bläulicher Funken, der Draht kam nicht ins Glühen, das Quecksilber verdunstete aber stärker. Reef [67]) glaubt, daß dem negativen Pole vorzugsweise das Licht zukomme, während dem positiven vorzugsweise die Wärme angehöre. Fizeau und Foucault [68]) bemerkten, daß dünne als Poldrähte einer starken Säule zur Zersetzung in die Flüssigkeit eingetauchte Platindrähte nicht glühten, daß aber die an ihnen, besonders aber am negativen Pole sich entwickelnden Gase leuchteten, und daß mit dem Zunehmen des Leuchtens der Strom abnahm.

Wenn eine aus vielen Elementen bestehende galvanische Kette an einer Stelle so unterbrochen wird, daß die Entfernung der beiden Enden nur langsam zunimmt, so bildet sich an dieser Stelle ein sehr intensiver Lichtbogen. Davy gelang es zuerst mit seiner mächtigen Batterie

52) Versuche von E. Becquerel über die Erwärmung der Leiter durch den galvanischen Strom in Annal. de Ch. et Phys. 3me Sér. 9, 21; Versuch von Botto in Archiv. de l'Electr. V, 353. 53) Philos. Mag. 19, 260. 54) Sill. Am. J. 25, 149. 55) Schweigg. Journ. 5, 407. 56) Edinb. phys. Journ. 57. 57) Pogg. Annal. 46, 330.

58) Philos. Transact. 1839. 93. 59) Archiv. de l'Elect. III, 665. 60) Phil. Mag. 16, 478. 61) Wenn er zwei Platinspitzen zur Erzeugung der Feuererscheinung anwandte, so fand er, daß dabei soviel Sauerstoff absorbirt wurde, als derselbe Strom in derselben Zeit durch chemische Zersetzung des Wassers entwickelt hatte. 62) Pogg. Annal. 65, 62. 63) Ebenda 48. 64) Archiv. de l'Elect. I, 575. 65) Zantedechi's Versuche über die Erwärmung eines in die Poldrähte eingeschalteten Breguet'schen Thermometers bei gegenüber gestellter Spitze und Platte von Kohlen in Raccolt. fis. chim. Ital. I, 325. 66) Poggend. Annal. 70, 85. 67) Pogg. Annal. 66, 414. 68) Annal. de ch. et de phys. 3me Sér. II, 383.

einen solchen Lichtbogen zwischen Kohlenspitzen zu erhalten. Nach de la Rive[69]) entsteht derselbe aber nicht blos leicht und stark, wenn die von einander sich entfernenden Enden Kohlenspitzen sind, sondern auch, wenn beide oder wenigstens das positive Ende aus einer lockern Substanz (Platinschwamm, in einer Glasröhre festgestampftem reducirtem Kupfer) bestehen. Wenn beide Pole aus demselben Metalle gebildet waren, so fand derselbe[70]) den Bogen wenigstens zwei Mal länger, wenn der negative Pol eine Platte und der positive eine Spitze war, als bei der umgekehrten Anordnung. Bei Anwendung von Polen aus Silber, Kupfer, Eisen oder Kohle war seine Länge beträchtlicher, als bei Anwendung von Platin. Wenn ein Galvanometer sich in dem Strome befand, so zeigte die Nadel desselben in dem Augenblicke, wo durch allmälig vermehrte Entfernung der Pole der Lichtbogen erlosch, stets denselben Ausschlag; der Bogen kann also nur bis zu einer bestimmten Intensität des Stromes bestehen. Es findet in dem Lichtbogen eine Fortführung der glühenden Theilchen, besonders von dem positiven nach dem negativen Pole, statt. Wurde der positive Pol aus einer Platte gebildet, welcher als negativer Pol einer Spitze gegenüberstand, so fand de la Rive in der Platte eine Aushöhlung. Van Breda[71]) glaubt, beide Pole schleuderten während des Bestehens des Lichtbogens Theilchen aus; einige geriethen zufällig zu dem andern Pole, während die meisten herabfielen. Er gibt sogar den durch die Bildung des Bogens erzeugten Gewichtsverlust des negativen Poles größer an als den des positiven. Grove[72]) führt als Bedingungen eines großen Lichtbogens leichte Oxydation, Flüchtigkeit und Losreißbarkeit der einzelnen Theilchen an.

Wenn die Anzahl der Elemente sehr groß ist, so ist zur Erzeugung des Lichtbogens eine Berührung der Enddrähte nicht nöthig, es genügt die Annäherung. Bei einer geringern Anzahl kann man den Lichtbogen dadurch zwischen den genäherten Spitzen entstehen lassen, daß man nach der Angabe von Herschel den Funken einer leydener Flasche überschlagen läßt.

Schon Davy hatte die Einwirkung eines Magnets auf den Lichtbogen beobachtet; bestätigt wird dieselbe durch die Versuche von de la Rive, Sturgeon[73]), Gassiot, Walker und Casselmann. Als Walker[74]) den negativen Poldraht einer Säule aus 160 Elementen auf das Nordende eines starken Hufeisenmagnets drückte und dem positiven Pole den Magnet bis auf Schlagweite näherte, so erschien eine glänzende kreisförmige Flamme, welche in dem Sinne eines Uhrzeigers rotirte. Die Umkehrung des elektrischen Stromes verwandelte diese Drehung in die entgegengesetzte. Als Casselmann durch zahlreiche Kohlenelemente einen Lichtbogen bildete, so zeigte der Bogen stets eine Wölbung nach Oben, aber der höchste Punkt lag niemals in der durch seine beiden Endpunkte gelegten Verticalebene, sondern war durch den Erdmagnetismus, nach den elektromagnetischen Gesetzen, abgelenkt. Ebenso erfuhr der Bogen durch die Annäherung von Magnetstäben Anziehungen wie jeder andere Leiter, welcher einen elektrischen Strom führte. Nach den Beobachtungen de la Rive's[75]) erlosch der Lichtbogen, wenn die Pole aus Spitzen von weichem Eisen bestanden, sobald diese Spitzen durch einen angenäherten Magnet oder eine magnetisirende Spirale magnetisch gemacht wurden. Dauerte der magnetische Zustand nicht sehr lange, sodaß die Eisenspitzen sich nicht zu sehr abkühlen konnten, so trat der Lichtbogen nach Beseitigung der Magnetisirung sogleich wieder ein; wurde der Magnetismus erhalten, so konnte nur durch größere Annäherung der Pole der Lichtbogen wieder hergestellt werden, erschien aber jetzt als eine Reihe von Funken, während er sonst, bei nicht vorhandenem Magnetismus als ein Strom geschmolzener Eisentheilchen sich darstellte. Als de la Rive eine mit dem positiven Pole in Verbindung stehende Platinplatte auf den zu bildenden positiven Pol eines starken hufeisenförmigen Elektromagnetes setzte, und derselben eine negative Platinspitze gegenüber gestellt wurde, sodaß ein Lichtbogen entstand, so ließ sich als der Elektromagnet in Thätigkeit gesetzt wurde, ein scharfer, zischender Ton hören, und die Spitze mußte, wenn der Bogen fortbestehen sollte, der Platte mehr genähert werden. Wurde die Platte mit dem negativen Pole verbunden, so stellte sich der Bogen schief und wurde häufig unter einem starken knallenden Geräusche wie bei der Entladung einer leydener Flasche unterbrochen. Auf Silber- und Kupferplatten, welche statt der Platinplatte gedient hatten, zeigten sich eigenthümliche Zeichnungen.

Das Licht, welches dieser Bogen ausstrahlt, ist sehr intensiv. Messungen darüber sind von Bunsen[76]), Casselmann[77]), Fizeau und Foucault[78]) gemacht worden. Das Maximum der Lichtintensität fällt mit dem Minimum in der Länge des Bogens zusammen. Die stärkste Lichtentwickelung geht von den zwei ⅓ bis ¼ Quadratlinien großen kreisförmig glühenden Anfangspunkten des Bogens aus.

Außer denjenigen Erscheinungen, welche die Elektricität bei ihrer Bewegung im galvanischen Strom unmittelbar auf diejenigen Körper ausübt, welche von ihr durchflossen werden, äußert dieselbe auch noch ihre Wirkungen in die Ferne. Ihre Wirkung in die Ferne kann aber wieder auf zweierlei Weise sichtbar werden, indem entweder nur die Wirkung der bewegten Elektricität auf die ruhende oder auch bewegte Elektricität eines andern geschlossenen Kreises hervortritt, oder indem diese Wirkung, welche von Seiten der bewegten Elektricität auf die bewegte Elektricität des andern Kreises ausgeübt wird, durch den Widerstand, welchen der ponderabele Leiter der freien Bewegung der Elektricität entgegensetzt, an diesen ponderabeln Leiter selbst übertragen wird. Daß ein solcher Widerstand vorhanden, geht auch daraus hervor, daß ein elektrischer Strom, also eine Bewegung der Elektricität in einer einmal eingeschlagenen Richtung ohne weitern neuen Antrieb

69) Pogg. Annal. 54, 56; 60, 383. 70) Compt. rend. 22, 690. 71) Pogg. Annal. 70, 326. 72) Phil. mag. 16, 478. 73) Pogg. Annal. 49, 122. 74) Pogg. Annal. 54, 514.

75) Compt. rend. 22, 690, und Pogg. Annal. 76, 270. 76) Pogg. Annal. 60, 403, wo er auch das dabei angewandte Photometer beschreibt. 77) Pogg. Annal. 63, 576. 78) Pogg. Annal. 63, 460.

Stromes zu der Spirale. Der nach Oben gewendete Boden des Glases war zur Aufnahme eines Korkes, in welchem ein Thermometer eingesetzt war, durchbohrt. In das Glas brachte Lenz nicht Wasser, sondern Alkohol von 85 p. C., indem bei Anwendung des Wassers zwischen den einzelnen Windungen der Drahtspirale stets Gasblasen erschienen, was auf ein Übergehen des Stromes von einer Windung durch die Flüssigkeit zur nächsten hinwies. Der Apparat wurde nach dem Eintritte des elektrischen Stromes bewegt, um Temperaturdifferenzen auszugleichen, und mit einem Chronometer das Steigen des Thermometers beobachtet. Der Strom wurde dabei durch Änderung des Widerstandes constant erhalten, der Widerstand der Drahtspirale durch Einschalten und Ausschalten derselben aus der Kette bestimmt, und um den Einfluß der umgebenden Luft auszuschließen, die Erwärmung der Flüssigkeit soweit fortgesetzt, bis ihre Temperatur ebenso weit über die der umgebenden Luft gestiegen, als sie zu Anfange des Versuchs unter derselben gewesen war. Die Menge des jedes Mal angewandten Alkohols wurde durch das Gewicht bestimmt. Lenz bestätigte durch solche Versuche die schon von Joule aufgestellten Gesetze [52]).

Auch beim Durchleiten des elektrischen Stromes durch Flüssigkeiten fand Joule [53]) das Gesetz hinlänglich bestätigt, daß sich die entwickelten Wärmemengen wie die Widerstände verhalten. Es müssen dann aber für die Vorgänge in der Flüssigkeit, welche Wärmeänderungen veranlassen können, die nöthigen Correctionen angebracht werden. So brachte z. B. eine Daniell'sche Kette durch die Abscheidung des Kupferoxydes von der Säure eine bedeutende Kälteerregung hervor.

Als Grove einen Platindraht in eine Röhre aus Sauerstoff und einen zweiten gleichen in eine Röhre mit Wasserstoff einschloß, jede Röhre mit einer gleichen Gewichtsmenge Wasser umgab, und durch beide gleichzeitig denselben Strom leitete, so wurde das den Wasserstoff umgebende Wasser weniger erwärmt als das andere; der Platindraht im Sauerstoff glühte weiß, während der andere im Wasserstoff nicht sichtbar glühte. Es hängt also die Erwärmung der Drähte auch auf eine noch unerklärte Weise mit der Gasart zusammen, in welcher sie sich befinden. Wenn ein Draht im Wasserstoff weniger erwärmt wird, so kann dies, wie aus dem vorstehenden Versuche hervorgeht, nicht durch die Fortführung der Wärme vom Drahte durch den leicht beweglichen Wasserstoff geschehen sein.

Schon Bunsen [54]), Örstedt [55]) und Murray [56]) haben beobachtet, daß die Wärmeerregung an der Seite des positiven Poles größer ist, als an der Seite des negativen. Als Gassiot [57]) die aus Kupfer bestehenden Poldrähte einer kräftigen Säule so übers Kreuz hielt, daß ihre nächsten Punkte ¼ Zoll von einander entfernt waren, die Enden selbst aber noch ungefähr zwei Zoll über diese Punkte hinausragten, so war der positive Draht nach einer halben Minute rothglühend, dann wurde er weißglühend und bog sich durch sein eigenes Gewicht. Die höhere Temperatur des positiven Poles bestätigende Versuche sind auch ausgeführt von Daniell [58]) und Hare [59]). Nach Grove [60]) soll der Unterschied in der Wärme der beiden Pole nur in oxydirenden Gasarten und besonders bei oxydirbaren Metallen beträchtlich sein; in Wasserstoff, Stickstoff und dem leeren Raume der Luftpumpe beobachtete er keinen Unterschied in der Erhitzung; in der Luft zeigten aber selbst Platindrähte noch an der positiven Seite eine größere Temperaturerhöhung, was Grove als einen Beweis für eine geringe Oxydirbarkeit des Platins ansieht [61]). Nach Walker [62]) ist auch die Temperatur in der Nähe des positiven Poles in einer Flüssigkeit höher als am andern Pole. Faraday [63]) fand in der Erwärmung der Poldrähte bei der Umkehrung der Richtung des Stromes keinen Unterschied in den Temperaturen derselben, und schreibt die verschiedene Erwärmung nicht der verschiedenen Polarität [64]), sondern andern Umständen zu [65]). Als Tyrtov [66]) die beiden Enden einer Säule mit zwei Quecksilbergefäßen verband, und diese Verbindung zwischen den beiden Gefäßen mittels eines Drahtes dadurch herstellte, daß er das eine Drahtende zuerst in das mit dem positiven Pole verbundene Quecksilbergefäß einsetzte, und dann mit dem andern Ende das Quecksilber des andern Gefäßes berührte, so wurde das letztere Ende glühend und schmolz zu einer Kugel; als er aber umgekehrt das eine Ende des Drahtes zuerst in das mit dem negativen Pol in Verbindung stehende Quecksilbergefäß einsetzte, und dann mit dem zweiten Ende das Quecksilber des andern positiven Gefäßes berührte, so erschien ein bläulicher Funken, der Draht kam nicht ins Glühen, das Quecksilber verdunstete aber stärker. Neef [67]) glaubt, daß dem negativen Pole vorzugsweise das Licht zukomme, während dem positiven vorzugsweise die Wärme angehöre. Fizeau und Foucault [68]) bemerkten, daß dünne als Poldrähte einer starken Säule zur Zersetzung in die Flüssigkeit eingetauchte Platindrähte nicht glühten, daß aber die an ihnen, besonders aber am negativen Pole sich entwickelnden Gase leuchteten, und daß mit dem Zunehmen des Leuchtens der Strom abnahm.

Wenn eine aus vielen Elementen bestehende galvanische Kette an einer Stelle so unterbrochen wird, daß die Entfernung der beiden Enden nur langsam zunimmt, so bildet sich an dieser Stelle ein sehr intensiver Lichtbogen. Davy gelang es zuerst mit seiner mächtigen Batterie

---

52) Versuche von E. Becquerel über die Erwärmung der Leiter durch den galvanischen Strom in Annal. de Ch. et Phys. 3me Sér. 9, 21; Versuch von Botto in Archiv. de l'Electr. V, 353. 53) Philos. Mag. 19, 260. 54) Sill. Am. J. 25, 149. 55) Schweigg. Journ. 5, 407. 56) Edinb. phys. Journ. 14, 57. 57) Pogg. Annal. 46, 330.

58) Philos. Transact. 1839. 93. 59) Archiv. de l'Elect. III, 665. 60) Phil. Mag. 16, 478. 61) Wenn er zwei Platinspitzen zur Erzeugung der Feuererscheinung anwandte, so fand er, daß dabei soviel Sauerstoff absorbirt wurde, als derselbe Strom in derselben Zeit durch chemische Zersetzung des Wassers entwickelt hatte. 62) Pogg. Annal. 65, 62. 63) Ebenda 48. 64) Archiv. de l'Elect. I, 575. 65) Zantedechi's Versuche über die Erwärmung eines in die Poldrähte eingeschalteten Breguet'schen Thermometers bei gegenüber gestellter Spitze und Platte von Kohlen in Raccolt. fis. chim. Ital. I, 325. 66) Poggend. Annal. 70, 85. 67) Pogg. Annal. 66, 414. 68) Annal. de ch. et de phys. 3me Sér. II, 383.

einen solchen Lichtbogen zwischen Kohlenspitzen zu erhalten. Nach de la Rive[69]) entsteht derselbe aber nicht blos leicht und stark, wenn die von einander sich entfernenden Enden Kohlenspitzen sind, sondern auch, wenn beide oder wenigstens das positive Ende aus einer lockern Substanz (Platinschwamm, in einer Glasröhre festgestampftem reducirtem Kupfer) bestehen. Wenn beide Pole aus demselben Metalle gebildet waren, so fand derselbe[70]) den Bogen wenigstens zwei Mal länger, wenn der negative Pol eine Platte und der positive eine Spitze war, als bei der umgekehrten Anordnung. Bei Anwendung von Polen aus Silber, Kupfer, Eisen oder Kohle war seine Länge beträchtlicher, als bei Anwendung von Platin. Wenn ein Galvanometer sich in dem Strome befand, so zeigte die Nadel desselben in dem Augenblicke, wo durch allmälig vermehrte Entfernung der Pole der Lichtbogen erlosch, stets denselben Ausschlag; der Bogen kann also nur bis zu einer bestimmten Intensität des Stromes bestehen. Es findet in dem Lichtbogen eine Fortführung der glühenden Theilchen, besonders von dem positiven nach dem negativen Pole, statt. Wurde der positive Pol aus einer Platte gebildet, welcher als negativer Pol einer Spitze gegenüberstand, so fand de la Rive in der Platte eine Aushöhlung. Van Breda[71]) glaubt, beide Pole schleuderten während des Bestehens des Lichtbogens Theilchen aus; einige geriethen zufällig zu dem andern Pole, während die meisten herabfielen. Er gibt sogar den durch die Bildung des Bogens erzeugten Gewichtsverlust des negativen Poles größer an als den des positiven. Grove[72]) führt als Bedingungen eines großen Lichtbogens leichte Oxydation, Flüchtigkeit und Losreißbarkeit der einzelnen Theilchen an.

Wenn die Anzahl der Elemente sehr groß ist, so ist zur Erzeugung des Lichtbogens eine Berührung der Enddrähte nicht nöthig, es genügt die Annäherung. Bei einer geringern Anzahl kann man den Lichtbogen dadurch zwischen den genäherten Spitzen entstehen lassen, daß man nach der Angabe von Herschel den Funken einer leydener Flasche überschlagen läßt.

Schon Davy hatte die Einwirkung eines Magnets auf den Lichtbogen beobachtet; bestätigt wird dieselbe durch die Versuche von de la Rive, Sturgeon[73]), Gassiot, Walker und Casselmann. Als Walker[74]) den negativen Poldraht einer Säule aus 160 Elementen auf das Nordende eines starken Hufeisenmagnets drückte und dem positiven Pole den Magnet bis auf Schlagweite näherte, so erschien eine glänzende kreisförmige Flamme, welche in dem Sinne eines Uhrzeigers rotirte. Die Umkehrung des elektrischen Stromes verwandelte diese Drehung in die entgegengesetzte. Als Casselmann durch zahlreiche Kohlenelemente einen Lichtbogen bildete, so zeigte der Bogen stets eine Wölbung nach Oben, aber der höchste Punkt lag niemals in der durch seine beiden Endpunkte gelegten Verticalebene, sondern war durch den Erdmagnetismus, nach den elektromagnetischen Gesetzen, abgelenkt. Ebenso erfuhr der Bogen durch die Annäherung von Magnetstäben Anziehungen wie jeder andere Leiter, welcher einen elektrischen Strom führte. Nach den Beobachtungen de la Rive's[75]) erlosch der Lichtbogen, wenn die Pole aus Spitzen von weichem Eisen bestanden, sobald diese Spitzen durch einen angenäherten Magnet oder eine magnetisirende Spirale magnetisch gemacht wurden. Dauerte der magnetische Zustand nicht sehr lange, sodaß die Eisenspitzen sich nicht zu sehr abkühlen konnten, so trat der Lichtbogen nach Beseitigung der Magnetisirung sogleich wieder ein; wurde der Magnetismus erhalten, so konnte nur durch größere Annäherung der Pole der Lichtbogen wieder hergestellt werden, erschien aber jetzt als eine Reihe von Funken, während er sonst, bei nicht vorhandenem Magnetismus als ein Strom geschmolzener Eisentheilchen sich darstellte. Als de la Rive eine mit dem positiven Pole in Verbindung stehende Platinplatte auf den zu bildenden positiven Pol eines starken hufeisenförmigen Elektromagnetes setzte, und derselben eine negative Platinspitze gegenüber gestellt wurde, sodaß ein Lichtbogen entstand, so ließ sich als der Elektromagnet in Thätigkeit gesetzt wurde, ein scharfer, zischender Ton hören, und die Spitze mußte, wenn der Bogen fortbestehen sollte, der Platte mehr genähert werden. Wurde die Platte mit dem negativen Pole verbunden, so stellte sich der Bogen schief und wurde häufig unter einem starken knallenden Geräusche wie bei der Entladung einer leydener Flasche unterbrochen. Auf Silber- und Kupferplatten, welche statt der Platinplatte gedient hatten, zeigten sich eigenthümliche Zeichnungen.

Das Licht, welches dieser Bogen ausstrahlt, ist sehr intensiv. Messungen darüber sind von Bunsen[76]), Casselmann[77]), Fizeau und Foucault[78]) gemacht worden. Das Maximum der Lichtintensität fällt mit dem Minimum in der Länge des Bogens zusammen. Die stärkste Lichtentwickelung geht von den zwei ⅓ bis ¼ Quadratlinien großen kreisförmig glühenden Anfangspunkten des Bogens aus.

Außer denjenigen Erscheinungen, welche die Elektricität bei ihrer Bewegung im galvanischen Strom unmittelbar auf diejenigen Körper ausübt, welche von ihr durchflossen werden, äußert dieselbe auch noch ihre Wirkungen in die Ferne. Ihre Wirkung in die Ferne kann aber wieder auf zweierlei Weise sichtbar werden, indem entweder nur die Wirkung der bewegten Elektricität auf die ruhende oder auch bewegte Elektricität eines andern geschlossenen Kreises hervortritt, oder indem diese Wirkung, welche von Seiten der bewegten Elektricität auf die bewegte Elektricität des andern Kreises ausgeübt wird, durch den Widerstand, welchen der ponderabele Leiter der freien Bewegung der Elektricität entgegensetzt, an diesen ponderabeln Leiter selbst übertragen wird. Daß ein solcher Widerstand vorhanden, geht auch daraus hervor, daß ein elektrischer Strom, also eine Bewegung der Elektricität in einer einmal eingeschlagenen Richtung ohne weitern neuen Antrieb

69) Pogg. Annal. 54, 56; 60, 383. 70) Compt. rend. 22, 690. 71) Pogg. Annal. 70, 326. 72) Phil. mag. 16, 478. 73) Pogg. Annal. 49, 122. 74) Pogg. Annal. 54, 514.

75) Compt. rend. 22, 690, und Pogg. Annal. 76, 270. 76) Pogg. Annal. 60, 403, wo er auch das dabei angewandte Photometer beschreibt. 77) Pogg. Annal. 63, 576. 78) Pogg. Annal. 63, 460.

denen der eine der Querschnitt des ruhenden Nerven war. Galvani sah entweder nur das Bein des fallenden Nerven, oder auch selbst beide Beine zucken.

Bunsen [87]) verband eine Reihe von Froschpräparaten, welche schnell präparirt und deren Nerven in möglichst schräger oder schiefer Richtung durchschnitten waren, zu einer Art Volta'schen Säule in der Ordnung Nerv, Muskel, Schwamm (Fungus agaricus mit Salmiaklösung getränkt), Nerv u. s. w., und erhielt bei der Verbindung des ersten Nerven mit dem letzten Muskel Zuckungen in allen Schenkeln, ausgenommen in zwei, die sich niemals bewegten; auch beim Öffnen der Kette trat die Contraction ein.

J. Müller [88]) erhielt in der Wiederholung des einfachsten galvanischen Reizversuchs bei der Berührung des Nervens mit dem Unterschenkel nur dann Zuckungen (beim Öffnen und Schließen), wenn der Unterschenkel noch mit seiner Oberhaut bekleidet war; die Zuckungen blieben dagegen aus, wenn der Schenkel von seiner Oberhaut entblößt war.

Grade nicht zur Stütze einer sogenannten thierischen Elektricität dient die Thatsache, daß diese Reizversuche des Frosches ohne Anwendung von Metall und sonstigen salzigen oder sauren oder alkalischen Flüssigkeiten nicht allen Experimentatoren auf gleiche Weise gelingen; ein Versuch gelingt dem einen, von welchem der andere das Nichtgelingen, ja sogar auch wol die Unmöglichkeit seines Gelingens auszusprechen nicht ansteht. Alle diese Unterschiede blos dem verschiedenen Grade der Reizbarkeit der Frösche zuzuschreiben, möchte wol nicht füglich angehen; daß zufällige Umstände, durch welche nun freilich leicht die Erregung ganz in Volta's Sinne veranlaßt werden kann, hier noch nicht ausgeschlossen sind, beweisen eben die so verschiedenen Erfolge verschiedener Experimentatoren bei sonst gleichem Verfahren.

Nach der Entdeckung des Elektromagnetismus durch Örstedt und der Benutzung desselben von Schweigger zur Construction seines Multiplicators, verschaffte Nobili durch die Einführung einer astatischen Doppelnadel dieser Vorrichtung einen Grad von Empfindlichkeit, welcher sie fähig machte, mit dem Froschpräparate in der Anzeige von elektrischen Strömen zu wetteifern, und er benutzte dieselbe sogleich selbst zur Nachweisung von elektrischen Strömen, welche dadurch entstehen, daß er ein Froschpräparat mit seinen beiden Enden in mit Salzlösungen gefüllte Gefäße tauchte, welche gleichfalls die mit den Enden eines sehr empfindlichen Multiplicators verbundenen Platinplatten enthielten. Nobili [89]) fand einen elektrischen Strom, welcher von den Füßen nach dem Kopfe des Frosches ging; er nennt ihn la corrente propria della rana (Froschstrom). Wenn mehre Froschpräparate in säulenartiger Anordnung an einander gefügt wurden, so nahm die Wirkung des Stromes zu. Der Froschstrom war auch selbst dann noch vorhanden, als das Präparat auf demselben nicht mehr mit Zuckung antwortete, selbst mehre Stunden nach dem Tode. Auch ohne Anwendung eines Multiplicators wies Nobili das Vorhandensein dieses Stromes noch längere Zeit nach dem Tode auf; er legte auf ein älteres Froschpräparat, das auf seinen Strom selbst keine Zuckung mehr gab, ein zweites frisches Präparat in gleichem Sinne zu säulenartiger Verbindung, und beobachtete sofort die Zuckung in dem frischen Präparate, die aber ausblieb, wenn er das frische Präparat in umgekehrte Richtung legte, weil der Strom des frischen Präparates durch den noch vorhandenen Strom des ältern aufgehoben wurde. Nobili hielt übrigens den Froschstrom für eine Erscheinung, welche von den Lebensvorgängen unabhängig, und erst durch die physischen Verhältnisse der Zubereitung des Frosches bedingt war; er hielt diese Ströme für thermoelektrischen Ursprungs, indem nach seiner Ansicht die aus diesem Grunde bei Leitern zweiter Classe entstehenden Ströme in der Richtung von den wärmern zu den kältern Theilen sich bewegten, und erklärte die Vertheilung, wonach der Nerv das positive, der Muskel das negative Glied sein sollte, als eine Folge der stärkern Abkühlung der kleinern Masse der Nerven in Verhältniß zu der geringern Abkühlung der größern Masse der Muskeln durch die Verdunstung.

Seit dem J. 1837 hat sich Mateucci mit dem Froschstrome beschäftigt, er hat diese Untersuchungen zusammengestellt in seinem Essai sur les Phénomènes électriques des Animaux (Paris 1840.), und später in seinem Traité des phénomènes électro-physiologiques des animaux. (Paris 1844.) Er weist nach, daß nicht der Nerv das positive und der Muskel das negative Glied im Froschstrome sei, und daß die Verbindung von je zwei Punkten der Länge des Frosches den Strom in gleicher Richtung hervorzurufen im Stande sei. Im J. 1841 erhielt er einen Strom durch die Berührung eines Querschnitts (des Grundes einer Wunde) und der Oberfläche eines Muskels, und gab die Richtung desselben im Thiere von dem innern Theile der Wunde nach der Oberfläche des Muskels an. Seit dieser Zeit hat sich Du Bois-Reymond mit größtem Eifer und Erfolge mit dem Strome der Muskeln und der Nerven beschäftigt, und die gewonnenen Resultate bekannt gemacht in seinen Untersuchungen über thierische Elektricität. 1. Bd. 1828. 2. Bd. 1. Abtheilung. 1849. Er hat in diesem Werke auch eine vollständige Geschichte des sogenannten Froschstromes und der Einwirkungen der Elektricität auf die Nerven, sowie eine genaue Angabe und Prüfung der angewandten Methoden und Apparate gegeben. Du Bois weist nun nach, daß jede der einzelnen Muskeln, nicht blos des Frosches, sondern auch anderer Thiere, selbst warmblütiger, einen Strom erzeugt, wenn er auf geeignete Weise zwischen die Enden eines höchst empfindlichen Galvanometers eingeschaltet wird. Die stärksten Ströme gaben unter den Muskeln des Frosches der gastrocnemius und der triceps, sie warfen die Doppelnadel des Galvanometers bis gegen die Hemmung; der semimembranosus und der adductor magnus (nach der Bezeichnung Cuvier's) gaben selten einen Ausschlag von 50—60°, gewöhnlich nur von 30°, die übrigen kleinen Muskeln gaben oft nur einen Ausschlag von 10—15°. In einigen Muskeln war der Strom aufsteigend (von dem hintern Ende gegen das vordere gerichtet), in andern ab-

87) Gilbert, Annal. 25, 155. 88) Handbuch der Physiologie. 3. Aufl. I. S. 68 u. 625. 89) Pogg. Annal. 14, 157. Schweigger, Journ. der Chem. und Phys. 60, 265.

steigend [90]). Der Froschstrom ist die Resultante aus allen diesen einzelnen Muskelströmen; eine ins Einzelne gehende Herleitung desselben ist aber nicht möglich. Die ihrer Gastroknemien und großen Unterschenkelstrecker beraubten galvanischen Präparate gaben eben noch so starke aufsteigende Ströme, als vorher mit diesen Muskeln, obwol bei Verbindung der sehnigen Enden mit dem Galvanometer keiner der noch vorhandenen Muskeln den aufsteigenden Strom gab, sondern gar keinen oder den absteigenden; Du Bois sucht dieses Resultat aus der Ableitung, aus der gesammten Oberfläche aller Muskeln begreiflich zu machen [91]).

Das Gesetz für den Muskelstrom stellt Du Bois folgendermaßen [92]): Wird ein beliebiger Punkt des natürlichen oder künstlichen Längsschnittes eines Muskels mit einem gleichfalls beliebigen Punkte des natürlichen oder künstlichen Querschnittes desselben Muskels dergestalt in Verbindung gebracht, daß dadurch (durch die Art und Weise der Verbindung) keine Spannung gesetzt wird, so zeigt eine in den unwirksamen leitenden Bogen eingeschaltete stromprüfende Vorrichtung gleichwol einen starken Strom an, der von dem Punkte des Längsschnittes in dem Bogen zu dem Punkte des Querschnittes gerichtet ist. — Wird ferner ein Punkt eines natürlichen oder künstlichen Querschnittes eines Muskels auf die nämliche Weise in Verbindung gebracht mit einem andern Punkte desselben Querschnittes, oder einem Punkte eines andern natürlichen oder künstlichen Querschnittes desselben Muskels, den wir uns als Cylinder denken wollen, und sind beide Punkte von dem Mittelpunkte der Kreise, die die senkrecht auf die Axe des Cylinders gedachten Querschnitte darstellen, ungleich weit entfernt, so zeigt die stromprüfende Vorrichtung abermals einen Strom an, der aber viel schwächer als der vorhergehende und von dem weiter vom Mittelpunkte entfernten Punkt in dem Bogen zu dem ihm näher gelegenen gerichtet ist. — Wird drittens ein dem geometrisch mittleren Querschnitte des Cylinders, den der Muskel vorstellt, näher gelegener Punkt des natürlichen oder künstlichen Längsschnittes auf die nämliche Weise in Verbindung gebracht mit einem entferntern von jenem Querschnitte gelegenen Punkte des natürlichen oder künstlichen Längsschnittes desselben Muskels, so zeigt die stromprüfende Vorrichtung abermals einen Strom an, der viel schwächer ist als der zwischen beliebige Punkte des natürlichen oder künstlichen Längs- und Querschnittes, dem zwischen verschiedene Punkte eines oder zweier natürlicher oder künstlicher Querschnitte aber an Stärke gleichkommt, und von dem dem mittlern Querschnitte näher gelegenen Punkte in dem Bogen zu dem davon entferntern gerichtet ist. — Die stromprüfende Vorrichtung bleibt hingegen in Ruhe, wenn die beiden durch den unwirksamen leitenden Bogen verbundenen Punkte auf einem oder zweien natürlichen oder künstlichen Querschnitten gleichen Abstand vom Mittelpunkte oder auf dem natürlichen oder künstlichen Längsschnitte gleichen Abstand vom mittlern Querschnitt haben.

Die Sehnen betrachtet Du Bois nur als Leiter, und zwar als leitenden Überzug über den natürlichen Querschnitt des Muskels, wenn man unter seinem Querschnitt eine so beschaffene Flächenbegrenzung an denselben verstehen will, daß darin nur Grundflächen der als Prismen oder als Cylinder gedachten Formelemente des Muskels enthalten sind; das rothe Fleisch des Muskels gilt ihm als natürlicher Längsschnitt, wenn unter Längsschnitt eine so beschaffene Flächenbegrenzung an dem Muskel verstanden wird, daß darin nur Mäntel oder Seitenflächen der als Cylinder oder als Prismen gedachten Formelemente des Muskels enthalten sind [93]). Aber nicht blos der ganze Muskel gibt einen Strom, sondern auch jedes Primitivbündel [94]); der Strom des Muskels ist also ein Resultat aus den Wirkungen der einzelnen Bündel. Du Bois führt an, daß das Einschalten eines einzigen Primitivmuskelbündels (welches mit einer scharfen Pincette in einer Länge von etwa 4^{mm} im künstlichen Längsschnitte losgerissen wurde), mit seinem einen Ende einerseits und einem Theile seiner Länge andererseits in dem Kreis des Galvanometers einen Ausschlag am Galvanometer von 8—10° erzeugt hat [95]).

Jeder thierischer Elektricitätserreger (Muskel) ist aber durch die feuchten Leiter, welche ihn umgeben, stets als im Zustande der geschlossenen Kette zu denken; die Ströme, welche ein Muskel beim Einschalten in den Kreis des Galvanometers zeigt, sind daher nur abgeleitete Ströme; über die Stärke der in den Muskeln überhaupt vorgehenden Strömungen erfahren wir durch die Angabe des Galvanometers Nichts.

Analog den Muskeln verhalten sich in elektrischer Beziehung auch die Nerven; als Du Bois einen Nerven mit seinem durchschnittenen Ende einerseits, mit Punkten seiner Länge aber andererseits mit dem Galvanometer in Verbindung brachte, so erhielt er bei Anwendung des Nervus ischiaticus eines frisch getödteten Frosches 25—30° Ausschlag am Galvanometer. Das Gesetz, welches Du Bois für den Nervenstrom aufstellt [96]), lautet ganz analog dem Gesetze für den Muskelstrom.

Wird durch einen Theil eines Nerven ein galvanischer Strom geleitet, so wird dadurch der Nervenstrom in einem andern Theile des Nerven, welcher gar nicht in die galvanische Kette eingeschlossen ist, in seiner Stärke abgeändert [97]); es findet eine Verstärkung des Nervenstromes statt, wenn der galvanische Strom und der Nervenstrom gleiche Richtung in dem Nerven haben, eine Schwächung dagegen, wenn diese Richtungen entgegengesetzt sind; es verhält sich also der Nerv so, als ob er, sobald irgend eine Strecke seiner Länge von einem elektrischen Strome betroffen wird, abgesehen von seiner gewöhnlichen Stromentwickelung, sofort auf allen seinen Punkten anfinge, elektromotorisch zu wirken in dem Sinne des elektromotorischen Stromes selber [98]). Du Bois bezeichnet diesen Zustand als elektrotonischen.

Rücksichtlich der Einwirkungen sonstiger physikalischen und chemischen Agentien auf die Muskeln und Nerven in

90) Untersuchungen I, 490 fg. 91) Ebendas. I, 520. 92) Ebendas. S. 515.

93) Untersuchungen S. 501. 94) Ebendaselbst S. 558. 95) Ebendaselbst S. 554. 96) Ebendaselbst II. S. 262 fg. 97) Ebendaselbst II. S. 292. 98) Ebendaselbst II. S. 316

Bezug auf die Stromerregung, sowie rücksichtlich der das Gebiet der Anatomie und Physiologie berührenden Fragen über die Entstehung der Elektricität der Muskeln und Nerven muß auf das Werk Du Bois' selbst verwiesen werden.

Den Unterschied, welchen bei Entladung einer leydener Flasche die Richtung der Bewegung der Elektricität in den Nerven hervorbringt, beobachtete zuerst Volta, wie oben schon angeführt wurde; er suchte damals diese Erscheinung (es handelte sich um die Prüfung der Elektricität des Muskels, wenn er in Galvani's Sinne als eine leydener Flasche betrachtet wird) aus der Art der elektrischen Ladung des Muskels zu erklären. Pfaff war es, welcher zuerst schon im J. 1793 in seiner Inauguraldissertation zeigte, daß dieser Unterschied auch bei der Bewaffnung des Muskels und des Nerven mit verschiedenen Metallen stattfand, sodaß die Zuckungen stärker ausfielen, wenn von Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei das in der Reihe nachstehende Metall die Nerven und das vorhergehende den Muskel bewaffnete. Er bemerkte auch, daß bei der günstigen Anordnung der Metalle die Zuckung sich nur bei der Schließung zeigte, während bei der ungünstigern sich auch eine Trennungszuckung einfand. Übrigens blieben sich die Erscheinungen nicht fortwährend gleich. Die Ursache der Zuckung bei der Öffnung der Kette glaubte er in dem plötzlichen Wiederherstellen des durch den Eintritt des Stromes zerstörten natürlichen Gleichgewichts suchen zu müssen [99]), während Volta [1]) das Aufhören des Stromes mit der Wirkung einer zurückgeworfenen Welle verglich. Ritter glaubte durch seine besonders seit 1798 angestellten Versuche [2]) einen Unterschied in der Erregbarkeit der Streck- und Beugemuskeln gefunden zu haben, indem er annahm, daß gleich nach dem Tode die Erregbarkeit der Beugemuskeln vorwalte, während die der Streckmuskeln sehr zurückgedrängt sei, daß dann mit dem weitern Absterben die Erregbarkeit der ersten abnehme, die der zweiten wachse, bis sie nach Verlauf einer gewissen Zeit gleich werden, von wo an dann die Erregbarkeit der Strecker über die der Beuger hervorrage und sehr lange andauere. Zugleich nimmt er auch den Gegensatz in der Wirkung des ab- und aufsteigenden Stromes bei der Öffnung und Schließung mit auf, sodaß dieselbe Erscheinung, welche der absteigende Strom bei der Schließung hervorruft, durch den aufsteigenden bei der Öffnung erhalten werde, und umgekehrt. Mit Rücksicht auf den Unterschied zwischen Streckern und Beugern glaubte er 5—6 verschiedene Stufen der Erregbarkeit annehmen zu können, und er gibt Auskunft über die äußern Einflüsse (Jahreszeit, Lebensverhältnisse), wodurch die Thiere auf die verschiedenen Stufen der Reizbarkeit gleich nach dem Tode sich finden sollen. Im Winter und vor der Begattung sollen nach ihm sich fast alle Frösche auf der höchsten Stufe der Erregbarkeit befinden. Auch die Stärke des angewandten Stromes übt nach ihm einen Einfluß auf die beobachtete höchste Reizbarkeit aus; bei Anwendung eines stärkern Stromes wird eine niedrigere Erregbarkeit beobachtet. Gegen diesen von Ritter aufgestellten Unterschied in der Erregbarkeit der Strecker und Beuger trat Pfaff auf, und wies nach, daß ein solcher gar nicht vorhanden sei.

Im Allgemeinen kann man behaupten, daß die Zuckungen des Froschschenkels je nach der Richtung, welche der Strom besitzt, bei der Schließung und Öffnung der Kette verschieden ausfallen; geht der Strom den Nerven abwärts, so ist bei einer gewissen mittleren Stufe der Erregbarkeit die Schließungszuckung stärker als die Öffnungszuckung, während bei dem aufsteigenden Strome das Umgekehrte statthat. Sinkt die Erregbarkeit noch mehr, so gibt der absteigende Strom nur die Schließungszuckung ohne Öffnungszuckung, der aufsteigende dagegen nur die letztere ohne die erstere. Leugnen läßt sich nicht, daß auch gleich nach dem Tode bei sehr erregbaren Fröschen die Erscheinungen sich umgekehrt zeigen und erst später in der vorhin angegebenen Weise eintreten; Pfaff indessen hält solche Fälle nicht einmal für normale, sondern glaubt, daß sie durch voraufgegangene Veränderungen der Erregbarkeit durch dauernde Ströme hervorgebracht seien. Ob solche umgekehrte Fälle wirklich natürliche Zustände sind, ist bis jetzt noch nicht entschieden [3]).

Die Änderungen, welche durch die Hindurchleitung eines elektrischen Stromes durch die Nerven in der Erregbarkeit derselben erzeugt wurden, erhielten zuerst eine vollständige Darlegung durch Ritter. Auch Volta hat sie wenige Jahre nachher und in dem vorletzten Jahrzehnt Marianini untersucht.

Auch in die Einwirkungen des galvanischen Stromes auf die Gefühlsnerven suchte Ritter einen Gegensatz zwischen den Richtungen des Stromes aufzustellen, sodaß der aufsteigende Strom bei der Schließung der Säule einen schwächern Schlag ertheile, als der absteigende, daß der erstere während der Dauer Expansion, Wärme und erhöhte Beweglichkeit, der zweite dagegen Contraction, Kälte und verringerte Beweglichkeit erzeuge, während durch die Öffnung die bei der Schließung eingetretenen Erscheinungen in umgekehrter Weise auftreten, und ebenso die Empfindungen nach dem Öffnen grade die entgegengesetzten als während der Dauer des Stromes seien. Bei sehr erhöhter Verstärkung der Säule will Ritter die eben angeführten Erscheinungen grade in umgekehrter Weise erhalten haben. Nach Marianini bringt der Eintritt des absteigenden Stromes Zuckung, sein Austritt Schmerz, das Eintreten des aufsteigenden Stromes Schmerz, sein Austreten Zuckung hervor.

Der Geschmack ist an dem positiven Ende der Säule deutlich sauer; an dem negativen kann man über seine Bezeichnung zweifelhaft sein, Einige bezeichnen ihn als laugenhaft, Andere als herb und bitter, Andere nur weniger sauer. Auch hier läßt Ritter die Erscheinung bei und

99) Über thierische Elektricität und Reizbarkeit S. 362.

1) Ritter, Beiträge II, 3 u. 4. S. 34. 2) Ebendaselbst S. 70.

3) Pfaff im Nordischen Archiv. 1805. IV, 3. Untersuchungen von Erman finden sich Gilb. Annal. 22, 30; Abhandl. der Akademie Berlin. 1812. 1813. S. 155; v. Marianini in Schweigger, Journal 56, 227, v. Nobili in Annal. de Ch. et Phys. 44, 60.

während der Schließung, bei und nach der Öffnung in die grade entgegengesetzte übergehen.

Die Einwirkung auf das Geruchsorgan bezeichnet Ritter bei der Schließung des aufsteigenden Stromes einer Säule von 20 Paaren als sauren Geruch, Abstumpfung und aufgehobene Fähigkeit zum Niesen, bei der Schließung des absteigenden als ammoniakalischen Geruch und Drang zum Niesen; während und nach dem Öffnen soll die Umkehrung des Gesagten eintreten. Andere Beobachter geben den Geruch bei absteigendem Strome der einfachen Kette als faulig an, und Grapengießer bestätigt auch den Drang zum Niesen bei absteigendem Strome.

Das durch eine Säule von 30—40 Paaren, deren Poldrähte in die Ohren geleitet waren, entstehende Geräusch vergleicht Volta mit dem Prasseln eines zähen, im Aufkochen begriffenen Breies, während es Erman mit im Gehörgange rollenden Kugeln vergleicht. Ritter will auch hier wieder eigenthümliche und entgegengesetzte Wirkungen bei und während der Schließung und bei und nach der Öffnung und bei den verschiedenen Stromesrichtungen wahrgenommen haben, was freilich nicht wol mit der Anordnung des Versuchs, wo der Strom zu dem einen Ohre ein-, zu dem andern austritt, also der eine Gehörnerv in entgegengesetzter Richtung als der andere vom Strome durchströmt wird, zu stimmen scheint.

Die Lichterscheinung, selbst bei der einfachen Kette, hatte, wie schon erwähnt, Volta bereits gefunden. Pfaff [4]) beobachtete dabei einen Unterschied je nach der Richtung des Stromes. Wird das Auge mit der Zinkstange, das Silber mit den Lippen in Berührung gebracht, so ist der Blitz lebhafter, als bei umgekehrter Anordnung der Metalle. Wenn er in den innern Augenwinkel des einen Auges Silber und Zink in das andere Auge brachte, so erschien der Blitz in dem mit Zink in Berührung stehenden Auge lebhafter, als in dem andern. Er beobachtete auch die Lichterscheinung, als er das Zink möglichst hoch zwischen die Oberlippe und das Zahnfleisch und das Silber möglich tief zwischen die Unterlippe und das Zahnfleisch brachte; der helle Schein beim Schluß der Kette schien von den Schläfen herzukommen. Eine Verengerung der Pupillen, selbst bei Anwendung der einfachen Kette, ist von Fowler schon beobachtet worden. Nach Ritter [5]) zeigt sich der Einfluß des elektrischen Stromes, je nachdem der positive oder negative Pol mit dem Auge verbunden ist, verschieden hinsichtlich der Helligkeit des Gesichtsfeldes, des Entstehens einer blauen oder rothen Farbe und der Verkleinerung oder Vergrößerung der äußern Gegenstände. Beim Öffnen schlägt Alles in das Entgegengesetzte um. Durch sehr gesteigerte Stärke der Voltaischen Säule will Ritter auch hier wieder die Umkehrung der Erscheinungen an den beiden Polen wahrgenommen haben. Purkinje [6]) beobachtete, als er den positiven Pol an den Augapfel legte, eine hellviolette lichte Scheibe an der Eintrittsstelle des Sehnerven; im Axenpunkte des Auges zeigte sich ein rautenförmiger dunkler Fleck, mit einem rautenförmigen gelben Lichtbande umgeben; darauf folgte ein gleiches finsteres Intervall und noch ein etwas schwächeres, leuchtendes, gelbliches Rautenband; die äußerste Peripherie des Gesichtsfeldes aber deckte ein schwacher violetter Schein. Beim Öffnen der Kette kehrte sich die Farbe um. Beim Anlegen des negativen Poles an das Auge sah er am Eintrittspunkte des Sehnerven einen finstern kreisrunden Fleck, mit einem hellvioletten Schein umgeben, der als ein hellviolettes Rautenband gegen die Mitte des Gesichtsfeldes auf- und niederstieg und sich mit zwei convergirenden Schenkeln auf der entgegengesetzten Seite schloß. Von diesem nach Innen nahm er ein finsteres Intervall und im Axenpunkte des Sehfeldes eine glänzende hellviolette Rautenfläche wahr. Diese Figuren erschienen am lebhaftesten bei der Schließung der Kette. Die Intensität der Erscheinung war bei Anlegung des positiven Poles an das Auge größer, als bei Anlegung des negativen. Ob die flüchtige Umkehr der Lichterscheinung beim Aufheben der Kette nur als ein gewöhnliches Nachbild anzusehen ist, läßt sich noch nicht entscheiden, wie denn überhaupt die sämmtlichen physiologischen Wirkungen des Galvanismus noch vielfache Untersuchungen nöthig machen, bevor von einer sichern und umfassenden Kenntniß derselben die Rede sein kann, die hoffentlich bei dem jetzigen Zustande der Physiologie auch nicht mehr lange auf sich warten lassen kann. (*Hankel.*)

GALVANOMETER und **GALVANOSKOP.** Zur Wahrnehmung und Messung der elektrischen Ströme sind bisher fünf verschiedene Methoden angewendet worden; nämlich erstens die bekannte Einwirkung eines von einem elektrischen Strome durchflossenen Leitungsdrahtes auf einen sehr beweglich aufgehangenen Magnet, zweitens die Einwirkung eines Theiles eines elektrischen Leitungsdrahtes auf einen andern sehr beweglich gemachten Theil desselben Leitungsdrahtes, drittens die Erwärmung und die dadurch erzeugte Ausdehnung des Leitungsdrahtes, viertens die durch den Strom in Flüssigkeiten erzeugten chemischen Zersetzungen, und endlich fünftens die physiologischen Wirkungen desselben auf todte und lebende thierische Körper.

Die erste Classe der bezeichneten Instrumente wird im Allgemeinen am häufigsten angewendet, und führt deshalb auch wol den Namen der Galvanometer insbesondere. Da ihre Einrichtung namentlich für Messung schwacher Ströme eine Vervielfältigung der Einwirkung seitens des Leitungsdrahtes auf den beweglichen Magnet ohne Schwierigkeit gestattet, so werden die ihr angehörigen Instrumente auch wol speciell mit dem Namen der elektromagnetischen Multiplicatoren belegt. Je nach der besondern Einrichtung sollen diese Instrumente entweder den Zweck haben, das Vorhandensein eines elektrischen Stromes, zugleich mit seiner Richtung, anzuzeigen, und nur nebenbei auch eine ungefähre Angabe über die größere oder geringere Stärke des Stromes zu geben, oder sie sollen recht eigentlich dazu dienen, mit möglichster Genauigkeit die Stärke der elektrischen Ströme zu bestimmen.

Die erste Construction eines solchen Galvanometers im engern Sinne, oder eines elektromagnetischen Multi-

4) Über thierische Elektr. und Reizb. S. 142 fg. 5) Gilb. Annal. 7, 447 fg. Die Wirkung des Galvanismus der Voltaischen Batterie auf die menschlichen Sinneswerkzeuge. 6) Neue Beiträge u. s. w. (Berlin 1825.) S. 31.

plicators verdankt man Schweigger, der unmittelbar nach der Entdeckung der Einwirkung des Schließungsdrahtes einer Voltaischen Säule auf eine in seiner Nähe befindliche Magnetnadel durch Örstedt den Nutzen erkannte, welcher durch die übereinstimmende Wirkung eines über der Magnetnadel, z. B. von Norden nach Süden, und eines unter der Nadel von Süden nach Norden gehenden Leitungsdrahtes des elektrischen Stromes zur Vergrößerung der Ablenkung der Magnetnadel aus dem magnetischen Meridian gewonnen werden konnte. Schweigger wickelte behufs dieser Verstärkung einen mit Seide übersponnenen Draht zu einem aus mehren Windungen bestehenden Ringe, und umgab damit eine Magnetnadel so, daß die Ebene des Ringes mit dem magnetischen Meridian parallel war. Es bedarf wol keines weitern Beweises, daß die Einwirkung von Seiten dieses Drahtringes (Multiplicatordrahtes) auf die Magnetnadel mit der Anzahl der Windungen in geradem Verhältnisse zunimmt, vorausgesetzt natürlich, daß die Stärke des elektrischen Stromes sich nicht ändert, und daß die Lage jeder neuen Windung dieselbe Entfernung und Beziehung zu der in ihrer Mitte befindlichen Magnetnadel hat.

Wenn jedoch bei der Vermehrung der Anzahl der Drahtwindungen immer neue Drahtlängen in den Kreis der Kette aufgenommen und dadurch die Widerstände in derselben fortwährend vermehrt werden, so nähert sich die Ablenkung der Magnetnadel in dem auf die angegebene Weise vergrößerten Multiplicator nach und nach einer bestimmten Grenze, auch selbst bei der Voraussetzung, daß alle Windungen genau aus gleicher Entfernung auf die Nadeln wirken, und daß zu jeder Windung nur dieselbe Drahtlänge gebraucht würde. Es sei der Widerstand in der Kette, mit Ausschluß der Multiplicatorwindungen, $= \omega$, der Widerstand einer Windung des Multiplicators $= r$, so wird, wenn man die elektromagnetische Kraft einer constanten galvanischen Kette mit 1 bezeichnet, die Intensität des Stromes, welcher in dieser Windung circulirt, $= \frac{1}{\omega + r}$. Die Einwirkung der Windung auf die Magnetnadel ist proportional mit der Stärke des in ihr circulirenden Stromes, kann also $= \frac{1}{\omega + r}$ gesetzt werden. Nimmt man eine zweite Windung von gleicher Länge in gleicher Lage hinzu, so erhält man den Widerstand $2r$ in den beiden Windungen, die Intensität des Stromes wird also $\frac{1}{\omega + 2r}$, und die Einwirkung beider von solchem Strome durchflossenen Windungen auf die Magnetnadel wird $2 . \frac{1}{\omega + 2r} = \frac{2}{\omega + 2r}$. Daher werden n Windungen von gleicher Länge und Lage die Einwirkung $\frac{n}{\omega + nr}$ zeigen. Ist nun z. B. $\omega = 20$, $r = 10$, so werden die Einwirkungen von einer Windung $\frac{1}{30}$, von zweien $\frac{1}{20}$, dreien $\frac{1}{16,2}$ u. s. f., von zehn $\frac{1}{12}$, von hundert $\frac{1}{10,2}$, von tausend $\frac{1}{10,002}$. Bei sehr vielen Windungen und dadurch eingeführtem großen Widerstande in dem Multiplicator, gegen welchen der Widerstand der Kette selbst verschwindet, erhält man in dem angegebenen Falle den Grenzwerth $\frac{1}{10}$, oder allgemein, wenn ω gegen nr vernachlässigt werden kann, $\frac{n . 1}{n . r} = \frac{1}{r}$.

Bei der wirklichen Ausführung legen sich aber die Drahtwindungen über einander, und jede neue Lage erfodert etwas mehr, als die unmittelbar unter ihr liegende, an Draht, und führt also stets einen größern Widerstand in der Kette ein. Es seien der Einfachheit der Rechnung wegen alle Windungen kreisförmig in einer Ebene übereinandergelegt und die Nadel mitten zwischen ihnen angebracht, sodaß die Nadel von allen gleiche Wirkung erfährt; es sei ferner der Radius der kreisförmigen Windung ϱ und der Durchmesser des Drahtes δ, während λ den Widerstand der Längeneinheit dieses Drahtes und ω den Widerstand der Kette mit Ausschluß des Multiplicators bedeute, so ist die Intensität des Stromes bei einer Windung, wenn wieder die elektromotorische Kraft der constanten Kette $= 1$ gesetzt wird, $= \frac{1}{\omega + 2\varrho\pi\lambda}$, bei zwei Windungen $= \frac{1}{\omega + 2\varrho\pi\lambda + 2(\varrho + \delta)\pi\lambda}$, bei drei Windungen $= \frac{1}{\omega + 2\varrho\pi\lambda + 2(\varrho + \delta)\pi\lambda + 2(\varrho + 2\delta)\pi\lambda}$ u. s. w., sodaß die Intensität des Stromes bei n Windungen, da die Summe $1 + 2 + 3 \ldots + (n - 1) = \frac{n . (n - 1)}{2}$ wird, $= \frac{1}{\omega + [2n . \varrho + n . (n - 1) \delta]\pi\lambda}$ ist. Die Einwirkungen der Multiplicatoren aus der bezeichneten Anzahl Windungen auf die Magnetnadel sind dann proportional mit den Ausdrücken

$$\frac{1}{\omega + 2\varrho\pi\lambda}, \frac{2}{\omega + 4\varrho\pi\lambda + 2\delta\pi\lambda}, \frac{3}{\omega + 6\varrho\pi\lambda + 6\delta\pi\lambda}, \ldots \frac{n}{\omega + 2n\varrho\pi\lambda + n(n - 1)\pi\lambda\delta}.$$

Um zu finden, für welche Anzahl n Windungen bei gegebenem ω, λ und δ diese Einwirkung ein Maximum wird, hat man den letzten Ausdruck nach n zu differenziren und den Zähler des erhaltenen Differentials $= 0$ zu setzen. Daraus ergibt sich dann

$$\omega = n^2\pi\delta\lambda,$$

$$\text{oder } n = \sqrt{\frac{\omega}{\pi\delta\lambda}}.$$

Um diese Formel auf ein Beispiel anzuwenden, so sei die Einheit des Längenmaßes das Millimeter, und der Einfachheit wegen $\delta = 1^{m.m.}$. Es sei ferner die Einheit, in welcher der Widerstand ausgedrückt wird, die Länge

von 1^mm. des angewandten Drahtes, so ist λ ebenfalls = 1. Der Radius der innern Windung (bis zur Mitte des Drahtes gerechnet) sei 50^mm., und der Widerstand in dem constanten Elemente = 314, d. h. so groß, als in 314 Millimeter Draht von 1^mm. Durchmesser des zu dem Multiplicator angewandten Metalles. Wendet man dann die in der ersten Reihe der folgenden Tabelle stehende Anzahl Windungen an, so erhält man die Einwirkungen auf die Magnetnadel proportional mit den Zahlen der zweiten Reihe.

Anzahl der Windungen.	
1	$\frac{1}{628,0}$
8	$\frac{1}{386,5}$
9	$\frac{1}{374,0}$
10	$\frac{1}{373,7}$
11	$\frac{1}{373,9}$
12	$\frac{1}{374,7}$
100	$\frac{1}{628,0}$

Man sieht, die Einwirkung auf die Magnetnadel wird hier bis 10 Windungen ein Maximum, und diese Anzahl ergibt sich auch sofort aus der Formel $n = \sqrt{\frac{\omega}{\pi \delta \lambda}}$. Da λ und δ gleich 1 sind, so wird

$$n = \sqrt{\frac{314}{3,14}} = \sqrt{100} = 10.$$

Bei einer und bei hundert Windungen wird in dem gewählten Beispiele der Ausschlag der Nadel gleich groß. Wenn also in der Kette selbst kein großer Widerstand vorhanden ist, so darf der Widerstand des Multiplicators auch nicht zu bedeutend werden. Ist dagegen der Widerstand in der Kette beträchtlich, so ist es zweckmäßiger, zahlreichere Windungen anzuwenden; wäre z. B. der Widerstand in der Kette 100 Mal größer, also gleich 31400 Millimeter des zur Einheit genommenen Drahtes, so würde das Maximum der Einwirkung $n = \sqrt{\frac{31400}{3,14}} = 100$, also erst bei einer zehn Mal so großen Anzahl Windungen, als im vorhergehenden Falle, eintreten.

Die Ebenen aller Windungen des Multiplicators können aber nicht mit der verticalen, durch die Magnetnadel gelegten Ebene zusammenfallen; ein Theil befindet sich zur Seite und wirkt wegen seiner größern Entfernung schwächer auf die in ihrer Ruhelage befindliche Nadel.

Die Ablenkung, welche die Magnetnadel eines Galvanometers durch einen elektrischen Strom aus dem magnetischen Meridian erleidet, hängt erstens ab von der Stärke des elektrischen Stromes, und zweitens von der Größe des horizontalen Theiles des Erdmagnetismus. Die Nadel wird nämlich stets soweit abgelenkt, bis daß die von Seiten des Stromes auf die Nadel wirkende Kraft, zerlegt senkrecht auf die Richtung der abgelenkten Nadel, genau gleich ist der Kraft des Erdmagnetismus, ebenfalls zerlegt senkrecht auf die abgelenkte Nadel. Die Stärke des Magnetismus der Nadel ist in dieser Beziehung gleichgültig, weil dieselbe auf gleiche Weise sowol bei der Einwirkung des in dem Multiplicatordrahte circulirenden Stromes als auch des Erdmagnetismus in Betracht kommt; wenn der Magnetismus der Nadel wächst oder abnimmt, so nehmen die ablenkende Kraft des Stromes und die zurückführende Kraft des Erdmagnetismus in demselben Verhältnisse zu und ab. Soll eine innerhalb eines Multiplicators befindliche Magnetnadel daher eine stärkere Ablenkung durch einen und denselben Strom bei Anwendung eines und desselben Multiplicatordrahtes zeigen, so bleibt nur der Weg übrig, das Bestreben des Erdmagnetismus, die Nadel in den Meridian zurückzuführen, zu schwächen. Da die Kraft, mit welcher der Erdmagnetismus die Magnetnadel in den Meridian zurückzuführen sucht, proportional dem Sinus des Ablenkungswinkels der Nadel wächst, so wird dann die schwächer wirkende Kraft des Erdmagnetismus erst bei einem größeren Ablenkungswinkel der ablenkenden Kraft des elektrischen Stromes, welche sich mit der Größe des Ablenkungswinkels vermindert, das Gleichgewicht halten können.

Das einfachste Mittel, welches sich in vielen Fällen als äußerst brauchbar bewährt, besteht darin, die Wirkung des Erdmagnetismus auf die Magnetnadel zu schwächen durch einen Stahlmagnet, welcher in die Ebene des Meridians dem einen Pole der Magnetnadel in einiger Entfernung gegenübergelegt wird, und zwar so, daß sein der Magnetnadel nächster Pol dem nach dem ihm zugewandten Pole der Nadel gleichnamig ist. Der Magnetstab hebt dann die Wirkung des Erdmagnetismus theilweise auf, wie man sogleich aus der Verlangsamung der Schwingungen der Magnetnadel erkennt. Je näher man den Magnetstab der Nadel bringt, desto langsamer werden die Schwingungen, desto kleiner wird die noch übrig bleibende Richtkraft des Erdmagnetismus, desto größer wird also unter übrigens gleichen Umständen die durch einen und denselben Strom erzeugte Ablenkung der Nadel aus der Ebene des magnetischen Meridians werden. Man hat es bei diesem Verfahren in seiner Gewalt, dem Galvanometer einen innerhalb gewisser Grenzen beliebigen Grad von Empfindlichkeit zu geben.

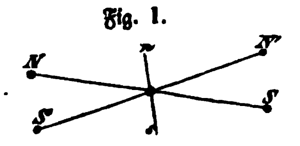
Denselben Zweck, die Richtkraft der Magnetnadel durch den Erdmagnetismus zu verringern, kann man noch auf eine andere Weise erreichen, nämlich durch Anwendung zweier nahe gleichstarker zu einem System verbundenen, parallel über einander befindlichen Nadeln, welche ihre gleichnamigen Pole nach entgegengesetzter Seite gerichtet haben. Die Wirkung des Erdmagnetismus auf die eine Nadel (die stärkere von beiden) wird dann beinahe von der Wirkung desselben auf die zweite (etwas schwächere) Nadel

aufgehoben. Es bleibt nur noch eine schwache Richtkraft in Folge der geringen noch vorhandenen Ungleichheit in der Stärke beider Nadeln übrig; je mehr die Nadeln einander an Stärke gleich sind, desto schwächer ist diese richtende Kraft des Erdmagnetismus. Man erkennt bei einer solchen Doppelnadel die noch vorhandene Einwirkung des Erdmagnetismus ebenfalls an der Schwingungsdauer; je größer diese ist, je langsamer die Doppelnadel schwingt, desto mehr sind die Nadeln einander in der Stärke gleich.

Am leichtesten erhält man eine solche Doppelnadel, wenn man mehre gleiche Stahlstäbchen, z. B. dünne, runde Stäbchen englischen Gußstahles, möglich gleichförmig härtet, und dann auf eine und dieselbe Weise mit Hilfe einer elektrischen Spirale oder eines kräftigen Elektromagneten magnetisirt. Man läßt dann jedes der Stäbchen einzeln mit seiner Mitte in einen Coconfaden eingeschleift schwingen, und bestimmt die Anzahl der in einer bestimmten Zeit vollbrachten Schwingungen oder die Schwingungsdauer. Je mehr sich zwei der Stäbchen hierin nähern, um so mehr nähern sich auch die Stärken ihrer Magnetismen einander. Man sucht die beiden einander am nächsten kommenden aus, und verbindet sie parallel in einiger Entfernung über einander mit den gleichnamigen Polen nach entgegengesetzter Seite gerichtet zu einem festen System, das an einem Coconfaden aufgehangen wird. Sind die beiden Nadeln noch nicht hinlänglich gleich, was man aus der Schwingungsdauer erkennt, so sucht man entweder die Kraft der schwächern Nadel durch neues Magnetisiren noch zu erhöhen, oder, was in den meisten Fällen schneller zum Ziele führt, man sucht in der stärkern Nadel ein wenig von ihrem Magnetismus durch behutsames Streichen oder Berühren mit dem gleichnamigen Pole einer schwach magnetisirten Nähnadel oder eines sonstigen kleinen Magnetes zu vernichten. Welches von beiden die stärkere Nadel ist, ergibt sich sogleich aus der Lage, welche die sich selbst überlassene Doppelnadel annimmt, indem die Pole der stärkeren Nadel diese Lage bestimmen. Es hält nicht schwer, eine Doppelnadel, welche z. B. aus zwei runden Stäbchen englischen Gußstahles von $100^{m.m.}$ Länge und $1-2^{m.m.}$ Durchmesser besteht, in wenig Zeit so zu magnetisiren, daß sie in mehr als einer Minute erst eine einfache Schwingung vollendet, während jede einzelne Nadel für sich nur wenige Secunden zu einer Schwingung bedarf.

Wenn die beiden magnetischen Axen der Nadel einander nicht genau parallel sind, so stellt sich die Doppelnadel, wenn die beiden Nadeln einander in der Stärke gleich (oder fast gleich) sind, mit ihrer Längsrichtung nicht in den Meridian, sondern senkrecht (oder wenigstens nahe senkrecht) auf denselben, indem aus den beiden sich schneidenden Axen NS und N'S', welche die horizontalen Projectionen der beiden über einander befindlichen Nadeln bezeichnen, eine neue resultirende Axe ns (Fig. 1) hervorgeht. Je mehr die beiden Nadeln mit ihren magnetischen Axen einander parallel liegen, um so geringer tritt diese Änderung in der Lage hervor.

Fig. 1.



Es bedarf wol keiner ausführlichen Erörterung, daß man das vorhin beschriebene Verfahren, die Richtkraft einer einzigen Nadel von Seiten des Erdmagnetismus zu vermindern, auch zweckmäßig auf eine Doppelnadel anwenden kann, um deren Richtkraft durch den Erdmagnetismus, welche bei unvermindertem Nadelmagnetismus constant bleibt, nach Belieben zu vermindern, oder auch, wenn der Multiplicator zu empfindlich sein sollte, zu vergrößern. Anstatt eines Magnets kann man auch deren zwei anwenden, und dieselben, wie es von einigen Mechanikern geschieht, oberhalb an dem Deckel des Instrumentes drehbar befestigen, sodaß man durch Nähern und Entfernen der Pole auf die unterhalb befindliche Nadel einen bestimmten Einfluß ausübt.

Die Anwendung der Doppelnadel führt nun aber außer der Verminderung ihrer Richtkraft seitens des Erdmagnetismus noch einen zweiten Vortheil mit sich. Wenn man diese Doppelnadel innerhalb eines Multiplicators (von großem Durchmesser, sodaß beide Nadeln zu allen seinen Theilen nahe dieselbe Beziehung hätten) aufhängen wollte, so würde sie mittels eines durch den Multiplicator geleiteten Stromes nicht stärker abgelenkt werden, als wenn eine einzige ihrer Nadeln vorhanden wäre; es würde der elektrische Strom im Multiplicatordrahte auf die eine Nadel grade umgekehrt als auf die andere, also gewissermaßen nur auf eine Nadel, deren Stärke gleich der Differenz beider Nadeln wäre, wirken. Wenn man aber einen engern Multiplicator anwendet, die eine Nadel der Doppelnadel innerhalb der Windungen, und die zweite oberhalb oder unterhalb derselben schweben läßt, so wird die Ablenkung der Nadel durch den elektrischen Strom im Multiplicatordrahte sehr bedeutend werden, weil jetzt der Multiplicator erstens auf die innerhalb seiner Windungen, und zweitens auf die außerhalb derselben befindliche Nadel eine Einwirkung zur Hervorbringung einer Bewegung im gleichen Sinne erzeugt; denn die dem Innern entgegengesetzt gerichteten polarischen Kräfte der Außenseite wirken auf die mit umgekehrten Polen angebrachte Nadel in demselben Sinne. Die äußere Nadel erfährt zwar nicht eine ebenso starke Einwirkung als die innerhalb der Windungen befindliche; immerhin aber dient dieselbe doch zur Vergrößerung der Ablenkung der Doppelnadel. Mehr als zwei Nadeln anzuwenden ist nicht nur überflüssig, sondern wegen des vermehrten Gewichtes, welches einen stärkeren Coconfaden erfodert und dadurch größere Torsion erzeugt, auch schädlich. Am zweckmäßigsten ist es, die obere Nadel oberhalb des Multiplicators schweben zu lassen, und unmittelbar unter ihr den getheilten Kreis zur Ablesung der Ablenkungen anzubringen. Man läßt natürlich die Nadel so nahe als es nur geht über den Windungen schweben. Verzeichnet man die Kreistheilung auf einer eisenfreien Kupferscheibe, so dient letztere gleichzeitig zur Dämpfung der Schwingungen. Will man die Dämpfung nicht haben, so ersetzt man die Metallscheibe durch eine Glasscheibe, auf welche eine Theilung auf Papier geklebt wird.

Um die eine Nadel oberhalb, die andere unterhalb der Windungen aufzuhängen, kann man zwei Wege einschlagen. Man windet den Multiplicatordraht auf einen Rahmen, innerhalb dessen die eine Nadel schwingen soll, und zwar alle Windungen dicht neben und über einander ohne Zwischenraum. Dann muß zur Aufnahme der Nadeln ein eigenthümlich geformter Bügel construirt werden, der von der obern Nadel zu beiden Seiten um die Windungen herum nach dem Innern des Rahmens geht, um hier die zweite Nadel aufzunehmen; eine Vorrichtung, die bei diesen Instrumenten wegen mancherlei Übelständen nicht wünschenswerth ist; sie beschränkt auch zugleich die Größe der Ablenkung, weil die seitlichen Bügel an die Windungen anstoßen. Gewöhnlich wendet man deshalb die andere Einrichtung an. Man läßt auf der Mitte des Rahmens einen Theil von Windungen frei, sodaß die innere Nadel, nachdem die Doppelnadel vollständig in Ordnung gebracht ist, von Oben in das Innere des Rahmens hineingelassen werden kann. Die Platte, welche die Kreistheilung trägt, muß ebenfalls einen Einschnitt zum Durchlassen der untern Nadel besitzen. Der Rahmen wird nicht größer gemacht, als nöthig ist, um die Nadel frei schwingen zu lassen. Der Coconfaden, an welchem die Doppelnadel hängt, ist gewöhnlich an eine kleine Rolle angebunden, um durch eine Drehung dieser Rolle mittels eines an dem Träger derselben herabgehenden Fadens die Nadeln mehr oder weniger zu heben, oder zu senken. Zum Schutze gegen Luftzug wird die ganze Vorrichtung mit einer Glasglocke überdeckt. Man wendet auch wol einen Glascylinder an, und bringt dann die Befestigung für den Coconfaden auf dem oben aufgelegten, in der Mitte durchbohrten Glasdeckel an.

Das ganze Instrument ist an seinem Fuße mit der Stellschraube versehen, um es horizontal zu stellen. Um ferner mit Leichtigkeit die Nadeln auf den Nullpunkt einzustellen, ist auch wol der Multiplicator auf einer Scheibe befestigt, welche sich um eine in ihrer Mitte befindliche verticale Axe drehen läßt. Die Drehung geschieht durch einen von dem untern Ende der Axe seitwärts ausgehenden Fortsatz; zweckmäßig ist es, diesen Fortsatz auf eine Kreistheilung zu legen.

Wenn der Multiplicator in der Mitte einen Spalt hat, also gewissermaßen aus zwei zur Seite der Nadel befindlichen Drahtmassen besteht, so zeigt sich, wenn die beiden Nadeln in ihrer Stärke äußerst nahe gleichgemacht sind, also die Schwingungszeit der Doppelnadel sehr groß ist, daß die Massen des Kupferdrahtes wegen des in ihnen vorhandenen Eisengehalts die Fähigkeit besitzen, die Magnetnadel aus dem Meridian abzulenken, und zwar so, daß die Nadel eine doppelte Stellung einnimmt, nämlich mit ihren Polen sich unter diejenige Drahtmasse unterstellt, welcher diese Pole sich grade am nächsten befinden. Man würde diesem Übelstande, wo die Nadel als Ruhelage eine doppelte Richtung zeigen kann, abhelfen können, wenn man die vordern Theile des Zwischenraumes ebenfalls mit Kupferdrahtmassen ausfüllte; bequemer ist es indessen, durch die Abstoßung mittels kleiner mit etwas Wachs in der Nähe der Kupferdrahtwindungen zweckmäßig angebrachte magnetische Theilchen (die äußersten Spitzen von magnetisirten Nähnadeln genügen) diese Anziehung der Drahtwindungen zu compensiren.

Um den elektromagnetischen Multiplicator zu eigentlichen Messungen tauglich zu machen, bedarf es aber einiger Abänderungen und Zusätze. Ohm [1]) bediente sich zu der Messung der Stromstärken eines Multiplicators mit einer einfachen Nadel, welche aber nicht an einem Coconfaden, sondern nach dem Princip der Drehwage an einem feinen Drahte (oder Faden Goldlahn) befestigt war. Wurde durch den Multiplicatordraht, welcher die Nadel umgab, ein elektrischer Strom geleitet, so wich die Nadel aus dem Meridian; durch eine Drehung des Drahtes, deren Größe er wie bei der Torsionswage, auf einem oben auf dem umhüllenden Glascylinder angebrachten Kreise gemessen, führte er die Nadel wieder in den Meridian zurück; und die Stärke des elektrischen Stromes war einfach der Anzahl Grade, um welche der Aufhängedraht gedreht war, proportional.

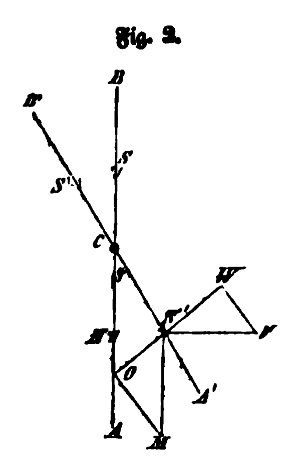
Fechner [2]) hat bei seinen Untersuchungen einen andern Weg eingeschlagen. Wenn die Magnetnadel an einem Coconfaden hängend sich selbst überlassen wird, so sind ihre Schwingungen allein hervorgebracht durch die Einwirkung des Erdmagnetismus. Umgibt man die Nadel aber mit einem Drahtgewinde (Multiplicatordraht), dessen Ebenen senkrecht auf der Richtung der im magnetischen Meridian in Ruhe befindlichen Magnetnadel stehen, und läßt durch diesen Multiplicator einen elektrischen Strom gehen, so werden die Schwingungen der Nadel nicht mehr allein von der Stärke des Erdmagnetismus, sondern auch von der Stärke des in dem Multiplicator circulirenden elektrischen Stromes abhängen. Je nach der Richtung, welche der elektrische Strom im Multiplicator zeigt, wird der elektrische Strom in gleichem, oder entgegengesetztem Sinne als der Erdmagnetismus wirken; die Schwingungen der Nadel werden im ersten Falle beschleunigt und in dem zweiten verzögert werden. Hat man zuvor die Schwingungsdauer der Magnetnadel oder die zu einer bestimmten Anzahl Schwingungen nothwendige Zeit unter der bloßen Einwirkung des Erdmagnetismus gemessen, und mißt dann dieselbe Größe unter der vereinigten Wirkung des Erdmagnetismus und des elektrischen Stromes, so läßt sich unter der Voraussetzung, daß die Magnetnadel ihre Stärke unverändert beibehält, aus denselben nach den bekannten Gesetzen des Pendels leicht die Stärke des elektrischen Stromes herleiten. Ein Übelstand bei diesem Verfahren besteht jedoch darin, daß die senkrecht gegen die Windungen des Multiplicators gestellte Nadel sich in der günstigsten Lage für die Magnetisirung durch den im Multiplicator circulirenden Strom befindet; und bei einigermaßen starken Strömen wird eine nur vorübergehende oder auch bleibende Veränderung des Magnetismus der Nadel selbst und damit eine Änderung in den Schwingungsverhältnissen hervorgerufen werden.

Als Meßinstrumente finden jetzt vorzugsweise An-

1) Schweigg. Journal 46, 145. 2) In seiner Bearbeitung von Biot's Exp.-Physik III, 148.

wendung die von Pouillet angegebene Sinus- und Tangentenboussole. Die Sinusboussole gründet sich darauf, daß wenn die an einem Coconfaden aufgehangene Magnetnadel während der Circulation des elektrischen Stromes in dem Multiplicatordrahte auch bei ihrer Abweichung aus dem magnetischen Meridian stets dieselbe Lage zu den Multiplicatorwindungen behält, dann die Stärke der elektrischen Ströme den Sinus der Ablenkungen proportional ist. Es sei NS (Fig. 2) eine in C an einem Coconfaden

Fig. 2.



aufgehangene Magnetnadel; AB bezeichne eine über und unter der Nadel parallel mit ihr hinlaufende, in derselben Ebene liegende Windung eines Multiplicators. Wenn nun in diese Windung ein elektrischer Strom eintritt, so weicht die Nadel, je nach dessen Richtung, aus dem magnetischen Meridian heraus. Gesetzt, das Ende N bewege sich nach Rechts. Man führe dann den Multiplicator AB, welcher auch um die verticale Linie durch C als Axe drehbar ist, ebenfalls mit seinem Ende A nach Rechts nach A′ soweit hin, bis die Nadel wieder genau innerhalb der Windungen steht. Der Winkel, um welchen man die Multiplicatorwindung gedreht hat, ist genau gleich demjenigen, um welchen die Nadel aus dem magnetischen Meridian abgelenkt wird. Die Nadel bleibt um diesen Winkel abgelenkt in Ruhe, weil die ablenkende Wirkung des Multiplicators durch die zurückführende Wirkung des Erdmagnetismus im Gleichgewichte gehalten wird. Die Wirkung des Multiplicators ist stets senkrecht auf der innerhalb seiner Ebene befindlichen Magnetnadel; sie sei = N′W. Die Wirkung des Erdmagnetismus erfolgt in der Richtung N′M, in der Richtung des magnetischen Meridians; nur der nach der Richtung senkrecht auf die Nadel zerlegte Theil dieser Wirkung ON′ kann der nach N′W gerichteten Wirkung des elektrischen Stromes das Gleichgewicht halten. Für die Ruhelage der Nadel in der Richtung N′S′ ergibt sich also $N'W = ON'$ oder $N'W = N'M . \sin N'MO = N'M . \sin \varphi$. Wird nun die Stärke des Erdmagnetismus als constant betrachtet, so ist die Stärke des elektrischen Stromes genau proportional dem Sinus des Ablenkungswinkels der Nadel, oder des ihm gleichen Drehungswinkels des Multiplicators.

Pouillet setzte Anfangs die Magnetnadel auf eine Stahlspitze, und befestigte senkrecht auf ihr ein feines Elfenbeinstäbchen, das an seinem Ende eine Marke trug, welche stets unterhalb eines an den Multiplicatorwindungen befindlichen Visirs sich befinden mußte; war diese letztere Bedingung erfüllt, so hatte die Nadel genau wieder dieselbe Lage bezüglich des Multiplicators eingenommen. Poggendorff hat sehr zweckmäßig die Magnetnadel an einem Coconfaden aufgehangen und zu beiden Seiten der Nadel Multiplicatoren angebracht; die Nadel spielt dicht vor einer Kreistheilung von wenigen Graden, und durch die Einstellung eines auf der Nadel angebrachten Striches auf den Nullpunkt der Theilung, wobei die Beobachtung mittels einer Loupe erfolgt, wird stets die Magnetnadel gegen die Multiplicatorwindungen in dieselbe Lage geführt. Die Nadel sammt den Multiplicatoren ist durch Glas gegen Luftströmungen geschützt. Eine Kreisscheibe aus starkem Messing von 8—10 Zoll Durchmesser, welche um einen verticalen Zapfen drehbar ist, trägt die Multiplicatoren, oberhalb dieser einen Glasdeckel mit in der Mitte aufgesetzter Glasröhre zur Befestigung des Coconfadens für die Magnetnadel, und einen den Raum zwischen der Kreisscheibe und dem Glasdeckel verschließenden Glascylinder. Der Rand der Scheibe ist in halbe Grade getheilt, und zwei einander gegenüberstehende Nonien, welche an dem feststehenden Fußgestelle befestigt sind, geben durch ihre Theilung zwei Minuten an, sodaß man den Drehungswinkel bis auf eine Minute bequem schätzen kann. Zur Horizontalstellung der Kreisscheibe dienen drei am Fuße, in welchem die Öffnung für den drehbaren Zapfen derselben liegt, angebrachte Stellschrauben, sowie die neben den Multiplicatoren befindlichen Wasserwagen. Um die Schwankungen des Schwerpunktes der Nadel leichter zu vernichten, hat Poggendorff von der Mitte der Nadel nach Unten einen Coconfaden mit einem kleinen Gewichte in eine nicht viel weitere Glasröhre hinabgehen lassen; was allerdings für den Anfang bequem und zeitersparend ist, aber bei behutsamer und geschickter Behandlung des Instrumentes überflüssig wird.

Bei der Tangentenboussole läßt man die Windungen des Multiplicators stets in der Ebene des magnetischen Meridians stehen, richtet es aber so ein, daß man ohne erheblichen Irrthum die Annahme machen kann, daß durch die nach dem Eintritte des elektrischen Stromes erfolgte Ablenkung der Nadel aus demselben die Einwirkung dieses Stromes von Seiten des Multiplicators aus nicht geschwächt wird. Man erreicht diesen Zweck, indem man den Multiplicatorring bedeutend größer macht, als die Magnetnadel, sodaß die Länge der letzteren höchstens den fünften Theil vom Durchmesser des Ringes beträgt. Um nicht gezwungen zu sein, auf einem zu kleinen Kreise die Ablenkung zu beobachten, kann man auf der Magnetnadel eine dünne Querleiste von Elfenbein, deren Enden über eine Theilung gehen, anbringen. Der Name Tangentenboussole stützt sich darauf, daß die Stärke des elektrischen Stromes proportional ist der Tangente des Ablenkungswinkels der Magnetnadel. Es seien AB (Fig. 2) wieder die Ebenen der Multiplicatorwindungen, welche in dem

magnetischen Meridiane liegen, und ein durch diese Windungen gehender elektrischer Strom habe die Nadel NS bis zu der Richtung N'S' abgelenkt. Sie bleibt in dieser Lage stehen, weil der Erdmagnetismus N'M und die magnetische Wirkung des in AB befindlichen Multiplicators N'V sich im Gleichgewichte befinden; dann müssen die in der Richtung senkrecht auf die Nadel zerlegten Theile dieser Kräfte, nämlich N'O und N'W einander gleich sein. Nun ist, wenn φ der Ablenkungswinkel heißt, $N'O = N'M \sin\varphi$, und $N'W = N'V \cos\varphi$. Ist nun $N'O = N'W$, so wird

$$N'M \sin\varphi = N'V \cos\varphi,$$

$$\text{oder } N'V = N'M \,.\, \mathrm{tg}\,\varphi$$

Anstatt den Durchmesser der Multiplicatorwindungen so sehr zu vergrößern, kann man aber auch die Ablenkung der Nadel geringer machen, und dafür die Mittel zur genauen Beobachtung dieser kleinen Ablenkungen verbessern. Es ist zu diesem Zwecke am dienlichsten, die Nadel nach Art des Magnetometers mit einem kleinen Planspiegel zu versehen, und eine in demselben gespiegelte, in einiger Entfernung ihm gegenüber gestellte Scale, durch ein angemessen vergrößerndes Fernrohr zu beobachten. Es ist nicht zweckmäßig, diesen Multiplicator in der Mitte zu spalten, um die Nadel zwischen den Windungen hinablassen zu können; man hängt vielmehr die Nadel an einem Bügel auf, dessen Schenkel um die Multiplicatorwindungen herumgehen; eine Beschränkung des Ausschlages, wie sie oben bei dieser Einrichtung in ihrer Anwendung auf das gewöhnliche Galvanometer schon erwähnt wurde, ist hier ohne Nachtheil, weil man sich ja von vornherein nur auf Ablenkungen von kaum einigen Graden beschränkt hat. Die auf der Scale abgelesenen Scalentheile geben die Tangenten der doppelten Winkel, welche man bei kleinen Winkeln den Tangenten der einfachen Winkel proportional setzen kann.

Für viele Versuche wird es zweckmäßig sein, die Magnetnadel sehr bald wieder zur Ruhe zu bringen; anstatt in einiger Entfernung gehaltener und dann wieder entfernter Magnetstäbe, welche durch ihre passend angebrachte Wirkung die Bewegungen der Magnetnadel verringern, ist es oft sehr vortheilhaft, die Magnetnadel mit einem Kupferringe zu umgeben, welcher durch die in Folge der Bewegung der Magnetnadel in ihm hervorgerufenen magnetoelektrischen Inductionsströme, deren Richtung so beschaffen ist, daß sie durch ihre Rückwirkung auf die Magnetnadel letztere in ihrer Bewegung hemmen, die Schwingungen der Nadel, je nach der Größe seiner Masse und seiner Annäherung an die Nadel, mehr oder weniger schnell aufhebt (er wirkt als Dämpfer). Ein solcher Kupferring kann in dem zuletzt beschriebenen Instrumente zugleich als Rahmen zur Aufwickelung des Multiplicatordrahtes dienen [3]).

Um die Empfindlichkeit eines Multiplicators etwas abändern und namentlich auch den in seinen Windungen vorhandenen Widerstand dem Widerstande der in Untersuchung gezogenen Elektricitätsquelle besser anpassen zu können, windet man den Draht in mehren von einander gesonderten Lagen auf; man verfertigt denselben z. B. aus zwei entweder neben einander hinlaufenden, oder mit ihren Windungen in verschiedenen Lagen über einander liegenden Drähten. Man kann dann einen Draht allein anwenden, oder beide Drähte mit ihrem Anfange und ihrem Ende verbinden, sodaß sie einen Draht von doppelter Dicke darstellen, oder man kann die beiden Drähte hinter einander legen, sodaß das Ende des ersten Drahtes mit dem Anfange des zweiten Drahtes verbunden ist, und der Strom alle Windungen nach einander durchlaufen muß. Bei der letzten Anordnung ist der Widerstand in dem Multiplicator der größte, bei der zweiten Anordnung dagegen am kleinsten.

Für manche Untersuchungen ist ein sogenanntes Differentialgalvanometer sehr bequem. Es sollen nämlich bei einem solchen Instrumente zwei elektrische Ströme oder ein in zwei Zweige getheilter Strom gleichzeitig auf die Magnetnadel wirken, und sich in ihrer Wirkung auf die letztere völlig aufheben. Zu diesem Behufe muß der Multiplicator aus zwei von einander durch die Überspinnung mit Seide vollständig getrennten, aber in ihrem ganzen Verlaufe neben einander liegenden Drähten bestehen, sodaß beide Drähte in gleich viel Windungen und in möglichst gleichem Abstande von der Nadel sich befinden; durch jeden Draht wird dann einer der beiden Ströme oder der beiden Zweige eines Stromes geleitet, mit der Anordnung, daß die Richtungen beider in den Windungen des Multiplicatordrahtes einander entgegengesetzt sind. Wenn man ein solches Differentialgalvanometer nach Art der gewöhnlichen Galvanometer mit Doppelnadel einrichtet, so wird es unbrauchbar, indem durch den Einfluß der verticalen Stücke des Multiplicators die Nadel auch bei Gleichheit der beiden Ströme einen doppelten Stand zu beiden Seiten der Ruhelage annimmt; es gelingt nicht, die Nadel in der Ruhelage zu erhalten, sie weicht rechts oder links ab, je nach der Stellung, welche sie beim Eintritte des elektrischen Stromes einnimmt. Diesen Übelstand habe ich [4]) gänzlich dadurch vermieden, daß ich die Multiplicatorwindungen weiter von der Nadel entferne, und auf einen vollständigen Kreis, dessen Durchmesser wol zwölf Mal die Länge der Nadel übertrifft, aufwickele. Die Nadel, welche von einem an der obern innern Seite des Ringes befestigten Coconfaden getragen wird, ist mit einem Planspiegel versehen, und ihre Stellung wird wie bei dem Magnetometer abgelesen. Um sich von der Brauchbarkeit des Instruments zu überzeugen, verbindet man, nachdem man sich vorher mit Hilfe eines andern Galvanometers überzeugt hat, daß die Windungen des einen Drahtes vollständig von den Windungen des andern Drahtes isolirt sind, die beiden Anfänge der Multiplicatordrähte, mit den beiden Polen einer galvanischen Kette, während die beiden Enden der Drähte ebenfalls mit einander verbunden

3) Ein solches Galvanometer ist beschrieben in den elektrodynamischen Maßbestimmungen, insbesondere Widerstandsmessungen von W. Weber; in dem I. Bde. der Abhandlungen der königl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften S. 337.

4) Pogg. Annal. 60, 255.

werden. Auf diese Weise werden die beiden Multiplicatordrähte von ganz genau gleichen (es ist ja derselbe) Strömen in entgegengesetzter Richtung durchlaufen. Die Magnetnadel im Innern des Multiplicatorringes wird unverändert ihre Stellung beibehalten, wenn beide Drähte gleich viel und gleich angeordnete Windungen besitzen.

Die elektromagnetische Wirkung des Leitungsdrahtes eines elektrischen Stromes hat Becquerel [5]) noch auf eine andere Weise zur Messung eines elektrischen Stromes angewendet. Er ließ nämlich zwei Magnetstäbe von der Wagschale einer empfindlichen Wage senkrecht herabhängen, sodaß dieselben ihren Nordpol nach Unten richteten, und mit ihnen sich über zwei auf Glasröhren gewickelten Spiralen aus Kupferdraht von mehren tausend Windungen befanden, sodaß sie bei der Bewegung der Wage in diese Röhren eintauchen konnten. Der elektrische Strom wurde nun durch die beiden Drahtspiralen so hindurch geleitet, daß beide in ihrer Wirkung auf die Magnetstäbe sich addirten, d. h. daß der eine Magnet von der unter ihm stehenden Spirale angezogen, der andere aber von der unter ihm stehenden Spirale abgestoßen wurde. Bei dieser Einrichtung ist jedoch das Gleichgewicht der Wage nicht stabil, weil die Anziehung zwischen dem Magnet und der Spirale bei der Annäherung in stärkerem Grade zunimmt, als das Gegengewicht durch den Ausschlag der Wage. Diesen Fehler haben Lenz und Jacobi [6]) dadurch vermieden, daß sie den einen Magnetstab mit seinem untern Ende oberhalb der einen Spirale, den zweiten dagegen mit seinem an einem Drahte von der Wagschale herabhängenden obern Ende unterhalb der zweiten Rolle anbringen, und den Strom durch beide Rollen so hindurchleiten, daß beide nächsten Pole der Magnete durch die zu ihnen gehörige Spirale eine Abstoßung erfahren, der erste Magnet also nach Oben, und der zweite nach Unten getrieben wird. Durch aufgelegte Gewichte sucht man die Wage im Gleichgewichte zu erhalten, und diese Gewichte sind bis auf eine Correction der Stärke der Ströme proportional. Es ist übrigens gar nicht nöthig, auf beiden Seiten der Wage Magnete anzubringen, man kann sie auf einer Seite der Wage anhängen; es genügt auch ein Magnet mit seiner Spirale. Die Anwendung zweier Magnete und zweier Rollen vermeidet nur unnütze Belastung der Wage durch Gegengewichte, und läßt aus derselben Drahtmasse zwei Rollen mit einer größeren Anzahl Windungen bilden, als wenn der ganze Draht auf eine Rolle gewunden würde.

Die vorhin erwähnte Correction wird dadurch nöthig, daß durch den Einfluß des elektrischen Stromes in der Spirale der Magnetismus des Magnets abgeändert wird, und zwar wird bei der von Jacobi und Lenz angenommenen Einrichtung, weil beide nächste Pole der Magnete zurückgestoßen werden, die Spiralen also eine umgekehrte Vertheilung des Magnetismus in den Stäben hervorrufen, der Magnetismus des Stabes und dadurch die Abstoßung verringert. Diese Correction wird, weil bei dem Wachsen der Stärke des Stromes auch zugleich die Verstärkung des Magnetismus abhängt, von dem Quadrate der Stromstärke abhängen, und muß natürlich für jede Einrichtung besonders berechnet werden.

Man könnte auch einen oder mehre gut ausgeglühte Eisenstäbe an der Wagschale so aufhängen, daß sie mit einem beliebigen Theile ihrer Länge innerhalb der Spirale frei schwebten. Durch die magnetisirende Einwirkung der Spirale auf diese Stäbe werden die Stäbe magnetisch, und erhalten durch die Rückwirkung zwischen diesem Magnetismus und der elektrischen Spirale ein Bestreben, sich mit ihrer Mitte in die Spirale zu stellen. Das Bestreben, sich zu bewegen, ist bis auf eine Correction proportional dem Quadrate der Stromstärke, weil der Strom in der Spirale und der Magnetismus in dem Stabe in gleichem Grade wachsen; es wird durch aufgelegte Gewichte, welche die Wage wieder ins Gleichgewicht bringen, gemessen. Man kann auch umgekehrt die Spirale an die Wagschale anhängen. Das Bestreben, sich zu bewegen, ist, wenn die Spiralen über verschiedenen Punkten der Länge der Stäbe stehen, verschieden; stehen die Spiralen über der Mitte, so ist es Null; es wächst mit ihrer Annäherung an die Enden erst langsam und dann schneller, und erreicht sein Maximum, wenn die Spiralen über den Enden der Eisenstäbe stehen, jedoch so, daß das Ende der Stäbe ein wenig in die Spirale hereingezogen ist [7]). Eine Correction wird deshalb nöthig, weil der Erdmagnetismus ebenfalls magnetisirend auf den Stab wirkt; die Einwirkung der elektrischen Spirale auf diesen durch die Erde hervorgerufenen Theil des Magnetismus in den Stäben wird aber der Stromstärke einfach proportional sein. Man kann übrigens diese Correction auch ganz vermeiden, wenn man die Messung doppelt macht, nämlich mit umgekehrter Stromrichtung in den Spiralen, und aus den in beiden Versuchen erhaltenen Gewichten das Mittel nimmt. In dem einen Falle verstärkt nämlich der Erdmagnetismus den Magnetismus der Stäbe ebenso sehr, als er ihn bei umgekehrter Vertheilung schwächt. Die so erhaltenen Mittel sind dann ohne Weiteres den Quadraten der Stromstärke proportional. Auch läßt sich diese Correction selbst bei nur einem Versuche vermeiden, wenn man ein hufeisenförmig gebogenes Eisen mit der Wölbung an der Wage aufhängt, und seine Schenkel in zwei gleiche Spiralen gleich weit eintauchen läßt; indem dann der Magnetismus des einen Schenkels durch die Wirkung des Erdmagnetismus in demselben Grade vermehrt, als der im andern vermindert wird.

Die Einwirkung zweier Leitungsdrähte galvanischer Ströme auf einander, ist von W. Weber [8]) zur Construction eines Galvanometers, dem er den Namen eines Elektrodynamometers oder schlechthin Dynamometers beigelegt hat, benutzt worden. Innerhalb einer kreisförmigen Multiplicatorrolle von ein Paar Tausend Windungen hat er eine andere Multiplicatorrolle von ebenfalls sehr vielen

5) Pogg. Annal. 42, 307. 6) Pogg. Annal. 47, 226.

7) Berichte über die Verhandlungen der königl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften. 1850. 8) Elektrodynamische Maßbestimmungen; Abhandl. bei Begründung der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, von der Jablonowski'schen Gesellschaft herausgegeben; Pogg. Annal. 55, 183.

Windungen an zwei Drähten bifilar beweglich aufgehangen. Den Draht der innern Rolle nimmt man, um eine hinreichende Anzahl Windungen zu erhalten, etwas feiner als den Draht zu der äußern Rolle, weil der Raum für die innere Rolle beschränkt ist. Die beiden Aufhängedrähte dienen außer zur bifilaren Aufhängung auch gleichzeitig zur Einleitung und Ausführung des elektrischen Stromes in und aus der innern Rolle; oben sind dieselben isolirt an einem Torsionskreise befestigt, und sie werden so gestellt, daß die Are der innern Rolle genau senkrecht auf der Are der äußern Rolle steht; zugleich muß der ganze Apparat so gerichtet werden, daß bei dieser Stellung der Aren beider Rollen gegen einander, die Are der innern Rolle in der Ebene des magnetischen Meridians liegt. Die innere Rolle trägt auf der einen Seite einen Planspiegel, und auf der entgegengesetzten ein Gegengewicht. Ihre Stellung wird mittels des Fernrohres und einer Skale abgelesen. Wenn nun durch die Drähte beider Rollen ein elektrischer Strom geleitet wird, so entsteht in der innern Rolle ein Bestreben, sich mit ihren Windungen den Windungen der äußern Rolle so parallel zu stellen, daß der elektrische Strom in beiden dieselbe Richtung gewinnt. Die Torsion der beiden Aufhängedrähte hält bei einer gewissen Ablenkung diesem Bestreben das Gleichgewicht. Die obere oder untere Befestigung der beiden Aufhängedrähte richtet man so ein, daß man diese Aufhängepunkte einander nähern oder von einander entfernen kann. Je näher dieselben einander gebracht werden, desto geringer ist der Widerstand, welchen die Torsion leistet, desto größer der Ausschlag für eine und dieselbe Stromstärke, desto empfindlicher das Instrument. Ein Strom aus einem Stückchen Kupfer und Zink mit dazwischen gelegtem, mit reinem Wasser getränktem Papier, vermag die innere Rolle so stark abzulenken, daß eine 1 Meter lange und in der Entfernung einiger Meter von dem Spiegel angebrachte Skale ganz aus dem Gesichtsfelde geht. Die gemachten Ausschläge sind dem Quadrate der Stromstärken proportional, weil bei der Verstärkung des Stromes z. B. auf das Doppelte, die Stromstärke in beiden Rollen doppelt, also ihre gegenseitige Einwirkung vervierfacht wird. Eine Correction wird aber noch dadurch nöthig, daß der Erdmagnetismus ebenfalls richtend auf die innere vom elektrischen Strome durchflossene Rolle wirkt, wenn auch seine Wirkung wegen der nicht bedeutenden Abweichung der Are der innern Rolle aus dem magnetischen Meridiane nicht stark hervortreten kann. Daß diese Einwirkung des Erdmagnetismus auf die mit ihrer Are nicht im Meridiane befindliche innere Rolle stattfindet, davon kann man sich durch den Versuch überzeugen, wenn man den elektrischen Strom durch die innere Rolle allein gehen läßt. Die Rolle wird abgelenkt werden. Auf diese Weise erhält man auch am leichtesten die Prüfung, ob die Are der Rolle im Meridian steht, indem ein starker, durch die Rolle geleiteter Strom keine Änderung in der Stellung der Rolle bewirken darf.

Da die Ausschläge dieses Instruments mit dem Quadrate der Stromstärken wachsen, so werden sie auch in ihrer Richtung von der Richtung des angewandten elektrischen Stromes unabhängig sein. Wenn man die Pole der Kette vertauscht, so kehrt sich, da der Strom die beiden Rollen nach einander durchläuft, die Richtung des elektrischen Stromes in beiden Rollen gleichzeitig um, weshalb die Richtung des Ausschlages ungeändert bleibt. Will man einen Ausschlag der innern Rolle nach der entgegengesetzten Seite erzeugen, so muß man die Verbindung der beiden Rollen unter einander abändern, sodaß der Strom nur in einer Rolle die entgegengesetzte Richtung annimmt, während er in der andern seine frühere Richtung beibehält. Da der Ausschlag bei unveränderter Verknüpfung der Enden beider Rollen durch die Umkehrung der Richtung des Stromes seine Richtung nicht umkehrt, so gestattet dieses Instrument auch schnell auf einander folgende, in ihrer Richtung abwechselnde Ströme zu messen. Weber hat mittels desselben z. B. die elektrischen Ströme nachgewiesen, welche ein als Klangstab befestigter und durch Anschlagen in tönende Schwingungen versetzter Magnetstab durch die Hin- und Herbewegung seiner Pole innerhalb zweier Spiralen aus Kupferdraht, welche mit den Drähten des Dynamometers verbunden sind, inducirt; wegen der entgegengesetzten Richtung dieser äußerst schnell auf einander folgenden Inductionsströme können die frühern Galvanometer keinen Ausschlag zeigen.

Bei Strömen, welche nur kurze Zeit dauern, z. B. bei Inductionsströmen durch Einführen eines Magnets in eine Spirale aus Kupferdraht, hängt die Größe des Ausschlags, welcher der in diese Spirale inducirte Strom durch Verbindung mit einem gewöhnlichen Galvanometer, der Nadel desselben ertheilt, nicht wesentlich von der Dauer des Einstoßens ab, wenn sie nur so kurz ist, daß das Einstoßen des Poles in die Spirale vollendet ist, bevor die Nadel sich merklich aus ihrer Lage entfernt hat. Anders ist es bei dem Ausschlage des Dynamometers, indem derselbe von dieser Zeitdauer abhängig ist; mit der Kürze derselben wächst die Stärke des Ausschlags. Weber hat sinnreich die Beobachtungen der Ausschläge an einem gewöhnlichen Galvanometer, und an dem Dynamometer benutzt, um, wenn zugleich die Schwingungsdauern der Magnetnadel in den Galvanometer und der bifilar aufgehängten Rolle des Dynamometers gemessen worden, die Dauer des Durchgangs eines elektrischen Stromes zu bestimmen.

Außer der elektrodynamischen und elektromagnetischen Wirkung eines galvanischen Stromes lassen sich auch, wie Eingangs erwähnt, die von ihm hervorgebrachten Wärmeerscheinungen zu galvanometrischen Vorrichtungen benutzen. De la Rive suchte die Stärke des Stromes durch Hindurchleiten durch die Spirale eines Breguet'schen Metallthermometers und die dadurch erzeugte Erwärmung zu bestimmen; ein Verfahren, das sich keines weitern Beifalles zu erfreuen gehabt hat. Namentlich hat Lenz die verschiedene Leitungsfähigkeit und Erwärmungsfähigkeit der in der Spirale zusammengelegten Metalle hervorgehoben, indem nicht die Erwärmungsfähigkeit derselben umgekehrt proportional der Leitungsfähigkeit angenommen werden

kann. Es wird also kein einfaches Verhältniß zwischen den Stärken des elektrischen Stromes und den Bewegungen der Spirale bestehen.

Poggendorff hat das Luftthermometer, wie es Rieß zur Messung der Erwärmung der Drähte, durch die Entladungen einer elektrischen Batterie benutzt hat, auch auf die Messung elektrischer Ströme angewendet.

Es haben diese Meßvorrichtungen, welche sich auf die erzeugte Wärme gründen, den Vortheil vor den elektromagnetischen Multiplicatoren voraus, daß sie eine Messung abwechselnd gerichteter elektrischer Ströme, ebenso wie das Dynamometer gestatten. Am zweckmäßigsten halte ich die von mir getroffene Einrichtung [9]), die Stärke eines elektrischen Stromes durch die Verlängerung zu messen, welcher derselbe in einem Drahte erzeugt, und die, wenn nicht ganz, so doch zum allergrößten Theil auf Rechnung der durch den Strom erregten Wärme zu setzen ist. Ich befestige zu diesem Zwecke den Draht, dessen Verlängerung zur Messung benutzt werden soll, mit dem untern Ende in einem an dem untern Theile einer Thürpfoste angebrachten Klotze, sodaß sein Ende durch eine Schraube noch etwas gehoben und gesenkt werden kann. Das obere Ende desselben Drahtes befestige ich dagegen an einem Bügel, der auf die eine Schneide eines sehr kleinen Wagebalkens zu liegen kommt. Die andere jenseit der Drehungsaxe des Wagebalkens liegende Schneide trägt ebenfalls einen Bügel mit einem Gewichte zur Spannung des Drahtes. Der eine Arm des Wagebalkens trägt senkrecht auf der Richtung des letzteren einen kleinen Planspiegel, welchem gegenüber ein Fernrohr mit einer vertical gestellten, in Millimeter getheilten Skale befestigt ist. Durch Stellung der Schraube am untern Ende des Drahtes kann der Wagebalken, wenn zuvor der Draht ungefähr abgepaßt ist, in die wagrechte Lage gebracht werden. Die Zuleitung des elektrischen Stromes zu dem Drahte geschieht unten an der Schraube, und oben durch ein angesetztes kleines umgebogenes Drahtstück, welches in ein Quecksilbergefäß taucht, und in diesem zur Auf- und Abbewegung Raum hat, ohne das Quecksilber, das mit dem einen Pole der galvanischen Kette in Verbindung gesetzt ist, zu verlassen. Die Anzahl der Skalentheile, um welche sich bei dem Eintritte des elektrischen Stromes die Wage ändert, würden proportional sein dem Quadrate der Stromstärken, wenn die ganze Wärme in dem Drahte angehäuft bliebe. Durch die Strahlung geht aber ein Theil verloren, sodaß man zur Berechnung der Stromstärken aus der Anzahl der Skalentheile, um welche der Wagebalken aus der horizontalen Lage gebracht worden, noch einer Correction bedarf, die aus wenigen Beobachtungen durch Vergleichung mit einem andern Galvanometer, z. B. der Sinusboussole ein für alle Mal bestimmt, die Stromstärken aus den Skalentheilen sofort finden läßt.

Die chemische Zersetzung des Wassers durch einen elektrischen Strom ist besonders von Faraday bei seinen Versuchen vielfach zu elektrischen Messungen benutzt worden, und es hat dieses Verfahren in der That auch nach einer gewissen Seite vor den bisher angeführten einen eigenthümlichen Vorzug. Rücksichtlich der Genauigkeit und der Anwendung für schwächere Ströme kann dasselbe mit den frühern allerdings nicht wetteifern; es gibt auch streng genommen nicht ein Maß für die Stärke des elektrischen Stromes in einem bestimmten Augenblicke, sondern es gibt vielmehr das Quantum der in einer bestimmten Zeit durch die galvanische Thätigkeit der Kette entwickelten Elektricität an. Aber grade diese Angabe ertheilt diesem Verfahren für gewisse Fälle eine große Wichtigkeit; denn bei Untersuchungen über die chemischen Zersetzungen durch die Säule gestattet diese Vorrichtung das unmittelbare Vergleichen anderer chemischen Zersetzungen mit der des Wassers.

Die ganze Vorrichtung, gewöhnlich Voltameter genannt, besteht aus zwei Platinplatten oder Drähten, welche mit ihrem einen Ende durch den Boden eines Glasgefäßes wasserdicht hindurchgeleitet, und mit dem andern mit den Polen der Volta'schen Säule in Verbindung gesetzt sind. Das Glasgefäß wird mit verdünnter Schwefelsäure (am zweckmäßigsten 33 Proc. Schwefelsäure) angefüllt, und über jede Platte eine graduirte, mit derselben Säure angefüllte Glasröhre gesetzt. Die Menge des zersetzten Wassers oder die Menge der aufgefangenen Gase ist proportional dem Quantum der zu dieser Zersetzung verbrauchten Elektricität. Die Größe der Platten macht keinen wesentlichen Unterschied, und wenn der Strom einer und derselben Säule gleichzeitig durch zwei solche Vorrichtungen mit verschiedenen großen Platten nach einander hindurchgeht, so findet sich in jeder Vorrichtung dieselbe Menge Wasser zersetzt, oder dieselbe Menge Gas entwickelt. Kleine Ungenauigkeiten entstehen durch die Absorption der entwickelten Gasarten in der Flüssigkeit, welche um so stärker eintritt, je geringere Größe die sich bildenden Gasbläschen haben, und je länger sie mit der Flüssigkeit in Berührung stehen; die oben bezeichnete Mischung aus Schwefelsäure und Wasser besitzt nach Faraday das geringste Absorptionsvermögen.

Endlich lassen sich auch die physiologischen Wirkungen des elektrischen Stromes als ein Mittel zu seiner Wahrnehmung benutzen, sie waren ja bekanntlich sogar das erste Mittel, durch welches Galvani denselben fand, und blieben auch lange Zeit das einzige Mittel zur Wahrnehmung desselben. Unser eigner Körper ist nur zur Wahrnehmung sehr starker Ströme geeignet, weil der elektrische Strom in dem unversehrten Körper nur zu einem geringen Theile durch die Nerven geht, da er sich unter alle ihm eröffnete Wege stets im Verhältnisse der Leitungsfähigkeit vertheilt. Je mehr der Durchgang des Stromes allein auf die Nerven eingeschränkt wird, desto stärker ist die Wirkung. Hierin liegt der Vorzug der galvanischen Zubereitung der Frösche vor dem Gebrauche der unversehrten Thiere, weil bei jener Zubereitung die Nerven den einzigen Weg zur Leitung des elektrischen Stromes darbieten. In vielen Fällen noch bequemer, als der nach Galvani's Weise präparirte Frosch, ist ein bloßer, nach Mateucci's Vorschrift zubereiteter Froschschenkel. Man enthäutet nämlich den Frosch, trennt in der Kniekehle den

9) Pogg. Annal. 75, 206.

Unterschenkel, ohne jedoch den Nervus ischiadicus zu durchschneiden, mittels einer Schere von dem Oberschenkel, und präparirt den genannten Nerven von der Kniekehle aufwärts bis zu den Lendenwirbeln, wo man ihn durchschneidet. Der Unterschenkel wird dann auf eine isolirte Unterlage festgebunden, sodaß sein Nerv frei herunterhängt.

Um große Empfindlichkeit dieses Galvanoskops zu erreichen, muß man kräftige Thiere benutzen, und möglichst schnell zurichten; am reizbarsten sind dieselben im Herbst und Frühjahr vor und nach dem Winterschlafe. Durch das Austrocknen der herabhängenden Nerven geht die Empfindlichkeit verloren, und es zeigen sich während desselben wiederholt schwache Zuckungen oder ein Zittern in den Muskeln, die bisweilen zu Täuschungen Veranlassung geben. Am besten vermeidet man das Austrocknen, wenn man die Nerven in der Zwischenzeit zwischen den Versuchen, zwischen die Muskeln oder nur unter die Haut des abgeschnittenen Körpers des Frosches legt.

Die Zuckung eines so präparirten Schenkels kann in einem gewissen Stadium der Reizbarkeit nicht blos zur Wahrnehmung eines elektrischen Stromes schlechthin, sondern auch zur Bestimmung der Richtung desselben dienen. Während nämlich gleich nach dem Tode die Zuckungen sowol beim Schließen als auch beim Öffnen der galvanischen Kette, und zwar gleichgültig, ob der Strom den Nerven in der Richtung von seinem centralen Ende nach dem peripherischen (absteigender Strom) oder umgekehrt (aufsteigender Strom) durchläuft, so stark eintreten, daß kein Unterschied bemerklich wird, so tritt einige Zeit nachher gewöhnlich ein Zustand ein, in welchem der Froschschenkel bei der Schließung des absteigenden, und bei der Öffnung des aufsteigenden Stromes in stärkere Zuckung geräth, als beim Öffnen des absteigenden, und beim Schließen des aufsteigenden, welche letztere beiden Zuckungen bald soweit abnehmen, daß nur die beiden erst genannten stärkeren Zuckungen beim Schließen des absteigenden und Öffnen des aufsteigenden Stromes sichtbar werden, während die andern beiden gänzlich verschwinden. In diesem, einige Zeit nach dem Tode eintretenden, Zustande ist nach dem Angeführten, daher der Froschschenkel auch zur Bestimmung der Richtung des elektrischen Stromes anwendbar. Als Maß für die Stärke des elektrischen Stromes oder auch für das Quantum der durch ihn hindurch ausgeglichenen Elektricität kann derselbe aber durchaus nicht dienen, da die Lebhaftigkeit und Heftigkeit seiner Zuckung sehr von dem Zustande seines Nerven, und auch selbst von der Zeit, während welcher ein bestimmtes Quantum Elektricität durch ihn hindurchgeht, abhängt. Dagegen gewährt grade der Froschschenkel den eigenthümlichen Vortheil, der auf keine andere Weise ersetzt werden kann, daß er Bewegungen der Elektricität in einer durch ihn geschlossenen Kette wahrnehmen läßt, welche durchaus keine Metalle enthält. Die Empfindlichkeit des als Galvanoskop gebrauchten Froschschenkels ist so groß, daß erst die vorzüglicheren, elektromagnetischen Multiplicatoren sie zu überbieten im Stande sind.

Schließlich mögen hier noch einige Angaben über die beiden Multiplicatoren mit sehr vielen Windungen und sehr langem Drahte angeführt werden. Der Multiplicator, welcher den längsten Draht, soviel mir bekannt ist, besitzt, ist der von Fechner construirte; die Länge des Drahtes beträgt 16,454 pariser Fuß, oder 5347 Meter, und enthält 12,076 Windungen. Der Multiplicator mit den zahlreichsten Windungen ist der von Du Bois-Reymond[10]) zu seinen Untersuchungen über den Nervenstrom construirte; die Länge des Drahtes beträgt 5106 Meter, welcher in 24,160 Windungen aufgewickelt ist. (*Hankel.*)

GALVANOPLASTIK. Wenn ein elektrischer Strom durch eine Flüssigkeit geleitet wird, so zeigt sich in derselben eine chemische Zersetzung. Das Wasser wird durch denselben bekanntlich so zersetzt, daß der Sauerstoff an dem positiven, der Wasserstoff dagegen an dem negativen Pole sich ausscheidet. Sind dem Wasser Salze beigemengt, so werden auch diese in ihre Bestandtheile zerlegt, und zwar so, daß die Säure an dem positiven, die Basis dagegen an dem negativen Pole (s. d. Art. Galvanismus) frei wird. Aus dem Einflusse der an den beiden Polen ausgeschiedenen Stoffe auf einander und auf das Metall der Polflächen können wiederum neue chemische Processe hervorgehen. So wirkt, wenn z. B. als Zersetzungsflüssigkeit ein Salz, dessen Basis ein Oxyd eines edlen Metalles bildet, dient, der von dem negativen Pole ausgeschiedene Wasserstoff auf das an demselben Pole zugleich freiwerdende Oxyd dieses Metalles reducirend ein, und erzeugt einen Niederschlag von reinem Metall an diesem Pole. Bei starken Strömen erhält man diesen Niederschlag in pulverförmiger, wenig zusammenhängender Form, ähnlich also, wie man ihn durch sogenannte chemische Fällung beim Eintauchen eines leicht oxydirbaren Metalles in die wässerige Auflösung eines weniger leicht oxydirbaren Metalles erhält.

Manche längst bekannte Beobachtungen, wie z. B. die Erzeugung einer zusammenhängenden festen Kupfermasse, bei langsamen Niederschlage aus kupferhaltigen Grubenwassern, hätten wol zur Anstellung von Versuchen leiten können, ob es nicht ebenfalls gelingen möchte, durch den zersetzenden Einfluß der Elektricität die Metalle, wenigstens die edlen, in cohärenter und zugleich bestimmter Form niederzuschlagen, um auf diese Weise die Elektricität praktischen Zwecken nutzbar zu machen. Aber eine solche Idee lag in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts noch zu fern. Denn selbst, als Wach[1]) im J. 1830 feste Metallmassen durch Elektricität entstehen sah, zog die Technik doch keinen weitern Nutzen daraus; erst Jacobi verdankt die Technik im J. 1839 die Gewinnung dieses ganz neuen Gebietes. Die Vollkommenheit, in welcher Jacobi diese seine Entdeckung der Galvanoplastik, d. h. der Kunst, die Metalle in cohärenter Masse und vorgeschriebener Form niederzuschlagen, hervortreten ließ, war wol mit Ursache der so lebhaften Theilnahme, welche derselben von allen Classen der Gebildeten geschenkt wurde, sodaß selbst viele von denen, welche weder wissenschaftlich noch

10) Untersuchungen über die thierische Elektricität II, I, 477.
1) Schweigg. Jahrb. der Chem. u. Phys. 28. S. 44 fg.

plicators verdankt man Schweigger, der unmittelbar nach der Entdeckung der Einwirkung des Schließungsdrahtes einer Voltaischen Säule auf eine in seiner Nähe befindliche Magnetnadel durch Örstedt den Nutzen erkannte, welcher durch die übereinstimmende Wirkung eines über der Magnetnadel, z. B. von Norden nach Süden, und eines unter der Nadel von Süden nach Norden gehenden Leitungsdrahtes des elektrischen Stromes zur Vergrößerung der Ablenkung der Magnetnadel aus dem magnetischen Meridian gewonnen werden konnte. Schweigger wickelte behufs dieser Verstärkung einen mit Seide übersponnenen Draht zu einem aus mehren Windungen bestehenden Ringe, und umgab damit eine Magnetnadel so, daß die Ebene des Ringes mit dem magnetischen Meridian parallel war. Es bedarf wol keines weitern Beweises, daß die Einwirkung von Seiten dieses Drahtringes (Multiplicatordrahtes) auf die Magnetnadel mit der Anzahl der Windungen in geradem Verhältnisse zunimmt, vorausgesetzt natürlich, daß die Stärke des elektrischen Stromes sich nicht ändert, und daß die Lage jeder neuen Windung dieselbe Entfernung und Beziehung zu der in ihrer Mitte befindlichen Magnetnadel hat.

Wenn jedoch bei der Vermehrung der Anzahl der Drahtwindungen immer neue Drahtlängen in den Kreis der Kette aufgenommen und dadurch die Widerstände in derselben fortwährend vermehrt werden, so nähert sich die Ablenkung der Magnetnadel in dem auf die angegebene Weise vergrößerten Multiplicator nach und nach einer bestimmten Grenze, auch selbst bei der Voraussetzung, daß alle Windungen genau aus gleicher Entfernung auf die Nadeln wirken, und daß zu jeder Windung nur dieselbe Drahtlänge gebraucht würde. Es sei der Widerstand in der Kette, mit Ausschluß der Multiplicatorwindungen, $= \omega$, der Widerstand einer Windung des Multiplicators $= r$, so wird, wenn man die elektromagnetische Kraft einer constanten galvanischen Kette mit 1 bezeichnet, die Intensität des Stromes, welcher in dieser Windung circulirt, $= \frac{1}{\omega + r}$. Die Einwirkung der Windung auf die Magnetnadel ist proportional mit der Stärke des in ihr circulirenden Stromes, kann also $= \frac{1}{\omega + r}$ gesetzt werden. Nimmt man eine zweite Windung von gleicher Länge in gleicher Lage hinzu, so erhält man den Widerstand $2r$ in den beiden Windungen, die Intensität des Stromes wird also $\frac{1}{\omega + 2r}$, und die Einwirkung beider von solchem Strome durchflossenen Windungen auf die Magnetnadel wird $2 \cdot \frac{1}{\omega + 2r} = \frac{2}{\omega + 2r}$. Daher werden n Windungen von gleicher Länge und Lage die Einwirkung $\frac{n}{\omega + nr}$ zeigen. Ist nun z. B. $\omega = 20$, $r = 10$, so werden die Einwirkungen von einer Windung $\frac{1}{30}$, von zweien $\frac{1}{20}$, dreien $\frac{1}{16{,}2}$ u. s. f., von zehn $\frac{1}{12}$, von hundert $\frac{1}{10{,}2}$, von tausend $\frac{1}{10{,}002}$. Bei sehr vielen Windungen und dadurch eingeführtem großen Widerstande in dem Multiplicator, gegen welchen der Widerstand der Kette selbst verschwindet, erhält man in dem angegebenen Falle den Grenzwerth $\frac{1}{10}$, oder allgemein, wenn ω gegen nr vernachlässigt werden kann, $\frac{n \cdot 1}{n \cdot r} = \frac{1}{r}$.

Bei der wirklichen Ausführung legen sich aber die Drahtwindungen über einander, und jede neue Lage erfodert etwas mehr, als die unmittelbar unter ihr liegende, an Draht, und führt also stets einen größern Widerstand in der Kette ein. Es seien der Einfachheit der Rechnung wegen alle Windungen kreisförmig in einer Ebene übereinandergelegt und die Nadel mitten zwischen ihnen angebracht, sodaß die Nadel von allen gleiche Wirkung erfährt; es sei ferner der Radius der kreisförmigen Windung ϱ und der Durchmesser des Drahtes δ, während λ den Widerstand der Längeneinheit dieses Drahtes und ω den Widerstand der Kette mit Ausschluß des Multiplicators bedeute, so ist die Intensität des Stromes bei einer Windung, wenn wieder die elektromotorische Kraft der constanten Kette $= 1$ gesetzt wird, $= \frac{1}{\omega + 2\varrho\pi\lambda}$, bei zwei Windungen $= \frac{1}{\omega + 2\varrho\pi\lambda + 2(\varrho + \delta)\pi\lambda}$, bei drei Windungen $= \frac{1}{\omega + 2\varrho\pi\lambda + 2(\varrho + \delta)\pi\lambda + 2(\varrho + 2\delta)\pi\lambda}$ u. s. w., sodaß die Intensität des Stromes bei n Windungen, da die Summe $1 + 2 + 3 \ldots + (n - 1) = \frac{n \cdot (n - 1)}{2}$ wird, $= \frac{1}{\omega + [2n \cdot \varrho + n \cdot (n - 1)\delta]\pi\lambda}$ ist. Die Einwirkungen der Multiplicatoren aus der bezeichneten Anzahl Windungen auf die Magnetnadel sind dann proportional mit den Ausdrücken

$$\frac{1}{\omega + 2\varrho\pi\lambda}, \frac{2}{\omega + 4\varrho\pi\lambda + 2\delta\pi\lambda}, \frac{3}{\omega + 6\varrho\pi\lambda + 6\delta\pi\lambda}, \ldots \frac{n}{\omega + 2n\varrho\pi\lambda + n(n - 1)\pi\lambda\delta}.$$

Um zu finden, für welche Anzahl n Windungen bei gegebenem ω, λ und δ diese Einwirkung ein Maximum wird, hat man den letzten Ausdruck nach n zu differenziren und den Zähler des erhaltenen Differentials $= 0$ zu setzen. Daraus ergibt sich dann

$$\omega = n^2\pi\delta\lambda,$$

$$\text{oder } n = \sqrt{\frac{\omega}{\pi\delta\lambda}}.$$

Um diese Formel auf ein Beispiel anzuwenden, so sei die Einheit des Längenmaßes das Millimeter, und der Einfachheit wegen $\delta = 1^{m.m.}$. Es sei ferner die Einheit, in welcher der Widerstand ausgedrückt wird, die Länge

nicht von ihrem Sättigungspunkte; es muß ihr folglich dieser Verlust wieder ersetzt werden. Man legt zu diesem Ende größere reinabgespülte und auch im Innern reine Krystalle von Kupfervitriol in das Gefäß, oder noch besser, man hängt solche in ein leinenes Tuch eingeschlagen, in die Flüssigkeit von Oben ein.

Beim Einlegen der Platte, auf welcher der Niederschlag sich bilden soll, ist darauf zu sehen, daß keine Luftblasen an der Platte hängen bleiben, und daß überhaupt die Oberfläche in einem gleichmäßigen Zustande sich befindet, damit der Niederschlag auf allen Theilen gleichmäßig erfolgt. Zur Erzeugung eines solchen gleichmäßigen Niederschlages muß auch die Zinkplatte möglichst an allen Seiten gleichweit von der Kupferplatte abstehen, indem eine größere Annäherung auf der einen Seite eine Verringerung des Widerstandes in der Flüssigkeit, dadurch aber Verstärkung des Stromes und Vermehrung des Niederschlages an dieser Seite zur Folge hat.

Wenn der Niederschlag gut vor sich geht, so erscheint er mit einer hellfleischrothen Farbe; auch zeigt sich im Lichte, wenn es grade richtig auffällt, ein Schimmer von kleinen Krystallflächen. Es ist vortheilhaft, einen Multiplicator (es genügt eine einfache Boussole mit einer oder nur sehr wenigen Windungen Kupferdraht) in den Verbindungsdraht der Zink- und Kupferplatte einzuschalten, um an dem Ausschlage seiner Magnetnadel den gleichmäßigen Fortgang des Processes beobachten zu können. Wenn die Einschaltung eines solchen Multiplicators auch grade bei der angeführten Einrichtung weniger nöthig ist, weil der Strom nicht leicht zu stark sein wird, und die zu geringe Concentration der Kupfervitriollösung sich an ihrer Farbe, und ebenso an der Farbe des niedergeschlagenen Kupfers, welche anfängt dunkler zu werden, erkennen läßt, so erfodert seine Hinzufügung doch so geringe Mühe, daß man dieselbe leicht aufwenden wird, um durch den Ausschlag dieses Instrumentes eine hinreichend genaue Angabe über die gleichmäßige Fortdauer des elektrischen Stromes zu erhalten. Wenn eine gesättigte neutrale Kupferauflösung besonders im Anfange des Processes einen langsamen Niederschlag gibt, so rührt dies wol zum Theil von der Natur der Oberfläche der in der Lösung befindlichen Platte her, welche noch nicht vollkommen metallisch ist, sondern mit einer dünnen Lage, sei es von Oxyd oder anderm Stoffe, bedeckt ist. Die vollständige Benetzung der Platte wird besser stattfinden, wenn die Lösung etwas sauer, oder auch nur ein wenig verdünnter ist. — Bei niederer Temperatur sind die Flüssigkeiten sehr schlechte Leiter; ihre Leitungsfähigkeit steigt aber mit der Temperatur. Nach meinen Versuchen erhöht sich z. B. die Leitungsfähigkeit einer concentrirten Kupferlösung von spec. Gew. 1,17 für eine Temperaturerhöhung von 0° bis 15° im Verhältnisse von 2 : 3. durch eine Temperaturerhöhung von 0° bis 39° im Verhältnisse von 2 : 5, durch eine Temperaturerhöhung von 0° bis 83° im Verhältniß 2 : 7. Wenn also die Flüssigkeit des beschriebenen Apparats eine Temperatur von 11 — 15° besitzt, so wird der elektrische Strom stärker und dadurch auch der Niederschlag des Kupfers reichlicher sein, als bei Temperaturen, welche nur wenige Grade den Gefrierpunkt übersteigen.

Die Platte, oder der Gegenstand, auf welcher sich das Kupfer aus der Lösung durch den galvanischen Strom niederschlagen soll, darf nicht aus einem Metalle bestehen, welches das Kupfer aus seiner Lösung auf chemischem Wege schon niederschlägt, und also von der Kupfervitriollösung angegriffen wird. Man muß solche Gegenstände, um sie gegen diesen Angriff zu schützen, vorher auf galvanischem Wege versilbern. Diese Versilberung führt auch noch den Vortheil mit sich, daß der galvanoplastische Überzug sich leichter von der ursprünglichen Platte ablösen läßt. Selbst größeren Kupferplatten, wo man ein zu starkes Adhäriren des Niederschlages befürchten könnte, ertheilt man in gleicher Absicht der leichteren Trennung vor dem Einlegen in die Kupfervitriollösung eine schwache Versilberung, indem man sie nach sorgfältiger Reinigung mit einer verdünnten Lösung von Chlorsilber oder Cyansilber in Cyankalium benetzt. Ist die Oberfläche gleichmäßig versilbert, so reinigt man die Platte durch Abspülen in Wasser und bringt sie unmittelbar in die Kupfervitriollösung. Anstatt der Versilberung genügt auch ein Ein- oder Abreiben der Platte mit Terpenthinöl.

Anstatt die beiden Behälter für die Kupfervitriollösung und die verdünnte Schwefelsäure auf die angeführte Weise in einander zu stellen, kann man dieselbe, wie schon Jacobi gethan, auch neben einander anbringen. Ein viereckiger Trog aus Porzellan oder aus durch Firniß wasserdicht gemachtem Holze wird durch eine quer eingesetzte poröse Scheidewand aus Blase, welche über einen Rahmen gespannt ist, oder aus einer unglasirten Porzellanplatte in zwei Hälften getheilt; in die eine Hälfte wird die Lösung von Kupfervitriol und in die andere die verdünnte Schwefelsäure eingefüllt. Man hängt dann in die erstere die für den Niederschlag bestimmte Platte, in die zweite die Zinkplatte ein, und verbindet beide Platten metallisch durch einen Kupferdraht. Auf dem Behälter für die Kupfervitriollösung findet sich oben ein feines kupfernes Sieb mit Krystallen aus Kupfervitriol, um den Verlust des Kupfers durch den Niederschlag aus der Auflösung wieder zu ersetzen. Bei dieser verticalen Stellung der Platte ist es wegen der größern Concentration der Kupfervitriollösung in der Nähe des Bodens nicht zu vermeiden, daß wegen der bessern Leitung und daher vergrößerten Stromstärke der Niederschlag an dem untern Theile der Platte stärker anwächst, als an dem obern; um seine Dicke also gleichmäßig zu machen, muß die Platte öfter umgedreht werden, sodaß das obere Ende nach Unten gewendet wird.

Bei den beiden angeführten Verfahrungsarten diente eine und dieselbe Vorrichtung gleichzeitig zur Erregung des elektrischen Stromes und zur Zersetzung der zwischen den beiden Metallen vorhandenen Flüssigkeit. Man kann jedoch beide Processe, die Erregung des elektrischen Stromes und die Zerlegung der Metalllösung, auf verschiedene Apparate oder Zellen übertragen, ja in gewissen Fällen ist man zu dieser Anordnung sogar gezwungen. Der Apparat, welcher zur Erregung des elektrischen Stromes dienen soll, kann irgend eine hinreichend kräftig und gleichförmig wir-

kende galvanische Kette sein. Am besten würde sich eine Daniell'sche, eine Bunsen'sche, eine Grove'sche Kette zu diesen Zersetzungen eignen; indessen werden die ebengenannten Ketten bei diesen Zerlegungen in größern galvanoplastischen Fabriken nicht angewendet, weil ein so constanter Strom, wie er durch diese Apparate erhalten wird, nicht nöthig ist und die Unterhaltungskosten für diese Art galvanischer Ketten wegen des Verbrauchs des Kupfervitriols und der Salpetersäure zu hoch ausfallen. Außerdem sind auch die Bunsen'sche und Grove'sche Kette durch die Anwendung der Salpetersäure lästig. Man wendet deshalb lieber eine Kette aus amalgamirtem Zink und Bunsen'scher Kohle, oder amalgamirtem Zink und platinirtem Silber (oder Platin) an, welche einfach in ungefähr zwölffach verdünnte Schwefelsäure eingetaucht sind. In ein zweites Gefäß wird dann, wenn es sich z. B. um den Niederschlag des Kupfers handelt, eine ziemlich concentrirte Lösung von Kupfervitriol eingegossen; in diese Lösung wird diejenige Platte (oder derjenige Gegenstand), auf deren Oberfläche sich das Kupfer niederschlagen soll, eingesetzt, und ihr gegenüber eine gleich große Kupferplatte eingehangen. Die erstere Platte wird mit der anzuwendenden galvanischen Kette so verbunden, daß sie in der Lösung den negativen Pol dieser Kette bildet, während die ihr gegenüber befindliche Kupferplatte mit dem andern Ende derselben verbunden wird, um als positiver Pol in der Lösung zu wirken. An der negativen Platte schlägt sich dann durch die Einwirkung des elektrischen Stromes das Kupfer nieder, während die an der gegenüber befindlichen positiven Kupferplatte frei gewordene Schwefelsäure sich mit dem hier durch den ebenfalls an dieser Platte ausgeschiedenen Sauerstoff gebildeten Kupferoxyd zu schwefelsaurem Kupferoxyd verbindet, weshalb die Lösung ihre Concentration beibehält.

Nur in einem Falle könnte die Anwendung eines Daniell'schen Elementes vortheilhaft sein. Die früher beschriebenen beiden Verfahrungsarten bilden nämlich, wie man leicht sieht, nichts weiter als ein Daniell'sches Element. Wendet man nun ein solches Element an, in welchem die Kupferplatte z. B. eine gravirte Kupferplatte ist, auf welcher man einen Niederschlag erzielen will, und verbindet dieses Element mit einer wie eben beschriebenen Zersetzungszelle, so erhält man gleichzeitig zwei galvanoplastische Niederschläge, den einen in dieser Zerlegungszelle, den andern in der Zelle des erregenden Elementes selbst.

Bei dieser Art der Erzeugung eines galvanoplastischen Niederschlags in einer besondern Zersetzungszelle hat man sehr auf das Verhältniß zwischen der erregenden Batterie und der Größe der Oberfläche der Platten in der Zersetzungszelle zu achten. Wenn die Platten in der Zersetzungszelle größer sind, als die Platten in der Erregungszelle, so wird der Strom an jedem Punkte der erstern Platte nur schwach sein, und das Kupfer schlägt sich dann zu langsam und zu krystallinisch nieder. Die Stärke des Stromes kann vergrößert werden durch Hinzufügung eines zweiten erregenden Elementes, das man mit dem ersten so verbindet, daß die gleichnamigen Platten verbunden sind, sodaß beide nur als ein einziges von doppelt so großer Oberfläche zu betrachten sind, oder überhaupt durch Anwendung eines Elementes von größerer Oberfläche. Die Oberfläche der für den Niederschlag bestimmten Platte muß sorgfältig in ihrer ganzen Ausdehnung gereinigt werden, weil sich der Niederschlag sonst nicht auf allen Stellen gleichförmig absetzt, was namentlich bei schwachem Strome sehr leicht geschieht.

Für den Kupferstecher ist die Galvanoplastik von großer Wichtigkeit, indem sie ihm die Mittel gewährt, erstens ohne große Mühe und Arbeit sehr vollkommen polirte Kupferplatten mit allseitig gleichen Structurverhältnissen zu verschaffen, und zweitens so viele brauchbare Abdrücke von einer gestochenen Kupferplatte zu liefern, als man will, also den Stahlstich entbehrlich zu machen. Das Erstere geschieht, indem man eine sehr vollkommen polirte Kupferplatte in den Apparat einführt, um auf ihr den Niederschlag zu bewirken. Für die leichtere Ablösung des gebildeten Niederschlages wird es zweckmäßig sein, die Oberfläche der ursprünglich vorhandenen Platte auf die früher schon bezeichnete Weise vollständig zu versilbern; man wird die Lösung des Chlor- oder Cyansilbers in Cyankalium aber sehr verdünnt anwenden müssen, um nicht Flecken auf der Platte zu bilden, und das Abreiben mittels eines damit befeuchteten Leinwandballens lieber öfter wiederholen. Die auf diese Weise dargestellten Kupferplatten zeigen eine große Weichheit und lassen sich durch den Grabstichel nach allen Richtungen mit gleicher Leichtigkeit bearbeiten, was nicht der Fall bei den gewöhnlichen gewalzten Kupferplatten ist. Durch Überfahren mit dem Polirstahl läßt sich die Oberfläche auch etwas härter machen.

Das Zweite, die Gewinnung beliebig vieler und guter Abdrücke von einer gestochenen Kupferplatte, erlangt man, indem man eine gestochene Kupferplatte, deren Oberfläche entweder schwach versilbert, oder mit etwas Öl abgerieben ist, in einen galvanoplastischen Apparat einführt; man erhält auf ihr einen Niederschlag, welcher einen Abdruck der gestochenen Platte, aber nicht vertieft, sondern erhaben, darstellt. Man legt dann diesen Abdruck in denselben Apparat ein und läßt sich auf ihn einen neuen Niederschlag bilden, welcher der ursprünglichen, vom Künstler gestochenen Platte völlig in Allem gleicht. Durch wiederholtes Einlegen des ersten erhabenen galvanoplastischen Abdrucks kann man beliebig viele Kupferplatten, welche alle der gestochenen genau gleichen, erhalten und durch sie vollkommene Abdrücke derselben mittels der Kupferdruckpresse gewinnen.

v. Kobell zeigte auch bald nach der Entdeckung Jacobi's, wie man durch bloße Zeichnung auf einer Kupferplatte eine mit vertieften Zügen versehene Kupferplatte zum Abdrucken mittels der Kupferpresse anfertigen könne. Man zeichnet mittels des verdickten Terpenthinöls, womit die Porzellanmaler ihre Farben auftragen, und dem man einen dunklen Farbstoff der bessern Sichtbarkeit wegen zusetzt, eine Zeichnung auf eine Platte, sodaß alle diejenigen Partien, welche später in dem gedruckten Bilde dunkel erscheinen sollen, auch auf die Platte stark aufgetragen

Um die eine Nadel oberhalb, die andere unterhalb der Windungen aufzuhängen, kann man zwei Wege einschlagen. Man windet den Multiplicatordraht auf einen Rahmen, innerhalb dessen die eine Nadel schwingen soll, und zwar alle Windungen dicht neben und über einander ohne Zwischenraum. Dann muß zur Aufnahme der Nadeln ein eigenthümlich geformter Bügel construirt werden, der von der obern Nadel zu beiden Seiten um die Windungen herum nach dem Innern des Rahmens geht, um hier die zweite Nadel aufzunehmen; eine Vorrichtung, die bei diesen Instrumenten wegen mancherlei Übelständen nicht wünschenswerth ist; sie beschränkt auch zugleich die Größe der Ablenkung, weil die seitlichen Bügel an die Windungen anstoßen. Gewöhnlich wendet man deshalb die andere Einrichtung an. Man läßt auf der Mitte des Rahmens einen Theil von Windungen frei, sodaß die innere Nadel, nachdem die Doppelnadel vollständig in Ordnung gebracht ist, von Oben in das Innere des Rahmens hineingelassen werden kann. Die Platte, welche die Kreistheilung trägt, muß ebenfalls einen Einschnitt zum Durchlassen der untern Nadel besitzen. Der Rahmen wird nicht größer gemacht, als nöthig ist, um die Nadel frei schwingen zu lassen. Der Coconfaden, an welchem die Doppelnadel hängt, ist gewöhnlich an eine kleine Rolle angebunden, um durch eine Drehung dieser Rolle mittels eines an dem Träger derselben herabgehenden Fadens die Nadeln mehr oder weniger zu heben, oder zu senken. Zum Schutze gegen Luftzug wird die ganze Vorrichtung mit einer Glasglocke überdeckt. Man wendet auch wol einen Glascylinder an, und bringt dann die Befestigung für den Coconfaden auf dem oben aufgelegten, in der Mitte durchbohrten Glasdeckel an.

Das ganze Instrument ist an seinem Fuße mit der Stellschraube versehen, um es horizontal zu stellen. Um ferner mit Leichtigkeit die Nadeln auf den Nullpunkt einzustellen, ist auch wol der Multiplicator auf einer Scheibe befestigt, welche sich um eine in ihrer Mitte befindliche verticale Axe drehen läßt. Die Drehung geschieht durch einen von dem untern Ende der Axe seitwärts ausgehenden Fortsatz; zweckmäßig ist es, diesen Fortsatz auf eine Kreistheilung zu legen.

Wenn der Multiplicator in der Mitte einen Spalt hat, also gewissermaßen aus zwei zur Seite der Nadel befindlichen Drahtmassen besteht, so zeigt sich, wenn die beiden Nadeln in ihrer Stärke äußerst nahe gleichgemacht sind, also die Schwingungszeit der Doppelnadel sehr groß ist, daß die Massen des Kupferdrahtes wegen des in ihnen vorhandenen Eisengehalts die Fähigkeit besitzen, die Magnetnadel aus dem Meridian abzulenken, und zwar so, daß die Nadel eine doppelte Stellung einnimmt, nämlich mit ihren Polen sich unter diejenige Drahtmasse unterstellt, welcher diese Pole sich grade am nächsten befinden. Man würde diesem Übelstande, wo die Nadel als Ruhelage eine doppelte Richtung zeigen kann, abhelfen können, wenn man die vordern Theile des Zwischenraumes ebenfalls mit Kupferdrahtmassen ausfüllte; bequemer ist es indessen, durch die Abstoßung mittels kleiner mit etwas Wachs in der Nähe der Kupferdrahtwindungen zweckmäßig angebrachte magnetische Theilchen (die äußersten Spitzen von magnetisirten Nähnadeln genügen) diese Anziehung der Drahtwindungen zu compensiren.

Um den elektromagnetischen Multiplicator zu eigentlichen Messungen tauglich zu machen, bedarf es aber einiger Abänderungen und Zusätze. Ohm [1]) bediente sich zu der Messung der Stromstärken eines Multiplicators mit einer einfachen Nadel, welche aber nicht an einem Coconfaden, sondern nach dem Princip der Drehwage an einem feinen Drahte (oder Faden Goldlahn) befestigt war. Wurde durch den Multiplicatordraht, welcher die Nadel umgab, ein elektrischer Strom geleitet, so wich die Nadel aus dem Meridian; durch eine Drehung des Drahtes, deren Größe er wie bei der Torsionswage, auf einem oben auf dem umhüllenden Glascylinder angebrachten Kreise gemessen, führte er die Nadel wieder in den Meridian zurück; und die Stärke des elektrischen Stromes war einfach der Anzahl Grade, um welche der Aufhängedraht gedreht war, proportional.

Fechner [2]) hat bei seinen Untersuchungen einen andern Weg eingeschlagen. Wenn die Magnetnadel an einem Coconfaden hängend sich selbst überlassen wird, so sind ihre Schwingungen allein hervorgebracht durch die Einwirkung des Erdmagnetismus. Umgibt man die Nadel aber mit einem Drahtgewinde (Multiplicatordraht), dessen Ebenen senkrecht auf der Richtung der im magnetischen Meridian in Ruhe befindlichen Magnetnadel stehen, und läßt durch diesen Multiplicator einen elektrischen Strom gehen, so werden die Schwingungen der Nadel nicht mehr allein von der Stärke des Erdmagnetismus, sondern auch von der Stärke des in dem Multiplicator circulirenden elektrischen Stromes abhängen. Je nach der Richtung, welche der elektrische Strom im Multiplicator zeigt, wird der elektrische Strom in gleichem, oder entgegengesetztem Sinne als der Erdmagnetismus wirken; die Schwingungen der Nadel werden im ersten Falle beschleunigt und in dem zweiten verzögert werden. Hat man zuvor die Schwingungsdauer der Magnetnadel oder die zu einer bestimmten Anzahl Schwingungen nothwendige Zeit unter der bloßen Einwirkung des Erdmagnetismus gemessen, und mißt dann dieselbe Größe unter der vereinigten Wirkung des Erdmagnetismus und des elektrischen Stromes, so läßt sich unter der Voraussetzung, daß die Magnetnadel ihre Stärke unverändert beibehält, aus denselben nach den bekannten Gesetzen des Pendels leicht die Stärke des elektrischen Stromes herleiten. Ein Übelstand bei diesem Verfahren besteht jedoch darin, daß die senkrecht gegen die Windungen des Multiplicators gestellte Nadel sich in der günstigsten Lage für die Magnetisirung durch den im Multiplicator circulirenden Strom befindet; und bei einigermaßen starken Strömen wird eine nur vorübergehende oder auch bleibende Veränderung des Magnetismus der Nadel selbst und damit eine Änderung in den Schwingungsverhältnissen hervorgerufen werden.

Als Meßinstrumente finden jetzt vorzugsweise An-

---

1) Schweigg. Journal 46, 145. 2) In seiner Bearbeitung von Biot's Exp.-Physik III, 148.

legen in den galvanoplastischen Apparat tauglich zu machen, muß demselben erst seine Porosität genommen werden; es geschieht dies, indem man den vorher in der Wärme getrockneten Abdruck in eine flache eiserne Schale legt, in welcher einige Linien hoch flüssiges Wachs, oder Walrath, oder Stearinsäure sich befindet; die geformte Seite wird dabei nach Oben gewendet. Die poröse Gypsmasse saugt dann die geschmolzenen Substanzen ein, diese treten aber nicht über die geformte Oberfläche hinaus, und stören also die Reinheit des Abdrucks nicht weiter. Der so zubereitete Abdruck wird dann auf seiner obern Seite mittels Einreiben mit Graphit (welcher frisch ausgeglüht ist), oder mit echter Silber- oder Goldbronze leitend gemacht und nun erst in den galvanoplastischen Apparat eingelegt. — Brandely hat zur Erlangung eines leitenden Überzugs ein anderes Verfahren angewendet. Er löst 1 Theil Phosphor in 4 Theilen Schwefelkohlenstoff und überstreicht damit die schon mit Wachs oder Stearin getränkte Gypsform auf ihrer Oberfläche. Nach dem Verdampfen bleibt eine dünne Schicht Phosphor auf der Oberfläche zurück. Wird dann eine verdünnte Lösung von salpetersaurem Silberoxyd mittels eines Pinsels darüber gestrichen, so reducirt der Phosphor das Silber als schwarzen Niederschlag. Der Abdruck muß dann aber sogleich in den galvanischen Apparat eingelegt werden.

Die Abdrücke in Wachs, Walrath, Stearinsäure werden auf die Weise gebildet, daß man auf die etwas erwärmten Münzen oder Medaillen, welche mit einem anschließenden Rande umgeben sind, die geschmolzene Masse aufgießt und mit einem Pinsel die auf der Oberfläche haften gebliebenen Luftblasen sorgfältig entfernt. Die Abdrücke in Guttapercha stellt man am leichtesten so dar, daß man aus den schon im Handel von beliebiger Stärke vorkommenden Platten von Guttapercha ein Stück von der Größe der abzudrückenden Münze ausschneidet, dieses Stück in warmem Wasser erweicht und mit der ebenfalls etwas erwärmten Münze unter einer Presse stark zusammenpreßt und erkalten läßt. Um der Entstehung eines zu hohen Wulstes um die Münze herum vorzubeugen, kann man das Stück Guttapercha in die ebenso große Öffnung, welche man in ein Stück Pappe gemacht hat, einlegen. Die Oberflächen dieser Abdrücke müssen aber durch Graphit oder Silberbronze leitend gemacht werden.

Bei galvanoplastischen Niederschlägen auf Münzen, Medaillen und ähnlichen kleinern Gegenständen kann man mehre derselben auf eine Kupferplatte legen, an ihren Rändern mit Wachs bis zur Höhe der Münzen umgeben und so auf ein Mal in den Apparat einlegen. Die angeführte Umgebung des Randes mit Wachs hat den Vortheil, daß der galvanoplastische Niederschlag sich nicht über den Rand hinweglegen kann, und deshalb sich leicht von der Münze ablöst. Ebenso kann man mehre Gypsabdrücke auf einer Kupferplatte anbringen; auch diese müssen bis zu ihrer Höhe mit einem Rande aus Wachs umgeben werden, der ebenfalls mit Graphit an seiner Oberfläche leitend zu machen ist, sodaß die leitend gemachte Oberfläche des Abdrucks durch diese Einreibung des Wachsrandes mit Graphit mit der metallischen Fläche der Kupferplatte in Verbindung steht. Es bildet sich hier der Kupferniederschlag auf dem Abdrucke zunächst vom Rande aus, bis derselbe ganz damit überzogen ist.

Außer den bisher erwähnten Niederschlägen, welche nahe in einer Ebene erfolgten, hat man in dem galvanoplastischen Apparate auch Statuen, Vasen u. dgl. zu bilden versucht. Um eine kleine Statue auf diesem Wege darzustellen, bildet man aus Gyps eine Form, welche sich in mehre Stücke zerlegen läßt, tränkt sie auf die oben beschriebene Weise mit Wachs, überzieht die Formfläche mit Blattgold oder Graphit, verbindet diesen leitenden Überzug mit dem negativen Pole einer galvanischen Kette, füllt Kupfervitriollösung in die zusammengesetzte Form (oder taucht die ganze Form in ein größeres, mit dieser Lösung gefülltes Gefäß unter) und hängt einen mit dem positiven Pole der elektrischen Kette verbundenen kupfernen Stab, oder einen kupfernen Cylinder oder Platte in die im Innern der Form enthaltene Lösung. Das Kupfer schlägt sich aus der Lösung auf der Form nieder. Hat der Niederschlag die gewünschte Dicke, so nimmt man die Form aus einander und reinigt die Figur mit Terpentinöl von anhängenden Wachstheilen und mit einem Schaber von den an der Zusammenfügungsstelle der Form vorhandenen Rändern. Um ihrer Oberfläche zuletzt ein gleichförmiges Ansehen zu geben, macht man die Kupferoberfläche durch Anbeizen mit Schwefelsäure wieder rein metallisch und läßt auf die äußere Fläche der Figur einige Stunden lang einen galvanischen Niederschlag aus Kupfer sich absetzen.

Auf analoge Weise kann man auch Gypsfiguren mit einem Überzuge von Kupfer versehen. Sind sie zu groß, um mit Wachs durchtränkt zu werden, so macht man sie durch Tränken mit Copalfirniß wasserdicht. — Ähnlich lassen sich auch gläserne Kolben oder porzellanene Gefäße an ihrem untern Theile mit Kupfer überziehen, indem man sie mit einem Firniß überstreicht, dessen Oberfläche durch Einreiben mit Graphit leitend gemacht werden kann; bei Glas genügt auch nach Elsner ein Mattätzen der Oberfläche durch Dämpfe von Fluorwasserstoffsäure, um einen Graphitüberzug ohne Weiteres aufzunehmen.

Schon oben wurde erwähnt, daß de la Rive galvanoplastische Fällung der Metalle benutzt habe, um fertig polirte metallische Gegenstände mit einer außerordentlich dünnen Schicht Gold oder Silber zu überziehen (galvanoplastische Vergoldung und Versilberung). Er bediente sich dazu eines ähnlichen Apparates, wie ihn Jacobi zuerst zur Niederschlagung des Kupfers anwandte. Ein Glasgefäß wurde mit einer verdünnten Chlorgoldlösung gefüllt, und in diese Lösung ein am untern Ende mit einer thierischen Blase verschlossener, mit schwach angesäuertem Wasser gefüllter Glascylinder eingesetzt. In dieses angesäuerte Wasser wurde ein Zinkstück eingetaucht, das durch einen Draht leitend mit dem zu vergoldenden (z. B. aus Silber, Kupfer, Messing oder Bronze bestehenden) Gegenstande verbunden war. Sobald der letztere in die Chlorgoldlösung eingetaucht wurde, schlug sich das Gold durch

den galvanischen Strom auf ihn nieder, und überzog ihn mit einer gleichförmigen Schicht, welche, wenn die Zeit des Eintauchens nur kurz gewesen, die Politur der Oberfläche nicht störte.

Dieses, Anfangs von de la Rive angewendete, Verfahren hat aber den Nachtheil, daß es durch die porösen Zwischenwände einen größern Verbrauch an Gold- und Silberlösung fodert, daß man ferner den Strom nicht über eine gewisse Grenze hinaus verstärken, und daß man die Gold- und Silberlösungen während des Niederschlagens nicht bequem erhitzen kann. Man wendet deshalb jetzt stets das zweite oben bei dem galvanoplastischen Niederschlage des Kupfers beschriebene Verfahren an; man bedient sich nämlich zur Erregung des elektrischen Stromes eines oder noch zweckmäßiger zwei, drei auch vier elektrischer Elemente, verbindet den negativen Poldraht mit dem zu vergoldenden oder zu versilbernden Gegenstande, und befestigt an dem positiven Pole eine Platinplatte. Den mit einer dünnen Metallschicht zu überziehenden Gegenstand taucht man in die zur Vergoldung oder Versilberung bestimmte Flüssigkeit und hält dann die positive Polplatte in dieselbe Flüssigkeit in einiger Entfernung dem Gegenstande gegenüber; man bewegt dieselbe vor dem Gegenstande, wenn solcher eine größere Oberfläche hat, hin und her, um einen gleichförmigen Niederschlag auf allen seinen Punkten zu bewirken. Um die Zersetzung noch zu erleichtern, ist es zweckmäßig, die Flüssigkeit zu erhitzen, selbst bis zu 60—70°, was am besten in gußeisernen, inwendig gut emaillirten Geschirren geschieht. Auf diese Weise wird in wenig Minuten eine Schicht Gold oder Silber abgeschieden, welche zur Erzeugung eines Gold- oder Silberglanzes auf der Oberfläche der eingetauchten Gegenstände hinreicht.

Als Zersetzungsflüssigkeit für die Vergoldung wandte de la Rive Anfangs eine Chlorgoldlösung an; Ruolz und Elkington wandten das gelbe Blutlaugensalz (Kaliumeisencyanür) zur Auflösung des Goldes an. Eine brauchbare Vorschrift zur Bereitung einer solchen Lösung ist z. B. die von Elsner angegebene. Man löst 28 Grammen gewalztes feines Gold in Königswasser, dampft im Wasserbade zur Verjagung der überflüssigen Säure bis zur Trockniß ein, und gießt das in Wasser wieder gelöste Chlorgold zu 210 Grammen mit heißem Wasser zu einem Brei angerührter Magnesia. Die gebildete Goldoxydmagnesia wird zur Auslaugung des gebildeten Chlormagnesiums auf einem Filter ausgesüßt, mit verdünnter reiner Salpetersäure (210 Gramme) übergossen, wodurch das Goldoxyd als dunkelbraunes Pulver zurückbleibt, das nach vollständigem Auswaschen in eine in gußeisernem Gefäße zum Sieden erhitzte Auflösung von 500 Grammen Kaliumeisencyanür in 4 Litres Wasser eingetragen wird. Zu dieser Flüssigkeit werden dann noch 40 Gramme Ätzkali in wenig Wasser gelöst hinzugesetzt. Nach einem halbstündigen Sieden wird die Flüssigkeit vom Feuer genommen, erkalten gelassen, und filtrirt, wobei ein Niederschlag von Eisenoxyd auf dem Filter zurückbleibt. — Sehr gewöhnlich wendet man jetzt das auf die von Liebig angegebene Weise durch Glühen von Kaliumeisencyanür und kohlensaurem Kali dargestellte Cyankalium an, in welchem man etwas Chlorgold auflöst. 100 Grammen Cyankalium werden in 1 Litre Wasser gelöst, und das aus 1 Gramm Gold erhaltene Goldchlorid zugesetzt. Man kann auch die Lösung des Goldes in dem Cyankalium unmittelbar mittels der elektrischen Kette bereiten. Man verbindet ein Blech feinen Goldes mit dem positiven Pole einer Säule aus 4—6 Elementen, und taucht beide Pole derselben in eine Auflösung von Cyankalium. Das Gold wird von dem positiven Pole aufgelöst, und schlägt sich, wenn die Lösung eine gewisse Menge davon aufgenommen hat, an dem negativen Pole wieder nieder. Man hört dann mit der weitern Durchleitung des Stromes auf, und besitzt eine Flüssigkeit, welche mit weniger Elementen, also bei schwächerem Strome, eine Vergoldung mit schöner goldgelber Farbe gibt. Wendet man als positiven Pol fortwährend die Platte aus feinem Golde an, so behält die Flüssigkeit ihren Goldgehalt, und kann unausgesetzt zur Vergoldung dienen, was um so zweckmäßiger ist, weil die Vergolder eine Flüssigkeit von stets gleichem Goldgehalt zur Verfügung haben.

Bei dem Versilbern verfährt man auf ähnliche Weise als bei dem Vergolden; gewöhnlich löst man noch feuchtes Chlorsilber in einer Lösung von Cyankalium in Wasser, soviel sich darin lösen will. Wendet man als positiven Pol eine Silberplatte an, so erhält sich die Flüssigkeit auf ihrem Silbergehalte. Mit einer solchen Flüssigkeit gelingt es auch, selbst dickere Platten von Silber, ähnlich wie früher von Kupfer, darzustellen, z. B. Abdrücke von Münzen.

Vor dem Einsetzen in die zum Vergolden oder Versilbern dienende Flüssigkeit müssen die Gegenstände erst sorgfältig von allem Schmutz und Fett gereinigt werden; was am besten durch Eintauchen in eine kochende Kalilösung und Scheuern mit Kratzbürsten geschieht; denn wenn die Oberfläche nicht gleichförmig benutzt wird, so kann sich auch kein gleichmäßiger Niederschlag bilden.

Um Gegenstände an ihrer Oberfläche zu verkupfern, wendet man eine Auflösung von Kupferoxydul in Cyankalium an. Man erhält sie, indem man eine Lösung von schwefelsaurem Kupferoxyd mit Stärkezucker und Kali versetzt, und die tief blau gefärbte Flüssigkeit zum Sieden erhitzt, bis sie sich unter Abscheidung eines rothen Niederschlags von Kupferoxydul entfärbt. Das so erhaltene Kupferoxydul wird nach dem Auswaschen in Cyankalium gelöst. Zur Zersetzung dieser Flüssigkeit wendet man eine starke Batterie an. Die Silber- und Kupferlösungen in Cyankalium können auch ebenso wie die Goldlösung unmittelbar durch die Kraft einer starken Säule hergestellt werden, indem man den einen ihrer Pole, welche in die Lösung aus Cyankalium eintauchen sollen, nämlich die positiven, aus einer Platte von Silber oder Kupfer bildet.

Das Verzinken auf galvanischem Wege läßt sich durch die Einwirkung eines kräftigen elektrischen Stromes auf eine Lösung von schwefelsaurem Zinkoxyd, welche etwas angesäuert ist, ausführen. Zum Verzinnen eignet sich eine Auflösung des Zinns in einer Lauge von Ätzkali, welche man durch die galvanische Kette selbst erzeugen kann; die

Flüssigkeit muß während der Zersetzung erhitzt werden. Beide Operationen, das Verzinken und Verzinnen, eignen sich besonders, um eiserne Gegenstände mit den genannten Metallen zu überziehen. (*Hankel.*)

GALVEZIA. So nannte Dombey (in *Jussieu*, Gen. p. 119) nach Don Jose de Galvez, Mitgliede des Rathes von Indien, eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Antirrhineen der natürlichen Familie der Scrofularieen. Char. Der Kelch fünftheilig; die Corolle mit an der Basis bauchiger Röhre, nacktem Rachen und zweilippigem Saume: die Oberlippe zweilappig, die Unterlippe dreitheilig; die Staubfäden eingeschlossen; der Griffel keulenförmig, mit ausgerandeter Narbe; die Kapsel kugelig-bauchig, etwas niedergedrückt, zweifächerig: die Fächer öffnen sich unterhalb der Spitze in einem unregelmäßigen Löchlein und enthalten zahlreiche, sehr kleine, mit Grübchen und Längsrippen versehene Samen. Die einzige Art, G. fruticosa *Juss.* (Russelia alternifolia *Persoon*, Dodartiae sp. *Ruiz* et *Pavon*, Agassizia *Chavannes*, Antirrh. p. 180. t. 11), ist ein bei Lima in Peru einheimischer Halbstrauch mit abwechselnden und gegenüberstehenden, ganzrandigen Blättern und langen, einzeln in den Blattachseln stehenden, in der Mitte einwärts gebogenen Blüthenstielen. (*A. Sprengel.*)

Galvezia *R.* et *P.*, s. Pitavia.

GALWAY (Gallive), die südlichste Grafschaft von Connaught, 7° 22′—9° 47′ östl. L., 52° 54′—53° 43′ nördl. Br., grenzt im Norden an Majo, im Nordosten an Roscommon, im Südosten an des Königs Grafschaft in Leinster und Tipperary in Munster, im Süden an Clare in Munster, im Westen an den atlantischen Ocean. Der Flächeninhalt beträgt 91,25 geographische oder 1546 englische □Meilen. Der Bodenbeschaffenheit nach zerfällt die Grafschaft in zwei deutlich geschiedene Theile, welche durch zwei große Seen geschieden werden. Der vier Meilen lange und zwei Meilen breite Corribsee ist reich an landschaftlichen Schönheiten und seine Inseln sind überaus anmuthig. Nördlich von diesem See liegt der nicht viel kleinere See Mosk. Der durch beide Seen fast als Halbinsel abgeschnittene, von den Baien Killery, Ballinakilly, Birtenbary, Kilkerran, Greatmans eingeschnittene, westliche Theil der Grafschaft ist gebirgig und umschließt eine Menge nicht unbedeutender, theils isolirter, theils zusammenhängender Höhen. Dahin gehören das Mamtrasurgebirge am Mosksee, der Bris- oder Urrisberg, der Leam, der Caschet, der Knogbuagh, an der Küste die Zwelf Pins, zwölf fast durchgängig gleich hoch gehende Kegelberge, welche den Seefahrern schon in großer Ferne kenntlich sind und ihnen als Warnungszeichen vor den zahlreichen Klippen und Riffen der Küste dienen. Der ganze westliche Theil ist sehr öde, wenig bewohnt und schlecht bebaut, zum großen Theil in Viehtriften verwandelt. Der östliche, innere Theil ist lachend und heiter und reich angebaut, eignet sich sehr wohl zu Viehzucht und Ackerbau und liegt auch durch den Shannon und seine Seen an der Südostgrenze für den Handel günstig. Man führt Vieh und Viehproducte, Wolle, Lachse, Häringe, Holz und Leinwand aus. Ältere Geographen zählen 14 Baronien auf: Ballinanan, Ross Moycullin, Clare, Downmore, Ballimoe, Killihan, Tiaquin, Kilconnel, Clon-Mac-Owen, Loughreagh, Kiltartan und die Arraninseln (welche jetzt gewöhnlich zur Grafschaft Clare gerechnet werden). Sonst rechnet man 116 Kirchspiele, 3 Städte, 15 Boroughs, 955,713 Acren bebautes Land, 476,957 unbebautes (den Ertrag überhaupt zu 868,794 Pf. St. geschätzt), 58,137 Häuser und 1831 414,684 Einwohner. 2) Hauptstadt der Grafschaft, 8° 50′ L., 53° 14′ 40″ Br., liegt am Ausflusse der Corribsee in die große Bai von Galway, hat einen großen, bequemen und sichern Hafen und wird durch Gräben, Mauern und Thürme und ein besonderes Fort vertheidigt. Die Stadt ist regelmäßig gebaut, besteht aus acht sich in rechten Winkeln schneidenden Straßen und bildet ein rechtwinkeliges Parallelogramm. Als Sitz des katholischen Bischofs von Kilmacduagh, Kilfenora und Warden hat Galway eine schöne Kathedralkirche; auch ein anglikanischer Erzbischof hat hier seinen prächtigen Palast. Drei Mönchs- und drei Nonnenklöster, ein 1826 gegründetes Jesuitencollegium, zwei Rathhäuser, das prächtige Gefängniß, die Börse, die Getreidehalle sind die vornehmsten Gebäude der Stadt. Dieselbe hat einige Manufacturen in Leinen- und Wollenzeuchen, Kelp wird aus dem sehr häufigen Seetang bereitet; die Fischerei auf Lachse, Hummern und Austern ist bedeutend. Die Einwohnerzahl betrug 1831 33,120 Seelen; nach neuesten Angaben beläuft sie sich jetzt auf 47,000. — Galway war früher die bedeutendste Handelsstadt von Irland und ist erst seit dem Emporkommen von Cork und Waterford von dieser Höhe gesunken. (*Daniel.*)

GAM (Jonas), ein Isländer von Geburt, war 1730 und folgende Jahre Rector der Schule zu Restved in Seeland, und erwarb sich durch Erforschung isländischer Alterthümer nicht geringe Verdienste. Als Andreas Bussäus, Bürgermeister zu Helsingör in Seeland, 1733 des berühmten isländischen Geschichtschreibers und Presbyters „Arii Thorgilsis filii, cognomento Froda (i. e. multiscii vel polyhistoris) Schedas seu libellum de Islandia, Islendinga-Bok dictum" aus dem Isländischen oder Altdänischen ins Lateinische übersetzte und herauszugeben beabsichtigte, schrieb Gam zu dem vierten Capitel des genannten Werkes (de anni computo) ein gründlich gelehrtes „schediasma de ratione anni solaris, secundum rudem observationem veterum paganorum in Islandia, ex solis motu restituti," das er seiner eigenen lateinischen Übersetzung des isländischen Textes in Ara Froda's Abhandlungen (c. IV) als Erläuterung beigab. Aus diesem ersieht man, daß ein Jahr bei den alten Isländern zu 364 Tagen gerechnet wurde; als sie aber wahrnahmen, daß nach dieser Zählung der Sommer immer früher kam, so machte Thorstein Surte den Vorschlag, 365 Tage auf ein ordentliches Jahr, das kein Schaltjahr wäre, zu rechnen, und um zu versuchen, ob dies angehen würde, sollte dem siebenten Jahre eine Woche hinzugesetzt werden, die übrigen Jahre aber, die Schaltjahre ausgenommen, sollten indessen aus 364 Tagen bestehen. Wenn

aber binnen den sieben Jahren zwei Schaltjahre einfielen, so sollten dem sechsten Jahre, anstatt des siebenten, sechs Tage zugelegt werden, welches demnach so oft geschehen müsse, als das erste oder zweite der sieben Jahre ein Schaltjahr sei. — Ebenso wird dargethan, daß die alten Nordländer das Jahr mit dem Winter, und zwar wahrscheinlich mit dem 14. Oct., angefangen haben (s. S. J. Baumgarten, Nachrichten von merkwürdigen Büchern. 1753. IV, 437 fg.). (*O. Gruber.*)

GAMA (Vasco de), Vascus Gamma, Sohn des Stephan de Gama, wurde im J. 1450 zu Sines (Synis), einer kleinen Seestadt an der westlichen Küste Portugals, geboren, wo sein Geschlecht zu den Notabeln des Landes gehörte. Er selbst aber sollte durch eigenes Genie, durch Energie seines Charakters, durch persönlichen Muth, durch Erfahrungen und Kenntnisse, durch fromme und unerschütterliche Glaubenstreue, vor Allem aber durch unablässigen Eifer für den Nationalruhm seines Vaterlandes und dessen politische, kirchliche und mercantilische Interessen, ein echter Sohn seines glorreichen Jahrhunderts werden. Es war die Zeit, wo sich der portugiesische Unternehmungsgeist planmäßig auf Entdeckungen und somit auf Erweiterung der Besitzungen, Verbreitung des Handels und des Christenthums richtete. Jährlich hatte schon der Infant Heinrich [Navigator [1])], dritter Sohn des Königs Johann I., Schiffe nach der Westküste Afrika's ausgeschickt, um das Cap Non (Nun, Nam) [2]) zu umsegeln, und waren auch gleich die Gesendeten wieder umgekehrt, ohne das Cap Bojador erreicht zu haben, so war es doch schon 1418 der Kühnheit des Juan Gonsalvez Zarko und des Tristan Vaz gelungen, das Cap Bojador [3]) zu umschiffen und die afrikanische Westküste zu finden, auf welcher sich bald portugiesische Colonisten ansiedelten. Derselbe Zarko war es ebenfalls gewesen, der Madeira (oder früher S. Lorenzinsel) [4]) entdeckte und colonisirte, und konnten auch die Canarieninseln nicht in Portugals Besitz bleiben, so wurde doch nach nur Einem mislungenen Versuche (1432) von Gilianez (Gil Eannez) im J. 1433 das Cap Nun umschifft und mit Überwindung aller früher meistens [5]) für unübersteigbar gehaltenen Hindernisse sowol der Eifer für weitere Versuche und Forschungen mächtig gestärkt, als auch durch neue Anschauungen der Anfang gemacht, eine nebelhafte Fabelwelt zu zerstören, welche Thorheit und Unkenntniß für den Aberglauben in die Regionen des unbekannten Südens gebannt hielt. Bald hatte auch hier die Generosität des päpstlichen Stuhls ihr Spiel; Martin V. schenkte nicht allein an Heinrich und sicherte ihm wiederholt [6]) alle vom Cap Bojador bis Ostindien hin — und dieses nicht ausgenommen — zu entdeckende Länder, den geistlichen Zehenten und die Gerichtsbarkeit (wie der Regent von Portugal 1443 dem Infanten den fünften Theil der Einkünfte zusicherte), sondern untersagte auch Allen außer ihm jede fernere Entdeckung in diesen Gegenden — ein Machtspruch, der auch später durch Innocenz VIII. im J. 1484 aufs Neue seine Bestätigung fand [7]); — durch Entdeckung, Eroberung und Colonisation der azorischen Inseln (die, von Colonien flandrischer Anbauer bewohnt, jetzt auch flämische Inseln genannt wurden), wie durch fortgesetzte erfolgreiche Reisen des Antonio Gonsalvez und Nunno Tristan, von denen Letzterer noch das weiße Vorgebirge umschiffte bis zur Insel Arguin (unmittelbar an der Südseite des Cap Blanco in der sogenannten Arguinbai) durch die Entdeckungen des Juan Fernandes, der 1444 den Senegal und das grüne Vorgebirge fand, und durch Anton Nolli, der 1460 die capverdischen Inseln entdeckte, nicht weniger durch des Venetianers Alois von Cadomasto zwei, von ihm selbst beschriebenen Entdeckungsreisen nach der afrikanischen Westküste (1455 und 1456) [8]) war für Portugal schon in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die Verheißung einer ruhmvollen Zukunft gewonnen worden. Was man aber bei Lebzeiten Heinrich's, durch ihn gefördert und begünstigt, angefangen hatte, fuhr man auch nach seinem Tode (gest. 23. Nov. 1460) weiter zu verfolgen fort. Sierra Leona, von Peter del Cintra entdeckt, und — wahrscheinlich seit 1461 oder 1462 — Guinea [9]) brachten neuen Gewinn und Zuwachs; hierzu kam 1471 die Entdeckung der Goldküste von Guinea und die Umschiffung derselben bis zum Vorgebirge St. Katharina durch Juan de Santarem und Pedro de Escobar [10]); Fernando (del) Po's Entdeckung der nördlichsten unter den Guineainseln, 1472 die Auffindung der Prinzeninsel und der Inseln St. Thomas und Annabon. Nicht lange nachher entdeckte Diego von Cam in Gemeinschaft des berühmten M. Böheim (Behaim) von Nürnberg das Königreich Congo; und Bartholomeo Diaz, ausgesendet um das seit langeher berühmte Land (Reich) des Priesters Johannes aufzufin-

---

1) s. d. Art. Heinrich der Seefahrer in dieser Encyklopädie 2. Sect. 4. Bd. S. 370 fg. — add. *d'Ussie*, Histoire abregée des découvertes par les Portugais (Par. 1770.); *Raynal*, Hist. philos. et polit. des établ. des Européens dans les deux Indes (nouv. édit.) Tom. I. (teutsch übersetzt Kempten 1783.) p. 33 seq. Th. Fr. Ehrmann, Geschichte der merkwürdigen Reisen seit dem 12. Jahrh. 2. Bd. S. 79 fg. Vida do Infante D. Henrique, escrite por *Candido Lusitano* (d. i. Franz Jos. Freire). (Lisb. 1758. 4.), französisch vom Abbé de Cournand, 1781, teutsch im Auszuge von M. C. Sprengel, unter dem Titel (ohne Namensnennung): Geschichte der ersten portugiesischen Entdeckungen unter Infant Heinrich dem Seefahrer. (Halle 1783.) 2) A. v. Humboldt, Krit. Untersuchungen über die histor. Entwickelung der geograph. Kenntnisse von der neuen Welt etc., aus dem Französischen übersetzt von J. L. Ideler. (Berlin 1836.) I. S. 243. 3) v. Humboldt a. a. O. S. 243. Not. 4) Relation histor. de la découverte de l'Isle de Madeira, traduite du Portugais (des Franz Alcaforado). (Par. 1671.) — Decades da Asia de *João de Barros*, dos feitos que os Portugueses fezerão no descobrimento et conquista dos mares et terras do Oriente (Lisb. zum ersten Male herausgegeben 1552, dann 1628.); s. dec. I. c. III. fol. 7 seq.; fortgesetzt von Diego do Conto (gest. 1616 zu Goa); IV—XI. Dekade (Lisb. 1602. 1612. 1614. 1616. 1673.); in den fünf ersten Büchern der XII. Dekade sind noch die Gesch. von 1596—1600 enthalten, ed. *Eman. Ferd. de Villareal*. (Paris 1645. fol.)

5) v. Humboldt a. a. O. II, 217. Not. 6) *Barros* l. l. decada primeira c. VII. fol. 13 seq. 7) Schröckh, Kirchengesch. XXX. S. 502 fg. 8) s. *Meusel*, Bibl. hist. II, 2, 318. III, 1, 159. Sprengel, Beitr. zur Länder- und Völkerkunde XI, 77 fg.; dass. im Auszuge bei Ehrmann a. a. O. II, 128 fg. 9) Ehrmann a. a. O. II, 255 fg. 10) *Meusel* l. l. III, 1, 100 seq.

den, entdeckte das von ihm Cabo tormentoso genannte, von Johannes II. Cabo de boa esperanza[11]) umgetaufte Vorgebirge an Afrika's Südspitze. Jetzt war die Hoffnung auf die Auffindung des Seewegs nach Indien unwandelbar begründet, und schon 1487 wurden Alfons von Payva und Peter von Covilhan zur Erforschung des Reiches des Priesters Johannes und Indiens ausgesandt, und starb auch der Erstere auf dem Wege nach Habessinien zu Cairo, so erreichte doch der Andere Cananor, Calicut, Goa und Ormus[12]). — Den ersehnten Seeweg nach Indien zu entdecken und zum ersten Male zu durchmessen, war Vasco de Gama — „das Wunder der Zeiten" — vom Schicksal auserkoren.

Don Emanuel[13]), der im J. 1495 nach Johannes II. den portugiesischen Thron bestieg, war auch Erbe der väterlichen Tugenden, des unternehmenden Geistes und beharrlicher Thatkraft. Der Gedanke, der seinen Vater anhaltend beschäftigt hatte, ganz Afrika zu umschiffen, und zu dessen Ausführung bereits Stephan de Gama, Vater des Vasco, ersehen und wozu durch Rüstung einer Flotte Anstalten gemacht waren, die aber des Königs unerwarteter Tod unterbrochen hatte, fing auch an, des Thronerben Lieblingsgedanke zu werden. Die Vollziehung des entworfenen Plans war es nun eben, welche man dem erfahrenen Seemann Vasco de Gama übertrug; die Vorbereitungen und Einrichtungen zu der gewaltigen Reise zu treffen, war seiner eignen Wahl und seinem Ermessen anheimgegeben worden. Vasco de Gama verlangte daher vier Schiffe, drei Kriegsschiffe und ein Proviantschiff, und wählte zu Gefährten seinen Bruder Paulo de Gama[14]), dem er die Führung des zweiten Schiffs übergab, während er selbst das erste leitete, und zum Führer des dritten den Nicolao Coelho (Coelius), zum Führer des Proviantschiffs Gonsalvo Nuñez (Consalvus Nonnius) ernannte[15]). So gerüstet, segelte er, nachdem er nach frommer Sitte der damaligen Zeit den Tag vor seinem bedeutsamen und bedenklichen Weggange mit den Seinen in inbrünstigem Gebet zugebracht, am 8. Juli 1497 aus dem eine Meile von Lissabon entfernten Hafen von Belem[16]) ab, begleitet von zahllosen Glückwünschen der Portugiesen und ihres Königs[17]); 160, nach Andern nur 145 Mann, unter denen auch Duarde Pacheco Pereira, machten des Helden Begleitung aus. — Die canarischen Inseln, Madeira, die mauritanische Küste und Guinea waren bald hinter ihnen, und schon am 28. Juli landeten sie zum ersten Male nach einer ununterbrochenen glücklichen Fahrt zu Santiago (St. Jacob)[18]). Ein günstiger Südostwind führte sie von hier aus längs der Küste Afrika's hinab[19]) nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, aber heftige Stürme, die während der drei Monate August, September und October gegen die Fahrenden wütheten, hinderten diese, eher als am 4. Nov. die cafrarischen Küsten oder die Westseite des Caplands zu erreichen. Hier, wo sie zum zweiten Male vor Anker gingen, ließ ein Misverständniß, herbeigeführt durch Fernando Velloso's Verkehr mit den Eingebornen des Landes, die Begleiter des Gama in Händel mit den Wilden gerathen, wobei Gama selbst, der,

> „Verweilend sich, der Sonne Höh'n zu proben,
> Und aufzunehmen die gestirnten Globen."
>
> (Cam. Lus. V, 26.)

als Ruhestifter hinzueilte, in das Bein verwundet wurde[20]). Den dortigen Meerbusen nannten die Portugiesen St. Helena, und eines Flusses Mündung mit allen Anlagen eines bequemen Hafens Santiago. Am 16. Nov. verließen sie diesen Ort wieder, und am 20., einem Sonntage, umsegelte Gama — dessen Muth und ausdauernde Geduld weder die fortwährenden Stürme, noch der Kleinmuth und das Murren, weder Bitten und Drohungen noch Empörung und Nachstellungen seiner nur durch strenge Ahndung noch darnieder zu haltenden Mannschaft beugten, — trotz aller Fährlichkeiten das Ruder statt des von ihm gefangen gesetzten rebellischen Steuermanns seines ersten Schiffs mit kräftiger Hand selbst führend, das Vorgebirge der guten Hoffnung, und landete am 25. Nov. an einer kleinen Insel des 60 Meilen vom Cap entfernten Meerbusens zu San Bras (Bai von St. Blasius), auf Afri-

11) Über Behaim, der hier die Bezeichnung „terra fragosa" gebrauchte, s. Humboldt a. a. O. I, 247. Not.; über den Kevaiten und sogenannten Priester Johannes, rex presbyter Johannes Africanus, König von Habessinien, s. ebendas. III, 67 mit den Anmerkungen, add. außerdem Biographie universelle etc. (Paris 1816.), art. *Gama*, Tom. XVI. p. 398. 12) Historia del descubrimiento y conquista dela India por los Portugueses, compuesta por *Hernan Lopez de Castanheda* en lenguaje Portugues, y traduzida nuevamente en Romance Castellano 1554. Tom. I. p. 10 a u. 11. 13) *Hieron. Osorius*, De rebus gestis Emmanuelis, Lusitaniae regis, libri XII. (Colon. 1587.) p. 21 sq. *Damian de Goès*, Chronica do felicissimo Rey D. Manoel (Lisb. 1566—1567.), revista por *J. B. Lavanha* (ibid. 1619. fol. et 174 fol.), nouv. ed.; die vollständige Sammlung der Schriften des Portugiesen Dam. de Goès findet sich am Schlusse der Ausgabe der Dekaden des Peter Martyr. (Cöln 1574.) S. 449—655. *Faria y Sousa*, Historia del reyno de Portugal etc. (1733. fol.) Dess. Epitome de las historias portuguesas. (Madrid 1628. fol.) *de Fortia d'Urban* et *H. Mielle*, Hist. de Portugal depuis l'origine des Lusitaniens jusqu'à la régence de D. Miguel. (Paris 1828.) 10 Bde. 14) *Luis de Camoëns*, os Lusiadas (Lusiada), VIII. Gesang, Str. I fg.; IV, 87. 88. 92 fg. add. *Faria y Sousa*, Commentarios sobre la Lusiada, 3 Bde. (Madrid 1639. fol.) 15) *Barros*, dec. prim., livro IV. fol. 63.

16) Die Angaben über den Tag der Abreise Gama's schwankten. Vespucci verwechselte Ausfahrt Gama's und Ankunft in Calicut; dieser aber, wie Girolamo Sernigi und Bandini, welche beide den 19. Juli ansetzen, während Antonio Galvam den 20. annimmt, werden durch v. Humboldt (a. a. O. III, 33) nach den zuverlässigsten Actenstücken in den Berichten des Barros (l. l. I, 277 [coll. I, IV, 61 seq. ed. Lisb. 1628. fol.]) und des Damian da Goës (Chron. p. 36) hinlänglich widerlegt (s. auch v. Humboldt a. a. O. II, 446). Nur um Einen Tag (VII. Id. Jul.) differirt die Angabe bei Osorius (lib. I, 17). 17) F. J. Bertuch, Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur, 1781. 2. Bd. S. 254 fg. (nach Osorius). 18) Vergl. die Bertuch's Bemerkungen hinzugefügte Karte: carreira da India no seo descobrimento por Vasco da Gama no anno de 1497; add. *Barros*, Dec. prim., livro IV. fol. 63 seq. 19) Vespucci gebrauchte über die Art dieser Reise den wegwerfenden Ausdruck: „sie schlichen sich längs der Küste hin;" s. v. Humboldt a. a. O. III, 33. Not. add. *Osorius* l. l. I, 24: quum enim nondum esset nostris in illis regionibus navigandi ratio penitus explorata, minime tutum videbatur, a terra longius abduci. Osorius gebraucht auch sonst gern den significanten Ausdruck: oram omnem *legentes* — navigarunt. 20) *Osorius* l. l. I, 22 seq.; *Castanheda* l. l. I, 16.

la's Ostseite (Aguada de S. Bras). Auf Gama's Befehl wurde hier, nachdem die Mannschaft Mundvorrath auf der fruchtbaren und wasserreichen Insel eingeholt, das Proviantschiff des Gonsalvo Nuñez verbrannt, und nach kurzer Untersuchung der Insel lichteten sie am 8. Dec., dem Feste der Empfängniß Mariä, wiederum die Anker. Ein fürchterlicher Sturm wehrte ihnen aber die augenblickliche Fortsetzung ihrer Reise, und von einer Strömung an das Land zurückgeworfen, erreichten sie erst am 16. Dec. längs der Küste hinsegelnd, die chaoïschen Inseln, 60 Meilen nordöstlich von St. Bras. Nur bis hierher waren schon vor Gama portugiesische Seefahrer gekommen, und eine Grenzsäule, von Bartolomeo Diaz auf St. Cruz gesetzt, bezeichnete hier das Ziel aller bis zu König Johannes Regierung gewagten Seeunternehmen nach dieser Seite hin[21]). Auch hier nahm man Wasser und Lebensmittel ein, aber dauernde Wuth der Stürme schienen das Weiterfahren unmöglich machen zu wollen. Nichts schien gerathener, als einen sichern Hafen zu suchen; und als Gama endlich einen Fluß entdeckt, dessen Mündung die erwünschte Sicherheit bot, liefen sie hier am Tage der drei heiligen Könige ein[22]), und gaben dem Flusse zum Andenken den Namen dieses glücklichen Tages (il Rio dos Reis). Wie sich nun mit dem Eingang in ein neues Jahr ihnen auch der Zutritt zu neuen Regionen eröffnet hatte, so sorgte Gama, der von hier an noch sorgfältiger die Fahrt an den unbekannten Küsten hin einzuhalten suchte, hauptsächlich dafür, daß er Kunde von den fremden Ländern und Kenntniß ihrer Bewohner der Mit- und Nachwelt schaffe. Oft ließ er deshalb, bald an einsamen Inseln bei günstigem Meere und Winde seine Schiffe kürzlich antreiben, oft steuerte er der Küste zu, deren neugierig herbeieilende Bewohner durch eigenthümliche Farbe und Bekleidung, Bewaffnung und Sprache auffallend erschienen; hier wie dort ließ Gama nach gewöhnlichem Brauch der Entdeckungsfahrer[23]) zum Tode verurtheilte Missethäter, deren er zehn auf seinem Schiffe mit sich führte, ans Land gehen, um weiter die Sitten und Sprache des Volkes, sowie die Cultur des Landes zu erforschen[24]). Am 15. endlich des neuen Jahres langten sie bei der Mündung eines großen Flusses an, dessen Ufer auf beiden Seiten hochwipflige Fruchtbäume beschatteten. Ein schwarzes, gastfreundliches Volk bewohnte diese Gegend; aber die Landessprache kannte man nicht. Kaum aber hatten die Eingebornen am Morgen die Schiffe vor Anker erblickt, als einzelne in kleinen Kähnen lustig herangerudert kamen, die Schiffe der Fremden bestiegen, und mit Speise und Trank gelabt, nach freundlicher Unterhaltung durch Winke und Zeichen, ruhig wieder zurückruderten. Kaum drei Tage waren sie hier, als vier der Angesehensten des fremden Volkes zu Gama kamen, ihn zu begrüßen, und eingeladen zum Gastmahl erzählte der Eine von ihnen in schlechtem gebrochenen Arabisch dem Martin Alonso, der des Arabischen wol unter allen am meisten kundig war, daß er vor nicht langer Zeit ein Land gesehen, wo von Osten her häufig Schiffe von solcher Gestalt und Größe wie die des Gama zu landen pflegten, und jenes Land sei von diesem Hafen nicht allzu fern. In der freudigen Hoffnung, daß jenes Land kein anderes als Indien selbst sei, nannte Gama alsbald den Fluß Rio dos Bonus Sinnaës (Fluß der guten Zeichen)[25]), und errichtete zum Gedächtniß auf der Insel, die fortan den Namen St. Raphaël führen sollte, eine steinerne Denksäule, auf der im Zeichen des Kreuzes das königliche Wappen Emanuel's prangte. Nach längerer Rast, die Gama den Seinigen hier gönnte, theils um Kranke unter der Mannschaft wiedergenesen zu sehen, theils um einige Todte zu beerdigen, oder seine Schiffe wieder auszubessern, verließ endlich am 24. Febr. die Flotte den Hafen, nachdem auch hier zwei Degradados zurückgelassen worden. Schon am 1. März kamen ihnen wieder vier Inseln in Sicht, die nur schmale Meeresarme von einander trennten. Coelho bemerkte alsbald sieben Barken, die auf ihre Flotte von einer der Inseln her lossteuerten; jene dagegen, mit prächtig gekleideten und bewehrten Farbigen besetzt, ruderten sogleich zu dem Admiralschiff hin, das sie schon aus der Ferne mit arabischen Zurufen grüßend bewillkommneten, und reiheten sich, während Gama's Flotte unter Vorgang Coelho's sich ihnen behutsam näherte, rings um die fremden Schiffe herum, ihnen zum ehrenvollen Empfang durch landesgebräuchliche Musik tosende Freundschaftsbezeigungen zu spenden. Gama lud auch sie zu einem Gastmahl, und erfuhr dabei, außer Neuigkeiten über ihre vaterländischen Zustände, daß Mozambique der Name ihrer Insel, die durch einen Präfecten ihres Königs und Herrn zu Quiloa regiert werde; daß ferner handeltreibende Sarazenen ihre nahe Küste bewohnten und von hier aus mit Arabien und Indien lebhafter Handel getrieben werde. Auch wurden sie auf Zofala aufmerksam gemacht, bei dem sie schon vorüber, als eine goldreiche Gegend; ebenso waren der Entfernung von ihrer Insel bis Calicut jene Wilden wohlkundig, wie sie auch durch den Gebrauch eines eigenen Schiffsinstrumentes[26]), der Magnetnadel und des (rautenförmigen) Compasses, sich Gewißheit der Richtung der Fahrt zu schaffen und zu sichern verstanden. Mit Geschenken für ihren Gebieter wurden darauf die Eingeborenen entlassen, die immer noch in dem Wahne standen, mauritanische

21) *Camoëns* l. l. V, 65. 22) *Camoëns* V, 68. 23) von Humboldt a. a. O. III, 41 fg. Not. 24) Diese Deportati (degradados) wurden in fremde Länder übergesiedelt, und vielfache Berichte über ihre Missionen und ihr Wirken sind in den Chroniken der Zeitgenossen, sowie Späterer, noch verzeichnet. Es waren diese, wie Osorius (l. l. 24) einfach sagt: homines capite damnati, quibus fuerat ea lege vita concessa, ut quibuscunque in locis .... relicti fuissent, regiones lustrarent, hominumque mores et instituta cognoscerent. Oft werden sie auch schlechthin exules genannt. — Weiterhin dienten sie den Nachkommenden als Dolmetscher u. dgl.

25) *Camoëns* V, 78. 26) *Osorius* l. l. I, 25: utebantur in navigando normis naviculariis, quas nautae Acus; p. 26: — acum navicularium appellant —; (p. 26 [et seq.]: deinde .... aliam normae rationem excogitarunt, qua possent exactius, quem cursum in navigando tenere, ratione perspicere). Vergl. zu den sehr ausführlichen und gelungenen Beschreibungen des Osorius v. Humboldt a. a. O. I, 278. II, 24 fg. — Das Nähere hierüber, wie über die ganze Bedeutsamkeit dieser wichtigen Stellen, gab schon Kämtz (Art. Compass) in dieser Encyklopädie I. Sect. 18. Bd. S. 375 u. 379 fg.

Glaubensgenossen in den Fremden gefunden zu haben. Zacocia — der genannte Statthalter — glaubte es nun den Ankömmlingen schuldig zu sein, sich persönlich auf ihre Schiffe zu verfügen, und näherte sich am folgenden Tage, reich mit den Insignien seiner Würde angethan und von einem stattlich gekleideten Gefolge umgeben, unter dem Lärm ihrer Musikinstrumente den Schiffen, wo Gama eiligst seine Kranken bei Seite zu schaffen und der gesunden Mannschaft die Nahenden in kriegerischem Waffenschmuck imposant aufgestellt zu empfangen befohlen hatte. Es wird ein Mahl bereitet, ihnen der portugiesischen Waffen und Geschütze Nutzen und Anwendung erklärt, zuletzt ein Steuermann für die weitere Fahrt nach Indien erbeten und einige des Seewegs kundige Männer. Zacocia, über das Gesehene und Gehörte erfreut, versprach Alles, und war kaum zurückgekehrt, als schon zwei seiner Leute erschienen, um wegen des Steuermannes zu unterhandeln. Unterdessen hatte jedoch Zacocia entdeckt, daß diese Fremden nicht Muhammedaner, sondern Christen seien [27]), und schnell umgestimmt dachte er nun auf ihr Verderben. Einer der Unterhändler vertraute jedoch heimlich dem Gama die arglistigen Anschläge seines Herrn, und als Tags darauf, die versprochenen Piloten abzuholen und Wasser einzunehmen, ein gerüstetes Häuflein der Portugiesen ans Land stieg, da wehrte ihnen eine bewaffnete Menge den Zutritt, während aus dem Hinterhalt lauernde Horden als Verstärkung hervorbrachen, die aber von unausgesetztem Feuer herzueilender Schiffe Gama's und von der tapfern Schar der Portugiesen blutig zurückgewiesen wurden. Um Frieden bittend, schickte darauf Zacocia einen Gesandten, dem Gama auch den verheißenen Steuermann anzubieten. Gama nahm das Anerbieten an, und verließ sogleich (am 1. April) den verrätherischen Strand, nach Quiloa segelnd. Heimlich hatte aber der empfohlene Steuermann den Befehl mit sich genommen, Gama's Flotte ihrem sichern Untergange entgegen zu führen, und rieth deshalb, bei Quiloa nicht vorüber zu schiffen, da er den Hafen daselbst als einen der gefährlichsten und die Bewohner des Landes von türkischer Hinterlist beseelt kannte. Ein ungünstiger Wind hinderte aber die Landung, und vorbeifahrend erreichte die Flotte am 7. April die Höhe von Mombaza, einem durch üppige Landesfülle reich gesegneten Lande [28]), wo Christen wohnten, wie der Maure vorgab, im Verein mit Moslemin. Gama ging vor Anker, beschloß, hier einige Tage hauptsächlich mit Rücksicht auf seine Kranken — denn vielfache Krankheit und Sterbefälle hatten die Mannschaft schon sehr verringert — zu verweilen, war aber auf seiner Hut. Nicht lange, so naheten Bewaffnete in Barken. Gama hatte nichts dagegen, daß einige von ihnen, die sich als Gesandte ihres Königs ankündigten, ohne Waffen sein Schiff bestiegen und sich ihrer Aufträge, ihrer Geschenke und der Einladungen des Königs entledigten, der sie bitten ließ, näher zu seiner Stadt heranzufahren, da er Gama selbst zu besuchen beschlossen habe. Zwei Degradados überbrachten darauf dem Könige Gama's Gegengeschenke. Der König, der diese freundlich empfing, befahl ihnen die Stadt (Mombaza, wie das Land genannt) zu zeigen, und entließ sie unter Begleitung einiger Mauren, welche dem Gama Proben reicher indischer Producte zuführen sollten. Gama, etwas zutraulicher durch solchen Empfang gemacht, segelte nun der Stadt näher, auch begierig, seine Glaubensgenossen zu sehen. Die gesendeten Schwarzen begleiteten ihn auf seinem Schiffe. Bald aber warfen am Eingang des Hafens stürmische Wogen die Schiffe hart gegen die Ufer, und Gama, besorgt, hier auf unbekannten falschen Grund zu stoßen, befahl die Anker auszuwerfen. Der Ursache hierzu nicht kundig, glaubten die argwöhnischen Schwarzen ihren Anschlag schon enthüllt, und sprangen mit dem mozambiker Piloten plötzlich insgesammt über Bord, so eifrig dem Ufer zuschwimmend, daß es dem verfolgenden Gama nicht möglich ward, auch nur Einen wieder einzuholen. Im erneuten Mistrauen ließ Gama nun ebenfalls wachsame Mannschaft beobachtend sich aufstellen, und als im Dunkel der Nacht leise einige Barken sich näherten und bewaffnete Mauren heimlich die Ankertaue zu zerschneiden versuchten, wurden sie kräftig zurückgetrieben. Gama aber, der sich solchen Gefahren nicht länger nutzlos aussetzen wollte, betrieb eiligst die Abfahrt, konnte aber doch erst nach Verlauf von zwei Tagen den fernern Weg nach Melinde antreten.

Ein Sarazenenschiff fiel bei weiterer Fahrt in ihre Hände; ein zweites entkam. Ließ Gama auch gleich das aufgebrachte Schiff wieder los, so mußten doch 14 Sarazenen fortan als Begleiter am Bord seines Schiffes zurückbleiben. Unter diesen zeichnete sich einer durch edle Haltung, ruhige Besonnenheit und durch Kenntnisse aus. Gama forschte über die Weiterfahrt vorzugsweise bei ihm; und als jener bald gemerkt, daß Gama wegen der in Mombaza überstandenen Gefahren auch in Melinde zu landen Anstand nehmen wollte, erbot er sich, als Gama's Gesandter zwischen ihm und dem König von Melinde Unterhandlungen zu pflegen und des Königs Gesinnungen zu erforschen. Am Ostersonntage erreichten sie das fruchtbare Melinde, und landeten an einer kleinen Insel, der Hauptstadt, die von Gärten umgeben in einer lieblichen Ebene lag, unmittelbar gegenüber [29]). Der Maure, bei dessen Sendung Gama trotz einiger Bedenken doch im Ganzen nicht viel zu wagen hatte, ging den beantragten Weg. Eine Barke aus der Stadt nahm ihn auf und setzte ihn ans Land. Vor den König gelassen, erzählte er diesem Rühmliches von der Absicht und Reise der angekommenen Portugiesen, pries ihre Sitten, ihre Menschlichkeit, ihren Muth und ihre Treue, ehrenhafte Gesinnung, und empfahl ihm ein Bündniß mit den Portugiesen angelegentlichst. Der bejahrte, milde König sandte schon andern Tags dem Gama Erfrischungen aller Art mit warmen Grüßen zu, und äußerte sein lebhaftes Verlangen, die Flotte und ihren heldenmüthigen Führer zu sehen; da er aber zu alt und von schwacher Gesundheit sei, müsse er leider darauf ver-

27) *Camoens* l. l. I, 63—72. 82—96. 28) *Osorius* l. l. I, 28.

29) *Barros*, Dec. liv. I, VI. fol. 71 seq.; *Lopez de Castanheda* l. l. I, X, 34 seq.

ziehten. Kurz nachher aber erschien in prachtvollem Anzug[30]) der älteste Sohn des Königs, der für seinen Vater die Regierung führte, auf Gama's Schiffe, begleitet von Palmenzweige tragenden Dienern und von rauhen Klängen festlicher Musik. Gama selbst empfing ihn mit ehrerbietiger Freundlichkeit auf einer Schaluppe ihm entgegenkommend, in stattlichem Feierkleide. Eine herzliche Umarmung weihete das Bündniß Beider. Dann ließ der Fürstensohn sich mit Gama in ein langes Gespräch ein, betrachtete aufmerksam die Schiffe, und nahm als Geschenk die kürzlich gefangenen Sarazenen an. Nur den wiederholten Wunsch, daß Gama seinen Vater besuchen möchte, glaubte dieser nicht erfüllen zu dürfen, da er hierzu von seinem Könige nicht Ermächtigung habe; und wiewol der Fürst ihm zum Zeichen der aufrichtigsten Gesinnung zwei seiner Söhne zu Geiseln zu stellen versprach, so gab doch Gama nur das zu, daß zwei Portugiesen ans Land gingen, dem Könige sich vorzustellen. Als darauf am folgenden Tage Gama die Stadt in Augenschein nehmen wollte und näher heransegelte, erschien des Königs Sohn zum zweiten Male unter den ersten Herzueilenden, versprach ihm zur Fortreise nach Indien den Malemo-Cana mitzugeben, einen Indianer aus Guzurate, als zuverlässigen Steuermann, und nahm dafür das Versprechen von Gama entgegen, daß er bei seiner Rückfahrt jedenfalls wieder in Melinde landen und einen Gesandten des Königs mit sich nach Portugal nehmen wolle, der ein Bündniß der Könige Portugals und Melinde's baldigst zu Stande bringe[31]). Am 20. April verließ darauf die Flotte den Hafen von Melinde.

Nach einer Fahrt von 28 Tagen, wo sie mehrentheils in nordöstlicher Richtung weiter segelten, aber nur selten ob des dunstumzogenen Firmaments die Sterne glänzen sahen, entdeckte der melindische Steuermann am 17. Mai eine hohe Küste, die er aber wegen eines undurchdringlichen Nebelflors nicht deutlich zu unterscheiden vermochte; als aber am 19., einem Sonntage, aus dem zerrinnenden Nebel die Berge der Küste Malabar sichtbarer hervortraten, und er sie klar als die Berge in der Nähe Calicuts erkannte, da eilte er freudig zum Gama, ihm zugleich mit dieser erwünschten Botschaft die Bitte um Erfüllung seines Versprechens zu bringen, ein Geschenk dem Entdecker zu gewähren. Gama gab es, und dankte der Vorsehung mit den Seinigen für die glückliche Erreichung des ersehnten Ziels; dann ließ er die Gefangenen auf freien Fuß setzen und noch am nämlichen Abend zwei Meilen von der Stadt die Anker auswerfen[32]).

Groß war der Zudrang zur Küste, die Gekommenen zu sehen[33]). Viele eilten ihnen auf Barken entgegen und unterrichteten ihn durch Dolmetscher über den Aufenthalt ihres Königs. Einer der Degradados wurde sogleich ans Land geschickt, wußte sich aber mit der Volksmenge durchaus nicht zu verständigen, und die Haufen Neugieriger, die stets mehr anwuchsen, erfuhren lange Nichts über Vaterland und Abenteuer und Zweck der Fremden, bis er, vom Gewühl der Andrängenden bald dahin, bald dorthin getragen, zufällig auf zwei Kaufleute aus Tunis stieß, die sich nicht gering verwunderten, einen Mann in diesen Gegenden zu treffen, den sie der Kleidung nach für einen Spanier halten mußten. Einer von diesen, Monzaida mit Namen, redete den Degradados in castilischer Sprache an und erkundigte sich nach seiner heimathlichen Gegend. Auf dessen Antwort: er sei ein Portugiese, lud jener ihn in sein Haus ein, bewirthete ihn, und geleitete ihn zu Gama zurück, dem er über weitere Fragen Auskunft zu geben wünschte, und dem er sich gern zur Verfügung zu stellen Willens war. Gama, der freundlichst dankbar die zuvorkommenden Anerbietungen des gefälligen Mannes annahm, erfuhr nun von diesem, daß es nicht wol möglich sei, sogleich den König zu sprechen, der etwa 2—3 Meilen von Calicut in Pandarame wohne; daß er aber jedenfalls der Portugiesen Ankunft gern sehen werde. Andere Punkte der weitläufigen Unterredung betrafen die Stadt Calicut und die Verhältnisse des Königreichs. Schon der folgende Morgen fand den Kaufmann mit zwei Portugiesen auf dem Wege nach Pandarame, dem sie mit den schmeichelhaftesten Worten versicherten, daß von Portugals Könige, den der Ruf seiner Größe und Herrlichkeit bewogen, ein Abgeordneter nach Calicut gesendet sei, damit zwischen beiden mächtigen Königen ein festes Bündniß zu Beider Gunsten ins Leben treten möge. Der gesendete Botschafter, der im Hafen der Königsstadt ankere, ersehne ferner die Erlaubniß, vor dem Könige erscheinen zu dürfen. Die Antwort des Königs lautete günstig; er ließ den Gama bitten, sich mit seiner Flotte Pandarame zu nähern, da die winterliche Witterung der gegenwärtigen Jahreszeit kein sicheres Bleiben im Hafen Calicuts gefährden könne, sandte ihm dazu einen erfahrenen Steuermann, und freute sich ihn bald zu sehen, der so ehrenwerthe Aufträge zu überbringen habe. Den Rückkehrenden folgte einige Tage nachher ein Catual[34]) „in ungewohntem Prangen des Glanzes, von Nairen[35]) rings umschaart," den portugiesischen Gesandten nach Pandarame zu geleiten.

30) In der trefflichen Schilderung dieser Scene bei *Camoëns* II, 94—96 ist es der König selbst. 31) *Camoëns* VI, 3—5. *Osorius* I, 30. *L. de Castanheda* I, XII, 39. 32) *Camoëns* VI, 93 seq. 33) cf. *Faria y Sousa*, Asia Portugueza, 3 Bde. (Lisb. 1666. 1667. fol.) *Ramusio*, Collection des conquêtes etc. übers., wozu vergl. v. Humboldt a. a. O. II, 390 u. 445. Histoire du père *Lafitau*: ou des conquêtes des Portug. Falkenstein, Gesch. der geogr. Entdeckungsreisen II, 3, 17. — add. *Barros* l. l. I, IV, 1. fol. 74. *Raynal* l. l. p. 43 seq. *Camoëns* VII, 1 seq.

34) *Osorius* l. l. p. 31: — „vir quidam primarius, qui jus illi genti dicebat. Appellant illi hunc magistratum *Catualem*." *J. P. Maffeii* [historiarum Indicarum libri XVI. (Colon. Agripp. 1589. fol.)], der meistens Castanheda's Werk wörtlich ausgeschrieben hat, sagt: „Catuales unus ex iis, qui juri peregrinis dicundo praesunt etc." (I, 26. F.) — Dasselbe gibt Ant. de San Roman de Ribadeneyra (hist. de la India Oriental [Valladolid 1603.]), wie dies Werk überhaupt nur *Maffeii* Histor. Ind. ganz und gar wiedergibt. — *Camoëns* VII, 44: — „Ein Großer, der das Heil des Reiches wahrt — Ein Catual rc." 35) Naires, Nahors, Nayers, malabarischer Adel, dem Kriegsdienst gewidmet und im Solde des Königs, unverheirathet (*Raynal* l. l. p. 81. *Castanheda* I, XIV. 44. Bertuch a. a. O. S. 269), für Geld aber, trotz ihres Stolzes, den Reisenden eine Sicherheitswache. — add. Artikel Indien in dieser Encyklopädie 2. Sect. 17. Th. S. 220. 224.

Gama, bevor er ans Land stieg, that, was nur immer klug berechnende Vorsicht rathen konnte. Auf Alles gefaßt, und doch nicht mistrauisch zu erscheinen, nahm er nicht einmal zur Sicherheit seiner Person eine Wache mit, übergab seinem Bruder Paul das Commando über die Schiffe, aber mit dem gemessenen Befehl, sogleich ohne Zeitverlust und feindseliges Unternehmen nach Portugal zurückzusteuern, im Fall er selbst irgendwie verhindert werden sollte, wieder zur Flotte zurückzukehren. So, meinte er, könne selbst bei seinem Untergange doch die Frucht der glücklich beendeten Unternehmungen seinem Könige und der Welt erhalten werden. Mit nur zwölf Mann ruderte er hierauf ans Land, wo ihn der Catual erwartete und wo zwei Sänften bereit standen, deren eine den Catual, als einen der malabarischen Notabeln, und deren andere ihn selbst aufnahm. Zu Fuß folgten ihm seine zwölf Portugiesen und Monzaida als Dolmetscher. Der Catual führte sie zunächst einem unfernen Tempel zu, der für sehr heilig dem Lande galt und welchen Gama, bei der Nachricht, daß Christen sich im Lande aufhielten, anfänglich getäuscht für einen christlichen Tempel hielt. Ihn vollständig zu betreten, verhinderten aber vier Bramanen, die an dem Eingange Wache hielten, und die beim Empfange die Nahenden mit heiligem Wasser besprengten und ihnen ein Pulver von wohlriechendem Holze überreichten, ihre Stirn damit zu bezeichnen. In der Mitte des Tempels, dessen Wände zahlreiche Gemälde zierten, stand auf einigen Stufen erhöht eine Kapelle, deren engen Eingang eine eherne Thür verwahrte. Die Braminen öffneten mit großer Vorsicht nur zur Hälfte die Thür, ohne die Portugiesen näher hinzutreten zu lassen, und indem sie auf ein Bild im Hintergrunde deutend allein vorwärts traten, riefen sie zweimal laut den Namen Maria. Der Catual und sein Gefolge warfen sich augenblicklich mit ausgestreckten Armen zur Erde nieder, und die Portugiesen, die des Bildes Gestalt wegen der Dunkelheit des Orts nicht zu erkennen vermochten, fielen in der Meinung, das Bild Maria's, der Mutter Gottes, zu sehen, fromm auf die Kniee und bezeichneten sich mit dem Kreuze. Weiter gingen sie zu einem nicht minder prächtigen Tempel, und erreichten endlich den Palast des Königs, wo das Volksgedränge so überhand nahm, daß die Ankommenden sicherlich nicht zum Könige gelangt wären, hätten nicht die Nairen mit gezogenem Schwerte die Massen der neugierig Andringenden aus einander gejagt. Nach Landessitte „nicht hochgethürmt, doch prachtvoll" decorirt „mit Bildern und Gestalten der Wunder Indiens aus alter Zeit[36])" lag die königliche Behausung inmitten duftender Gärten, umgeben von den Villen der Edeln des Landes, die ringsum aus lieblichem Gebüsche ragten, und unter musikalischem Bewillkommnungsgruße entgegenkommender Camaes (malabarischen Hofadels)[37]) führte man die Fremden nun zum Saale, wo der König sie erwartete. Aus der Thür des geöffneten Gemachs trat ihnen sogleich der oberste Priester, der greise Oberbramine („Brachmanarum magister") in langem wollenem Gewande entgegen, umarmte den Gama und führte ihn unter Vortretung seines ganzen Gefolgs an seiner Rechten zum Könige. Rings an den Wänden der geräumigen Wohnung sah Gama unter golddurchwirkten Tapeten, die auch den Fußboden teppichartig deckten, amphitheatralisch gereiht kunstvolle hölzerne Sessel, und in der Mitte des Gemachs lag auf einem reichgestickten Ruhebette der Zamorin[38]), der, ansehnlich von Gestalt mit einem offenen, freundlichen und zugleich majestätischen Blick, auf dem Kopfe eine mit Gold und Edelsteinen durchwebte Mütze, an den Ohren, Händen und Füßen glänzendes Goldgeschmeide, im Übrigen ein wollenes Gewand, auf der Brust mit goldenen Nadeln zusammengehalten, trug[39]). Gama begrüßte ihn wie Gesandte einen König pflegen. Der Zamorin winkte ihm näher zu treten und wies ihm einen Sessel an seiner Seite an. Ebenso mußten auch die andern Lusitanen sich niederlassen. Man brachte Wasser herbei, die Hände zu waschen und zu kühlen, und Gama sollte über seine Sendung Rechenschaft ablegen. Gama weigerte sich dessen, vorschützend, daß es übliche Landessitte in seiner Heimath sei, was Könige unter sich abzumachen hätten, nie in Gegenwart Anderer verhandeln zu lassen; Vertraute, fügte er hinzu, möchte der Zamorin um sich haben, aber keine Versammlung. Der Zamorin ließ ihn hierauf in ein noch weit prachtvolleres Zimmer führen, und folgte ihm bald selbst mit dem Oberpriester der Bramanen und wenigen Vertrauten. Gama erklärte sich nun in längerer Rede über die Absicht seiner Reise und den Wunsch seines Königs ein Freundschaftsbündniß mit dem mächtigen Herrscher Calicuts einzugehen und über die Zweckmäßigkeit eines solchen Bundes, und bezog sich auf Briefe des Königs Emanuel, aus denen die Wahrheit seiner Aussagen unzweideutig hervorgehe. Der Zamorin ließ sich nach einer kurzen Antwort zu Allem bereit finden, gab darauf Befehl, den Gama durch den Catual in das für ihn eingerichtete Haus führen zu lassen, sowie den Seinigen ihre Wohnungen anzuweisen. Dies geschah, und Gama verweilte hier drei Tage. Als diese vergangen, begab sich Gama wiederum in des Zamorin Palast, um ihm die Briefe und Geschenke seines Königs Emanuel zu übergeben. Der Catual geleitete ihn. Doch die Geschenke schienen dem Könige wenig zu gefallen. Gama[40]) entschuldigte aber gewandt die Geringfügigkeit derselben, vorgebend, daß König Emanuel ja keineswegs den glücklichen Erfolg des gefahrvollen Unternehmens mit Gewißheit habe voraussehen können, und daß er nimmer ein Geschenk zu überreichen vermöge, das die Freundschaft eines so großen Königs aufzuwiegen im Stande sei; und wenn vom Nutzen zu reden, so müsse zunächst erwogen werden, daß nach eingegangenem Bündniß jegliches Jahr eine neue mit reichen Schätzen belastete Flotte von Portugal aus in sein Reich kommen werde. Außerdem bat er, Emanuel's Briefe weder den Sarazenen mitzutheilen, noch diese als Inter-

36) *Camoëns* VII, 50 seq. 37) *Osorius* l. l. p. 32: — dynastae, quos illi Caimaes appellant.

38) *Castanheda* l. l. I, XIV, 42: — y Uamauase (los Reyes) Çamorin, que en su lengua quiere dezir Emperador: — Este Rey de Calicut era Bramene, como tambien lo son los otros etc. 39) *Castanheda* l. l. I, XVII, 52 seq. *Barros* l. l. I, IV, VIII. fol. 74 seq. 40) *Osorius* l. l. II, 35 seq.

preten zu gebrauchen, worauf Monzaide, der ihn nämlich vor diesen im Stillen schon gewarnt, als Dolmetscher der Briefe gerufen wurde. Der König entließ den Gama, dem er die höchste Wachsamkeit gegen die Arglist der Sarazenen zu beobachten empfahl, und dieser begab sich voll Dank für diesen Rath hinweg, mit dem Vorsatze, sobald als möglich zu seinen Schiffen zurückzukehren. — Während dessen berathschlagten nun die Sarazenen, nicht nur aus Religionshaß, sondern hauptsächlich aus Besorgniß für ihr Handelsinteresse in den dortigen Gegenden, wirklich schon, wie sie den Neuangekommenen einen sichern Untergang bereiten könnten. Die Vertrautesten unter des Königs Umgebung wurden zu diesem Ende durch Geschenke gewonnen und das Volk durch Verbreitung des Gerüchts geblendet, daß Gama ein Pirat sei, der überall, wo man ihm gastfreundlich entgegengekommen, Spuren einer ruchlosen Grausamkeit und Räuberei hinterlassen habe; es sei deshalb höchst nöthig, den glimmenden Funken im Aufflackern zu tilgen, ehe ein unauslöschbarer Feuerbrand das ganze Reich unwiderstehlich verwüste, denn Gama's Ziel sei das Verderben ihres Volks. Unter den Bestochenen war auch der Catual. Der König nun, von Natur veränderlicher und unstät schwankender Gesinnung, war hierüber bald dieser, bald jener Ansicht; durch Tödtung oder Gefangennehmung der Portugiesen fürchtete er sich die Schande der Perfidie zuzuziehen, durch Vernachlässigung der verdächtigen Klagen glaubte er sich andererseits die zu entfremden, deren reiche Municifenz einen bedeutenden Theil seiner Einnahmen bildete. Dies benutzend, sendeten die letztern gradezu eine Gesandtschaft an ihn ab, deren Vorstand durch eine wohlgesetzte und schlau berechnete Rede weitläufig und so eindringlich und überzeugend als möglich die Nothwendigkeit darlegte, die Flotte mit ihrer Mannschaft gänzlich zu vertilgen, damit nicht andere Mächte etwa später den angebahnten Weg nach Indien zur Unterdrückung und Plünderung ihres opulenten Landes freibeuterisch benutzen möchten [41]). Dem Gama blieben diese geheimen Machinationen nicht verborgen, und er machte sich sogleich noch früh vor Tagesanbruch auf den Weg nach Pandarame, ehe selbst der verdächtige Catual ihn daran hindern konnte. Kähne standen für alle Fälle eines meuterischen Unternehmens nach seinem Befehl an der Küste für ihn in Bereitschaft. Die Sarazenen aber lagen dagegen hartnäckig den König an, seine Flucht zu hindern. Endlich entschloß sich der König, dem Gama durch seinen Catual wissen zu lassen, daß es am gerathensten sei zur Erhaltung des Vertrauens, wenn er seine Schiffe ans Land brächte und ihm zur Verwahrung übergäbe, da er sich so am besten überzeugen werde, daß er es nicht mit Verräthern zu thun habe. Gama wies diesen Vorschlag aufs Bestimmteste zurück; seinem Bruder aber erneuerte er in der Stille seine frühern Instructionen. Als darauf noch immer der Catual ihn mit Vorschlägen bestürmte, willigte er wenigstens ein, daß die Waaren der Schiffsladung an das Land gebracht würden. Daneben beschwerte er sich aber schriftlich beim Könige über den Catual, und berichtete den Hergang der Sache. Des Königs Antwort lautete dahin, daß die Sache untersucht und der Catual zur Rechenschaft, nöthigenfalls auch zur Strafe gezogen werden sollte; indessen rieth er, um des vortheilhaftern Verkaufs willen, die Waaren nach Calicut zu schaffen. Gama war hiermit einverstanden, und einige Tage vergingen in friedlicher Ruhe. Vor seiner Abreise wollte jedoch Gama dem Könige einen Gesandten und Geschäftsträger Portugals zurücklassen und setzte den König schriftlich davon in Kenntniß. Des Königs Antwort klang ziemlich unhöflich und derb; Gama, verdrießlich, beschloß den veränderlichen König keines Wortes mehr zu würdigen. Erbost über dieses Schweigen und voll neuen Verdachts ließ nun der König ohne Weiteres zwei Lusitanier, die mit Waaren nach Calicut gesendet waren, verhaften, und als Gama sich vergeblich für ihre Befreiung verwendet, hielt er es bei diesem offenbaren Bruch an der Zeit, der Gewalt jetzt Gewalt entgegen zu setzen. Das erste calicutsche Schiff, das in den Hafen einlief, wurde augenblicklich aufgebracht, sechs der vornehmsten von der Mannschaft und 18 ihrer Diener wurden gefesselt, dann wurden die Segel gespannt und scheinbar die Abfahrt begonnen; doch verlor man, in Hoffnung, daß der König die gefangenen Portugiesen zurücksenden werde, die Küste noch nicht aus dem Auge. Und als darauf am andern Tage ein Bote des Königs meldete, wie dieser sich wundere über Gama's Benehmen, da man ja nur die Zwei der Seinen zurückbehalten habe, um mit Briefen, Botschaften und Gütern sie dem königlichen Bruder in Portugal wieder zuzusenden, da segelte Gama wiederum der Stadt zu, und erwartete im Hafen die Erfüllung des Königswortes. Demnächst kamen am Tage darauf die freundlichsten Zusagen des Königs für Gama an, begleitet von dem Wunsche, den portugiesischen Gesandten nochmals zu sprechen, und von dem Versprechen, daß ihm ein sicherer Aufenthalt im Lande werden solle; dagegen wäre es rathsam, die Waaren in Calicut zu lassen, die ein künftiger Gesandter dort mit großem Vortheil würde verkaufen können. Gama's Antwort war ablehnend; er erwarte seine Waaren sogleich zurück, denn weder diese noch ein Bevollmächtigter sollten zurückbleiben; als Preis der Waaren würden die gefangenen Seinigen vom Schiffe losgelassen werden. Während aber die Unterhandlung noch schwebte, kam plötzlich Monzaide bestürzt zu den Schiffen, und erzählte, daß die Sarazenen ihren König so umlagert und gewonnen hätten, daß für ihn keine Sicherheit mehr in der Stadt zu hoffen sei; Gama möchte ihn bei sich aufnehmen und zu retten suchen. Gama sagte ihm seinen Schutz zu, und Monzaide hielt die gegen die Portugiesen eingegangenen Verpflichtungen und Gelöbnisse. Mit Gama kehrte er nach Portugal zurück und wurde durch die Taufe Christ [42]). Desselbigen Tages noch, am 1. Oct., schickte der König die Waaren zurück und verlangte die Gefangenen. Auf sieben Barken lasteten die Waaren. Gama aber hielt es für besser, die Gefangenen zu behalten. Er gab deshalb die Antwort zurück, daß er die Waaren nicht ungezählt und undurchsucht zurückneh-

41) *Osorius* l. l. II, 36. 37.

42) *Osorius* II, 39. *Camoëns* IX, 15.

men könne, und da hierzu die Zeit mangele, werde er die gefangenen Malabaren mit sich nehmen, zugleich zum Zeugniß der üblen Behandlung eines portugiesischen Admirals und Gesandten durch den König in Calicut. Dieser Antwort gab eine Ladung, blind gefeuert, den gehörigen Nachdruck. Der Zamorin gerieth außer sich vor Zorn, und ließ sogleich, obgleich man darauf nicht vorbereitet war, 60 Schiffe in aller Eile bewaffnen und bemannen, den Portugiesen nachzusetzen, die der schwache Wind am schnelleren Absegeln hinderte. Ein unerwarteter Sturm trennte aber die Flotten und Gama verlor seine Feinde aus dem Gesicht; aber aus dem ersten Hafen, den er erreichen konnte, schrieb er dem Zamorin, daß er, zwar noch aufs Heftigste erbittert über die Tücke des Catual und der Sarazenen, dennoch bei König Emanuel sich zu seinen Gunsten verwenden werde; die Gefangenen aber, über deren Schicksal er ruhig sein möge, würden ihm wohlbehalten zur gehörigen Zeit zurückgeschickt werden. Einer der gefangenen Diener wurde darauf ans Land gesetzt, den Brief von da aus nach Calicut zu besorgen. — Kaum aus dem Hafen gesegelt, wurde die Flotte in der Nähe einiger kleinen Inseln von acht Corsarenschiffen angegriffen. Es war die Flotte eines dort sehr gefürchteten Piraten, Timoja. Die Portugiesen schlugen bald sieben der Schiffe in die Flucht und machten eins zur Beute, das sie schleunig mit Lebensmitteln beluden. Darauf segelten sie nach der Insel Anjediva (Arkediva, Archidiva, Ithas Anquidivas, südlich vom Vorgebirge Rama, nahe bei der Nordspitze der Küste von Canara), um dort zu rasten und ihre schadhaft gewordenen Schiffe auszubessern. Hier empfing sie eine unbeschreibliche Volksmenge, und unter ihr ein angeblicher Gesandter des benachbarten tapfern und mächtigen Zabajo (Sabajo oder Radscha), maurischen Dynasten von Goa. Der Gesandte sprach italienisch und trug dem Gama im Namen seines Fürsten eine Unterstützung an Geld und Lebensmitteln an. Auf die Fragen, wie er des Italienischen mächtig geworden sei, antwortete er, daß er in Italien geboren, einst auf einer Reise mit seinen Ältern nach Griechenland gefangen und zum Dienst des Islam gezwungen sei. Bei näherer Untersuchung durch die Folter ergab sich aber, daß er ein Jude und Spion Zabajo's war, und daß Zabajo in wenigen Tagen, nach eingelaufener Mittheilung über die Stärke der Flottenmannschaft, diese zu überfallen und die Flotte zu verbrennen Willens gewesen. Gama lichtete sogleich die Anker; der Jude wurde mitgenommen nach Portugal und hat nach empfangener Taufe, wo er den Namen Gaspar da Gama[43]) erhielt, noch späterhin dem Staate als Dolmetscher wichtige Dienste geleistet. — Am 5. Oct. nahm die Flotte ihren Lauf nach Melinde zurück. Vier Monate hindurch mußte sie aber erst auf offner See treiben, mit wüthenden Stürmen und empörten Wogen kämpfend. Da zeigte sich endlich am 2. Febr. Maga-daxo, eine Stadt der äthiopischen Küste (im Lande der Sowankis [Küstenstrich Ajan] zwischen Zanguebar und Cap Gardafui) nordöstlich und 110 Meilen von Melinde, südwestlich und 160 Meilen vom Cap Gardafui. Da sie dem Vernehmen nach den Sarazenen gehörte, so ließ sie Gama in den Grund schießen, die Schiffe aber sämmtlich im Hafen verbrennen. Weiter abwärts segelnd gelangten sie darauf am 7. Febr. nach Melinde, wo der gewonnene Bundesgenosse und fürstliche Freund der Portugiesen sie mit redlichster Freude empfing. Fünf Tage weilte Gama versprochenermaßen hier, obgleich die rauhe Winterzeit im Anbrechen war und er noch vor Beginn des Winters das Vorgebirge der guten Hoffnung zu umsegeln Lust hatte. Der früher versprochene Abgesandte von Melinde fuhr nun mit ihm. Paul de Gama's sehr beschädigtes Schiff wurde verbrannt; Paul ging auf seines Bruders Schiff; die übrige Mannschaft wurde ebenso auf diesem oder Coelho's Schiff untergebracht. In Zanguebar (Zanzibar), woselbst sie am 29. ankamen, versah sie der freundliche maurische Gouverneur wohlwollend mit allen Reisebedürfnissen; bei Mozambique vorbeisegelnd, wo man nur eine Denksäule errichtete, stieg Gama darauf zu San Bras ans Land, und ließ, nachdem man sich mit Jagen belustigt, seine Schiffe Holz und Wasser einnehmen. Am 29. April umschifften sie glücklich das Vorgebirge der guten Hoffnung, und erreichten noch mit günstigem Winde die Insel St. Jacob (San Tiago). Hier aber trennten tobende Stürme die einzelnen Schiffe, und Nicolao Coelho mußte zuerst allein den geraden Weg nach Lissabon nehmen; Gama segelte nach Terceira (tertia insula), wo er seinen Bruder Paul, der seit längerer Zeit an der Auszehrung litt, durch

43) Die Tortur soll diesen spionirenden Juden plötzlich auf den Gedanken gebracht haben, zu den Portugiesen überzugehen und das Christenthum anzunehmen. Sein Name als Christ wird fälschlich „Jacob" angegeben; Osorius (II, 40), Barros (dec. I, IV. fol. 81 seq.) nennen ihn Gaspar (Guaspare) da Gama, erinnernd an den, welcher ihn durch die Folterbank zum Christenthume brachte. In v. Humboldt's genannter Schrift (III, 59) finden sich noch folgende denkwürdige Angaben über ihn zusammengestellt: Er stammte von einer Judenfamilie aus Posen ab, welche aus Polen nach Palästina und von dort nach Ägypten geflohen war, als im J. 1456 (also unter König Kasimir III.) eine grausame Judenverfolgung stattfand. Gaspar war zu Alexandrien geboren, von wo aus er über das rothe Meer nach Indien gelangt war. Gama bediente sich dieses erfahrenen und einsichtsvollen Menschen an der Ostküste von Afrika, besonders zu Melinde im Februar 1499, und brachte ihn nach Lissabon. Gaspar war zwei Mal von Portugal aus nach Indien gereist, wie Vespucci sagt; denn im J. 1500 begleitete er abermals die Expedition des Cabral in der Eigenschaft eines Dolmetschers. Gaspar's und eines arabischen Dolmetschers bediente man sich (des Gonzalo Madeira aus Tanger) zuvörderst bei der Ankunft in Calicut, dann später zu Cochim. Er kommt häufig unter der einfachen Benennung eines Dolmetschers (lingua) Gaspar da India vor; aber die von Barros und Damian da Goës berichteten Thatsachen lassen keinen Zweifel darüber obwalten (vergl. z. B. die Verhandlungen von Aires Correa und Alfonso Furtado bei *Barros*, dec. I, V, IV, und bei *Goës* P. I, 58. p. 76), daß Gaspar von Indien derselbe polnische oder ägyptische Jude war, welchen Vasco de Gama bei seiner Rast auf der Insel Anjediva in seinen Dienst genommen hatte. Der König Emanuel war ihm sehr geneigt und bediente sich seiner mit Vorliebe, ernannte ihn auch zum cavalleiro de sua casa (*Goës* l. l. p. 55). Nach den Aufklärungen, die hier v. Humboldt über diese Person gibt, kann es nicht auffallen, daß ihn Vespucci zu Mittheilungen über Indien für besonders geeignet hielt. Auch Lorenzo Cretico sagt in einem Briefe an die Signoria zu Venedig, daß Cabral sich bei dem Könige von Cochim einführen ließ duce Judaeo qui fidem Christi induerat. — add. *de Castanheda* l. l. I, 73 seq.

den Tod verlor. Gama bestattete feierlich den Bruder, und segelte von hier aus, wo ein Denkmal des verstorbenen Bruders Gedächtniß bezeichnete, nach Lissabon weiter. Am 30. Aug. 1499 lief er in Lissabons Hafen ein. Obgleich Coelho, der schon seit dem 10. Juli zurück, ihm zuvorgekommen war, war doch des Königs wie aller Portugiesen Freude über seine Rückkehr ungemindert groß. Mit ihm kamen freilich nur 55 Mann von denen zurück, die er bei seiner Abfahrt mit sich genommen hatte. Emanuel ließ es an Belohnungen und Ehrenbezeigungen für Gama und seine Begleiter nicht fehlen. Gama erhielt für sich und seine Nachkommen erblich den Titel Dom [44]) und die Würde eines Admirals der indischen Meere mit sehr bedeutenden Einkünften, dazu die Erlaubniß, einen Theil des Reichswappens in seinem Geschlechtswappen zu führen und bei jeder Reise nach Indien 200,000 Crusados auf eignen Gewinn einzulegen. Später wurde ihm noch der Titel eines Grafen von Vidigueira zu Theil. Auch Coelho wurde zum Fidalgo da casa de sua magestade erhoben.

Den glücklichen Erfolg möglichst bald durch Erzielung reicher Ausbeute vortheilhaft zu benutzen, entsendete König Emanuel 1500 eilig eine neue Flotte unter Anführung des Pedro Alvarez Cabral [45]) nach Indien. Dieser, wie sein Begleiter João Coelho, kehrten mit einem Schatze indischer Landesproducte und mit noch reicheren Aussichten auf größeren Gewinn nach Portugal zurück, als Handelsverbündete der Könige von Cochim und Cananor. Zugleich kam aber König Emanuel durch die Berichterstatter selbst zu der Überzeugung, daß einzig die portugiesischen Waffen dauernde Verbindungen mit Indien herzustellen und zu erhalten im Stande seien, und Gama [46]) wurde aufs Neue ausersehen, mit 20 großen Schiffen zum zweiten Male nach Indien zu segeln; 1502 ging diese Expedition ab.

Das ganze Geschwader war in drei Abtheilungen getheilt; eine größere von zehn Schiffen, die sogleich Europa verließ, befehligte Gama selbst, eine zweite von fünf Schiffen unter Führung des Vincentius Soder (Sodreus) und eine dritte unter Stephan de Gama mußten einzeln abfahren, um sich erst in Indien wieder mit Gama's Flotte zu vereinigen. Der Maure Abraham (Habrahemo), Quiloas Statthalter, erschrak nicht wenig, als plötzlich Gama's Flotte wiederum mit stärkerer Macht bei ihm ankam, und wagte sich gegen die Zwangsmaßregeln nicht zu weigern, als Gama ihm im Namen seines Königs einen jährlichen Tribut von 2000 Goldstücken, Miticalien hier genannt, auferlegte. Nachdem Gama's Mannen auf der Weiterreise ein stark gerüstetes Kriegsschiff der Sarazenen, das nach Mekka zum Grabe des Propheten zu fahren im Begriff war, weggenommen und die jüngere Mannschaft zur Bekehrung und späteren anderweitigen Verwendung mit sich geführt hatten, viele der ältern aber getödtet, segelten sie nach Cananor, das geschlossene Bündniß durch Briefe und Geschenke an den König befestigend. Während dessen dachte aber Gama schon längst an Züchtigung des Zamorin und an Rache für das portugiesische Blut, das, aufgereizt durch die Ränke des Zamorin, vor Kurzem die Sarazenen bei einem Sturm auf das Factoreigebäude vergossen hatten. Schnell nahm er die Richtung nach Calicut. Alle sarazenischen Schiffe, die ihm begegneten, wurden genommen und ihre Mannschaft in Fesseln gelegt. So erschien er im Hafen von Calicut. Ein Araber [47]) im (geraubten) Ordenskleide der Franziskanerbrüderschaft trat ihm hier zuerst entgegen, der, im Solde des Zamorin, heuchlerisch vorgab, diese Tracht des ungehinderten Zutritts wegen gewählt zu haben, obgleich er Muhammedaner sei. Seiner angebotenen Vermittelung eines Friedens war Gama nicht entgegen; nur sollte der Zamorin als ersten Beweis friedlicher Gesinnung zunächst alle den Portugiesen geraubte Güter zurückerstatten. Keine Antwort erschien. Gama benachrichtigte den Zamorin, er werde alle seine gefangenen Unterthanen tödten lassen; und der Zamorin schwieg noch immer. Da ließ Gama die Gefangenen auf seinen Schiffen aufhängen, daß man die Leichname der Hingerichteten vom Strande aus erblickte; ihnen Hände und Füße abschlagen, und durch einen Einzigen, der am Leben bleiben sollte, dem Zamorin überbringen. Eine Kriegserklärung folgte zugleich mit. Gama's Flotte näherte sich darauf noch mehr, und sobald der nächste Tag graute, wurde nach allen Seiten hin die Stadt und die königliche Wohnung mit schwerem Geschütz beschossen und größtentheils in Ruinen verwandelt. Gama segelte hierauf nach Cochim, und Vincentius Soder blieb zur Überwachung der Küste mit sechs Schiffen. Hier trafen Abgeordnete der indischen sogenannten Thomaschristen bei Gama ein, die unweit Cochim in Craganore sich niedergelassen, die unter Überreichung eines silbergezierten Scepters als Zeichen ihrer hingebenden und unterwürfigen Gesinnung den Schutz der Portugiesen gegen die Gewaltthaten und Übergriffe der Sarazenen demüthig erflehten. Gama versprach ihnen für alle Folgezeit energischen Schutz und Emanuel's sichere Protection, und empfahl ihnen vorläufig Verwendung bei dem Präfecten, den er in Indien zurückzulassen Willens sei, Vincentius Soder. Die hier zurückgelassenen Lusitanen wußten dagegen gar nicht genug die Humanität des Königs von Cochim, Triumparo, und den ihnen angediehenen Schutz zu rühmen, und Gama erneuerte mit dem edlen Freunde in persönlicher Zusammenkunft mit Freuden das geschlossene Bündniß.

Nicht lange aber, da nahete ein Bramane, begleitet von seinem Sohne und einem andern jungen Blutsverwandten, zunächst unter dem Vorwande, daß er diese Jünglinge mit nach Portugal nehmen möchte, die dort in den Wissenschaften und im Christenthum unterrichtet werden sollten. Insgeheim vertraute er demnächst Gama an, daß

44) *de Castanheda* l. l. I, 81, vom Emanuel: — por este nuevo descubrimiento acrecento el Rey a sus titulos nuevo y famoso titulo de Señor de la conquista, navegacion, y aliança de Ethiopia, Arabia, Persia y de la India. coll. *Barros* l. l. I, IV, XI. fol. 84. 45) s. Cabral in dieser Encyklopädie 1. Sect. 14. Bd. 2. Abth. S. 9 fg. *Barros*, dec. II, V, I. fol. 86 seq. 46) *Osorius* l. l. II, 60. *Maffeii* l. l. II, 37 seq. *Castanheda* l. l. I, XLIII. p. 115 seq.

47) *Osorius* II, 65 seq.

er als Gesandter des Zamorin zur Vollziehung der verlangten Friedensbedingungen käme, und in dessen Namen Herstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses erstrebe; mit herzlichster Ergebenheit werde, falls Gama nach Calicut zurückkehrte, der Zamorin ihn empfangen. Gama ließ sich täuschen; der Bramane blieb als Geisel auf den Schiffen des Stephan Gama zurück; Gama segelte mit nur zwei Schiffen schnell nach Calicut. Hier angelangt, unterhandelte er mittels jener beiden Jünglinge mit dem Zamorin; den aber andererseits die Sarazenen gewaltsam anlagen, Gama und seine Portugiesen mit Einem Schlage zu vernichten. In aller Stille ließ der Zamorin daher 44 Schiffe rüsten, die den Gama unvermuthet überfielen. Gama, allerdings augenblicklich bestürzt, ließ schnell die Anker lichten und eilte hinweg, begünstigt von einem glücklichen Winde, der seine Segel schwellte. In der Hitze der Verfolgung wagten sich die nachsetzenden Sarazenen etwas zu weit hinaus; und als sie Gama eben erreicht, da geschah es, daß auch Vincentius Soder, welchen Gama für alle möglichen Wechselfälle nach Calicut zu kommen kürzlich erst beauftragt hatte, von der andern Seite her auf Gama's fliehendes Schiff traf. Mit vereinten Kräften wurden nun die Schiffe der Sarazenen angegriffen, mehre in den Grund gebohrt, Andere unschädlich gemacht; die meisten der Mannschaft wurden getödtet; wenige entkamen vereinzelt. Gama, nach Cochim zurückgekehrt, ließ sogleich den hinterlistigen Bramanen hängen; die Jünglinge wurden aber deshalb geschont, weil sie schon vor begangenem Verrathe ans Land gegangen waren. Der Zamorin dagegen, gewiß, daß er auf ähnliche Weise nie wieder gegen Gama vorwärtsgehen könne, machte eiligst neue Anstrengungen, um Triumpara zu bewegen, entweder den Gama zu verrathen, oder zu vertreiben, oder ihn in seine Gewalt zu bekommen. Cochims Dynast ging aber, abgesehen von der Feindschaft, welche Scheelsucht und neidisch bewachtes Handelsinteresse zwischen ihm und dem Zamorin gestiftet[48]), auf den nichtswürdigen Anschlag hochherzig nicht ein[49]), und wies so Anträge als lockende Versprechungen festen Sinnes zurück, und ließ sogar dann erst etwas über das geheim Geschehene gegen Gama verlauten, als der Zamorin sich vollständig abgefertigt sah. Gama, dankbar, verhieß ihm, zu seinem Schutz gegen den König Calicuts, nach ganzer Kraft zu sorgen. Um aber neubefrachtete Schiffe abzuholen, wollte er bald nach dem Hafen von Cananor hinübersegeln, als in Pandarane's Nähe plötzlich 29, vom Zamorin wohlausgerüstete Kriegsschiffe ihm den Weg versperrten. Ein Treffen begann; Vincentius Soder, Petrus Raphael und Jacobus Petreius griffen mit ihren Schiffen, die als die am leichtesten befrachteten voransegelten, mit heftigster Erbitterung die Vorhut der feindlichen Flotte so ungestüm an, daß die Mannschaft über Bord sprang und sich durch Schwimmen zu retten suchte. Gama's Mannschaft ereilte die Schwimmenden mit Booten, und über 300 sollen in den Fluthen umgekommen sein. Die übrigen Schiffe wendeten sich erschrocken zur Flucht; Gama vermochte nicht mehr sie zu erreichen. Als die Beute von den genommenen Schiffen hinweggeführt wurde, fand sich auch ein schwer goldenes Götzenbild, strotzend von edlem Gestein und reichen Gewändern[50]). Die Schiffe selbst wurden verbrannt. Jetzt dachte Gama an den Rückweg, und verließ am 28. Dec. Cananor, nachdem er seiner Bestimmung gemäß Vincent. Soder zum Schutz der Küsten, der Verbündeten und der Landsleute mit sechs Schiffen zurückgelassen. Nach Verlauf einiger Monate sollte dieser dann, weiterer Instruction zufolge, nach dem arabischen Meerbusen segeln, auch dort die Araber zu bekriegen. Gama fuhr unterdessen über Mozambique zurück, wurde zwar in der Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung durch einen Sturm vom Schiffe des Stephan Gama getrennt, erreichte aber, während jener auf Umwegen ihm folgte, am 1. Sept. 1503 glücklich den Hafen von Lissabon, wohin auch sechs Tage später Stephan Gama nachkam. Seine Rückkehr und sein Einzug war ein Freudenfest für König und Land. Von den mitgebrachten Reichthümern flossen viele dem neuerbauten Kloster zu Belem[51]) zu. In den neuen Landen befestigte darauf Almeida, als erster portugiesischer Statthalter in Ostindien und seit 1505 Unterkönig[52]) die Herrschaft Lusitaniens, sowie nachmals die unvergeßlichen Helden Pereiro und Alphonso de Albuquerque[53]) der Große durch ruhmreiche Siege das portugiesische Reich in Indien.

Noch einmal veranlaßte König Johann III., der auf Emanuel folgte, den ruhmgekrönten, nun greisen Gama, den Schauplatz seiner Thaten zu betreten. Er war zum Nachfolger des Eduard Menesius bestimmt und zum Vicekönig von Indien vom portugiesischen Hofe ernannt, und reiste 1524 mit 16 Schiffen dahin ab, um die Interessen seines Vaterlandes daselbst wahrzunehmen, dessen Colonien im herrlichsten Wachsthum reich gesegnet durch zunehmende Kräfte und wundersam glückliche Verbreitung emporgeblüht waren[54]). Hier war es, wo eines Tages an der Küste von Cambaja seine Schiffe unbeweglich stillstanden, als plötzlich ohne die geringste Veränderung des Wetters die Wellen auf das Heftigste zu wogen anfingen; ringsumher wurden die Schiffe erschüttert, und die Mannschaft in der äußersten Bestürzung glaubte sich verloren, als

48) *Maffeii* l. II, 34; coll. p. 39 seq. *Castanheda* I, XLVII. p. 119. 49) *Osorius* II, 67, a, b.

50) Hierüber, wie über den zwischen dem Zamorin und dem Triumpara ausbrechenden Krieg, s. *Maffeii* l. II, 39 seq. 51) s. d. Art. Belem in dieser Encyklopädie 1. Sect. 8. Bd. S. 413. 52) s. d. Art. Almeida in dieser Encyklopädie 1. Sect. 3. Bd. S. 182. 53) P. de Andrade de Caminho äußert in seinen Poezias über ihn mit treffender Kürze:

Affonso d'Albuquerque — — — — — —
De quem levanta a Fama immortel grito:
„De Reis vem, Reis honrou, a Reis venceo,"
E de seu nome a todo mundo encheo.

Vergl. *Camoëns*, Lus. I, 14. — s. d. Art. Albuquerque in dieser Encyklopädie 1. Sect. 2. Bd. S. 402 fg. — add. Commentarios do grande Affonso d'Albuquerque, capitano general e governador de India, collegidos por seu filho Aff. Albuquerque, dos proprias cartas que el escrevia do muyto poderoso Rey D. Manuel I. (Lisb. 1557. fol. [1576. p. I u. II, auch 1774.]; ins Französische übersetzt Paris 1579.) 54) Hierzu vgl. Saalfeld, Geschichte des portugiesischen Colonialwesens in Ostindien. (Göttingen 1810.) *Raynal* l. l. XXIII. p. 219.

Gama, der dies alles für die Wirkung eines Erdbebens erkannte, schnell besonnen ausrief: worüber, ihr Männer, seid ihr so erschrocken? Sehet ihr nicht, wie das Meer unter seinem Herrn zittert? — Der Muth kehrte nun zurück, und ruhiger ging die Fahrt von Statten[55]). Kaum hatte Gama aber zur Förderung seiner Aufträge nachdrückliche Maßregeln angeordnet und durch Siege seiner Truppen Portugals Macht aufs Neue fühlbar gemacht, als ihn zu Cochim am 24. Dec. 1524 der Tod ereilte[56]). Sein Leichnam wurde hier bis 1538 beigesetzt; dann trug König Johann Sorge, daß er nach Portugal zurückgebracht und mit gebührender Ehre in heimathlichem Boden bestattet wurde.

Vasco de Gama, sagt die Biographie Universelle (XVI, 463), était d'une taille médiocre, mais extrêmement gros; son visage était rouge et inflammé: son air était terrible dans sa colère. On a vu, plus haut, qu'il se laissait emporter trop souvent à des excès de cruauté, dont il paraît néanmoins juste d'attribuer une partie aux moeurs dures et sévères du temps où il a vécu. (*O. Gruber.*)

Gama, Gaspar de, s. Vasco de Gama.

GAMA (Joanna), wurde zu Viana in der portugiesischen Provinz Alemtejo 1515 geboren, und widmete sich mit Liebe und Erfolg den Wissenschaften und der Poesie. Arm von Geburt, hatte sie durch ihren Geist und ihre Liebenswürdigkeit die Augen eines reichen Landsmanns auf sich gezogen, der ihr bald seine Hand antrug und mit dem sie in glücklicher Ehe lebte, dessen ansehnliches Vermögen ihr auch nach seinem Tode als einziger Erbin zufiel. Freigebig und fromm benutzte sie dies, um die Armen und die Hospitäler zu unterstützen, gründete auch selbst ein Frauenstift, dem Namen des Salvador del Mundo geweiht, dem sie mehre Jahre lang als Vorsteherin ihre ganze Kraft und Zeit opferte, bis es jesuitischer Habsucht, sie aus ihrem Eigenthume zu verdrängen, gelang. Sie erbaute darauf für sich und ihre Anhängerinnen zu frommer Übung in jeder Tugend ein neues Stiftungshaus, und starb hochbetagt am 21. Sept. 1586. Als Dichterin hatte sie ihren Zeitgenossen und Landsmann Luis de Camoëns sich zum Vorbild genommen, und einige ihrer Sonette werden denen des großen Dichters gleichgestellt; die meisten ihrer übrigen Leistungen bestanden in poetischen Bearbeitungen geistlicher und heiliger Gegenstände, und zeichneten sich sowol durch eine schöne Moral, wie durch Klarheit und durch treffende, ungekünstelte Einfachheit des Styls aus. Von ihren früheren Dichtungen sind noch die dictos diversos erhalten (Evora 1555.), alphabetisch geordnete Sprüchwörter und Sentenzen mit einer Sammlung von Sonetten, lyrischen und geistlichen Gesängen; in Portugal sind sie bekannter unter dem Titel: dictos da Freira. Der portugiesische Titel heißt vollständig: *dictos diversos* postos por ordem de alfabeto com mais algunas trovas, vilhancicos, sonetos e romances, em que se contem sentenças e avisos notaveis. (Evora, And. de Burgos, 1555.) (*O. Gruber.*)

GAMA (João de), war ein portugiesischer Seemann, der in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. in Indien geboren wurde. Eine Inselgruppe, die er zu Anfang des 17. Jahrh. auf einer Reise von China nach Neuspanien nordöstlich von Japan entdeckte, wurde als terra Gamae nach ihm bezeichnet, und findet sich unter diesem Namen zuerst in einer vorgefundenen Seekarte des portugiesischen Kosmographen João Teixeira von 1649 aufgeführt, welche nachmals Thevenot im I. vol. seiner Sammlung genau abgezeichnet aufnahm. Forster hielt dafür, daß die vorzugsweise so genannte terra Gamae die südlichste der russischen oder vielmehr japanischen Kurilen sei, Urup oder die kleinere Insel Simusir (Samussir), und es ist die Vermuthung nicht unwahrscheinlich, daß die Portugiesen aus Speculation anfänglich die Entdeckung des Gamalandes verschwiegen hielten, daß also später die Holländer dieses Land als ein neu gefundenes betrachten konnten. (*O. Gruber.*)

GAMA (Stephan de), Sohn des Admiral Vasco de Gama, war 1536 Statthalter von Malacca, und bekämpfte von da aus mit glücklichem Erfolg die räuberischen Türken, welche ringsum Meer und Küsten beunruhigten. Namentlich hatte der König von Ugenta, am meisten durch seeräuberische Angriffe auf die portugiesischen Besitzungen berüchtigt, schon früh Gama's rächende Hand zu fühlen; ebenso der König von Bintang, gegen den im Seekampfe Gama's Bruder Paul gefallen war. Nach Zerstörung der Hauptstädte beider Könige, und nach einem Treffen bei Johore, das zu den berühmtesten gehört, unter denen allen die je in Indien stattgefunden, sicherte Gama die Ruhe durch drückende Friedensbedingungen, die er den überwundenen Feinden auferlegte. Von einer beabsichtigten Reise nach Portugal, die er jetzt hätte unbedenklich antreten können, hielten ihn aber vertrauliche Briefe aus seiner Heimath und ein königliches Handschreiben ab, die ihn zu Goa trafen. Garcias de Noronha, der Vicekönig, war nämlich nach anderthalbjähriger Verwaltung seines Amts gestorben, und der zu seinem Nachfolger an erster Stelle designirte Martin Alphons de Sousa hatte sich kurz vorher nach Portugal eingeschifft; Stephan Gama wurde also, als nächster Aspirant zu dieser Stelle vorläufig ernannt und vom Könige bestätigt (a. 1540). Diese Ernennung überraschte ihn wenig, schien ihm sogar gleichgültig. Sein neues Amt trat er nun damit an, daß er ein genaues Inventarium über seine Besitthümer aufnahm, um späterhin jeden Verdacht eigennütziger Bereicherung von sich abwenden zu können; daß er ferner für Regulirung der Finanzen, für Abschaffung zahlreicher Misbräuche unter den Portugiesen und in ihren Landen Sorge trug, und mit aller Kraft darauf hinarbeitete, daß zu Land und zur See Portugals Macht in jeder Beziehung gehoben werde. Er selbst beabsichtigte schon längst den ruhmverheißenden Plan seines glorreichen Vaters auszuführen, einen Plan, den auch Garcias schon zu dem seinen gemacht hatte, — das rothe Meer sich gänzlich zu

55) Camoëns benutzt diese Begebenheit schon II, 47. 56) *Maffei* l. VIII, 161 C.

unterwerfen, und gegen die Sarazenen durch Vernichtung ihrer Hauptflotte bei Suez einen entscheidenden Schlag zu führen. Zur Veranstaltung alles Nöthigen sandte Gama seinen Bruder Christoph nach Cochim. Während dessen rüsteten aber von der andern Seite auch die Sarazenen, und ihre Flotte im Hafen von Suez war schon bestimmt, Indien anzugreifen. Sobald Gama dies erfuhr, beschloß er, ihnen zuvorzukommen, segelte am 31. Dec. ab und schlug, um sein Vorhaben nicht voreilig durchschauen zu lassen, den Weg nach Diu ein, dann nach Aden. Seine Flotte von 80 Schiffen war stattlich und imposant bewehrt; 2000 ausgesuchte und erprobte Streiter bildeten die Mannschaft. Bald hatten sie den arabischen Meerbusen erreicht und Gama's Vorhaben wäre sicher gelungen, wäre er eiliger und direct auf Suez losgegangen. Aber Neugierde und Wissensdrang verleitete ihn und die Seinen, nur langsam an der Küste Arabiens hinzufahren, um hier und da Gelegenheit zu nehmen, die Küsten selbst zu erforschen und Arabiens alte Denkmäler zu untersuchen, wobei nutzlos eine Zeit verstrich, in welcher die Bewohner jener Gegenden Anlaß genug fanden, Gama's Plan zu entdecken und Nachricht darüber nach Suez gelangen zu lassen. In Suez wurden sogleich Verstärkungen herangezogen und zu ihrem Erstaunen fanden die Portugiesen Suez von den Sarazenen seit drei Tagen über Erwartung stark besetzt, und die Schiffe vollständig kriegerisch bemannt. Jetzt anzugreifen schien nicht mehr rathsam, und so begnügten sich denn die Portugiesen dem Feinde wenigstens durch Verwüstungen der Küsten und Verheerungen einzelner Städte, namentlich jener verrätherischen Gegenden. So fielen Philoteras, Toras und Suakim (Aspis) zunächst unter der Erbitterung der getäuschten Portugiesen, die auch durch Verbrennung mehrer aufgefangenen Fahrzeuge der Sarazenen ihren Ingrimm zu erkennen gaben *). Als sie demnach unverrichteter Sache umkehrend ihren Rückweg antraten, traf an der Spitze einer Gesandtschaft Barnagazius, Bevollmächtigter des Asnafasagaris, des Königs von Habessinien ein, mit Briefen des Königs und der Königin Mutter Elisabeth, um dem früher (1520) durch Barnagazius eigene Vermittelung mit den Portugiesen geschlossenen Übereinkommen gemäß Hilfe gegen ihren gemeinsamen Feind, die Christen verfolgenden Tyrannen von Adel und Zeila, Gadaametes, der im Solde Soliman's stand, zu fodern, nachdem von ihm der lusitanische Bundesgenosse schon in mehren Treffen besiegt, und in das Innere Äthiopiens zurückgeworfen, die habessinischen Heiligthümer aber schändlich zerstört und profanirt waren. Nach gemeinschaftlicher Berathung beschlossen die Portugiesen ihre Hilfe nicht zu versagen, und bei großer Concurrenz der Bewerber um die Anführung dieser Expedition, die Stelle des Feldherrn dem Bruder des Gama, Christoph de Gama, zu übertragen, der auch alsbald absegelte. Stephan de Gama setzte seinen Weg direct nach Goa fort, das er trotz widriger Stürme und mit Verlust einiger Schiffe doch endlich glücklich erreichte. Die definitive Ernennung zum Vicekönig war unterdessen dem Alfonso de Sousa zugefertigt worden, und alle Verwendungen einflußreicher Personen, Indiens Gouvernement dem Stephan Gama zu sichern, waren unwirksam geblieben. Unwillig sowol hierüber als über des neuen Vicekönigs übermüthiges und herrisches Auftreten gegen ihn zog sich Gama nach Cochim zurück, nachdem sich bei abermaliger Berechnung seiner Habe herausgestellt, daß er im Dienste des undankbaren Königs von Portugal nicht nur gar Nichts gewonnen, sondern 50,000 pardaos (etwa 80,000 Fr.) zugesetzt hatte. Auch hier der Unbill des nachfolgenden Alfonso bloßgestellt, schiffte er sich (1542) nach Lissabon ein. Hier huldvoll vom Könige empfangen, verscherzte er bald die königliche Gunst wieder dadurch, daß er eine Heirath, welche ihm der Monarch vorschlug, einzugehen sich unablässig weigerte. Der Ungnade des Königs sich zu entziehen, foderte Gama seine Entlassung, und lebte eine Zeit lang entfernt von seinem Vaterlande zu Venedig, bis Karl V. ihn unter dem Versprechen seiner Verwendung bei Johann III. nochmals zur Rückkehr zu bestimmen wußte. Die Gunst des Königs scheint ihm aber nie wieder in erheblichem Grade zu Theil geworden zu sein. — Der Bruder dieses Stephan:

Christoph de Gama, dessen wir schon Erwähnung thaten, ein feuriger, thatendurstiger und geistvoller Jüngling, starb als Anführer jener bezeichneten Expedition, die im Interesse des verbündeten Königs von Habessinien unternommen worden war (1541). Unter den anstrengendsten und mühseligsten Märschen, die des Barnagazius getroffene Fürsorge nur wenig erleichtern konnte, war er mit seiner Mannschaft bis Baroa vorgedrungen, hatte von den Einwohnern und Priestern nähere grausenhafte Schilderungen der unerhörten Barbareien des ceyloner Christenfeindes vernommen, und war in Eilmärschen weiter vorgerückt, um sich möglichst schnell mit dem Heere des habessinischen Königs zu verbünden. Auf Gama's Bitten hatte auch des Königs Mutter, Elisabeth, ihr festes Schloß verlassen, und sich in das Lager der Portugiesen begeben, um durch ihre Gegenwart namentlich die Habessinier zu reicherer Unterstützung des Lagers und Heeres aufzumuntern. Auf dem Wege wurden von den Portugiesen einige Castelle erobert und einige Völkerstämme dem habessinischen König wieder unterworfen. Bevor aber noch Gama das Heer des Königs erreichen konnte, war Gadaametes auf Umwegen herzugeeilt und hatte sich zwischen beide Heere geworfen. Die Übermacht der Muhammedaner spottete des kleinen portugiesischen Heeres. Als aber in heißem Kampfe Gadaametes von einer Kugel in den Schenkel getroffen vom Pferde stürzte und vom Kampfplatze getragen werden mußte, wendeten sich die Seinen zur Flucht, und überließen selbst das Lager als reiche Beute den heftig nachdringenden Feinden. Nur 12 Portugiesen sollen todt auf der Wahlstatt geblieben sein. Die Portugiesen, die aber aus Mangel an Pferden den errungenen Sieg nicht weiter, besonders nicht zu Verfolgung der Geschlagenen benutzen konnten, verhielten sich in ihrem Lager einige Tage hindurch ruhig, indem sie sich auf einem Berge

*) Johann de Castro, selbst dabei betheiligt, schrieb einen genauen Reisebericht über diese Fahrt; s. d. Art. Castro in dieser Encyklopädie 1. Sect. 15. Bd. S. 346.

verschanzten; dagegen zog Gadaameteẞ ansehnliche Verstärkungen an sich. Ein Sturm auf die Schanzen der Portugiesen wurde aber dennoch zurückgeschlagen. Die Verwundeten pflegte und verband die edle Königin eigenhändig. Auch Gama war unter den Verwundeten; ohne aber auf den Rath seiner Freunde zu hören, verfolgte er allzu heftig die zurückgeworfenen Feinde. Da brach die Dunkelheit ein und vergeblich suchte der zu weit Vorgedrungene den Rückweg ins Lager. Ermüdet von den Anstrengungen des Tages und entkräftet durch Blutverlust ließ er sich an einer Quelle nieder, die in einem einsamen, waldumkränzten Thale floß. Bald hatten aber feindliche Reiter seine Spuren gefunden und nahmen ihn gefangen. Sein grausamer Gegner triumphirte. „Was würdest Du gethan haben," soll er Gama gefragt haben, „wenn Du mich in Deine Gewalt bekommen hättest? Ich würde," läßt man Gama antworten, „Dir das Haupt haben abschlagen, Deinen Körper viertheilen, und die einzelnen Stücken zum warnenden Beispiel für alle Tyrannen aufhängen lassen!" — Wie dem nun sei, gewiß ist, daß Gadaameteẞ ihm die ausgesuchtesten Martern bereitete, ihn endlich unmenschlich geißeln und öffentlich zum Hohn ausstellen ließ, und ihm in seinem eigenen Zelte eigenhändig den Kopf abschlug, den er als Geschenk an Soliman sandte. Zu spät rückte der König von Habessinien zum Ersatz heran und schlug vereinigt mit Portugiesen den wüthenden Gegner, der im Gefechte selbst seinen Tod fand. Das Andenken Gama's blieb den Seinen und den Habessiniern heilig. — Eine Geschichte dieser Expedition schrieb der Portugiese Michael de Castanhoso. (*O. Gruber.*)

GAMA (Don Vasco Luiz de), Marquis de Niza, ein Nachkomme des in den Lusiaden besungenen Vasco de Gama, veranlaßte den berühmten portugiesischen Gelehrten Francisco de Santo Agosthino Macedo, eine lateinische Übersetzung der Lusiaden zu fertigen, welche für die gelungenste und beste gehalten wurde. Soviel bekannt, liegt dieselbe aber noch ungedruckt in der Bibliothek der Nachkommen des Marquis de Niza. Macedo selbst führt aber in seinem Propugnaculo Lusitano-Gallico p. 102. 109 u. A. einige Stellen daraus an, sowie andere Verse dieser Übersetzung sich bei Diego Barbosa Machado (Biblioth. Lusitan. Tom. II. p. 95) in der Übersicht des Lebens Macedo's finden. König Johann V. beabsichtigte einst, diese Übersetzung unter Aufsicht des P. Antonio dos Reys durch den Druck veröffentlichen zu lassen; dieser Plan ist aber aus unbekannten Gründen wol wieder aufgegeben worden (s. D. Velasquez, Gesch. der spanischen Dichtkunst, Ausg. von J. A. Dieze [Gött. 1769.], im Anhange S. 337). (*O. Gruber.*)

GAMA (Antonius), geboren zu Lissabon (ungewiß in welchem Jahre) und gestorben ebendaselbst 1579, war Staatsrath und Großkanzler unter Johann III., Könige von Portugal, und schrieb: Decisiones supremi Lusitaniae senatus. (Lisb. 1578. Francof. 1599. Madrid 1621. Anvers 1650. fol.). Ferner (Tractatus de sacramentis praestandis ultimo supplicio damnatis. (Lisb. 1554. 4.) (*O. Gruber.*)

GAMA (Emanuel de), avocat au parlament zu Paris, veröffentlichte daselbst 1726 eine wichtige Abhandlung sur le droit d'aubaine (jus albinagii), oder über den Heimfall der Verlassenschaft eines Fremden an den Souverain des Landes, in welchem er sterbe, ohne naturalisirt zu sein. Mit Beziehung auf M. René Chopin's gründliche Behandlung dieser Materie suchte er hierin zuerst Jean Bacquet's einseitige Ansicht theils zu berichtigen, theils zu widerlegen, daß sich nämlich dieses Heimfallsrecht auch auf solche erstrecken dürfe, die sich als Fremde in einem auswärtigen Orte aufhielten. Der Streit um die Hinterlassenschaft eines reichen Spaniers Dom Martin de Esnos, welcher sich durch königlichen Befehl genöthigt sah, längere Zeit in Paris sich aufzuhalten, während Lima sein Heimathsort und Ziel seiner Rückreise gewesen war, bot nach dem plötzlichen Tode dieses Fremden (4. Oct. 1705) Gelegenheit genug, die Streitfrage über die Erbschaft seines bedeutenden, in Paris zurückgehaltenen Vermögens, genau zu erörtern. Das Werkchen selbst fand viel Beifall und Gama's Vertheidigung seiner Ansichten warf auf diesen, nicht durch Gesetz, sondern durch Gebrauch eingeführten Heimfall des Fremdlingserbes ein aufklärendes neues Licht. (Vergl. Art. Fremde und Fremdlingsrecht in dieser Encykl. 1. Sect. 49. Bd. S. 125 fg.) (*O. Gruber.*)

GAMA (Philipp Joseph), war zu Lissabon am 13. Aug. 1713 geboren. Er ward Dr. theol. und gilt als einer der besten Nachahmer der lateinischen Poesie, die er mit Vorliebe und gründlich studirt hatte. Im J. 1739 wurde er zum Mitglied der königlichen Akademie der portugiesischen Geschichte ernannt, starb aber, ohne hier seine Talente noch gehörig entfalten zu können, schon am 3. Sept. 1742. In Leichenreden und Lobreden soll er Ausgezeichnetes geleistet haben; sein Styl wird als wohlklingend, concis, elegant, erhaben gerühmt. Man besitzt noch von ihm: In mortem Thomae de Barros epicedion. (Lisb. 1730. 4.) Epigrammatum decades XII. (Lisb. 1733. 12.) Epigrammatum lib. I. (Lisb. 1735. 12.) Mars Lusitanus, sive cantus heroicus in laudem D. Emanuelis Lusitaniae infantis. (Lisb. 1736.) Menalcas, ecloga in obit. clariss. viri Francisci Leytaon, reg. acad. Lusitan. alumni. (Lisb. 1740. 4.) (*O. Gruber.*)

GAMA (Paul Soares de), war Dr. juris utriusque und seiner Zeit einer der bedeutendsten Juristen Portugals. Der König ernannte ihn, als er 1721 zu Setubal eine „academiam problematicam" errichtete, zum Mitglied derselben, und als er am 30. Mai bei der ersten Zusammenkunft der Mitglieder die Frage untersuchen ließ: Wer größer gewesen — ob Alexander, der die Welt überwunden, oder Diogenes, der sie verachtet habe? — so vertheidigte Gama gegen den gelehrten Clemens Roderich Montanha so eifrig und umsichtig, daß weder die eine, noch die andere Partei den Sieg davontrug, weil beider Beweisgründe an sich überzeugend schienen (Leipz. Zeitung a. 1721, 346). Als Gama am 26. Juni 1722 starb, ließ die Akademie ihm eine Messe lesen und Montanha, sein wissenschaftlicher Gegner, ehrte ihn durch eine Grab-

rede (s. E. L. Rathlef, Gesch. jetztlebender Gelehrter, Fortsetzung des jetztlebenden gelehrten Europa. 1743. 7. Thl. S. 319). (*O. Gruber.*)

GAMA (Anton de Leon y), war geboren zu Mexico zu Ende des 18. Jahrh. Arm, wie er war, mußte er zuerst kümmerlich seinen Drang nach Wissenschaft befriedigt sehen, aber selbst ohne Anleitung und ohne Lehrer machte er durch die größten Anstrengungen ausgezeichnete Fortschritte im Studium der Astronomie und Geographie. Seine zahlreiche Familie ernährte er fortwährend durch den angestrengtesten Fleiß in seiner Wissenschaft, unberücksichtigt von seinen Mitbürgern und ohne alle Ansprüche zurückgezogen vom äußeren Leben. Wie der berühmte Malaspina, der ihn während seines Aufenthalts in Mexico besuchte und mit ihm arbeitete, schon bei Lebzeiten ihn und sein Wissen mit dem anerkennendsten Lobe pries und ihn zur Berücksichtigung dem Hofe mit Wärme empfahl, so erkannten auch seine Landsleute und Zeitgenossen noch seinen hohen Werth und rühmten sich nach seinem Tode des Glücks seines Besitzes. Die richtige Vermessung Mexico's ist zum großen Theil sein verdienstvolles Werk. v. Humboldt gedenkt mit großem Lobe der Schriften des Gama, wie der Memoiren über die Trabanten des Jupiter, des Almanach, der Chronologie der alten Mexicaner, und der Schrift über das Klima Neuspaniens, — „qui annoncent tous une grande justesse dans les idées et de la précision dans les observations" (v. Biograph. Univ. XVI, 408). (*O. Gruber.*)

Aus der Familie der Gama sind folgende schon als bemerkenswerth genannt:

Gama, Stephan, Vater des Vasco de Gama, s. Vasco de Gama.

Gama, Stephan, Bruder des Vasco de Gama, s. Vasco de Gama.

Gama, Paul, Bruder des Vasco de Gama, s. Vasco de Gama.

Gama, Paul, Sohn des Vasco de Gama, s. d. Art. Stephan de Gama.

GAMALA, *Γάμαλα*, war eine sehr stark befestigte Stadt am galiläischen See in Nieder-Gaulonitis, lag auf einem steilen und unzugänglichen Felsenhügel und gab dem District um sie herum den Namen Gamalitica. Gamala (Kameelstadt) soll sie genannt worden sein, weil der Hügel die Gestalt eines Kameels (Chald. גמלא [*Joseph.* Bell. Jud. IV, 2. *Hegesippus* IV, 1]) hatte. Vespasianus und Titus (*Sueton.* Tit. IV, coll. *Joseph.* Bell. Jud. II, 3 seq.) eroberten sie nach harten Beschwerden der Belagerung, weil auch sie, wie es bei Hegesippus heißt: contumacis populi alebat spiritus. Ihre Lage pflegt man genauer nach Tarichää zu bestimmen, das ihr gegenüber lag (*Joseph.* Bell. Jud. II, 25. IV, 1), und, wie Plinius angibt (H. N. V, 15) westlich von der Südspitze des Sees, Gamala also an der Ostseite, — welcher Angabe denn auch die besten Karten gefolgt sind. Nach einer andern Stelle des Josephus (vita p. 1010) lag nun freilich Tarichää (sofern nicht etwa, wie man vermuthet, ein Schreibfehler untergelaufen*), von Tiberias nur 30 Stadien entfernt, also wol nicht südöstlich am See, sondern vielleicht sogar nordöstlich, weil nach seiner Versicherung Hippos, Gadara und Gaulonitis gegen Osten Galiläa begrenzten (Bell. Jud. III, 2). Da nun aber Hippos, das der Stadt Tiberias gegenüber und von ihr um 30 Stadien, also um die Seebreite, entfernt lag, waren die beiden andern Districte also weiter nordwärts; Hippos und Gadara lagen mithin nördlicher als Gamala, und gehörten doch nicht zu Gaulonitis, sowie überhaupt nicht zu des Philippus Gebiete. Diese Schwierigkeiten in den Angaben zu heben, muß man sich der Versicherung des Plinius (H. N. XV, 3) entsinnen: daß zwischen den wichtigeren Städten des Landes öfters zerstreut vereinzelte Besitzungen mehrer Dynastien sich befänden; wonach denn auch hier anzunehmen ist, daß der südlichere Theil des Districts Gamalitica von dem nördlichen Gaulonitis durch die Stadtgebiete von Hippos und Gadara getrennt, und daß Zenodorus, den diese einst (*Joseph.* Antiq. XV, 16) in ihrer Anklage gegen Herodes bei den Römern unterstützten, nahe mit ihnen verbunden, gewiß also ihr angrenzender Nachbar von beiden Seiten gewesen sei. Heute würde man Gamala im Haurandistrict el Bottein zu suchen haben. — Noch eines andern Gamala ist hier zu gedenken, das nach Plinius (H. N. V, 13) ebenfalls eine Bergfestung war, höher als Sebaste gelegen. Josephus (Bell. Jud. III, IV.) verlegt sie an den Karmel, und sie führt bei ihm den Beinamen der „Reiterstadt" (*πόλις ἱππέων*), weil Herodes die *ἀπολυομένους ἱππεῖς* hierher geführt habe, ist aber, weil sie auch in Galiläa liegen soll, höchst wahrscheinlich von der Feste Gabara nicht verschieden, und wird auch in Joseph. Vita als Gaba aufgeführt. Wir erwähnen sie hauptsächlich in Beziehung auf den Act. 5, 37 genannten Judas (s. *Jos.* Bell. Jud. II, 81. Antiq. XVIII, 1. 6. XX, 5, 2), der mit dem Beinamen *Γαλιλαῖος* genannt wird, wegen seines Wohnorts in Galiläa, oder auch deshalb, weil er als Haupt jener aufrührischen Partei, die sich dem Census unter Quirinius widersetzte, vorzugsweise Galiläa zum Schauplatz seiner Renitenz machte. Ihn nannte Josephus (Antiq. XVIII, 1, 1) wegen seines Geburtsorts Gamala den Gauloniten (*Γαυλονίτην*), und Letzteres würde allerdings dann dafür zeugen, daß, wie Gamala in Gaulonitis und nicht Gamala in Galiläa Geburtsort dieses Judas gewesen, er von seinem Wohnorte und nicht von seinem Geburtsorte seinen Zunamen Galiläer erhielt. (*O. Gruber.*)

GAMALIEL, גמליאל, Gamliel: „auch mein ist Gott," 4 Mos. 1, 10; 2, 20; oder: „Gott ist meine Vergeltung, Gott ist der Vergelter;" *Γαμαλιήλ*, ein hebräischer Eigenname, den mehre notable Juden zu verschiedenen Zeiten trugen. Der berühmteste unter diesen

---

*) So mußte auch nach Haverkamp's Vergleichung der Handschriften in *Jos.* Vita §. 24 Gamala statt Magdala restituirt werden (s. Robinson, Palästina III, 531. n. 3), wie überhaupt Magdala's Lage auf einigen Karten mit der unseres Gamala's zusammenfällt, Gamala dagegen unrichtig mehr nordwärts aufgezeichnet erscheint, ungefähr in der Mitte des östlichen Seeufers, Sepphoris ziemlich gegenüber.

war jener Gamaliel, dessen Act. 5, 34 seq. und 22, 3 bemerkenswerthe Erwähnung geschieht, ein gesetzeskundiger Pharisäer, angesehenes Mitglied des Synedriums, des nachmaligen Apostels Paulus Lehrer und einstmals in der jüdischen Rathsversammlung Wortführer für das junge Christenthum. Über seine Abstammung, Herkunft und seine Lebensverhältnisse ist Nichts eben Zuverlässiges bekannt, wie auch sein eigenthümliches Auftreten und seine Stellung den jüdischen Glaubensgenossen und den Aposteln und Bekennern Christi gegenüber seine Gesinnung und seinen Charakter in das verschiedenste und noch zweifelhaftes Licht gestellt haben. Gewöhnlich bleibt man jetzt bei der Annahme stehen, daß Gamaliel ein Sohn Simeon's und Enkel des bekannten Hillel gewesen sei, derselbe, dessen die jüdische Tradition oft ehrend gedenkt (wie Mischnah Sotah 9, 15. Gitt. 4, 2. Baba mez. 5, 8 al.) und den als „Rabban Gamaliel den Greis (הזקן)" schon die Mischnah öfters als Autorität anführt, der ferner unter den Kaisern Tiberius, Caligula und Claudius Vorsitzender des Synedriums gewesen und 18 Jahre nach Jerusalems Zerstörung gestorben sein soll, der νομοδιδάσκαλος τίμιος παντὶ τῷ λαῷ (Act. 5, 34), „die Herrlichkeit des Gesetzes" (s. Sotah c. IX. §. 14. fol. 49 vers. fin. und die adnot. *Wagenseilii* 991. add. *Othon*. Hist. doctr. mischnic. p. 107. Jost, Jüdische Gesch. 3. Bd. S. 170 fg.). Was man aber im Zusammenhange mit Gamaliel vom Hillel behauptete, daß schon er im Obergerichte der Juden präsidirt habe, beruht an sich schon auf sehr zweifelhaften Angaben (s. *Drusius*, Comment. ad loc. diffic. et praeterit. lib. 5 ad Act. 4, 1. *Cunaeus*, De republ. Hebr. lib. I. c. 12 u. A.), welche zweifelhafter noch als die, daß auch sein Enkel Gamaliel Präsident der Rathsversammlung gewesen, indem seine Worte von dem größten Gewicht, sein Ansehen entscheidend, sein Einfluß auf seine Amtsgenossen unbedingt durchgreifend gewesen zu sein schienen. Auf gleich schwankendem Grunde beruht ebenso die Annahme, daß Simeon der Vater Gamaliel's gewesen sei. Einige halten diesen Simeon, dessen Vater allerdings Hillel hieß, für denselben, der als fromm harrend auf den verheißenen Trost Israels und als „alter Eiferer" Luc. II. eingeführt wird, und der Jesum als Messias zuerst erkannt und proclamirt habe (s. *Alting*. Schil. lib. 4. c. 21); Andere dagegen halten diesen Simeon für den aus den talmudischen Nachrichten bekannten Sohn Schetach (s. *Schoettgen*, Hor. hebr. p. 263); oder halten, wie Lund (Bibl. hebr. vol. II, 862 et Cur. de Luc. II, 25. *Drus*. l. l. praeterit. lib. 5 ad Act. 5, 34 et Comment. prior. ad Voc. N. T. s. v. *Gamaliel*), zu keinerlei fester Meinung über ihn. Dazu soll er aber, von dem übrigens die Hebräer nichts eben Erhebliches zu sagen wissen (nach *Alting*. l. l. hingegen aus Parteilichkeit Nichts sagen wollen), zuerst Rabban genannt und vor ihm Niemand mit diesem Meistertitel beehrt worden sein (cf. *Buxtorf*. Lex. Talmud. col. 2175, und außer Andern: Lempereur über Jachiad. in Danielem p. 5), und habe sein Sohn Gamaliel nach ihm diesen Titel behalten. Gamaliel's, als des Sohnes Simeon's, eigene Hinneigung und sein Eifer für das Christenthum wird somit durch schickliche Hypothese, wenn auch einseitig, gestützt; selbst des Paulus spätere bessere Einsicht, seine Bekehrung und Bekehrungseifer dürfte sich dazu geschichtlich als passende Parallele fügen, wozu freilich die früher oft geltend gemachte, aber unwahrscheinliche Annahme schlecht paßt, daß „Paulus, der eifrige Verfolger der christlichen Lehre und ihrer Anhänger, wol nicht viel Gutes von Christo und seiner Lehre gehört haben möge," während für Bestimmung der Herkunft Gamaliel's ein Einwand immerhin wol bedenklicher bleibt: daß seiner Zeit mehre des Namens Gamaliel existirt hätten. Mit großer Übereinstimmung und Gewißheit aber nennen verschiedene Angaben des Gamaliel Sohn Simeon, der bei Zerstörung Jerusalems seinen Tod gefunden haben soll. Zu der einen der genannten Ansichten würde es nun wol stimmen, daß man ein Gebet zu Gott wider die Christen, dessen Capella aus dem Maimonides gedenkt (Spicil. ad Act. 5, 38), dem Gamaliel als Verfasser zuschreiben konnte; wiewol Danz (Exercitat. 2 de sacris Judaeorum νομοφυλακτηρίοις §. 26) den Maimonides gewiß richtiger so interpretirt, als habe nicht Gamaliel selbst, sondern nach seiner Bestimmung „Samuel der Kleine" dieses Gebet verfaßt, wie aus Berachot, einer sichern Stütze seines Beweises, gar nicht unzweideutig hervorgeht. Die nun hiermit zusammenhängende Meinung, als habe Paulus vor seinem Übertritte zum Christenthume diesen Namen geführt und sei Verfasser dieses Gebets, widerlegte schon *Lund*, Bibl. hebr. vol. I und IV. n. 2136. — Ganz unerwiesen und sagenhaft ist es ferner, daß Gamaliel jemals vom Petrus und Johannes die Weihe der christlichen Taufe empfangen habe (s. *Phot*. cod. 171. p. 199. coll. Schröckh, Kirchengesch. IX, 233 fg.), sowie andererseits, daß Onkelos, der Targumist, eine ungeheure Summe auf Gamaliel's Begräbniß verwendet habe.

Mit diesen zu evidenter Gewißheit nie ganz zu bringenden Annahmen über Abstammung, Herkunft und amtliche Stellung Gamaliel's hängt denn die Frage über seine Lehre genau zusammen, die einst Paulus genoß, als er zu Gamaliel's Füßen saß und gelehrt wurde mit allem Fleiß im väterlichen Gesetz (Act. 22, 3). Aus mehrfachen Zeugnissen des jüdischen Alterthums, wie aus der Bildungsgeschichte des Apostels Paulus, aus einzelnen Stellen in dessen Reden und Andeutungen oder Ausführungen, Beweisen und Beweisarten seiner Briefe (s. Palmer, Paulus und Gamaliel. [Gießen 1806.]) geht hierbei mit Gewißheit hervor, daß Gamaliel sich stets und jedenfalls höher als früher selbst sein eifriger Schüler über den starren Geist des gewöhnlichen Pharisäismus erhoben und der das Judenthum geistiger durchdringenden Richtung der Alexandrinischen Theosophie zugewandt habe, und in dieser namentlich der in Palästina Verbreitung gewinnenden Essenischen religiösen Bildung (s. *Lightfoot*, Hor. hebr. p. 459. *Wolf*, Bibl. hebr. II. p. 882. coll. Döhne, Paulin. Lehrbegriff S. 5. N. 2 und den Art. Paulus in dieser Encyklopädie). So erwähnen ihn, und um so glaubwürdiger, weil dabei mehrfach Tadel auf den sonst selbst noch bei den Orthodoxen so Angesehenen und Verehrten geworfen wird, die Rabbiner öfters als

Beförderer der griechischen Weisheit, der die Alexandrinische Lehre der Religionsphilosophie unter den jüngern lernbegierigen Juden auszubreiten gesucht habe, und Act. 6, 9 werden auch schon solche Schulen der Libertiner, der kyrenaischen und Alexandrinischen, der cilicischen und asiatischen Juden in Jerusalem genannt, die sich wol auch religiös von den übrigen ausgeschieden hatten, und wobei die Vermuthung gewiß statthaft ist (s. Dähne, Jüdisch-Alexandr. Religionsphil. II, 239), daß Gamaliel diesen vom vulgären Pharisäerthume dissentirenden Spiritualismus sich zu eigen gemacht und gefördert habe, der ebenso fern war von jeder den Juden abscheulichen rein heidnischen Philosophie der Stoa, des Aristoteles, Platon und Epikur, als innig verwandt und verschmolzen mit der väterlichen Religion und dem Gesetze Mosis (s. Gfrörer, Krit. Gesch. des Urchristenth. I. Bd. 2. Abth. S. 405, coll. 351 fg. u. A. m.). Diese sapientia graeca, griechisch-jüdische Weisheit, schon seit dem Jahre 130 a. Ch. in deutlichen Spuren rabbinischer Quellen auf palästinischem Boden eingebürgert, war nun zwar, eben auch bald nach ihrem Erscheinen verdächtigt, und war den Juden später verboten worden (Talmud. tract. Baba kamna fol. 82; Menachoth fol. 64; Sotah fol. 49): ne quis doceat filium suum graece, und: maledictus sit, qui docet filium suum sapientiam graecam (coll. Tract. Menachoth fol. 99. Talm. Hieros. tract. Peah c. I. bei Gfrörer a. a. O. S. 350. 402 fg.), während doch, wie die Gemarah zu den Tractaten bemerkt: Samuel im Namen (d. h. wie er selbst es aus dem Munde des Betreffenden gehört hatte) des Rabban Simeon, Sohns des Gamaliel (desselben, dessen schon oben gedacht), versicherte, daß von Tausend Schülern in der Schule seines Vaters 500 das Gesetz, andere 500 „griechische Weisheit" gelernt hätten; und um diese merkwürdige Lehrfreiheit für ein verhaßtes Object zu erklären, fügen die Gemaristen bei, daß man aus persönlichen Rücksichten dem Geschlechte Gamaliel's griechische Weisheit gestattet habe — quoniam familiaris erat regibus. Es war auch (Tract. Derech Erez IV. add. Gfrörer a. a. O. S. 404) das Studium dieser griechischen Philosophie in der Familie des Gamaliel wirklich einheimisch, da von seinem Sohne und Enkel noch Bekanntschaft mit ihr gerühmt wurde.

Gamaliel's eigenthümliches Auftreten in Angelegenheiten der Apostel vor der Versammlung des hohen Raths (p. Ch. 33) und seine berühmten Worte (Act. 5, 34 seq.): *„ἐάσατε — τοὺς ἀνθρώπους τούτους, ὅτι ἐὰν ᾖ ἐξ ἀνθρώπων ἡ βουλὴ αὕτη, ἢ τὸ ἔργον τοῦτο, καταλυθήσεται· εἰ δὲ ἐκ θεοῦ ἐστιν, οὐ δύνασθε καταλῦσαι αὐτὸ, μήποτε καὶ θεόμαχοι εὑρεθῆτε"* —, dazu, neben wirklich mannhafter Energie in seiner Erscheinung doch, seine, wie es scheinen kann, zaghafte Connivenz nach jüdischer und christlicher Seite hin, — dies Alles zusammengenommen ist vielfach Anlaß geworden, Gamaliel's Herz und Sinn, seine Ansichten, seinen Charakter in der entgegengesetzten Weise bald erhebend und belobend, bald verdächtigend und anklagend, bald rechtfertigend oder entschuldigend zu beleuchten. So hat namentlich oft in Zeichnungen biblischer Charaktere und Lebensbilder die christliche Praxis sich an Gamaliel gehalten, und so versucht sich in jetziger Zeit wieder vorzugsweise an ihm der paränetische Eifer. So bewunderte schon Niemeyer (Charakterist. der Bibel. I. Th. S. 430 fg.) die Weisheit in Gamaliel's Auftreten, da er sich „mit keiner Hitze" weder der Verkläger, noch der Verklagten annahm, sondern mit dem wahrsten Tone der Unparteilichkeit ohne irgend welchen merkbaren Affect (s. dagegen die ähnliche Rede des Nicodemus, Joh. 7, 50, coll. 3, 1 fg.) wie ein Mann rede, der die Sache, um die es zu thun ist, im allerrichtigsten Gesichtspunkte faßt und mit einer überzeugenden Deutlichkeit den Hörern vorlege; dessen Güte zunächst in der erhobenen Warnung von Liebe und Aufmerksamkeit auf die Versammlung zeuge, deren Glied er war, und von der er nicht wünschte, daß sie, wie ihm doch möglich schien, wider Gott stritte; die aber ferner ihn zugleich billig genug denken und versuchen lasse, schon vor der Untersuchung, im Ganzen vielleicht ja wahrscheinlich schuldlos, aber um einer Handlung willen Angeklagte zu retten, deren moralischer Werth aus verschiedenen Gründen einen wenig vortheilhaften Schluß auf sie machen ließ. Dagegen weiß aber auch Niemeyer mit dem Gemäßigten, Wahren und Billigen in Gamaliel's Charakter, mit dem gesetzten, reifen, prüfenden Urtheile das Zweideutige seiner Worte und die Zulassung der Mishandlung der Apostel nicht zu reimen; weiß ihn nicht ganz von zu heftigem Eifer für die alte Religion freizusprechen, und muß es bedauern, daß ein solcher Mann nicht zu höherer, beseligenderer Erkenntniß gekommen sei, nicht geworden sei, was sein Schüler ward, und nur eine gute Seite zeige, die, wenn auch nicht ganz so erhaben, doch immer noch auch ein Pilatus gezeigt habe. — Noch unter diesem Standpunkte unerklärlicher Halbheit drücken diejenigen Gamaliel's Gesinnung herab, die ihn „mehr die Sprache der Klugheit als der Güte" reden lassen (s. Die Biographien der Bibel [Stuttg. und Leipz. 1838.], mit Vorrede von A. Knapp, Art. Gamal.); warum, fragen sie, that dieser im Synedrio so kluge Mann Nichts, um die Wuth Saul's zu dämpfen? Vielleicht war es ihm lieb, daß ein Anderer verfolgte, und er so den Schein der Mäßigung rettete! — Es grenzt dies nahe an zwei andere Vorwürfe, den einen der schwächlichen Toleranz, und den andern, wornach Gamaliel's Wort Nichts als eine „Maske geheimer, noch nicht reifer diplomatischer Verfolgungsplane," oder „eine Äußerung klugen Stillverhaltens gewesen, das nicht durch Maßregeln der Gewalt den Fanatismus der Neuerer reizen will," eine „jesuitische Machination, die durch Abwendung der Verfolgung nur beabsichtigen konnte, die Glaubensfreudigkeit der neuen Secte abzuschwächen und durch Vorenthaltung eines nothwendigen Martyrthums die Verbreitung des Christenthums aufzuhalten." Dagegen sahen nun Andere eine ehrenwerthe Verleugnung aller damals sehr zeitgemäßen Rücksichten auf die Ansichten aller der zahlreichen oppositionellen Parteigänger, biedere Offenheit und Geradheit hervorgegangen aus dem Bewußtsein nicht geringer Übereinstimmung mit den Lehren des Christenthums (Gfrörer a. a. O. S. 402; dagegen: Dähne a. a. O. S. 239), und selbst strenge

historische Kritik fand so einfach in seinen Worten „den Ausdruck redlichen Strebens und guten Vorhabens," in ihm selbst „ein seinem Ehrennamen entsprechendes Ideal der edelsten Selbstverleugnung auf religiösem Gebiete," oder auch, wie Clemens Alex. schon ähnlich in seinen Recognitionen, „einen lautredenden Zeugen für die Göttlichkeit des Christenthums." Merkwürdig, wie hierauf auch rechtgläubige Eiferer fußten, indem sie Gamaliel aus „glaubensarmer Feigheit und Menschenfurcht" das „volle und helle Zeugniß von Christo" hier noch hinter tiefgedachten Worten scheu verbergen lassen; noch merkwürdiger aber, daß man auch „nur reines, christlicher Lehre bares Pharisäerthum in seiner Rede durchleuchtend fand, wie das Dogma von der unbedingten göttlichen Vorherbestimmung und die Maxime des thatenlosen Abwartens und müßigen Zuschauens. — Wenn man dagegen einen andern Standpunkt, — und dies ist die gewöhnlichste Annahme —, den der „gerechten Mitte" dem zu Juden für Christen redenden Gamaliel anweisen zu müssen glaubte, so fehlte es nicht an solchen, die diese Vermittelung aus dem Grunde als eine verfehlte und tadelnswerthe bezeichneten und als unhaltbar verwarfen, weil ja so in ihm, dem Sprecher in gegenwärtiger Stellung, ein klares, freies, sittliches Bewußtsein und ein nichtsnutziges Anklammern an veraltetes gesetzliches Herkommen auf einander traf, deren unvermitteltes Gemisch den Träger eines solchen, im Ganzen charakterlosen Bewußtseins haltlos und kraftlos hin- und herwerfen mußte. — Und endlich war es auch der Standpunkt der reinsten Humanität, die über allen Parteien stehend sich durch sich selbst zu festigen weiß und der Freiheit in der Menschlichkeit vorarbeitet, den man neuerdings noch Gamaliel zuwies (s. Lüdeking in Wislicenus neuer Reform. 1850. 3. Quartal. 1. Heft. S. 442 fg.), wornach er auch als „Vertheidiger freier Entwickelung gegenüber den Maßregeln der Gewalt," zunächst natürlich auch nur im Geiste der „Weltculturgeschichte" gezeichnet und hingestellt werden soll.

Über Gamaliel's Rede vor der Versammlung des hohen Raths vergl. man noch, außer einer älteren Monographie von Ewald (die uns zur Zeit unzugänglich war), *G. L. Pfaffreuter*, De consilio Gamalielis, diss. (Jen. 1680. 4.), und *J. Lange*, Epicrisis in judicium Gamalielis de causa Christi et Apostolorum. (Halae 1715. 4.) (*O. Gruber.*)

GAMANDER. Als Gamanderkraut, echter oder edler Gamander (Herba Chamaedryos s. Trixaginis) wird die ganze blühende Pflanze von Teucrium Chamaedrys (Didynamia, Gymnospermia; Labiatae) gesammelt. Sie wächst auf sonnigen Anhöhen und Bergen, besonders auf Kalkboden, und blüht vom Juni bis August. Sie hat fußhohe, röthliche, behaarte Stengel, besitzt aromatischen Geruch und einen scharfbitteren aromatischen Geschmack. Das wirksame Princip des Gamanders ist eine bittere, harzartige Substanz. Der jetzt obsolete Gamander wurde bei Hydrops, bei Wechselfieber, bei Verdauungsschwäche im wässerigen oder weinigen Aufgusse benutzt. Äußerlich hat man ihn auch unter tonischen Einspritzungen und Fomentationen angewendet. (*F. W. Theile.*)

Gamar, s. Portendik.

GAMARDE (Mineralquellen). Im französischen Departement des Landes, zwei Stunden von Dax, in der Nähe des Fleckens Gamarde, entspringen zwei Schwefelquellen, deren Wasser hell und klar ist, einen hepatischen Geruch und Geschmack besitzt und eine Temperatur von 12—14° R. zeigt. Die ältere Quelle Bucquieron enthält nach Meyrac (Annales de Chimie. T. 35. p. 300) in 16 Unzen:

Chlormagnesium	0,141	Gr.
Chlornatrium	0,533	„
Schwefels. Kalk	0,143	„
Kohlens. Kalk	1,417	„
Schwefel	0,625	„
Vegetab. Extractivstoff	0,025	„
Kieselerde	0,100	„
	2,984	„

Das Wasser der neuern Quelle (Source des deux Louts) fand Salaignac ähnlich zusammengesetzt.

Nach Meyrac besitzt das Wasser von Gamarde die Wirkung der gewöhnlichen salinischen Mineralwässer. (*F. W. Theile.*)

GAMAUF (Gottlieb) geb. am 13. Jan. 1772 zu Güns im eisenburger Comitate in Ungarn, erhielt den ersten Unterricht durch einen Hauslehrer. Späterhin ward er Zögling der Trivialschule zu Nemes-Eso. Seine Elementarbildung vollendete er während eines siebenjährigen Aufenthalts zu Ödenburg, wo er das dortige Gymnasium besuchte. In dieser ganzen Zeit stand er unter der Aufsicht seines Oheims, des Predigers Samuel Gamauf, bei dem er Kost und Wohnung hatte. Dieser vielseitig gebildete Mann spornte ihn zum Fleiß, und noch in spätern Jahren rühmte Gamauf den günstigen Einfluß seines Verwandten auf die Entwickelung seiner Geistesfähigkeiten. In Göttingen, wo er von 1792—1796 studirte, waren Eichhorn, Planck, Stäudlin und Ammon seine Hauptführer im Gebiete des theologischen Wissens. Unter Heyne's Leitung erweiterte er seine philologischen Kenntnisse. Ein besonderes Interesse fesselte ihn an die Physik. Sie ward seine Lieblingsbeschäftigung, und fleißig besuchte er deshalb die trefflichen Vorlesungen Lichtenberg's. Im Juli 1796 kehrte Gamauf nach Ödenburg zurück. Der Prediger Torkoly wählte ihn dort zum Erzieher seines Sohnes. In diesen Verhältnissen blieb er anderthalb Jahr. Im J. 1797 erhielt er in Wien die Stelle eines Vicars und Katecheten. Ein gleiches Amt verwaltete er seit dem Mai 1798 über fünf Jahre zu Golz in dem wieselburger Comitat. Im J. 1803 folgte er einem Rufe nach Ödenburg, wo er am 16. Oct. seine Antrittspredigt hielt. Aus Liebe zu seiner dortigen Gemeinde verzichtete er auf eine unter sehr vortheilhaften Bedingungen ihm angetragene Predigerstelle in Preßburg. Unter überhäuften Amtsgeschäften, die durch die längere Krankheit eines seiner Collegen noch vermehrt wurden, fand er durch gewissenhafte Eintheilung seiner Zeit noch Muße zu literarischen Arbeiten. Mehre Umstände vereinigten sich, ihm dieselben zu erschweren. Dahin gehörte besonders eine zu Ödenburg

und in der Umgegend wüthende Seuche im J. 1806 und die Invasion der französischen Truppen im J. 1809. Dieser ungünstigen Verhältnisse ungeachtet beendigte Gamauf in jener Zeit ein ziemlich umfangreiches Werk, seine „Erinnerungen aus Lichtenberg's Vorlesungen über Erxleben's Anfangsgründe der Naturlehre" [1]). Gleichzeitig (1808) besorgte er eine zweite Ausgabe des ödenburgischen Gesangbuches und lieferte mehre Recensionen für die Annalen der österreichischen Literatur, den Hesperus u. a. Journale. Eine interessante Abhandlung über die Kometen ließ er im dritten Stück von Stäudlin's und Tzschirner's Archiv für alte und neue Kirchengeschichte (1820) drucken. Zugleich sammelte er Materialien zu einer ödenburgischen Kirchengeschichte. Über der mühsamen Ausarbeitung dieses Werks, welches ihm ein gründliches Quellenstudium unerläßlich machte, beschäftigten ihn andere literarische Arbeiten. Zur Zeit des Reformationsjubiläums besorgte er zwei neue Auflagen von Luther's kleinem Katechismus. Bald nachher (1818) gab er einen „kurzen Unterricht in der Erdbeschreibung für Kinder" heraus. Dies Werk erlebte fünf Auflagen und ward ins Ungarische übersetzt. Gamauf schrieb auch ein neues ABC-Buch für die Elementarclassen Ödenburgs, das ebenfalls mehrfach aufgelegt ward. Die von ihm im J. 1820 besorgte neue Edition des ödenburger Gesangbuchs vermehrte er beträchtlich. Ein fleißiger Mitarbeiter war er auch an unserer Encyklopädie. Als Homilet zeigte er sich von einer vortheilhaften Seite in einzelnen gedruckten Kanzelreden, von denen besonders eine Leichenpredigt auf den Kaiser Franz I. in mehren kritischen Blättern sehr günstig beurtheilt wurde [2]).

Gamauf starb als Senior des evangelischen Ministeriums zu Ödenburg am 14. Febr. 1841. Mehre Schicksalsschläge hatten ihn in der letzten Zeit seines Lebens getroffen. Am empfindlichsten schmerzte ihn 1833 der Verlust seiner Gattin, Charlotte von Küttel, mit der er über 35 Jahre in einer sehr glücklichen, durch mehre Kinder gesegneten Ehe gelebt hatte. Einer seiner Freunde schildert ihn mit den Worten: „In seiner schönen ehrwürdigen Gestalt wohnte eine edle Seele, frei von Leidenschaften, und voll unerschütterlichen Gottvertrauens. Auf seinem moralischen Charakter haftete kein Flecken." Die angeborene Heiterkeit seines Geistes blieb ihm unverändert, unter manchem Schicksalswechsel bis zum Abend seines Lebens. Auf der Kanzel, besonders in seinen Casualpredigten, war er sehr geschätzt wegen der Kraft und Wärme seiner gehaltvollen Vorträge, denen eine blühende Sprache und gut gewählte Bilder und Metaphern zur Empfehlung dienten. Er war, durch Heyne in Göttingen gebildet, ein gründlicher Kenner des classischen Alterthums, vorzüglich bewandert aber in der Staaten- und Kirchengeschichte. Mit mehren ausgezeichneten Gelehrten seines Vaterlandes, mit Horváth, Jankovich, Spurikovich u. A. stand er in fast ununterbrochenem Briefwechsel. Auch die rühmlich bekannten Dichterinnen Therese von Artner und Karoline Pichler würdigten ihn Zeitlebens ihrer Achtung und Freundschaft [3]). (*Heinrich Döring.*)

GAMBA (Peter, Graf von) geb. 1801 zu Ravenna, war ein Bruder der durch Anmuth ihres Geistes, ihre Schönheit, vorzüglich aber durch ihre Verbindung mit Lord Byron bekannten Gräfin Guiccioli. In Kephalonia, wohin Gamba den Dichter, der sich lebhaft für den Freiheitskampf der Griechen interessirte, begleitet hatte, trennte er sich von ihm. Ein nach Missolunghi segelndes Schiff, auf welchem sich der Graf befand, fiel im Angesichte der genannten Festung einem türkischen Corsaren in die Hände. Gamba ward in die Dardanellen und vor Jussuf Pascha geführt, der ihn jedoch, da er unter anglo-ionischer Flagge gekapert worden war, wieder in Freiheit setzte. In Missolunghi ward er von Lord Byron zum Officier der Legion ernannt, die er auf eigene Kosten zu errichten beabsichtigte. Sein plötzlicher Tod vereitelte diesen Plan. Nachdem er den Dichter während seiner Krankheit aufs Sorgfamste gepflegt und ihn zu seiner Ruhestätte begleitet hatte, begab er sich nach London, wo er eine Beschreibung der letzten Lebensschicksale des unglücklichen Dichters herausgab. Dies Werk erschien unter dem Titel: A narrative of Lord Byron's last journey to Greece. (London 1825.) Wieder nach Griechenland zurückgekehrt, diente er als Freiwilliger in dem von dem Obersten Fabvier befehligten albanesischen Corps. Er gab viele Beweise seines Muths und seiner persönlichen Tapferkeit. Sein durch Erziehung und durch den Umgang mit Lord Byron verweichlichter Körper vermochte jedoch die mannichfachen Anstrengungen und Beschwerden des Klephtenkriegs nicht lange zu ertragen. Er starb 1826 in dem Dorfe Dara, unweit des Lagers von Methana, im 26. Lebensjahre, aufrichtig betrauert von allen Philhellenen. Treu in der Freundschaft, gerade und offen, vereinigte er eine seltene Anmuth und Liebenswürdigkeit in seinem Charakter als Mensch. Dabei war er aber nicht frei von tadelnswerthen Schwächen. Den strafbaren Umgang mit seiner Schwester konnten die empfehlenden Eigenschaften, die er besitzen mochte, vor dem Richterstuhl der Moral nicht entschuldigen. (*Heinrich Döring.*)

GAMBANTEINN (nordische Zauberkunde), wird unter andern in der För Skirnis Str. 32, da, wo Skirnir die Beschwörung an Gerdhur richtet, mit den Worten aufgeführt:

> Til holtz oc geoc oc til rás vidhar
> Gambantein at geta; gambantein oc gat.

Ich ging zum Hügel und zum rohen (grünen) Baum (oder Holz) einen Gambantein zu erlangen, einen Gam-

1) Wien und Triest 1808 — 1814. 5 Bde. Mit Kupfern. Späterhin erschienen noch, von Gamauf herausgegeben: Erinnerungen aus Lichtenberg's Vorlesungen über die physikalische Geographie. Nebst einem Anhange über die barometrische Höhenmessung. (Wien 1818.) Mit einem Kupfer. (Auch unter dem Titel: Lichtenberg über physikalische Geographie, Meteorologie, Theorie der Erde und barometrische Höhenmessung.) 2) Unter andern in dem theologischen Literaturblatte zur Allgem. Kirchenzeitung. 1836. Nr. 28.

3) Vergl. Allgem. Kirchenzeitung. 1841. Nr. 82. Meusel's Gel. Teutschl. 17. Bd. S. 664. 22. Bd. 2. Abth. S. 288. Den Neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrg. XIX. 1. Th. S. 227 fg.

bantein erlangte ich. Erzürnt ist auf dich Odhin, erzürnt ist auf dich Asa-bragr. Dich wird Freyr verabscheuen. Aber bevor, böses Mädchen! als du empfangen hast den Zaubergebetzorn der Götter (en thu fengit hefir gambanreidhi goda), hören die Jötnar, hören die Hrimthursar, die Söhne Suttungi's (oder der Suttunger)! Selbst die Ás-lithar (Genossen der Götter), wie ich verbiete, wie ich verbanne (hwe ec furbydh, hwe ec fyrirbanna) Menschenfreuden dem Mädchen, Menschengenuß dem Mädchen. In Gambanteinn ohne Zeichen des Nominativs Gambantein hat das teinn (gothisch tains, anglisch tân, altsächsisch tên, althochteutsch zein) Ruthe, Stäbchen, keinen Anstoß, und ist berühmt durch die Zusammensetzung Misteltein (Mistelruthe), mittels welcher Hödhr den Baldur durchbohrte, und durch die Tenos der Lex Frisionum T. XIV. §. 1, mit Zeichen versehene Ruthen, welche zum Loosorakel gebraucht wurden. Das dunkle gamban hingegen hat vielfache Auslegungen erfahren, zumal da auch ein Gamban-sumbl vorkommt, nämlich in der Lokasenna oder Aegisdrecka Str. 8 sagt Bragi zu dem geächteten Loki: Sitze und Stätten wählen dir bei dem Gastmahle (sumbli at) die Asen niemals; denn die Asen wissen, wem der Erzeugten sie sollen Gamban-sumbl darreichen. Wegen des dunkeln gamban hat eine Handschrift der Edda Saemundar eine Lesart, welche das Gepräge eines Verbesserungsversuches an sich trägt, nämlich gaman-suml, Freuden-Gastmahl, ergötzliches Gastmahl, „coena hilaris, festiva." Da aber diese Lesart das Gepräge der Verbesserungslust an sich trägt, und auch die, welchen das gamban zu schwierig zu erklären erscheint, es doch beibehalten müssen, so haben sie gamban-sumbl durch „ampla coena" [1]) übersetzt, indem Gudmundus Pauli [2]) dazu bemerkt: Gamban scheine etwas Göttliches oder Großes zu bedeuten, und bisweilen vielleicht beides. Gamban-sumbl sei in der Loka-senna dasselbe, was maer drychr miathar (das. VI, 6) ein klarer Trunk Meth. *Ad gambra* [3]), magnifice loqui, se et sua jactare komme in der Alexanders-Saga vor. Gemblingr bedeute vervex majorennis, wiewol jetzt anniculus Gamban-teinn in der Skirnis-För und in den Harbarz-liodh könne zu bedeuten scheinen: lignum divinum sive magicum, cujus virtute patrata, quae narrantur; vel patranda, quae praedicuntur. Weßhalb auch in jenem Liede Gambanteinn durch virga divina, und in diesem durch: mirificus baculus, übertragen ist; in der Anmerkung [4]) wird bemerkt: von der Größe sei der Gambanteinn nach einigen genannt, andere verstehen ein gewisses heiliges Stäbchen (bacillum quoddam sacrum) darunter, welches mit dem hristo teina (sie schüttelten die Ruthen oder Stäbchen, nämlich die mit Zeichen bezeichneten des Loosorakels) Hymisquidha zu vergleichen sei. Gamban-reidhi ferner wird übersetzt durch immanis ira, und erklärt durch: vel magua ira vel mala immissura, und dazu bemerkt: *Gambr-mosar* late patent [5]). Zu dieser Erklärung des Gudmundus Pauli bemerkt Gudmundus Magnäus: mit dieser Bedeutung des unbekannten Wortes Gamban, zu welchem ersterer setzt: vox obscura, können zwar verglichen werden das ebräische gabba' altus, elatus, excelsus; gabar valuit, das lateinische guber und gubernio, *κυβερνήτης* (Steuermann), das griechische *γέμω*, plenus sum, das lateinische geminus, duplex. Zur Bedeutung von Göttlichkeit in dem Worte Gamban verdiene Kamban, der Beiname eines Mannes in der Landnâma-bôk, angeführt zu werden, weil er ihm nicht eher gegeben worden zu sein scheine, als bis er als ein Göttlicher religiös verehrt worden. Doch stellt Gudmundus Magnäus Gamban mit dem alten lateinischen *cambio* permuto, commuto, woher *cambitus* und *cambium*, commutatio, permutatio und zwar das cambium speciell permutatio pecuniae zusammen, und cambium wolle man von dem griechischen *κάμπω*, flecto, ableiten. Gamban-teinn würde also virga magica, quomodocunque mutans, quod tetigit, und Gamban-suml copiosa poculorum invitatio, potantes alterans, wie im Sprüchworte sei: Aul er aunarr madhr (berauschendes Getränk ist der zweite Mensch), oder convivium mutuum, reciprocum, alternum, amoebum, z. B. der Asen und Ägir's, welches deshalb vielleicht opt-suml (Oft-Gastmahl) in der Hymisquidha II, 8 genannt werde. Gamban-reidhi würde also ira mutua für ultrix sein. Kamban, der Beiname Grim's, würde entweder vices reddens, talionem servans, oder mutatus nämlich in Divum post mortem bedeuten. Auch könne man gambam von dem griechischen *ἀμείβω*, *ἀμεύω*, muto, permuto, vices reddo, *ἀμοιβαῖος*, mutuus, alternus, *ἀμοιβαδὸν*, *ἀμοιβηδήν*, vicissim, alternatim ableiten, indem ein g vorgesetzt sei ähnlich wie vor *ἀμνὸς* oder *ἀμνόφορος* bei gimbur, agna parvula, vor *ἄμβη* bei Kambr, rupes prominula. Jacob Grimm [6]) stellt mit der Wünschelruthe Gambanteinn zusammen, und zu Gamban-sumbl zieht er das anglische oder sogenannte angelsächsische gomban gyldan im Beowulfsliede V. 21, dieses bedeutet Tribut zahlen. Gambe, Gombe ist nämlich Abgabe, Zins. Aber im Nordischen findet die Bildung der Beugungssylbe mittels des n nicht statt, und es müßte daher Gamba-sumbl, und dürfte nicht Gamban-sumbl lauten. Das an in gamban kann daher keine Anbildungssylbe, sondern gamban muß aus zwei Wurzelwörtern zusammengesetzt sein. In dieser Beziehung ist der Versuch des Gudmundus Pauli gamban als aus gam, verstümmelt aus gaman, gaudium, ludus, lusus, jocus, und aus *band* vinculum, wodurch Gam-band lusus, illusio für fascinium, ligandi vim habens zu erklären sei, nicht übel. Noch besser ist, daß er bei gam verstümmelt aus gaman nicht beharrt, sondern das im

1) Edda Saemunder hinns Fróda. Pars I. (Hafniae 1787.) p. 154. 2) Specimen Glossarii l. l. p. 510. 3) Vergl. *Biörn Haldorson*, Lexicon Islandico-Latino-Danicum Vol. I. p. 268: *Gambra* (at gambra) blaterare, oggannire, *sladre* (schwatzen, plaudern). *Gambr*, n. blateratio, *Sladder* (Geschwätz, Geplauder). 4) Edda Saemundar p. 100.

5) Biörn Haldorson (l. l. p. 268) gibt eine andere Erklärung der Benennung dieser Art grauen Mooses: *Gambur*-mosi, m. muscus griseus, sub pedibus stridens qs. oggannions. 6) Deutsche Mythologie S. 547.

nordischen Heidenthume eine so wichtige Rolle spielende Gandr, ohne Zeichen des Nominativs Gand, Zauber, und *Gan* sächlich magica machinatio (s. den Art. Gand) in Anspruch genommen wird. Da das n, wenn es vor ein b gesetzt wird, so leicht und gewöhnlich des Wohllauts wegen in ein m umgebildet wird, so macht das gan, Zauberei, in der Form von gam nicht die mindeste Schwierigkeit, und gibt nicht den mindesten Anstoß. Das ban in gam-ban, welches auch ein Wurzelwort sein muß, kann als verstümmelt aus band, Band, oder bann anathema oder bani, Tödter angenommen, und Gamban-teinn durch Zauberbands- oder Zauberbann- oder Zaubertödtungs-Ruthe erklärt werden. Jedoch wird dadurch Gamban-sumbl und der Beiname Kamban nicht füglich, oder wenigstens nur sehr gezwungen erklärt. Am geeignetesten zur Erklärung ist das altnordische Bön, Bitte, Mehrzahl Baenir, Bitten, Gebet (preces), Baen petitio, precatio, schwedisch Bön, Bitte, Gebet, Bönbok, Gebetbuch, dänisch Bön, Gebet, Bönnebog, Gebetbuch, anglisch Bên, das Flehen, Gebet, Onbên, Anrufung, Bêna, der fleht, bittet, Fridhbena, der um Frieden bittet. In der Landnâmabôk 1. Th. Cap. 14 heißt es von Grim: er blôtin var daudr fyrer dokkasalld, ok kalldr Kamban, der geblutet ward (durch Blutopfer vermehrt) todt (nach seinem Tode), und genannt Kamban, und 3. Th. Cap. 16 wird er abermals als Grimr Kamban aufgeführt. Kamban, gebildet aus Gandban, ist also einer, der Zaubergebete verrichtet, oder wenn, wie es hier scheint, er den Namen erst nach seinem Tode den Bezeichnungsnamen Kamban erhielt, weil er göttlich verehrt ward, ist es passiv zu nehmen, und bedeutet einen, an den Zaubergebete gerichtet werden. Gambanreidhi godha, Zaubergebet-Zorn der Götter, ist der Zorn der Götter, durch welchen sie durch Zaubergebete erregt werden. Gamban-Sumbl, Zaubergebet-Gastmahl, ist ein Opfermahl, denn ein Theil der Zauberei war im Heidenthume nicht verrufen, und man dachte sich selbst die Götter als durch Zaubermacht und Zaubermittel wirkend. Gamban-teinn ist also eine Zaubergebet-Ruthe, eine Ruthe, die ihre Zauberkraft durch Gebet erlangt hat, und in Beziehung auf die, wenn man sie anwandte, Zauberformeln feierlich gesagt wurden. Ungewiß ist, ob der Tamswöndr, welcher ebenfalls in der Beschwörung in der För Skirnis, und zwar vor dem Gamban-teinn, welcher Str. 32 erwähnt wird, Str. 26 vorkommt, ein und derselbe Zauberstab ist. Doch ist er wol ein anderer, da hierbei nicht von Anrufung der Götter und der Riesen, sondern von dem Schlagen mit der Ruthe die Rede ist, nämlich: Tams wendi ek thik drep, enn ek thik temia mun, maer, at minom munom: Mit des Zahmen (d. h. der zahm machenden Ruthe, „domitoria virga," wie es die Übersetzer gegeben haben) ich dich schlage, Mädchen! nach meinem Willen. Dahin sollst du gehen, wo dich der Menschen Söhne hernach nimmer sehen. Da der Gamban-teinn erst später aufgeführt ist, und in der Beschwörung Steigerung herrscht, so läßt sich schließen, daß der Gamban-teinn als mit noch größerer Zauberkraft begabt, als der Tams-wöndr gedacht ward. In den Harbarz-Liodh sagt Odhin St. 19: Ich dachte, daß ein harter (starker, tapferer) Jötunn (Riese) Hlebarthr wäre. Er gab mir einen Gamban-tein (gaf han mêr gambantein), aber ich betrog ihn um den Witz (brachte ihn durch List um seinen Verstand). Thor Str. 20 antwortet: Mit böser Gesinnung lohntest du da gute Gaben (Geschenke). (*Ferdinand Wachter.*)

GAMBARA, bei Saxo [1]) Gambarac, die einflußreiche Mutter Ibor's und Ajo's, der ersten Herzoge der Winiler oder mit andern Namen der Langobarden, eine durch Scharfsinn und Klugheit ausgezeichnete Frau, auf deren Geist ihre Söhne nicht wenig Vertrauen setzen, wie sie in der langobardischen Stammsage geschildert wird. Als nach derselben Scandinavien an Übervölkerung litt, wurde durch das Loos entschieden, welcher Theil von den Winilern auswandern sollte. Derjenige Theil, welchen das Loos traf, setzte die Herzoge Ibor (bei Saxo Ebbr) und Ajo (bei Saxo Aggo) über sich, und sie kamen in das Land, welches Scoringa [2]) hieß. Als sie hier sind, drücken Ambri und Assi, die Herzoge der Vandalen, alle benachbarten Provinzen durch Krieg. Durch viele bereits gewonnene Siege hoffärtig schicken sie Boten an die Winiler, daß sie entweder Tribute zahlen, oder sich zu Kriegskämpfen vorbereiten sollen. Gambara dringt in ihre Söhne, daß sie die Freiheit mit den Waffen schützen sollen, und wendet sich um Sieg an Frea (Freia, Frigg), die Gemahlin Wodan's, welcher schon den Vandalen die Antwort ertheilt hat, daß er denen den Sieg geben werde, welche er zuerst bei Aufgang der Sonne erblicken werde. Frea ertheilt Gambara'n den Rath, daß die noch jugendlichen Winiler ihr Haar um das Gesicht, wie einen Bart ordnen sollen, und sich in der Gegend, in welcher Wodan aus dem Fenster gegen Osten zu schauen pflege, mit frühestem Morgen aufstellen sollen. Wodan fragt, wer sind diese Langobarden (Langbärte), und Frea antwortet: gib denen den Sieg, welchen du den Namen gegeben, denn dem Geben eines Namens mußte zur Namensbefestigung eine Gabe folgen: die Langobarden gewinnen den Sieg über die Wandalen, gehen nach Mauringa, landen in Golanda, und besitzen nachher Antabet, Bathaib und Burgundaib, welche Namen Paulus Diaconus für Namen von Gauen am wahrscheinlichsten hält. Nach dem Tode der Söhne Gambara's wählen sie, die bisher unter Herzogen gestanden, Gambara's Enkel, nämlich Agelmund, den Sohn Ajo's, zum ersten Könige [3]). Gambar als weise Frau wurde als mit den Göttern verkehrend als Gydia (Priesterin) gedacht, und da man den Opfern die Wirkung von Zauberkraft zuschrieb, so ist ihr Name am besten aus *Gand* (s. d. Art.) und *Bara* Trägerin, also Gand-bara, zusammengezogen Gambara, durch Zauberträgerin zu erklären. Vgl. Ganna.

(*Ferdinand Wachter.*)

1) *Saxo Grammaticus*, Histor. Dan. Lib. VIII. ex edit. *Stephanii* p. 159. 2) Nach Saxo Grammaticus fahren sie nach Blekingen und schiffen dann vor Boringia (Bornholm) vorüber, landen in Gutland (Gottland) und endlich in Rugia (Rügen). 3) *Paulus Diaconus*, De Gestis Langobardorum. Lib. I. Cap. 3—14.

GAMBE, eigentlich Viola da Gamba, Basse de Viole, Kniegeige, eine außer Gebrauch gekommene Art von Streichinstrument (deren Gattungsname in Italien und von da in Frankreich und England bekanntlich Viola ist, — mit dem Vergrößerungsworte Violono und dem Verkleinerungsworte Violino), das, wie unser Violoncell, bei dem Spielen zwischen den Knieen gehalten wurde, und von da den Beinamen erhielt, der in abgekürzter Rede zum Eigennamen umschlug. Den Ursprung der Gambe haben Einige in England, Andere in Italien suchen wollen; die Ermittelung dürfte nicht leicht und jedenfalls ziemlich bedeutungslos sein; denn die Gattung der Streichinstrumente ist jedenfalls sehr alt und sehr weitverbreitet; wir finden die „Fiedel" bekanntlich schon im Nibelungenliede in Held Volker's Händen, also als ein populäres Instrument; wir wissen, daß die Geige lange vor der christlichen Zeitrechnung in Persien und wahrscheinlich in ganz Südasien verbreitet war, von wo sie wahrscheinlich mit der Einwanderung der gaelischen Volksmassen nach dem Nordwesten Europa's, nach dem grünen Eirin und dem Kaledon, von da wieder südlich nach Gallien, Spanien und dem Nordwesten von Afrika gewandert ist. Griechen und Römer haben sie nicht gekannt; es ist daher möglich, daß sie früher in Britannien und Gallien als in Italien gehört worden. Wo man aber das Instrument zuerst in die Kniehaltung gebracht, als Viola da Gamba, oder Kniegeige gebraucht, wer weiß es? und wem frommt, es zu ermitteln? Am verbreitetsten scheint seine Cultur in Frankreich und Teutschland gewesen zu sein, und zwar im 17. und 18. Jahrh. Dieser Zeitraum kennt das Instrument in verschiedenen Größen, als Zeitvertreib der „Cavaliere und galants hommes," für die es mit den kostbarsten Schnitzereien, mit eingelegten Zierathen in Elfenbein, Perlmutter, Silber und Gold herausgeputzt wird. Es darf in keinem Concerte fehlen, kann sich einer ganzen Reihe von Virtuosen rühmen, — Granier's aus Paris, der 1600 stirbt, des St. Colombe, Maria Marais aus Paris, von 1656—1718, seines Sohnes Roland Marais, des Parisers Antoine Forquerai (1671—1745) und seines Sohnes Jean Baptiste (1700 bis wenigstens 1715), des gemüthlichen Schwaben Hertel (1699—1754), des Thüringers Hesse (1676—1762), endlich Karl Friedrich Abel's (1725—1787) aus Köthen, der es mit in sein Grab genommen, — und wird nicht blos praktisch, auch theoretisch gelehrt, z. B. von Jean Rousseau, der sich Maistre de musique et de gambe nannte und 1687 eine Schule für die Basse de Viole drucken ließ. Nach Abel hat sich kein Virtuos mehr auf der Gambe hervorgethan. Sie wurde durch das klangvollere Violoncell allmälig verdrängt, das zu Anfange des 18. Jahrh. aufgekommen war. Sebastian Bach hatte zwar selbst ein klangvolleres Baritoninstrument erfunden, die Viola pomposa, sich aber auch der Viol' da Gamba bedient, wie die vom Unterzeichneten herausgegebene Partitur seiner Matthäischen Passionsmusik bezeugt. — Das Instrument war übrigens unsern Bratschen oder Violoncellen ähnlich gestaltet, nur größer, nach dem Halse hin spitzer zulaufend, plattern Bodens und gewölbterer Decke. Die kleinern Exemplare wurden mit fünf Saiten in der Stimmung C, G, e, a, $\underline{d}$, die größern mit sechs Saiten in der Stimmung D, G, $\overline{c}$, e, a, $\underline{d}$, oder mit sieben Saiten in der Stimmung D, G, c, $\overline{e}$, a, $\underline{d}$, $\underline{g}$ bezogen; die Stimmung scheint in verschiedenen Epochen oder Schulen eine verschiedene gewesen zu sein. Nach Mattheson's Äußerung im neueröffneten Orchester wurde die Gambe bis zum zweigestrichenen d gespielt; Bach, im vorgenannten Werke, führt sie bis zum zweigestrichenen c hinauf in bunten Figuren, unter denen zwei oder drei Accordtöne begleitend mitgestrichen werden, oder in drei- bis sechsstimmigen Griffen, die bis Contra-A hinunterreichen, was auf eine weitere Stimmung, als oben angegeben, hindeutet. Der Klang des Instruments war mild, angenehm, doch etwas dumpf und näselnd; Mattheson nennt die Viole „die säuselnde."

(*A. B. Marx.*)

Gambetta, s. Totanus.

GAMBIA, bei Ältern auch Gambea, und bei ältern Franzosen Gambée oder Gambie, selten Gambra.

1) Allmäliges Hervortreten des Gambia in der geographischen Erkenntniß. Die Kenntniß des innern Afrika war bei den Alten so nebelhaft, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn ihnen Nil, Niger, Gambia und Senegal in eine dunkle Vorstellung zusammenfließen. Herodot kennt einen großen afrikanischen Fluß im Süden der Wüste, wimmelnd von Krokodilen und von Schwarzen umwohnt, fließend von Westen nach Osten. Offenbar hatte der Vater der Geschichte eine Tradition über den Niger, den er jedoch für einen Arm des Nil erklärt. Plinius (H. N. V, 9) kennt den großen Strom auch, nennt ihn Bombotus, läßt ihn aber nach Westen in den atlantischen Ocean strömen: er hat Gambia und Senegal mit dem Niger verwechselt. Mehr Licht, ja größere Klarheit, als lange Zeiten nachher gefunden wird, strahlt bei Ptolemäus. Ihm fließt der Niger im innern Afrika viele Grade nach Osten: aber nach Westen fließen in den atlantischen Ocean der Darabus und der Stachir, die sich an verschiedenen Seiten des Vorgebirges Arsinarium in das Meer ergießen. Die arabischen Geographen Edrisi und Abulfeda sind es hernach gewesen, welche die dann viele Jahrhunderte geltende monstruöse Hypothese über den Zusammenhang der afrikanischen Flüsse auf die Bahn gebracht haben. Sie setzen den Niger nicht blos in bestimmte Verbindung mit dem Nil, sondern lassen ihn auch nach Westen in den atlantischen Ocean gehen, verwechseln ihn also gradezu wieder mit Senegal und Gambia. Die Sätze der arabischen Geographen wurden für jene Gegenden auch den europäischen Nationen geläufig, wie denn die Portugiesen im 15. Jahrh. bei der Benennung und Bezeichnung ihrer Entdeckungen an der afrikanischen Küste von den arabischen Prämissen ausgehen. Auch ihnen ist der 1450 entdeckte Senegal mit dem Niger gleich. Sie siedelten sich sowol hier als auch später an der Gambiamündung an und zogen sicher eine Menge von geographischen Nachrichten ein, die aber dem übrigen Europa in den portugiesischen Archiven bis heute verborgen geblieben

sind. Als jedoch Engländer und Franzosen später an den Gambia vordrangen, fanden sie grade besonders am Gambia eine starke portugiesische Population vor und selbst in der Sprache des Landes Bambuk portugiesische Worte. Es beginnen aber die ersten Versuche der Engländer, am Senegal und Gambia Handel zu treiben, unter der Königin Elisabeth, die der Franzosen unter Ludwig XIV., und mit ihnen beginnt auch für diese Gegenden eine neue Ära der Erkenntniß. Die Entdeckungen, welche von den Franzosen, besonders als A. Brués Director der Senegalcompagnie war, gemacht, hat J. B. Labat bearbeitet: Nouvelle Relation de l'Afrique occidentale. (Paris 1728. 5 Bde. 12.) Vom Gambia ist besonders Bd. 4. S. 259 fg. die Rede, freilich noch in der alten verdrehten Art. Der Niger fließt nach Westen und ist mit dem Senegal eins. Bei Barracota, oberhalb eines Falles, theilt sich der Niger in zwei Arme: der nördliche ist der Senegal, der südliche der Gambia. Der letztere verliert sich in einen morastigen, mit Schilf und Gras dicht bestandenen See, von dem er dann als schöner und tiefer Fluß heraustritt. Obgleich nun schon 1552 de Barros grade in Bezug auf den Gambia mitgetheilt, daß er tiefer und größer als der Senegal sei und seine eigenen Hauptquellen im Mandingolande habe, obwol Delisle auf einer Karte von 1714 wenigstens Niger und Senegal trennte, so blieb doch Labat's Theorie lange auf den Karten die angenommene. In Janson's Atlas illustratus (Amsterdam 1566.) ist ziemlich in Afrika's Mitte der Nigersee gezeichnet: aus ihm fließt der Niger nach Norden in den See Borno, wendet sich dann nach Westen, durchströmt den See Guarde und fließt in einem Delta in den altlantischen Ocean. Senegal, Gambia, Rio Grande sind Arme dieses Delta; doch kommen die beiden letztern Namen auf der Karte gar nicht vor. Ganz dasselbe Bild geben die Karten von Peter Schenck (Amsterdam 1706.), doch heißen hier Deltaarme schon Gambia und Rio Grande. Die älteren Homannischen Karten weichen nicht ab, wol aber die 1737 von Hase in Wittenberg gezeichnete, welche noch genauer und mit Benutzung der Forschungen von d'Anville und de Marchais und auf Senegambien und Guinea beschränkt 1743 erschien. Senegal und Niger sind hier unterschieden, auch der Gambia ein besonderer Strom, dessen Lauf bis über Barraconda hinaus richtig angegeben ist: er fließt aus einem See, der auf der Karte nur auf der Westseite begrenzt erscheint. Der Fortschritt auf den Karten des Continents scheint immer nur durch französische Berichte bedingt zu sein: auf die wichtigen Entdeckungen der Engländer am Gambia nahm man keine Rücksicht [1]).

Richard Raynolds und Thomas Dassel unternahmen zuerst 1591 eine Fahrt zum Senegal und Gambia, um dort Handel zu treiben. Sie fanden am Senegal wenig Portugiesen, am Gambia aber eine sehr starke Bevölkerung von diesen Ansiedlern, die voll Eifersucht die Engländer zu ermorden drohten. Nach 1600 sandte eine englische Handelscompagnie, um auf dem Gambia nach Tombuktu in das Goldland vorzudringen, eine Expedition unter George Thompson aus. Diese kam glücklich nach Kassan (unterhalb Pisania), und Thompson drang noch weiter stromauf nach Tenda. Gegen die dauernden, mörderischen Befeindungen der Portugiesen kam 1620 ein Geschwader von drei Schiffen, unter Capitain Jobson. Dieser segelte von der englischen Factorei St. James an der Mündung stromauf nach Kassan, Jerakonda, Oranto (wo schon Thompson eine Factorei angelegt), und kam im Januar 1621 bis nach Barraconda zu den Katarakten, über die er noch zwölf kleine Tagereisen bis nach Mungo Park's Kotu Tenda vordrang. Nach dieser wichtigen Entdeckungsreise folgten späterhin mehre englische Gambiafahrten, wie von Bartholomäus Stibbs 1723, Harrison 1732, Moore 1738 (Travels into the inland parts of Africa etc., upon the river Gambia. [Lond. 1738.]) Die genannten Reisenden kamen aber nur bis Barraconda: Moore legte Fatatenda, die am meisten stromaufwärts gelegene englische Niederlassung, an. Das Jahr 1788, das Stiftungsjahr der afrikanischen Gesellschaft, bezeichnet natürlich auch eine neue Epoche in der Gambiakenntniß. Zunächst vervollständigte Mungo Park das Wissen vom Oberlaufe des Stromes und forschte bei den Eingeborenen nach seinen Quellen. Merkwürdiger Weise blieben die Franzosen auch nach Mungo Park's Reise bei der alten Meinung über den Zusammenhang von Senegal und Gambia. La Barthe nach La Jaille nannte 1802 den Soper als den gemeinsamen Quellsee beider Ströme und Mollien (Voyage dans l'intérieur de l'Afrique aux Sources de Sénégal et de la Gambie fait en 1818. [Paris 1820. 2 Bde.]) nimmt irgend eine Verzweigung beider Flüsse an. Wir werden im Verlauf unserer Abhandlung sehen, in wieweit dieser uralten Annahme etwas Richtiges zu Grunde liegt.

2) Quelle und Oberlauf auf der Fulahterrasse bis Barraconda. Die Quelle des Gambia liegt nach Mungo Park's Erkundigungen 20 Meilen westlich von der des Senegal, auf dem Plateau von Futa-Doro, und dies stimmt sehr genau mit der Angabe des Dr. Afzelius zusammen, welcher seine Nachrichten auf der Küste von Sierra Leona sammelte. Bei dem Wasserplatze Sutitabba unter 13° 33′ 35″ nördl. Br. und nahe an 10° 59′ westl. L. von Greenwich beginnt das Grenzgebirge, welches das Ostufer des Gambia vom Gebiete des Faleme trennt [2]). Hier sieht man den Gambia durch ein großes Tiefthal zwischen den Gebirgen von Mucarta und Futa Jalla von Südsüdosten herkommen. Von da an bis zum Nerico setzte Mungo Park über fünf Nebenflüsse auf dem rechten Ufer, darunter der Neota Koba. In

1) Und was soll man sagen, wenn Fabri, ein zu seiner Zeit nicht unnamhafter Geograph, noch 1794 schreiben kann: „Der beträchtlichste Fluß, nicht nur im Negerlande, sondern in ganz Afrika, ist der Niger oder Senegal. — Nachdem er mehre Flüsse aufgenommen, macht er einen See von großem Umfange. Aus diesem fließt er in zwei Armen, von welchen der obere Senegal, der untere Gambia genannt wird."

2) Raffanel hat sie überstiegen. Sie erhebt sich vom Faleme zu einem, wieder von einzelnen Ketten durchsetzten, Hochplateau. Der letzte Kamm fällt sehr steil zum Gambia herunter.

dieser Gegend lagen mehre Städte am Strome, Tenda mit Namen und durch Zunamen unterschieden. In Koba Tenda blieb der Reisende und kam dann nach Sallacotta. Von da ging es durch eine große, mit Ciboabäumen, einer Art Palmen, bestandene Ebene, zum Flusse Nerico. Dieser floß unter 14° 4′ 51″ in offener Ebene voll Buschholz, mit Löwen bevölkert; die Breite betrug Mitte Mai 60 Fuß, die Tiefe 4 Fuß. Die folgende Tagereise führte über einen andern Fluß Nonlico. Tiefer hinab, fünf Stunden im Osten des Ortes Tili Corra, zeigte sich von einer Berghöhe, Prospect Hill, das Thal des Gambia in einer plötzlichen Wendung von Südosten her nach Südwesten umbiegend. Der Strom war hier 100 englische Yards breit und Mungo Park bemerkte so tief im Binnenlande das Aufsteigen der Ebbe und Fluth bis vier Zoll. Das Wasser wimmelte von Krokodilen; an einer Stelle waren 13 zusammen und neben ihnen drei Hippopotamus. Es folgen dann die ersten großen Stromschnellen bei Barraconda, wo eine Felsenbank den Fluß durchsetzt. Erst von hier ab wird der Gambia für größere Fahrzeuge schiffbar. Darum hatte schon König Johann von Portugal den Gedanken, dies Felsbette durch Sprengung fahrbar zu machen, gab ihn aber der Kosten wegen wieder auf. Raffenel bemerkt, zur Regenzeit könne der Strom noch oberhalb Barraconda befahren werden, sonst hindere ein Damm bei dem Dorfe Konkonko jegliche Fahrt.

3) Mittellauf von Barraconda bis Mac Carthys Insel. Einige Stunden unterhalb Barraconda liegt Medina, die Hauptstadt des Königs von Woolli; hier fließt der Gambia zwischen sanften Hügeln mit weiten Waldungen bedeckt. Weiter herab nennt Mungo Park Tendokunda, Raffenel als letzte englische Anlage Jabutenda. Er selbst kam blos bis zum Comptoir von Kantalikunda. Von hier bis zur Factorei Fattatenda erschien der Gambia viel großartiger und imposanter als der Senegal. Das rechte Ufer ist hoch und senkrecht, das linke eben und mit Bäumen besetzt, und zeigt eine frische, saftige Vegetation. Bei Fattatenda, das aus sechs Strohhütten und dem englischen Comptoir auf einer Brigg im Flusse besteht, ist der Gambia breiter als der Senegal bei Bakel. Weiter hinab zeigt sich an den Ufern üppige Vegetation, hin und wieder bemerkt man einen abschüssigen Fußpfad, der durch die Mauer von Bäumen und Pflanzen herabführt. Je näher man den Comptoiren Kamieby und Pisania 13° 35′ Breite, 13° 28′ Länge vorbei zu der Insel Mac-Carthys kommt, je lichter werden die Ufer, das dichte Gebüsch macht Palmen Platz, die nun immer allgemeiner werden. Diese Insel ist 7 engl. Meilen lang und ¼ Meile breit. Ungefähr in der Mitte erhebt sich Georgetown, der Sitz des Commandanten und einiger englischen Kaufleute. Vor fünf Jahren zählte die werdende Stadt 15 steinerne Häuser; die Caserne, das Haus eines methodistischen Missionairs und die Commandantur waren die besten. Die Garnison, die einzige am innern Gambia, zählte 80 Mann mit zwei Officieren und einem Chirurgen. Georgetown liegt noch 80 Lieues von der Mündung und bezeichnet sehr passend das Ende des Mittellaufs. Denn nun tritt der über eine Stunde breite und sehr tiefe Strom in die ungeheure, weite, gleichförmige, aber fruchtbare Tiefebene; andererseits dringt die starke Ebbe und Fluth bis Pisania, sodaß Kauffahrteischiffe von 200 Tonnen in acht Tagen von der See hierher kommen. Nur zur Regenzeit, vom December bis Juni, ist der Gambia so mächtig, daß es unmöglich ist, ihn bergein zu befahren. Bei dem höchsten Wasserstande, am 6. Oct., steigt der Strom bei Georgetown noch 15 Fuß über die Fluthhöhe und fällt dann erst allmälig, später plötzlich bis auf einen Fuß in 24 Stunden.

4) Unterlauf und Mündung. Unter Pisania bis Bintain (Bintam) ist der Strom tief und schlammig. Das benachbarte platte Land ist voller Sümpfe; die Vegetation an den Ufern wird immer lichter und besteht aus Palmen und Manglebäumen, die ihre Zweige in das Wasser hängen. Der Gambia bildet ein Mündungsdelta. Unter dem Fort St. James ist die Hauptmündung über zwei, nahe dem Meere über sechs Lieues breit. Andere Arme sind der Cassamance, der Fluß von Cacheo oder St. Domingo, die man früher für besondere Flüsse ansah, die nur durch Kanäle mit dem Gambia in Verbindung ständen. An der Mündung liegt das Inselchen St. Marie mit der englischen Stadt Bathurst, 13° 28′ 00″ nördl. Br., 18° 55′ 42 westl. L. von Paris, die mit ihren reinlichen, oft mit Bäumen gezierten Häusern einen freundlichen Eindruck macht [3]).

5) Verbindung mit dem Senegal. Als Raffenel im J. 1844 mit seinen Gefährten am Senegal reiste, kamen sie oberhalb Bakel über einen Nebenfluß oder Marigot Badicora, der auf französischen Karten öfter Neriko genannt wird. Die Neger behaupteten, durch dies Wasser ständen Senegal und Gambia in Verbindung. Ganz Ähnliches behaupteten die Eingeborenen von einem Marigot des Faleme, Mermeriko, der damals aber ohne Wasser als ein tiefes ausgeschnittenes Flußbette erschien. Endlich kam Raffenel auf der Gambiafahrt zwischen Fattatenda und Pisania an einem Creek Walyha vorüber, vermittels dessen nach der einstimmigen Aussage der Bewohner, natürlich nur zur Regenzeit eine Verbindung mit dem Senegal stattfindet. Unseres Erachtens ist an dieser Thatsache durchaus nicht zu zweifeln, wenn auch das Nähere noch genaueren Forschungen überlassen werden muß. Nur sie bringt in die älteren Berichte, die zum Theil auf der Erzählung von Augenzeugen ruheten, das rechte Licht. Nun ist es auf einmal klar, wie der Gambia als Arm des Senegal angesehen und erzählt werden konnte, der Fluß verliere sich eine Zeit lang in die Erde, oder in einen Schlamm. Außer der Regenzeit ist jener verbindende See gewiß nichts anderes als ein dicht mit Schilf bestandener Morast. Das Nähere in den Annales maritimes. Sept. 1844. (*Daniel.*)

GAMBIHLER (Joseph), geb. am 4. März 1801 von katholischen Ältern zu Igenhausen in dem königlich bairischen Landgerichtsbezirk Aichach. Seinen Vater, einen dortigen Chirurgus, verlor er frühzeitig. In der Dorf-

3) Sämmtliche englische Niederlassungen am Gambia, oder der Colonialdistrict Gambia, zählte 1842 4495 Einwohner.

schule seines Geburtsorts erhielt er einen dürftigen Unterricht. Durch seine Fähigkeiten und seine Lernbegierde zeichnete er sich vor seinen Mitschülern aus. Besonders lenkte er durch seine correcten schriftlichen Arbeiten die Aufmerksamkeit des Predigers zu Igenhausen auf sich, der ihn zu seinem Famulus und Amanuensis wählte. Manche Nächte mußte er am Bette jenes Geistlichen zubringen, der von Schlaflosigkeit heimgesucht, ihm weitläufige gelehrte Abhandlungen dictirte. Die Bibliothek jenes Mannes machte ihn mit der ältern und neuen Literatur bekannt. Jeden freien Augenblick benutzte Gambihler zum Lesen und zur Erweiterung seiner Kenntnisse. Diese Beschäftigung ward ihm aber sehr erschwert. Schon in frühester Jugend hatte er durch einen Zufall ein Auge eingebüßt, und die Sehkraft des andern war durch große Anstrengung sehr geschwächt worden. Im Herbst 1815 verließ er seinen Geburtsort, um in Augsburg die dortige lateinische Schule zu besuchen. Seine in dürftigen Umständen lebende Mutter konnte ihm keine Unterstützung gewähren. Auch in der Hoffnung, irgend ein Stipendium zu erhalten, sah er sich getäuscht. Er mußte, als er in die dritte Vorbereitungsclasse des Gymnasiums zu Augsburg getreten war, sich die Mittel zu seiner Subsistenz durch den Unterricht sichern, den er minder vorgerückten Schülern ertheilte. In der Theurung des Jahres 1816 erwarb er sich kümmerlich sein tägliches Brod durch Notenschreiben. Seine wissenschaftlichen Fortschritte waren so ungewöhnlich, daß er bald einige Classen überspringen und in die untere Gymnasialclasse eintreten konnte. Der kostspielige Aufenthalt in Augsburg bewog ihn, sich nach Dillingen zu begeben. Er besuchte einige Jahre das dortige Gymnasium und bezog 1821 die Universität Würzburg. Er studirte dort Philosophie und Philologie, mit dem Plan, sich zu einem akademischen Docenten zu bilden. Zu diesem Zweck bewarb er sich um den philosophischen Doctorgrad, den er durch öffentliche Vertheidigung einer Dissertation erhielt. Im J. 1832 ward Gambihler als Redacteur des Polarsterns nach Nürnberg berufen. Die damaligen Zeitverhältnisse waren diesem Journal, das bald nachher wieder eingehen mußte, nicht günstig. Gambihler hatte sich im J. 1832 verheirathet. Die Sorge für seine Familie erleichterte ihm eine Anstellung an der Realschule zu Nürnberg. Er ward dort Lehrer der englischen und französischen Sprache. Nebenher ertheilte er Privatunterricht und beschäftigte sich mit literarischen Arbeiten. Fünfmalige Reisen nach England in den Jahren 1829, 1836, 1840, 1842 und 1844 dienten zur Erweiterung seiner Sprachkenntnisse und zugleich zu seiner Erholung. Von der Cotta'schen Buchhandlung dazu veranlaßt, schrieb er ein auf eigene Erfahrung und Anschauung gegründetes Reisehandbuch über England, das sowol dort als in Teutschland volle Anerkennung und gerechte Würdigung fand. Seit 1843 war Gambihler auch Mitarbeiter an dem in London erscheinenden Journal Art-Union, in welchem er vorzüglich der teutschen Kunst und Industrie im Auslande gebührende Anerkennung zu verschaffen suchte. Neben seinem Studium der neuen Sprachen widmete er auch den technischen Wissenschaften eine besondere Aufmerksamkeit. Seine Lieblingsbeschäftigung in spätern Jahren war Musik, hauptsächlich die Theorie dieser Kunst und die Compositionslehre. Er componirte selbst eine Messe und mehre Quartette, Fugen u. s. w. im Kirchenstyl. Den größten Theil seiner Zeit nahm sein öffentlicher und Privatunterricht in Anspruch. Für seine literarischen und musikalischen Arbeiten benutzte er einen großen Theil der Nacht. Im Herbst 1845 traf ihn, als er eben von einer Reise nach München zurückgekehrt war, ein Schlaganfall. Seine rechte Seite blieb seit dieser Zeit gelähmt. Dessenungeachtet setzte er seinen Unterricht und seine literarischen Arbeiten fast ununterbrochen fort, indem er sich mit der linken Hand zu schreiben gewöhnte. Ein organisches Hirnleiden endete sein thätiges Leben am 30. Aug. 1847. Er war ein vielseitig gebildeter und dabei streng rechtlicher Mann. Mit der englischen Sprache und Literatur, mit den englischen Sitten und Gebräuchen waren Wenige so genau bekannt, als Gambihler, aber auch Wenige so uneigennützig in der Mittheilung ihrer Kenntnisse zum allgemeinen Besten. In musikalischer Hinsicht gebührt ihm noch das besondere Verdienst, der Erste gewesen zu sein, der in Teutschland die Anregung gab, Karl Maria v. Weber's Leiche aus England nach ihrem vaterländischen Boden zurückzuführen[*]). (*Heinrich Döring.*)

GAMBRIVII, teutscher oder überhaupt germanischer Volksstamm, werden von Tacitus[1]) bei Gelegenheit, wo er von dem Ursprunge der Theot, Diet, d. h. Nation der Germanen handelt, aufgeführt. Nachdem er bemerkt hat, daß sie in alten Liedern den von der Erde geborenen Gott Thuisco (zusammengezogen aus Theodisto) und seinen Sohn Mannu (Mensch) als Ursprung und Stifter der Theot oder Nation nämlich gentis feiern, und dem Mann drei Söhne zuschreiben, nach deren Namen die dem Ocean nächsten Ingaevones, die in der Mitte Herminones, und die übrigen Istaevones genannt werden, fährt er fort: Einige versichern, da die Länge der Zeit diese Erlaubniß gibt, daß mehre dem Gott entsprungen und mehre Benennungen der Theot oder Nation (plures gentis appellationes) Marsi, Gambrivii, Suevi, Vandali seien, und dieses sind wahre und alte Namen. Übrigens ist das Wort Germania neu, und neuerdings hinzugethan u. s. w. Da die Gambrivii sonst nicht weiter vorkommen, so lassen sich ihre Sitze nicht angeben, denn, wenn Kaspar Peucer[2]) sagt: daß das Land der Teutonen, der Marsen und Gambrivii, jetzt das Land der Ditmarsen und Stormarsen sei, so nimmt man, z. B. J. Jac. Hoffmannus im Lex. Univers., an, daß Peucer dazu, den Gambriviern diese Stelle zu geben, durch die entfernte Ähnlichkeit Gambrivii mit Hamburger verleitet worden sei. Da die Gambrivii sonst nicht weiter vorkommen, so läßt sich schließen, daß es der Name eines Volksstammes war, dessen Zweige unter besonderen Namen vorkommen. Etymologisch wird von Joh. Georg Wachter[3]) im Art. *Bruck*, *brück*, pons.

---

*) Vergl. den Neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrg. XXV. 2. Th. S. 588 fg.

1) Germ. 2. 2) Tertia Pars Chronici Carionis. Expedita et aucta a *Caspero Peucero*. (Witebergae 1562.) p. 10. 3) Glossarium Germanicum col. 216.

Anglosax. *brieg*, *brigge*, Belg. (holländisch) brug, brugge, Angl. bridge, nach Aufführung der keltischen Ortsnamen[4]) *Briga Isarae*, pons Isarae, jetzt Pont-Oise, *Catobriga*, pons militaris, *Samarobriga*, pons Samarae (des heutigen Flusses Somme), wobei man, da G, V, W vertauschbare Buchstaben in allen Dialekten seien, nicht anstoßen dürfe, daß in den Exemplarien häufig Briva (z. B. Samarobriva) für Briga zu lesen, zumal da in der Sprache der Dänen Brücke nicht blos broo (altnordisch brû, schwedisch bro), sondern nach Cluver auch brove, Gambrivii aus dem alten gam, Mann, welches sich in Bräutigam erhalten hat, und im Althochteutschen als gomo, como, im Anglischen oder sogenannten Angelsächsischen als guma, im Altnordischen als gumi vorkommt, zu erklären gesucht, und eine praepostera compositio angenommen, welche Brückschläger (pontium stratores) bedeute, und die Gambrivii seien vielleicht sogenannt, weil ihr Land sumpfig und reich an Brücken gewesen, sodaß wir also in ihnen Menschenbrückner für Brückenmenschen gesagt erhielten. Bedeutet brivii in diesem Namen wirklich Brückner, so sollte man glauben, das Gam müsse vielmehr der Name eines Flusses, wie in Samarobriva sein. Unter den Flüssen, welche sich nach den Grimnismâl durch den Kreis der Götter (hodd godha) wälzen, findet sich Gaumul, d. h. die Alte. Das Wort gaumul (in der weiblichen Form), gamall (in der männlichen), gamalt (in der sächlichen), schwedisch gammal, dänisch gammel, anglisch gamol, gamele, inguschisch, tuschisch, tschetschenzisch kan, kani, tkanim, alt, persisch gum, Greis, cambrobritisch gam, kam, gekrümmt, krumm, ebenso persisch und englisch kam, griechisch γαμψὸς, καμψὸς, krumm, pehlvisch kam, vilis würde in Gambrigii die Bedeutung von Altbrückner geben. Jedenfalls ist die Bedeutung gam alt in Gambrivii, als dem Namen eines alten ursprünglichen, von einem Gotte entspringenden Volksstammes in Berücksichtigung zu ziehen. Gambrivii kann Alt- (d. h. seit langer Zeit) Gepriesener bedeuten, wenn wir für *brivii* als Wurzelwort das sanskritische *brû*, sprechen, singen, preisen, brâhman n., heilige Handlung, brahmân, Verrichter heiliger Werke, Priester, brahmart, Loblieder singend und andere aus brah gebildete Wörter[5]) in Anspruch nehmen. Brivii kann aber auch sein Wurzelwort im sanskritischen bhrâ f., Glanz, brâj[6]), leuchten, und alt- und mittelhochteutsch brëhen[7]), leuchten, glänzen, brecht, in Eigennamen Albrecht u. s. w. (mit Buchstabensetzung bert, Adelbert) glänzend, strahlend, berühmt, haben, und wir erhalten dann in Gambrivii Alt- (d. h. seit langer Zeit) Strahlende, Alt-Berühmte. Aber das *Gam* kann bei dieser Ableitung auch Mensch bedeuten, und Gambrivii sind von brû, preisen, abgeleitet, von den Menschen Gepriesene, unter den Menschen oder vor andern Menschen Gepriesene und von brâj, glänzen, unter den Menschen Strahlende, vor andern Menschen berühmte. Im Altnordischen bedeutet Bragnar ausgezeichnete Menschen, Bragr der Vorzüglichste, Asabragr, der Ausgezeichnetste unter den Menschen, Bragr quenna[8]) die ausgezeichnetste der Frauen, anglisch (sogenanntes angelsächsisch) Brego praestantissimus, irisch breagh, breaga, excellens, praestans, cambrobritisch Bri, aestimatio, dignitas, Brig, ramus, summitas[9]). Gambrivii, mag es ein germanischer oder keltischer Name sein, läßt sich also als in seiner Bedeutung Ausgezeichnete unter den Menschen darstellend sehr gut erklären, und kam vielleicht in den alten Liedern der Germanen als ein Appellativ eines Urstammes vor, und wurde von Tacitus als der Eigenname eines Volksstammes aufgefaßt. Durch diese Annahme erklärt sich am besten, warum die Gambrivii sonst nirgends, als bei der Gelegenheit, wo von den Urstämmen der Germanen gehandelt wird, erscheinen. In Ansehung der Anbildungssylbe bemerkt Jac. Grimm: ableitendes J würde wirksam sein in den Namen Gambrivii und Wandilii, die er auf einen goth. eponymus Gambrus (gen. plur. Gambrivê, wie withrus, wintrus, withriwê, wintriwê) und Wandils zurückbringe.

(***Ferdinand Wachter.***)

GAMING (lat. Gemnicium). 1) Eine große fürstlich Festetics-Eßterházi'sche Herrschaft im V. O. W. W. des Erzherzogthums Österreich unter der Enns, deren Verwaltungssitz sich in dem Markte gleiches Namens befindet, mit sehr ausgedehnten Waldungen. Die Herrschaft besitzt die beträchtliche Holzflößung auf der Erlaf, auf welcher jährlich wenigstens 10,000 Klaftern Brennholz bis zum Holzrechen bei Pechlarn an der Donau getriftet und von dort auf ihr nach Wien verfahren werden. Nicht unwichtig sind die in der Umgegend bestehenden Eisenwerkstätten. In allen zur Herrschaft gehörigen Ortschaften wurden zu Anfang des Jahres 1834 an Gewerbsleuten 306 Individuen gezählt, worunter 95 Meister, 138 Gesellen, 30 Lehrlinge x. waren. 2) Ein großer Markt im V. O. W. W. im Gebirge, südwestlich von Scheibs am Bache gleiches Namens in einem malerischen Thale (Reutenthal vor Gaming genannt) mit 80 Häusern, 600 teutschen Einwohnern, welche sich meistens von der Viehzucht, dem Holzschlagen, der Köhlerei oder von Eisenarbeiten ernähren, einem herrschaftlichen Schlosse, einer eigenen zum Bisthume von St. Pölten gehörigen katholischen Pfarre, einer Kirche, in die der schöne Leichenstein von rothem Marmor, der die Gestalten Herzog Albrecht's, des Stifters der Karthause und seiner Gemahlin Johanna Gräfin zeigt, welcher einst die Gruft beider in der großen gothischen Kirche der Karthause deckte, übertragen wurde; einer Schule, einer Pfannenschmiede (mit einem Breit- und Tiefhammer), einer Kleinpfannenschmiede, einem Streck- und Zainhammer, einer Nagelschmiede und den Ruinen des ehemaligen Karthäuserklosters, die selbst der berühmten Karthause von Grenoble nicht nachstehen. Sie war eine der größten Karthausen in Europa, unter dem Namen „das Haus des Thrones unserer Frau" bekannt, und im J. 1330

4) Mehr hat *Cluverius*, Germ. Ant. Cap. 7 verzeichnet. 5) s. Benfey, Die Hymnen des Sâma-Veda-Glossar S. 135. 136. 6) s. ebendaselbst S. 140. 7) s. Ziemann, Mittelhochteutsches Wörterbuch S. 43.

8) s. die Glossarien zu der großen Ausgabe der Edda Saemundar. 1. Th. S. 441. 442. 2. Th. S. 599. 9) *Leibnitz*, Celtica ap. *Eccardum*; *Leibnitii* Collect. Etymolog. p. 89.

von den Herzogen Leopold und Albrecht gestiftet und 1782 unter Kaiser Joseph II. aufgehoben worden. Höchst merkwürdig sind die herrlichen Überreste der altteutschen Kirche mit ihren vielen Leichensteinen. Ein Theil der ehemaligen Prälatur wird seit der Aufhebung des Klosters von Beamten bewohnt. Die 26 ehemaligen Zellen der Karthäuser, zu deren jeder ein Garten gehörte, sind nun den Bauern und Handwerkern überlassen. Noch sieht man Reste schöner Frescomalerei in der ehemaligen Bibliothek. Lebensgroße Bildnisse Albrecht's des Stifters und seiner Gemahlin sind noch in der Prälatur aufbewahrt. Beide wurden im Chore begraben. Auch sonst prangen die Ruinen noch mit schönen Stucco's, kostbarem Marmor, Fresken u. dgl. m. Wenn man sich von St. Anton her dem Markte nähert, treten die Thalwände so zusammen, daß sie einen Engpaß, die Burg genannt, bilden, von dem man noch die Trümmer von Warten, Thoren und Mauern sieht, die ihm einst zur Befestigung dienten.

(*G. F. Schreiner.*)

GAMLI[1]), der Alte (nordische Geschichte), kommt 1) als Bezeichnungsname häufig vor, z. B. Starkardhr hinn Gamli, Bragi hinn Gamli, Gormr hinn Gamli, Knutr hinn Gamli, Ölmodhr hinn Gamli, Hakon hinn Gamli u. s. w. 2) Als Eigenname[2]), z. B. Gamli Thórdharson, Gamli Skeggiason. Hier betrachten wir 3) Gamli Eiriksson Blódharar, der älteste Sohn des Königs Eirikr Blutart von Norwegen und der Gunnhilldr Konúnga-modhir (der Könige Mutter), befand sich nebst seinen Ältern und Geschwistern (im J. 936) aus Norwegen vertrieben, in Northumberland, als sein Vater auf einer Raubfahrt in dem Lande des Angelnkönigs Adhalstein fiel, und fuhr, da keine Hoffnung war, daß sie Frieden in England haben würden, mit seiner Mutter, seinen Geschwistern und der Kriegsmacht seines Vaters aus Northumberland nach den Orkneys, und setzte sich hier eine Zeit lang fest. Als Gunnhilldr und ihre Söhne hörten, daß zwischen dem König Haralldr Gorm's Sohn von Dänemark und dem Könige Hakon dem Guten von Norwegen Unfriede war, verließen sie die Orkneys und fuhren nach Dänemark, von dessen Könige sie große Lehen in dessen Reiche erhielten. Gamli war etwas älter als seine Brüder, aber doch noch nicht ein erwachsener Mensch. Er und seine Brüder wurden bald schöne Menschen, und früher erwachsen an Stärke und Fertigkeiten als an Zahl der Lebensjahre. Sie legten sich nach dem Geiste ihrer Zeit und ihrer Volksgenossen sehr auf Seeraubfahrten, namentlich nach den Ländern an den Küsten der Ostsee, und in der Nordsee heerten sie vornehmlich in der Wik, schlugen sich vornehmlich mit dem Könige Tryggwi, der hinwiederum Seeland verheerte. In der Wik trieben sie einmal den König Tryggwi bei dem Vorgebirge Sotanes (jetzt Sotenäs in Bahusleen) von den Schiffen. König Hakon und der Jarl Sigurdhr fuhren mit einer großen Kriegsmacht ihnen entgegen. Eirik's Söhne waren nach Nordhr-Agdhir gekommen, und beide Flotten trafen sich in Kromt (dem jetzigen Eilande Karmen). Beide gingen von den Schiffen und schlugen sich auf Ögwaldnes (einem Ort auf der genannten Insel). Gamli's Bruder, König Guthorm, fiel, und die übrigen Söhne Eirik's flohen mit großem Verluste auf die Schiffe, wurden von Hakon bis Austr-Agdhir (den östlichen Theil von Agdhir) verfolgt und segelten dann nach Jotland[3]) (Jütland). Noch merkwürdiger war die Schlacht auf Rastarkälfe (jetzt Rastebjerg)[4]). König Gamli zeigte sich hierbei wie in der allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 32. Th. S. 206 näher angegeben ist, als guten Heerführer, verlor aber trotz aller Anstrengungen die Schlacht und das Leben. Nach Gamli's Fall (um d. J. 955) war sein Bruder Haralldr Grafalldr Häuptling über die Brüder[5]). (*Ferdinand Wachler.*)

GAMMAHARZ oder **Colopholsäure.** Das Colophonharz besteht aus zwei Harzen, welche saure Eigenschaften besitzen, der Pininsäure, oder, wie es Berzelius nennt, dem Alphaharze, und der Silvinsäure, oder, nach Berzelius, dem Betaharze. Wenn man nun erstere von diesen beiden der trockenen Destillation unterwirft, bis ein Drittel übergegangen ist, so hat sich diese in eine neue Säure, die Colopholsäure oder das Gammaharz des Colophons verwandelt. Dieses Gammaharz unterscheidet sich von dem Alphaharze durch seine braune Farbe, größere Verwandtschaft zu den Salzbasen und Schwerlöslichkeit in 67procentigem Alkohol; ihre Salze gleichen denen des Alphaharzes. Das Gammaharz ist ein Bestandtheil des Colophons, in welchem es durch die hohe Temperatur des Schmelzens gebildet wurde; die Quantität desselben ist aber in verschiedenen Colophonsorten verschieden, indem sie von der Höhe der Temperatur, bei welcher das Colophon umgeschmolzen wird, abhängig ist. (*J. Loth.*)

GAMMARUS. Fabricius vereinigte in seiner Gattung Gammarus Krebse, welche gegenwärtig in verschiedene Ordnungen der Classe der Crustaceen vertheilt sind. Latreille, Leach, Lamarck und Desmarest haben die Gattung der Flohkrebse in engere natürlichere Grenzen beschränkt, in denen sie zuletzt Milne Edwards bearbeitete. Diese letztere in dem dritten Bande der Histoire naturelle des Crustacés (Paris 1840.) p. 42—55 enthaltene Darstellung legen wir der folgenden Charakteristik zu Grunde. Die Flohkrebse haben einen schlanken, zierlichen Körper und schlanke, dünne Fühler von fast gleicher Länge. Das erste Fühlerpaar trägt auf einem dreigliedrigen Stiele zwei vielgliedrige Borsten, eine sehr lange und eine kurze rudimentäre. Das zweite Fühlerpaar trägt die vielgliedrige Geißel auf einem viergliedrigen Stiele, dessen erste zwei Glieder sehr klein sind. Der Mund bie-

---

1) In der starken Declination lautet es gamall (männliche), gaumul (weibliche), gamult (sächliche Form). Über die Verbreitung dieses Wortes s. den Art. Gambrivii. 2) In der starken Declination kommt der Name als Gamall vor; s. z. B. Heimskringla, große Ausgabe, 3. Bd. S. 133. Gamall, ein Norweger, lautet in dem zweiten Beugungsfalle Gamals, z. B. Regnar Gamalsson (ebendaselbst 4. Bd. S. 348), während Gamli Gamla beuget.

3) Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla), übersetzt von Ferd. Wachter. 1. Bd. S. 248. 2. Bd. S. 11. 24. 25. 54. 55. 4) *Klüver,* Norske Mindesmarker p. 115—119. 5) Snorri Sturluson a. a. O. 2. Bd. S. 65. 66. 80; große Olafs Saga Tryggwa-sonar in den Fornmanna-Sögur. 1. Bd. S. 20. 29. 40. 48.

tet nichts Eigenthümliches, aber die Kiefer haben einen drei- oder viergliedrigen Palpus, und die Kieferfüße enden mit einem spitzen Klauengliede. Das erste Fußpaar ist meist kleiner als das zweite, immer breit und flach gegen das Ende und das letzte Glied als Greiforgan gegen die vorletzten gebogen. Am zweiten Fußpaare ist das Greiforgan noch mehr entwickelt. Die fünf folgenden Fußpaare haben diese Bildung nicht, sondern sind einfache Füße. Der Abdomen bietet nichts Eigenthümliches. Die Flohkrebse bewohnen theils süße Gewässer, theils und häufiger das Meer in der Nähe der Küsten, wo sie zwischen den Wasserpflanzen in großer Anzahl beisammen leben.

Die zahlreichen Arten ordnet Millne Edwards in folgende Gruppen:

1) Augen oval, nierenförmig oder linear.

a) Hinterrand der drei ersten Abdominalringe gerade, ohne Stachel oder Zahn.

α) Stacheln auf dem Rücken des vierten und fünften Abdominalringes.

1) G. locusta *Fabr*. (Rathke, Fauna der Krym. S. 372. Taf. 5. Fig. 11—14.) Die obern Fühler übertreffen die untern nur wenig an Länge, ihre drei Stielglieder sind klein und nehmen allmälig an Länge ab, ihre Geißel ist sehr kurz behaart und besteht aus etwa 25 kleinen Gliedern. Der borstenförmige Anhang ist siebengliedrig. Der Stiel der untern Fühler viel länger, dagegen ihre Geißel sehr kurz siebengliedrig. Die beiden ersten Fußpaare fast gleich lang und die Greiforgane bei dem Männchen größer als bei dem Weibchen. Die seitlichen Lappen des Thorax, welche die Basis der acht ersten Füße bedecken, sind sehr entwickelt. Die von dem ersten Gliede der sechs letzten Füße gebildeten Lamellen haben ebenfalls einen beträchtlichen Umfang. Die häutigen Anhänge an den sechs hintern Thoraxringen sind sehr breit, flach und die drei ersten glatten Abdominalringe tragen sehr lange Schwimmfüße, die drei folgenden Ringe biegen sich abwärts, werden allmälig kleiner und tragen oberhalb einen kleinen Stachelbüschel. Diese Art lebt fast überall an den europäischen Küsten und wird ungefähr acht Linien lang.

2) G. fluviatilis *Edw*. (Astacus fluviatilis Rösel, Insektenbelustigungen. III. Taf. 52. Squilla pulex *Degeer*. Gammarus Roeselii *Gervais*), unterscheidet sich von voriger durch die längern obern Fühler, durch die ovalen anstatt nierenförmigen Augen, und durch eine Reihe kleiner Borsten auf den drei letzten Abdominalringen. In süßen Gewässern Frankreichs und Teutschlands.

3) G. fasciatus *Say*, trägt zum Unterschiede von voriger Art am zweiten Gliede der obern Fühler lange Haare. Die Augen sind nierenförmig, die obern Fühler länger als die untern und auf jedem der drei letzten Abdominalringe stehen drei Büschel kleiner Stacheln. Sie lebt in süßen Gewässern um Philadelphia und ist von Say in zwei Arten getrennt worden.

4) G. marinus *Leach*., durch größere Länge des borstenförmigen Anhanges an den obern Fühlern und durch kürzere häutige Anhänge am sechsten Abdominalringe von der locusta verschieden. Wohnt an den Küsten Frankreichs.

5) G. Olivii (*Edwards*, Ann. sc. nat. XX. t. 10. fig. 1—8), trägt am Fußpaar des sechsten Abdominalringes nur einen großen flachen griffelförmigen Anhang. An der Küste bei Neapel.

6) G. affinis *Edw*., nur durch das umgekehrte Größenverhältniß des ersten und zweiten Fußpaares von Olivii unterschieden. Lebt im Kanal.

7) G. pungens *Edw*. Der kleine terminale Anhang am letzten Fußpaare völlig rudimentär. In den warmen Quellen von Cassini in Italien.

8) G. ornatus (*Edwards*, Ann. sc. nat. XX. t. 10. fig. 9. 10), zeichnet sich dadurch aus, daß die neun bis zehn ersten Glieder der untern Fühler oberhalb eine kleine häutige, am Rande gewimperte Kapsel tragen. Die Augen sind fast linear und krümmen sich nach Vorn. An den Küsten Nordamerika's.

9) G. Peloponesius (*Guérin*, Exped. scient. Morée, Zool. 2. sect. t. 27. fig. 5), unterscheidet sich durch die Kürze der obern Fühler von voriger.

10) G. campylops *Leach*, wird durch die Sförmige Gestalt der Augen charakterisirt. An den Küsten der Insel Arran.

β) Keine Stacheln auf dem hintern Theile des Abdomens.

11) G. pulex *Fabr*. (*Desmarest*, Consid. sur les Crustac. t. 45. fig. 8. Gammarus fluviatilis *Edw*.). Der glatte Abdomen und der kurze Stiel der obern Fühler läßt diese in den Gewässern Teutschlands häufige Art nicht mit den vorigen verwechseln.

12) G. Ermanni *Edw*. Die obern Antennen sind länger als die untern und mit kürzerm Stiel versehen, der Borstenanhang sehr kurz, die Augen fast kreisrund. In warmen Quellen Kamtschatka's.

13) G. Impostii *Edw*. Die obern Fühler viel länger als die untern und mit sehr langem Borstenanhange. An den Küsten der Vendée.

14) G. Othonis (*Edwards*, Ann. sc. nat. XX. t. 10. fig. 11—13), eine der locusta verwandte Art, deren Vaterland unbekannt ist.

15) G. pinguis (*Kroyer*, Groenl. Amfipoder. t. 1. fig. 5), trägt am Ende des Abdomens eine abgerundete unpaare Platte mit zwei kleinen Stacheln. An den Küsten Grönlands.

b) Hinterrand des dritten Abdominalringes, meist auch der der beiden vorhergehenden auf der Mittellinie in einen großen Stachel ausgezogen.

16) G. Sabinii *Leach* (*Kroyer*, Groenl. Amfipoder. t. 1. fig. 3). Der Rücken comprimirt, kielartig erhaben; der Kopf klein, vorn mit einem verkümmerten Stachel; Fühler mäßig, fast von gleicher Länge. Im Polarmeere und an den Küsten der Bretagne.

17) G. mucronatus *Say*, hat ungleiche Fühler und einen starken spitzen Stachel an den drei ersten Abdominalringen. An den Küsten der Vereinigten Staaten.

18) G. appendiculatus *Say.* Das zweite Fußpaar zweifingerig; die Augen oval und klein; der Hinterrand der drei ersten Abdominalringe gezähnt. Ebenda.

2) Augen kreisrund.

19) G. loricatus *Sab.* (*Kroyer*, Groenl. Amfipoder. t. 1. fig. 4) Stirn mit einem spitzen, langen Stachel bewaffnet; Thorax und Abdomen gewölbt; die obern Fühler viel länger als die untern, Abdomen mit zwei kleinen ovalen Höckern endend. An den Küsten Grönlands.

20) G. Savii *Edw.*, zeichnet sich durch einen langen Stachel am vierten Abdominalringe aus. An den Küsten der Vendée.

21) G. mutilus (*Müller*, Zool. Danica. III. t. 116. fig. 1—11), durch die Größe des borstenförmigen Anhanges an den obern Fühlern von voriger verschieden.

22) G. podager *Edw.* Die obern Fühler etwas länger als die untern, ihr erstes Stielglied unten mit zwei Stacheln und das zweite fast von derselben Länge. Die vier ersten Abdominalringe mit zwei bis drei ziemlich starken Stacheln. An den Küsten der Bretagne.

23) G. brevicaudatus *Edw.* Die obern Fühler viel größer als die untern, ihr zweites Basilarglied mindestens ebenso lang als das erste, ihr Borstenanhang sehr kurz; die drei ersten Abdominalringe sehr klein und ohne Stacheln. An den Küsten von Morbihan.

24) G. Dugesii *Edw.* Das erste Glied der obern Fühler kürzer als das zweite und der vierte Abdominalring mit einem kleinen Dornfortsatze. An den Küsten der Bretagne. (*Giebel.*)

GAMMASUS, von Latreille aufgestellte Milbengattung, dem Trombidium zunächst verwandt, aber verschieden durch den Mangel der Augen und durch die Scheerenfüße, statt der Klauenfüße, sowie durch die langen fadenförmigen Taster. Die Arten alle von geringer Größe, leben parasitisch auf Pflanzen und Thieren. G. coleoptratorum von Mohnkorngröße, gelblichbraun mit dunklem Rückenfleck und verlängerten Vorderfüßen, setzt sich gern an Hummeln, Mai- und Mistkäfer, Todtengräber und andere Insekten, die sie in der Regel auch tödten. G. gallinae ist oval, grau und glatt, mit violettem Rand und ebenfalls verlängerten Vorderfüßen, auf Hühnern. G. hirundinis auf Schwalben. G. vespertilionis auf Fledermäusen. Andere siedeln sich in großen Gesellschaften auf der Unterseite von Pflanzenblättern an, wo sie sich ein feines seidenartiges Gewebe spinnen und dem Gedeihen der Pflanzen gleichfalls sehr nachtheilig werden. G. telarius ist eine sehr kleine röthliche Milbe mit einem schwärzlichen Flecke an jeder Seite des Hinterleibes und gleich langen Füßen. G. tiliarius ist gelblichgrün. In den Schriften von Frisch, Degeer, Réaumur, Rösel, Hermann, Schrank u. A. finden sich ausführliche Beschreibungen und Abbildungen dieser Milben. (*Giebel.*)

GAMME, ist zunächst Bezeichnung der Tonleiter, in sofern sie bei Guido von Arezzo (oder vielmehr schon vor ihm, wie unter G angeführt worden) das Γ (G, Gamma) zur Basis erhalten. Dann bezeichnet der Ausdruck überhaupt die Stufenfolge irgend einer Tonart, oder aller Töne des Tonsystems, gleichviel, welche Stufe als erste angenommen wird. Hiermit hängt zusammen, daß man auch die Notenreihe jener Tonreihen Gamme nennt; desgleichen, daß man mit diesem Ausdruck auch die Applicaturtafeln bezeichnet, auf denen für besondere Instrumente (namentlich Blasinstrumente) angegeben ist, mit welchen Fingern, Zügen oder Klappen jeder Ton der gesammten Tonreihe erlangt werden kann. Der Ausdruck ist, besonders in seiner ursprünglichen Bedeutung, jetzt vorzugsweise der französischen Sprache eigen, während die Italiener sich des Ausdrucks scala, bedienen, die Teutschen Scala, Scale, Tonleiter, auch wol (ungenau) Tonreihe gebrauchen. (*A. B. Marx.*)

GAMOCARPHA. Eine von Candolle (Prodr. V, p. 2) gestiftete Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Calycereen. Char. Der gemeinschaftliche Kelch ist zwölfzähnig und besteht aus ebenso vielen, fast ihrer ganzen Länge nach zusammengewachsenen Schuppen; der gemeinschaftliche Fruchtboden ist mit gefranzten, zugespitzten Spreublättchen bedeckt, welche unter einander verwachsen sind (daher der Gattungsname κάρφη, Spreublättchen, γαμεῖν, eigentlich nur verheirathen, von Candolle und Andern für vereinigen, zusammenwachsen gebraucht) und kleine Gruben bilden; der Kelch fünflappig; die Corolle fünfspaltig, zehnnervig; die Staubfäden eingeschlossen, an der Spitze getrennt; der Griffel dünn, lang hervorragend; die Frucht unbekannt. Die einzige Art, G. Pöppigii *Cand.* (l. c., Boopis alpina *Pöppig* pl. exs. n. 823, *Lessing* in Linnaea 1831. p. 258), ist ein auf den höchsten Bergen von Chili einheimisches, glattes, fingerlanges Kraut mit langem, walzenförmigem Wurzelstocke, linienspatelförmigen, ganzrandigen Blättern und doppelt so langem, einknöpfigem Blüthenschafte. (*A. Sprengel.*)

Gamochilum *Walpers* (Chasmone *E. Meyer*), s. Cytisus.

Gamolepis *Lessing*, s. Othonna.

Gamoplexis *Falconer*, s. Gastrodia.

GAMPERLIN (V.), ist eine mythische Person, welche muthmaßlich aus einer unrichtigen Erklärung eines Monogrammes, welches sich auf Arbeiten eines schweizer Künstlers findet, die nach Bartsch Urs Graaf zum Urheber haben, entstanden. (*H. Weber.*)

GAMPHASANTES, ein fabelhaftes Volk in Afrika, weshalb auch der kritische Pomponius Mela (I, 8) ein si credere licet vorausschickt, indem er sagt: daß dann (nämlich nach der großen unbewohnbaren Wüste) die ersten von Osten her die Garamantes, darauf die Augilä und die Troglodytä, und die letzten nach Westen sind, haben wir gehört. Innerhalb, wenn es zu glauben erlaubt ist, haben die kaum noch Menschen und mehr Halbthiere (magisque semiferi), die Ägipanes und die Blemyes und die Gamphasantes und die Satyri, ohne Dächer (Hütten) und Sitze herumschweifend die Länder mehr, als daß sie sie bewohnen. Nackt sagt Mela (I, 8) sind die Gamphasantes, und ohne Kenntniß aller Waffen, sie wissen weder den Geschossen auszuweichen, noch sie zu werfen; daher fliehen sie die ihnen Begegnenden, und dulden mit

andern, als solchen, welche dieselbe natürliche Eigenheit haben (quam quibus idem ingenii est) weder Zusammenkünfte (congressus), noch Unterredungen (colloquia). Den Blemyes fehlen die Köpfe, das Gesicht ist an der Brust u. s. w. Die fabelhafte Nation der Gamphasantes führt Plinius (V, 8) in folgender Verbindung auf: Dieser (der Stadt Paris) haben Gewisse an die Einöden gesetzt, neben sie die Atlantes, die Ägipanes Semiferi und die Blemmyä und die Satyri und die Himantopodes. Nachdem er hierauf das Charakteristische der Atlantes, der Troglodytä, der Garamantes und Augylä aufgeführt hat, fährt er fort: Die Gamphasantes sind nackt, nehmen an Schlachten nicht Theil, und congregiren sich mit keinem Externo (Fremden), welches Solinus (c. XXXII. §. 5) gibt: Gamphasantes abstinent proeliis, fugiunt commercia, nulli se externo misceri sinunt. Von den Blemmyä wird überliefert, daß ihnen die Köpfe fehlen und der Mund und die Augen an der Brust angeheftet seien. Hierauf werden die Satyri, die Ägipanes und die Himantopodes ebenfalls fabelhaft charakterisirt. Da die Gamphasantes in dieser Gesellschaft sich befinden, so muß man annehmen, daß auch ihr griechischer Name eine fabelhafte Eigenschaft derselben andeute. Hierbei haben wir γαμφός, eingekrümmt, gebogen, krumm, und Gamphasantes sind also, wenn es hiervon gebildet ist, krumm oder gebogen seiende, oder ist es von γαμφαί, Kinnladen, große, hervorstehende Kinnladen habende. (*Ferdinand Wachter.*)

GAMPSONYX, eine von Vigors 1825 (Zool. Journ. II. p. 69) begründete Gattung der weihenartigen Raubvögel (Milvinae), welche von allen Weihen die kleinste Form in sich schließt und das charakteristische Kennzeichen des gegabelten Schwanzes am wenigsten stark ausgebildet zeigt, indem der Schwanz fast gerade abgeschnitten und nur sehr wenig ausgerandet ist. Durch die beiden hier angegebenen Abweichungen schließt sich die Gattung am nächsten an Elanus an, unterscheidet sich von letzterer aber durch etwas kürzeren, stärker zusammengedrückten und hakigeren Schnabel, sowie noch mehr durch kürzere Flügel, welche die Schwanzspitzen beiweitem nicht erreichen, und durch größer granulirte Läufe. Die Handschwingen sind schmal, zugespitzt und vor der Spitze verengt. Über die Lebensart des bis jetzt noch allein dastehenden Typus der Gattung ist nichts Näheres bekannt. Rich. Schomburgk fand sie in Guiana an den Ufern eines Flusses nach Art des Falco aurantius auf den äußersten Spitzen mittlerer Bäume sitzend und zwar das Weibchen in der Nähe des Männchens, und wenn sich das eine erhob, flog das andere augenblicklich unter Geschrei nach. Ihre geographische Verbreitung erstreckt sich, soweit sie uns bekannt ist, über Guiana, Venezuela und Neu-Granada; es läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß westlich von diesen Strichen noch eine zweite Art der Gattung aufgefunden werden möchte.

1) G. Swainsonii *Vig.* l. c. Elanus torquatus *Cuv.* Oberseite dunkel, schwärzlich oder bleigrau, vorzüglich auf dem Rücken ins Bräunliche ziehend, mit röthlichbraunen Federrändern; Armschwingen mit weißen Spitzen, die größern derselben auch mit weißer Innenfahne; Schulterfedern an der Basalhälfte weiß, an der Spitzenhälfte bräunlichgrau; Stirn und Wangen lebhaft rostgelb; Nacken weiß, nach dem Rücken zu mit braunröthlicher Einfassung. Ganze Unterseite weiß; unmittelbar über der Brust ein in der Mitte unterbrochenes schwarzes Halsband; Weichen und Schienen roströthlich angeflogen; Füße gelb; Schnabel und Nägel schwarzbraun. Ganze Länge nicht viel über 9", Schnabel vom Mundwinkel zur Spitze 8"', Flügel 5" 8"', Schwanz 4¼", Lauf etwas über 1". (*Cabanis.*)

GAMPSORHYNCHUS. Eine von Blyth (Journ. Asiat. Soc. of Bengal. Vol. XIII. 1844. p. 370) begründete Singvogelgattung, welche zur Unterfamilie der Mulurinae zu gehören scheint und von Blyth etwa folgendermaßen charakterisirt wird: Verwandt mit den langschwänzigen Gattungen Malacocercus und Sphenura *Licht.* (Dasyornis *Vig.*); Schnabel zwischen denen von Turdus und Lanius in der Mitte, etwa so lang als der Kopf, mäßig zusammengedrückt, Oberkiefer mit stumpfwinkliger Firste, nach der Spitze zu gebogen, vor derselben stark ausgeschnitten mit einem deutlichen, den Unterkiefer überragenden Haken; Mundwinkel merklich mit geraden Borsten bewaffnet; Nasenlöcher oval, am Vordertheile der Nasenmembran sich öffnend; Flügel stufig, die erste Schwinge ⅔ der Länge der 5., 6. und 7., welche die längsten sind; der verlängerte, ziemlich lange Schwanz ist stufig; Lauf etwas länger als die Mittelzehe mit dem Nagel; Nägel nur mäßig gekrümmt. Nahe verwandt mit Sphenura (striata) findet Blyth die generische Trennung vollkommen gerechtfertigt durch den mehr entwickelten Schnabel, den deutlich gezähnten und gekrümmten Oberschnabel, weniger gekrümmte, aber ebenso steife, nur längere und schmäler zulaufende Borsten des Mundwinkels. Bis jetzt ist nur die folgende Art bekannt:

† G. rufulus *Blyth.* (Journ. As. Soc. Beng. Vol. XIII. p. 371; id. Vol. XIV. [1845.] p. 596.) Oberseite einfarbig olivenbraun ins Roströthliche ziehend; Kopf und ganze Unterseite rostfarben oder (in Folge von Albinismus) weiß mit rostfarbenen Federn untermischt; Unterseite des Flügels und Basis des innern Fahnenbartes der Schwingen hellgelblich; Iris strohgelb; Schnabel hornfarben, oben dunkel, unten hell; Füße hellbraun, oder schmutzig fleischfarben grau. Ganze Länge 9", Schnabel ⅞", Flügel 3½", Schwanz 4⅜", Lauf über 1". Alle fünf Exemplare, welche Blyth von Darjiling und Arracan erhielt, sind mehr oder weniger dem Albinismus unterworfen, bei den meisten ist die Unterseite reinweiß mit rostroth angeflognen Weichen; die Haube varirt in der Färbung, sie ist entweder rein weiß oder lebhaft rostfarben, oder beides untermischt; auf der Schulter zeigen sich hin und wieder einzelne weiße Federn. (*Cabanis.*)

GAN, GANT, Städtchen im Departement der Niederpyrenäen, Bezirk Pau, in der Landschaft Bearn, im Gebiete von Lescar am Nées. Der Ort hat 180 Häuser und mit dem Kirchspiel 2500 Einwohner, welche Gerberei und Weinbau treiben. In der Nähe sind Mineralquellen. Petrus de Marca ist hier am 24. Jan. 1594 geboren. (*Daniel.*)

GAND mit seinen Zusammensetzungen lautet in der Form des Nominativs Gandr m., Zauber, Zauberwesen, speciell Zauberwolf, Gan n., Zauberei, in dem nordischen Heidenthume eine wichtige Rolle spielend, hat seinen Ursprung in dem noch im Sanskrit sich findenden Thema Kha, Luft, Wolke, Wasser und auch Ton, gana, singen, und zur Vergleichung äußerst wichtig das ebenfalls sanskritische Gandharwa, wie die himmlischen Musiker heißen. Gandr im Altnordischen ist als ein durch Gesang bewirkter Zauber aufzufassen. Bedeutsam ist im Hrafna-galdr Odhins Str. 10 zusammengestellt:

> Galldr-gôlo, ganndom ridho
> Rögnir ok Regin at ranni Heimis,

Zauberlieder sangen, auf Zauberwölfen ritten Rögnir und Regin zum Hause Heimir's. Es lauscht in Hlidhskiâlf Odhin. Gala (Praeteritum gôl), singen, krähen, krächzen, und Galldr [1]), Gesang, speciell Zaubergesang, Zauberlied, ist ebenfalls als aus dem Thema kha gebildet anzunehmen. Von Gan, Zauberei, ist auch wol das Wort Gaunerei abzuleiten, und ebenso das mittellateinische enganum, z. B. bona fide et sine engano und secure et in pace, sine vestro engan [2]), spanisch Enganno, französisch Engan, Betrug, occitanisch engana, betrügen, wiewol man glaubte, es kommen diese Wörter von Ingenium, und man z. B. zusammenstellte subdole et ingeniose, und diese Meinung auf den Gebrauch von Ingenium in der Bedeutung von astutia, calliditas einwirkte. *Gan*, Zauberei (machinatio magica), hat sich nicht blos im Isländischen, sondern auch im Norwegischen erhalten, wo sich auch ein Zeitwort, nämlich gandre, fascinare, bezaubern, findet. Im Finnischen bedeutet Ganisch, spectrum, daemon; denn die finnischen Zauberer rühmen sich noch jetzt, daß sie Genien und Dämonen durch die Welt ausschicken können. Nach Finn Magnusen [3]) ist Gandr vielleicht zusammengezogen aus Ganudr proruens, von dem Zeitworte gana, proruere, woher das Substantiv Gaunor, Gönur, n. pl. devia, cursus devius, das Laufen von dem rechten Wege, Herumstreifen. Gudmundus Magnäus leitet Gandr lupus von dem griechischen χανδὸς, hians, gähnend, offen, χανδὸν, Adv., mit offenem Munde, gähnend, gierig, ab. Da im Lappischen *Gaine* lupus bedeutet, und der finnische Stamm ausgezeichnet in der Zauberei war, sodaß eine Bezeichnung der Zauberei Kunst der Finnen war, so nehmen Manche an, die Gothen haben den Gand vecturam magicam, nebst dem Worte, von den Finnen gelernt. Falls Gandr wirklich aus dem lappischen Gaine, Wolf, gebildet sein sollte, so muß man annehmen, daß Gandr in der speciellen Bedeutung von Wolf, Zauberwolf, die ursprüngliche, und Gandr und Gan in der Bedeutung von jedem veneficum, Zaubermittel, Zauberei, die erweiterte abgeleitete Bedeutung sei. Ein altes faröisches Lied hat: Thrandr wil giore mig gand, Thrandr will mich Gand (zu Gand machen), d. h. bezaubern. Was im Teutschen durch Hexenritt ausgedrückt wird, hieß im Nordischen Ganreidh, Ritt oder Fahrt auf einem Gand, d. h. auf einem bezauberten Dinge, vornehmlich Wölfen oder Schlangen, bezauberten Ungeheuern, sowie Biörn Haldorson in seinem isländisch-lateinischen Wörterbuche es erklärt: *Gandreidh* f. vectura, Troldoms Riden eller Försel, eller at ride Slanger eller Ulve, thi man troede Hekserne red disse Dyr pr. equitatio per terga serpentum v. luporum, nam his animantium speciebus olim sagae vehi putabantur. Zauberfahrt hieß auch Gan-för, Fahrt mittels Zauberei. In der Fôstbraedhra-Saga sagt eine Zauberin: Widha hefir ec rent göndum î nôtt, weit habe ich rennen lassen die Gande (Zauberrittthiere) in der Nacht. Daß die Gande vorzugsweise Wölfe waren, geht aus Folgendem hervor. Freya sagt in den Hyndlu-liodh Str. 5: Nun nimm du deinen Wolf (ûlf thinn), einen aus dem Stalle (einn af stalli), laß ihn rennen mit Runenhalftern (medh runa mûlum, d. h. mit Halftern, auf welchen zum Behufe der Zaubereimittel Runen eingestochen sind). Nach der Gylfaginning ritt die Gygur (das Riesenweib) Hyrrockin auf einem Wolfe (reidh wargi) und hatte eine Stachschlange (hauggorm, Natter) zu Zäumen (at taumum); da sprang sie von dem Hengst (d. h. dem als Reitpferd gebrauchten Wolfe); aber Odhin rief vier Berserkir dazu, den Hengst zu behüten, und sie konnten ihn nur dadurch halten, daß sie ihn fällten (niederwarfen). Nach der ungebundenen Rede in der Helga-Haddingia-Skata [4]) ritt am Jolenabend eine Tröll-kona (böses Zauberweib) einen Wolf (reidh wargi) und hatte Schlangen (orma) zu Zäumen (at taumom). Nach der Saga Ketils Haengs [5]) sagt eine Tröllkona: Ich soll zum Tröllathing (der Versammlung böser Zauberwesen), dahin kommt Skelkingr von Norden aus Dumbshaf, der König der Troll (konûngr trölla, der bösen Zauberwesen), und Ófóti aus Ófótansfiördhr, und Thorgardhr Hörgatröll [6]) (Troll der Altäre) und andere Großgeister (störwaettir, nach anderer Lesart ôwaettir, Ungeister, böse Geister) von Norden aus dem Lande, und weiter unten wird bemerkt: ekki skorti gandreidhir î eyjunni um nôttina, nicht fehlte es an Gandritten in dem Eilande die Nacht hindurch. Gandreidhir ist nämlich die Mehrzahl von Gandreidh. Außer dieser Zusammensetzung und Gan-för (Zaubereifahrt) ist zunächst noch zu bemerken Gandfluga, Ganfluga, musca magica, wie Johannes Olavius Hypnon [7]) bemerkt, quam auri admodum res occultas aperire et periculum, si quod imminet, praemonere credulum vulgus nugatur. Der Volksglaube an die vor Unglück warnende Fliege ist aller Wahrscheinlichkeit nach durch das geheimnißvolle Summen, welches den Fliegen eigen ist, entstanden. Wie man glaubte, daß in Gestalt dieser Zauberfliege ein Geist ver-

1) s. d. Art. Hrafna-galldr Othins. 2) s. die Nachweisungen bei *Du Fresne*, Gloss. Lat. unter *Ingenium*. 3) Edda Saemundar hins Frodha, große Ausgabe, 3. Bd. S. 223. Die Ableitung des Gudmundus Magnäus findet sich 1. Bd. S. 50.

4) Bei Ferd. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 103. 5) In den Fornaldar-Sögur Nordhrlanda. 2. Bd. S. 131. 6) Hieß ursprünglich Hörgabrudhr, Braut der Altäre. 7) Index vocum rariorum et quarundam aliarum, quae rariores visae zu Islands Landnâmabôk. (Hafniae 1774.) p. 486.

borgen sei, veranschaulicht folgende Sage bei Paulus Diaconus [8]): Als der Langobardenkönig Kunibert mit seinem Marapahis [9]) zu Pavia berieth, wie Aldo und Grauso des Lebens beraubt werden sollten, setzte sich plötzlich in das Fenster, neben welchem sie standen, eine große Fliege. Kunibert wollte sie mit dem Messer durchbohren, schnitt ihr aber nur einen Fuß ab. Als Aldo und Grauso auf dem Wege nach dem Palaste des Königs in die Nähe der Kirche des heiligen Romanus des Blutzeugen kamen, begegnete ihnen plötzlich ein Hinkender mit einem verstümmelten Beine, und sagte zu ihnen, Kunibert werde sie, wenn sie bei ihm erschienen, erschlagen. Voller Entsetzen flohen sie an den Altar der Kirche. Der König setzte den Marapahis zur Rede, daß er seinen Rathschluß verrathen habe. Der Stallmeister aber entgegnete, daß er ja seit der Berathung dem Könige nicht aus den Augen gegangen. Der König ließ nun Aldo'n und Grauso'n um den Grund ihrer Zuflucht an den heiligen Ort befragen, und sie erzählten, wie ein hinkender, sich bis an das Knie eines hölzernen Beines bedienender Mensch sie von ihrem bevorstehenden Untergange benachrichtigt habe. Der König erkannte, sagt der Sagenerzähler weiter, daß jene Fliege, der er das Bein abgeschnitten, der böse Geist gewesen und das Geheimniß seines Vorhabens verrathen habe, verzieh den Flüchtlingen ihre Schuld, und hatte sie unter der Zahl seiner Getreuen. Eine berühmte Zusammensetzung ist *Jörmungandr* (s. d. Art.), wie das große Meerungeheuer, die Midhgardhschlange, heißt. Es ist dieser Name auch darum wichtig, weil er veranschaulicht, daß Gandr auch für Zauberschlange gebraucht ward; weshalb auch Biörn Haldorson erklärt: *Gandr* m. serpens, Slange, obwol Rask hinzusetzt: „potius lupus, en Ulv.“ Gandr kommt nämlich vorzugsweise für Wolf gebraucht vor. Da Wargr, Wolf, auch die Bedeutung von einem Geächteten hat, so wird auch Gandr, Wolf, in der Bedeutung von einem außer dem Gesetze Erklärten gebraucht. So z. B. erzählt Snorri Sturluson [10]): Der König (Haralld der Haarschöne) verkündigte das auf dem Thinge (der Volks- und Gerichtsversammlung), at hann gerdi Rolf útlaga of allan Noreg, daß er machte Rolf'en außergesetzlich durch ganz Noregr, d. h. daß er Rolf'en aus ganz Norwegen verbannte. In der Strophe, welche Hilldr, die Mutter Rolf's, an den König Haralld den Haarschönen richtet, heißt es:

> nú reckit gand or landi
> horscan hölldа barma,
> Nun treibt ihr (als) Wolf [11]) aus dem Lande
> Den tapferen Bruder der Höllbar.
> Warum haltet ihr daran, Herrscher!
> illt er widh úlf at ylfaz,
> Übel ist's am Wolfe Wolf zu werden.
> Nicht wird er gegen des Herrschers Heerden
> Gütig, wenn er geht zum Walde.

Gandr kommt auch als Bezeichnungsname eines Geächteten vor. So in der Islands Landnâmabók II, 3: Gunnbiörn Gandr (exsul), und bei Snorri Sturluson (bei Ferd. Wachter 1. Bd. S. 140) Harekr Gandr. Bei folgender Stelle der Wöluspá Str. 20, wo es von der Gullweig heißt:

> Heidh hana hêto hwars til húsa kom
> Vôlo welspá, witti hon ganda,

Heitere hießen sie sie, wo sie zu den Häusern kam, wohlweissagende Wala, sie zähmte Wölfe, oder auch verstärkt Werwölfe [12]) wird hier am gewöhnlichsten übersetzt; doch bemerkt Finn Magnusen [13]) dazu, daß es auch Schlangen heißen könne, denn auch diese wurden als heilige Thiere gehalten und zur Weissagung benutzt. Ettmüller [14]) dagegen überträgt die Stelle der Wöluspá durch: „den Glauben an die Rathspähungen der Wala verspottete sie,“ und bemerkt im Glossar: „*gandi*, m. I. schw. Dol., Glaube, 91. 3. der Wöluspá; Treue; verwandt ist das mittelhochteutsche Ahndung (Ahnung), ahnen, ahnden; das isländ. gan, Zauberei; das lat. cano, ich singe; das pun.-maltes. ghana; irisch canadh (Valancey); sanskrit. *gana*, singen. Es entspricht dem lateinischen religio.“ Dieses angebliche gandi stellt er neben „*gandr*, gierig, Wolf, daher picard. loups garous,“ auf. Da bei den Isländern noch jetzt Gandr in der Bedeutung von grandior baculus ad apparatum naviculae pertinens gebräuchlich ist, so bemerkt Finn Magnusen [15]): Sic vox *Gandreidh* (vectura magica) non modo equitationem per terga serpentium vel luporum aut similium monstrorum, sed etiam simpliciter per baculos (è superstitione hodiedum notissima) verbotenus significare posset. Dieses entspräche also ganz dem heutigen Volksglauben im Betreff des Rittes der Hexen auf Stecken, Ofengabeln, Besen und dergleichen. Jedoch machte sich der Volksglaube des Heidenthums großartiger und bedeutungsvoller, da Riesenungeheuer in Gestalt von Wölfen und Schlangen ihre mythologische Bedeutung hatten. In der Stelle der Wöluspá Str. 27:

> Waldi henni Herfaudhur hringa ok men,
> Fésplöll spaclic oc spá-ganda,

Es wählte ihr (der Wala) der Heervater Ringe und Halsbänder, kluge Reichthumsreden (bereichernde Gespräche) und Weissageschlangen, wird Spá-ganda, welches, wie aus dem Zusammenhange zu schließen, der Accusativ der Mehrzahl ist, von Studach durch „Wolfes Zauber“ von den Übersetzern in der großen Ausgabe der Edda Saemundar durch „vaticinantes genios,“ von Legis durch „Zauberster“ [16]) übertragen. Von Gunnarus Pauli wird die

8) De Gestis Langobardorum Lib. VI. Cap. 6. 9) *Strator*, Sattelknecht, oder in höherem Range Marschalk, Stallmeister. Im Gothischen bedeutet nämlich faths einen Obersten, einen Vorgesetzten, also Marapahis, Vorgesetzter über die Pferde. 10) Weltkreis (Heimskringla), übersetzt von Ferd. Wachter. 1. Bd. S. 202. 11) gand, der Accusativ, bezieht sich auf Rolf.

12) Studach, Sämund's Edda des Weisen. 1. Abth. S. 14. Werwölfe sind Menschen, welche mittels Zauberei in Wölfe verwandelt wurden. Gandr ist am besten zu übersetzen durch Zauberwolf. 13) Specimen Glossarii zum 3. Bde. der großen Ausgabe der Edda Saemundar p. 222: „*Gandr* lupus (ut videtur, vel etiam serpens). Völuspá 20. Alias vehiculum magicum, quo magi per aëra pervolare jactabant.“ 14) Vanlu-spá. (Leipzig 1830.) p. 26 u. 123. 15) Specimen Glossarii im 3. Bde. der großen Ausgabe der Edda Saemundar p. 249. 16) Fundgruben des Nordens. 2. Bd. S. 26.

Vermuthung aufgestellt, daß das spá-ganda von Weissagestäben oder Weissagezweigen, nämlich von baculis divinatoriis vel ramis sortilegis zu verstehen sei, und von Finn Magnusen bemerkt, daß das Wort Spágandr von jenen Runenstäben, deren ihre Urältervater sich als Kalender bedienten, sehr gut habe gelten können, da durch die Hilfe derselben des Jahres Lauf, des Wetters natürliche Veränderung u. s. w. vorausgesehen und geweissagt wurden. Ettmüller überträgt die Stelle der Wöluspá durch: „Es gab ihr Herfodir Ringe und Halsbände, Geldkunde, kluge, und der Spähungen Glauben,“ und bemerkt zu S. 122 im Glossar: „*spá-gandi*, m. I. schw. Dil. Spähkunde, Glaube an Spähung, Wissenschaft des Spähens.“ Von den andern mit gandr (ohne Zeichen des Nominativs gand) zusammengesetzten Wörtern führen wir unter besondern Nummern auf:

1) *Gandálfr*, nach der Wöluspá Str. 11 und darnach in der Gylfaginning 14 ein Zwerg in Mödsognir's Gefolge, bedeutet Gand-Elfe, wird von Studach erklärt durch „des Zaubers Elf,“ von Finn Magnusen[17]) durch lupinus vel anguinus daemon, und dazu bemerkt, es werde vielleicht hier ein Alf oder Dämon angezeigt, von welchem man glaubte, daß er der Fürst der Schlangen sei, welche auf verschiedene Weisen von abergläubischen Bauern in Schweden, Norwegen, Lithauen und andern Ländern mehr bis auf die neuesten Zeiten verehrt oder gefeiert wurden. Kalendarisch wird Gandálfr als der 10. der 73, die in der Wöluspá aufgezählten Zwerge als die 10. Fimt (Pentade) des nordischen Jahres auf den 20. Tag des Monates Mörsugr (den 11. Jan. unserer Zeitrechnung) fallend von Finn Magnusen[18]) gedeutet, und bemerkt, daß auf diesen Tag die noch in neuester Zeit in Norwegen beobachtete Kwaelwart (Kwald-wart, Abendwarte, Abendwache) vigilia vel observantia vespertina, wo sie sich aller rauschenden Arbeit enthalten und vormals den Alfen Brei und Kuchen darbrachten, fällt.

2) *Gandálfr Alfgeirsson*[19]), König von Wingulmörk, wurde von seinem Vater, dem Könige Alfgeir, welcher halb Wingulmörk hatte, aber nach dem Tode des Königs Gudhreidh's, des Waidkönigs, ganz Wingulmörk unter sich nahm, darüber gesetzt. Dann griffen Vater und Sohn mächtig Raumariki an, und eigneten sich den größten Theil dieses Reiches und Fylkis (Gaues) zu. Als Halfdan Swarti, der Sohn des Königs Gudreidh, 18 Jahre alt das Königthum in Agdhir nahm, zog er denselben Herbst mit Heeresmacht nach Wingulmörk, um den König Gandalfr anzugreifen. Dieser schlug viele Schlachten mit ihm, und hatte abwechselnd den Sieg. Endlich versöhnten und verglichen sie sich dahin, daß Halfdan halb Wingulmörk, welches früher sein Vater Gudreidh gehabt hatte, haben sollte. Nach Halfdan's des Schwarzen Tode war unter den vielen Häuptlingen, welche das Reich des verstorbenen Eroberers angingen, Gandalfr der erste Mann. Er fuhr mit seinem Heere über den Fördhr hinüber nach Westfold, hatte eine Schlacht mit dem jungen Könige Haralld dem Haarschönen und dessen Mutterbruder, dem Herzoge Guthorm, der für seinen Neffen die Landesregierung führte, verlor den größten Theil seines Kriegsvolkes und entkam in sein Reich, hatte Unfrieden und Schlachten mit dem Könige Haralld und dem Herzoge Guthorm, verlor in der letzten Schlacht das Leben, und König Haralld eignete sich Alles südwärts bis zur Raumelfr (dem jetzigen Flusse Glommen) zu[20]).

3) *Gandálfs-synir*, Gandalf's Söhne, nämlich die Söhne des in voriger Nummer aufgeführten Königs Gandálfr von Wingulmörk. Drei von ihnen hießen Hysinger, Helsinger und Haki, sind jedoch berühmt unter der Zusammenfassung und Bezeichnung Gandálfsynir. Sie schlugen eine große siegreiche Schlacht wider Halfdan den Schwarzen, als dieser mit einer kleineren Schar, als sie hatten, nach Wingulmörk kam und sich auf einem Schmause befand. Halfdan mußte sich in den Wald flüchten, verlor viele Leute, und darunter seinen Fósturfadhir Ölfer den Weisen (hinn spaki). Nachher strömte Kriegsvolk zu dem Könige Halfdan. Dann zog er, die Gandalfssöhne zu suchen, und sie trafen sich zu Eydh bei Eynasker[21]) und schlugen sich dort; dort fielen Hysingr und Helsinge; aber ihr Bruder Haki kam auf die Flucht. Nachdem legte König Halfdan ganz Wingulmörk unter sich, aber Haki floh nach Alfheimar, wie damals das Land zwischen der Raumelfr (jetzt Glommen) und Gautelfr (Göta-Elf) hieß[22]), und also Ränriki und einen Theil von Wingulmörk umfaßte. Nach dem Tode Halfdan des Schwarzen gingen viele Häuptlinge das Reich an, welches er hinterlassen hatte. Da begann Haki Gandalfsson seine Fahrt hinaus nach Westfolld mit 300 Mann, und zog oberhalb durch einige Theile, und gedachte unerwartet an den König Haralld den Haarschönen zu kommen. Dessen Mutterbruder, Herzog Guthorm, welcher für den jungen König die Landesregierung führte, sammelte ein Heer und zog mit dem Könige Haralld hinauf in das Land, dem Könige Haki entgegen. Sie trafen sich in einem Thale. Dort ward eine Schlacht. König Haralld erlangte den Sieg, und König Haki fiel dort und ein großer Theil seines Kriegsvolks. Dort heißt es, sagt Snorri Sturluson[23]), seitdem Hakadalr (Haki's Thal),

---

17) Den äldere Edda — — oversat og forklaret. 4. Bd. S. 233. 18) *Finn Magnusen*, Specimen Calendarii gentilis p. 1057. 19) So nach Snorri Sturluson, Weltkreis (Heimskringla), übersetzt von Ferd. Wachter. 1. Bd. S. 128, und nach dem Schriftchen Hwersu Noregr bygdhist Cap. 3 in den Fornaldar Sögur Nordhrlanda 2. Bd. S. 11; nach der Schrift: Af Upplendinga konúngum Cap. 2 (ebendaselbst S. 105), Rölfgeirsson; jedoch geht aus dem Zusammenhange hervor, daß Alfgeir und Rölfgeir eine und dieselbe Person sind.

20) Snorri Sturluson bei Ferd. Wachter 1. Bd. S. 129. 134. 151. 153. 21) Derselbe bei demselben S. 137. Im Betreff der Weite á Eidhi (Nominativ Eidh) vidh Kyna-sker meint man, daß Eidh entweder bei den Wasserfällen (Fosserne) im gegenwärtigen Pfarrsprengel Eidsberg oder Edsberg in der Voigtei Rakkestad, Heggen, und Fröland in Smaalene, oder etwas nördlicher davon in Nedre-Romerige bei dem Ende des Sees Öjeren, welcher vordem Eyngwatn (See der Eilande) hieß, sein könne. Vgl. Petersen, Geografisk Register im 12. Bde. der Oldnordiske Sagaer S. 78. 79. 22) Snorri Sturluson bei Ferd. Wachter 1. Bd. S. 125. 138. 23) Derselbe bei demselben S. 151. 152.

jetzt Hakedal oder Hakkedal, ein Thalstrich im Pfarrsprengel Nittedal in Nedre-Romerige. Rein saglich werden die Gandâlfsynir in der Nornagest-Saga 6 aufgeführt. Nornagestr sagt hier: Ich war auch mit Sigurdhr (nämlich bei Sigurdhr Fafnisbani) da, als Sigurdhr Hringr die Gandalfssöhne, seine Schwäger [Gandâlfs sonu [24]), mâga sina], an die Gjukungar, Gunnar und Högni sandte. Da mâgr nicht blos die Bedeutung von Schwager, sondern auch von Schwiegervater und Schwiegersohn hat, so müssen wir hier, wie in sehr vielen Fällen auch anderwärts, die Genealogie zu Hilfe nehmen, und finden hier in dem Schriftchen Hwersu Noregr bygdhist Cap. 3: König Alfr hinn gamli (der Alte) über Alfheimar; er war der Vater Alfgeir's, des Vaters des Gandalf's, des Vaters der Alfhildur. Alfhildur war die Mutter Ragnar Lodhbrok's, und weiter unten wird bemerkt, daß Sigurdhr Hringr der Vater Ragnar Lodhbrok's war, als welcher er auch anderwärts aufgeführt wird. Sigurdhr Hringr, König von Dänemark, sendet nach der Nornagestes-Saga 7 seine Schwäger, die Gandalfssöhne, an die Schwäger Sigurdh's Fafnisbani, Gunnar und Högni, und fodert, daß sie ihm Schatzung darreichen, oder im andern Falle Heer erdulden sollten, wenn sie ihr Land vertheidigen sollen. Da haseln die Gandalfssöhne Gefild bei der Ländergrenze. Die Haselstangen werden in Hollsetuland (Holstein), nicht weit von dem Hafen Jarnamodha gesteckt. Hierher segeln von Süden die Gjukungar und Sigurdhr der Fafnirstödter und von Norden die Gandalfssöhne. Sigurdhr Hringr ist nicht dabei, denn er ist in Schweden, um sein Land wider die Kuren und Kwänen, welche dort heeren, zu vertheidigen. Gandalfssöhne dringen in der Schlacht hart vor; denn sie sind sowol größer und stärker, als andere Menschen. In ihrem Heere befindet sich der durch Größe und Stärke den Riesen mehr als den Menschen gleichende Starkadhr Storkwerksson von Feehring aus Norwegen, und erschlägt Menschen und Rosse, sodaß Nichts vor ihm bestehen kann, will jedoch mit Sigurdh dem Fafnirstödter nicht kämpfen, erhält von ihm zwei Backzähne ausgeschlagen und flieht. Sobald sich Starkadhr auf die Flucht legt, fliehen auch die Gandâlfs-synir. Diese in der Geschichte berühmten Männer sind hier rein saglich zur Verherrlichung Sigurdh's des Fafnirstödters eingeführt, und um durch diese Einführung der Erzählung des Nornagest's einen geschichtlichen Anstrich zu geben. Wenn es bei Saxo Grammaticus [25]) da, wo er die Heeresmacht beschreibt, mit welcher König Haralldr Hiltitönn von Dänemark in die Schlacht von Brâwellir zog, heißt: Advenerant et editi Gandal sene, quos Haraldi familiares clientela vetus effecerat, so wird aus dem Sögubrot af Fornkonûngum Cap. 8 [26]) klar, daß er damit die Gandâlfssynir meint; denn es heißt hier: In dem andern Fylkingar-arm (Arm oder Flügel der Schlachtordnung) war der Häuptling, welcher Haki höggwinkinni (der Gehauen-Kinnige, d. h. mit zerhauenem Kinne) hieß, und vor ihm wurden die Fahnen getragen; viele Könige und Kämpen waren bei ihm, da waren sie, Alfarr und Alfarinn, die Söhne des Königs Gandalf's, welche zuvor gewesen waren hirdhmenn (Leibwächter, Hofleute) und heimilismenn (Hausleute, zum Hause Gehörige, gleichsam Mitglieder der Familie) des Königs Haralld, welches Saxo ausdrückt: quos Haraldi familiares clientela vetus effecerat. Hiernach waren also die Gandalfssöhne am Hofe und im Heere bei Haralld Hilditönn, bevor sie bei Sigurdh Hring sich befanden. Dieses hatte statt, nachdem Haralldr Hilditönn in der Schlacht von Brâwellir den Tod, den er suchte, gefunden hatte. Das Bruchstück af Fornkonûngum Cap. 10 handelt davon, daß Sigurdhr Hringr König über Swithjódh (Schweden) und Danmörk (Dänemark) war, und von dessen Sohne Ragnar, welcher die aus den schönen Geschlechtern der zwischen der Gautelfr (Götaelf) und Raumelfr (Glommen) wohnenden Âlfar stammende Âlfhilldur zur Mutter hatte, und schließt: Da, als Sigurdhr Hringr alt war, war das in einem Herbste, daß er durch sein Reich, das westliche Gautland, geritten war, zu richten den Menschen Landesgesetze (at daema mönnum landslög, d. h. den Menschen nach den Landesgesetzen Recht zu sprechen), da kamen ihm entgegen die Gandalfssöhne, seine Schwäger (Gandâlfs synir, mâgar hans) und baten, daß er ihnen Beistand leisten möchte, zu reiten an die Hände dem Könige (wider den König), welcher Eystein hieß, der über das Reich herrschte, welches damals Westmarar (Form der Mehrzahl) hieß, aber nun Westfold heißt. Damals waren Hauptopfer (höfdh blôt) in Skiringssal, wohin man in der ganzen Wik ging. Durch den Verlust des Folgenden ist uns das Weitere der Sage über die Gandalfssöhne entgangen.

4) *Gandwik*, Zauberbucht, Zauberwesenbucht, Zauberwolfsbucht, heißt, da man das Reich der bösen Zauberwesen in den Norden setzte, das weiße Meer, wie die Meisten [27]) annehmen, oder wie Reikler [28]) meint, bezeichnet insbesondere die Bucht des weißen Meeres, welche Russisch Lapmark mit der entgegengesetzten Küste an der Dwina bildet. Aber aus Folgendem läßt sich schließen, daß das ganze weiße Meer, welches eine große Wik (Bucht) bildet, Gandwik genannt ward. Saxo Grammaticus [29]) sagt nämlich: Des Oceans obere Beugung geht Dänemark, indem sie es durchschneidet, vorüber, und erreicht den südlichen Theil von Gothien mit einem weiteren Meerbusen; der untere Gang desselben aber (inferior vero meatus ejus, nämlich des Oceans) die nördliche Seite Norwegens vorübergehend nach Osten zu, mit einem großen Zuwachs der Breite, wird durch eine feste Krümmung begrenzt (solido limitatur anfractu). Diese

24) Accusativ der Form der Mehrzahl. 25) Hist. Dan. Lib. VIII. ex edit. *Stephanii* p. 144. 26) In den Fornaldar Sögur Nordhrlanda. 1. Bd. S. 379. 388.

27) So z. B. *Verelius*, Notae ad Herwarar-Sagam p. 4; Schlözer, Forts. der Allgem. Welthist. 31. Th. S. 455. 456; Index Geographicus, zur großen Ausgabe der Heimskringla. 5. Bd. S. 379; Geografisk Register zu den Oldnordiske Sagaer. 12. Bd. S. 107; Stadha-Register zu den Fornmanna-Sögur. 12. Bd. S. 280. 28) De terris ad mare album p. 8. 29) Praefatio ex edit. *Stephanii* p. 4.

Meeresgrenze haben die Alten unserer Nation Grandwik (Gandwik) genannt. Wenn Saxo sagt: quem maris terminum gentis nostrae veteres Grandvicum dixere, so will er wol das ihm dunkle Gand durch grandis, groß, also Gandwik durch Großbucht ausdrücken. Wir haben gentis nostrae als zu veteres gehörig angenommen; doch kann man auch, wie Schlözer [29]) thut, gentis nostrae als zu maris terminum gehörig auffassen, und schließen, Norwegen sei bis Gandwik gegangen. Saxo fährt fort: Igitur inter Grandvicum (Gandvicum) et meridianum pelagus breve continentis spatium patet, maria utrinque secus allapsa prospectans, hätte diesen (Raum des Festlandes) die natürliche Beschaffenheit der Dinge den beinahe zusammengegangenen Bogen nicht vorgeschoben, so würden die zusammenfließenden Fluthen der Meerengen (conflui fretorum aestus) Schweden und Norwegen zu einer Insel gemacht haben. Die östlichen Theile derselben (Schwedens und Norwegens) bewohnen die Skritfinnen. Hieraus geht hervor, daß Saxo nicht sagen will, daß die noränische Nation bis an Gandwik reiche, wiewol sich das norwegische Reich bis dahin erstreckte; denn Snorri Sturluson sagt in seinem Lobgedichte auf den König Hâkon Hâkonarson: raedhr einn sjalfur â milli Elfar alt at Gandwiks landi [31]), er herrscht allein selbst zwischen der Elf (der Götaelf) bis zu Gandwiks Lande. So sind auch im Codex Fagurskinna die äußersten Grenzen des norwegischen Reiches durch Gautelfr und Gandwik ausgedrückt. In den Zusätzen zu der Olafs Saga Helga in den Fornmanna Sögur 5. Bd. S. 238. 239 heißt es: Er (Olaf der Heilige) war Alleinsgewaltskönig über Norwegen, soweit als Haralldr der Haarschöne, sein Blutsfreund, es gehabt hatte; es machte die Grenze (redh, bestimmte) im Norden (fyrir nordhan) Gandwik, aber im Süden Gautelfr, aber Eidhskogr im Osten, Aungulseyjasund im Westen. Doch wohnten an der Gandwik Völker finnischer Abkunft, und dieser Umstand trug dazu bei, diese große Meeresbucht als von bösen Zauberwesen bevölkert und umwohnt darzustellen. Der Fundinn Noregr beginnt: Fornjotr hat ein König geheißen; er herrschte über Jötland (für Jötnaland, Riesenland), das genannt wird Finnland und Kwenland; das (nämlich Finnland und Kwenland) ist im Osten desjenigen Hafsbotn (Meeresboden, d. h. des Innersten eines Meeresbusens), welcher (Hafsbotn) gegen Gandwik entgegen geht; das nennen wir Helsinjabotn (das Innerste des Meerbusens der Helsingar). Der Helsinjabotn ist der heutige bottnische Meerbusen. Die Herwarar-Saga beginnt: So findet sich geschrieben in alten Büchern, daß Alfheimar (nach anderer Lesart Jötun heimar) genannt wurden nordwärts in (nach anderer Lesart um) Gandwik, aber Ymisland im Süden zwischen Hâlogaland. In der Grims Saga Lodhinkinna Cap. 2 [32]) heißt es, nachdem bemerkt ist, daß Grimr wegen Hungersnoth von Hause hinweg, nämlich von Hâlogaland, gefahren sei, weiter: Er hielt (lenkte) nordwärts vor Finnmörk und so ostwärts nach Gandwik, und als er in die Bucht (í wíkina) kam; sah er, daß dort einiger Fischfang (nögr veidhifengi) war. Er hat ein Abenteuer mit Tröllkona (bösem Zauberweibe), welche Geridhr Gandwikrekkja heißt, welcher Bezeichnungsname aus Gandwik und reckia, Bett, gebildet ist. In der Halfdanar Saga Eysteinssonar Cap. 26 [33]) wird gesagt: Halfdan und Sigmundr kommen nun ostwärts nach Bjarmaland (Permien) und halten Nachfragen, wo Valr, und fanden ihn im Norden von Gandwik (fyri nordhan Gandwik, vor Nord-Gandwik), und es kam dort sogleich zur Schlacht. In der Hinga Saga Gridhafostra Cap. 3 [34]) heißt es: Das Schiff treibt nun lang (weit) nordwärts in das Meer (haf) in diejenige Bucht (í wík thá), die Gandwik hieß. Nach den grönländischen Jahrbüchern [35]) kam Haralld Seit aus dem bewohnten Grönland ostwärts nach Gandwik, und so nach Norwegen. Nachdem Snorri Sturluson erzählt hat, wie Karl der Haleyische [36]) und Thorir Hund den Götzen der Bjarmar (Permier) Jômali (im J. 1026) zerstört und die Zerstörer, von den Bjarmarn gedrängt, sich zurückgezogen, sagt er weiter: Es segelten dann beide (Schiffe) über Gandwik [37]). Nach dem Thâttr Hauks Hábrokar Cap. 3 [38]) will einen Sommer König Haralldr Hauk'en nordwärts nach Bjarmaland senden, Haarwaare zu heischen. Der König sagt zu Hauk'en und Wighardh'en: Ich sende euch zu meiner Föstra (Pflegemutter, Erzieherin), welche Heidhr heißt und nördlich bei Gandwik wohnt; und Cap. 4: Nun ist zu sagen von Hauk'en und Wighardh'en, daß sie kommen nordwärts nach Gandwik und gehen zum Wohnort Heidhr's, der Fostra des Königs Harallds, zwölf Mann von jedem Schiffe. In einer Strophe in der Jômswikinga-Saga Cap. 13 [39]) sagt Eyjôlfr Walgerdharson:

Wér skolom Gorms-sonar af gömlo
Gandwikr [40]) thoko landi bidha.

Wir sollen Gormssohn aus dem alten Wohlwollenheitslande Gandwik's erwarten. Gandwikr Trokuland steht wahrscheinlich dichterisch für Finnmörk, und Finnmörk nach der Gewohnheit der Skalden, Noregr (Norwegen) durch eine Landschaft dieses Reiches dichterisch zu bezeichnen, für Norwegen, und der Sinn ist, wie aus dem Zusammenhange hervorgeht, wir sollen (werden) den Abzug des Königs Harallds Gormson's aus Norwegen, welches er damals verheerte, abwarten. (*Ferdinand Wachter.*)

GANDARAE des Ptolemäus, sind die Bewohner von der *Gandaritis*, welche wir im Art. Gandaritis unter Nr. 1 aufführen. Da Hesychius sagt: *Γάνδαρος ὁ*

---

30) a. a. O. S. 455. 31) Vgl. *Verelius*, Not. ad Herwarar-S. p. 4. 32) In den Fornaldar Sögur Nordhrlanda 2. Bd. S. 144. 150. 151.

33) In den Fornaldar Sögur Nordhrlanda 3. Bd. S. 557. 34) Ebendaselbst 3. Bd. S. 652. 35) *Verelius* l. l. p. 28. 36) Von Halogaland. 37) Olafs Saga Helga Cap. 143 in der großen Ausgabe, 2. Bd. S. 222. Olafs Saga Helga als Einzelschrift Cap. 129 in den Fornmanna Sögur 4. Bd. S. 301. *Sveinbjörn Egilsson*, Historia Regis Olavi Sancti. Pars prior p. 278: „per Gandvikam (mare album)." 38) In den Fornmanna-Sögur 10. Bd. S. 202. 204. 39) Ebendaselbst 11. Bd. S. 43. Oldnordiske Sagaer 11. Bd. S. 41, wo Rafn bemerkt: „Gandvig, d. e. det hvide Hav, hvis Kystlande holdtes for Troldes fornemste Hjemstavn." 40) Gandwikr ist der Genitiv von Gandwik.

Ταυροκράτης κατ' Ἰνδούς, Gandaros der Stierstarke bei den Indern, so schließt man, daß Gandaren von ihrer Stärke so genannt seien; doch kann *ταυροκράτης* auch der durch Stiere Starke bedeuten, d. h. die Gandarer waren stark mittels der Stiere, deren sie sich bedienten. Salmasius liest, ohne anzugeben, aus welchem Grunde, *Ταυροκέρατος*, Stierhörniger. Andere nehmen das noch in der neuesten Zeit bei den Indern gebräuchliche Wort Ganda, Rhinoceros, in Anspruch, und sagen, sie haben von diesem Thiere den Namen erhalten, seien nämlich von der Menge der Rhinocerosse so genannt. So Is. Voß. Ihr Name hat wol das sanskritische Thema, Wasser, und bedeutet wol Bewohner einer wasserreichen Gegend; doch hat man auch das sanskritische candra, *ξανθός*, leuchtend, gelb, blond, sodaß man bei dieser Ableitung eine Völkerschaft annehmen muß, welche aus dem Norden eingewandert war und ihr blondes Haar noch nicht verloren hatte. (*Ferdinand Wachler.*)

GANDARI des Herodot, des Mela und Plinius, bei welchem in einem Theile der Ausgaben Gandari vorkommt, haben ihren Namen wol aus dem sanskritischen candrâ (griechisch *ξανθός*), leuchtend, gelb, blond, erhalten, wenn wir nämlich den indogermanischen Sprachstamm in seiner Ausdehnung in Anspruch nehmen; denn die Gandari des Herodot waren keine Inder, denn sie werden von ihm Buch VII, 65. 66 da, wo er von der Bildung des Heeres des Xerxes handelt, in folgender Verbindung aufgeführt: Die Inder kleideten sich in Panzer, aus Weidenholz geflochten; führten Bogen und Pfeile aus Rohr, und Pharnazathres, der Sohn des Atrabates, war ihr Anführer. Die Arier führten Bogen wie die Meder, glichen nach ihrer übrigen Rüstung aber den Baktriern. Ihr Anführer war Sisamnes, des Hydarnes Sohn. Die Parther, Chorasmier, Sogder, Gandarier und Dadiker waren mit ähnlichen Waffen in den Krieg gezogen und standen unter folgenden Anführern: die Parther und Chorasmier unter dem Artabazus, dem Sohne des Pharnakes; die Sogder unter dem Azanes, des Artäus Sohne, und die Gandarier und Dadiker endlich unter Anführung des Artyphis, des Artraban Sohne. Die Kaspier u. s. w. Mela (I, 2) führt die Gandarier in folgender Verbindung auf: Die den Skythen nächsten Caspiani umgeben den sinum Caspium. Als jenseit seiend werden die Amazonen und über diese hinaus die Hyperboreer erwähnt. Das Innere der Länder (interiora terrarum) bewohnen viele und verschiedene Völkerschaften oder Nationen, nämlich multae variaeque gentes, die Gandari, Pariani und Bactri, die Sugdiani, die Harmatotrophi, die Comarae, die Comani, die Paropamisii, die Dahae über den Skythen und den Wüsten der Skythen; aber über dem kaspischen Meerbusen (dem kaspischen Meere) die Chomari, die Massagetae, die Cadusii, die Hyrcani, die Iberi. Von Plinius werden die Gandari, Candari, da, wo von ihm die Gentes circa Hyrcanum (Völkerschaften um das kaspische Meer) aufgeführt werden, von ihm in folgender Verbindung erwähnt: Flüsse Mandrum (Fluß in Baktriana), Gridinum, und jenseit die Chorasmii, die Gandari, die Attasini, die Paricani, die Sarangae, die Parrhasini, Maratiani, die Nasotini, die Aorsi, die Gebae, welche die Griechen Cadusios genannt haben, die Matiani. Diese Gandari werden von einem Theile der Neueren als in Sogdiana wohnend angenommen [1]). Andere [2]) halten dieselben (nämlich die Gandarii, Gandari des Herodot, des Mela und Plinius) für die Bewohner von der Gandaritis des Strabon, welche wir im Art. Gandaritis unter Nr. 1 aufführen. (*Ferdinand Wachler.*)

GANDARIDES des Diodoros von Sicilien (XVII, 93), wohnten am Ganges. Aus diesem Grunde nimmt man an, daß die Lesart falsch sei, und man Gangariden lesen müsse, wie auch der Interpres vetus in seinen Codicibus gefunden habe. Doch ist diese Veränderung nicht nöthig, auch wenn die *Gangaridae* (s. d. Art.) und die Gandaridae eine und dieselbe Völkerschaft sein sollten; denn Gandaridae kann ihr zweiter appellativer Name sein und am Wasser Wohnende bedeuten, nämlich aus dem sanskritischen Thema ka, Wasser, gebildet sein, und so wird erklärlich, daß Gandarae des Ptolemäus zwischen den Flüssen Indus und Choaspes (dem heutigen Attok), und Gandaridae des Diodor am Ganges sich finden. (*Ferdinand Wachler.*)

GANDARITIS, Name zweier indischen Länder. 1) *Gandaritis* (*Γανδαρῖτις*) des Strabon und des Ptolemäus, wird von Ersterem (XV, 2. §. 25) in folgender Verbindung erwähnt: Kurz darauf ging Alexander noch ein Mal über die Gebirge, welche dieses Land (Baktria) gegen Westen begrenzen, nach Indien hinein, ging über die Flüsse Kophen (den jetzigen Nilab) und Choaspes (den heutigen Attok), der sich in den Kophen ergießt und bei der Stadt Gorydale (*Γωρυδάλη*) vorüberfließt, und die Landschaften Bandobene (*Βανδοβηνή*) und Gandaritis (*Γανδαρῖτις*) durchströmt. Gandaritis ist kein neuerer Name; denn Hekatäus sagt bei Stephan von Byzanz: *Κασπάτυρα πόλις Γανδαρική Σκυθῶν ἀκτή*, Kaspatyra, eine gandarische Stadt, das Gestade der Skythen, wenn nämlich diese *πόλις Γανδαρική* auf die Gandaritis des Strabon und des Ptolemäus zu beziehen ist, und nicht vielmehr auf die *Gandari* (s. d. Art.) des Herodotos, des Mela und des Plinius bezogen werden muß. Jedoch werden von einem Theile der Alterthumsforscher die genannten Gandari für die Bewohner der Gandaritis des Strabon und des Ptolemäus gehalten. Da die Gegend, in welcher Alexander die Brücke über den Indus schlug, nach Arrianus (IV, 22) *Πευκαλαῶτις*, nach Strabon *Πευκολαῆτις*, nach Plinius (VI, 17) Peucolaitis, und die Stadt in der Nachbarschaft des Indus, wo dieses geschah, nach Arrianus (Ind. c. 1) *Πευκέλα*, und ebenso nach Strabon hieß, und man unter dieser Stadt das heutige Pehkely versteht, so schließt man, daß diese Gegend auch *Gandaritis* und die Bewohner *Gandarae* (s. d. Art.) geheißen haben, und der Name Gandaritis wol mehr ein Appellativ gewesen sei, und ebenso viel bedeute, als heutzutage in Indien der Name Duab, ein Strich

1) *Hoffmanns*, Lex. Univ. p. 363. 2) Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 5. Th. S. 6.

Landes zwischen zwei Flüssen eingeschlossen, Mesopotamia der Griechen; denn auch die Besitzungen des entfernteren Porus, zwischen dem Akesines und Hydraotes, werden von dem nämlichen Strabon *Gandaritis* genannt [1]).

2) *Gandaritis*, die von Strabon zuletzt (Buch XVII, 2. §. 28) genannt wird, wird von ihm in folgender Verbindung aufgeführt: Einige Schriftsteller versetzen Kathea, das Land des Sopithes, eines der andern indischen Monarchen, gleichfalls zwischen diese Flüsse (nämlich den Hydaspes [den heutigen Behat] und den Akesines [Tschenab]); Andere aber versetzen es jenseit des Akesines und des Hyrotis (vermuthlich des jetzigen Irawutty), und lassen es mit dem Gebiete des andern Porus grenzen, der ein Anverwandter des von Alexander Überwundenen war. *Καλοῦσι δὲ Γανδαρίδα τὴν ὑπὸ τούτῳ χώραν*, sie nennen aber Gandaris das Land unter diesem (nämlich dem andern Porus). Das Land des ersteren Porus lag zwischen dem Hydaspes und dem Akesines. Zu Obigem findet man bemerkt, daß beide Nachrichten sich vereinen lassen, wenn man annehmen wolle, daß die Kathäer aus den nordwärts über dem Paropamisus gelegenen skythischen Provinzen nachgekommen und sich zwischen dem Hydaspes und Akesines niedergelassen haben; in späteren Zeiten, und von diesen haben die Reisenden, welche sie mit den Gandariden, oder richtiger Gangariden, grenzen ließen, seien sie über den Ganges gegangen, bis sie zuletzt China erobert haben [2]); doch ist es nicht nöthig, die Gandariden als eine und dieselbe Völkerschaft mit den Gangariden anzunehmen; s. die Art. Gandaridae und Gangaridae.

(***Ferdinand Wachler.***)

GANDERKESEE, GANDERKESA, 26° 12′ 46″ Länge, 53° 2′ Breite, Dorf oder Flecken in der Voigtei Delmenhorst, der Grafschaft Delmenhorst, nach jetziger Eintheilung im Kreise Delmenhorst des Großherzogthums Oldenburg. Der Ort liegt westsüdwestlich von Delmenhorst, etwas links von der nach Oldenburg führenden Chaussée, an der Welse, hat 80 Häuser und über 600 Einwohner. Das zugehörige Kirchspiel hat 930 Häuser und 5500 Einwohner. Ganderkesee enthält die Hauptschule des Kirchspiels, sowie die Pfarrei. Außer den Ackerleuten sind hier auch verschiedene Handwerker und andere Gewerbsleute. Die hiesige, ziemlich schöne und große, von Backsteinen erbaute Kirche soll nach Einigen schon 1050, nach Andern erst 1352 gegründet und der heiligen Anna geweiht sein. Im J. 1679 deckte eine französische Streifpartie den Kirchthum ab und nahm das Kupfer nebst den Glocken mit sich fort. (***Daniel.***)

GANDERSHEIM. 1) Amt, grenzte gegen Osten an die Ämter Bilderlah und Seesen, gegen Westen an die Leine und das Amt Greene, gegen Süden an das Amt Westerhof, gegen Norden an das Amt Wintzenburg und das Fürstenthum Braunschweig-Wolfenbüttel. Außer der Stadt Gandersheim enthält es 21 Dörfer, welche um die Stadt herumliegen, Alt-Gandersheim, Neuendorf, Rittigerode, Dankelsheim, Gehrenrode, Greimsheim, Heckenbeck rc. „Bei und vor diesen Dörfern ist ziemlicher Ackerbau, trägt allerhand Kornfrüchte, an Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Bohnen, Erbsen, Wicken und Linsen, hat keine großen Wasserströme, sondern nur Bäche, der vornehmste ist die Gande." Dies Flüßchen entspringt im Nordosten von Gandersheim und ergießt sich unterhalb derselben Stadt in die Leine. 2) Früheres Kreisgericht im Harzdistricte des Herzogthums Braunschweig, 2½ □Meil., 1300 Häuser, 8800 Einwohner, jetzt eigner Bezirk, 13,04 □Meil. mit (Ende 1846) 42,556 Einwohnern. 3) Stadt, liegt in einem überall mit Anhöhen umschlossenen Thale, zwei Meilen von Eimbeck und sieben von Braunschweig, und wurde sonst von der Gande durchflossen, welche zeitweiser Verheerungen halber im Anfange des 16. Jahrh. auf der Nordseite um die Stadt geleitet ist. Gandersheim ist ummauert, hat zwei Vorstädte, die Marienstadt und die Neustadt, vier Thore, zwei öffentliche Plätze, zwei Kirchen, 400 Häuser und 1900 Einwohner. Das Schloß fing 1530 Herzog Heinrich der Jüngere zu bauen an; Herzog Julius war der Vollender. Merian schildert es als „von lauter Steinen gebaut und mit blauen Schiefersteinen gedecket, auch sonst zu einer fürstlichen Hofhaltung recht aptirt." Im 30jährigen Kriege litt es wie die ganze Stadt, wurde aber hernach hergestellt. Gandersheim ist jetzt der Sitz einer Kreisdirection, einer Kreiscasse, einer Salzniederlage, einer Postverwaltung, einer Generalsuperintendentur und Stadtinspection, einer Försterei für die Forstreviere Gandersheim I. II. von 10,070 Waldmorgen, einer Stadtverwaltung mit Stadtverordneten und eines Aichamtes. Zu erwähnen ist auch ein Frauenhospital zum heiligen Geist (von Papst Innocenz III. 1210 bestätigt) und eine Bürgerschule. Im 16. Jahrh. hatte Gandersheim ein Pädagogium [1]). Aber Herzog Julius transferirte es 1579 nach Helmstedt „wegen des sumpfigen Ortes und daß die Wasser sich zum öfteren ergießen und von den herumbliegenden Bergen in das Thal auf die Stadt stürzen." Später wurde es zur Universität umgestaltet. Die Bewohner nähren sich von Gartenbau, Handwerken, Brauerei, Eisen- und Stahlfabriken. Die Stadt hat vier Jahrmärkte. Vor dem Görgenthore den Dechanteimeierhof. Die Stadt hat ihren Ursprung dem Stift zu danken, unter dessen Botmäßigkeit sie bis ins 14. Jahrh. stand. Unter der Äbtissin Mathilde II. 1304—1316 kam sie unter die Herzoge von Braunschweig. Diese haben öfter Landtage in ihren Mauern abgehalten, z. B. 2. Nov. 1585, 25. Aug. 1586, 25. Mai 1600. 4) Stift. Die Gegend, in der Gandersheim liegt, hieß vor Alters der Gandesemigau und war meist mit dichtem Wald bedeckt. Sie gehörte in der Mitte des 9. Jahrh. dem Herzog Ludolf von Sachsen. Seiner frommen Gemahlin Oda erschien Johannes der Täufer im Traume und foderte sie auf, ein Kloster zu gründen. Der zu Rath gezogene Bi-

1) Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 5. Th. S. 39. 40. 2) Penzel, Des Strabon Allgem. Erdbeschreibung. 4. Bd. S. 2030, vergl. 2028.

1) Herzog Julius gab 6000, die Stände 9000 Goldgulden zur Anlage der Schule, welche am 19. März 1571 im Beisein der Prinzen Heinrich Julius und Philipp Sigismund feierlichst inaugurirt ward, auch bald sehr frequent wurde. Hermann Hamelmann, Adam Byssander, Esaias Preißer waren namhafte Lehrer der Anstalt.

schof Alfred von Hildesheim brachte den Entschluß des hohen Paares zur Reife und so entstand seit 848 an jener Stelle, wo schon Herzog Bruno dem heiligen Bonifacius eine Kapelle errichtet, das dem Protomartyr Stephanus geweihte Kloster Brunshausen. Ludolf und Oda reisten darauf 853 nach Rom und erhielten vom Papste Sergius für ihre Stiftung die Leiber der heiligen Bekenner Anastasius und Innocentius zum Geschenk. Sie wurden von nun an die ersten Patrone des Stiftes, seine erste Äbtissin aber Hathumoda, Ludolf's Tochter. Bald wuchs die Schar der Klosterfrauen und die Räumlichkeiten erschienen zu beschränkt. Da nun der Herzog daran dachte, an einem andern gelegenen Orte ein größeres Kloster zu bauen, erschienen in der Nacht vor Allerheiligen Hirten, die an der Gande ihre Hürden hatten, viele Lichter, welche den ganzen Wald hell machten. Sie erzählten voll Furcht ihrem Herrn von der Erscheinung; in dessen Beisein wiederholte sich dieselbe in der folgenden Nacht. Nun wurde Ludolf benachrichtigt und auch ihm und seinem Hofstaate entzog sich in der dritten Nacht das Wunder nicht. Nun begann seit 856 an der vom Himmel bezeichneten Stelle der Bau des neuen Klosters und als es an Steinen gebrach, deutete auf das Flehen der Hathumoda ein neues Mirakel den nahen Steinbruch an. Doch starben Ludolf, Hathumoda sammt ihrer Schwester und Nachfolgerin Gerberg während des Baues dahin; erst 881 ward derselbe vollendet [2]). Nun zogen die Schwestern, geführt von der dritten Tochter Ludolf's, Christina, aus dem alten Kloster Brunshausen aus und in feierlicher Procession in das neue ein, das nun den Namen Gandersheim erhielt. Mitgeführt wurden unter vielen Reliquien die Leiber der Heiligen Anastasius und Innocentius, auch die Leichen Ludolf's und der ersten Äbtissinnen. Am Feste Aller Heiligen weihete Bischof Wigbert von Hildesheim die Stiftskirche ein, zu Ehren Johannes des Täufers und der beiden öfter genannten Heiligen. Bald gelangte das Stift, und nicht mit Unrecht, zu großem Ansehen. Unter den Kanonissinnen, deren nur 24 waren (darunter eine Commendataria, eine Präpositissa, eine Decana, eine Cantrix oder Scholastika) herrschte ein ebenso frommer als wissenschaftlicher Geist, „sodaß dieselbe neben dem Singen und Beten, das sie verrichtet, in Gottesfurcht und löblichen Tugenden, auch im Studiren, insonderheit der lateinischen Sprache, dergestalt informiret und geübet worden, daß dieses Stift Gandersheim nicht allein für ein lobwürdig Bet- und Gotteshaus, sondern auch gleichsam als eine hohe Schule für Kaiserliche, Königliche Fräulein und andere Herren Kinder geachtet und gehalten worden [3]).“ Um so begreiflicher sind die Gunstbezeigungen, die der neuen Stiftung von vielen Seiten her zu Theil wurden. Papst Sergius hatte das Stift mit glänzenden Privilegien begabt. Mit allen zugehörigen Stiftspersonen und Gütern sollte es von aller weltlichen und geistlichen Jurisdiction eremt, Niemand anderem als dem Papste unterworfen sein. Kein anderer Bischof durfte ohne päpstliche Bewilligung kirchliche Censuren verhängen. Die Weihe und Confirmation kann nach Belieben der Äbtissin von jedem Bischof erbeten werden. Für das Alles sollte das Stift jährlich zwei weiße Stolen und 30 Goldgulden nach Rom liefern. Agapet II. und Johann XIII. bestätigten diese Privilegien und das Stift wußte sie gegen oft erneute Ansprüche der hildesheimer Bischöfe zu behaupten. Besonders heftig entbrannte der Streit unter der Äbtissin Mathilde 1195—1223. Der Legat Innocenz III., Bischof Guido, entschied aber zu Gunsten des Stifts, bestätigte die Decrete früherer Päpste und confirmirte die Äbtissin selbst. Während so Gandersheim in spiritualibus seine Unabhängigkeit behauptete, wuchsen auch seine Temporalia immer mehr. König Ludwig der Jüngere ertheilte am 26. Jan. 827 dem Stifte nicht blos das Privilegium völlig freier Wahl, sondern schenkte ihm bald darauf seine Einkünfte in Tennstedt und Ehrich. Auch sein Bruder Arnulf, Heinrich I. [4]) und seine Gemahlin Mathilde, Otto I., Otto II. (dessen Tochter Sophia selbst in das Stift trat) [5]), Otto III., unter dessen Regierung das Stift 991 das Münzrecht erhielt, Friedrich II., der 1224 auf das Jus exuviarum verzichtete, und viele andere Regenten erscheinen unter den Wohlthätern von Gandersheim. Noch in spätern Zeiten erscheinen unter den Lehnträgern der König von Preußen wegen der Herrschaft Derenburg, der Kurfürst von Hanover wegen Elbingerode, der Herzog von Braunschweig [6]) und 30 adelige Familien.

In Bezug auf die innere Verfassung des Stiftes ging im ersten Viertel des 15. Jahrh. eine wichtige Veränderung vor. Papst Martin V. bestätigte 1417 die Einsetzung von zwölf Kanonikaten, welche wechselsweise mit den Kanonissinnen, jeder Theil auf einem besondern Chore die kanonischen Stunden singen sollten. Eine beiweitem folgenschwerere Veränderung erfuhr freilich Gandersheim durch die Folgen der Reformation, welche erst dann dem Stifte fühlbar werden konnten, als das Schutzfürstenhaus Braunschweig selbst Lutherisch geworden war. Im J. 1568 den 2. Nov. verbot Herzog Julius dem Stifte, weiterhin die Suffragia de Sanctis zu singen und setzte einen Lutherischen Superintendenten, Hermann Hamelmann, ein, der in der Stiftskirche predigen sollte. Die damalige Äbtissin, Magdalena von Clumen, 1547—1577, blieb trotz dem mit ihrem Capitel eifrig katholisch und hielt ihren Gottesdienst auf dem hohen Chor. Endlich kamen jedoch am 15. Aug. 1571 und 18. Juli 1572 Verträge zu Stande, mit Vorbehalt kaiserlicher Ratifica-

2) Das alte Stiftsgebäude wurde 973 von den Flammen verzehrt. Andere große Brände fallen unter die Äbtissin Fredegunde 1053—1104 und in das Jahr 1160. Die Stadt brannte am 22. Nov. 1580 halb ab. 3) An Hruodswintha brauchen wir kaum zu erinnern.

4) Seine Schwester Lutgardis war selbst Äbtissin. Sie erlangte von Rom her neue Reliquien, wie das Rohr, mit dem Christus geschlagen, vom Blute Christi u. s. w. 5) Im 17. Jahrh. zeigte man noch in der Münchhausen'schen Bibliothek zu Oldendorf eine zum Theil mit Goldbuchstaben geschriebene Pergamenthandschrift der Bibel, welche diese Sophia (Äbtissin von 1002—1038) angefertigt haben sollte. 6) Schon 1232 gab die Äbtissin Bertha Herzog Otto dem Kinde gandersheimische Besitzungen zu Lehen, dagegen sich der Herzog verpflichtete, dem Stifte und seinen Äbtissinnen treu und hold zu sein.

tion [7]). Kaiser Maximilian II. wollte indessen diese Vergleiche nicht bestätigen, ertheilte dem Stifte ein Protectorium, ernannte den 25. Aug. 1576 den Kurfürsten Salentin von Cöln zum Protector, den Bischof Ernst von Hildesheim zum Subprotector, und erließ an den Herzog geschärfte Befehle, das Stift nicht weiter zu beunruhigen. Unter diesen Umständen starb am 30. Jan. 1576 die Äbtissin Magdalena und die Capitularen wählten die Coadjutorin Margaretha von Warberg zur Äbtissin. Bald aber stellten sich braunschweigische Commissarien ein, welche verlangten, das Stift solle die Prinzessin Elisabeth, des Herzogs Julius Tochter, annehmen. Obgleich die Rechtsbegründung dieser Ansprüche völlig haltlos war, so setzte doch der Herzog seine Tochter mit Gewalt in den Besitz. Die entflohene Margaretha wurde aber beim Kaiser klagbar und 1578 erfolgte eine richterliche Entscheidung gegen Elisabeth. Diese blieb aber noch vier Jahre, dankte dann ab, und es dauerte wieder bis 1588, ehe Margaretha vom Herzoge selbst inthronisirt wurde. Sie starb schon den 10. April 1589: die Dekanissin Anna Erica von Waldeck ward ihre Nachfolgerin und die erste Lutherische Äbtissin. Sie schloß nun mit dem Herzog Heinrich Julius den 20. Aug. 1593 den Hauptvertrag, auf welchem die ganze Verfassung des Stiftes und sein Verhältniß zum Hause Braunschweig bis 1802 beruht hat. Das Kaiserliche Gefürstete Frei Weltliche Stift S. Anastasii und Innocentii zu Gandersheim gehörte also hernach unter die wenigen evangelisch-geistlichen Reichsstände. Es bestand aus einer Äbtissin, einer Dechantin und eilf Kanonissinnen, die 16 Ahnen zählen mußten [8]). Sie trugen keine besondere Kleidung, sondern ein goldenes schwarz emaillirtes Ordenskreuz, auf welchem die Leidenswerkzeuge, oben ein Knopf mit Diamanten und ein weiß emaillirter Todtenkopf zu sehen waren. Es wurde an einem breiten, blaßblauen gewässerten schwarzgerandeten Bande, welches von der rechten Schulter bis unter den Gürtel zur linken Seite hing, getragen. Die Zahl der Kanonici, bei denen der Adel nicht nothwendige Bedingung, wurde durch die Bestimmungen von 1665 und 1711 auf acht verringert, worunter vier residirende. Sie hatten keinen Dekan, sondern der Senior war Primarius, oder, wie er auch genannt wird, Bursarius, und hatte bei Streitigkeiten potestatem concordandi. Die Herzoge von Braunschweig waren Schutz- und Schirmherren des Stifts, die Äbtissin hatte aber Sitz und Stimme auf dem Reichstage und zwar auf der rheinischen Prälatenbank. Das Stift hatte vier Erzämter, einen Erbdrosten, Erbschenken, Erbmarschall, Erbkämmerer. Ein Reichsschluß von 1188 bezieht sich auf die Erbämter des Stiftes.

Zu seinen Besitzungen gehörten die nahe gelegenen Klöster Brunhausen und Clus, das seit 1701 eingezogene und zu den Tafelgütern der Äbtissin geschlagene Gericht Bornumhausen und einzelne Güter im Trierschen. Alles zusammen gab zuletzt etwa 20,000 Thaler Revenuen.

7) Karl V. hatte sich 1530 noch für den obersten Advocaten des Stifts erklärt. 8) Im 17. Jahrh. war die Zahl auf vier gesunken.

Durch den Reichsdeputationsreceß fiel Gandersheim als freies Besitzthum an den bisherigen Schutzherrn, den Herzog von Braunschweig. Die zeitige Äbtissin, eine braunschweigische Prinzessin, blieb jedoch im lebenslänglichen Nießbrauch.

Hroswitha, De Fundatione Gandersheimensis Coenobii apud *Leibnitz*. Rer. Germ. II. p. 322. *Bodo*, Syntagma Gandersheim. apud *Meibom*. Rer. Germ. II. p. 491. *Leuckfeld*, Antiquitates Gandersheimenses. (Wolfenbüttel 1709. 4.) *Harenberg*, Historia Ecclesiae Gandersheimensis Diplomatica. (Hanov. 1734. Fol.) (*Daniel*.)

GANDESEMIGAWI (mittlere Geographie), ein kleiner Gau, welcher nicht viel mehr als die gandersheimer Mark umfaßt zu haben scheint [1]). Die gandersheimer Mark führt Herzog Ludolf von Sachsen, der Stifter des gandersheimer Klosters, in der Urkunde über diese Stiftung mit den Worten auf: quidquid in Gandershemiamarcu [2]) et in Runderiamarcu habui, und in der Urkunde vom J. 853 [3]): Gandersemiamarcu, Alangemarcu et Raderingemarcu et Dengdiamarcu et Lachtiandorpmarcu. Im J. 1021 machte der Gandesiemigawi nach einer Urkunde des Kaisers Heinrich's II. [4]) nebst den Gauen Geringawi, Friethenigawi, Flemtigawi, Aranagawi, Wenzigali und Erigawi eine Grafschaft aus. Wenn der Pagus Flenchi (s. d.), in welchem nach Langemar [5]) das gandersheimer Territorium lag, eins mit dem Flemtigawi der Urkunde vom J. 1021 ist, so hatte er eine weitere und eine engere Bedeutung, und umfaßte in weiterer Bedeutung zugleich den Gandesimigawi. Sind hingegen der Flenchi- und der Flemtigawi von einander verschieden, so ist Gandesimigawi ein zweiter Name für den Flenchi-gawi. Da keine Namen von Orten, welche im Gandesimgawi lagen, bekannt sind, so läßt sich über seine Ausdehnung nichts Bestimmtes sagen, und nur aus seinem Namen soviel abnehmen, daß in ihm Gandersheim lag. (*Ferdinand Wachter*.)

GANDIA, 16° 42′ Länge, 39° 2′ Breite, Ciudade in der Provinz S. Felipe im Königreich Valencia, unweit der Mündung des Flusses Alcoy, an der Straße von Denia nach Valencia. Die Stadt hat 1000 Häuser, gegen 7000 Einwohner, eine Pfarrkirche und früher vier Klöster und eine 1549 gegründete Universität. In der Nähe sind Zuckerplantagen, es wird Wein-, Flachs- und Hanfbau betrieben; außerdem beschäftigen sich die Bewohner mit Lein- und Seidenweberei. König Martin von Aragon, gest. 1410, erhob Gandia zu einem Herzogthum. Im J. 1485 setzte Ferdinand der Katholische die Familie Borgia in Besitz. (*Daniel*.)

GANDICOTTA, Stadt und Fort auf der vorderindischen Halbinsel am Südende der zur Präsidentschaft Madras gehörigen Provinz Karnatik in dem Winkel, welchen die beiden Quellen des Flüßchens Palaru oder Palar bilden, in dem Districte Cuddapah. (*H. E. Hoessler*.)

1) Bei *Leuckfeld*, Antiq. Gandersh. p. 28. 2) Teutsche Beugung von marka. 3) Bei demselben S. 24. 4) Bei demselben S. 116. 5) Vita S. Bernwardi Cap. 13 ap. *Leibnitz*, Brunsv. Rer. Scriptt. T. I. p. 446.

GANDINI, Antonio, der Vater, und Bernardino, der Sohn, waren Maler zu Brescia. Antonio erlernte seine Kunst bei Paolo Veronese, arbeitete im Dome, und starb 1630. Bernardino starb 1651. (*H. Weber.*)

GANDINI (Carlo), von Verona, Arzt zu Genua in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., erfreute sich bei seinen Zeitgenossen eines gewissen Ansehens wegen seiner schriftstellerischen Thätigkeit, welche sich theils auf die Arzneiwissenschaft im Allgemeinen, theils auf physiologische Gegenstände bezog. Gandini theilt wenigstens mit Andern das Verdienst, die Einimpfung der Menschenpocken empfohlen zu haben, wodurch der spätern Jenner'schen Kuhpockenimpfung der Weg gebahnt worden ist. Seine Schriften sind: Disamina delle cagioni, che hanno ritardato e ritardano il progresso della medicina. (Genova 1758.) Orazione eccitoria all' introduzione dell' innesto de vajuolo del Dott. *P. Fr. Pizzorno* etc. con l'aggiunta de' motivi che devono obbligare li medici ad abbracciare la pratica di esso. (Lucca 1759.) Saggio di lettere apologetiche critiche concernente l'arte raggionevola di medicina (Lucca 1759. 4.) Lettera sull' inoculazione del vajuolo. 1766. Osservazioni, riflessioni, nuove scoperte sul vero principio e sulle leggi piu simplici di movimenti animali. (Genova 1769. 4.) (Alle Bewegungen stehen unter dem Einflusse des Gehirns und der Nerven.) Gli elementi dell' arte sfigmica ossia la dottrina del polso ricavata dall' antica e moderna storia della medicina Chinese ed Europea, indi combinata e ridotta a regole non meno sicure che facili. (Genova 1769.) (*F. W. Theile.*)

GANDINI (Giorgio), genannt del Grano, zu Parma geboren, wird von Orlandi unter die Schüler Correggio's gezählt. Seine Blüthe fällt in die Jahre 1520—1540. Für den Hauptaltar der St. Michaelskirche in Parma fertigte er ein Gemälde, über welches sich Lanzi sehr lobend ausspricht. In der Peterskirche daselbst befindet sich von seiner Hand eine Madonna mit Johannes dem Täufer und dem heiligen Christoph. Im Dome zu Mailand ist ebenfalls ein Bild dieses Künstlers, die Maria vorstellend, auf ihrem Schoße das Christuskind, welches die Seelen wiegt, die ihm Engel darreichen. Alle diese Arbeiten tragen den Charakter der Schule in Zeichnung und Färbung, ja, hin und wieder, haben Kenner in ihnen sogar die nachbessernde Hand des Meisters erkennen wollen. (*H. Weber.*)

GANDOGER DE FOIGNY (Pierre Louis), Arzt, geb. zu Lyon am 6. Aug. 1732. Als Knabe zeichnete er sich durch seine mathematischen Kenntnisse aus, und er wollte auch Anfangs Ingenieur werden; doch wandte er sich dann mit Eifer dem Studium der Medicin in Paris zu. Nach Vollendung seiner Studien würde er als Arzt nach Canada gegangen sein, wenn nicht die Wegnahme dieses Landes durch die Engländer diesem Plane hemmend entgegengetreten wäre. So verweilte er denn in Paris, wo er seinen Namen durch den Eifer, womit er die Inoculation der Menschenpocken vertheidigte, in Ruf zu bringen wußte. Der Kanzler des polnischen Königs Stanislaus verschaffte ihm daher schnell die Ernennung zum Professor der Anatomie und Botanik in Nancy und zum Leibarzte des Polenkönigs. In Nancy beschäftigte ihn neben der Heilkunde auch die Landwirthschaft; denn zu Versuchen im Gebiete der Landwirthschaft stand ihm ein Landgut des genannten Kanzlers zu Gebote. Leider tödtete ihn eine abzehrende Krankheit schon am 5. Aug. 1770 zu Malzeville. In der Literatur hat sich Gandoger durch seinen Traité pratique de l'inoculation. (Nancy 1768.) 500 p. (Ib. 1786.) einen Namen gemacht, ein recht verdienstliches Werk, worin er die Geschichte der Inoculation im Orient und in Europa vollständig mittheilt. Gandoger war Mitglied der Akademie von Nancy; deshalb wurde von François (de Neufchâteau) ein Eloge historique de Gandoger (Nancy 1770.) 44 p. verfaßt. (*F. W. Theile.*)

Gandola *Rumph.*, s. Basella.

GANDOLFI (Bartolomeo), Prof. der Physik in Rom, wurde am 24. Febr. 1753 in der Nähe von Oneglia geboren. Nachdem er sich in Ancona und in Rom in den Wissenschaften ausgebildet hatte, bekleidete er die Professur der Grammatik in Pola, die Professur der schönen Wissenschaften in Nocera und seit 1779 die Professur der philosophischen Wissenschaften in Ravenna. Im J. 1784 kam er als Professor der Philosophie und Mathematik nach Rom, wo er bis zu seinem am 10. Mai 1824 erfolgenden Tode blieb. Gandolfi gebührt das Verdienst, den großen Entdeckungen von Priestley, Bergmann, Lavoisier in der Physik und Chemie in Rom Eingang verschafft und für die wissenschaftlichen Institute des Kirchenstaats gute Physiker herangebildet zu haben. In seiner literarischen Thätigkeit verfolgte er meistens praktische Tendenzen. Außer einer Abhandlung über die Construction einer recht wirksamen Elektrisirmaschine verfaßte er: Memoria sulla cagione del terremoto. (Roma 1787.) Lettera al Signor Principe Doria sulla falsa Ardesia. 1789. Trattato sopra gl' olivi. 1793. Memoria sulla maniera di costruire cammini. 1807. Sulle acque termali del bagno di Canino. 1810. (*F. W. Theile.*)

GANDOLFI (Gaetano), Prof. der vergleichenden Anatomie und der Veterinäranatomie in Bologna, war daselbst im J. 1778 geboren. Sein Vater war Thierarzt in dieser Stadt, und er widmete sich dem Berufe seines Vaters. Neben der Thierheilkunde beschäftigte ihn aber auch das Studium der vergleichenden Anatomie, und er erhielt den Lehrstuhl dieser Wissenschaft, welcher während der französischen Occupation in Bologna gegründet wurde. Zwar hob Pius VII. im J. 1814 diesen Lehrstuhl, wodurch er den Materialismus gefördert glaubte, auf; er stellte ihn aber bald darauf wieder her, und Gandolfi bekleidete die Professur bis zu seinem am 5. Jan. 1819 erfolgten Tode. Gandolfi erwarb sich besondere Verdienste bei den Epizootien, welche zu Anfang des 18. Jahrh. in Folge der Kriege in den italienischen Provinzen herrschten, und einige Abhandlungen über Epizootien hat er in den bologneser Verhandlungen und in einigen italienischen Zeitschriften niedergelegt. (*F. W. Theile.*)

GANDOLFI (Gaetano und Ubaldo), zwei Brüder, welche zu den geachtetsten Künstlern ihrer Zeit gehören. Beide wurden zu St. Matteo della Decima im Bolognesischen geboren, der Ältere, Ubaldo, im J. 1728; der jüngere, Gaetano, am 30. Aug. 1734. Ubaldo hatte außer Torelli's auch Lelli's Unterricht genossen, und da dieser Letztere im Gegensatze zu der ganzen Richtung der damaligen Zeit sich mit Ernst den anatomischen Studien zugewandt hatte, so blieb die gute Wirkung auf den Schüler nicht aus. Gaetano wurde von seinem ältern Bruder in den Anfangsgründen der Kunst unterrichtet, und beide strebten nun gemeinschaftlich, unbekümmert um die Neuerungen und den Geschmack ihrer Zeit, zu der edlen Einfachheit und Wahrheit, welche die Werke der großen Meister auszeichnet, zurückzukehren. Namentlich war es der Styl der Carracci, welchem sie nachstrebten. Lanzi spricht mit großem Lobe von seinen Zeitgenossen, namentlich vom Gaetano, tadelt aber in beider Arbeiten das mangelhafte Colorit. Beide führten viele Arbeiten in Öl und Fresco aus, Gaetano lieferte außerdem auch noch einige Kupferstiche. Ubaldo starb 1781, Gaetano am 30. Aug. 1802 zu Bologna. (*H. Weber.*)

GANDOLFI (Mauro), wurde im J. 1771 zu Bologna geboren, und empfing seine künstlerische Ausbildung, unter Longhi's Leitung, in der Akademie der Brera zu Mailand. Hier bildete er sich zu einem vorzüglichen Kupferstecher aus, der unter den Meistern unseres Jahrhunderts einen der ersten Plätze einnimmt. In Behandlung des Grabstichels hat er eine außerordentliche Leichtigkeit und Gewandtheit erlangt, die ihn aber leider verleitete, in seinen Arbeiten häufig die malerische Wirkung dem Glanze zu opfern; und fast möchte es scheinen, daß er sich Goltzius zum Muster genommen, und daß er bisweilen gestrebt habe, selbst diesen Künstler noch an Kühnheit in Lage und Schwung der Taillen zu überbieten. Geben hiernach seine Arbeiten Zeugniß von einer außerordentlichen technischen Fertigkeit, so ist es doppelt zu beklagen, daß er nicht gleicher Maßen in den Geist und Charakter der Vorbilder, welche sein Grabstichel wiedergeben sollte, einzudringen vermochte. Seine „heilige Familie" nach Correggio's berühmtem Bilde, „der Tag" genannt, seine „Madonna nach Guido Reni," seine „Benedicite" nach Le Brun, sind genau auf dieselbe Weise und mit Anwendung derselben Mittel gestochen, und doch welcher unendliche Unterschied in dem Charakter dieser verschiedenen Meister! Die einzige Arbeit, in welcher, unserer Meinung nach, die angewendeten Mittel in vollständiger Harmonie zu dem darzustellenden Gegenstande stehen, scheint uns ein schlafender Amor nach des Stechers eigner Zeichnung zu sein.

Die Zahl seiner Arbeiten, unter welchen man gemeiniglich dem Stiche nach Correggio's heiliger Familie, bekannt unter dem Namen „der Tag" die erste Stelle einräumt, ist ziemlich beträchtlich.

Gandolfi starb am 5. Jan. 1834 zu Bologna und hinterließ einen Sohn, Domenico, welcher sich der Bildhauerkunst widmete. (*H. Weber.*)

Gandsulium *Rumph.*, s. Hedychium.

GANG heißt in der Geognosie und Bergbaukunde jede plattenförmig im Gebirgsgestein abgesonderte Gesteinsmasse. In dieser weitesten Bedeutung umfaßt der Ausdruck Gang zugleich die von dem Bergmanne und Geognosten als besondere Lager, als Stockwerke, Flötze u. s. w., unterschiedenen Vorkommnisse von Gesteinen und Erzen, und es läßt sich der Begriff Gang im engern Sinne, auf welchen sich die folgende Darstellung bezieht, bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft nicht in einer kurzen Definition feststellen. Einige fügen zur näheren Bestimmung jener allgemeinen Erklärung hinzu, daß die Gänge sich substantiell von dem Gebirgsgestein, in welchem sie vorkommen, unterscheiden sollen, allein gegen diesen Zusatz spricht das keineswegs seltene Vorkommen von Gängen desselben Gesteins als dessen der Gebirgsmasse, in welchem sie aufsetzen. Es gibt z. B. Gänge von Granit im Granit, Basaltgänge im Basalt u. s. f. Andere unterscheiden die Gänge von den Lagern und Flötzen dadurch, daß sie die Gänge unter irgend einem Winkel die Schichten des Gebirgsgesteins durchschneiden lassen. Indessen auch diese Definition ist sehr ungenügend, da sie das Vorkommen von wirklichen, den Gebirgsschichten parallelen Gängen ausschließt und für die in krystallinischen oder ungeschichteten Gebirgsmassen aufsetzenden Gänge gar keine Geltung hat. Noch Andere glauben den Begriff Gang durch den Zusatz: mit Merkmalen einer secundären Entstehung, d. h. einer spätern Bildung als der der umschließenden Gebirgsmasse, von Lagern und Flötzen zu unterscheiden. Allein abgesehen davon, daß in vielen Fällen die secundäre Entstehung eines Ganges schwer nachzuweisen ist, und oft völlig zweifelhaft bleibt, ist doch auch die gleichzeitige Entstehung einzelner Gänge, mit der sie umschließenden Gebirgsmasse bereits als unzweifelhaft erwiesen. Nicht blos die Zeit der Entstehung der Gänge ist verschieden, sondern auch die Art der Entstehung, daher rein genetische Erklärungen von Gang, als: Ausfüllung von Gebirgsspalten und dergl., nicht minder ungenügend sind als die eben angegebenen. Das Wort Gang ist bereits seit den frühesten Zeiten in der Bergmannssprache im Gebrauch, und die Wahl desselben hat in der eigenthümlichen Anschauungsweise des Bergmannes ihren Grund. Das Erz geht oder nimmt seinen Gang durch das Gebirge hin. Weniger wahrscheinlich ist die von Charpentier gegebene Deutung, daß das aderartige Vorkommen des Erzes im Gebirge die Richtung oder den Gang des Grubenbaues bestimmt habe, daß der Bergmann der Erzader nachgegangen sei. Die Gänge sind für die Geologie im Allgemeinen und für den Bergbau im Besondern von der größten Wichtigkeit und haben deshalb auch von jeher die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Von den zahlreichen Abhandlungen und Schriften, welche über die Gänge erschienen sind und die besondere Abtheilung der Gangliteratur in der geognostisch-bergmännischen Literatur bilden, heben wir folgende als die wichtigsten und deshalb auch in unserer Darstellung am meisten berücksichtigten, besonders hervor: 1) A. G. Werner, Neue Theorie von der Entstehung der Gänge mit Anwendung auf den Bergbau, besonders im Freibergischen. (Freiberg 1791.) —

2) J. F. v. Charpentier, Beobachtungen über die Lagerstätte der Erze hauptsächlich aus dem sächsischen Gebirge. (Leipzig 1799.) — 3) Schmidt, Beiträge zu der Lehre von den Gängen. (Siegen 1827.) — 4) Derselbe, Theorie der Verschiebungen älterer Gänge. (Frankfurt 1810.) — 5) Zimmermann, die Wiederausrichtung verworfener Gänge, Lager und Flötze. (Darmstadt 1828.) — 6) C. v. Weißenbach, Abbildungen merkwürdiger Gangverhältnisse aus dem Erzgebirge. (Leipzig 1836.) — 7) F. Fournet, Vereinfachung der Lehre von den Gängen. Übersetzt und mit Bemerkungen versehen von H. Müller. (Freiberg 1846.) — 8) Derselbe, die Erzgänge und ihre Beziehungen zu den Eruptivgesteinen nachgewiesen im Departement des Aveyron. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen von B. Cotta. (Dresden 1846.) — 9) W. Fuchs, Beiträge zur Lehre von den Erzlagerstätten mit besonderer Berücksichtigung der vorzüglichsten Bergreviere der österreichischen Monarchie. (Wien 1846.) — 10) Freiesleben, die sächsischen Erzgänge, im 1—3. Extrahefte zum Magazin für die Oryctographie von Sachsen. (Freiberg 1843.) — 11) K. A. Kühn, Handbuch der Geognosie. 2 Thle. (Freiberg 1836.) — 12) Gangstudien oder Beiträge zur Kenntniß der Erzgänge, herausgegeben von B. Cotta. (Freiberg 1846 fg.)

Wir theilen unsere Darstellung der Ganglehre in drei Theile, von denen der erste die Beschreibung der Gänge, der andere die Eintheilung derselben, und der dritte die Theorie von deren Entstehung enthält.

a) Beschreibung der Gänge.

Das Gestein, welches den Gang im Gebirge bildet, heißt die Gangmasse oder das Ganggestein zum Unterschiede von der Gebirgsmasse, welche der Bergmann hier Nebengestein nennt. Das Ganggestein kann aus jedem Gestein bestehen, welches auch als Gebirgsmasse auftritt, also aus Quarz, Kalk, Granit u. s. w. Tritt nur ein Mineral oder Gestein als Ganggestein auf, so ist dasselbe einfach, auch wenn das Gestein an sich ein zusammengesetztes ist wie Granit. Besteht dagegen das Ganggestein aus mehren Mineralien, als Quarz, Schwerspath, Flußspath u. s. w., so unterscheidet man dieselben als Gangarten, welche die Gangmasse zusammensetzen. Die Grenzfläche des Nebengesteins zum Ganggesteine ist das Saalband des Ganges. Jeder Gang hat ein hangendes Saalband, welches sich über der Gangmasse, und ein liegendes, welches sich unterhalb der Gangmasse befindet. Die Richtung des Ganges im Gebirge heißt sein Streichen, und wird nach der Mittagslinie mittels des bergmännischen Compasses bestimmt. Man glaubte früher das Streichen der Gänge sei der Richtung der Hauptthäler des Gebirges parallel, allein schon die flüchtigste Vergleichung z. B. der freiberger Gänge mit den dasigen Hauptthälern beweist zu Genüge, daß das Streichen der Gänge von der Oberflächenbeschaffenheit der Gebirge völlig unabhängig ist, und liegt auch in der mannichfaltigen Entstehung der Gänge und Thäler gar kein Grund zu einer solchen Annahme. Die zwischen besonderen Stunden des Compasses streichenden Gänge hat der Bergmann mit eigenen Namen belegt. So nennt er die zwischen St. 12 und St. 3 streichenden stehende Gänge, die zwischen St. 3 und St. 6 streichenden Morgengänge, die zwischen St. 6 und St. 9 Spatgänge, endlich die zwischen St. 9 und St. 12 streichenden flache Gänge. Auch werden die grade in St. 3, 6, 9 oder 12 streichenden Gänge als „in den Wechselstunden aufsetzende," die in den höhern Stunden als hochstreichende, die in niedern Stunden als niedrigstreichende Gänge bezeichnet. Die Neigung des Ganges gegen den natürlichen Horizont oder die Richtung, in welcher der Gang das Gebirge nach der Tiefe hin durchschneidet, ist das Fallen des Ganges, welches als Neigungswinkel ebenfalls mittels des Compasses bestimmt wird. Auch hier bedient sich der Bergmann eigenthümlicher Namen für die Gänge mit bestimmtem Fallen, indem er die Gänge mit 0° — 15° Neigung schwebende, die mit 15° — 45° Neigung flachfallende, die mit 45° — 75° Neigung tonnläge und die mit 75° — 90° Neigung fast oder völlig seigere nennt. Völlig senkrechte Gänge, oder Gänge mit seigerem Fallen werden von Einigen, wie v. Charpentier, geleugnet, ihr Vorkommen ist aber außer allem Zweifel. Die Bezeichnungen des Fallens nach der Weltgegend des Horizontes als rechtfallend, widersinnig fallend werden von den Bergleuten verschiedener Gebirge in ganz entgegengesetzter Bedeutung gebraucht. Die Dicke des Ganges, oder seine Ausdehnung zwischen beiden Saalbändern heißt in der bergmännischen Sprache die Mächtigkeit, und die Grenzen in der Längenerstreckung die Enden, und zwar das obere Ende das Ausgehende, die untere in der Tiefe des Gebirges das Tiefste des Ganges. Verschwindet das Ganggestein allmälig, gleichviel in welcher Richtung, so sagt der Bergmann, der Gang keilt sich aus. Beim Auskeilen der Gänge zieht sich in der Regel die Gangspalte noch eine Strecke fort, und ist mit einer lettigen Masse erfüllt. Eine solche Fortsetzung bildet den Besteg des Ganges. Gänge, deren Endschaft nach der Tiefe hin nicht erreicht wird, setzen in die ewige Teufe fort, womit aber keineswegs gesagt werden soll, daß sie etwa bis in den Mittelpunkt der Erde hinabsetzen, sondern überhaupt nur, daß ihre Endschaft in unbekannter Tiefe liegt. Hört das Ganggestein plötzlich auf, etwa an einer Spalte, einem andern Gange oder einer andern Gebirgsart, so ist der Gang abgeschnitten. Dagegen drückt sich der Gang zusammen, wenn seine Mächtigkeit schnell abnimmt, und thut sich auf, wenn die Mächtigkeit wieder zunimmt.

Die Gänge als plattenförmige Gesteinsmassen darzustellen gestattet nur die ganz allgemeine Betrachtungsweise derselben, denn in der Natur betrachtet ist die Form der einzelnen Gänge höchst mannichfaltig. Wir wollen diese Formverhältnisse in ihren verschiedenen Beziehungen etwas näher betrachten. In der einfachsten Form ist der Gang eine dünne, schmale Gesteinsplatte, welche unter irgend einem Winkel gegen den Horizont eine Strecke im Gebirge fortzieht. Tritt ein solcher Gang an die Oberfläche der Gebirgsmasse heran, so läßt er sich durch seinen abweichenden petrographischen Charakter und durch die verschie-

41 *

dene Färbung ausgezeichnet, als schmaler bandförmiger Streifen verfolgen. Die zahlreichen Quarzadern in manchen Graniten und Schiefern, die weißen Kalkspathadern in vielen dunklen Schiefermassen sind häufige Beispiele dieser einfachsten Gangform. Wo dieselben in großer Zahl auf einem beschränkten Raume auftreten, beobachtet man auch sogleich abweichende Formverhältnisse in der Mächtigkeit, im Fallen, im Streichen, im Durchsetzen, Verwerfen u. s. w. ebenso mannichfaltig als bei Erzgängen.

Die **Mächtigkeit** der Gänge variirt in auffallendem Grade. Es gibt haarfeine Quarz- und Kalkspathadern, die wir noch zu den Gängen zählen müssen, und von dieser mit den gewöhnlichen Instrumenten kaum meßbaren, höchst geringfügigen Mächtigkeit finden wir die Gänge durch Linien- und Zolldicke bis zu vielen Fuß Mächtigkeit anwachsen. Ja wenn wir die ungeheuren Massen krystallinischer Gesteine, welche in Spalten aus dem Erdinnern emporgetrieben wurden, als Gänge betrachten, so würden wir die Mächtigkeit mancher Granit- und Basaltgänge mit Stunden und Meilen messen können. Erzgänge erreichen bei 10—12 Lachter Mächtigkeit das Maximum ihrer Mächtigkeit überhaupt. Es werden zwar auch solche von 30—40 Lachter Mächtigkeit namhaft gemacht, allein dann ist nicht ein einzelner Gang gemessen, sondern Gangzüge oder Systeme parallel neben einander fortsetzender, bald sich vereinigender, bald sich trennender Gänge. So verhält es sich mit den 51 Lachter mächtigen Porphyrgängen in Cornwall, mit den 15 Lachter mächtigen Bleigängen in Derbyshire, mit dem 25—40 Lachter mächtigen Bleigange von La croix aux Mines in den Vogesen. Der 22 Lachter mächtige Veta Madre der Grube Valenciana zu Guanaxuato besteht nach Humboldt aus drei verschiedenen Hauptgängen. In Teutschland sind Gänge von auffallender Mächtigkeit noch nicht bekannt, unter den sächsischen Erzgängen gehören der Himmelsfürst bei Ammelsdorf von 10—120 Zoll, der Glaskopf bei Schellerhau von 80—160 Zoll, die heilige Dreifaltigkeit am Pöhlberge von 80—320 Zoll und die Brüderschaft bei Schwarzenberg von 160—400 Zoll Mächtigkeit schon zu den mächtigsten und beiweitem die meisten Gänge bleiben weit hinter diesen Zahlen zurück. Als mittlere Mächtigkeit läßt sich für die Erzgänge nach den vorliegenden Messungen einige Zoll bis zwei Lachter annehmen. Es ist nun die Mächtigkeit eines Ganges keineswegs immer dieselbe in der ganzen Ausdehnung, sondern sie ändert sowol in der Streichungs- als in der Falllinie ab. Viele Gänge drücken sich auffallend zusammen, wenn sie plötzlich ein sehr flaches Fallen annehmen, und thun sich mit der Vergrößerung des Fallwinkels auch wieder auf, wie der hollertzuger Gang im Sainischen, der Gottlob Stehende auf Silberspaat, der Ludwig Stehende und Karl Morgengang auf Habacht bei Freiberg. Gewöhnlich haben die flacher fallenden Gänge auch eine geringere Mächtigkeit als die mit größerem Fallwinkel, und im Allgemeinen trifft man die größte Mächtigkeit in der mittleren Ausdehnung des Ganges. Indessen lassen sich dergleichen allgemeine Bestimmungen nicht als feste Regeln aufstellen. So wechseln die andreasberger und klausthaler Gänge in ihrer Mächtigkeit auffallend und der Christian Stehende auf Marcus Röhling bei Annaberg wiederholt. Der Traugott Stehende auf Bescheert Glück, der wiedergefunden Glückstehende auf Himmelsfürst, der halsbrückner Spaat, der Ludwig Spaat auf Kurprinz, der Abraham Stehende auf Himmelsfürst bei Freiberg u. a. zeigen ein plötzliches Aufthun. Zuweilen ändert die Mächtigkeit der Gänge mit der veränderten Gebirgsmasse ab. Die cumberländer Bleigänge z. B. sinken in den Sandstein- und Schieferthonbänken bis auf den vierten Theil ihrer Mächtigkeit im Kalkstein hinab, und die przibramer Gänge werden in der Grauwacke merklich mächtiger als im Thonschiefer befunden. Auch im Verhältniß zur Längsausdehnung läßt sich nicht als allgemeine Regel aufstellen, daß, je länger der Gang, desto beträchtlicher auch seine Mächtigkeit sei. Kühne behauptet, daß stundenlange Gänge auch einige Lachter mächtig seien, dagegegen 500—600 Lachter lange selten über 1—2⅓ Fuß mittlere Mächtigkeit besäßen.

Das **Fallen** oder der Neigungswinkel der Gänge gegen den Horizont ist sowol bei verschiedenen Gängen als auch zuweilen bei einem und demselben verschieden. Wir haben oben schon angeführt, daß der Neigungswinkel von 0—90 Grad wechselt, und fügen hier nur hinzu, daß Einige die völlig flachen unter 0° einfallenden Gänge von den eigentlichen Gängen ausgeschlossen wissen wollen, und Andere, wie Charpentier, das Vorkommen von Gängen unter 90° in Abrede stellen. Es läßt sich die Grenze des Fallwinkels nicht enger ziehen, als es eben geschehen, und auch für die Weltgegend, nach welcher das Einfallen statthat, läßt sich keine allgemeine oder vorherrschende Norm angeben. Wir wollen daher nur das Fallen eines und desselben Ganges noch etwas verfolgen. Erleidet der Neigungswinkel plötzlich große Veränderungen, so sagt der Bergmann, es stürzt oder hebt sich der Gang. Auf den andreasberger und den im dillenburgischen Übergangsgebirge aufsetzenden Gängen gehören plötzliche Änderungen im Fallen eben nicht zu den seltenen Erscheinungen. Gewöhnlich sind die Gründe derartiger Störungen nicht schwer aufzufinden, indem allermeist Spalten und Klüfte (auch Gänge selbst), welche nach der Entstehung des Ganges das Gebirge durchsetzten, auf die Richtung dieses influirten. Mit der Zerreißung der Gebirgsmasse und der Verschiebung ihrer Theile mußte auch der dieselben durchsetzende Gang verschoben, gesenkt oder gehoben werden. Auf dem Karl Morgengang, dem Ludwig Stehenden bei Freiberg, auf dem Holzapflergange an der Lahn u. v. a. beobachtet man dergleichen Verhältnisse. Anderer Art sind die Erscheinungen an dem angsbacher Gange im Neuwiedschen und am Hollertzuger im Sain-Altenkirchischen, welche beide sich in einer gewissen Teufe aufwärts wenden, und nach dieser Biegung wieder mit dem frühern Neigungswinkel niedersetzen. Noch merkwürdiger ist der Abendstern Morgengang auf Neuer Morgenstern und der hohensüser Kobaltrücken bei Richelsdorf, welche an beiden Enden nach entgegengesetzten Weltgegenden einfallen. Auch der samsoner und neufänger Gang bei Andreasberg nehmen in der Teufe ein entgegengesetztes Fallen an. Daß

selbe wurde bei einigen Gängen im Dillenburgischen beobachtet. Daß ein Gang den andern in seiner Richtung stört, geschieht keineswegs selten. Auf dem Abraham Stehenden auf Himmelsfahrt z. B. und dem Felix Flachen auf Himmelsfürst bei Freiberg ist dies der Fall, indem jener den Jacob Spaat, und dieser den Glückauf Morgengang erreicht. Der in seiner Richtung veränderte Gang setzt nach der Störung entweder unter dem frühern Neigungswinkel in die Teufe fort, wie der Holzapflergang, der Gottlob Stehende, der Karl Morgengang u. a., oder er ändert seinen Fallwinkel. Eine eigenthümliche Erscheinung ist es, daß Gänge, wenn sie nach der Störung durch einen andern ihren ursprünglichen Neigungswinkel wieder annehmen, sich häufig zerschlagen, oder ihre Endschaft bald erreichen, wie der Felix Flache und der Abraham Stehende bei Freiberg. Endlich ist noch der Einfluß des Gebirgsgesteins auf das Fallen der Gänge zu erwähnen. Von den cumberländer Bleigängen z. B. nehmen mehre durch die mit den Kalksteinen wechselnden Schieferthonmassen sogar auf mehre Lachter Erstreckung eine fast söhlige Seitenrichtung an. Der Königszechergang bei Kamsdorf zieht sich über sieben Lachter fast horizontal fort, indem er $2\frac{1}{2}$ Lachter tiefer auf der Scheide zwischen älterem Kalk und weißliegendem abermals eine fast horizontale Wendung von einem Lachter Länge macht. Das Verhalten der Gänge in ihrer Längs- und Tiefenerstreckung bietet dieselbe Mannichfaltigkeit. Freilich sind verhältnißmäßig nur wenige Gänge in ihrer ganzen Ausdehnung untersucht worden; denn die Erzgänge werden nur soweit abgebaut, als ihr Erzreichthum lohnt, und dann nicht mehr berücksichtigt, und taube Gänge lassen sich nur an ihrem Ausgehenden zu Tage beobachten, oder wenn sie zufällig durch den Bergbau im Innern des Gebirges berührt werden. Die Wissenschaft hat leider keine Geldmittel, daß sie diese nur durch einen ungeheuren Kostenaufwand auszuführenden und für das praktische Leben von keinem zuverlässigen Gewinn begleiteten Untersuchungen unternehmen könnte. Wir müssen uns daher hier auf die Resultate beschränken, welche aus den wenigen nur zufällig gewonnenen Beobachtungen hergeleitet werden. Die Gänge laufen von der Mitte ihrer Ausdehnung, wo sie, wie eben bemerkt, die größte Mächtigkeit besitzen, nach beiden Enden mit abnehmender Mächtigkeit hin, drücken sich endlich ganz zusammen und gehen in Klüfte aus, mit denen sie völlig in der Gebirgsmasse verschwinden. Die nahe Endschaft läßt sich auch im Nebengestein verfolgen, indem dieses allermeist wenig oder gar nicht bei derselben verändert erscheint, während es da, wo der Gang noch vollständig ausgebildet ist, gewöhnlich auch merkliche Veränderungen zeigt. Auf manchen kamsdorfer Gängen, am neuglücker Flachen auf Junghimmlisch Heer, am Georg Stehenden, auf Segen Gottes, Herzog Augustus und anderen Gängen vom Himmelsfürst bei Freiberg ist dieses regelrechte Verhalten beobachtet worden. Andere Gänge verlieren weniger allmälig an Mächtigkeit, sondern verdrücken sich sehr schnell schon wenige Lachter von der größten Mächtigkeit entfernt. Am häufigsten findet diese schnelle Verdrückung statt, wenn die Gänge in eine andere Gebirgsmasse übersetzen, z. B. bei den in Grünsteinschiefer aufsetzenden Gängen der Gruben Segen Gottes und Wolfsthal bei Gersdorf, sobald sie in den Thonschiefer gelangen, ferner bei den mächtigen in Glimmerschiefer und Gneuß aufsetzenden Gängen von Hilfe Gottes zu Memmendorf, sobald sie den Thonschiefer erreichen. Auch die przibramer in Grauwacke aufsetzenden Gänge verdrücken sich schnell, wenn sie in die bis zwei Lachter mächtigen Letten gelangen, und die andreasberger an der sogenannten Faulen Ruschel. Ein ganz plötzliches Aufhören des Ganges, die Abschneidung der Gangmasse scheint nur da vorzukommen, wo der Gang eine mächtige Kluft erreicht, oder wenn er gegen ein jüngeres Gebirgsglied stößt. So ist es der Fall bei den im Porphyr aufsetzenden Bleigängen von Boicza bei Nagyaz, sobald sie den angelagerten Kalkstein erreichen; ferner bei dem in Glimmerschiefer und Gneiß aufsetzenden Gange des Berggebäudes Hilfe Gottes bei Memmendorf, sobald sie an das Kalklager gelangen. Wie weit die Gänge in die Teufe niedersetzen, darüber liegen sehr wenig directe Beobachtungen vor, aber desto mehr Vermuthungen. Werner's Behauptung, daß die Teufe der Gänge nicht viel mehr als die Hälfte ihrer Längsausdehnung betrage, sind wir außer Stande zu begründen. Mehre himmelsfürster und habachter Gänge, deren Längserstreckung bekannt ist, sind schon in größerer Teufe als dieselbe abgebaut. Ob Gänge wirklich bis in den Mittelpunkt der Erde, oder vielmehr bis in das innere Gluthmeer, also etwa 6—8 Meilen tief, hinabsetzen, können wir nur vermuthen, und haben Grund genug, dies für die mächtigen Basalt- und Granitgänge bestimmt anzunehmen. Für die Erzgänge fehlen alle Beobachtungen, welche eine solche Annahme unterstützen könnten; denn der Bergmann verfolgt sie nur soweit in der Teufe, als ihr Erzreichthum den Abbau lohnt, und er verläßt sie, sobald sie sich zusammendrücken, oder erzarm werden, indem in sehr bedeutender Teufe die Kosten im Verhältniß zu dem Gewinne, den ein etwaniges Wiederaufthun gewähren könnte, zu beträchtlich sind. Zuverlässiger wissen wir dagegen, daß einzelne Gänge ihre Endschaft in gar nicht bedeutender Teufe erreichen. Der Bergmann hat für dieselben den eigenthümlichen Ausdruck, Rasenläufer. Viele Gänge zu Chalanches in der Dauphiné setzen nur bis etwa 30 Lachter tief nieder und die güldischen Schwefelkies führenden Gänge im Anzascathale unterhalb des Rosa halten nicht über 300 Metres Teufe aus. Auch die aus Quarz und Kupferkies bestehenden Gänge im Grauwackengebirge der Lahngegend keilen sich schon in geringer Teufe aus, viele Kupfergänge bei Saalfeld und Kammsdorf, sobald sie in den unterliegenden Thonschiefer gelangen und die ihlfelder Braunsteingänge sollen nur zum Theil unter die Sohle der dortigen Thäler hinabsetzen. Das Verhältniß der Längenerstreckung zur Ausdehnung in die Teufe ist bei verschiedenen Gängen ein verschiedenes, indem manche mit zunehmender Teufe eine größere, andere eine geringere Längsausdehnung zeigen. Die im Glimmerschiefer aufsetzenden Silber- und Kobaltgänge im schneeberger Revier z. B. verkürzen sich in der Teufe. — Nach Oben gehen die Gänge zu Tage aus, d. h. sie erreichen ihre

Endschaft an der Oberfläche des Gebirges. In Mexico bei Tlalpujahua setzen die Gänge so vollständig auf große Längen zu Tage aus, daß man die den Grubenbau störenden Verwerfungen an der Oberfläche aufsucht und danach den unterirdischen Bau richtet. Jä die fünf bei Potosi früher bebaueten Gänge erhoben sich nach Alexander v. Humboldt zur Zeit ihrer Auffindung in weit fortgesetzten Kämmen über die Oberfläche des dasigen Thonschiefers und bestanden dabei aus den reichsten Silbergängen. Der 10—20 Fuß mächtige Gang im Porphyr bei Real del Monte in Mexico streicht als ein fünf Stunden langer Kamm über Tage fort. Der Veta grande in Zacatecas läßt sich an 4000 Lachter weit zu Tage verfolgen, keilt sich aber an einzelnen Stellen aus, und muß an diesen durch Schürfen aufgesucht werden. Auch die reichen Gold- und Silbergänge Peru's haben früher ihren Erzreichthum zu Tage gezeigt, wie die ungeheuren Schätze, von denen die Geschichte dieses Landes berichtet, vermuthen lassen. Viele Gänge werden daselbst noch jetzt nur bis zu einigen Lachtern Teufe abgebauet und dann auflässig, wiewol der Reichthum in der Teufe zunimmt. Als hohe mauerartige Dämme erheben sich mächtige Basaltgänge über die Oberfläche des Gebirges, z. B. auf den Hebriden und in Island. Krug von Nidda erwähnt solche dammartiger Gänge von vier Fuß Mächtigkeit und bis 200 Fuß hoch. Der aus Quarz und Hornstein bestehende rothe Kamm bei Schneeberg, viele Porphyrgrünstein- und Syenitgänge im Thonschiefer und Kalk bei Christiania, deren Leopold von Buch in seiner Reisebeschreibung gedenkt, gehören ebenfalls hierher. Es gibt indessen auch viele Gänge, welche die Oberfläche des Gebirges nicht erreichen. Immer ist dies der Fall, wenn der Gang in einer ältern Gebirgsmasse als im Grauwacken- oder Thonschiefergebirge vollständig ausgebildet war, und dann dasselbe von jüngeren Bildungen, z. B. den Formationen der Trias oder des Juragebirges, überlagert wurde. So verhält es sich mit den vom Steinkohlengebirge bedeckten Bleigängen in Cumberland und Derbyshire, mit den im Gneuß aufsetzenden und von Grauwackenschiefer überlagerten Kupferkiesgängen am Snowden in Wales, mit dem im Granit aufsetzenden und von Quadersandstein bedeckten Kupferkiesgange bei Schandau und Zittau. In allen diesen Fällen liegt der Grund der Erscheinung nicht in der Bildung des Ganges selbst, sondern in der spätern für diesen zufälligen Überlagerung. Indessen fehlt es auch nicht an Beispielen von Gängen, welche in der Gebirgsmasse selbst, in der sie aufsetzen, schon ihre Endschaft erreichen, bevor sie noch an die Oberfläche treten. Viele von den Kupfererz- und Kobaltgängen bei Richelsdorf und Hanau, die Schwerspath- und Kobaltgänge der saalfelder Gegend, die Bleigänge im Erzberg bei Bleiberg verdienen in dieser Hinsicht erwähnt zu werden.

Eine eigenthümliche Weise, in welcher viele Gänge ihre Endschaft erreichen, ist das Zerschlagen oder die Zertrümmerung zum Unterschiede von dem Verdrücken und in einer Kluft Enden, von dem Auskeilen und dem plötzlichen Abschneiden. Bei dem Zertrümmern löst sich nämlich der Gang in zahlreiche kleinere Gänge (Trum, Trümer) auf, der Gangkörper also in dünne Platten, die sich dann früher oder später auskeilen. Diese Erscheinung wird indessen nicht blos an den Enden der Gänge, sondern in jeder Gegend ihrer Ausdehnung beobachtet. Der Winkel, unter welchem die Trümer vom Gange abgehen, ist in der Regel ein sehr spitzer und öffnet sich nur selten bis auf 50 und 60 Grad, wie es z. B. auf dem Dietrich Stehenden und dem Friedrich Spaate auf neuer Morgenstern der Fall ist. Kühn gibt eine dreifache Art der Zertrümmerung an: 1) Es geht ein Trum längs der einen Hälfte einer umlaufenden Curve vom Hauptgange ab, und tritt längs der andern Hälfte dieser Curve wieder heran. 2) Das Trum setzt unter einem beliebig spitzen Winkel vom Gange ab, und vereinigt sich nicht wieder mit demselben, sondern läuft in gerader Linie im Nebengestein fort und verliert sich in diesem früher oder später. Solche Trümer heißen blinde. 3) Das Trum geht geradlinig vom Gange ab und kehrt später wieder zu demselben zurück. In diesen Fällen lösen sich immer nur einzelne Trümer vom Gange ab und dieser selbst setzt fort. Es kann aber auch der Gang selbst ganz in die Trümer sich auflösen, die sich dann, wenn es in der mittleren Ausdehnung der Fall ist, wieder zu einem Gange zusammenschlagen, wie bei vielen derbyshirer Bleigängen, oder wenn es, wie häufig an den Enden des Ganges statthat, sich auskeilen. Ein förmliches Netz von Gängen ohne Grenze des Hauptganges und ohne scharfes Saalband bilden die Gänge von Neue Hoffnung Gottes zu Bräunsdorf und andere im nossener Revier bei Freiberg. Am großartigsten ist die Zertrümmerung der schemnitzer Gänge, welche sich ähnlich, aber nur in einem sehr kleinen Maßstabe bei einigen Braunspathgängen auf Himmelfahrt bei Freiberg wiederholt. Zahlreiche, 3—12, parallel neben einander laufende Trümer wurden auf den Zinngängen im Granit bei Geyer und im Glimmerschiefer bei Ehrenfriedersdorf beobachtet.

Wenn wir jetzt zur nähern Betrachtung der innern Structur der Gänge übergehen, nehmen wir wiederum auf die Erzgänge besonders Rücksicht, denn die Structur der tauben Gänge ist meist sehr einfach. Granit-, Porphyr-, Basalt-, Quarz- und Kalkspathgänge bestehen aus der einzigen, durch ihren Namen angegebenen Gesteinsmasse, welche den Gangraum erfüllt oder den Gangkörper bildet. Ebenso verhält es sich mit den nur aus Letten bestehenden Gängen, wie sie auf unverhoffter Segen Gottes bei Oberschöna und bei Johann Georgenstadt beobachtet wurden. Änderungen, die den einfachen Gangkörper getroffen haben, weichen nicht von denen ab, welche uns die Erzgänge bieten, daher wir uns sogleich zur Untersuchung dieser wenden wollen.

Die den Gangraum erfüllende Gesteinsmasse ist mit Ausnahme der eben bezeichneten Gänge eine verschiedenartige und erscheint als eine unbestimmt massige, oder aus plattenförmig gesonderten Lagen, oder aus gemischten Gesteinskörpern zusammengesetzt. Eine scharfe Grenze läßt sich zwischen diesen Zusammensetzungsweisen nicht ziehen, denn es kommt vor, daß sich die plattenförmigen Lagen allmälig in einander verflößen, oder umgekehrt die ver-

schiedenen unregelmäßig vermengten Arten eines gemischten Gesteinskörpers stellenweise regelmäßig ordnen und plattenförmige Lagen bilden. Besteht der Gangkörper aus plattenförmigen Lagen, Ganglagen, Ganggliedern, so liegen dieselben den Saalbändern parallel geordnet und bieten in ihrer weitern Anordnung sehr beachtenswerthe Verhältnisse. Bei vollkommen regelmäßiger Gliederung folgen von beiden Saalbändern nach der Mitte des Ganges hin im Hangenden und Liegenden dieselben einander entsprechenden Glieder und ein unpaares liegt in der Mitte. Der erste und häufigste Unterschied, der in dieser regelmäßigen Anordnung der Gangglieder hervortritt, ist der, daß die Glieder im Liegenden etwas mächtiger sind als im Hangenden. Ferner sind die äußern den Saalbändern zunächst folgenden Glieder häufig in der Tiefe mächtiger und verschwinden nach Oben mehr und mehr, während hier die mittleren Glieder mächtiger sind und nach der Tiefe hin verschwinden. Am Holzapflergange an der Lahn wird ein solches Verhalten beobachtet. Weitere und auffallendere Eigenthümlichkeiten und die gesetzmäßige Anordnung störend sind einzelne nur im Hangenden oder nur im Liegenden eingeschobene Glieder, die sich bisweilen zu einem vollständigen Gangkörper ausbilden. Bezeichnen wir z. B. die regelmäßige Anordnung der Gangglieder vom Hangenden zum Liegenden mit A. B. C. D. C. B. A: so finden wir diese Regelmäßigkeit bisweilen gestört, indem zwischen A und B sich ein a als unpaar einschiebt und die Folge der Glieder dann A. a. B. C. D. C. B. A ist. Das a kann sogar wieder ein selbständiger Gangkörper also die Gliederfolge gleich A. a. b. c. b. a. B. C. D. C. B. A. werden. Die Gesteine, welche die verschiedenen Glieder zusammensetzen, werden als Gangarten von einander unterschieden. Die Zahl der Glieder und somit der Gangarten ist sehr verschieden. Bei vielen Gängen zählt man deren nur wenige, 2—4, bei andern steigt die Zahl auf 20—30 und noch höher. Zu letzteren gehören der Hilfe Gottes Morgengang, der Augustus Flache auf Segen Gottes und der Jacob Spaat auf Wolfsthal zu Gersdorf, das weiche Trum des halsbrückner Spaates auf Beihilfe, der Isaak und Samuel auf Isaak zu Halsbrücke, der Öhlschlägel Spaat auf Hilfe Gottes zu Memmendorf u. a. Die einzelnen Glieder zeigen hier eine Mächtigkeit von einem halben bis drei Zoll und bestehen abwechselnd und oft auf das Schärfste von einander gesondert aus Kalkspath, Schwerspath, Flußspath, Quarz, mit zum Theil inne liegendem Bleiglanz und Fahlerz, sowie aus Bleiglanz und Strahlkies allein. Eine ähnliche Zusammensetzung bieten die Bleigänge in Derbyshire. Andere Gangarten in zahlreichen Gliedern finden sich auf dem Gange des Berggebäudes englische Treue auf dem burgstädter Zuge zu Clausthal und auf dem lieben Frauengange auf Landeskrone im Siegenschen. Der mächtige Achatgang bei Kunnersdorf und Schlotwitz im Müglitzthale besteht aus Quarz, Amethyst, Hornstein, Chalcedon, Jaspis, Carneol, und in der Mitte tritt zuweilen ein Trümmergestein aus Achat- und Amethyststücken auf, welche durch Quarz und Amethyst zusammengekittet sind. Die häufigsten Gangarten sind beiweitem der Quarz, Schwerspath, Flußspath, Hornstein, Kalkspath, Braunspath und einige andere. Die Erze bilden zwar ebenfalls für sich einzelne Gangglieder, aber gemeinlich sind sie nicht regelmäßig angeordnet, sondern erscheinen zu mehren oder einzeln eingesprengt in einem oder verschiedenen Ganggliedern zugleich, oder auch abwechselnd gewisse Strecken ausfüllend. Die Gesteinsarten des Nebengesteines unterscheiden sich allermeist wesentlich von den Gangarten, doch fehlt es auch nicht an Beispielen, daß sie in den Ganggliedern wieder vorkommen. Am häufigsten ist es noch mit dem Quarz der Fall, dagegen werden Feldspath und Glimmer z. B. auf einigen Zinngängen im sächsischen Ganggebirge beobachtet. Wenn nicht spätere Einflüsse zerstörend auf den Gangkörper einwirkten und Zersetzungsprocesse einleiteten, zeigen die Gangarten die ihnen eigenthümliche krystallinische Structur und sind zuweilen selbst nichts weiter als ausgebildete Krystalle. Auf dem Samuel Spaate bei Isaak an der Halsbrücke lassen sich die einzelnen Krystallschalen von einander ablösen, so vollständig sind die Krystalle ausgebildet und über einander gelagert.

Die regelmäßige Aufeinanderfolge der Gangglieder ist zur nähern Kenntniß der Erzgänge von größter Wichtigkeit, aber leider erst auf den wenigsten Gängen so genau erforscht, daß man weitere Schlüsse daraus nur vorsichtig ziehen darf. Im Allgemeinen haben die freiberger Gänge eine regelmäßige Gliederfolge. Diese ist auf den bränder Silbergängen von dem Saalbande nach Innen: 1) vorwaltend Quarz mit Schwefelkies, Bleiglanz, Arsenikkies und schwarzer Blende. 2) Manganspath mit denselben Erzen oder silberreicher, auch mit Weißgültig und Fahlerz. 3) Eisenspath, Flußspath, Schwerspath mit denselben Erzen, aber silberarm. 4) Kalkspath, zuweilen mit reichen Silbererzen. Die Folge der Glieder scheint im Wesentlichen auf allen sächsischen Erzgängen nachweisbar, und die Abweichungen, welche davon beobachtet werden, geben der schon anderwärts ausgesprochenen Vermuthung Raum, daß in der Reihenfolge der Gangglieder die verschiedenen Entwickelungsstufen und Zeiten angedeutet sein mögen, und zwar in der Art, daß der Gang, auf welchem das äußerste Glied von Quarz mit Schwefelkies fehlt, jünger oder späterer Entstehung ist als die Gänge mit den vier angegebenen Gliedern. Werner nahm es als feste Regel an, daß die mittleren oder jüngeren Gangglieder in größerer Teufe verschwinden. Es ist dies zwar auf vielen Gängen erwiesen, allein auch das umgekehrte Verhalten, die selbständige Ausbildung jüngerer Glieder erst in größerer Teufe, läßt sich eben nicht selten beobachten. Der Fluß- und Schwerspath fehlen z. B. auf dem Kröner Stehenden, auf dem hauptschlüßler Flachen der Grube Sonnenwirbel, auf einigen Gängen des Himmelsfürst bei Freiberg ganz. Ebenso bildet der Gottlober Morgengang bei Himmelfahrt seine Glieder von Braunspath, Spatheisenstein und Kalkspath erst in tiefern Sohlen aus. Auf einer der jüngsten Gangformation im freiberger Revier gibt Weißenbach die Gliederfolge von Außen nach Innen in folgender Reihe an: Braune Blende, weißer Quarz, spargelgrüner Flußspath, ein schwacher Saum von brauner Blende, fleischrother krummschaliger Schwer-

spath, Strahlkies, Schwerspath, Flußspath, weißer Kalkspath, licht weingelber Kalkspath. Einen auffallenden Gegensatz zu dieser regelmäßigen Folge der Ganglieder bilden die freiberger Bleigänge, die altenberger Zinngänge, die obergebirgischen Roth- und Brauneisensteingänge, auf denen die Bestandtheile ohne alle Ordnung durch einander liegen.

Viele Gänge sind während oder nach ihrer Bildung von Klüften oder Spalten durchbrochen worden und die Ausfüllungsmasse solcher Querklüfte zeigt ein sehr interessantes Verhalten zu der des Ganges selbst. Auf den oben in ihrer Zusammensetzung angegebenen Gängen der bränder Silberformation führen die Querklüfte nicht selten einen Anflug von Braunspath, Kalkspath, Blende, Bleischweif, Glaserz, gediegen Silber, Rothgültig und andere Producte der jüngeren Ganglieder. Das gediegene Silber wird sogar so reich, daß es Bleche von Glaserz ausscheidet. Der neuhohbirkner Stehende, der Clemens Stehende, Christian Stehende auf Bescheert Glück, der Benjamin Spaat und Gesellschaftliche Freude Flache auf dem Berggebäude Reicher Bergsegen, der Teichflache, der wiedergefunden Glück Stehende u. a. gewähren Beobachtungspunkte dieser Art. Zuweilen fehlen die auf den Querklüften ausgeschiedenen Fossilien in der Gangmasse der Kluft zunächst. Die Querkluft kann sogar den Gang vollständig nach seinen Gliedern wiederholen und bringt gar nicht in das Nebengestein ein. Der Peter Stehende der alten Hoffnung Gottes zu Groß Voigtsberg z. B. wird von einem acht Zoll mächtigen Quergange mit 75 Grad nördlichem Fallen durchsetzt, und beide bestehen aus hornsteinartigem oder drusigem Quarz, welcher mit vielem den Gangsaalbändern parallelen schiefrigen theilweis verkieseltem Glimmerschiefer wechselt, mit eingesprengtem Schwefelkies und Blende, in der Mitte der stärkern Quarztrümer zum Theil Sphärengestein und in den Drusen Braunspath und darüber selbst etwas Kalkspath. Ganz abweichend von diesen Vorkommnissen führen die Querklüfte einiger Gänge Erze und Mineralien, die auf dem Gange selbst gar nicht gefunden werden. Dahin gehört das Rothgültig auf dem bleiglanzführenden Gange zu dem Thurmhof, auf dem junghohbirkner und kröner Stehenden; ferner das Glaserz, die Silberschwärze und der feinkörnige Bleiglanz auf verschiedenen marienberger Zwittergängen, wie dem Einhorn, Gelobt Land, vier Brüder u. a. Durchschwärmen die Klüfte die Gangmasse ganz unregelmäßig, so sind sie allermeist auch von geringer Breite. Das Gegentheil dieser Erscheinung bietet der halsbrückner Spaat bei Freiberg, dessen Gangmasse in einigen Fuß Abstand beinahe söhlig zerspalten wird. Die Klüfte gehören augenscheinlich nicht immer einer und derselben Entstehungszeit an, indem einige durch äußere Ganglieder hindurchsetzend von den innern Gangliedern ausgefüllt worden sind, andere diese letztere und zugleich jene durchsetzen und verwerfen. Neben den Grenzen der Silber- und Bleierze führenden braunspathreichen Formation bei Freiberg führen von den zahlreichen Klüften und Trümern einige nur Braunspath, andere ausschließlich Silbererze, noch andere nur Kalkspath. Auf dem Kurprinz kommen Klüfte vor, die nur Kupferkies oder nur Schwerspath oder Rothgültig führen. Die Ausfüllungsmassen verschiedener Trume verflößen sich zuweilen an deren Kreuzungspunkten, wie es auch bei Gängen selbst beobachtet wird. Einen besondern von den eben erwähnten Gangklüften verschiedenen Einfluß auf die Gangmasse haben die Flötzklüfte, d. h. solche, welche in dem geschichteten Nebengestein die einzelnen Schichten von einander trennen, indem sie entweder den Gang ganz unberührt lassen, oder denselben gleichfalls durchsetzen und dann die Ganglieder nach dem Hangenden oder Liegenden hin verrücken. Beispiele dieser Verhältnisse bildet schon Charpentier ab, vom Kurprinz Friedrich August zu Großschirma und vom mehrerwähnten halsbrückner Gange.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist die Erzführung der Gänge und verdient dieselbe noch unsere nähere Aufmerksamkeit. Der Bergmann nennt die erzreichen und bauwürdigen Stellen der Gänge Erzpunkte oder bauwürdige Mittel, und unterscheidet dieselben von den erzarmen, unbauwürdigen Mitteln, oder den erzlosen oder tauben Mitteln. Nicht jeder Gang ist in seiner ganzen Ausdehnung gleich erzreich, es wechseln vielmehr häufig die Erzmittel mit tauben Mitteln in sehr verschiedener Erstreckung ab. So ist es auf dem halsbrückner Spaat bei Freiberg, auf dem Ludwig Spaat auf Kurprinz, auf dem Bleiglanzgange von Poullaouen in der Bretagne und auf vielen Gängen Mexico's. Auf der Veta dela Biscaina z. B. mußte man von dem zuerst bebaueten großen Erzmittel 400 Lachter nach jeder Weltgegend hin auslängen, bevor neue Erzpunkte ausgerichtet werden konnten. So groß hier die Erzmittel waren, so wenig ausgedehnt erscheinen dieselben auf den meisten obererzgebirgischen Gängen, auf manchen silberreichen bei Freiberg. Auf dieselbe Weise sind zuweilen die Erzmittel ganz unbestimmt vertheilt, zuweilen aber sehr bestimmt in ihrer Form und ihrem Vorkommen. Die Kobaltmittel auf den schneeberger Gängen setzen sämmtlich in langgezogener Form in schiefer Richtung mit der Falllinie der Gänge, und gegen Norden sich einsenkend in die Tiefe nieder. Ähnliche Beispiele bieten die polnischen Bleigänge. Kühn unterscheidet eine sechsfach verschiedene Veranlassung zur Concentration der Erze: 1) die Zusammensetzung der Gänge aus lagerhaften Gliedern. 2) Die verschiedenartige Beschaffenheit des Nebengesteins. 3) Das Übersetzen anderer Gänge. 4) Secundäre Zerklüftungen, die zu neuen Niederschlägen Anlaß gaben. 5) Umwandlung eines Theiles des Nebengesteins. 6) Die Umwandlung mancher Ganggesteine selbst. Dem ersten Verhältnisse schreibt Kühn besonders die wechselnde Edelheit der Gänge in verschiedenen Teufen, oder die bestimmten Erzteufen zu. Sind z. B. die innersten Gangglieder die erzreichsten und nehmen diese nach der Teufe bis zum Verschwinden ab, so verschwindet mit ihnen zugleich der Erzreichthum. Die braunspathführenden Gänge im freiberger Revier enthalten von den Saalbändern nach Innen 1) krystallisirten Quarz. 2) Bleiglanz, der in ganz reinem Zustande 8—12 Loth Silber und mehr im Centner führt und schwarze Blende, Schwefelkies, Arsenikkies. 3) Mächtigen Braun- und Rosenspath, zuweilen

wieder mit Quarz zusammenbrechend und wechselnd. 4) Anderthalb bis zwei Mark Silber im Centner haltenden Bleiglanz mit einbrechender 12—20 Loth Silber im Centner führender schwarzer Blende und auch wol etwas Schwefel- und Arsenikkies. 5) Weißgültig, Rothgültig, Glaserz, gediegen Silber, oft mit Bleiglanz und Schwefelkies gemengt. Dieses letzte reichste Glied verschwindet schon in mittleren Teufen und in noch größeren sagen auch das vierte und dritte aus, und endlich keilen sich auch die ersten beiden aus. Es ist die Verunedelung der Gänge von einer gewissen Teufe weg eine sehr häufige und den Bergbau drückende Erscheinung. Bei Potosi führten die Erze in oberen Teufen 60—80 Mark Silber im Centner, später kaum noch ein Loth. Auf den klausthaler Gängen soll von Tage nieder viel Brauneisenstein mit gesäuerten Bleierzen gebrochen haben, und erst in größerer Teufe fanden sich die reichen Bleiglanzanbrüche ein. Auf den andreasberger Gängen brechen die in der Mitte derselben inneliegenden edlen Geschicke mit zunehmender Teufe bedeutend sparsamer als früher ein, sodaß auf mehren Gängen der Bau aufgegeben werden mußte. Da aber nicht immer die inneren Ganglieder die erzreichen sind, sondern bisweilen auch die äußern und diese gewöhnlich in größeren Teufen aushalten, so gibt es auch Gänge, welche erst in größeren Teufen erzreicher und bauwürdiger werden. Der Ludwig Spaat auf Kurprinz Friedrich August bei Freiberg z. B. besteht den Saalbändern zunächst vorzüglich aus Hornstein und Quarz. Diese schließen ein Schwerspath führendes Ganglied ein, und enthalten selbst die silberreichen Fahlerze. Ähnlich enthalten viele przibramer Gänge im mittleren Gliede ihrer obern Teufe mächtige Brauneisensteine und Schwerspathe, die in größeren Teufen silberreichem Bleiglanze mit beibrechendem Rothgültig Platz machen. Der holzapfler Gang besteht von Außen zuerst aus Quarz mit silberreichem Kupferkies und Fahlerz, und dieses Glied nimmt in der Teufe an Mächtigkeit zu. Der auf ihn folgende silberhaltige Bleiglanz wird von armer Blende überlagert. Beide Erzarten bilden sehr starke Ganglagen und in größeren Teufen herrscht jene, in obern diese vor und in mittleren sind beide gleich. Die Blende wird von einem schwachen, aus Eisenspath bestehendem Gangliede mit etwas beibrechendem Kupferkies und Bleiglanz überlagert, welches schon in mäßigen Teufen völlig verschwindet. Das mittelste Ganglied ist Quarz und verschwindet ebenfalls bald. Die den Gang durchbrechenden Klüfte führen gelbe und rothe Blende. In dieser verschiedenen Zusammensetzung der Gänge hat auch das Auftreten verschiedener Metalle seinen Grund. Im Nassau-Siegenschen und Sain-Altenkirchischen sind Gänge bekannt geworden, welche in obern Teufen Brauneisenstein, Schwarzeisenstein, Braunsteinerze und Quarz, und sparsam etwas Kupfererz führen, in tieferen Sohlen dagegen aus vielem Eisenspathe, aus Quarz und Eisenglanz mit etwas Kupfererz und Schwefelkies bestehen, in noch größeren Teufen endlich sehr quarzreich mit reicheren Kupfererzen werden. Auf den Gängen zu Biber bricht in obern Teufen vorzüglich Kupfergrün und Kupferlasur in Schwerspath ein, in größerer Teufe Schwerspath mit Kobalt, Eisenspath, Wismuth, Nickel nebst Quarz und Kalkspath, dann verschwinden alle Erze, und Schwerspath allein bildet den Gang. Die Veta d'Estanno in Potosi führte von Tage nieder Zinnerze, tiefer erst stellten sich die reichen Silbererze ein. Umgekehrt lieferten die Gänge von Tasco in Mexico zuerst reiche Silbererze, besonders Rothgültig und bei etwa 112 Lachter Teufe brach statt deren Bleiglanz, Schwefelkies und gelbe Blende.

In einem sehr innigen Zusammenhange mit der Erzführung steht auf vielen Gängen die Beschaffenheit des Nebengesteins. Der reiche Silbergehalt der kongsberger Gänge z. B. ist in den Strecken am größten, wo gewisse dem dortigen Gneiß-Glimmerschiefer und Hornblendschiefer eigenthümliche, von einigen Fuß bis viele Lachter mächtige, bald mehre Stunden, bald nur in mäßigen Längen aushaltende, stockartige Lager von Hornblendschiefer und Glimmerschiefer durchsetzen, welche viel Schwefelkies, etwas Kupferkies und Blende führen und von den dortigen Bergleuten Fallbänder genannt werden. Besonders reich sind die Anbrüche da, wo die Fallbänder von kiesreichem, dünnschiefrigem, in Talkschiefer übergehendem Glimmerschiefer gebildet werden. Auch der Bleigehalt der cumberländer und derbyshirer Gänge beschränkt sich fast nur auf einzelne Glieder des umgebenden Kalkgebirges. Im annaberger Revier ist auf mehren Gängen, z. B. denen von Kippenhain und 10,000 Ritter, König David, galiläische Wirthschaft, Andreas hinter dem Hospitale, auf dem Hainitz Flachen, auf Andreas Gegentrum, der Kobalt- und Silbergehalt vorzüglich innerhalb, und zunächst über und unter dem in dem dasigen Gneiß aufsetzenden Schwebenden concentrirt. Dieses Schwebende bilden Lager, welche sich theils als ein vielfach zerklüfteter und lettenführender Gneiß darstellen, theils als eine gneißähnliche Masse erscheinen, in der der Glimmer durch eine alaunschieferartige kohlige Substanz ersetzt ist. Ähnliche Verhältnisse sind zwischen Weipert und Oberwiesenthal, auf Unverhofftes Glück am Niederschlage, auf Johannes in der Wüste beobachtet worden. Am Rothenberge bei Schwarzenberg setzt ein mächtiger, vorzüglich Rotheisenstein und Quarz nebst etwas Schwerspath führender Gang in ansehnlicher Erstreckung zwischen Granit und Gneiß hin, dann im Gneiß allein. Der Eisensteinreichthum beschränkt sich hier hauptsächlich auf die Ausdehnung, in welcher das eine Saalband von Granit gebildet wird. Die in Grauwacke, Thonschiefer und Schalstein eingeschlossenen Gänge im Dillenburgischen haben ihren größten Reichthum an Bleiglanz, Fahlerz, Kupferkies etc. innerhalb der Schalsteine. Auch die Bleiglanz- und Eisenspathgänge an der Brüche bei Müsen sind nur innerhalb des Thonschiefers reich an Bleiglanz. Die joachimsthaler Erzgänge mehren ihren Reichthum an Rothgültig und Arsenik, sobald sie in das Kalksteinlager übersetzen. Die meisten cornwaller Gänge sollen nur im Granit und Glimmerschiefer erzreich, in allen andern Gesteinsarten sehr arm sein, und zu Collington führt ein Gang innerhalb des Granites Zinn-, innerhalb des Glimmerschiefers Kupfererze. All diesen Fällen von Veredelung der Gänge durch das Nebengestein lassen sich ebenso viele von Verunedelung durch dasselbe gegenüberstellen. Drei Haupt-

gänge der Berggebäude, Marcus Röhling und König David zu Annaberg werden fast plötzlich unedel, sobald sie aus dem gewöhnlichen Gneiße in eine eisenschüssige Abänderung desselben übersetzen. Im Revier Müsen im Siegenschen veruneдeln sich die Erzgänge im rothen Thonschiefer, und die Bleigänge zu Mittelacher im Bergischen drücken sich zu tauben und lettigen Bestegen zusammen, wenn sie aus der Grauwacke in den Thonschiefer gelangen.

Die Veredelung der Gänge, wenn sie von andern durchsetzt oder gekreuzt werden, ist verschiedener Art. Der ältere Gang erscheint häufig in der Nähe des ihn kreuzenden mit Erzen durchzogen, welche vorzüglich dem letztern eigen sind. Auf Neuer Morgenstern bei Freiberg z. B. ist der Bleiglanz und Kupferkies des Abendstern Morgenganges beim Übersetzen des Friedrich Spaates und Dietrich Stehenden meist silberreicher als fern von diesen Kreuzen. Ja auf dem Ludwig Stehenden enthielt der Centner Bleiglanz am Kreuze mit dem Friedrich Spaate über eine Mark Silber, und fern vom Kreuze nur sechs, höchstens acht Loth. Umgekehrt veredelten sich die kreuzenden Silber- und Kobaltgänge bei Joachimsthal, wo sie die Porphyrgänge durchsetzten, und es fehlte auf den Kreuzen nur das Rothgültig, ein auf diesen Gängen sonst sehr häufiges Erz. Ähnliche Beispiele bieten bei Freiberg der Friedrich Spaat und Dietrich Stehende auf Neuer Morgenstern, der Stollen Spaat, Silberpräsent Spaat und Gutmorgener Spaat bei Oberneugeschrei und Güte Gottes sammt Gottes Hilfe und der Augustus Spaat. Ganz ausschließlich auf den durchsetzenden Gang beschränkte sich die Veredelung bei den Sperber Stehenden auf Augustus zu Weichmannsdorf. Bei sehr schmalen Gängen oder bloßen Klüften findet sich gemeinlich die Veredelung nur im Kreuze selbst, und fehlt schon in dessen nächster Umgebung. So war es bei den Rothgültig führenden Morgentrümern und Gängen, welche zuweilen auf den Bleigängen der ersten Formation bei Freiberg übersetzten. Die Veredelung der Gänge auf Kreuzen wird für den Bergbau, außer daß sie eine gewöhnliche Erscheinung ist, noch dadurch besonders wichtig, daß sich zuweilen namentlich in größeren Teufen bedeutende und reiche Erze nur auf Kreuzen anhäufen, wie es im marienberger, joachimsthaler und niclaser Revier der Fall war. Bei Freiberg lieferte das Schaarkreuz des Teich Flachen und wiedergefunden Glück Stehenden, das Kreuz jenes mit dem Verborgenen Flachen, das Schaarkreuz des wiedergefunden Glück Stehenden und Felix Flachen lange Zeit hindurch die edelsten Erze. Auch die altenberger, eibenstocker und cornwaller Zinngänge veredeln sich auf den Kreuzen sehr merklich, während auf den andreasberger und przibramer Gängen kein derartiger Gewinn bis jetzt vorgekommen ist.

Für die durch Umwandlung des Nebengesteins erfolgte gegenseitige Anordnung der Glieder gewähren lehrreiche Beispiele die Zwittergänge auf neue Hoffnung, und neu bescheert Glück zu Altenberg, und auf Christi Himmelfahrt, und Johannes im Geisingsgrunde östlich von Altenberg im Felsitporphyr und porphyrartigen Syenit aufsetzend. Die eigentliche Gangmasse besteht hier aus Letten, vielem Rotheisenocher, etwas Zinnstein und Quarz. Das Nebengestein wird von Außen her mit Verlust der Felsitsubstanz immer kiesliger, bis es in einen festen Hornstein übergeht, der Quarzkörner führt. Der Hornstein ist oft roth gefärbt, und wird stellenweise ein wahrer Eisenkiesel oder Rotheisenstein. Die durch Verkieselung entstandenen Massen enthalten nun in der Regel den wesentlichen Zinngehalt, und jenseit ihrer ist Porphyr und Syenit völlig aufgelöst. Die Grenze zwischen Gang- und Nebengestein läßt sich auch nicht sogleich erkennen. Mehre im johanngeorgenstädter Revier im Granit aufsetzende Zinnsteingänge zeigen die Bildung eines gewissen Theiles ihrer Masse durch Umwandlung der nächsten Lage ihres ursprünglichen Nebengesteins, indem der anstoßende Granit meist aufgelöst ist.

Auf vielen Gängen sind gewisse Mineralien in der Gangmasse allem Anscheine nach erst später durch Zersetzung anderer Gangtheile entstanden. Auf rheinländischen Gängen, im sächsischen Voigtlande, im Fichtelgebirge findet man nicht selten am Ausgehenden bis 50 und 100 Lachter Teufe die Eisenspathgangmasse in Brauneisenstein umgewandelt, und in gewissen Teufen zeigt derselbe sogar noch die Durchgänge des Eisenspathes, und schließt einzelne Partikelchen davon ein. Bei Bivels und Valstorff in den Ardennen wird Kupferkies und Malachit auf Braunspathgängen von Eisenspath begleitet, der häufig in Eisenoxydhydrat umgewandelt ist. Gyps- und Bittersalz sind wie sie auf andreasberger Gängen in Krystalldrusen, z. B. auf dem Veta Grande in Mexico u. a. O., vorkommen, gleichfalls nur Zersetzungsproducte, ebenso wahrscheinlich wenigstens die gesäuerten Bleierze in obern Teufen, wie sie z. B. bei Longwilly auftreten, und schon bei 10—12 Metres Teufe gänzlich verschwinden. Sehr wichtige Untersuchungen über die zersetzten Bleierze lieferte G. Rose in der Reise nach dem Ural I, 204. Bei Großkamsdorf erscheint Kupferkies in Kupferbraun und Kupferpecherz umgewandelt, und auf rheinischen Gängen in Ziegelerz. Die gesäuerten Kupfererze, die Kobalt- und Arsenikblüthe und andere mögen denselben Ursachen ihre Entstehung verdanken. Auf den obererzgebirgischen Roth- und Brauneisensteingängen ist Fluß- und Kalkspath massenhaft zersetzt und von Quarz und Hornstein verdrängt, denn dieser füllt die Räume von den verschwundenen Krystallformen jener aus. Nicht immer ist die durch Zersetzung zerstörte Gangmasse wieder ersetzt, sondern zuweilen der Raum leer geblieben, den dieselbe einnahm. Dafür sprechen wenigstens die Eindrücke von Schwerspath-, Kalkspath-, Flußspath und andern Krystallen, die im Quarz vorkommen. Hier hatte wahrscheinlich der Quarz die Krystalle jener Mineralien überlagert, und nachdem dieselben zersetzt und zerstört waren, mußten ihre Räume als leere Eindrücke im Quarze zurückbleiben. Auf dem holzapfler Gange soll auch die Blende in den obersten Teufen völlig zerstört sein, und Schmidt führt Beispiele von zerstörtem Quarze, Braunspath, Bleiglanz, Kupfer-, Eisen- und Kobalterzen an. Solche Zerstörungen gehen von Tage aus bis 50 und 60 Lachter Teufe hinab.

Die Mächtigkeit der Gänge steht mit ihrem Erzreichthum in keinem constanten Verhältnisse. Auf den longs-

berger und andreasberger Gängen z. B. ist im Allgemeinen der größte Erzreichthum mit der geringsten Mächtigkeit verbunden, während umgekehrt auf den derbyshirer Gängen, auf dem Abraham Stehenden auf Himmelfahrt, auf dem Kühschacht Stehenden, dem Neuhohbirkner Stehenden, dem Traugott Stehenden, dem Halsbrückner Spaat, dem Ludwig Spaat bei Kurprinz u. v. a. die Veredelung mit der größern Mächtigkeit zunahm.

Nach diesen die Erzführung der Gänge betreffenden Bemerkungen wenden wir uns noch zu einigen interessanten Structurverhältnissen der Gänge überhaupt, indem wir zuerst auf die Drusen und Gangräume die Aufmerksamkeit lenken. Die Drusen sind hohle Räume in der Gangmasse von verschiedenem Umfange, deren innere Wandungen ganz mit Krystallen ausgekleidet sind. Sie liegen allermeist in der Mitte des Gangraumes, und das mittlere oder innere Gangglied bildet dieselben. Seltener ist ihr Vorkommen in den äußeren Ganggliedern. Auf manchen Gängen, besonders auf sehr mächtigen, liegen die Drusen zwischen Hangendem und Liegendem neben einander. Wird das drusenführende Gangglied zersetzt, so bleiben die Drusen wohl erhalten in dem dadurch entstehenden Raume oft zurück. Sehr schöne Drusen werden auf den Gängen von Andreasberg, Bräunsdorf, Halsbrücke, Gersdorf, Schemnitz, Przibram, Derbyshire, Guanaxuato in Mexico gefunden, und Drusen von Lachter großer Ausdehnung kennt man auf Hilfe Gottes Morgengang auf Segen Gottes zu Gersdorf, auf Vertrau auf Gott Stehender auf Himmelsfürst, und Ludwig Spaat auf Kurprinz Friedrich August bei Freiberg. Gangräume nennt man die von Gangmasse nicht erfüllten leeren Stellen innerhalb der Gänge. Sie sind allermeist von sehr unregelmäßigem Umfange, doch entspricht ihre Ausdehnung gewöhnlich dem Fallen und Streichen des Ganges und nur in seltenen Fällen durchschneiden sie den Gang in der Quere. Werner beschreibt einen leeren Gangraum von eilf Lachter Länge, neun Lachter Weite, und zwölf Lachter Höhe, der auf dem Schaarungspunkte des Andreasganges mit andern im Felde von Hohe Tanne bei Joachimsthal eröffnet wurde.

Gewaltsame mechanische Einwirkungen auf die Gänge haben verschiedene Spuren ihres Einflusses zurückgelassen, die ebenfalls der Erwähnung werth sind. Dahin gehören z. B. die Reibungsstreifen, d. h. dem Fallen parallele Streifung der Gangmasse, entstanden durch das Reiben der hangenden Ganghälfte; ferner die Spiegel, Harnische, Rutschflächen. Spiegel heißen in der Gangebene gelegene, oder dieselbe auch wol schneidende Ablosungen der Gangmasse, deren Grenzflächen gleichsam polirt erscheinen, und zugleich eine sehr deutliche, dem Fallen parallele Streifung zeigen. Am goldführenden Gange von La Gardette im Isère-Departement verfolgte man die wagrechten Streifen in mehr als 400 Metres Erstreckung. Die Spiegel sind von sehr verschiedener Ausdehnung, und finden sich in jeder Gegend der Gangmasse, durchsetzen zuweilen auch die Drusen und Gangräume, und verwerfen oder verschieben deren Hälften. Zuweilen liegen zwischen den Spiegelflächen noch die Körner der Gangmasse, welche die Streifung der Flächen veranlaßten. Die Streifung ist auf manchen Flächen doppelt, sich kreuzend. Besonders häufig werden Spiegel an lettigen Saalbändern beobachtet, wo sie durch Ablosung der Letten vom Nebengestein und der Gangmasse sehr schön hervortreten. Eine völlig glatte, furchenlose Spiegelfläche kam auf einem mit Bruchstücken erfüllten Gange im ältern Porphyr des Saalthales bei Halle vor.

Außer den Gesteinen, welche die Gangglieder zusammensetzen, kommen auf manchen Gängen noch zufällige Gesteine vor. Diese rühren zum Theil vom Nebengestein her, welches in Bruchstücke zerfallen, oft zersetzt und aufgelöst, in den Gang hineinstürzte, so die Gneißstücke auf freiberger Gängen, Granit- und Thonschieferstücke auf cornwalliser Gängen, Grauwackestücken auf harzer und Porphyrgeschiebe auf schemnitzer Gängen. Die Bruchstücke rühren aber nicht immer unmittelbar von dem Nebengestein her, wo sie grade liegen, sondern von dem aus höheren Teufen, wie auf den Gängen in Cornwallis, welche im Granit stehend, Stücke von dem über demselben gelegenen Thonschiefer einschließen. Zuweilen häufen sich die Bruchstücke in größere Massen an, und unter sie gemengt erscheinen Stücke der Gangmasse wie auf dem Ludwig Spaat auf Kurprinz und dem Wenn's Glückt Gange bei Andreasberg. Den Gängen mit sehr dünnen parallelen Gliedern scheinen dergleichen Bruchstücke ganz zu fehlen, und während die kleinern ohne irgend eine Ordnung durch einander liegen, sieht man die größern nicht selten mit ihrer größern Axe der Gangfläche parallel liegen. Beispiele von ganz mit Bruchstücken erfüllten Gängen bieten der Andreas Stehende auf Bescheert Glück im freiberger Revier, und die 50 Fuß mächtigen Gänge im Kalk von Ber. Bei Joachimsthal fand Werner einen Gang, dessen Körper nur aus Gneißgeschieben bestand. Nach Freiesleben kommen im sächsischen Erzgebirge die Trümmergesteine vorzüglich auf solchen Gängen vor, welche verschiedene Formationen in Doppelgängen vereinigen. Die Bruchstücke liegen keineswegs immer als lockere und eckige Geschiebe auf den Gängen, sondern sie erscheinen auch als Conglomerate, zusammengekittet, abgerundet, incrustirt, selbst als Glieder bildendes Ganggestein. Sie bilden dann das Kugelgestein, wenn sie abgerundet, meist zahlreich angehäuft in lockern, aufgelösten Massen inne liegen. So kommen bei Altenberg auf mehren in Felsitporphyr aufsetzenden Zinngängen ½—6 Zoll dicke, feste Kugeln desselben Porphyrs in lettiger, aus aufgelöstem Porphyr bestehender Masse eingebettet vor, z. B. auf dem Schurfergange am großen Lichtloche, auf dem Michaelis Gange, auf dem Unverhofft Glück in der Wolfer Sohle. Das Sphärengestein unterscheidet sich von dem Kugelgestein dadurch, daß die Bruchstücke eine krystallinische Hülle haben. Auf dem schon öfter erwähnten holzapfler Gange hat sich Fahlerz und Kupferkies um die Thonschiefer- und Grauwackenstücke gelegt. Im Gange auf Busches Segen bei Zellerfeld waren die Bruchstücke des Nebengesteines zuerst mit einer Schicht von gelbem Eisenspath und darüber von Schwefelkies nebst Bleiglanz umhüllt, und durch Kalkspath und Schwefelkies mit einander verkittet. Auf

der bräunsdorfer Gangformation finden sich eckige Stücke von Gneiß, theils als einfache Breccie auf Johannes und treue Freundschaft zu Oberschöna, theils mit Quarz und Hornsteinbrocken verkittet, durch Spatheisenstein auf Daniel und Berg Zion, theils endlich mit schmalen Einfassungen von Grauerz auf Radegrube, von schwarzer Blende auf Erzengel Michael, von Braunspath ebenda. Matte und mürbe Stücken von Braunspath fanden sich umhüllt von bläulich-schwarzem Hornquarz auf Daniel, und mit Quarz verflößt auf Alte Hoffnung Gottes. Der Himmelsfürst Morgengang im altenberger Revier bei Ammelsdorf zeichnet sich durch unzählige in Hornquarz fest eingeschlossene Gneißstücke ohne besondere Einfassung aus, und der Peter Stehende bei Christbescheerung durch seine mannichfaltigen Brockengesteine als in Quarz gehüllte Gneißstücke, ferner von Quarz eingefaßte Stücke der Gangmasse, von Hornquarz und Braunspath, und durch Braunspath verkittete Gneißbrocken. Die Umhüllung der Gesteinsbrocken ist auf manchen Gängen der Folge der Ganglieder parallel, indem dieselben erst von den ältern und dann von Schichten der jüngern Ganglieder, andere aber von letztern allein umhüllt sind. Auf den bleierzführenden Barytspathgängen von Vienne ist zuweilen der Barytspath völlig zertrümmert und durch Blende verkittet, und in der Mitte des Ganges liegen mehr oder weniger zersetzte, selbst staubartige Barytspathmassen. Erwähnenswerth sind die Gänge im marienberger Revier, namentlich die Zinngänge im Martersberg und Pobershau, wo das Ganggestein dem Nebengestein gleich ist, aber seine Schieferung den Gangflächen und nicht der Schieferung des Nebengesteins parallel ist. So besteht der Zinnerne Flasche Morgengang aus abwechselnden, den Saalbändern parallelen Lagen von eisenschüssigem Gneiß, Jaspis, Hornstein, Chalcedon, Achat, weißem Quarz und etwas Zinnstein. Von der Gangmasse selbst kommen zuweilen Bruchstücke, sowol eckige als abgerundete, vor. Auf dem Achatgange im Müglitzthale bei Kunnersdorf sieht man dergleichen zahlreich bei einander liegen. Bisweilen erscheinen sie zum Theil noch mit dem Nebengestein verwachsen, oder mit jüngerer Gangmasse locker oder fest verkittet wie auf dem schlottwitzer Achatgange. Beispiele, in welchen Brocken des Ganggesteins wiederum von Hüllen der Ganglieder umgeben werden, sind gleichfalls schon beobachtet worden.

Von dem Vorkommen der Versteinerungen auf Gängen erzählen ältere und spätere Beobachter. Auf dem Spitaler Hauptgange bei Schemnitz sind Petrefacten in 89 Lachter Teufe gefunden worden, auf den Eisensteingängen von Eisenberg bei Siegen Pectiniten, Korallen auf dem Bockwiesergange bei 80 Lachter Teufe mitten in der quarzigen Gangmasse. Die reichen Silbergänge von Hualguayoc in Peru führen nach Alexander v. Humboldt Schalthierreste und auf den derbyshirer Bleigängen sollen dieselben gleichfalls in der Gangmasse vorkommen.

Die Gangmasse ist mit dem Nebengestein fest und unzertrennbar verbunden, oder liegt locker an demselben. Die Fläche des Nebengesteins hat nur in sehr seltenen Fällen ihre Festigkeit und Frische bewahrt, vielmehr erscheint sie gewöhnlich zerklüftet, aufgelöst, umgewandelt etwa bis zwei Fuß Entfernung vom Saalbande, bei sehr schmalen Gängen vielleicht nur einen halben Zoll weit und seltener noch 1—2 Lachter tief. Sehr weit eingedrungen ist die Veränderung des Nebengesteins auf den schemnitzer Gangzügen und den erzgebirgischen Eisensteingängen, zumal wo dieselben im Granit und Gneiß aufsetzen. Bei den Blei- und Silbergängen im Porphyr zu Gottesberg fand man das Nebengestein, aber freilich von zahlreichen Gangschwärmern durchsetzt, noch über zwei Lachter weit umgewandelt. Auf Erzgängen ist die Umwandlung des Nebengesteins an den Erzpunkten allermeist viel stärker als an tauben Stellen, und im Dillenburgischen sollen sogar die Gänge die edelsten sein, in deren Nähe das Nebengestein am stärksten aufgelöst ist. Natürlich hängt der Grad der Auflösung von der Beschaffenheit des Gesteins ab. Den Quarz wird man schwerlich je aufgelöst finden, während Thonschiefer allermeist in eine weiche lettige Masse umgewandelt erscheint. Dergleichen Letten verbinden nicht selten Gang- und Nebengestein und heißen Besteg. Die Bestege finden sich auf den klausthaler-, schemnitzer-, marienberger und johanngeorgenstädter Silber- und Bleigängen vor, während sie auf den Silbergängen zu Andreasberg, Bräunsdorf bei Freiberg, auf den Zinngängen im Sauberge vermißt werden. Sie sind gewiß nicht gleichzeitig mit den Gängen entstanden, sondern als spätere Zersetzungsproducte zu betrachten, und da sie auf Erzgängen auch Erz führen, sogar die Fossilien der jüngsten Ganglieder einschließen, wie der mit vielem haarförmigen gediegen Silber durchwachsene Besteg auf einem Trume des Friedrich Spaats auf neuer Morgenstern, so betrachtet man sie mit Recht als wirkliche Ganglieder. Auf Bescheert Glück führen die Letten Rothgültig, und bei Johanngeorgenstadt sind sie mit Silberschwärze und Hornerz angereichert.

Die den Gangkörper bildenden Mineralien dringen vom Gange aus ins Nebengestein ein, und zwar nicht, wie schon früher erwähnt, blos auf Klüften und Trümern, sondern indem sie das Nebengestein selbst imprägniren. Einige Beobachter beschränken diese Imprägnation ganz auf die metallischen Mineralien, während andere auch erdige Mineralien, als Kalkspath, Schwerspath u. a., imprägnirend gefunden zu haben behaupten. Von den metallischen Fossilien dringen der Roth- und Brauneisenstein, Schwefelkies, Magnetkies, Kupferkies, Buntkupfererz, Arsenikkies, Fahlerz, Kupfergrün, Erdkobalt, Speißkobalt, Wolfram, Bleiglanz, Zinnober, Zinnstein, gediegen Gold, Silber, Kupfer, Quecksilber, Glaserz, Rothgültig u. a. ins Nebengestein ein. Dieses ist bei der Imprägnation allermeist zerklüftet und aufgelöst. Bei den schemnitzer Gängen erscheint das völlig aufgelöste Nebengestein ganz durchdrungen, bei den kongsberger bringt gediegenes Silber weit und reich ein, in Freiberg findet sich eine reiche Imprägnirung von Silbererzen, besonders auf den braunspathführenden Gängen. Auch bei Johanngeorgenstadt, Klausthal und Andreasberg kommen Erze im Nebengestein. Auf manchen Gängen führt das Nebengestein Erze, die im Gange selbst gar nicht vorkommen. Auf Neu Leipziger Glück bei Johanngeorgenstadt z. B. war der Glim-

mir neben dem Gange August mit Glaserz und Rothgültig reich durchdrungen, während auf dem Gange selbst sich keine Spur davon zeigte. Bei andern Gängen nimmt der Erzreichthum des Nebengesteins auffallend zu, und überwiegt den des Ganges. So werden am Zinnacker bei Annaberg, im sogenannten tettauischen Bergbau bei Breitenbrunn fast nur die Erze des Nebengesteins abgebauet, da die Gangtrümer gar keine zinnhaltige Ausfüllungsmasse haben. Die feinste Imprägnation mit Zinnstein begleitet die meisten Zinngangformationen vorzüglich soweit das Nebengestein verkieselt ist. Neben manchen Gängen der freiberger Bleiformation scheint Blende und Bleiglanz stellenweis den flaserigen Bestandtheil des Gneißes an der Stelle des Feldspathes und Glimmers zu bilden, wie auf Himmelfahrt und Jung hohe Birke. Noch weit häufiger ist auf den Bleigängen die Imprägnation des in und neben ihnen sehr aufgelösten Gneißes mit Arsenik- und Schwefelkieskrystallen, z. B. auf Gott mit uns, auf Ober neu Geschrei, Neu Morgenstern, Himmelfahrt u. a. Übrigens soll auf den freiberger neuern Gangformationen, der Fluß- und Schwerspathformation, die Imprägnation viel seltener sein als bei den ältern und so häufig dieselbe bei Erzgängen beobachtet wird, so selten scheint sie bei tauben Gängen zu sein, denen sie vielleicht ganz fehlt.

Es ist schon des Zusammentreffens zweier oder mehrer Gänge im Vorstehenden gedacht worden, indessen verdienen die dabei vorkommenden Verhältnisse noch eine besondere Berücksichtigung. Durchkreuzen sich zwei Gänge, so werden dadurch für den einen oder beide verschiedene Änderungen hervorgerufen. Der erste, aber selten beobachtete, Fall ist, daß der eine Gang von dem andern völlig abgeschnitten wird. Häufiger setzt der seine Endschaft erreichende Gang noch in seinen Haarklüften in den andern fort, oder er zerschlägt sich jenseit dieses, und endigt mit den Klüften und Trümern bald. Letzteres Verhältniß zeigt der Frischglücker Stehende auf alte Hoffnung Gottes bei Freiberg mit dem derselben Formation angehörigen Peter Stehenden. Beide bestehen aus Quarz, Braunspath, Kalkspath mit Schwefelkies, schwarzer Blende, Bleiglanz, Arsenikkies und einigen Silbererzen. Der Peter Stehende zerschlägt sich am Frischglücker Stehenden und endigt in allen Teufen an demselben. Die Kreuzung nimmt in verschiedenen Tiefen nicht selten eine verschiedene Gestalt an. Der Harnisch Stehende auf alter Morgenstern bei Freiberg durchschneidet z. B. den Spaatgang Guter Morgen, und zerschlägt sich in der Richtung des Stehenden Ganges in einzelne Klüfte. Bei 80 Lachter Teufe trat das umgekehrte Verhältniß ein, indem der stehende Gang vom Spaatgange durchschnitten wurde, und zwar so, daß zuerst bis 40 Lachter Teufe die Gangmasse des letztern 20 Zoll mächtig, in 60 Lachter Teufe nur 10 Zoll mächtig, und endlich bei 80 Lachter die Gangmasse beider in einzelne Ganglagen und Klüfte zertheilt erschien. Auf Himmelsfürst fand man beim Zusammenkommen eines Morgenganges mit dem Schneider Stehenden, beide in der ursprünglichen Richtung ihres Fallens und Streichens nach der Kreuzung fortsetzend. Bei 40 Lachter und mehre Teufe dagegen ist die Richtung des Stehenden Ganges durch die Vereinigung mit dem Morgengange verändert, und ein Schleppen beider Gänge bis in 60 Lachter Teufe beobachtet worden. Laufen Gänge parallel neben einander fort, so bilden sie Gangzüge, die, wie schon oben bei der Mächtigkeit erwähnt wurde, als ein Gang betrachtet werden, wenn die Zwischenmittel von sehr geringer Mächtigkeit, oder schwächer als die Gänge selbst sind. Im Sauberge bei Ehrenfriedersdorf, in Ungarn u. v. a. O. werden Gangzüge von 10—100 Lachter Mächtigkeit abgebauet.

Änderungen, welche bei dem Zusammentreffen der Gänge ihre Richtung sowol im Streichen als Fallen berühren, werden allgemein unter Verschiebung und Verwerfung begriffen. Schmidt stellt hierüber einen auf zahlreiche Beobachtungen begründeten Satz auf, nämlich: daß wenig von der seigern Richtung abweichende Gänge, wenn dieselben von jüngern Gangspalten dem Streichen nach durchschnitten werden, immer nur eine geringe; tonnlägige hingegen eine beträchtlichere, und schwebende Gänge stets die beträchtlichsten Seitenverschiebungen erleiden. Im Sain-Altenkirchenschen auf der Freundschaft z. B. werden mehre Gänge mit abweichendem Neigungswinkel von jüngern durchsetzt. Die horizontalen Entfernungen der Punkte des Abschneidens dieser ältern Gänge von den Punkten des Wiederansetzens derselben auf der andern Seite der jüngern Gänge sind aber nicht unter einander gleich, sondern verhalten sich wie das verschiedene Einfallen der ältern. Den äußerst seltenen, und nur sehr geringen seitlichen Verschiebungen seigerer Gänge stehen Beispiele großartiger Verwerfungen, bei schwebenden Gängen gegenüber wie zu Holzapfel von 40 Lachtern. Die weitern Untersuchungen führten Schmidt auf neue Sätze, die wir ihrer Wichtigkeit wegen sowol für den Bergbau als für die Entstehung der Gänge aus seiner oben erwähnten Schrift noch anzuführen für nöthig erachten. Er nimmt nämlich an, daß die Gebirgsmassen im Hangenden und Liegenden der Gänge bei Entstehung der Gangspalten in einer solchen Richtung aus einander gezogen wurden, welche rechtwinkelig mit dem Streichen der Gänge an dem Einschießen derselben hinuntergeht oder kürzer, welche mit der Falllinie derselben parallel ist; und ferner, daß die Größe der Seitenverschiebungen, welche ältere Gänge von jüngern erleiden, nächst der größern oder geringern Höhe des Sprunges nur durch die größere oder geringere Weite der gegenseitigen Neigungswinkel derselben bestimmt wird. Diese Annahmen führen zu folgenden, in der Natur überall begründeten Sätzen: 1) Wenn seigere Gänge von seigerfallenden Gängen durchschnitten werden, erleiden die erstern keine Seitenverschiebungen, sondern setzen auf der andern Seite der durchschneidenden Gänge unverrückt in derselben Linie fort. 2) Werden tonnlägige Gänge von seigern durchsetzt, so erleiden jene durch ihre eigenen Tonnlagen Verwerfungen. 3) Durchsetzen umgekehrt tonnlägige Gänge seigere, so werden letztere durch die Tonnlage der erstern verworfen. Hiervon gilt als Ausnahme: 4) Kreuzen sich Gänge unter solcher gegenseitigen Beschaffenheit ihrer Neigungswinkel rechtwinkelig, so findet keine Verschiebung des ältern Ganges statt. Aus Nr. 2 und 3,

folgt dann: 5) daß tonnlägige Gänge, von eben solchen durchsetzt, nicht allein durch ihren eigenen Neigungswinkel, sondern auch durch den des durchsetzenden Ganges Verschiebung erleiden. Von diesem Satze gilt folgende Ausnahme, als: 6) Wenn die gegenseitigen Tonnlagen und das gegenseitige Streichen beider Gänge zufällig grade solche Mensuren und respective Richtungen haben, daß der mit dem jüngern Gange entstandene Durchschnitt des ältern Ganges genau in die Falllinie des erstern eintrifft, so kann aus den im Vorhergehenden liegenden Gründen keine Verrückung stattfinden, sondern die Gänge kreuzen sich nur unter schiefen Winkeln, ohne sich zu verwerfen, oder, wie der Bergmann sagt, sie geben sich das Scheer- oder Andreaskreuz. Für die vorzüglich in bergmännischer Hinsicht interessanten Untersuchungen Schmidt's über die Verschiebung der Gänge müssen wir, da dieselben uns hier zu weit führen, auf dessen Schrift verweisen. Auch v. Carnall's gründliche und ausführliche Abhandlung über die Rücken und Sprünge im Steinkohlengebirge in Karsten's Archiv für Mineral., Geogn. ꝛc. 1836. IX. S. 3—216 enthält sehr viele auf die Gänge anwendbare Beobachtungen, die bei einem specielleren Studium der Gangverschiebungen nicht übersehen werden dürfen.

Die Erscheinungen bei dem Durchsetzen der Gänge durch verschiedene Gebirgsmassen sind schon gelegentlich im Vorhergehenden berührt worden, und machen wir hier nur noch auf wenige Beobachtungen darüber aufmerksam. Der Spaatgang Isaak zu Rothenfurt setzt aus dem Gneiß in Porphyr mit unverändertem Streichen und Fallen, aber mit Änderung der Mächtigkeit und der Ganglieder. Im Gneiß ist er nämlich meist 20 Zoll mächtig, im Porphyr nur 6—10 Zoll, im erstern sind die Gangglieder Quarz und Flußspath mit grobwürfligem Bleiglanze, in letzterem nur schmale Quarztrümchen mit wenig Bleiglanz, welche sich durch den Porphyr hinziehen und den Gang zertrümmert erscheinen lassen. Bei Frauenstein und Großdorfhain wurden ähnliche Verhältnisse beobachtet. Die Gänge haben daselbst 4—40 Zoll Mächtigkeit im Gneiß, und ihre Glieder bestehen aus Quarz, Kalkspath, Letten mit gediegenem Silber, Glaserz, Rothgültig, Fahlerz, Schwefelkies u. a. Sowie sie in den Porphyr übersetzen, erscheinen sie nur noch als 1—2 Linien starke Trümchen. Die Schiefer des Thonschiefers, Glimmers und Gneißes werden als Nebengestein nicht selten in der Nähe des Ganges aus ihrer eigenthümlichen Lage gebogen, wie am Ludwig Spaate auf Kurprinz Friedrich August, auf dem Kuhschacht zu Bräunsdorf und a. a. O.

b) Eintheilung der Gänge.

Eine natürliche Eintheilung der Gänge wird erst dann aufgestellt werden können, wenn deren Entstehung zuverlässiger erkannt worden ist, als bis jetzt, wo noch viele Räthsel in dieser Hinsicht zu lösen sind. Die gewöhnliche, im bergmännischen Interesse begründete Eintheilung der Gänge ist in erzführende und erzleere, oder taube. Wie unnatürlich diese Scheidung ist, leuchtet schon bei einer flüchtigen Bekanntschaft mit den Gängen ein. Das Erz ist häufig nur ein ganz zufälliger Gemengtheil in den Gangliedern, ja fehlt auf dem Gange selbst zuweilen und wird nur im Nebengestein bauwürdig, aber dennoch soll sein Vorkommen das Bestimmende sein. Schon wenn das Erz sparsamer auftritt und sein Gewinn nicht mehr lohnt, nennt der Bergmann den Gang nicht selten taub. Gänge mit denselben Gangliedern und augenscheinlich von derselben Entstehung als manche Erzgänge heißen taube, weil ihnen zufällig das Erz fehlt, und vielleicht nur an der Stelle, wo sie in Angriff genommen wurden. Trotz ihrer Unnatürlichkeit sind wir genöthigt, diese Eintheilung beizubehalten.

Die tauben Gänge, die man besser noch Gesteinsgänge im Gegensatz zu den Erzgängen nennt, bieten in ihrer äußern Erscheinung keine abweichenden Verhältnisse von den Erzgängen, wenn man nicht etwa die ungeheure Mächtigkeit mancher Granit- und Basaltgänge als auffallenden Unterschied bezeichnen will. Wir haben hier daher nur ihre Gangmasse selbst zu berücksichtigen. Diese ist entweder eine einfache, oder aus mehren Gliedern zusammengesetzte. In letzterem Falle bestehen die Glieder aus denselben Gesteinen, als in den Erzgängen, nämlich aus Quarz, Hornstein, Baryt, Flußspath, Kalkspath, Braunspath u. s. w. Wegen dieser Zusammensetzung hat man derartige Gänge auch Ganggesteinsgänge zum Unterschiede von den Gebirgsgesteinsgängen genannt. — Am häufigsten werden dieselben in der Nähe der Erzgänge angetroffen und stehen auch in dem innigsten Zusammenhange mit diesen. Indessen werden sie auch fern von erzführenden Gebirgen angetroffen; bei Trotha in der Nähe von Halle findet sich z. B. ein aus Flußspath und Kalkspath bestehender Gang im Porphyr, der in dieser ganzen Gegend überall durch Steinbrüche aufgeschlossen, aber nirgends erzführend sich zeigt. Im bunten Sandsteine bei Thale am Harz sah ich einen Gang von Quarz und Kalkspath, während auch hier noch kein Erzvorkommen beobachtet worden. Dergleichen Beispiele lassen sich aus den verschiedensten Gebirgen anführen. Die Ganggesteinsgänge bestehen häufig nur aus einem einzigen der erwähnten Ganggesteine, und man könnte sie dann im Gegensatz zu den andern einfache Gänge nennen. Jedes Gebirge, jede ältere Gesteinsmasse wird von solchen Gängen, vornehmlich von Quarz- oder Kalkspathgängen, durchsetzt, ja nicht selten durchschwärmt. Die Gänge von Gebirgsgestein, von denen bei strenger Scheidung Quarz- und Kalkspathgänge nicht ausgeschlossen werden können, bestehen außer den genannten Gesteinen vorzüglich aus Granit, Syenit, Grünstein, Porphyr, Basalt u. a. Wo dieselben in vorwiegender Längserstreckung mit dem Charakter von Spaltenausfüllungen im Gebirge hervortreten, schreibt man ihnen ein gangartiges Vorkommen zu und nennt sie in weitester Bedeutung des Wortes auch Gänge. In Westmoreland bei Wast Dale Head, um einige Beispiele solcher Gänge anzuführen, dringen von einer großen Granitmasse einzelne Granitgänge in den Grauwackenschiefer ein. Im Glimmerschiefer der Grafschaft Wicklow setzen ebenfalls Granitgänge auf. Einer derselben ist 15 Fuß mächtig, erst in der Nähe der Meeresküste sichtbar, sodaß er

sich nur 40 Fuß weit verfolgen läßt und dann unter dem Meere verschwindet. Der Granit desselben ist sehr feinkörnig, weiß und glimmerarm, und die Glimmerschiefer biegen sich an einer Stelle bogenförmig über den Gang weg. Das Saalband ist keine ebene Fläche, sondern Gang- und Nebengestein greifen bald hier, bald dort in einander, und der Granit schließt selbst Bruchstücke des Nebengesteins ein. Dieses ist in der Nähe des Ganges meist quarzreicher, als gewöhnlich. Syenitgänge wurden im Glimmerschiefer beim Goodlandcliff in der Grafschaft Antrim beobachtet. Bei Roxbourg unweit Boston setzen in einem aus sehr mannichfaltigem Geschiebe bestehenden Conglomerat bis 30 Fuß mächtige Trappgänge auf. Gänge körnigen Kalkes durchbrechen in Rheinbaiern bei Wolfstein den Diorit und Kohlensandstein. Sie zeigen eine von wenigen Zoll bis über 30 Fuß wechselnde Mächtigkeit.

Über die Eintheilung der Erzgänge finden sich in den zahlreichen Schriften über die sächsischen Erzgänge sehr schätzenswerthe Versuche, unter denen wir die wichtigsten hervorheben wollen. Werner gibt in seiner Theorie von der Entstehung der Gänge eine Eintheilung der im freiberger Revier von zwei Meilen Länge und einer Meile Breite zu seiner Zeit bekannten Gänge. Alle Gänge von einer und derselben Entstehung nennt er eine Gangformation und die in einer Gegend beisammen vorkommenden Gänge derselben Formation eine Gangniederlage, die er dann näher bezeichnet nach den Orten ihres Vorkommens und den Erzen, die sie führen. Die erste und älteste Niederlage im angegebenen Revier ist die silberhaltige Bleiniederlage. Ihre Gangarten sind vorzüglich Quarz als äußeres Glied, ferner als mittleres Glied etwas Braunspath, Kalkspath und Erze, nämlich silberhaltiger Bleiglanz, Arsenikkies, schwarze Blende, Schwefelkies, Kupferkies und Spatheisenstein. Die dazu gehörigen Gänge liegen südlich und östlich von Freiberg größtentheils im hohebirkner Revier, sind meist stehende und ihre Mächtigkeit wechselt zwischen sechs Zoll bis zwei Fuß. Als zweite Niederlage bezeichnet Werner eine Silber- und Bleiniederlage mit denselben Ganggliedern als die erste und mit silberhaltigem Bleiglanz, schwarzer Blende, Schwefelkies, Arsenikkies, Rothgültig, Sprödglaserz, Weißgültig und Federerz. Ihre Gänge dehnen sich im bränder Revier aus, sind stehende-flache oder Morgengänge und höchstens zehn Zoll mächtig. Die dritte Niederlage ist eine silberarme Bleiniederlage mit Quarz, Bleiglanz, viel Schwefelkies, etwas schwarzer Blende und rothem Eisenocher, und kommt fast nur auf stehenden Gängen von mittlerer Mächtigkeit im Stadt- und südlichen halsbrückener Revier vor. Auf der vierten, ebenfalls silberarmen, Bleiglanzniederlage bestehen die Ganglieder aus Schwerspath, Flußspath, etwas Quarz und wenig Kalkspath; ferner aus silberarmem Bleiglanz, Strahlkies und wenig brauner Blende. Ihre im halsbrückener Revier liegenden Gänge sind Spathgänge und einen Fuß bis zwei Lachter mächtig. Zu ihnen rechnet Werner auch die Gänge in dem Peak von Derbyshire und von Gislöf in Schonen. Mit ihr verbunden ist eine aus hornsteinartigem Quarz, Schwerspath, wenigem Flußspath, silberreichem Fahlerze, wenigem Kupferkies und etwas Bleiglanz bestehende Niederlage desselben Reviers. Die fünfte Niederlage ist eine gediegen Silber-, Glaserz- und Glanzkobaltniederlage, welche als Gangarten mulmigen Schwerspath und violblauen Flußspath enthält und an Erzen gediegen Silber, Glaserz, Glanzkobalt, etwas Fahlerz, silberreichen Bleiglanz, wenig braune Blende und Spateisenstein führt. Vorzüglich auf den Kreuzen der Stehenden und Späthe findet sich diese Formation bei Freiberg entwickelt. Die sechste, oder gediegen Arsenik- und Rothgültigerzniederlage führt gediegen Arsenik, Rothgültig, etwas Rauschgelb, selten Kupfernickel und Glanzkobalt, wenig gediegen Silber, Bleiglanz, Schwefelkies, Spatheisenstein auf Ganggliedern von Schwerspath, Flußspath, Kalkspath und etwas Braunspath. Ihre Ausdehnung ist sehr gering. Die siebente oder Rotheisensteinniederlage führt nur Quarz und Schwerspath mit Rotheisenstein, und die achte oder Kupferniederlage Kupferkies, Kupfergrün, Malachit, Eisenocker, etwas Quarz und wenig Flußspath. Neben diesen acht Hauptniederlagen führt Werner noch einige sehr untergeordnete an, die wir übergehen, um uns sogleich zu Freiesleben's umfangreicherer Arbeit zu wenden.

Freiesleben unterscheidet selbständige Gangformationen und sporadische. Die erstern füllen die Gänge, denen sie angehören, nicht immer ausschließlich aus, sondern treten anderwärts nur vereinzelt auf, um dann die sporadischen Formationen zu bilden. Diese haben weder eine allgemeine Verbreitung noch ein selbständiges Vorkommen und verhalten sich zu den selbständigen Formationen gleichsam wie die Pfropfreiser zu den Stämmen. Die selbständigen Formationen erscheinen nicht auf allen ihnen zugehörigen Gängen vollständig entwickelt, denn von 50 bis 60 Mineralien einer Formation findet man selten mehr als acht bis zehn beisammen, daher in ihnen selbst wieder untergeordnete Gruppen angenommen werden müssen. Die Formationen erhalten ihren Namen von der Gegend, wo sie am vollständigsten ausgebildet sind, die Gruppen von den in ihnen vorwaltenden Erzen. Die Formationen stehen aber keineswegs abgeschlossen und für sich, sondern alle gehen in einander über und zwar netzförmig, nicht reihenweis. Entweder treten einzelne Fossilien als vermittelnd dazwischen, oder sporadische Formationen. Die Gänge der Zügerformation z. B. gehen durch Vermehrung des Braunspathes in die Bränderformation über, durch Kupferkies und Fahlerz schließen sie sich an die Kupfergänge, durch Aufnahme von Chlorit verbinden sie sich mit der tuttendorfer Formation, durch Blende und Bleiglanz mit der johanngeorgenstädter. Die Verbindung der selbständigen Formationen ist so innig, daß oft auf demselben Gange zwei, drei bis sechs verschiedene zugleich vorkommen. Der Neuhohebirkner Stehende bei bescheert Glück z. B. vereinigt die Züger- und Bränderformation und nimmt noch eine Kupfer-, Eisenstein- und Schwerspathformation als sporadische auf. Die Verbindung geschieht überhaupt in folgenden fünf Formen: 1) Zwei Formationen auf demselben Gange sind mit einander verflößt, d. h. die Mineralien beider vermengen sich völlig. 2) Es verbindet sich eine selbständige Formation mit einer sporadi-

schen. 3) Die sporadische Formation erscheint über oder unter einer selbständigen. 4) Zwei verschiedene Formationen liegen in abgesonderten Trümmern als Doppelgänge neben einander. 5) Auf den Kreuzen zweier Gänge von verschiedenen Formationen häufen sich Erze an, die den Gängen selbst völlig fremd sind. Die sächsischen Erzgänge gruppirt Freiesleben in folgender Weise, wobei wir aber die speciellere Charakteristik der einzelnen Formationen übergehen müssen. I. Silbererzgangformation, wozu gehören a) Formation mit ziemlich rein vorwaltenden Silbererzen: 1) Die bräunsdorfer, auch nossener oder edle Quarzformation genannt, mit der sporadisch verbunden sind die mobendorfer Spießglanzformation, die freiberger Kupfer- und halsbrückener Silberformation. b) Formationen, in welchen Silber- und Bleierze vorwalten: 2) Die Bränderformation. 3) Die Scharfenberger-, 4) die Dörfeler- und 5) die Rabenbergerformation. c) Formationen, in welchen Blei-, Silber- und Kupfererze vorwalten: 6) Die Züger-, 7) die Tuttendorfer-, 8) die Lößnitzer-, 9) die Drehbacher-, 10) die Halsbrücker-, 11) die Zschoppauer-, 12) die Oberschlemer-, 13) die Pöbler-, 14) die Bockauerformation. d) Formationen, in welchen Silber-, Kobalt- und Bleierze vorwalten: 15) Die Schneeberger-, 16) die Johanngeorgenstädter-, 17) die Annaberger-, 18) die Sauberger-, 19) die Herolder-, 20) die Hirschsteiner-, 21) die Glashütterformation. II. Kupfererzgangformation, wohin a) Formationen mit vorwaltenden Kupfererzen, nämlich: 22) Die Freiberger-, 23) die Hohensteiner-, 24) die Schwarzenberger-, b) mit vorwaltenden Kupfer- und Eisenerzen: 25) die Voigtsbergerformation und c) mit vorwaltenden Kupfer- und Zinnerzen, wie 26) die Seifenerformation. III. Eisensteingangformationen. a) Mit vorwaltenden Eisen- und Braunsteinerzen: 27) Die Rothenberger- und 28) die Auerformation. b) Mit vorwaltenden Eisenerzen, wie 29) die Schellhauer-, 30) die Struther- und 31) die Muldaerformation. IV. Zinnsteingangformationen: 32) die Eibenstocker-, 33) Gottesberger-, 34) Breitenbrunner-, 35) Auersberger-, 36) Ehrenfriedersdorfer-, 37) Geyersche-, 38) Mühlleiter-, 39) Zumacher-, 40) Pobershauer-, 41) Martersberger-, 42) Geysinger-, 43) Altenberger-, 44) Habichtsleither-, 45) Purschensteiner- und 46) Langenrinnerformation. V. Spießglaserzformation: 47) Die mobendorfer. VI. Braunsteingangformation. VII. Kobalterzformation: 48) Die Pirker, endlich VIII. Arsenikkiesgangformation: 49) Die thalheimer. Während Werner und Freiesleben von der Gangmasse das Classificationsmoment entlehnten, nahm Herder (Der tiefe meißner Erbstolln. [Leipzig 1838.]) die Gangräume als das die Gruppirung Bestimmende. Die freiberger Erzgänge bilden nach ihm keine isolirten Lagerstätten, sondern Zusammenhäufungen in bestimmter Richtung, deren einzelne Gänge viel Übereinstimmendes zeigen und daher sehr natürlich in Gangsysteme oder Gangzüge vereinigt werden können. Solcher Gangzüge lassen sich vier im freiberger Revier unterscheiden: 1) Ein Hauptzug in der Mitte des Reviers nach dessen Längserstreckung hinlaufend, nämlich von Großhartmannsdorf über Brand, Freiberg bis Scharfenberg, etwa 20,000 Lachter lang und 3500 Lachter breit. 2) Ein dem ersten parallel laufender Morgenzug von Oberneuschönberg bis Tharand bei 2500 Lachter Breite, 23,000 Lachter in die Länge sich erstreckend. 3) Ein ebenfalls paralleler 20,000 Lachter langer und 3000 Lachter breiter Abendzug von Gerbersdorf über Öderan, Bräunsdorf, Siebenlehn bis Meißen ziehend. 4) Ein die Mitte des Reviers durchschneidender Querzug von 15,000 Lachter Länge und 2000 Lachter Breite von Roßwein über Gersdorf, Halsbrücke, Niederschöna bis Großdorfhayn sich ausdehnend. Innerhalb dieser Züge nimmt nun auch Herder wieder mehre nach der Gangmasse unterschiedene Formationen an, die er aber auf folgende fünf beschränken zu müssen glaubt: Die kiesige Bleiformation, die edle Bleiformation, edle Quarzformation, barytische Bleiformation und Kupferformation.

Abweichend von den sächsischen Geologen lieferte Fournet Mittheilungen zur Classification der Gänge, die wir wenigstens in Kurzem hier berühren müssen. Zahlreiche Beobachtungen an den mannichfaltigen Gängen im Aveyrondepartement führten Fournet zu der Überzeugung, daß die Gänge am natürlichsten nach den verschiedenen Gebirgsgesteinen gruppirt werden, in denen sie aufsetzen. Für jene Gegend lassen sich drei Gruppen unterscheiden: 1) Alte Gänge des Porphyrsystemes, welche wesentlich sehr silberreichen feinkörnigen Bleiglanz führen und körnigen Quarz. 2) Gänge des Serpentinsystemes von Najac, enthaltend Quarz, Eisen- und Kalkspath und Bleiglanz, auch häufiges Kupferkies und Bournonit. 3) Gänge des Serpentinsystemes von Milhau, welche Quarz mit vielem Baryt und armem Bleiglanz führen. Während diese Eintheilung sich auf das gangführende Gebirgsgestein gründet, ist eine andere auf das Ganggestein sich beziehende angedeutet worden, so nämlich, daß die Gänge nach der gesetzlichen Folge ihrer Gangglieder gruppirt werden, indem alle Gänge mit gleichen Gliedern in dieselbe Gruppe, alle Gänge, denen das äußere oder die beiden äußern, festbestimmten Glieder fehlen, wiederum in besondere Gruppen vereinigt werden. Indessen der Durchführung dieser Classification stehen erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Abgesehen davon, daß bis jetzt erst die wenigsten Gänge in dieser Hinsicht gründlich genug studirt sind, kennt man doch schon zahlreiche Beispiele von Gängen, denen jede Spur von Gliederung fehlt, ferner von solchen, welche eine völlig abnorme, eigenthümliche Gliederfolge besitzen u. s. w. Wir begnügen uns damit, auf fünf verschiedene Eintheilungen der Gänge aufmerksam gemacht zu haben und übergehen die anderweitig aufgestellten, theils weil dieselben den erwähnten beiweitem an Werth nachstehen, theils weil sie zu kurz angedeutet sind und keine allgemeine Bedeutung beanspruchen.

c) Entstehung der Gänge.

Der in den Gängen angehäufte Metallreichthum wurde schon von den Alten ausgebeutet und die Gänge selbst schon damals von den andern Lagerstätten unterschieden. Aber die Alten begnügten sich damit, das Metall zu gewinnen und lieferten weder eine Beschreibung der von ihnen aufgeschlossenen Gänge, noch fragten sie sich, auf welche Weise das Erz in die Gänge gelangt sei. Erst

Agricola (gest. 1555) schrieb ausführlich über diesen Gegenstand (de re metallica. 1556.) und stellte eine Theorie von der Entstehung der Gänge unter dem Titel de ortu et causis subterraneorum auf. Er hält die Gänge für Spalten und Klüfte, welche theils bei der Bildung der Gebirgsmassen, theils nach derselben durch Wasser entstanden. Das Wasser führte auch die Ganggesteine in die Spalten, auf deren Ausbildung noch Wärme und Kälte, sowie eine erhärtende flüssige Materie einwirkten. Agricola's Ansicht wurde von vielen Schriftstellern unverändert beibehalten, oder nur wenig modificirt wieder gegeben. Übergehen wir die Ansichten eines Meyer, Löhneis, Barba u. A., welche die Erzführung der Gänge von der Sonne oder andern Gestirnen herleiten: so treffen wir zunächst auf Becher, der in seiner physica subterranea (1669 u. 1703.) die Metalle in Dampfgestalt aus dem Erdinnern aufsteigen und auf diese Weise die Gänge bereichern läßt, aber über die Gangräume und Ganggesteine keine Vermuthung äußert. Der bekannte Chemiker Stahl commentirte Becher's Schriften und fügte die Erklärung der letztern hinzu, daß nämlich die Gangräume bei der Erdbildung entstandene Spalten seien, in die ein zarter Thon als Ganggestein durch das Wasser eingeführt sei. Stahl selbst läßt indessen die Gänge in seiner Abhandlung de ortu venarum metalliferarum (1700.) gleichzeitig mit den Gebirgen und der Entstehung der Erde sich bilden. Abweichend von seinen Vorgängern behauptete Henkel in seiner Pyritologia oder Kieshistorie (1725.), daß die Erze im aufgelösten Zustande in der feinsten Zertheilung in den Gebirgsgesteinen vorhanden gewesen seien und erst durch eine in denselben entstandene Gährung in Dampf verwandelt auf den Gangräumen sich concentrirt hätten. Auch diese Theorie fand, wie die des Agricola, mehrfachen Beifall. Indessen stellte ihr Zimmermann in seiner oberfächsischen Bergakademie (1746.) eine noch weniger begründete Hypothese entgegen, indem er behauptete, die Gänge seien lediglich aus Umwandlung des Gebirgsgesteins entstanden und vorher gar nicht vorhanden gewesen. Eigenthümlicher noch ist Lehmann's Ansicht (Abhandlung von den Metallmüttern. 1753.), nach welcher alle Gänge nur die Ausläufer von einem großen im Erdinnern befindlichen Stocke seien und sich zu diesem ganz wie die Zweige zum Stamme verhielten. Um Vieles gründlicher und scharfsinniger als alle seine Vorgänger schrieb Oppel über die Gänge, aber in Betreff deren Entstehung behauptet er, sie seien aus mannichfachen Ursachen entstandene und später von Neuem mit Gestein und Erden ausgefüllte Spalten. Die von Delius, Charpentier, Baumer, Gerhard, Trebra, Lasius u. a. Zeitgenossen aufgestellten Ansichten stimmen im Wesentlichen mit den ältern überein, oder sind zum Theil so ungereimt, daß sie keine Berücksichtigung verdienen. Endlich trat Werner auf und legte, indem er die Geognosie als selbständige Wissenschaft schuf, zugleich den Grund zu einer wissenschaftlichen Geologie. Seine oben angeführte Schrift: Neue Theorie von der Entstehung der Gänge zeigt denselben Scharfsinn und dieselbe Gründlichkeit, durch welche er zum Gründer einer neuen Periode in den mineralogischen Wissenschaften wurde. Alle wahren Gänge, behauptet er in derselben, sind wirkliche, Anfangs offene, und nachher fast blos von Oben herein ausgefüllte Spalten. Diese sind aus verschiedenen Ursachen entstanden und derselbe Niederschlag, welcher die Gebirgsmassen bildete, erzeugte auch die Gangmassen. Für den ersten Theil seiner Ansicht bringt er neun ebenso ausführliche als überzeugende Beweise bei, die sich auf zahlreiche Beobachtungen an Gängen und auf die gegenwärtige Thätigkeit der Natur stützen. Für die Ausfüllung der Gangräume von Oben durch wässerige Niederschläge stellt er drei Beweise auf und geht dann zu einer sehr ausführlichen Widerlegung der dieser Theorie etwa zu entgegnenden Einwürfe, sowie der ältern Theorien über. Werner's Ansichten fanden den allgemeinen Beifall, den sie auf dem damaligen Standpunkte der Wissenschaft verdienten, und nur einzelne Stimmen erhoben sich gegen dieselben, ohne sie jedoch völlig zu entkräften. Erst später, als auch außerhalb Sachsen gründliche Beobachter den Gangverhältnissen eine nähere Aufmerksamkeit schenkten, zeigte sich die Einseitigkeit der Werner'schen Theorie. Boué sprach zuerst gegen Werner aus, daß die Erzgänge in den crystallinischen ungeschichteten oder Plutonischen Gebirgen durch Sublimation gebildet seien, und Alexander von Humboldt schrieb gleichfalls den Erzlagerstätten im Granit, Porphyr und Syenit des Ural und Altai einen vulkanischen Ursprung im weitesten Sinne des Wortes zu. Auf beide gestützt, versuchte Necker (Lond. Edinb. geol. magaz. 1832. Septbr. I, 225) die geologischen Gesetze über die Verhältnisse der Erzlagerstätten zu den umschließenden Gebirgsmassen zu entwickeln. Auch Fournet nahm diese Erweiterung der Werner'schen Theorie auf, indem er die Gänge von Porphyr, Trachyt u. s. w., worin die Kieselerde sich mit andern Stoffen verbunden hat, für auf feurigem Wege ausgefüllte Spalten erklärte, dagegen die Gänge, in denen die Kieselerde allein für sich vorkommt, für von Unten durch Quellen, oder von Oben durch Einwaschung erfüllt ansah. Für die letztere Entstehungsweise weist Fournet sogar fünf verschiedene Perioden nach. Herder entwickelt in seiner Schrift: Der tiefe meißner Erbstollen (Leipzig 1838.) gleichfalls mit besonderer Ausführlichkeit und Gründlichkeit die Theorien über die Entstehung der Gänge. Er unterscheidet die Theorie der Congeneration, Lateralsecretion, Descension und Ascension, und behauptet, auf seine zahlreichen Beobachtungen gestützt, daß keine einzige dieser vier Theorien einseitig erfaßt werden dürfe. Vielmehr muß die Bildung der Chlorit-, Feldspath-, Glimmer-, der tauben Quarz- und Zinnerzgänge im Gneiß-, Glimmerschiefer-, Thonschiefer-, Granit- und Porphyrgebirge, der Talk-, Amianth- und Asbestgänge im Serpentingebirge, der Kalkspathgänge im Übergangs- und Flötzkalkstein, der Gypsgänge im Flötzgebirge und selbst der Kupfer-, Kobalt- und Nickelgänge im Kupferschiefergebirge durch die Congenerations- und Lateralsecretionstheorie erklärt werden, dagegen die Letten-, Sandstein- und Kalkgänge mit Geschieben durch die Descensionstheorie. Die mächtigen, oft meilenweit verbreiteten Granit-, Syenit-, Porphyr- und Basaltgänge, sowie die eigentlichen Erzgänge des Ur- und Übergangsgebirges, finden nur in der Ascension eine

Erklärung und zwar so, daß die erstern im feurig flüssigen Zustande emporstiegen, während die Erzgänge durch wässerige oder gasförmige Aufsteigung sich allmälig ausbildeten. Für letztere, durch Wasserquellen oder Gasausdünstung erzeugte Erzgänge liefert die gegenwärtige Thätigkeit der Natur noch zahlreiche Beispiele und Analogien, und überdies spricht dafür: 1) Das häufige und vorzugsweise Vorkommen der Silicate; 2) die Zusammensetzung der Ganglieder aus Mineralien, deren Entstehung auf nassem Wege außer Zweifel ist; 3) die formelle, theils krystallinische, theils getropfte und stalactitenartige Beschaffenheit jener Mineralien; 4) die regelmäßige Folge der Ganglieder; 5) die ausgebildeten Krystalle in den offenen Räumen, oder der Mitte der Gänge, besonders von Schwerspath, Flußspath, Bleiglanz, Schwefelkies, Amethyst u. a.; 6) das Vorkommen von Anflug an den nach Unten gewandten Seiten der Krystalle; 7) die auffallende Ähnlichkeit und Übereinstimmung vieler Ganglieder mit den Erzeugnissen noch jetzt fließender Mineralquellen und andererseits mit den Gebilden vulkanischer Dämpfe, mit den Hüttenproducten, sowie der Übereinstimmung der Imprägnirung und Umwandlung des Nebengesteines der Gänge mit der des Gemäuers, der Röst- und Schmelzöfen; 8) die Verschiedenheit des Vorkommens der Erz- und Gangarten nach der Teufe; 9) der Einfluß der oryktognostischen Verschiedenheit auf die demgemäß sich verschieden bildende Gangausfüllung; 10) das Vorkommen von Bruchstücken des Nebengesteines in der Mitte der Gänge, die von der emporgestiegenen Masse getragen sein müssen; 11) das Vorkommen von Bruchstücken des Nebengesteines in obern Sohlen von Punkten des letzten aus tieferen Sohlen; 12) das theilweise von Unten auf sich zeigende Eindringen von Ganggliedern neuerer Formationen in Gangmassen älterer Formationen, ohne bis in obere Teufen hinaufzudringen; 13) die Übereinstimmung des Vorkommens der Vulkane, der Mineralquellen und der Erzgangniederlagen in langen, auf und in weithin gedehnten Spaltenzügen ruhenden Reihen. Endlich scheint es unzweifelhaft, daß auch magnetische und elektrische Kräfte in den höchsten Potenzen bei der Bildung der Erzgänge thätig waren. Denn auffallend ist, daß im sächsischen Erzgebirge die Eisensteingänge, sowie die Gänge des dem Magnet folgenden Kobaltes und Nickels vorzugsweise in den Stunden der magnetischen Richtung, den flachen und zunächst angrenzenden Stunden, die Gänge des Silbers und Kupfers vorzugsweise in den Winkelkreuzstunden, den Stunden der elektrischen Strömung, in den Morgen- und zunächst angrenzenden Stunden oder auch da aufzusetzen scheinen, wo dergleichen Klüfte sich anschaaren, schleppen und kreuzen; daß ferner jede der verschiedenen Gangformationen auf Gängen von einer bestimmten eigenthümlichen Richtung, und die Erzveredlung hauptsächlich auf Gangkreuzen, dem Kreuzen magnetischer und elektrischer Wirkung, vorzugsweise vorkommen und daß endlich die Erze sich zu verlieren scheinen, sowie der Gang aus der der Formation eigenthümlichen Richtung heraustritt. Wenn nun auch einzelne Erscheinungen auf Gängen sich noch auf andere Weise erklären lassen, als in der eben angegebenen, wenn diese selbst auch noch einige wenige Punkte unerörtert läßt, so ist doch die Herder'sche Darlegung unter allen Gangtheorien diejenige, welche die allgemeinste Bedeutung hat und auf die zahlreichsten Beobachtungen gegründet ist. In der That sprechen auch die glänzenden Resultate der gründlichen Untersuchungen, welche Bischof in seinem epochemachenden Lehrbuche der chemischen und physikalischen Geologie (Bonn 1847—1849.) in reicher Fülle niedergelegt hat, für die Theorie Herder's. Bischof selbst hat versprochen, in der noch nicht erschienenen letzten Lieferung seines Werkes, die Bildung der Erzgänge in einem besondern Abschnitte zu erörtern und erwartungsvoll sehen wir dieser Darlegung entgegen, da sie gewiß über die meisten der bis jetzt nicht genügend oder völlig unerklärten Erscheinungen der Gangbildung ein helles Licht verbreiten wird. (*Giebel.*)

GANG und GÄBE, eine alte und volksthümliche Formel in Betreff der Waaren und Münzen, non quatenus, wie Joh. Georg Wachter sagt, per manus hominum eunt, sed quatenus usu probantur. Jedoch ist das durch die Hände gehen bildlich auf den erprobten Gebrauch übertragen, wie daraus erhellt, wenn man die Redensarten, die Waare geht gut, oder geht schlecht oder nicht, die Sache ist im Gange, betrachtet. Sowie das Substantiv Gang, z. B. Gang des Rechten, Recht-Gang u. s. w. (cursus juris), ferner für Gebrauch z. B. in einer Münzordnung vom J. 1529 [1]): Damit u. s. w. die untuchtige Muntz gentzlich abgeschafft und aus ihrem Ganck und gemeinen Henden kommen, verschiedene Anwendungen [2]) hat, so auch die daraus gebildeten Beiwörter. So z. B. ganghaftig im Betreff der Gerichte, z. B. im J. 1497 [3]): das in allen sachen zu Bopart von alter übunge gankhaftig rechts zu pflegen unbekommen gewehst und noch ist, im J. 1551 [4]): bei unserm Hofgerichte des Fürstenthums Anhalt, oder wo das nicht ganghaftig oder verordnet sein würde u. s. w.; im Betreff der Münzen, z. B. in der Münzordnung der Herzoge von Sachsen im J. 1497 [5]): Derhalben wir ordnen, setzen und wollen, das hinfürder alle unsere gemonzte Lauen-Pfennige, allenthalben aufgewechselt, vorpotten und zu nehmen oder auß zu geben vermyden werden. Sundern die andern unser Pfennig mit den zweyen Schwerten, und dem Lansperger schilt, sollen nicht in diesen wechsel gezogen, sundern unser gangkhafftige Montz seyn und bleiben; in einer Urkunde von 1521 [6]): mit guden gangckhaftigen wichtigen gulden oder annenbergern groschen der syben einen Reynischen gulden machen; in einem Spruche des leipziger Schöppenstuhls [7]):

1) Bei v. Senckenberg, Samml. ungedr. Schriften. 1. Th. S. 298. 2) Im Niedersächsischen auch hat Gang alle Bedeutungen des Hochteutschen, welche Frisch mit Sorgfalt aufgeführt hat, z. B. to Gange krigen, hervorkriegen zum Gebrauch; to Gange kamen, ans Werk kommen; Lüde to Gange krigen, Leute zu einem Geschäfte zusammenbringen. Tiling, Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs. 5. Th. S. 481. 482. 3) Bei *Hontheim*, Histor. Trevir. T. II. p. 502. 4) s. das harzgeroder Privilegium des Fürsten Georg von Anhalt bei *Beckmann*, Hist. Anh. T. I. p. 550. 5) Bei *Tenzelius*, Supp. Histor. Goth. III. p. 707. 6) Bei *Haltaus*, Gloss. Germ. col. 585. 7) Hinter dem Landrecht, Bl. 162.

also daß ein Pfund 20 Schilling 16 Pfennig, darum man Brod und Bier kauffen mag, das ist, die da ganghaftig und geb sind, gerechnet werde. Für ganghaftig wird jetzt allgemein gangbar gebraucht. Im Englischen oder dem sogenannten Angelsächsischen [8]) findet sich genga béon [9]) (sein) viel vermögen, ungaenge don [10]), irritum (invalidum) facere, im Schwedischen gängse, gangbar, üblich, im Dänischen gängs, gängse, gangbar, gáng und gebe, ähnlich im Altfriesischen ganse, genzie, ginse, worauf wir weiter unten zurückkommen. Im Niedersächsischen und als Kunstausdruck findet sich in der weidmännischen Sprache: ein gängiger Hund, d. h. einer, der munter, flüchtig geht, einen Leithund gängig machen, ihn abrichten, daß er an dem Hängeseile gehen lerne. Für ein gängiger Hund wird auch ein gänger Hund gebraucht. Am verbreitetsten ist die Bedeutung von gänge in der von gangbar, wenn man z. B. sagt eine gangbare Münze, welche im Handel und Wandel ohne Weigerung angenommen wird, eine gangbare Waare. In einer Urkunde von 1380 [11]) heißt es: mit solcher Werschaft, die denne für Costentzer Pfenning in gemeinem Louff, ohngefährlich gäng und gäb ist. Luther braucht 1 Mos. 23, 16: und wug ihm das Geld dar, das er gesaget hatte, daß zuhöreten die Kinder Heth, nämlich vierhundert Seckel Silbers, das im Kauf gäng und gäbe war. Gänge wird im Latein des Mittelalters am häufigsten gegeben durch cursibilis. So in einem Schreiben vom J. 1499 [12]): in moneta cursibili, oder mit dem Zusatz legalis, so in einer Eppensteiner Urkunde vom J. 1272 [13]): monetae cursibilis et legalis. Am besten wird gänge und gäbe in einer Urkunde des Propstes Wortwin von Aschaffenburg vom J. 1191 [14]) ausgedrückt durch: sex solidos (solidi) Wirzeburgensis monetae, quae tunc melior currit, in festo beati Andreae Ap. solvantur. Im Betreff des gangbaren Geldes, welches im Latein des Mittelalters durch currere (französisch argent qui court, qui est de mise, argent metable) am gewöhnlichsten gegeben wird, wird in der Pragmatica sanctione Justiniani cap. 19 ambulare gebraucht, und vadere im 5. Can. des frankfurter Concils vom J. 794: Et in omni emporio novi denarii vadant et accipiantur ab omnibus. Die Stelle im Sachsenspiegel 3. Buch. 40. Art.: So getame pheninge und so getan silber als der man gelobet daz sal her gelden (zahlen). En ist da aber nicht an bescheiden: so sal man silber gelden und pheninge die *genge und gebe* sin in deme gerichte ist im lateinischen Text gegeben durch — — argentum aut nummi praestentur, qui communiter sunt currentes vel usuales in illo loco vel judicio, ubi promissio facta fuerit, und die Stelle 1. Buch. Art. 44: daz her vergelt, oder zu geldene bot mit silbere oder mit phenningen genge und gebe da, und ez jener weigerte mit unrechte, zu nemene da durch: quod cum argento, aut cum nummis usualibus, debitum persolvere sese obtulit: quam solutionem creditor minus juste acceptare recusavit. *Usualis et cursilis* findet man im Tabulario Palensi [15]) und im Chron. Senon. Lib. II. cap. 16. Im Cod. Theod. Tit. 1. Si quis pecunias conflaverit wird genannt Leg. 1 moneta, in usu publico constituta, und L. 2: in conversatione publica, ebenso Tit. de Conlat. aeris Leg. 1. Lampridius im Alex. Sev. braucht: moneta in conversatione publica [16]), und Senator in der Formula Comitivae sacrarum largitionum Lib. VI. Ep. 7: ut figura vultus nostri metallis usualibus imprimatur. Wenn Kaiser Friedrich I. in einer Urkunde vom J. 1156 sagt [17]): Ut liceat ei in sua civitate monetam publicam cudere, quam per omnem Comitatum et Episcopatum ejus dativam et acceptam esse praecipimus, so entspricht dieses der teutschen Redensart: gäng und genem. In den Formeln gäng und gabhaft, gäng und gäbe beides auf folgende Weise ausgedrückt, in einer Urkunde des Kaisers Karl IV. vom J. 1351 [18]): denarii usuales et dativi; in einer posauer Urk. vom J. 1304. IX. solidos denariorum usualium dativorum, und in einer Urkunde des Erzbischofes Wernher von Mainz vom J. 1266 [19]): vendideris nobis et Ecclesiae Moguntinae pro quadringentis marcis denar. Colon. Moguntiae *usualiter dativorum*. Daß eine Münze [20]) für ein gewisses Land gänge und gebe sein müsse, wird durch die Zusammensetzung landgänge und landgängig ausgedrückt, z. B. in einer Urkunde des Abtes Heinrich von Dobrilug vom J. 1474 [21]): sollen reichen jährlich 40 Schwertgroschen und landganger Müntze. Es wird landgängig auch vom Kaufe und Maßen gebraucht, so z. B. in einer Urkunde vom J. 1404 [22]): Bekennen den — Brudern der Peweler orden tho Halle eynes lantgengigen redeliken kopes u. s. w., dat vorgenannte Holt u. s. w., und in einer Urkunde vom J. 1449 [23]): meten (messen) met eyner *lantgengigen roden* acht Elen lanck. Lateinisch wird gänge auch ausgedrückt durch legalis, z. B. in einer waldecker Urkunde vom J. 1334 [24]): pro trecentis marcis denariorum in Corbeck nunc *legalium* et *dativorum*. In den rüstringer Priesterbußen [25]) heißt es: Sa is thet forme geld thera prestera an there forma wigene twilif stunda sex and thritich shillinga, thes panninges ther binna there stide geve und gense se, ther hi binna ewiged is, so ist das erste Geld (niedrigste Wergeld) der

8) Bei *Benson*, Vocab. Anglosachs. 9) z. B. im Beda III, 12: dhaer Kyninges bene mid drihtne fridhode and genge waere: preces regis apud Deum plurimum valebant; Caedmon 18, 19: unc genge ne waer: non tanti nobis erat. 10) z. B. im Matth.: ge ungaenge gedydon bebod Godes for setnisse eowrum: irritum fecistis mandatum Dei propter traditionem vestram. 11) Bei *Haltaus* l. l. col. 585. 12) Bei *Hocker*, Supplem. Hailsbron. P. II. p. 106. 13) Vergl. *Haltaus* col. 585. 14) Bei *de Gudenus*, Cod. diplom. Vol. I. No. 113. p. 310.

15) ap. *Mariam* Lib. VI. Epist. 7. 16) Im Tabular. Conchens. in Ruthenis Chart. 85 ist auch publica zu moneta gesetzt, nämlich: Centum 84 solidos denariorum exibilium et pocubilium publicae monetae Carcassonae. 17) in Hist. Parmens. T. III. p. 459. 18) in Chron. Constant. ad ann. 1351. 19) *Haltaus* col. 585. 20) ap. *de Gudenum* l. l. No. 320. p. 715. 21) *Haltaus* Col. 1164. 22) Bei v. Dreyhaupt, Beschreibung des Saal-Creyses. 1. Th. S. 784. 23) Bei *Grupen*, Origg. Hanov. p. 30. 24) Bei demselben, Orig. Pyrmont. p. 179. 25) Bei v. Richthofen, Friesische Rechtsquellen S. 126.

Priester an (von) der ersten Weihe zwölf Mal sechsunddreißig Schillinge des Pfenninges (derjenigen Münze), welcher (welche) binnen der Stätte gebe und gänge ist, darbinnen (binnen welcher) er geweihet ist. In den hunsingoer Bußtaxen §. 77 [26]) heißt es: pent end pennegad mith alsa dena penningum sa ther end tha londe send leve end genzie, ther ma ku end mithe ielt, gepfändet (gestrafet) und gepfenniget (bezahlt) mit sothanen (solchen) Pfennigen (Münzen) so daselbst in den Landen sind gebe und gänge, damit man Kuh und Korn bezahlt. In dem Rudolfsbuch §. 5 [27]): doch schillase des koninghes ban betha mit tua ende sauntigha schillinghen, ende dy penningh schil alsoe denis ieldis wessa als in da land ghinse is, doch sollen sie des Königes Bann büßen mit zweiundsiebzig Schillingen, und der Pfennig (die Münze) soll sothanes (so beschaffenen) Geldes sein, als in den Landen gänge ist. Hieraus geht hervor, daß bei dem obigen geve und ganse, bei ganse nicht etwa an das ebenfalls friesische gans, ganz, zu denken ist, sondern ganse, genzie, ginse friesische Formen für gaenge sind. Dieses wird noch deutlicher, wenn wir das friesische genze, gehen, und stefgensza, stabgänge, stabgängig [vergl. stefgende (stabgehend, am Stabe gehend), lahm, und stefgensza (das am Stabe Gehen), Lahmheit] betrachten [28]). Vergleicht man das neunordische gaense, gänge und gebe, mit dem Friesischen, so geht hervor, daß auch das neunordische nur eine andere Form für das teutsche gaenge ist. (*Ferdinand Wachter.*)

Ganga, s. Pterocles.

GANGANI (*Γαγγάνοι*), ein indisches Volk, wird von Ptolemäus an dem Flusse Sabarus (*Σάβαρος*) mit mehren Städten, namentlich Copha und Tonna, genannt. Unter dem Sabarus ist der Sagra zu verstehen. Aber dieser Fluß und der Zemma, Diamuna (*Διάμουνα*) des Ptolemäus, sind, sowie die Gangani und andere Völker dieser Gegenden in einen äußerst kleinen Raum eingeschränkt *).

(*Ferdinand Wachter.*)

GANGARA (*Γάγγαρα*), nach anderer Lesart GAETARA (*Γαιτάρα*), nach Ptolemäus eine Stadt in dem im Süden des Kaukasus gelegenen Lande Albanien, befand sich nördlich von der Mündung des Flusses Kyrus (Kur), in der Gegend des heutigen Baku †).

(*Ferdinand Wachter.*)

GANGARIDÄ, ein indisches Volk, berühmt dadurch, daß das Heer Alexander's des Großen durch die Nachricht, daß der König der Gangaridä und Pharrasii mit 20,000 Reitern, 200,000 Fußgängern, 2000 Wagen und 3000 Elephanten auf dasselbe warte, sich weigerte, weiter vorwärts zu gehen und der ruhmsüchtige Weltbezwinger dadurch wider seinen Willen umzukehren sich genöthigt sah. Die Gangaridä scheinen in zwei Namensformen vorzukommen, denn bei Diodor von Sicilien und Plutarch werden sie Gandaridae genannt. Man braucht dieses nicht in Gangaridae umzuwandeln, denn die Form Gand hat das sanskritische ka, Wasser, zur Wurzel, und kommt in den Namen verschiedener am Wasser wohnenden Völkerschaften vor; s. *Gandari, Gandarae, Gandaridae, Gandaritis*. Bei Justinus (XII, 8) heißt es von Alexander dem Großen: Inde Adrestas, Gesteanos, Praesidas, *Gangaridas*, caesis eorum exercitibus, expugnat. Als er zu den Cuphiten gekommen, wo ihn von den Feinden 200,000 Reiter erwarteten, bittet das ganze, durch die vielen Anstrengungen ermüdete Heer um Beendigung des Krieges; wenn es ähnlich bei Orosius (III, 18) heißt, nachdem er bemerkt hat: Inde Arestas, Stathenos, Passidas et Gangaridas caesis eorum exercitibus Macedones expugnavere etc., so ist dieses entweder eine ungenaue Zusammenziehung und unrichtige Angabe, oder aber für Gangaridas ist hier Gandaridas zu lesen, denn mit den Gangariden hat sich Alexander's des Großen Heer nicht geschlagen, weil es nicht sie anzugreifen wagte. Wenn Solinus [2]) da, wo er von dem Ganges handelt, sagt: Gangarides extimus est Indiae populus, dessen König 1000 Reiter, 700 Elephanten, 60,000 Fußvolk bei der Rüstung zum Kriege hat, so wird dadurch klar ausgesprochen, warum Virgilius (III. v. 26) zusammenstellt:

> Purpurea intexti tollant aulaea Britanni,
> In foribus pugnam ex auro solidoque elephanto
> *Gangaridum* faciam, victorisque arma Quirini.

Der Dichter stellt nämlich die Britannier und Gangariden, jene als die äußerste Nation im Norden und diese als die äußerste im Osten, welche damals bekannt waren, zusammen. Als ein so berühmtes Volk konnten die Gangaridae auch dem Valerius Flaccus (V.) nicht entgehen, indem er singt:

> — — Acies quem Martia circum
> Gangaridumque, potāque Gerus quos efferat undā.

Im Periegetes (v. 1144) werden sie als Verehrer des Bacchus in der Namensform Gargaridae aufgeführt. Nach Vibius Sequester und nach Curtius wohnten sie jenseit des Ganges. Letzterer (IX. c. 2. §. 8) veranschaulicht dieses durch: excipere deinde Gangem, maximum totius Indiae fluminum, ulteriorem ripam colere gentes Gangaridas et Pharrasios; ihr König sei Aggrammes. Dieser Name des Königs ist wichtig, weil daraus hervorgeht, daß die von Strabon zuletzt und von uns als zweite Gandaritis (s. d.) aufgeführte Landschaft, welche dem andern Porus gehörte, nicht das Land der Gangariden gewesen sein kann. Nach Plinius waren die Gangaridae Calingae auf der westlichen Seite des Ganges. Er sagt nämlich Lib. VI, 21 (18): Die Flüsse Prinas und Cainas, welcher in den Ganges fließt [3]), beide

26) Bei v. Richthofen a. a. O. S. 341. 27) Bei demselben S. 426. 28) s. die Nachweisungen bei demselben S. 774 und 1046.

*) Vergl. Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 5. Th. S. 147.

†) Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 4. Th. S. 451.

1) *Arrian*. V, 29. *Diodor. Sic.* XVII, 93. *Curtius* IX, 2. *Plutarchus*, Alex. Cap. 108. p. 1283. 2) Cap. 52. §. 8. *Salmasius* ad *Solinum* vertheidigt auch hier die Namensform Gandaridae statt Gangaridae. 3) Der Fluß Cainas heißt noch jetzt Kan, fließt jedoch nicht unmittelbar in den Ganges, sondern fällt erst in den Zemma.

schiffbar; Völkerschaften (gentes) die Calingä, dem Meere zunächst, und darüber die Mandei, die Malli, deren Berg Mallus, und das Ende dieses Striches ist der Ganges. Hierauf (cap. 22 (18, 19) handelt er von den Nebenflüssen des Ganges und von diesem selbst und schließt — — — altitudine nusquam minore passuum XX. Novissima gente Gangaridum Calingarum regio Partalis vocatur, oder nach besserer Lesart: altitudine nusquam minore passuum XX novissima gente Gangaridum Calingarum: regia Parthalis vocatur. Dem Könige halten in dem Zeitpunkt der Kriege (in procinctu bellorum) 60,000 Mann Fußvolk, 1000 Reiter, 700 Elephanten Wache. Weiter unten (cap. 23 (20): Von der Mündung des Ganges bis an das promontorium Calingon et oppidum Dandagala 625,000 Schritt. Ungewiß ist, ob man, wie ein Theil der Kritiker thut, Calingôn schreiben und es als den griechischen Genitiv der Mehrzahl nehmen, und durch: das Vorgebirge der Calinger übertragen, oder aber als griechischen Accusativ des Beiwortes der Einzahl in sächlicher Form nehmen, und es Calingon, wie der andere Theil der Kritiker thut, schreiben und durch: das calingische Vorgebirge, übertragen muß. Letzteres ist vorzuziehen, denn Ptolemäus nennt die noch jetzt den alten Namen Kory führende Landspitze *Κόρυ ἄκρον τὸ καὶ Καλλίγικον*. Nach Mannert[4]) dagegen ist das Promontorium Calingarum, wie er das Calingon des Plinius erklärt, das Cap Gordewar. Wie dieses auch sein mag, so ist es doch wahrscheinlicher, daß eine Abtheilung der Gangariden ihren Bezeichnungsnamen Calingae von der Örtlichkeit, wo sie wohnten, hatte, als daß sie dieser Örtlichkeit ihren Bezeichnungsnamen gegeben habe. Der Name Ganges wird fast allgemein als der Vater des Namens der Gangariden angesehen, wenn auch ein Theil derselben nicht am Ganges wohnte, aber dafür auch den Bezeichnungsnamen Calingae[5]) hatte. Diese Gangaridae Calingae werden, wie Mannert annimmt, von Plinius auf die dem Ganges zunächst liegende Küste von Orissa und die nördlichen Circars gesetzt. Ptolemäus führt blos schlechthin genannte Gangaridae auf, setzt sie zwischen die Mündungen des Ganges, gibt ihnen eine dem Flusse gleichnamige Stadt Gange[6]), und gibt ihr die Lage an dem dritten Arme des Flusses, östlich von Duliapur. Wo diese Stadt Gange lag, finden sich jetzt mehr Tiger als Menschen. Nach der Gradenbestimmung des Ptolemäus auf dessen As. tab. 10 lagen die Gangariden unter dem 146. Grad der Länge, unter dem 20. der Breite. (*Ferdinand Wachter.*)

4) Geographie der Griechen und Römer 5. Th. S. 109 bemerkt er: „Das Vorgebürg der Calingae ist nach dem gegebenen Maaße des Plin. von 625 Mill. = 125 geograph. Meilen, das Cap Gordewar bei der nördlichen Mündung des Godavery-Fl.“ 5) Mannert (S. 109) bringt mit dem Namen Calingae, den Ptolemäus nicht anführt, die Stadt Kalliga des Ptolemäus in einiger Entfernung von der Küste am Flusse Tyndis in Verbindung, und nimmt an, daß Ptolemäus wahrscheinlich dadurch die von Plinius angegebene Residenzstadt Parthalis bei der heutigen Stadt Cullo am Mahanadaflusse bezeichne. 6) Ganz verschieden von dieser Stadt Gange des Ptolemäus ist die Stadt Gange des Strabon; s. Gange Nr. 1.

GANGE, indische Städte. 1) Gange des Strabon (XVI, 4. §. 64), von welcher er bemerkt: Artemidoros sage, der Strom Ganges entspringe auf den emodischen Gebirgen und fließe von da gegen Süden fort, bis er zu der Stadt Gange komme, wo er sich gegen Osten wende, und so bis Palibothra und zu seiner Mündung fortfließe. Hieraus folgert man, daß diese Stadt Gange sich ganz in der Nähe von Anopschir an dem Ganges, südöstlich von Delhi, befand[1]). 2) Gange des Ptolemäus, ganz verschieden von der vorigen, nämlich die Stadt der zwischen den verschiedenen Zweigen des Ganges wohnenden Gangaridae (s. d. Art.), lag etwas östlich von dem heutigen Flecken Duliapur[2]). (*Ferdinand Wachter.*)

GANGES. Der Ganges (in der Sanskritsprache Ganga, d. h. Fluß oder Strom) ist der heilige Strom der Hindus, dessen System recht eigentlich die historische Mitte der indischen Welt, der monsunreichen, schwülen Tropennatur wie des brahmanisch gestalteten Völkerlebens bildet. Nach den Legenden der Hindus hat der Ganges lange zuvor, ehe er von den Schneeklippen des Himalaya herabsteigt, einen langen Lauf von See zu See, von Berg zu Berg gemacht; nach andern Legenden quillt er auf dem Berge Meru vom Himmel herab und theilt sich in vier Stromtheile, welche wieder aus Seen über die Berge herabspringen. Nach tibetanisch-chinesischen Landkarten lagen die Gangesquellen weit im Norden, jenseit der höchsten Schneegebirge, traten aus großen Seen hervor und machten schon als große Ströme weite Umläufe. Nach den Aussagen der Hindupilger, welche bis nahe an die Quellen wallfahrten, sollten diese Quellen am Südfuße der Schneegebirge bei dem heiligen Wallfahrtsorte Gangotri aus einer Felshöhle (Gomau, d. i. Kuhmaul) hervorbrechen in Cascaden und doch wieder so klein, daß man hinüberspringen könne. Diese Stelle war nach Tieffenthaler's Hindu-Pilgerkarte nicht weit von Sirinagur, nur 106 indische Meilen, deren 32 auf einen Grad gehen, gegen Nordwesten gezeichnet. Eine andere angeblich heilige Quelle Badri-Nat'h sollte nach Aussagen der Pilger nur neun Tagereisen von Sirinagur liegen, was Capitain Hardwicke, welcher 1796 zuerst versuchte in den Himmalaya einzudringen, bestätigte. Aus den combinirten Pilgerberichten entwarf Colonel Crawford eine Karte von dem obern Laufe des Ganges, aus welcher Lieutenant Colonel Colebrooke, dem sie officiel mitgetheilt wurde, sich von der wahrscheinlichen Lage der Quellen der verschiedenen Gangesarme auf der Südseite des Himmalaya unterrichtete, um im Frühjahre 1808 von Haridwara (Hurdwar) zu ihrer Erforschung auszuziehen. Durch Krankheit verhindert beauftragte er den Lieutenant William Spencer Webb mit der Ausführung des Unternehmens, mit welchem die großen wissenschaftlichen Entdeckungen im Himmalaya beginnen. Webb trat, vom Capitain F. V. Raper begleitet, am 14. April 1808 von Hurdwar[1]) oder Harid-

1) Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 5. Th. S. 110. 2) Derselbe a. a. O. S. 232.

1) Hurdwar liegt nach Hodgson's astronomisch und tri-

wára, d. i. Thor des Hara oder Mahadeva, aus, durch welches der mächtige Ganges zum ersten Male in die Ebenen Hindostans hervorbricht, seine mühselige Gebirgsreise an. Es war zur Zeit der großen Messe, welche viele Tausende von Kaufleuten und Hindupilgern aus ganz Hindostan, von der äußersten Südspitze Coromandels an, zu den Wallfahrten nach den heiligen Badeorten in den Gangesthälern oder zu ihren Tempeln in den Schneegebirgen auf diesem Pilgermarkte versammelt. Mit Pilgerzügen und auf Pilgerwegen gelangten Webb und Raper zunächst zur heiligsten der fünf heiligen Prayaga's[2]) des Ganges im Gebirgslande, zum Deva-Prayaga, einem der besuchtesten Badeorte der Pilger, wo sich die beiden wasserreichsten Arme des Ganges, der Bhagirathi-Ganga, 112 Fuß breit, wild über Felsen brausend von Nordwesten und der Alacananda-Ganga, 142 Fuß breit, mild mit glatter Oberfläche von Nordosten her kommend, vereinigen. Ihre Vereinigung fällt nach Hodgson's Beobachtung unter 30° 8′ 22″ nördl. Br. (nach Webb und Raper 30° 8′ 6″) und 78° 35′ 48″ östl. Länge von Greenwich. Beide Ströme, in welche sich häufig Pilger hineinstürzen, um ein Verdienst im Himmel zu erwerben, sind von Seilbrücken überbrückt, und schwellen zur Regenzeit um etliche 40 Fuß höher an.

Von hier aus verfolgten die Reisenden auf dem Pilgerwege den nordwestlichen Arm, Bhagirathi-Ganga an seinem östlichen (linken) Ufer bis zum ersten Rastorte der Wallfahrer am Strome, der kleinen Stadt Barahat, über wilde Vorberge der Schneeketten von 2—3000 Fuß Höhe, die an verschiedenen Punkten den erhabensten Anblick der ewigen Schneeketten des Himmalaya in ihren parallelen immer höher hinter einander aufsteigenden Kettenzügen und in ihrem allgemeinen Streichen von Südosten nach Nordwesten in erkennbarer Nähe zeigten. Von Barahat rechnete man bis zu dem berühmten Gangotri, d. i. die Gegend, wo der Bhagirathi aus dem Schneegebirge des Himmalaya hervortritt, noch sieben Tagereisen durch das unwirthbarste Land auf den furchtbarsten Felswegen, in Engwegen voll Felsgehängen, Steinschurren, Abstürzen unter den wildesten Schneehöhen und Wasserstürzen. Die Reisenden drangen aber nur noch drei Tagereisen weit bis zum Dorfe Reital (30° 48′ 28″ nördl. Br. und 78° 35′ 9″ östl. L. von Greenwich nach Hodgson) vor, bestimmten nach den Berichten eines bis jenseit Gangotri abgeschickten Munschi die Lage dieses Ortes auf 31° 4′ nördl. Br. und 78° 59′ östl. L. von Greenw., und traten dann die Rückreise zum Alacananda-Ganga an, weil nach den Aussagen der noch weiter nach dem heiligen Wasser der Gangesquellen ziehenden Pilger jenseit Gangotri das Flußbette ganz unzugänglich wäre, indem der dort nur 15—20 Ellen breite halbmannstiefe, reißende Strom unter großen Schneedecken hervorbreche; weil sie schon hier die Überzeugung gewonnen, daß die Quelle dieses Armes an der Südseite des erhabenen Schneegebirges liege, dessen glänzend weiße zackige Gipfel man in einem directen Abstande von 3—4 teutschen Meilen emporstarren sah, und weil man endlich in Reital alle Bagage hätte zurücklassen müssen, ohne welche an ein gedeihliches Vordringen nicht zu denken war. Am 13. Mai erreichten sie Sirinagur, die Hauptstadt der Landschaft Gerwhal am Ufer des Alacananda-Ganga, unter 30° 10′ 52″ nördl. Br. Von den benachbarten 400—500 Fuß über dem Gangesspiegel liegenden Höhen öffnete sich eine prachtvolle Aussicht auf sechs bis sieben hinter einander im Norden sich immer höher emporthürmende, ewige Schneegebirge, deren mächtige Ketten von Südosten nach Nordwesten durch den blauen Himmel zogen. Gegen Ostnordost sollte die zweite heilige, bewallfahrtete Quelle des heiligen Gangesstromes Bhadri-Nat'h liegen. Am 19. Mai wurde der Marsch dahin angetreten und am 27. Mai auf bequemen für die Pilger gebahnten Wegen, die Stadt Josimath, die Residenz des Oberpriesters, erreicht, wo zwei Ströme, der Vishnu-Ganga, von Norden kommend, als rechter, und der Dauli-Ganga oder Leti, von Nordosten herabströmend als der linke Hauptzweig sich vereinigend den Alacananda-Ganga bilden. Ihre Vereinigung wird Vishnu-Prayaga genannt. Der größere, aber weniger bekannte und besuchte Leti führt nach Butan, der kleinere Vishnu-Ganga, der bepilgerte Hauptstrom, nach Bhadri-Nat'h, wohin die Reisenden ihre Richtung nahmen. Schon nach zwei Tagemärschen über Josimath hinaus war man auf allen Seiten von Schneebergen umringt, die Kälte sehr empfindlich. Am 30. Mai erreichte man den Ort und Tempel Bhadri-Nat'h[3]), ringsum von ewigen Schneehöhen umgeben, aus denen sich von allen Seiten krystallhelle Cascaden in den Gangesstrom zusammenstürzen und ihm sein Dasein geben. Der hier nur 18—20 Fuß breite Strom ist häufig von Schneebrücken überwölbt. Bis zu diesen Wasserfällen dringen die Pilger vor, um sich von ihrem heiligen Regen besprengen zu lassen; bei dem nördlichsten, dem Barsu-D'hara, bei dem Orte Mana, stürzt der Fluß zwischen den gewaltigsten ringsum aufgethürmten Felsblöcken, dem vermeintlichen Sitze der Hindupatriarchen, durch die Regenbogenfarben vom Himmel herab. Hier glaubten Webb und Raper am Ursprunge des Gangesthales zu sein und kehrten über Josimath, und dann auf bis dahin unbekannten Wegen direct gegen Süden über die obern Quellströme des Sarju und Kosila, welche nicht mehr den hohen Schneeketten, sondern nur dem vordern minderhohen Berglande des Himmalaya entquellen, in die Ebene von Rohilcund nach Rampur bei Rudrapur zurück.

Den zweiten Quellstrom des Alacananda, den Dauli-Ganga oder Leti, verfolgte im J. 1812 Moorcroft stromaufwärts bis an seine Quellen auf den Niti-Ghat, über

---

gonometrisch genauer Bestimmung unter 29° 56′ 16″ nördl. Br. und 78° 9′ 40″ östl. L. von Greenwich.

2) Prayaga heißt ein Zusammenfluß von zwei Strömen.

3) Der Tempel Bhadri-Nat'h liegt nach Webb unter 30° 43′ nördl. Br. und 79° 38′ östl. L. von Greenwich, dabei das entsühnende Bad mit den warmen Quellen, Tapta-Kund, welches jährlich von 40,000—50,000 Pilgern besucht wird. Er ist einer der heiligsten in Hindostan, einer Verkörperung des Vishnu geweiht, kegelförmig erbaut mit einer Kuppel von 40—50′, dicht über der heiligen Quelle.

welchen er sich einen Weg nach Una-Desa in Bhutan (Bhote) bahnte, welches der einheimische Name für Tübet ist. Seine Quelle liegt unterhalb des steilen Nitipasses, welcher Hindostan von dem tübetanischen Una-Desa (d. i. Wolleland) scheidet, am Fuße des Berges Gangonoli.

Der erste Europäer, welcher die Quellen des vorzugsweise heiligen Gangesarmes, des Baghirati-Ganga, wirklich erreichte, war James Bailly Fraser, welcher im J. 1814 und 1815 im Kriege gegen die Gorkha's, den politischen Agenten William Fraser begleitete, der wegen seiner Localkenntniß das Commando einer militairischen Expedition gegen die Gorkha's erhalten hatte. Fraser scheuete keine Mühe, durch die größten Wildnisse hindurch bis zu den Quellen des Dschemna (Jumna oder Yamuna), dieses berühmten heiligen Zwillingsstromes des Ganges, nämlich bis Dschemnotrie (d. i. Yamuna-vatari, Herabkunft des Dschemna) vorzudringen und von da aus die wildesten Schneeketten gegen Osten übersteigend wirklich auch Gangotri (d. i. Herabkunft des Ganges), die Hauptquelle des Ganges zu erreichen. Er beschreibt als Augenzeuge nicht nur die westlichen Alpengauen Sirmore's, des Dehra-Dun, des Girri-Ganga, des Tonse und Tabur mit ihren Gebirgszügen, den mächtigen Sedletschspalt hinaufwärts bis Seran, sondern auch zuerst Gerwhal und die noch unbekannten Thäler des Dschemna und Bhaghirati-Ganga von ihren Quellen abwärts bis in die bekannteren Gegenden.

Nach dem Kriege ging Hodgson als Surveyor, d. i. als Feldmesser, nach denselben Gegenden ab, um sie zu vermessen und aufzunehmen. Er brach am 28. Mai 1817 von Calsi (30° 31′ 24″ nördl. Br.), noch nicht eine volle geographische Meile oberhalb des Zusammenflusses des Tonse und Dschemna im Dschemnathal, auf und vollendete die Vermessung der ganzen Strecke bis Dschemnotri bis zum 21. April. Hierauf trat er die Rückreise bis Catnaur an, und setzte von da aus, weil er wegen der frühen Jahreszeit nicht, wie Fraser, über den hohen Bansurupaß zum Gangotri vordringen konnte, in einem niedrigeren Seitenzweige, dem Shialbapasse, über den Jackeni-Ghat hinüber nach Barahat und Reital. Ihm und seiner Messung dankt man vorzugsweise die genauere Kenntniß des obern Stromlaufes des Bhaghirati-Ganga, sowie des dabei in Betracht kommenden Systemes des Himmalaya.

Hodgson unternahm es von dem Dorfe Reital aus, bis wohin Webb und Raper vorgedrungen waren (s. vor. S.), zur Gangesquelle vorzudringen. Um den Erfolg zu sichern, mußten die vielen Sangho's (Hängebrücken) über den Strom ausgebessert und Lebensmittel vorausgeschickt werden, da in den höhern Regionen fast aller Ertrag des Bodens und die Zufuhr aufhört. Er brach in Begleitung des Capitain Herbert und nur mit der nothdürftigsten Zahl von Kuli's oder Lastträgern versehen am 21. Mai 1817 von Reital auf, und erreichte nach 5½ Stunden das Dorf Tawarra (Tear bei Fraser, Tearoo bei Skinner), bei welchem (nach Skinner) noch viel rother Spinat gebauet wird, in einer Distanz von 15,052 gemessenen Schritten, deren Länge man bei Steilwegen zu 30 Zoll berechnete. Die höchst beschwerlichen Felswege über den Fluß Saar konnten oft nur barfuß mit Sicherheit passirt werden, zur Linken an Granitmauern, zu Rechten an furchtbaren zum Ganges hinabgehenden Abstürzen. Eine besondere Merkwürdigkeit bei dem Dorfe Tawarra ist, da im Allgemeinen den Vorketten des Himmalaya die Seebildung versagt ist, ein kleiner, nur 50 Ellen breiter, angeblich sehr tiefer See, Cailac Tal, ringsum mit guter Sommerweide für Heerden. Der zweite Tagemarsch von Tawarra bis in die kleine Ebene Dangal, wo am linken Ufer der Bergstrom Limea einmündet, wurde in sechs Stunden auf sehr beschwerlichen Wegen abwärts durch Eichenwald (Mohora bei den Eingeborenen) und Pinus (Rhai oder Rhoh der Eingeborenen) über drei Bergströme mit Sangho's und Granitblöcken zur Seite, zwischen denen viele zerschellte Bäume lagen, zum Gangesufer, zu dem in mächtigen Absätzen ein wilder, 800 Fuß hoher Wasserfall hinabstürzt, zurückgelegt. Am jenseitigen Steilufer, zu dem der Strom nicht überzusetzen erlaubte, zeigten sich eine ganze Reihe heißer Quellen, wie am Dschemna (die ersten und einzigen, welche Hodgson im Gangesthale wahrnahm), kenntlich an den vielen Dampfwolken, die sie emporwarfen. Hier lagen in der Thaltiefe, von den fast senkrechten Piks der Gebirgsseiten herabgeschleudert die ungeheuersten Granitblöcke von 100—150 Fuß Durchmesser, eine wahre Trümmerwelt; im Strome selbst weiter aufwärts Felsenklippen, über welche, von Klippe zu Klippe, schwankende Sangho's aus großen Pinusstämmen mit zwischengelegten Schindeln ohne alles Geländer den kühnen und geübten Wanderer über den tiefen, reißenden, tosenden Strom hinüberleiten. An der größten, nur noch 50 Fuß weiten, Stromverengerung, oberhalb und unterhalb deren sich der Bhaghirati wieder viel weiter ausweitete, schwebte die elastische Brücke noch 30 Fuß über dem Strome. Die kleine, von steilen Felsen umgebene Ebene Dangal ist ohne Dorf, aber der Aufenthalt von einer Menge auf- und abkletternder Bären, von denen einer ohne Scheu bis zu dem Trankplatze der Reisenden herabstieg. Skinner, der später diese Gegend mit dem Namen Dountgul belegte, bemerkte auf den Felshöhen zahlreiche Affen mit schwarzen Gesichtern und grauen Bärten in offenbarer Unruhe und Furcht vor der Karavane. Aller Fels umher ist, nach Hodgson, Granit, die Schichten halten 45° gegen Nordosten, die Schichtköpfe sind demgemäß nach Nordwesten, also nach Außen gehoben. Umher sah man nur Felswände und Felstafeln. Der Bhaghirati-Ganga durchstürzt diese Felslandschaft nur von Fels zu Fels, zwischen denen in der immer höher aufsteigenden Folge von Felskesseln die Stromweitungen mit einer Ausdehnung des Wasserspiegels von 100—120, selten bis 200 Fuß; alle Seitenzuflüsse des Hauptthales können das Hauptbette nur in Katarakten erreichen. Der dritte Tagemarsch von Dangal nach Sukhi, deren gemessene Distanz 19,394 Schritt oder sieben Stunden Weges beträgt, konnte zum fünften Theil nur durch Kriechen auf Händen und Füßen zurückgelegt werden. Auf einer guten, aber schwankenden,

40 Fuß hoch über dem daselbst 60 Fuß breiten Ganges schwebenden Sangho mußte man am Deorani Ghati auf das rechte, aus Granit und dunkelm Schieferfels bestehende Stromufer zurückkehren. Hier kam man an dem ersten bis zur Thaltiefe verlängerten Schneebette vorüber, wo der Ganges seine dampfenden Wasserstürze beginnt. Weiterhin folgt in einer gewaltigen Felseinklemmung, wo der Strom über die grausenerregendsten, schaudervollsten Felsmauern sich herabstürzt, der Wasserfall Lohari Naig. Hier hat der Ganges eine über 800 Fuß hohe, von ihm unterwühlte Granitklippe in sein eigenes Bett hinabgestürzt, das von ihr überdeckt wird, und weit und breit sichtbare Zerstörung angerichtet. Bei nicht zu hohem Wasserstande geht der Strom theils durch die Klippe hindurch, theils darüber weg; wenn aber der Strom hoch angeschwollen ist, überstürzt er dieselbe und fällt in 25 Fuß senkrechter Höhe in Schaum aufgelöst hinab. Die 16 Schritt lange, 25 Fuß hoch über dem Flußspiegel (dessen Höhe über dem Meere = 6931 par. Fuß ist) schwebende Hängebrücke Lohari-Naig-Sangho wird auf beiden Seiten von mächtigen Granitblöcken getragen. Eine daneben am linken Ufer sprudelnde Quelle ganz klaren Wassers bietet die auffällige Erscheinung dar, daß sie inmitten der Granitregion einen starken Kalksinter absetzt. Hinter der nun folgenden kleinen, nur etwa 150 Ellen langen, mit kleinen Bäumen und Gebüsch (Caski, Mirei und Omit genannt) besetzten Ebene, in welcher sich der nur 20 Fuß breite, sehr reißende Schneestrom Lot Garh zum Ganges ergießt, muß wieder eine 1500 Fuß hohe fast senkrechte Felsmauer erklettert werden, oberhalb welcher sich das Gangesthal zu einer 1000 Schritt langen Ebene erweitert, worauf dann ein gleich steiler Hinabweg folgt von der überragenden Berghöhe Baldera Luru, welche mit Felsmauern und Klippen den Strom durchsetzt. Die Schichtung der Felstafeln fällt auch hier unter einem Winkel von 45 Grad, aber aufwärts gegen die Gipfel ist die Lage der Tafeln weit mehr horizontal. Auf den Berghöhen, welche hier ohne Erddecke sind, sprossen an vielen Stellen noch Pinusarten. Über den tobenden Ganges führt hier von Fels zu Fels eine Sangho unter dem Sukhi-Pik. Der Wasserspiegel liegt 7137 par. Fuß über dem Meere, das Dorf Sukhi, zu dem man nach längerem Aufsteigen gelangt, noch gegen 1200 Fuß höher, etwa 8322 par. Fuß über dem Meere unter 30° 59′ 40″, also nahe bei unter 31 Grad nördl. Br., auf allen Seiten von 11,000 Fuß[4]) hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Felspiks und Bergwänden begrenzt. Das wilde Tosen und Brausen des Ganges gegen 1000 Fuß unter dem Steilabfalle des Ortes macht überall das Steigen und Klettern auf Händen und Füßen nothwendig. Auf beiden Seiten des Stromes steigen die Felswände 2000—3000 Fuß unmittelbar empor. Die dortigen Hängebrücken passirt selbst der Eingeborene nicht ohne Gefahr und nicht ohne Anwendung von Seiltänzerkünsten; der Ungeübte muß sich aber oft mit verbundenen Augen darüber führen lassen. Trotz der hohen Lage des Dorfes, welches nur sechs Häuser und darunter nur drei bewohnte hat, traf Fraser 1815 prachtvolle Walnuß- und Aprikosenbäume daselbst an. Der Bhaghirati-Ganga hat hier die Größe des Setledsch bei Rampur, aber seine Ufer sind noch viel wilder als selbst die des Dschemna. Die Formen des Bhaghirati übertreffen an Großartigkeit alles Bisherige. Vorherrschend sind die nackten, mächtigen Felsen mit sehr steilen Abfällen, sparsamer Waldung und kühn und schlank emporsteigenden Piks, und die tiefere Einbettung in die hochaufsteigenden Gebirgsmassen. Statt des romantischen Wechsels der Bergwildnisse am Dschemna tritt hier die ungeheuerste Felseinöde auf. Kein lachendes Thal öffnet sich hier mehr, nur ein schwarzbraunes Felsmeer, aus dem alles saftige Grün frühzeitig verschwindet, wo nur hier und da die schwarze Pinus von wilden Stürmen zerknickt sich zeigt, sonst aber wenig Gebüsch mehr, kein Rasen, selbst wenig Lichenen gedeihen können; alle Oberfläche der Felswände ist auf das Grauenvollste zerklüftet und zersplittert, bis nach Oben die ewige Schneeregion Alles in ihren blendenden Silbermantel hüllt.

Hier bei Sukhi mündet von Westen her der nächste Querpaß von Dschemnotri über Cursali zum Barai-Ganga über das Chiagebirg und dem hohen Bumsaru- (Bansuru-) Paß, welchen Weg Fraser passirte, in dem Bhaghiratithale ein. Hier ist aber auch der wildeste Durchbruch des Ganges durch die vordere Kette der Schneepiks des Himmalaya, womit er seine plötzliche Südwestwendung (Süd 20° West nach Hodgson) gewinnt, nachdem er der hintern Wand und den innern Gliederungen der Himmalayazüge entsprungen in seinem obersten Laufe oberhalb Sukhi von Südosten nach Nordwesten geströmt ist.

Der vierte Tagemarsch umfaßte den Weg von Sukhi bis zu dem höchsten Dorfe Derali, eine Strecke von 14,345 Schritten nach Hodgson's Perambulator. Vom Dorfe Sukhi steigt man etwas hinab zu dem hier 82 Fuß breiten Gangesstrom, welcher von einer 115 Fuß langen, drei Fuß breiten schwankenden Balkenbrücke von Fels zu Fels überbrückt wird, der besten Brücke des ganzen Stromthales, jenseit welcher das aus fünf Häusern bestehende Dörfchen Jhala liegt. Von hier hat man grade da, wo der Strom aus seinem oberen, anfänglich weiteren Längenthale plötzlich gegen Südwesten in das enge Felsdefilé von Sukhi einbiegt, noch eine sehr beschwerliche Felspassage zu überklettern. Die hier dicht bis zum Strom vorspringenden Felszinken, deren mehre hinter einander in der Steilheit ägyptischer Pyramiden aufsteigen, müssen in künstlich eingehauenen Staffeln, mit Beihilfe von Stricken, Leitern und ästigen dazu eingerichteten Baumstämmen auf Händen und Füßen überklettert und auf Balkenschurren wieder abwärts überrutscht werden. Dahinter erweitert sich das Strombette, in dessen Mitte sich mehre bewachsene Inseln befinden, nach Hodgson's Messung bis auf 600 Yards. In der eine gute Stunde weit, bis zur Einmündung des von Norden aus den Schneefeldern des Dumbara-Pik, zwischen der Gruppe des

4) Die höchsten über Sukhi hervorragenden Felszinnen haben nach Hodgson's Messung 11,260 par. Fuß über dem Meere.

Bunder-puch und den Sagla- und Kimliapässen herabkommenden Bergstromes Soan-Gadh (Shean Gadh bei Fraser), aufwärts anhaltenden Thalweitung geht ein bequemer, ebener Fußweg am kiesigen Ufer der kesselförmigen Ebene hinan. Die ewige Schneelinie erhebt sich 2000 Fuß über den Spiegel des seeähnlichen Stromes, hinter den nackten vorderen Felspyramiden aufsteigend, zwischen deren Klüften hindurch sich die Schneelawinen den Weg zum Strome bahnen. Hier war nun die vordere Schneekette, die man aus Hindostans Ebene erblickt, umgangen und auf die rechte Seite gebracht. Von Dangal über Sukhi bis hierher zog der Weg in den engen, wilden Klüften des Querdurchbruchs dieser äußeren Vorkette des Gerwhal Himmalaya hin. Von hier an, mit der Wendung des Thales von Osten und Südosten, strömt der Bhaghirati-Ganga nun zwischen zwei Reihen schneeiger Piks von Südosten nach Nordwesten, von denen man die vordere schon aus der Ebene erblickt hatte, die hintere am Nordufer durch die vordere versteckt geblieben war. Im Winkel der Stromwendung erhebt sich der hohe Sri-kanta-Pik. Oberhalb des Soan Gadh ergießen sich noch mehre Bergströme von Norden her in den Ganges, unter denen der Ghumti und Hersila-Ganga, der Til Ghar vor der Bergebene von Derali, von der es auf gutem Wege hinabgeht zu dem kleinen Bergstrom Khur Gadh (Keri Nullah bei Fraser), über welchem eine Sangho zum Dörfchen Derali führt, das unter 31° 2′ 16″ nördl. Br. zwischen dem Zusammenfluß des Khur Ghad und Ganges liegt. Der fünfte Tagemarsch führte 13,769 Schritt weit vom Dorfe Derali zum Bhairog'hati, wo der, soweit man vom Gangesthale aus sehen kann, in der Richtung 72 Grad von Nordosten herkommende Jahni-Ganga oder richtiger Jahnevi-Ganga, dessen Quellen nach Hodgson's Hypothese auf der nördlichen Seitenwand des Schnee-Himmalaya im Nordosten der Gruppe des Rudru-Himalleh, etwa drei Tagereisen aufwärts liegen, als größerer Strom sich zum Bhaghirati-Ganga ergießt. In dem Winkel des Zusammenflusses (31° 1′ 39″ nördl. Br., 78° 51′ 4″ östl. L. von Greenw., der vereinte Wasserspiegel 7986 par. Fuß über dem Meere)[5]) steht als Grenzpyramide der Schneepik Decani, dessen Südfuß der von Osten kommende Bhaghirati-Ganga, dessen Westfuß dagegen der von Norden kommende Jahneviganga bespült. Steil und gefahrvoll geht es auf Klippen und Leitern zum Orte des Zusammenflusses hinab, über dem sich die gewaltigsten Piks gigantisch erheben, von deren Fuße riesenhohe, alte, mächtige Nadelholzbäume ihre langen schwarznadeligen Zweige wie Riesenbärte noch tiefer, als sie selbst in die Klüfte der Felsspalten herabhängen, deren Granitwände die beiden Ströme wildtosend durchrauschen, weil sie jeden Fels, der sich ihnen in den Weg legt, wüthend überspringen. Eine alte, sehr elastische, schwankende, nur 2½ Fuß breite, 45 Fuß lange, geländerlose, schiefliegende Sangho führt an dem Zusammenflusse 60 Fuß hoch über den Strom zwischen Steilwänden, welche bis 3000 Fuß senkrecht emporsteigen. Von hier an aufwärts ist der Ganges bis Gangotri zwischen senkrechten Granitwänden förmlich eingemauert; am Ufer hinzugehen ist unmöglich, selbst die Pinus, Tannen oder Cedern finden keinen Raum mehr, ihre Wurzeln an seinem Wasser auszubreiten. Hier an diesem Schauderorte unter 31° 1′ 22,3″ nördl. Br. schlug Hodgson sein Lager auf, zwischen ewigen, glatten, festen Granitwänden, der Basis der ungeheuersten Piks, an deren Vorsprüngen Myriaden herabgestürzter felsgroßer und bis zu Kieselstücken zerschellter Trümmer lagen, unter hängen gebliebenen Felslasten und Fragmenten von 200—300 Fuß Durchmesser, überall bedrohet von den Wirkungen der Bergstürze und Schneelawinen, welche ganze Wälder mit herabgebracht und ganze Thallücken mit einem Gemenge von Schnee und Wald verstopft hatten. An dem Ende des Sangho ist hier ein Heiligthum des Bhairamji, ein schwarzer, roth angemalter, dem Gotte geweiheter Stein. Jeder Pilger mußte hier als Vorbereitung zum völlig entsühnenden Bade im Gangotri ein Bad nehmen und von dem von Brahmanen gebackenen Brode essen. Die kleine Badestelle ist gefährlich wegen des dicht daneben mit eiskaltem Wasser vorüberziehenden tiefen und reißenden Stromes. Hierher verlegte der Brahmane das S. 341 erwähnte Kuhmaul (Gomukha oder Gomau). Wegen dieses Heiligthumes könnte man den Zusammenfluß des Jahnevi mit dem Bhaghirati-Ganga mit Recht einen der ersten heiligen Prayaga's nennen, obwol man nach den Vorschriften der Hindubücher deren nur fünf zählt, von denen der erste oder unterste Bhat Prayaga, oder schlechtweg Prayag, am Verein des Dschemna mit dem Ganges bei Allahabad an der Spitze des Duab; der zweite und zugleich heiligste, der Deva-Prayaga, unterhalb Sirinagur am Verein des Bhagirati zum Alacananda; der dritte, der Rudra-Prayag, am Verein des Mandakni mit dem Alacananda; der vierte, der Karna Prayag, an der Mündung des Pindarzuflusses, und endlich der fünfte, der Nanda Prayag, an dem Einfall des Nandakni oder Nandakini-Ganga ist.

Indessen wird der größere, wasserreiche Jahnevi von keinem Pilger beachtet, nur der Bhaghirathi ist der heilige gefeierte Strom, an dem wir jetzt Hodgson weiter aufwärts begleiten, dessen sechster Tagemarsch am 26. Mai den beschwerlichen Weg von Bhairog'hati nach Gangotri umfaßt. Der Weg führt zuerst an einer steilen Felswand über Felsstufen, halbmorsche Knüppelbrücken und emporgerichtete Baumstämme, deren Reste man als Stufen benutzen muß, von Fels- zu Felsspitze über Steil- und Zickzackwege zu dem flacheren felsigen Fuß des Decani-Pik, mit dessen erster mit dichtem Pinuswald bedeckten Stufe ein kleiner Tempel des Bhairamji (nach Fraser) oder Bhairo Lal (nach Hodgson), des Janitor des Gangotri steht; 800 Fuß tief unter dem überall felsbestreuten Wege dieser Wildniß, in welcher viele (auch weiße) Bären hausen, windet sich der Strom um die Südwestspitze des Decani-Pik. Durch eine gewaltige Seitenkluft, in welcher aufwärts gegen Süden sich der Mianri-

5) Der Verein beider Flüsse heißt Bhairog'hati, Thor des Bairo, eines indischen Heiligen, nicht zu verwechseln mit Bhaghirati. Hodgson's Station daselbst heißt Katenta.

Pik mit einem Schneebette, der Wiege des Stromes Mianrici-Gadh, zeigt, kommt dieser Bergstrom am linken Ufer zum Ganges. Weiterhin tritt der ungeheure nackte Felskegel des Rudru-Himmalaya, dessen Lage auf 30° 58′ 18″ nördl. Br., 79° 5′ 40″ östl. L. von Greenw., dessen Höhe auf 21,008 par. Fuß über dem Meere bestimmt ist, hervor, gekrönt mit dem Pik Dugdi. Gangotri, welches man von hier aus zum ersten Male erblickt, bleibt zwischen den umgebenden Piks in Sicht. Wasserfälle stürzen zu dem Strome hinab, der in der Tiefe dampfend und brausend an dem schwarzen Felspik, die Eisenwand genannt, zwischen den furchtbarsten Felsgründen unter einer Schneebrücke dahin rollt, der ersten, die sich über den engen Stromspalt wölbt. Etwa eine Stunde aufwärts ergießt sich von Süden her aus dem Cedarberge, der kaum zwei Stunden lange Bergstrom Cedar-Ganga zum Bhaghirati-Ganga. Ihr Zusammenfluß ist ein heiliger Prayag, wo die Pilger das zweite Bad zu nehmen haben, und wird Gaurikunda genannt. Die 200—300 Fuß hohen hellfarbigen Granitfelsen, zwischen denen der Bhaghirati von Bhairog'hati bis Gauricund eingeschlossen ist, haben horizontale Schichtung. Oberhalb Gaurikund, in einer kleinen Felsenbucht, etwa 15 Fuß über dem Stromspiegel, 16,387 Schritt von Bhairog'hati entfernt, liegt der kleine Tempel der Ganga Mai, d. i. der Göttin Ganga, welche auch Bhaghirati und Jahnevi heißt. Der noch nicht alte Tempel, der das Ziel der Wallfahrer ist, liegt 9682 par. Fuß über dem Meere unter 30° 59′ 29″ nördl. Br. und 79° 4′ östl. L. von Greenw. Er heißt bei den Pilgern Gangotri, d. i. Gangavatari, Erscheinung der Ganga; die daneben liegenden hölzernen Hütten Darma Sala, fromme Herbergen. Hier muß das heilige Gangeswasser, welches bis nach China und Ceylon berühmt ist, geschöpft und in Flaschen gefüllt, mit dem Stempel des Brahmanen versiegelt und mit der Aufschrift: Wasser des Baghirati Gangotri versehen werden. Hier, wo nach der Meinung der schlauen Brahmanen Niemand sterben kann, muß der Pilger das eiskalte entsühnende Gangesbad nehmen, und darnach in den ganz dunkeln Tempel gehen, aus dem er mit dem Bewußtsein völlig entsühnt zu sein wieder heraustritt.

Fraser und Skinner kehrten auf ihrer Untersuchungsreise um; der unermüdete Hodgson dagegen ließ sich durch kein Hinderniß abschrecken, bis zur Schneewiege des Bhaghirati-Ganga vorzudringen. Nach zwei Rasttagen (am 27. und 28. Mai) trat er am 29. die beschwerliche Tour an. Seine Hoffnung, das Ziel schon an diesem Tage zu erreichen, wurde getäuscht. Nahe am Tempelorte ging der Weg über eine Schneebrücke, die eine herabgestürzte Lawine über den Strom gewölbt hatte; bald darauf verrammelte ein gewaltiger Haufe Felstrümmer dem Strome den Weg. Weiterhin, nach mehren Wechseln von Schneebrücken und Felstrümmern, bahnt sich der Strom seinen Gewölbweg unter einer 500 Fuß mächtigen hartgefrorenen Schneelawine hindurch über Steintrümmer, über welche das Wasser nur noch in immer größer werdenden schäumenden, sich in Gischt auflösenden Katarakten fortstürzen kann. Zur Seite steigt man erst 500 Schritt und dann wieder ein Paar hundert Schritt Schneebetten steil auf, bis abermals eine 100 Fuß mächtige Schneedecke den Strom zudeckt. Zum Ganges, der hier von der Rechten den Fuß eines hohen Schneepiks umströmt, während links eine ganz steile Felswand emporsteigt, tritt aus einem Felsspalt links ein Schneebach. Der Rudru Himalleh zeigt sich fast direct gegen Ost, unter 97 Grad der Bussole. Nun sieht man die Quelle des Stromes, sieht aber auch, daß sie nicht an diesem Rudru Himalleh, sondern viel weiter entfernt im Südosten liegt. Ringsum thürmen sich hier Schneepiks von 6000 Fuß relativer Höhe auf, an denen die horizontale Linie der ewigen Schneegrenze noch 200 Fuß über den Köpfen der Wanderer hinzieht. Das große Schneefeld, welches man nun zu besteigen begann, welches der Strom noch hier und da sichtbar in Cascaden durchstürzt und unterhalb dessen er als Cascade herabfällt, deckt den Fluß mit einer Mächtigkeit von 300 Fuß. Es nahm nach Oben sehr an Weite zu, da mit der Hebung der Massen die Enge der Spalten und die Steilheit der Felsmauern abnahm. In einer Entfernung von 12,220 Schritten vom Tempelorte in einer Höhe von 10,460 par. Fuß über dem Meere unter 30° 58′ 59″ nördl. Br. mußte man das Zelt auf den Ruinen herabgestürzter Granitblöcke zum Nachtquartier aufschlagen. Das Wasser kochte in dieser Höhe bei 193 Gr. Fahrenheit. Man beobachtete von hier aus noch einen Schneepik gegen Südwesten (198 Gr. der Bussole) in einer Winkelerhebung von 10° 40′ 5″, den man Pik St. George nannte, und einen zweiten gegen Westnordwest (284° 24′ der Bussole) unter 3° 2′ Winkelhöhe ungefähr vier geographische Meilen entfernt, den man ohne Namen ließ. Am andern Morgen (30. Mai), wo das Thermometer bei Sonnenaufgang auf dem Gefrierpunkt stand, verfolgte man den bis über die oberste Fichtengrenze immer noch reißend bleibenden Fluß auf dem Schneebette weiter nach Oben, wo mit der Erweiterung seines Bettes das Wasserquantum bedeutend abnimmt. In der Richtung des Weges, gegen Südosten, zeigte sich der mächtige, dreigespitzte Schneeberg, das Erhabenste, Glanzreichste, und Reinste in blauer Luft, was der Mensch auf Erden zu erblicken im Stande ist. Hodgson nannte die Spitze gegen Nordosten St. George = 21,256 par. Fuß über dem Meere, die Spitze gegen Südwesten = 20,428 par. Fuß St. Andreas, die Spitze zwischen beiden in Südosten = 21,392 par. Fuß St. Patrick, und eine niedrigere Spitze zwischen St. George und St. Patrick St. David, die ganze Gruppe die Vierheiligenberge. Ob diese vier zu den von den Brahmanen angegebenen Fünfbergen, Pendsch-Parbat oder Pandscha-Parvata gehören, ist schwer zu ermitteln, wenn man nicht den Rudru-Himalleh, der in der Gruppe der östlichste sein soll, aber jetzt weiter gegen Norden vorrückt, dazu rechnet.

An einem zwölf Fuß hohen Wasserfall vorüber, um welchen ganz junge, mindestens 4000 Fuß hoch herabgestürzte Trümmerberge lagen, folgte man dem immer wei-

ter aufsteigenden Schneefelde, unter dem der halbverborgenen Ganges immer noch 20 Fuß breit ist, noch eine Strecke bis zu einer Höhe von 11,141 par. Fuß über dem Meere, wo man auf allen Seiten, oben und unten nur noch Schnee sah. Hier wurde das Lager für die zweite Nacht aufgeschlagen. Ganz nahe erblickte man von hier gegen Süden den 20,060 par. Fuß hohen Pyramidberg, ihm benachbart in Südwesten den 21,366 Fuß hohen Berg *Moira*, den erhabensten zunächst der Gangesquelle; an beide reihen sich gegen Nordwesten, bis gegen den *Mianri-Pik* noch zwei *namenlose* Kolosse von 20,429 und 20,609 Fuß Höhe, und in gleicher Richtung gegen Nordwesten der 19,982 engl. Fuß hohe Sri-Kanta als *Grenzstein der ganzen Gruppe* an, um welche *der Querdurchbruch des Bhagirati-Ganga* sich *westwärts und südwärts herumwindet*. Alle diese Riesen stehen prachtvoll in glänzendem Schnee und in Eis gepanzert da. Das Schneefeld, inmitten dieser Höhen ein Schneethal, welches den Strom verbirgt, zeigte noch immer eine große Ausdehnung. Der folgende Tag sollte lehren, wo es ende und wo der Strom beginne. Hier, wie überall, wo die Vegetation fehlt, wurde das Athmen schon so beschwerlich, daß man nach wenigen Schritten stets stillstehen mußte, um frischen Athem zu schöpfen. Am Tage wirkte die Sonne hier noch sehr mächtig; ringsum fielen ihre Strahlen auf den Schnee und die Piks reverberirten sie. Der Himmel war tiefblau, doch schwebten noch Wölkchen über dieser Höhe. Nach Sonnenuntergang wurde die Kälte sogleich empfindlich. Dem schönsten Abend folgte die prachtvollste, hellste Sternennacht von einem unbeschreiblichen Glanze in tiefblauen Himmelsräumen. Die Durchsichtigkeit der Luft und das schnelle Verschwinden der Sterne hinter den Gipfeln der Piks, wie ihr Hervortreten, war außerordentlich überraschend, gleich den Occultationen der Monde durch die Planeten des fernsten Weltraumes. Die erhabenen klaren Piks, ganz in Schnee und Eis gepanzert, glänzten im Mondlicht in feierlichster Einsamkeit und Stille. Kein lebendes Wesen ließ sich hier sehen oder hören, kein Bär, kein Adler, kein Moschusthier; nur hier und da flogen ein Paar kleine, einsame Vögelchen vorüber.

Am Morgen des dritten Tages (31. Mai) ging der Weg zuerst hinab in das ganz felsige Bette des Gangesstromes, zu einer Scene voll Wunder. Man hatte 864 Schritte hinabzusteigen. Der Ganges tritt unter einem sehr niedrigen Bogen am Fuße eines großen Schneebettes in einer Höhe von 12,949 par. Fuß über dem Meere hervor. Auf beiden Seiten, links und rechts, von Felsen und hohem Schnee begrenzt; aber in der Fronte über der Kluft seines Hervortritts ist die Schneemasse ganz senkrecht, eine Schneewand von sicher 300 Fuß über einander gelagerten, gefrorenen Schneeschichten. Unzählige kolossale, bereifte Eiszapfen hängen herab von dieser seltsamen Art von *Eis- oder Schneewall*, der seit Jahrhunderten sich aufhäufte, von täglichem Schnee stets neu überdeckt. Der Brahmane von Gangotri, ein ganz unstudirter Bergbewohner, meinte, das sei Mahadeo's (d. i. Schiva's) Haar, aus dem, wie im Shastra geschrieben stehe, die *Ganga* hervorströme. Weder er, noch irgend ein anderer Pilger, war jemals hier gewesen. Auf diese Stelle läßt sich, wie Hodgson meint, die Pilgerbenennung eines Gomukha oder Kuhmaules anwenden, wenigstens der Ähnlichkeit wegen, da die Höhe des Schneegewölbes nur eben groß genug ist, dem in der Mitte knietiefen, an der Seite fußtiefen, immer noch 27 Fuß breiten Ganges den Ausfluß zu gestatten. Beständig lösten sich Schneemassen ab und stürzten zur Tiefe herab. Hier war Hodgson's eigentliches Ziel erreicht; denn hier war sicher *die erste Geburt des Ganges an das Tageslicht*. Gleichwol kehrte Hodgson noch nicht um, sondern versuchte die fernere Ersteigung des Schneebettes, das sich bis zum Fuße der *Vier-Heiligen*, also etwa drei Stunden weit, erstreckte, aber auch gegen den Berg Moira, wo nur noch wenige Felsebenen hervorragten, immer weiter ausdehnte, noch 1½ engl. Meilen weit. Hier fingen also die Bergrücken selbst an, sich in jene unendliche Schneedecke einzukleiden. Der bis hierher zurückgelegte Weg betrug 1400 Schritte. Überall zeigten sich kleine Einstürze unter der Schneedecke, die von dem unter dem Schnee liegenden Felsgerölle herkamen; denn unendliches Felsgerölle lag überall im Schnee eingewickelt, überall war Schutt darunter gemengt, überall junge Spalten aus jüngster Zeit. Noch 500 Schritte weiter wurde der Weg immer gefährlicher, man fing an in die Spalten einzusinken. Mittags 1 Uhr hatte man wieder 1427 Schritte zurückgelegt und war damit an dem höchsten *erreichten* Punkte 13,699 par. Fuß oder 14,600 engl. Fuß über dem Meere angelangt, 2336 Schritte von dem Nachtlager über dem Ganges. Auf dieser ganzen Strecke blieb der Ganges immer verborgen, doch liegt er sicher schon viele Hundert Fuß unter dem Niveau des Schneebettes, und in der Tiefe muß eine Wassersammlung der von allen Piks herabrinnenden Schneeschmelzen sein. Das Zusammenrinnen aller dieser Adern zur gemeinsamen Tiefe und das durchfiltrirende Schmelzwasser der obern Schneedecke selbst erzeugt die junge Ganga, die daher gleich bei ihrem Austritt so bedeutende Tiefe haben kann. Was jenseit der Sattelhöhe jenes großen Schneefeldes liegen mag, blieb unerforscht. Man hatte sich so schon vielleicht zu weit gewagt. Im aufgeweichten Schnee sank man überall schon ganz tief ein, wo man am Morgen leicht über die hartgefrorene Schneedecke hinweggegangen war. Die Löcher nach Unten wurden furchtbar. Man befand sich in einer gräßlichen Lage. Die ungeheuersten Lawinen stürzten vom Berge Moira herab, und erschütterten den ganzen Boden. Die tiefen Spalten machten jedes weitere Vordringen unmöglich, und man mußte Gott danken, als man in größtmöglichster Eile nach ewigem Einsinken in die Schneetiefen bis in die Lücken der unten liegenden Felstrümmer, obwol an den Gliedern geschunden und halb erstarrt, aber doch am Leben und noch glücklich genug in drittehalb Stunden zu dem Haltorte der letzten Nacht zurückkam.

Dieses Schneebette, dessen Ansteigen im Höhenwinkel im Mittel nur noch 7 Grad beträgt, ist *die wahre Wiege des Ganges*. Es wird, nach dem Beigebrachten, dem Leser leicht sein, den Strom von seiner Quelle

abwärts bis zu seiner Vereinigung mit dem Alacananda-Ganga zu verfolgen. Sein bedeutendster, wasserreicher Zufluß im obersten Laufe, noch innerhalb des Himmalaya war der Jahnevi. Von den auf seinem Wege bis nach Deva-Prayaga sich von beiden Seiten ergießenden Nebenflüßchen haben wir mehre schon kennen gelernt. Hier gedenken wir noch des bei Tiri oder Tirri am linken Ufer einmündenden Bhilling oder Bhilingflusses, der ungefähr in gleicher Breite mit der Quelle des Mandakni-Ganga, westlich von derselben, entspringt.

Die bedeutendsten Zuflüsse zum Alacananda-Ganga, der, wie wir gesehen haben, aus der Vereinigung des Vishnu- und Dauli-Ganga entsteht, sind am rechten Ufer der kleine Kali oder Mandakni-Ganga, am linken Ufer der Pindarfluß. Der Mandakni entspringt am schneehohen Pik Kedarnath, zwei kleine Stunden oberhalb des Tempels Kedarnath zwischen Gangotri und Badrinath, und ergießt sich oberhalb Sirinagur in den Alacananda bei Rudra-Prayaga. Der Tempel Kedarnath liegt einige 100 Fuß über der Grenze der Waldregion, 10,790 par. Fuß oder 11,500 engl. über dem Meere, eingeengt zwischen zwei Felswänden, die ganz mit Schnee bekleidet sind. Er ist aus Quadern erbaut, größer und schöner als der des Vishnu zu Bhadrinath. Das Idol Kedar (von Ke, das Wasser, und Dar, Überfluß) ist eine Incarnation des Sadsheo, eines der Untergötter. Der Strom wird bepilgert. Jeder Pilger der den Pik erreicht, oder auf dem Wege dahin umkommt, ist sicher in den Himmel aufgenommen zu werden; schon der Versuch, vom Tempelorte aus den Maha Panth, d. i. den großen Weg, zu ersteigen, macht den Pilger zum Heiligen. Die 20—25 Pilger, welche sich jährlich durch ihr Gelübde diesem sichern Tode widmen, um die Seligkeit zu erlangen, kommen vorzugsweise aus Guzurate und Bengalen. Sie werden im Tempel geweiht, und treten dann nackt den Weg an, von dem keiner zurückkehrt. Der Priester führt sie bis in die wildeste Felsschlucht der Schneehöhen, deutet ihnen den Todessprung an, und überläßt sie dann ihrem Schicksale. Aber kein Gebirgsbewohner opfert sich so.

Der Pindar (oder Pindur) entspringt nach den im Mai 1847 von R. Strachey[6]), Lieutenant im Ingenieurcorps des bengalischen Heeres, gegebenen Nachrichten dem Nanda Kot, einem der Gipfel der Schneeketten des Himmalaya, die auf den Karten mit X—XV bezeichnet sind, auf der Südseite aus einem Glätscher, gleich dem auf der Nordseite entspringenden, sich nach sieben Meilen Laufes mit dem Pindar vereinigenden Kuphinie, wodurch die bisherige Annahme, daß es im Himmalaya an aller Glätscherbildung fehle, widerlegt wird. Er ergießt sich am Kuru-Prayaga, nach Berghaus' Karte oder Karna-Prayaga bei Ritter, dem Hauptsammelorte aller derer, welche von den Tempeln der Landschaften Gangotri und Dschemnotri nach Bengal, Malabar und Lahore heimkehren, in den Alacananda.

Unterhalb der Vereinigung des Bhaghirati und Alacananda nimmt der nun vereinigte Strom noch in seinem obern Laufe bis Hurdwar zunächst den von Südost her zuströmenden Ryar, und nahe oberhalb Hurdwar von Nordwest her den Soang auf. Bei Hurdwar, wo der Wasserspiegel des Ganges noch 961 par. Fuß über dem Meere liegt, tritt er, nachdem er die letzten Vorketten des Himmalaya durchbrochen hat, in die Tiefebene Hindostans, die weiten Ebenen der Delhiprovinz, und beginnt damit seinen mittleren Lauf.

In seinem oberen Laufe von der Quelle bis Hurdwar hat der Ganges etwa 30 Meilen zurückgelegt; sein mittlerer Lauf von seinem Austritte aus dem Hochgebirge bei Hurdwar, auf der Plateaustufe von Delhi und Bahar, an Benares, Ghazipur, Dynagepur und Patna, Monghir durch den Engpaß zwischen Bahar und Bengal (Sicly-gulli = Sicriguli = Sancriguli, d. h. Engpaß), Boglipur bis Rajamahal, dem Durchbruche der letzten niedern Züge der Sandsteinketten und Granitklippen, beträgt 211 geographische Meilen. Für seinen sogleich mit unzähligen Bifurcationen beginnenden Unterlauf durch das Niederland Bengalen bis zum bengalischen Golf bleiben demnach ungefähr 76 geographische Meilen übrig. Nach den besten Karten beträgt demnach die Länge des ganzen Gangeslaufes etwa 320 geographische Meilen, sein Gebiet einschließlich des Gebietes der Zwillingsströme des Ganges, des Yamuna und Brahmaputra mindestens 30,000—35,000 geographische □Meilen. Der directe Abstand der Gangesquelle von der Mündung beträgt etwa ⅔ der Länge des Laufes, sodaß ⅓ auf Krümmungen kommt. Die Mündungen in den bengalischen Meerbusen, Sunderbunds, d. i. tausend Mündungen genannt, umfassen vom Hugly im West bis zum Megna im Ost 50 geographische Meilen Ausdehnung von 88°—91° östl. L. von Greenwich.

Von seinem Austritte bei Hurdwar an, durchsetzt der Ganges einen schmalen Gürtel der mit Sumpfwäldern bedeckten Zone des Tarivani, und bewässert sodann die weiten fruchtbaren Ebenen des obern Duab (Zweistromland) von Seheranpur, das sich in 950 Fuß Meereshöhe bis zum Yamuna westlich ausbreitet, nach Osten und Südosten Rohilkunds Fluren, die sich über den Ramganga bis zum großen Goggra ausdehnen. Gegen Süden bis nach Cawnpur, wo der Ganges schon regelmäßig schiffbar wird, senkt sich das obere zum mittleren Duab sanft ab. Während Kankhal (nach Hodgson unter 29° 55′ nördl. Br., 78° 7′ östl. L. von Greenwich, eine Stunde südsüdwestlich von Hurdwar) noch 968 Fuß über dem Meere liegt, hat Benares nur noch eine Höhe von 231 par. Fuß über dem Golf von Bengalen, sodaß die ganze Senkung von Hurdwar bis Benares nur 737 Fuß beträgt. Der Strom behält im Ganzen südliche Richtung bis die das Duab in Südwest begrenzenden Hügel ihn und seinen Zwillingsstrom zu einer Wendung nach Osten nöthigen. Von 28° 58′ nördl. Br. abwärts kann der Fluß an Furrukhabad, Futteghur und Kanodje vorüber im October bei hohem Wasser schon recht gut auf Flußböten von 20 Tonnen Last befahren werden, während seine eigentliche Schiffbarkeit erst bei Cawnpur (unter 26° 30′ nördl. Br. am Westufer liegend) beginnt. Indessen ist die Schiffahrt bis nach Allahabad hinab langweilig und

6) Vergl. Berghaus, Physikalischer Atlas. Geographisches Jahrbuch zur Mittheilung aller wichtigen neuen Erforschungen. 1850. II. S. 34 fg.

zum Theil gefährlich, weil das Strombett meist lehmig, alluvial ist, eine Menge treibender Sandbänke, namentlich bei widrigem Winde, dem Schiffer große Hindernisse in den Weg legen, und weil namentlich oberhalb seines Vereines mit dem Yamuna der Strom nur einen beständigen Wechsel von Untiefen und Stromschnellen bildet, die nur mit seinem Anschwellen in der Regenzeit verschwinden. Unter dem 25° 27' nördl. Br. ergießt sein Hauptnebenstrom, oder richtiger Zwillingsstrom, der gleichfalls heilige, bis an seine Quellen bepilgerte Yamuna, seine blauen, klaren Wasser in die gelblichen, getrübten Wasser des Ganges. Ihre Vereinigung bildet den großen Stromverein (Prayaga) des Duab, in dessen Winkel Allahabad, der vielbesuchte, berühmte Wallfahrtsort, liegt. Es gilt für besonders verdienstlich, sich, vornehmlich von Mitte Januar bis Mitte Februar, in die entsühnenden Fluthen der beiden heiligen Geschwisterströme zu stürzen und das dort geschöpfte Wasser in Gefäßen zum Tempeldienst in die ferne Heimath zu tragen. Bei dem Fort, welches die Ströme beherrscht, ist der Ganges eine englische Meile, der Yamuna 4200 Fuß oder 1400 Yards breit. Von Allahabad, der Spitze des Duab, ab durchschneidet der nun vereinte Hauptstrom des Ganges noch einen Theil der Subah Allahabad über die berühmte Stadt Benares hinaus, unterhalb welcher mit dem an sich unbedeutenden Caramnassa (d. h. Zerstörer der guten Werke), der zwischen Gazipur und Buxar am Südufer zum Ganges mündet, die Landschaft Bahar beginnt, die der Ganges an Monghir, Boglipur und Rajamahal vorüber durchrollt, bis er unter dessen letzten Klippen in das tiefere Bengal eintritt. Der von Süden aus den Vorhöhen der Vindhyanketten herabkommende Caramnassa schwillt oft in einer Nacht bis zu 26 Fuß Höhe an, und war deshalb gefährlich zu passiren, bis ihn die Briten mit einer Strickbrücke überbrückten; was von den Hindupilgern um so dankbarer begrüßt wurde, als nach ihrem Glauben sein tobendes Wasser jeden Pilger verunreinigt, der sich auch nur mit ihm bespritzt, seine Seele unrein macht, und bewirkt, daß ihm seine Missethaten trotz aller Büßungen doch angerechnet werden. Unterhalb Allahabad werden die Windungen des Gangesstromes immer häufiger, seine Ufer immer höher. Ganz in der Nähe der Stadt nöthigt eine hohe Felsbank von Konkarkalkstein, die dem Strome Widerstand leistet, den Ganges, sich gegen Nordwesten zu wenden, als wenn er rückwärts laufen wollte. Ein auf dieser Felsbank erbautes Dorf wurde sammt der obersten Schicht durch Hochwasser weggespült. Die Schiffahrt bis Mirzapur, dem Hauptbaumwollen- und Indigomarkte am Strome, ist langweilig und gefährlich.

Bei Benares (im Sanskrit Varanaschi, von den zwei sich hier unter 25° 30' nördl. Br. einmündenden Flüßchen Vara und Naschi), der berühmten Brahmanenstadt, ist das Strombette in der trockenen Jahreszeit 3000 Fuß breit, davon aber nur 1400 Fuß mit Wasser bedeckt, die Tiefe im Mittel etwa 34 englische Fuß. Die Geschwindigkeit des Stromes beträgt auf der Oberfläche 2910 Fuß in einer Stunde, im untern Strome unter der Oberfläche nur 1410 Fuß. Die Wassermasse, welche der Strom der Tiefe zuwälzt, beträgt in der trockenen Jahreszeit im Mittel 19,000 Kubikfuß, bei hohem Wasserstande 250,000 Kubikfuß in der Secunde.

Von Benares abwärts durchströmt der seichte Ganges ein reichcultivirtes Land an Ghazipur und Buxar vorbei, am Einflusse des wasserreichen Goggra links und des bei Rotas durchbrechenden Sone, der mit klarem, schönem Wasser über Kiesel von Achat, Onyx und Karneolen rollt, rechts vorüber. Weiter abwärts zieht er an der modernen Capitale von Bahar, an Patna (25° 37' nördl. Br.) vorüber. Hier erreicht der Strom zwischen hohen Ufern in der Regenzeit eine Breite von zwei Stunden, in der trockenen Jahreszeit liegt er voll Sandbänke. Die Stadt Patna ist der Länge nach am Strome erbaut. Bedeutende andere Städte, wie Dinajepur, Hadschipur, Bankipur, stoßen auf allen Seiten an sie. Die Stromufer werden hauptsächlich von Europäern bewohnt. Bei gutem Ostwinde sieht man hier schon Flotten von 300 Segeln, zu 30 Tonnen, stromaufwärts schiffen. An den Ufern selbst sind schöne Anpflanzungen von Palmen.

Unterhalb Patna setzt der Ganges, dessen Strombette in früheren Zeiten einen etwas südlichern Lauf, dichter an den Vindhyansvorbergen haben mochte, durch eine gleich reich bebaute Landschaft seinen Weg direct gegen Osten fort und zieht etwas nördlich von der Stadt Bahar (25° 31' nördl. Br.) vorüber, um Monghir, Carrakpur, Boglipur und Rajamahal zu bespülen, mit denen im weitern Sinne das gebirgige Südufer der Berggruppe beginnt, welche das nördlichste Vorgebirge des Vindhyan aus Bundelkhund gegen den Ganges hin bildet, und die Rajamahal-, oder nach ihren Bewohnern, den Puharris, die Puharriberge genannt werden.

Bei Monghir, durch feste Lage und heiße Quellen (Sitakund) berühmt und von Muhammedanern und Hindus bewallfahrtet, bildet der windende Ganges zur Regenzeit einen großen Landsee, den die Carrakpurberge von Süden her begrenzen. Die Windung des Stromes wird durch das Felsenvorgebirge erzeugt, auf welchem Monghir erbaut ist, und welches in dem weichen Gangesboden seit Cawnpur bis hierher wieder das erste fest anstehende Gestein, glimmerreicher Sandstein, ist. Das Ostende dieses Kettensystems mit nordwärts gerichteter Curve reicht bis Rajamahal, wo der Ganges sich erst wieder in Bengal nach Süd wenden kann. Südlich der heißen Quellen bestehen die Felsbänke aus Quarzfelsen und grobem Sandstein, von Westen nach Osten streichend, nach Norden sanft geneigt. Am Nordufer ziehen sich gleichartige Felsbänke hin und einige gleichartige Klippen durchziehen den Strom. Bei Rajamahal (am Südwestufer des Ganges, unter 25° 2' nördl. Br. auf der Grenze zwischen Bahar und Bengal, jetzt in Ruinen) bildet Sandstein die letzten Klippen auf der Grenze der Mittelstufe zum Niederlande Bengalens. Durch das sehr verengerte Felsenbette dieser Hügellandschaft, wo mehre Kegelinseln in der Mitte des Stromes aufstarren, nimmt der Strom einen raschern, reißender schwingenden Lauf mit nicht unbedeutendem Gefälle. Die eigentliche

Kette der Rajamahalberge im engern Sinne, die, mit malerischen Thälern gegen den Ganges in ihren nördlichen Verzweigungen, von Südwest nach Nordost streichen, beginnt unterhalb Colgong, wo sich der Ganges in zwei Arme spaltet und mehre spitze Berge sich über ihm erheben. Der Durchbruch des Flusses auf der Grenze von Bahar und Bengal findet bei Sicligully, Sikrigully oder Sancrigully (d. i. Engpaß) statt. Unterhalb der letzten Stromschnellen tritt der Fluß aus seinem ungeheuern Längenthale von Nordwest nach Nordost mit einer plötzlichen Wendung nach Süd hinaus in die Fläche, von wo an sein Gefälle nur noch sehr unbedeutend ist, bis zum Golf von Bengalen nur noch etwa 70 Fuß. Bei diesem Übergange aus der Mittelstufe in das Niederland hat er noch Hemmungen, zahlreiche Felsvorsprünge, Stromwindungen und Stromschnellen zu überwinden, und die Umschiffung des Cap Sicrigully in der ungünstigen Jahreszeit gilt in ihrer Art für ebenso gefährlich, als die Umschiffung des Caps der guten Hoffnung. Bis hierher steigen die Überschwemmungen des untern Gangeslaufes, der hier unter dem Namen des Gangesdelta beginnt. Bis hierher hatte der Strom einen festen Lauf, von hier aber beginnt die zahlreiche Wanderschaft des arbeitenden Stromes, welche aus dem trocken gelegten Seeboden der Stufenländer von Delhi, Duab, Benares, Bahar verschwunden ist.

Auf seinem mittleren Laufe nimmt der Ganges von Osten her, also am linken Ufer, noch mehre bedeutende, dem Rhein und der Weichsel zu vergleichende, Nebenflüsse auf: den Gumly aus Rohilkund vom Pilibhit unterhalb Benares; den großen Goggra vom Taclacotepasse oberhalb Patna, der Mündung des Sone gegenüber; den Ghandaki-Ganga (auf den Karten Gunduk) aus Nepals Schneegebirgen bei Hadschipur; den Bagmati bei Monghir; den San Kosi (auf britischem Gebiete Kosa) bei Boglipur. Auf dem rechten Ufer ist der wichtigste Zufluß der Yamuna (Dschemna, Jumna), dessen Quelle Dschemnotri (Yamunavatari) am Fuße der mächtigen Gruppe des Bunderpuch liegt. Er fließt parallel dem Ganges, tritt bei Faizabad und dem Padscha-Mahal aus dem Himmalayagebirge heraus in die weiten Ebenen der Delhiprovinz, und fällt nach einem Laufe von 155 geographischen Meilen bei Allahabad zum Ganges. Zu ihm ergießen sich von der Südseite alle großen Ströme aus Mewar, Malwa und Bundelkhund als rechte Zuflüsse: der Chumbul, Sind, Betwa, Sonar, Kee und Tonse (der letzte schon unterhalb Allahabad zu dem vereinigten Strome). Der Sone entspringt aus dem Ostende des Vindhyangebirges auf dem Omerkuntukplateau und mündet oberhalb Patna am rechten Ufer in den Ganges.

Der untere Stromlauf des Ganges, der von da bis zu seiner Einmündung in den Golf von Bengalen nur noch etwa 70 Fuß Gefälle behält, beginnt mit seinem Eintritte in die bengalischen Flächen, mit den Stromspaltungen und Bifurcationen, welche das große Gangesdelta bilden. Das Gangesdelta war ursprünglich Sumpf oder Meer. Der Golf von Bengalen hat vielleicht bis Gour heraufgereicht. Der Boden des Delta ist Alluvialboden. Man fand bei Ausgrabungen in den weichen Schuttmassen, in einer Tiefe von 20—30 Fuß, große Baumstämme, Reste von Kanots, Anker, Schiffsgeräth und Muschelbänke; beim Bohren nach Brunnen in der Tiefe von 32—52 Fuß Reste abgelagerter Waldungen, vermodertes Holz und Kohlenschutt, 29 verschiedene Schichten von Sand, gelben und grünen Thon, Konkarkalk u. s. w., und erst in der Tiefe von 130—140 Fuß festeren Boden. Die Hoffnung, Quellen zu finden, schlug fehl; bis zu 71 Fuß Tiefe blieb der Boden trocken. Auch erwähnen die alten heiligen Sanskritschriften des Deltalandes nicht.

In diesen weichen Alluvialboden des Deltalandes graben sich unzählige Bifurcationen, je weiter abwärts, desto mehr, wiederholt ein. Die Wassermassen des Brahmaputra, der etwa acht Meilen oberhalb des Golfs von Bengalen unter dem Namen Megna von Osten her in den Ganges mündet, vervielfachen und modificiren jene Spaltungen nicht nur, sondern gestalten sie auch beständig so um, daß die Gegenwart schon nicht mehr der letzten Vergangenheit gleicht. Noch oberhalb der Mündung des Brahmaputra, unterhalb Rajamahal und Murschadabad, mündet bei Nabobgunge der aus Nepal kommende Mahanada zum Ganges; der sehr bedeutende, in Tübet entspringende, Sikim und Butan von einander scheidende, sich in Bengalen in viele Arme theilende Teestah (Tistah) mit einigen zum Ganges, mit andern zum Brahmaputra.

Die gegenwärtige Spitze des Delta's beginnt bei Murschadabad (unter 24° 11′ nördl. Br.) an dem allein heilig bleibenden Stromarme Bhagirathi, den die Europäer Cossimbazar nennen, 44 geographische Meilen in gerader Linie vom Golf landeinwärts, und oberhalb dieser Spitze die erste Bifurcation. Aber oberhalb dieser Bifurcation ist schon eine ältere Verzweigung wieder erloschen, da, wo unter 24° 53′ nördl. Br. und 88° 14′ östl. L. von Greenwich die Ruinen der alten Capitale Gaur oder Gour, drittehalb geographische Meilen unterhalb Rajamahal im Districte Dinagepur liegen. Diese alte Capitale lag an einer schiffbaren linken Bifurcation des Ganges, die unmittelbar bei Rajamahal gegen Osten abzweigte, jetzt aber trocken liegt, wodurch die Capitale verödet ist. Ihre Ruinen nehmen am alten Gangesarme eine Strecke von sechs Stunden Länge und einer Stunde Breite ein. Der jetzt schiffbare Ganges fließt fast drittehalb geographische Meilen weit davon vorüber.

Der Cossimbazar bildet den westlichen Arm des Westarmes der Stromscheidung mit dem kürzesten Wege südwärts. Unter Murschadabad bei der Stadt Dschellingi sondert sich der Dschellinghi als östlicher Arm des Westarmes ab und vereinigt sich bei Kischenagur mit dem Cossimbazar zu dem großen Westarme, der unter dem Namen Hoogly (Hugly) durch Calcutta in den Golf von Bengalen strömt. Seine Wassermasse beträgt nur etwa den sechsten Theil der Wassermasse des Ostarmes, gleichwol ist er der einzige Arm, welcher größere Schiffe trägt. Von Calcutta stromaufwärts bis zur Spitze des Delta's, an welcher die Insel Cossimbazar, der Gar-

ten Bengalens, liegt, ist die Schiffahrt sehr lebhaft. Von Calcutta abwärts ist sie theils langweilig, theils gefährlich. Die Strömung des Ganges ist so gering, daß kein Schiff bei Windstille segeln kann; die Tiefe so unbedeutend, daß kein Schiff, welches beladen tiefer als 15 Fuß geht, mit Sicherheit den Strom hinabschiffen kann. Natürlich können große Schiffe auch nicht bis Calcutta hinauf, sondern müssen 20 geographische Meilen davon vor der Sagarinsel liegen und die Verbindung durch kleinere Fahrzeuge bewerkstelligen. Gefährlich wird die Schiffahrt auf dieser Strecke noch insbesondere durch eine sehr harte, sich stets ändernde Sandbank unterhalb Calcutta, bei der Verbindung des Hugly mit dem Arme Rupnarian. Zu einer Fahrt von 28 geographischen Meilen in den Krümmungen des Hugly braucht man zuweilen sieben Tage. Die gefahrlose Einfahrt in den Golf beginnt bei Rif Buoy, 20 Meilen unterhalb Calcutta.

Der Ostarm, bis zum Eintritte des Brahmaputra auf den Karten Ganges genannt, gibt seinen großen Wasserreichthum an unzählige Stromspaltungen und Zertheilungen ab, die viele Hunderte von Inseln und Kanälen bilden, ein wahres Labyrinth, durch welches sich hindurchzufinden eine schwere Aufgabe für den Schiffer ist. Der schwache Strom kann den Schlamm und Sand nicht mehr in das Meer hinauswerfen; Südwinde häufen Sandbarren an, alle Mündungen werden seicht und verstopft, das Salzwasser tritt tief in die Kanäle des Labyrinths ein. Das süße Flußwasser rinnt nur noch durch den Hauptstrom ungemischt in das Meer hinab. Unterhalb Dakka, etwa acht geographische Meilen vom Meere, mündet der Brahmaputra in den Ganges ein. Er ist über eine teutsche Meile breit. Unterhalb Luckypoor, wo beide Ströme schon, unter dem Namen Megna oder Padda (Padma, Padmavati), vereinigt sind, bilden sie das größte Süßwassermeer der alten Welt. Hier werden in der trockenen Jahreszeit in jeder Secunde 80,000, in der Stunde 248,000,000 Kubikfuß Wasser in das Meer getrieben, bei hohem Wasserstande und unter Hinzurechnung der dadurch bewirkten größeren Geschwindigkeit wol 405,000 Kubikfuß in jeder Secunde. In der flachen Ebene erkennt das Auge die gegenseitigen Ufer nur an einem dunkleren Striche. In der Mitte des mit reichbebauten Inseln besetzten Stromes ziehen Schiffe auf und ab, wie dunkle Punkte.

Die Basis des Delta von der Mündung des Hugly bis zur Mündung des Megna an dem Meere ist über 40 geographische Meilen lang. Diese Strecke heißt das Sunderbund oder die Sunderbunds (d. i. „tausend Inseln" oder „hundert Häfen"?), oder die Wälder, Jungles, eine furchtbare Wildniß, welche durch acht Hauptmündungsarme des Ganges in zahllose Inseln zerschnitten wird, die einem beständigen Wechsel unterworfen sind. Diese Wildniß ist nicht mehr regelmäßig bewohnt. Nur Holzhauer und Salzsieder arbeiten gezwungen auf den so dicht bewaldeten Inseln, daß die Segel in den Kanälen nicht mehr zu brauchen sind. Dagegen wimmelt es hier von Tigern, Affen, Büffeln, Ebern, Gazellen, Rhinozeroten und Vögeln in ungeheurer Zahl. Die Mündungen des Ganges führen soviel Schlamm und Sand aus, daß dadurch zahllose unterseeische Sandbänke gebildet werden, welche sich vier Meilen weit dem Delta vorlagern und nach Jahrhunderten als Land emporragen werden. Erst hinter diesen Bänken wird das Meer nicht mehr durch das Wasser des Stromes getrübt.

Der außerordentliche Wasserreichthum des Ganges in seinem untern Laufe entsteht durch die tropischen Regengüsse, welche die größten Überschwemmungen veranlassen, und die weichen Ufer so zerstören, daß er auf dem untern Laufe durch das Delta jedes Jahr seine Betten ändert, große Länderflächen einreißt und dagegen große Inseln, Sandbänke und Dämme wieder aufbaut. Diese Überschwemmungen bieten das bequemste Verbindungsmittel zu Wasser und sind die Ursache der außerordentlichen Fruchtbarkeit dieses Landstrichs. Die wichtigsten an dem Ganges liegenden Städte sind gelegentlich genannt und brauchen daher hier nicht noch besonders erwähnt zu werden. Das Wasser des Ganges ist ein süßes, liebliches, gesundes Trinkwasser, welches außerdem die gute Eigenschaft hat, daß es sich ein Jahr lang aufbewahren läßt, ohne zu verderben. Darum führten es die indischen Nabobs und Eroberer auf ihren Zügen auf Lastthieren mit sich, und selbst mehre Kaiser von China ließen es sich bis nach Peking kommen. Der Kranke hoffte theils durch das Trinken desselben, theils durch das Baden in demselben wieder zu genesen. Wer es vermochte, ließ sich dasselbe bis in die fernsten Gegenden holen, oder zog selbst an den Strom, um sich in ihm zu baden. Dadurch mußte schon in dem grauesten Alterthume der Strom mit seinem Wasser in den Ruf besonderer Heiligkeit kommen. Die indische Mythologie, welche die Welt und die Götter aus dem Wasser entstehen läßt, betrachtete hinwiederum die heiligen Ströme als Abkömmlinge oder als Metamorphosen der Gottheiten. Man lernte so ihnen besondere, heiligende und entsühnende Kräfte zuschreiben und machte sie auf ihrer ganzen Ausdehnung zum Gegenstande religiöser Verehrung. Das Gangeswasser gilt als das heiligste Opfer in den Tempeln der Hindu. In den Tempeln des Mahadeo auf der Insel Ramisseram zwischen Ceylon und Coromandel wird nur Gangeswasser als Opfer zugelassen, und deshalb auf den Schultern aus der Ferne herbeigetragen. Je näher der Quelle geschöpft, für desto heiliger und wirksamer gilt es, und man macht ebendarin noch einen Unterschied zwischen dem Wasser der verschiedenen Quellströme. Das Bhaghiratiwasser wird dem des Alacananda vorgezogen und an jedem Opfer nach dem Gewichte geprüft, da die Priester gefunden haben wollen, daß das erstere specifisch schwerer sei, als das letztere. In den Gerichtshöfen schwört man auf das Gangeswasser, wie der Christ auf die Bibel. Das Bad im Ganges gilt für entsühnend; das Wasser desselben reinigt sogar den Verstorbenen, wenn entweder der Leichnam selbst, oder die Asche desselben in die Fluthen geworfen wird. Um aller dieser Segnungen des heiligen Stromes theilhaft zu werden, verfügen die Lebenden, daß ihr Leichnam oder ihre Asche in den Strom geworfen werde, oder veranstalten Wallfahrten nach ihm, die in Erstaunen setzen. Seine Ufer

sind mehre hundert Meilen weit jeden Morgen und Abend, bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, von Tausenden betender Brahmanen und sich waschender und badender Pilger beiderlei Geschlechts besucht. Der heiligste Ort der Hindus, und somit Wallfahrtsort ersten Ranges, ist Benares, die Brahmanenstadt, wo alle Sünden vergeben werden können. Ebenso ist Allahabad ein bedeutender Wallfahrtsort, weil die Ganga, Göttin der Reinheit, Yamuna, die Tochter der Sonne, nebst einem dritten an sich unbedeutenden, aber in den Augen der Brahmanen sehr mysteriösen Wässerchen, dem mit der Phantasie begabten Saresuati oder Sarsoti, von acht dienenden Jungfrauen begleitet, sich dort versammeln. Viele Tausende von Pilgern stürzen sich hier in die heiligen Fluthen und tragen mit seinem Wasser gefüllte Gefäße in die Heimath zurück. Nach Hurdwar, oder vielmehr nach seinem heiligen Bade Haraca-Pairi (d. i. Fuß des Hara oder Vischnu) zieht jährlich eine große Pilgerfahrt und alle zwölf Jahre eine außerordentliche aus allen Gegenden Hindostans. Die strenggläubigsten Hindus pilgern unter unsäglichen Beschwerden noch weiter stromaufwärts bis in die Nähe der Quelle. Der Tod auf solchem Wege macht unmittelbar selig. Es ist klar, daß solche Pilgerfahrten den ungeheuersten Einfluß auf alle bürgerlichen Angelegenheiten, auf Handelsgeschäfte, Hauswesen, Ernährung, bürgerlichen Verkehr, Sitten und Gebräuche ausüben, wie denn, um nur ein Beispiel anzuführen, die große Messe von Hurdwar, als Mittelpunkt der Geschäfte für das Duab, Bahar, Lahore, Multan, Sind und die indischen Alpenländer, wenigstens 2½ Millionen Menschen zusammenführt. (*H. E. Hoessler.*)

GANGETICUS SINUS (alte Geographie). Die bengalische Bai wird unter den indischen Meerbusen von Ptolemäus am richtigsten gezeichnet, indem er von der Angabe, welche die Schiffer von der Entfernung von dem Standpunkte Sada bis zur Handelsstadt Temala oder Tamala auf 35,000 machten, ein Drittheil und noch ein Sechstheil für die Neigung nach Südost abzog, und es nach dieser Bestimmung auf seine Karte, auf die Westseite von Pegu, in die Gegend des Baroban setzte. Zwischen beiden mündet in tieferer Neigung der Fluß Temala *). (*Ferdinand Wachter.*)

Gangila *Bernh.*, s. Sesamum.

GÅNGLATI und **GÅNGLÖT** (nordische Mythologie), heißen der Thraell (Sklave, Knecht) und die Ambått (Magd) der Hel †); ihr Name ist gebildet aus Gångr, Gang (incessus, gressus), und latr, löt, piger, pigra, ignavus, ignava, bedeutet also der Ganglasse (Träge im Gange) und die Ganglasse (im Gehen Langsame), und entspricht dem kläglichen Zustande, in welchem Hel, die Beherrscherin der vor Alter und Krankheit Gestorbenen, sich befindet. (*Ferdinand Wachter.*)

*) Vergl. Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 5. Th. S. 238.

†) Gylfaginning 33. Ausgabe der Snorra-Edda von Rask S. 33.

GÅNGLERI, einer der Namen Odhin's, kommt auch nach der Bemerkung Grimm's als der Eigenname eines teutschen Mannes um das Jahr 780 vor. In der Form Gångleri führt ihn Odhin in den Grimnis-mál Str. 45 auf: Hetomc Grimr ok Gångleri, ich wurde geheißen Grimr und Gangleri. Gudmundus Pauli führt aus seinem Codex der Edda, welchem der Wormische und der königliche beistimmen, die Form Gånglari an, und erklärt es durch: ex itinere pedestri lassus [1]), und sagt im Glossar [2]): *Gång-lari* (*Gånglari*) m. Odini nomen adscititium *Grim*. XLV, 2 et var. 1, von *at lêrax*, fatigari, und nicht etwa ist Gångleri etwas anderes als Gång-lari, sowie gesagt wird: aatt-leri, daneger (nicht gewachsen, den Namen und den Stamm zu tragen), geschlechtmüde, nöttlera, der Kräfte nach langem Krankenlager ermangelnd, durch Krankheit ermattet; und über *mannlôra* und mannleera kann man Worm's Lexicon Runicum sehen. Zu diesen Bemerkungen des Gudmundus Pauli fügt Gudmundus Magnäus, daß er *Lari* vom griechischen λαρὸς, curvus, corvum, oder (vel) von γλοιὸς, invalidus, woher auch das lateinische lassus, ableiten möchte. Finn Magnusen [3]) sagt: Gangleri müsse übersetzt werden durch gressum (viatorum) fatigatione inhibens vel viatores fatigans (den Schritt [der Reisenden] durch Ermüdung hemmend, oder die Reisenden ermüdend), oder auch durch: (viator) ambulatione defessus (ein Wegemüder). Dieses beides könne von dem Himmel, der Luft, oder dem Wetter, oder der Gottheit derselben leicht gesagt werden. Bei der calendarischen Deutung der in den Grimnismál aufgeführten Namen Odhin's als Wochen des nordischen Kalenders fällt Gångleri in die zweite Woche, und ist von Finn Magnusen zu dem 13. Tage des Monates Ylir (den 5. Dec.) unserer Zeitrechnung gesetzt [4]). 2) *Gångleri* nennt sich Gylfi, König von Schweden, als er die Götter besucht und sie täuschen will. Als er nämlich nach Walhaull kommt, sieht er in den Thüren einen Mann mit Handsauxum (kleinen Schwertern) spielen, sodaß sieben zugleich in der Luft waren, und wird von ihm nach dem Namen gefragt, und er nennt sich nun Gångleri, hann nefndiz Gångleri, wie es in der Gylfaginning Cap. 1 heißt, und Gylfi wird nun in dieser ganzen Schrift unter dem Namen Gångleri aufgeführt, und richtet Fragen an den in dreifacher Gestalt erscheinenden Odhin. (*Ferdinand Wachter.*)

GANGLIENKÖRPER. Das zweite wesentliche Bildungselement des Nervensystems neben den Nervenröhren sind die Ganglienkörper oder Ganglienkugeln (Corpuscula s. globuli gangliorum), auch wol Nervenkörper oder Nervenkugeln (Corpuscula nervea) genannt. Diese, im Allgemeinen durch eine schwach röthlichgelbe Färbung ausgezeichneten Körper wurden zuerst in den Ganglien des peripherischen Nervensystems erkannt, dann aber auch in der grauen Substanz des Cen-

1) Große Ausgabe der Edda Saemundar. 1. Bd. S. 61. 2) Ebendaselbst S. 511. 3) Lexicon mythologicum p. 381. 4) *Finn Magnusen*, Calendarium gentile p. 1046.

tralnervensystemes. Übrigens kommen auch an der peripherischen Endigung von Nerven, nämlich in der Netzhaut des Auges, Gebilde vor, welche ebenfalls den Ganglienkörpern zuzuzählen sind.

Die größern Ganglienkörper in den Nervenknoten zeigen deutlich die Beschaffenheit von Zellen. Eine texturlose, äußerst feine Hülle umschließt eine Menge äußerst kleiner, runder Körnchen, welche durch eine formlose, zähe, durchsichtige Substanz vereinigt werden. Nach andern Angaben wäre übrigens das körnige Aussehen eine Folge der Gerinnung, und der Inhalt wäre im frischen Zustande nur flüssig. In diesem Inhalte kommt ein excentrisch gelegener Kern vor, welcher ein Kernkörperchen oder einen Nucleolus wahrnehmen läßt. Der Kern erscheint heller, als die übrige Ganglienkugel und scharf begrenzt; von Gestalt ist er kugelförmig oder abgeplattet. Der kugelige oder längliche Nucleolus ist sehr hell und scharf begrenzt. Bisweilen scheint der Kern gänzlich zu fehlen; es kommen aber auch wol zwei oder selbst drei Kerne in dem nämlichen Ganglienkörper vor. Ebenso läßt sich das Kernkörperchen häufig nicht erkennen, während andere Male dafür zwei oder drei Nucleoli in einem Kerne vorkommen.

Die größern Ganglienkugeln erscheinen in sehr mannichfaltiger Gestalt: abgeplattet, eiförmig, abgerundet viereckig, kegelförmig, birnförmig, keulenförmig, mit einfacher oder mehrfacher schwanzförmiger oder zackiger Verlängerung. Es haben die größern Ganglienkörper, wie sie in den Ganglien des menschlichen Körpers gefunden werden, im Mittel 1/100—1/50''' Durchmesser; man findet aber auch solche, welche 1/50—1/40''' erreichen. Die kleinern Ganglienkugeln, welche noch deutlich als solche erkannt werden, messen 1/400'''. Auf den Kern kommt 1/4—1/2 vom Durchmesser der ganzen Kugel. Der Nucleolus mißt 1/300''' und weniger.

Die großen Ganglienkörper trifft man nur in den eigentlichen Ganglien an. Kleinere kommen zwar ebenfalls in den Ganglien vor, besonders aber in der grauen Substanz des Rückenmarks, worin sie Stilling unter dem Namen der Spinalkörper beschrieben hat. Sie lassen im Rückenmarke häufig mehrfache Fortsätze erkennen, sodaß sie in der äußern Form einige Ähnlichkeit mit ramificirten Pigmentzellen bekommen. Noch kleiner sind die Ganglienkörper in der grauen Substanz des Gehirns; sie erscheinen unter dem Mikroskope nur als eine Menge kleiner Kügelchen, welche durch ein klebendes Plasma zusammengehalten werden. Mitten unter diesen kleinen Kügelchen kommen aber zerstreut auch größere runde Bläschen vor. An diesen Kügelchen im Gehirne bemerkt man bisweilen einen oder zwei dunkle Punkte. Es sind vielleicht zum Theil Kerne, um welche sich die Hülle der Ganglienkugel noch nicht ausgebildet hat.

Die Entdeckung und erste Beschreibung der Ganglienkörper ist das Verdienst Ehrenberg's. Die Aufgabe war nun, ihre Beziehung zu den Nervenröhren zu ermitteln, und diese Untersuchung erstreckte sich zunächst auf jene Stellen, wo bestimmt geformte Ganglienkörper sich finden, nämlich auf die Ganglien der Nerven, mit Einschluß des Sympathicus. Wird ein Ganglion durch Zerschneiden, Zerreißen u. s. w. soweit zerkleinert, daß seine Elementartheile mikroskopisch kenntlich werden, dann erscheinen die Ganglienkörper im Allgemeinen als kugelige Gebilde, welche in keinem Zusammenhange mit den Nervenröhren stehen; man nahm daher an, daß die Ganglienkörper ganz frei auf und zwischen den Bündeln der Nervenröhren liegen. Indessen fanden die Beobachter doch häufig genug, daß von manchen Ganglienkörpern ein mehr oder weniger langer Fortsatz abging, welchen man auf doppelte Weise deutete. Nach Valentin sollte jeder peripherische Ganglienkörper von einer faserigen Kapsel, der Scheide des Nervenkörpers (Vagina corpusculi nervosi) umgeben sein, welche sich noch über die Ganglienkugel hinaus in peripherischer Richtung fortsetzte; so entständen die Scheidenfortsätze der Ganglienkörper (Processus vaginarum corporum nervosorum), welche zwischen den Nervenröhren verlaufen und ein graues und weiches Aussehen der Nerven bewirken, welches mit ihrer relativen Menge im Verhältniß steht. Dagegen erklärten Remak und Andere diese sogenannten Scheidenfortsätze der Ganglienkörper für Nervenfasern eigenthümlicher Art, für organische oder vegetative Nervenfasern (Fibrae nervosae organicae s. vegetativae), weil sie besonders im Bereiche des Sympathicus beobachtet wurden; es sollten diese Fasern dem Sympathicus eigenthümlich sein und eine von der Motilität und Sensibilität verschiedene Nervenenergie, die organische Nervenenergie, vermitteln.

Bei der letztgenannten Ansicht waren die Ganglienkörper schon nicht mehr freie Elementartheile, sondern sie standen mit den Nervenfasern in continuirlichem Zusammenhange. Kölliker wies nun aber nach, daß ein continuirlicher Zusammenhang gewöhnlicher Nervenfasern mit Ganglienkörpern vorkommt, und die Ganglienkugeln mußten in Folge dieser Entdeckung als Erzeuger, als Multiplicatoren gewöhnlicher Nervenfasern gelten. Wenn nämlich in ein Ganglion eine gewisse Anzahl Nervenfasern eintritt, so tritt nicht nur die gleiche Anzahl Fasern wiederum in peripherischer Richtung aus, sondern außerdem auch noch eine gewisse Anzahl solcher Fasern, welche von den im Ganglion enthaltenen Ganglienkörpern entspringen. Kölliker's Entdeckung stellte sich aber auch bald als eine unvollständige heraus, indem Robin, Wagner, Bidder nachwiesen, daß es Ganglienkörper gibt, welche mit zwei Nervenröhren in Verbindung stehen, die meistens in entgegengesetzter Richtung, aber auch wol nach der nämlichen Seite verlaufen. Das Vorkommen solcher Ganglienkörper ist namentlich durch Stannius als ein sehr verbreitetes bei den Fischen nachgewiesen worden. Endlich hat Stannius zu wiederholten Malen bei Haifischen Ganglienkörper beobachtet, mit denen drei Nervenröhren in Verbindung standen.

Man unterscheidet deshalb jetzt, mit Rücksicht auf ihre Beziehung zu den Nervenröhren, vier Arten von Ganglienkörpern, nämlich apolare, unipolare, bipolare und multipolare, je nachdem sie gar nicht mit einer Nervenröhre in Verbindung stehen, oder aber mit einer, mit zweien oder selbst mit mehren zusammenhän-

gen. Die multipolaren Ganglienkörper scheinen übrigens besonders in den Centraltheilen des Nervensystems vorzukommen; denn die sogenannten Spinalkörper des Rückenmarks sind wahrscheinlich nur solche multipolare Ganglienkörper. (*F. W. Theile.*)

GANGLIENMITTEL (Ganglionica), hat man in der Heilmittellehre eine Reihe von Arzneikörpern genannt, denen eine specifische Wirkung auf die Ganglien des Nervensystems zukommen soll. So führt namentlich Pereira unter den Nervenmitteln eine Abtheilung als Ganglionica auf. Der Name paßt recht gut in ein pharmakologisches System, wird aber wenigstens so lange eines wesentlichen Inhalts ermangeln, als wir über die anatomisch-physiologische Bedeutung der Ganglien noch nicht im Klaren sind. Daß es Mittel gebe, welche auf alle Ganglien des Körpers zugleich eine bestimmte Wirkung äußern, daran haben wol auch die Erfinder des Namens nicht gedacht. Man hatte mehr die unbestimmte Vorstellung, daß einzelne Ganglien des Sympathicus und die von ihnen mit Nervenkraft ausgestatteten Theile unter dem specifischen Einflusse dieses oder jenes Mittels stehen. Die ältern Ärzte ließen Zink, Wismuth, Ipecacuanha, Asa foetida, Kamillen, Baldrian, Perubalsam u. s. w. auf die Ganglien wirken. (*F. W. Theile.*)

GANGLIENSYSTEM (Anatomie), ist einer von den Namen für denjenigen Theil des Nervensystems, welcher jetzt am gewöhnlichsten als Sympathicus bezeichnet wird. Es versorgt dieser Theil des Nervensystems vorzugsweise die Organe des Halses, der Brust und des Unterleibes mit Fäden, welche direct oder durch Vermittelung zwischenliegender Nervenknoten von einem längs der Wirbelsäule verlaufenden Strange ausgehen, der mit allen Rückenmarksnerven und außerdem auch mit den meisten Gehirnnerven in Verbindung steht. Die ältern Anatomen betrachteten diese Nervenpartie als einen einzelnen Nerven, gleich den übrigen Gehirn- und Rückenmarksnerven. Seit Bichat und Reil fing man aber an, eine eigene Abtheilung des Nervensystemes, ein Systema nervosum proprium, darin zu finden, wozu außer den anatomischen und physiologischen Gründen auch die Entwickelungsweise Veranlassung gab. Um durch einen Namen die Verschiedenheit vom übrigen Nervensysteme, vom Cerebrospinalsysteme, hervortreten zu lassen, nannte man diese ganze Nervenpartie das Gangliensystem, weil die Ganglien dafür die nämliche Bedeutung zu haben schienen, wie das Gehirn, das Rückenmark für das Cerebrospinalsystem. (*F. W. Theile.*)

GANGLION (Anatomie). Im Verlaufe der Nerven, an ihren Wurzeln und Verästelungen kommen Anschwellungen von verschiedener Gestalt und Größe vor, die entweder die ganze Dicke des Nerven einnehmen, oder auch nur an einer Seite desselben hervorragen. Sie lassen sich im Allgemeinen füglich unter dem Bilde eines an einer Schnur oder an einem Bindfaden vorkommenden Knotens auffassen, wenn man die größere Dimension an diesen Stellen ins Auge faßt. Auch ist die verdickte Stelle nicht selten zugleich durch größere Festigkeit ausgezeichnet. Solche Nervenanschwellungen werden Knoten, Nervenknoten, *Ganglia*, *Gangliones*, *Plexus gangliformes* genannt. Die Kenntniß des Bestehens von Nervenknoten reicht bis zu Galenus zurück. Derselbe beschreibt jederseits drei Anschwellungen im Bereiche des Sympathicus, die erste am Halse oberhalb des Kehlkopfes, die zweite in der Brusthöhle vor den Rippenköpfchen, die dritte beim Austritte des Nerven aus der Brusthöhle (De usu partium. Lib. 16. c. 5). Diese Anordnung des Nerven, sagt Galen, sei den Anatomen noch nicht bekannt gewesen; er bezeichnet sich also selbst als den Entdecker. Er vergleicht aber diese Anschwellungen einem sogenannten Ganglion. Hieraus ist denn ersichtlich, daß der Name Ganglion in seiner chirurgischen Bedeutung der ältere ist.

Nach den Knoten des Sympathicus wurden zunächst die Anschwellungen im Verlaufe des Nervus vagus bekannt, was sich aus dem Umstande leicht erklärt, daß beide Nerven am Halse vieler Säugethiere einen verschmolzenen Nervenstrang bilden. Fallopio, Vesal, Vidus Vidius, Spigel, Vesling erwähnen nur die Ganglien des Sympathicus und vielleicht auch des Vagus; Volcher Coiter, Kasp. Bauhin, Riolan gedenken dagegen auch der Knoten an den Rückenmarksnerven. Die Knoten an und neben den Gehirnnerven sind erst allmälig entdeckt und successiv in die Beschreibung der anatomischen Handbücher aufgenommen worden. Das Ganglion des Trigeminus war unter diesen das am frühesten bekannte. Das Ganglion ophthalmicum wurde 1701 von Schacher beschrieben, das Ganglion sphenopalatinum 1749 von Meckel d. A.; die Ganglien am Glossopharyngeus haben Andersch und J. Müller kennen gelehrt; F. Arnold entdeckte das Ganglion oticum, Bochdalek die Ganglia supramaxillaria. Die Kenntniß der sogenannten mikroskopischen Ganglien gehört ganz der neuern Zeit an.

Die Nervenganglien haben keine gemeinsame und regelmäßige Gestalt. Manche Ganglien variiren in verschiedenen Körpern außerordentlich in Hinsicht auf Größe, Gestalt und Verbindungen; ja selbst die Existenz einzelner Ganglien variirt in verschiedenen Körpern. In der Mehrzahl jedoch sind sie rundlich und abgeplattet, und die meisten werden von reichlichem Zellgewebe umgeben, dessen innerste Fasern eine membranöse gefäßreiche Hülle um das Ganglion bilden. Eine dunklere, grauliche Färbung zeichnet sie im Allgemeinen vor den Nervensträngen aus, mit denen sie in Verbindung stehen. Ein Theil der Ganglien wenigstens unterscheidet sich auch durch größere Härte von den Nervensträngen. Beim Durchschneiden erscheinen sie aus einer homogenen Masse gebildet, woran sich mit bloßem Auge oftmals keine deutliche Structur wahrnehmen läßt; sie ähneln gar sehr den Lymphdrüsen. Durch Maceration indessen kann man Nervenfasern und eine grauliche oder grauröthliche sulzige Masse unterscheiden.

Weil man die Zusammensetzung aus weißer, eigentlicher Nervensubstanz und aus graulicher Substanz als das Wesentliche der Ganglienbildung ansah, so wurde es seit Gall gebräuchlich, auch einige Gehirntheile, in denen die wechselseitige Durchdringung von grauer und von Marksubstanz sehr deutlich hervortritt, als Hirnganglien zu bezeichnen; die Sehhügel hat man als hintere Hirn-

ganglien (Ganglia cerebri postica), die Streifenhügel als vordere Hirnganglien (Ganglia cerebri antica) bezeichnet. Da aber von diesem Gesichtspunkte aus auch noch andere Gehirntheile den Namen der Ganglien führen könnten, und da die physiologische Übereinstimmung zwischen diesen Gehirnganglien und den Nervenganglien nichts weniger als erwiesen ist, so kann hier nur von den eigentlichen Nervenknoten die Rede sein.

Eine genauere anatomische Kenntniß der Ganglien wurde erst in der neuern Zeit vorbereitet durch die Entdeckung der Ganglienkugeln. Auch ohne genauere mikroskopische Untersuchung hatte man früher die Ansicht gewinnen können, daß die Nervenfasern, welche durch die Ganglien hindurchtreten, nicht zu einem gleichförmigen Strange zusammengruppirt sind, wie in den Nerven, sondern zu Bündeln, zwischen denen maschenförmige Räume übrig bleiben, d. h. also zu Nervengeflechten oder Plexus, deren Zwischenräume von einer andern Substanz ausgefüllt werden. Diese ausfüllende Substanz wurde von Winslow, von Johnstone und andern der grauen Hirnsubstanz verglichen; Haase (Diss. de Gangliis nervorum. [Lips. 1772.]) nannte sie Zellgewebe; nach Scarpa (Anatomicae annotationes, Lib. I. de nervorum gangliis et plexubus. [Mutinae 1779.]) ist sie ein Zellgewebe, welches bei magern Individuen mit einer schleimigen Materie, bei fetten Individuen mit einer öligen Substanz angefüllt ist; nach Wutzer (De corporis humani gangliorum fabrica. [Berol. 1817.]) besteht sie aus Zellen oder Bläschen, welche mit einer eigenthümlichen gallertartigen Pulpa erfüllt sind, niemals aber mit Fett, obwol bei fetten Personen innerhalb der Tunica propria der Ganglien Fett vorkommt; nach Lobstein ist diese ausfüllende Substanz gelatinös. Ehrenberg beschrieb nun aber zuerst im J. 1833 große, rundliche Körper in den Spinalganglien der Vögel, welche den Namen der Ganglienkörper oder Ganglienkugeln erhielten, und alsbald durch Valentin (1836), durch Purkinje und Andere genauer beschrieben wurden.

Nach Valentin sollte das Wesentliche der Ganglienbildung darin bestehen, daß die Nervenröhren der in einen Nervenknoten eintretenden Nerven aus einander weichen und Geflechte bilden, und sich in neuer Ordnung zu Bündeln vereinigen, welche wiederum aus dem Ganglion heraustreten; in den Zwischenräumen der Geflechte lägen die gruppenweise zusammengehäuften Ganglienkugeln. Einzelne Nervenröhren sollen aber innerhalb des Ganglions die Ganglienkugeln in mannichfaltigen darmähnlichen Windungen umspinnen, namentlich jene, welche mehr an der Peripherie des Ganglions liegen, weshalb Valentin die zu einem Ganglion gehörigen Nervenröhren als innere durchgehende (Fibrae nervosae transeuntes s. permeantes) und äußere umspinnende (Fibrae nervosae circumnectentes) unterscheidet. Da nun die Nervenröhren innerhalb der Ganglien sich nicht theilen und nicht mit einander anastomosiren, die Ganglienkugeln aber nur einfach zwischen die Nervenfasern eingelagert sind, ohne Nervenröhren zum Ursprunge zu dienen, so kann nach Valentin eine Vermehrung der Nervenröhren in den Ganglien nicht stattfinden.

Später wies nun aber Kölliker den Zusammenhang der Nervenröhren mit den Ganglienkugeln innerhalb der Ganglien nach. Die Ganglien konnten daher nicht mehr einfach als Durchgangs- oder Gruppirungsapparate der Nervenfasern gelten, sondern auch zugleich als Multiplicationsorgane, als Erzeuger von solchen Nervenfasern, welche nicht direct mit dem Centralnervensysteme in Verbindung stehen. Allein auch diese Auffassungsweise ist nach wenigen Jahren wiederum eine sehr zweifelhafte geworden, da man jetzt erkannt hat, namentlich in manchen Ganglien der Fische, daß die Ganglienkörper mit einer vom Centralnervensysteme kommenden Nervenröhre einerseits, und mit einer peripherisch verlaufenden Nervenröhre andererseits in Verbindung stehen, also nichts anderes sind, als locale eigenthümlich geformte Anschwellungen einzelner Nervenröhren. Daher sprechen jetzt schon Manche den Ganglien gänzlich die Eigenschaft ab, Multiplicatoren peripherischer Nervenröhren zu sein. Soviel steht wenigstens fest, daß die numerische Zunahme der peripherisch verlaufenden Nervenröhren nicht nothwendig der Anzahl der Ganglienkörper correspondirt, welche in einem bestimmten Ganglion gefunden werden. Durch fernere Untersuchungen ist es aber noch festzustellen, ob nicht die verschiedenen Ganglien in sofern unter einander verschieden sind, daß in einigen die Nervenröhren blos eine locale Ganglienkörperanschwellung erfahren, daß andere vollkommene Multiplicatoren der Nervenröhren sind, daß noch andere ein gemischtes Verhalten zeigen.

Die Erkenntniß der physiologischen Bedeutung der Ganglien geht im Ganzen gleichen Schritt mit ihrer anatomischen Erforschung. Auf ziemlich unbestimmte Weise spricht sich Galen dahin aus, daß sie zur Verstärkung der Nerven dienen. Vesal vergleicht die Ganglien den knotigen Anschwellungen an den Wurzeln mancher Pflanzen, namentlich der Filipendula, und den nämlichen Vergleich mit den Knoten an einem Grashalme, oder am Stamme eines Baumes hält auch Willis fest. Nach dem Letzteren dienen die Ganglien als Behälter und Vertheiler der thierischen Geister, welche ihren Weg zugleich mit dem Nervensafte nehmen. Da nun in den Ganglien Nervenfasern aus verschiedenen Richtungen zusammentreten und in verschiedenen Richtungen aus einander gehen, so mußten sie von einander gesondert werden, damit sie nicht auf einander stoßen und sich wechselseitig stören, bis sie sich wieder zu ihrer bestimmten Richtung gesammelt haben. Ebenso sollen nach Vieussens in den Intercostalganglien die animalischen Geister durch den Zutritt des arteriellen Blutes wieder neu belebt, ja sogar wieder hergestellt werden, wenn sie erschöpft waren. Lancisi's Annahme, die sich übrigens auf eine eigenthümliche anatomische Anordnung gründen soll, läuft im Wesentlichen auch auf das Nämliche hinaus. Nach Lancisi verläuft nämlich mitten durch das Ganglion eine Sehne; von dieser gehen ringsherum Muskelfasern aus, welche nur mit unbewaffnetem Auge zu erkennen sind, und nach Außen mit einer das Ganglion umgebenden sehnigen Hülle in Verbindung ste-

hen, über welcher übrigens noch zwei andere Hüllen oder Ganglienhäute liegen sollen. Die äußere oder erste von den drei Hüllen nennt er Tunica cellulosa laxa, die zweite oder mittlere Tunica cellulosa densa, die dritte oder innere Tunica tendinea. Durch die muskulöse Beschaffenheit nun erhalten die Ganglien die Fähigkeit sich zusammenzuziehen und wieder auszudehnen, eine Art Systole und Diastole auszuführen, wodurch sie auf die Forttreibung der animalischen Geister durch die Nervenröhren einwirken. Auch Gorter läßt den Umtrieb der animalischen Geister durch die Thätigkeit der Ganglien befördert werden.

Eine andere Ansicht stellte J. Bapt. Bianchi auf. Durch die Ganglien werde das erzielt, daß die Seele die natürlichen Bewegungen der innern Theile des Körpers gar nicht, die widernatürlichen aber weniger heftig empfindet; die Ganglien sind also nach dieser Ansicht eine Art Hemmungsapparat für das Nervenagens oder die Nerventhätigkeit.

Umgekehrt wies ihnen Cheselden die Bestimmung zu, eine vollkommene Gemeinschaft unter allen Theilen des Nervensystems herzustellen, und darauf läuft auch im Wesentlichen die Ansicht von Zinn hinaus. Die einzelnen Nerven, welche in ein Ganglion treten, sollen sich innerhalb desselben inniger mit einander vermischen, als in einem bloßen Nervenplexus, sodaß nun jeder der austretenden Nerven oder Nervenzweige Fasern aus jedem der eintretenden empfängt.

Ferner bezeichnete Winslow die Ganglien des Intercostalnerven als zerstreute Ursprünge und Keime dieses Nerven; er legte ihnen also eine Bedeutung bei, welche sie zu ebenso vielen kleinen Centralnervenmassen oder Gehirnen stempelte. Diese Ansicht wurde dann noch bestimmter von James Johnstone (Essay on the use of ganglions of nerves. [Shrewsbury 1771.] Medical essays and observations etc. [Evesham 1795.]) ausgesprochen. Johnstone läßt nicht nur eine neue Anordnung der Nervenfasern in den Ganglien vor sich gehen; sie sind ihm auch zugleich Ursprung und Quelle der Nerven für diejenigen Organe, welche dem Willen nicht unterworfen sind, wodurch die Wirkung der Seele auf den thierischen Körper eingeschränkt wird, und die natürlichen und die Lebensverrichtungen unserer Willkür entzogen sind. Dieser Ansicht wurde zwar durch Haller, durch Haase und andere das anatomische Bedenken entgegengesetzt, daß Ganglien auch in Nerven vorkommen, welche der Willkür unterworfen sind, und ebenso manche Organe, welche der Willkür entzogen sind, ganglienlose Nerven erhalten; sie hat sich aber doch der Hauptsache nach bis in die neuere Zeit in Ansehen erhalten. Prochaska, Pfeffinger, Hildebrandt, Treviranus, Reil, Burdach, Meckel d. J., Arnemann, E. H. Weber, Wutzer betrachten doch die Ganglien wesentlich als kleine Centralorgane für jene Nerven, welche sich von ihnen aus peripherisch verbreiten, als unvollständige Isolatoren der Nerventhätigkeit.

Die Entdeckung der Ganglienkörper und überhaupt die gründliche Erforschung der Nerventextur konnte nicht ohne Einfluß bleiben auf die physiologische Deutung der Ganglien. Wenn nach Valentin's Darstellung die Ganglienkörper zwischen die ununterbrochen fortgehenden Nervenröhren eingelagert sind, in den Ganglien sowol wie in den Centralorganen, so muß den Ganglien auch die Bedeutung kleiner Centralorgane zugesprochen werden; die Energien der sensibeln und motorischen Nervenfasern werden nämlich für die animalische Lebensseite durch Rückenmark und Gehirn unter einander in Verbindung gesetzt, für die vegetative Lebensseite durch die Ganglien des Sympathicus. Die Ganglienkugeln sind es, welche die functionell verschiedenen Nervenröhren in Contiguität bringen, und dadurch das Überspringen der Reizung von einer Nervenröhre auf die andere vermitteln, mithin sind die Ganglien einerseits kleine Gehirne, in sofern sie die Nervenröhren von verschiedener Energie unter einander in Wechselwirkung setzen, andererseits kann man sie (wie es bereits von Bianchi geschah) als Hemmungsapparate bezeichnen, weil sie es bewirken, daß die Leitung des Nervenagens, unerachtet des continuirlichen Fortgangs der Nervenröhren vom Gehirn und Rückenmark bis zur peripherischen Ausbreitung, in ihnen unterbrochen und vom eigentlichen Centralnervensysteme abgehalten wird. — Henle bezeichnete die Ganglien als Hilfsorgane des Gehirns und des Rückenmarks; in ihnen besäßen die Ganglienkugeln die nämliche Beziehung zu den Nervenröhren, wie die graue Substanz der Centralorgane, und es vermöchten die Ganglien Nichts, was nicht auch durch Gehirn und Rückenmark geschehen könnte. — Durch Kölliker's Nachweisung der unipolaren Ganglienkörper, wie man sie jetzt nennt, wurde die Bedeutung der Ganglien als kleine Gehirne auch anatomisch fester gestellt; denn die Ganglien erschienen deutlich als Erzeuger, als Quellen, als Multiplicatoren von Nervenröhren. Dagegen müssen wir jetzt, wo die anatomische Kenntniß der Ganglienkörper und also auch der Ganglien erweitert, aber noch nicht scharf bestimmt ist, offen bekennen, daß wir den Nutzen der Ganglien nicht unter einen bestimmten Begriff zu fassen vermögen, da es sehr wahrscheinlich Ganglien von verschiedenartigen Eigenschaften gibt. So glaubt Stannius bei den Fischen wenigstens zwei Arten von Ganglien annehmen zu müssen. In den Ganglien der Wurzeln des Trigeminus und des Lateralis vagi, welche vom Lobus posterior medullae oblongatae entspringen, fand er bei den meisten Knochenfischen nur bipolare Ganglienkörper, während er dagegen in bestimmten Ganglien immer nur unipolare oder apolare Ganglienkörper wahrnehmen konnte, in den spiralartigen Ganglien der Hirnnerven, im Ganglion an der Wurzel des Nervus palatinus, in den Ganglien der Nervi recurrentes der Cyprinen, im Ciliarganglion und in den Ganglien des Sympathicus.

Eine naturgemäße Eintheilung der Ganglien wird sich auf die anatomisch-physiologischen Differenzen gründen müssen, die aber, wie aus dem Vorhergehenden erhellt, noch nicht festgestellt sind. Die bisherigen Eintheilungen sind daher nur als Versuche anzusehen, diese Aufgabe zu lösen. Scarpa unterschied zwei Classen von Ganglien, einfache und zusammengesetzte; in den einfachen (Ganglia simplicia s. spinalia) sollen die Nervenröhren

nach der Länge des Ganglions fortgehen; in den zusammengesetzten (Ganglia composita s. non spinalia), zu denen alle übrigen gehören, sollen sich die Nervenröhren zum Theil in seitlicher Richtung ausbreiten. Außer unterschied, nach dem anatomischen Verhalten, drei Ordnungen von Ganglien des menschlichen Körpers: 1) Ganglien des Cerebralsystems, nämlich Ganglion Gasseri, Ganglion ciliare s. ophthalmicum, G. maxillare; es fehlt ihnen die feste Hülle, welche den übrigen Ganglien zukommt. 2) Ganglien des Spinalsystems, wozu außer den eigentlichen Spinalganglien an den hintern Wurzeln der Rückenmarksnerven die Ganglien am Glossopharyngeus und am Vagus gehören sollen; sie werden äußerlich von einer sehr festen, dichten Hülle umgeben. 3) Ganglien des vegetativen Nervensystems, nämlich die Ganglien am Grenzstrange des Sympathicus, das Ganglion coeliacum, caroticum, sphenopalatinum u. s. w. J. Müller unterschied ebenfalls drei Classen von Ganglien: 1) Die selbständigen Knoten des Sympathicus, worin organische Nervenfasern von den Ganglienkugeln abgehen, also die Ganglia cervicalia, thoracica, lumbalia, sacralia, coccygeum. 2) Die Knoten der hintern Wurzeln der Rückenmarksnerven und die ihnen ganz analogen Knoten der Hirnnerven, nämlich das Ganglion Gasseri, das Ganglion vagi, das Ganglion an der Wurzel des Glossopharyngeus, und das bisweilen vorkommende Ganglion an einem Theile der Wurzelfasern des Hypoglossus. 3) Die Knoten, welche sich überall da finden, wo Fäden des Sympathicus mit Gehirnnerven zusammentreten, nämlich Ganglion ophthalmicum, G. oticum, G. sphenopalatinum, G. maxillare Meckelii, G. caroticum, G. petrosum glossopharyngei, G. geniculatum facialis, Plexus gangliformis vagi. Valentin unterscheidet wesentlich eine erste, zweite und dritte Knotenformation, nämlich: a) die Spinalknoten und die analogen Knoten der Hirnnerven; b) die Knoten des Grenzstranges; c) die Knoten und knotigen Geflechte, welche sich an die größern und mittlern Gefäßstämme, an die Aorta, die Carotiden und deren Verzweigungen halten. Dabei wird aber eingeräumt, daß an den Verzweigungen der Cerebrospinalnerven und des Sympathicus noch Knoten vorkommen können, deren Classification zur Zeit noch nicht möglich ist. (*F. W. Theile.*)

GANGLION, GANGLIUM, Überbein (Chirurgie). Seit den frühesten Zeiten ist in der Chirurgie der Name Ganglion für eine Art Geschwülste in Gebrauch, aber in verschiedenem Sinne, und noch bis diesen Tag verbindet man keinen ganz feststehenden Begriff mit dem Worte. Bei Celsus liest man, daß die am Kopfe vorkommenden Geschwülste die Namen Ganglion, Meliceris, Atheroma, Steatoma führen (De Medicina Lib. 7. c. 6); ihm ist also das Ganglion gleichbedeutend mit Balggeschwulst, oder es ist ihm eine besondere Modification der Balggeschwulst. In Heister's Chirurgie wird im Capitel von den Balggeschwülsten angegeben, man nenne solche unschmerzhafte Geschwülste Talpa, Testudo, Lupia, wenn sie am Kopfe ihren Sitz haben, und man bezeichne sie als Ganglion oder Überbein, wenn sie an den Händen oder Füßen bei den Tendinen vorkommen; weiterhin handeln aber Heister die Überbeine in einem besondern Capitel ab. Spätere Chirurgen, z. B. Bell, folgen diesem Beispiele, und trennen die Ganglien von den Balggeschwülsten. Dagegen werden in Chelius' Handbuch der Chirurgie die Überbeine wiederum, ähnlich wie bei Celsus, als eine Abart der Balggeschwülste aufgeführt.

Das Überbein und die Balggeschwulst haben das anatomische Merkmal mit einander gemein, daß beide aus einer Kapsel oder einem Sacke und aus einem Inhalte bestehen. Aber abgesehen von der verschiedenen Beschaffenheit des Inhalts, so ist die Kapsel der Balggeschwulst eine Neubildung oder vielleicht in einzelnen Fällen eine ursprünglich nach Außen geöffnete Höhle, nämlich der Sack eines Hautfollikels; das Ganglion dagegen hat keine neugebildete, sondern eine ursprünglich vorhandene Kapsel. Denn das scheint doch als ausgemacht gelten zu dürfen, daß die Ganglionsgeschwulst ihren Sitz in einer Sehnenscheide hat.

Das Ganglion ist nämlich eine in der Nähe eines Gelenkes befindliche, runde, umschriebene, unempfindliche Geschwulst, die zuerst weich und elastisch ist, späterhin erhärtet, allmälig die Größe eines Taubeneies erreichen kann, und wodurch die überliegende Haut keine Farbenveränderung erleidet. Diese Geschwulst enthält eine seröse oder gelatinöse, der Synovia ähnelnde, farblose, oder gelblich oder röthlich gefärbte Flüssigkeit. Der umschließende Balg ist von verschiedener Dicke und Festigkeit, meist nur locker mit der überliegenden Haut verbunden, in der Tiefe dagegen fest aufliegend. Wegen der später vorhandenen Festigkeit und Härte hat man diese Geschwülste mit dem Namen der **Überbeine** bezeichnet, gleichsam als läge ein oberflächlicher Knochen auf einem tieferen Knochen.

Die Überbeine kommen nur an ein Paar Gelenken vor. Am häufigsten beobachtet man sie am Rücken der Hand und der Handwurzel, da wo sich die beiden Corpusreihen verbinden; außerdem kommen sie auch am Fußrücken vor. Dies hat einen doppelten Grund. In diesen beiden Gegenden wird verhältnißmäßig die größte Anzahl von Sehnenscheiden gefunden; dabei sind auch diese beiden Gegenden äußern schädlichen Einwirkungen besonders leicht ausgesetzt.

Das wahre Ganglion hat, wie bereits erwähnt, seinen Sitz in einer Sehnenscheide. Die vollkommenen Sehnenscheiden (Vaginae tendinum) sind seröse längliche Säcke, welche mit den am Kopfe oder am Schwanze eines Muskels vorkommenden, meistens in längerer Strecke verlaufenden Sehnen in Beziehung stehen. An beiden Enden nämlich ist der seröse Sack eingestülpt und bildet eine durch seine Höhlung verlaufende Röhre, in welche die Sehne des Muskels aufgenommen wird. Eine andere Art von Sehnenscheiden, wie sie für die Sehnen der Fingerbeuger und der Zehenbeuger bestimmt sind, besitzt eine weniger vollkommene Form. Es sind ebenfalls längliche, geschlossene seröse Säcke; allein es ist nicht von beiden Enden her eine Röhre in dieselben eingestülpt, sondern sie haben nur auf der einen Seite in der ganzen Länge eine Einstülpung, von welcher die Muskelsehne umfaßt

wird. Hier liegt also der seröse Sack auf der einen Seite, die Sehne auf der andern Seite. Von diesen unvollkommenen Sehnenscheiden gibt es dann allmälige Übergänge zu einer dritten Form, zu den sogenannten Schleimbeuteln oder Schleimbälgen (Bursae mucosae s. synoviales). Dies sind mehr oder weniger rundliche seröse Säcke, welche nahe der Insertion einer Sehne zwischen diese und die feste Unterlage, meistens also einen Knochen, eingeschoben sind. Die Sehne ist hier zwar auch mit dem serösen Sacke verwachsen, liegt aber doch wesentlich außerhalb der Höhle desselben.

Je nachdem man das Wort Sehnenscheide im engern oder im weitesten Sinne faßt, wird auch die Zahl der Geschwülste, welche man Ganglien nennt, kleiner oder größer sein. Ganz vollkommene Sehnenscheiden kommen eigentlich nur an mehren Muskeln der Endabschnitte der Gliedmaßen vor, und auf diese beschränkt man sich mehr oder weniger bestimmt in den Handbüchern der Chirurgie, indem man sagt, die Überbeine kommen gewöhnlich an den Händen, oder auch an den Füßen vor. Die Ausdehnungen der eigentlichen Schleimbeutel durch angesammelte Flüssigkeit bezeichnet man dann mit dem Namen der Schleimbeutelwassersucht (Hydrops bursae mucosae s. synovialis). Man kann aber dann die Schleimbeutel der Sehnen und die Schleimbeutel der Haut (Bursae subcutaneae) nicht wol von einander trennen, und in der That begreift man auch unter der Schleimbeutelwassersucht die Affection dieser zweierlei Schleimbeutel. Indessen bleiben bei dieser auf anatomische Verhältnisse gegründeten Eintheilung immer noch jene unvollkommenen Sehnenscheiden der Finger- und Zehenbeuger ausgeschlossen, in denen sich auch Flüssigkeit anhäufen kann.

Deshalb haben andere die Ausdehnung aller mit den Sehnen in Beziehung stehender natürlicher Scheiden oder Beutel zum Gebiete der Ganglien gezogen, wo dann aber folgerecht die Ausdehnungen der Hautschleimbeutel wieder ausgesondert werden müssen. In diesem Sinne handelt Jules Cloquet über die Ganglien (Note sur les Ganglions, in: Archives générales de Médecine. 1824. Fevr. p. 232). So spricht man dann von Ganglien unterhalb der Kniescheibe (da wo die Sehnen des Sartorius, des Gracilis, des Semitendinosus auf einem Schleimbeutel gleiten) bei Mädchen, welche knieend die Zimmerböden reinigen, oder bei frommen Knierutschern, von Ganglien in der Kniekehle, am Tuber ischii, am großen Trochanter (wo ein Schleimbeutel unter dem Glutaeus maximus liegt), am Olecranon, und zwar zum Theil von ungewöhnlicher Größe. So erklärt sich auch Cloquet's Angabe, daß er den Inhalt der Ganglien oftmals von etwas anderer Beschaffenheit fand, als andere Beobachter. Nach ihm nämlich ist es nicht ungewöhnlich, weiße, fibröskorpelige Körperchen darin zu finden, welche abgerundet, länglich, platt, verschieden geformt, manchmal bis linsengroß sind, und die frei herumschwimmen, oder auch mittels eines dünnen häutigen Stieles aufsitzen.

Nach meinem Dafürhalten charakterisiren sich jene Fälle, welche man allgemein und zwar seit sehr früher Zeit als Ganglien bezeichnet hat, außer der Anhäufung von Flüssigkeit in dem serösen Sacke noch durch ein anderes Moment. Da die eigentlichen Sehnenscheiden am Rücken der Hand und des Fußes, wo doch die Ganglien vorzugsweise vorkommen, langgezogene Kanäle sind, die eigentlichen Ganglien aber keine cylindrische, sondern eine rundliche, kugelige, halbkugelige, mehr oder weniger abgeplattete Gestalt besitzen, so kann das Wesen des Ganglion gewiß nicht in einer bloßen einfachen Anfüllung einer Sehnenscheide beruhen. Ich glaube vielmehr, daß eine Partie der Sehnenscheide durch eine Lücke der bedeckenden fibrösen Fascie durchgetreten ist und sich allmälig ausgedehnt hat, daß mithin das Ganglion streng genommen ein Bruch der Sehnenscheide ist. Die oberflächliche Lage der Sehnenscheiden und ihre Contiguität mit der fibrösen Fascie wären also Bedingungen für das Entstehen der Ganglien; diese Bedingungen sind aber grade an den eigentlichen Sehnenscheiden an der Hand und am Fuße erfüllt. Ob übrigens die Hernie oder die Ansammlung von Flüssigkeit das Primäre ist, oder ob beiderlei Fälle vorkommen, das wage ich nicht zu entscheiden. Übrigens kann auch für die tiefer liegenden Schleimbeutel durch Ansammlung von Flüssigkeit die Vorbedingung zum Entstehen einer solchen Hernie, nämlich Contiguität mit der fibrösen Fascie, hergestellt werden, und so wäre es nicht unmöglich, daß auch an unvollkommenen Sehnenscheiden und an Schleimbeuteln hin und wieder echte Ganglien sich entwickelten.

Ist nun auch der Begriff des Ganglion als Hernie einer Sehnenscheide fester gestellt und die Verschiedenheit von der Schleimbeutelwassersucht ersichtlich, so darf man doch, wegen der zuletzt angedeuteten Möglichkeit, nur wie bisher sagen: die Überbeine kommen in der Nähe von Gelenken vor, und zwar gewöhnlich an den Händen oder auch an den Füßen.

Übrigens sind auch über die anatomische Grundlage der Ganglien verschiedene Ansichten aufgestellt worden. Nach Jules Cloquet, welcher die eigentlichen Ganglien und die Hydropsien der Schleimbeutel zusammenwirft, ist die Kapsel des Ganglion natürlich nur eine Sehnenscheide, oder ein Schleimbeutel. Dagegen läßt Boyer die eigentlichen Ganglien (der Sehnenscheiden) dadurch entstehen, daß die in einer Sehnenscheide enthaltene Flüssigkeit durch einen gewaltsamen Spalt der letztern in das benachbarte Zellgewebe austritt, welches Zellgewebe sich alsdann zu einem Sacke umgestaltet; nach Boyer besteht also zwischen dem fertigen Ganglion und der Sehnenscheide gar keine Beziehung mehr. Chelius nimmt an, daß die Ganglien in manchen Fällen partielle Ausdehnungen der Sehnenscheiden sind, daß sie aber häufig auch wirklich neue Erzeugnisse sind. Gewiß muß man es aber höchst unwahrscheinlich finden, daß diese Säcke, die stets ganz in der Nähe normaler Säcke vorkommen, neu entstanden seien, und Boyer's Erklärung hat durchaus keine Gründe für sich. Meine Erklärungsweise läßt übrigens Chelius offenbar für einen Theil der Ganglien gelten; insofern man die von ihm erwähnte partielle Ausdehnung der Sehnenscheiden sich wol kaum anders denken kann, denn als eine Hernie derselben.

Bei dieser Annahme finden dann auch einige Verhältnisse der Ganglien leicht ihre Erklärung. Sie sind im Ganzen unschmerzhafte Geschwülste. In der ersten Zeit ihres Bestehens und so lange sie noch eine weiche Beschaffenheit haben, verschwinden sie mehr oder weniger vollständig unter dem Drucke des Fingers, kehren aber bei Nachlaß des Druckes sogleich wieder. Ein solches Verschwinden der oberflächlich liegenden Geschwulst läßt sich nur dadurch erklären, daß die Kapsel keine vollkommen geschlossene ist, und daß der Inhalt sich vorübergehend in einen andern Behälter entleeren kann. Ferner haben Ganglien auf dem Rücken der Hand die Eigenthümlichkeit, daß sie sich praller und fester anfühlen, wenn die Hand in Beugung gebracht wird, weicher und nachgiebiger dagegen, wenn die Hand gestreckt ist. Bei der Beugung der Hand nämlich werden die Sehnenscheiden am Handrücken in die Länge gezogen und ganz abgeplattet, sodaß kein Raum mehr vorhanden ist, um einen Theil des Inhalts des Ganglion aufzunehmen; beim Strecken der Hand liegen die äußern Bedeckungen, namentlich auch die Fascien, nur locker auf dem Handrücken auf, die Sehnenscheiden sind dann nicht mehr so abgeplattet und können deshalb einen Theil des Inhalts des Ganglion in ihre Höhle aufnehmen.

Mit dem hier zu beschreibenden Leiden haben die sogenannten Nervenknoten oder Nervenganglien, auf welche zuletzt Dupuytren (Vorträge über chirurgische Klinik, übersetzt von Weyland. 1. Bd. 2. Abth. S. 184. [Paris 1833.]) wieder die Aufmerksamkeit gelenkt hat, nichts als den Namen gemein. Es sind dies kleine Geschwülste von der Größe eines Getreidekornes, einer Erbse, höchstens einer Bohne, welche an den obern und untern Gliedmaßen unter der Haut vorkommen, wenig beweglich, hart und platt sind und ausnehmende Schmerzen verursachen. Sie haben aber nicht in Hautnerven ihren Sitz, wie man wegen der Lage und der Schmerzhaftigkeit angenommen hat. Es sind fibrös-cellulöse Geschwülste, von faserig-knorpeliger oder knorpeliger Consistenz, ohne Höhle. Dupuytren ist geneigt, sie für skirrhös zu halten. Dem widerspricht aber der Verlauf des schmerzhaften Leidens und die Erfahrung, daß diese kleinen Geschwülste fast ohne Ausnahme durch die Exstirpation heilbar sind.

Die Überbeine nehmen gewöhnlich nur langsam an Größe zu und erreichen eine gewisse Größe, auf welcher sie zu verharren pflegen, namentlich dann, wenn sie erst vollständig erhärtet sind. So lange sie klein und weich sind, erregen sie keine Beschwerden, abgerechnet die Difformität des Gliedes. Bei zunehmender Größe und Verhärtung stören sie aber wol die Bewegung des Gliedes, und an den Füßen erleiden sie Druck durch das Schuhwerk, wodurch Entzündung oder selbst Eiterung hervorgerufen werden kann. Wirken keine äußern Schädlichkeiten auf ein Ganglion ein, dann kann dasselbe 20—30 Jahre oder selbst noch länger fast unverändert verharren. Die Wandungen des Gangliensackes sind Anfangs dünn, durchscheinend und zerreißen wol durch einen etwas stärkeren Druck; in alten Ganglien dagegen sind sie dick, fest und schwer zerreißlich. Der Inhalt der Ganglien ist bald mehr wässerig, durchsichtig, bald dickflüssig, gallertartig.

Die Diagnose der Ganglien ist in der Regel sehr leicht. Schon die Localitäten, in denen die eigentlichen Ganglien vorkommen, gewähren einen ziemlich sicheren Anhaltpunkt; denn Balggeschwülste entwickeln sich nicht leicht in jenen Gegenden. Nur ein ganz analoger Zustand der Synovialhaut der Gelenke, wenn diese nämlich an einer Stelle im Umfange des Gelenks sich ausstülpt und einen mit Flüssigkeit erfüllten Sack bildet, kann um so eher täuschen, als auch diese Geschwulst, gleich einem anfangenden Ganglion, unter einem von allen Seiten einwirkenden Drucke schwindet.

Die Ganglien entstehen in der Regel aus ganz örtlichen Ursachen, durch Quetschung, Druck, Dehnung, z. B. durch einen Schlag mittels eines harten Körpers, durch drückende Fußbekleidung u. s. w. Manchmal vermag der Kranke gar kein besonderes veranlassendes Moment anzugeben. Es werden auch Fälle angeführt, wo Ganglien in Folge unterdrückter Absonderungen sich plötzlich ausbildeten und durch geeignete Behandlung ebenso schnell wieder gehoben wurden. Doch dürfte in allen solchen Fällen wol eher ein Hydrops bursae mucosae, als ein wahres Ganglion vorgelegen haben.

Die Prognose der Ganglien ist im Allgemeinen nicht ungünstig. Die Geschwulst stört meistens den Gebrauch des Gliedes nur wenig und sie bleibt in der Regel unverändert. Nur durch stärkere oder durch anhaltende äußere Reizung, ferner durch unpassende örtliche Behandlung kann es zur Entzündung, zur Eiterung kommen, und es können die angrenzenden Gelenke afficirt werden. Daß ein Ganglion übrigens von selbst vergehe, das ist ziemlich unwahrscheinlich, obwol man hierfür einen von Moinichen (Acta Hafniensia. Ann. 1671 et 1672. Obs. 56) mitgetheilten Fall anzuführen pflegt. Hier verschwand ein nußgroßes Ganglion auf der Handwurzel einer Frau in der letzten Zeit der Schwangerschaft; dasselbe begann aber nach der Entbindung wieder zu wachsen und erreichte die frühere Größe; dies wiederholte sich in mehren auf einander folgenden Schwangerschaften. Offenbar war ja hier das Ganglion nicht verschwunden, sondern es minderte sich nur periodisch die Menge seines Inhalts.

Die Ganglien erfodern eine ganz locale Behandlung und es sind folgende Methoden der Behandlung bekannt.

1) Anwendung zertheilender Mittel, um die Resorption der enthaltenen Flüssigkeit zu bewirken. Nur bei frischen Ganglien, deren Sack noch nicht verdichtet ist, läßt sich etwa eine Zertheilung erwarten durch Pflaster von Harzen, von Gummiarten, durch Quecksilber- oder Jodsalben, durch Kalibäder, durch Belladonna, Kampher, Ochsengalle u. s. w. In England wird nach S. Cooper gewöhnlich Ol. Origani eingerieben. Cooper beobachtete davon wol Verkleinerung der Geschwulst, aber selten Heilung; die Flüssigkeit sammelte sich wiederum in dem Sacke an, sowie die Einreibungen ausgesetzt wurden. Die falschen Ganglien am Knie heilte S. Cooper durch Auflegen eines Blasenpflasters und nachheriges Offenhalten des Geschwürs mittels Ceratum Sabinae.

2) Die Compression der Geschwulst mittels einer Bleiplatte, einer Münze und dergl., welche durch eine passende Binde angedrückt erhalten werden. Der locker werdende Verband muß wieder fester angelegt werden, damit die Geschwulst während einer längeren Zeit einem gleichmäßigen Drucke ausgesetzt bleibt. Diese methodische Compression des Ganglion wirkt nicht etwa durch Zerreißung des Balges, wie Boyer glaubte, sondern wol eher dadurch, daß der Balg in einen Zustand leichter Reizung oder Entzündung versetzt wird, in dessen Folge der Inhalt allmälig resorbirt wird und die Höhle des Sackes obliterirt. Die Geschwulst erleidet bei dieser Compression oftmals lange Zeit hindurch gar keine sichtbare Veränderung und verschwindet dennoch wol späterhin. Reizende Einreibungen können die Compression unterstützen. Aber auch die Compression verspricht meistens nur dann Erfolg, wenn das Ganglion noch neu und seine Kapsel noch nicht verdickt ist.

3) Eröffnung der Höhle des Ganglion und Entleerung seines Inhalts, damit durch die nachfolgende Entzündung, oder wenigstens durch andauernde Resorption die Höhle obliterirt. Auf dieses Princip lassen sich die folgenden Behandlungsweisen zurückführen:

a) Der Balg wird durch Druck, durch Ausdehnung zerrissen, und die Resorption und Obliteration erfolgen dann von selbst. Nur bei neuentstandenen, mit einer dünnen Kapsel versehenen Ganglien ist dieses Verfahren anwendbar. Die Zerreißung des Sackes wird entweder durch einen kräftigen Druck mittels des aufgesetzten Daumens oder mittels eines mit Leinwand umwickelten Petschafts erzielt, oder man führt mit einem etwas breiten Körper, einem Lineal, einem hölzernen Kochlöffel, einem hölzernen Hammer einen raschen, etwas kräftigen Schlag auf die Geschwulst, die möglichst gespannt sein muß. Ich würde deshalb die gewöhnliche Vorschrift, daß die Hand dabei auf einem Tische aufliegen soll, lieber dahin abändern, daß sie sich in der Beugung befinde. Ein stärkeres Krachen bezeichnet den Moment der Berstung des Balges, und die Geschwulst fällt nachher zusammen. Allein die adhäsive Entzündung tritt nicht immer soweit ein, daß der Balg obliterirte, und dann zeigt sich die Geschwulst nach einiger Zeit wieder.

b) Der Balg wird mittels einer Lancette oder eines Troikars entleert. Da nach solchen traumatischen Eingriffen leicht eine ziemlich heftige Entzündung entsteht, so muß die Vorsicht angewendet werden, vor dem Einstiche die bedeckende Haut zu verschieben, damit die Wunden der Haut und des Balges nach geschehener Entleerung nicht correspondiren, oder die Geschwulst muß subcutan geöffnet oder durchschnitten werden. Man erzielt weiterhin die Verwachsung des Balges durch einen gehörigen Compressivverband, oder es wird auch wol, wie bei Behandlung der Hydrocele, rother Wein, Jodkali und dergl. injicirt. Unzweckmäßig ist jenes Verfahren, daß nach der Entleerung der Flüssigkeit ein Längsschnitt in die Geschwulst gemacht und der Sack mit Charpie ausgefüllt wird; denn es muß hierbei zu einer Eiterung kommen, die mit Recht gefürchtet wird.

c) Die adhäsive Entzündung kann mit mehr Sicherheit, als durch die bloße Zerreißung oder durch einfaches Anstechen erreicht werden, indem man ein Haarseil durch das Ganglion zieht. Allein durch Anwendung des Haarseils entwickelten sich bisweilen üble, selbst krebsartige Geschwüre. In die nämliche Kategorie gehört das alte Verfahren, die Decke der Geschwulst durch ein aufgelegtes Ätzmittel zu zerstören, oder auch ein Vesicator auf die Geschwulst zu legen, und nachher die excoriirte Stelle mit Arsenikoxyd zu bestreuen. Diese Behandlungsweisen sind daher mit Recht allgemein aufgegeben worden.

4) Exstirpation der Geschwulst, indem man die Haut mittels eines Längsschnittes oder eines Kreuzschnittes trennt, die Geschwulst möglichst frei legt und ganz herausschält, oder doch nur jenen Theil derselben zurückläßt, welcher auf der Sehne aufsitzt. Nach erfolgter Exstirpation wird die Wunde durch Heftpflaster zusammengezogen, und durch einen mäßigen Druck sucht man die Ansammlung von Blut zu verhindern und die unmittelbare Vereinigung zu befördern. Zu dieser radicalen Behandlung der Ganglien darf man aber nur im äußersten Nothfalle greifen.

(*F. W. Theile.*)

Gangotri, s. unter **Ganges**.

GÅNGR (Gang), ein Riese der nordischen Mythologie, wird in den Denkversen in den **Skaldskaparmål** Cap. 75 [1]) sogleich zu Anfange der **Jötna heiti**, Benennungen der Riesen, aufgeführt: **Ymir, Gångr ok Mimir**. In den **Bragaraedur** [2]) sagt Bragi: Er (Aulwaldi) war sehr goldreich (gullaudhigr), aber als er starb und seine Söhne das Erbe theilen sollten, da hatten sie dieses Maß zum Golde, das sie theilten, daß ein jeder seine Mundfüllung (einen Mund voll) nehmen sollte, und alle gleich viele. Einer derselben war Thiassi, der andere Idhi, der dritte Gångr. Aber das haben wir zur Redensart (ordhtak) nun bei uns, das Gold zu nennen munntal thessa jötna (Mundrede dieser Riesen): wir verstecken (verkleiden) nämlich in den Runen oder in der Dichtkunst es so, daß wir das (das Gold) Rede (mål), oder ordhtak (Redensart, Sprüchwort), oder Gespräch (tal) dieser Riesen (thessa jötna) nennen. Diese Umschreibungen des Goldes sind sehr berühmt, denn sie kommen in den Bjarkamål, den alten [3]), vor, nämlich Idhja glismål (Idhi's Glanzreden, glänzende Reden, Thjassa thingskil (Thiassi's Urthel). Aber diese berühmten Redensarten haben wol erst die Veranlassung zur Sage von der Theilung des Goldes durch Gångr und seine Brüder gegeben, um zu erklären, wie diese Redensarten entstanden. Ursprünglich aber wurde das Gold wol darum der Riesen Sprache oder Rede genannt, weil man unter den Felsen sich Riesen dachte und aus dem Munde oder den Öffnungen dieser Felsen Gold durch strömendes Wasser herausgeführt ward. Diese Umschreibungen hatten also einen natürlichen Sinn. Die obige Sage von Gångr und seinen Brüdern ist aber auch nicht ganz gehaltlos;

1) Snorra-Edda, Ausgabe von Rask S. 209. 2) Snorra-Edda Cap. 56 (54). p. 83. 3) s. Brot Bjarkamåla enna forna in den Fornaldar Sögur Nordhrlanda 1. Bd. S. 111.

denn sie hat einen moralischen Sinn, und gibt ein anschauliches Bild von der Goldgierde, indem nach ihrer Darstellung mit dem Golde, um es gleichsam zu verschlingen, der Mund vollgestopft wird. Hiernach ist Gàngr ein Sinnbild der Goldgierigkeit. (*Ferdinand Wachler.*)

GANGRA (*τὰ Γάγγρα* und *ἡ Γάγγρα*, bei den Römern Gangre und Gangrae), einst Hauptstadt und Residenz der Könige von Paphlagonien im engeren Sinne, nachdem ein großer Theil desselben von Mithridates VI. zum Reiche Pontos gezogen worden war. Gangra war eine kleine, aber gewiß feste Stadt, in welcher der letzte der paphlagonischen Könige, Dejotarus, Sohn des Koston, mit dem Beinamen Philadelphos, seinen Sitz hatte (*Strab.* XII, 562. ed. *Casaub.*: *τὸ Μορζέου βασίλειον ἔχων τὰ Γάγγρα, πολισμάτιον ἅμα καὶ φρούριον*). Morzes war zur Zeit Antiochos' des Großen König der Paphlagonier gewesen und hatte zu Gangra residirt. Vergl. *Livius* XXXVIII, 26. Athenäus (III, 23. p. 82) rühmt die vortrefflichen Äpfel von Gangra, welche den vortrefflichsten zu Rom, den mala Mattiana, von den Alpen bei Aquileja nach Rom gebracht, wenig nachstanden. — Gangra wurde noch mehr in der christlichen Zeit als Sitz eines Bischofs berühmt. Auch wurde hier eine *σύνοδος* gehalten. *Socrates*, Hist. rel. II, 43: *σύνοδος ἐν Γάγγραις τῆς Παφλαγονίας συναχθεῖσα*. *Sozomenos* III, 14: *πλησιοχώρους ἐπισκόπους συνελθεῖν ἐν Γάγγραις*. In den Notitiis wird der Bischof von Gangra (*ὁ Γαγγρῶν*) zuerst aufgeführt, und muß demnach einer der bedeutendsten gewesen sein. In der ephesischen Synodos hatte sich der Bischof Bosporios als *ἐπίσκοπος Γαγγρῶν τῆς μητροπόλεως ἐπαρχίας Παφλαγονίας* unterschrieben. Ptolemäos hat diesen Ort nicht aufgeführt; auch kommt er nicht in den Itinerariis vor, wol aber kennt die Peutinger'sche Tafel Gangaris, welches eine Verunstaltung des Namens Gangra ist. Vergl. *Chr. Cellarius*, Not. orb. ant. T. II. libr. 3. c. 8. p. 317 seq. Plinius (H. N. VI. c. 2) führt Gangre neben Carusa und Amisum auf. Vergl. *Stephanus Byz.* s. v. Novellar. 29. *Constant. Porphyrog.* De themat. p. 30. ed. Bonn. Vergl. *Hierocles* p. 695. ed. *Wessel.*, mit der Anmerkung des Herausgebers. Noch gegenwärtig existirt ein Ort Namens Changreh, an dessen Identität mit dem alten Gangra nicht zu zweifeln ist. 2) Eine Stadt in Arabia felix, welche von Stephanus Byzantinus (s. v.) erwähnt wird. (*Krause.*)

GÂNGRÂDHR (nordische Mythologie), ist einer der Namen Odhin's und steht statt *Gangleri* (s. d. Art.) in den Grimnismâl in der Recension, aus welcher die Stelle in die Gylfaginning Cap. 20[1]) aufgenommen ist, nämlich:

Heitumz Grimr ok Gângrâdhr,

ich werde geheißen Grimr und Gângrâdhr. Wahrscheinlich hat der Verfasser der Gylfaginning selbst diese Veränderung vorgenommen, weil er den König Gylfi den Namen Gângleri annehmen und führen läßt. Doch ist auch Gângrâdhr ein Name Odhin's, welchen er, als er den Riesen Wafthrudhnir besucht, aufführt. Er sagt nämlich in den Wafthrudhnismâl Str. 8:

Gàngrâdhr ok heiti
Nû emc af göngo kominn,

Gangradhr ich heiße, nun bin ich vom Gange (Wege) gekommen, durstig zu deinen Sälen, der Bewirthung bedürftig (ich bin lange gereist) und deines Empfanges (deiner Aufnahme), Jotunn (Riese)! Wafthrudhnir antwortet Str. 9: Wie (warum) redest du da vom Fußboden aus (stehend) an? und wiederholt spricht in den folgenden Strophen der Jotunn: Segthu mer, Gàngrâdhr! sag' du mir, Gangradhr. So nach dem Cod. Eric., und diese Lesart wird auch von Gudmundus Magnäus in den Noten zur großen Ausgabe der Edda Saemundar[2]) als die bessere erkannt und von ihm im Glossar und von Finn Magnusen im Lex. Mythol. rubricirt, wiewol im Texte der Wafthrudnismâl die andere Lesart, nämlich Gagnrâdhr, aufgenommen ist. Im Betreff des Namens Gàngradhr sagt Gudmundus Magnäus, es bedeute itinere cinctus, viator, wohin die Worte: nû emc af göngo kominn, jam de via veni, zu zielen scheinen, und im Glossar: *Gàngn-râdhr* m. Viator pedes; Odini nomen adscititium — — a gângr, m. gressus, incessus, et radh n. conditio, status, und Finn Magnusen[3]) erklärt Gàngrâdhr durch gressum moderans sive dirigens, also Gangbeherrscher, nämlich von gangr, Gang, und radha, rathen, beherrschen. Man vergleiche den Bezeichnungsnamen hinn Illradhi, der Bös-Herrscher, Übel-Herrscher, hinn Hardhradhi, der Hart-Herrscher, harte Herrscher. Der Name Gàngrâdhr, über den Gang herrschend, den Gang lenkend, könne, bemerkt Finn Magnusen, mit größtem Rechte derjenigen Gottheit beigelegt werden, welche die Bewegung des Himmels, der Luft und des Jahres beherrscht. Der Name Gagnrâdhr bedeutete commoda consilia promens, von *gagn* commodum, progressus, victoria, wie Finn Magnusen ihn erklärt, ein Vortheil-Rather, d. h. ein Orakel-Gott, dem man, wenn er günstige Antworten ertheilt, folgen muß, oder auch zugleich über den Vortheil herrschend, nämlich ein Gott, der über den Vortheil oder Sieg der Menschen waltet. Wenn Gudmundus Magnäus zur Unterstützung der Lesart Gagnrâdhr sagt: schlecht aber würde sich Odhin den Namen Gagnrâdhr c: consiliis ingenuus gegeben haben, da er nämlich verschmitzt und treulos war, so muß man bedenken, daß Odhin gern als der Ironie sich bedienend und Andere dadurch gern täuschend geschildert wird. Sehr treffend nennt er sich daher Gagnrâdhr, Vortheil rathend, oder durch Rath und That Vortheil verschaffend, indem er damit umgeht, den Wafthrudhnir zu verderben. Nach Rask in der stockholmer Ausgabe der Edda Sämundar S. 286 bedeutet Gagnrâdhr, wie Finn Magnusen es gibt, contraria sive infesta consilia edens, von gâgn in Zusammensetzungen für gêgn, con-

1) Ausgabe der Snorra-Edda von Rask S. 24.

2) 1. Th. S. 6. 3) Lex. Mythol. p. 381. 582. 771: Odinus se Gangradum (viatorem peditem vel gressus moderatorem) nominat.

tra, also Entgegen-Rather, Entgegen-Lenker, Entgegen-Herrscher. Wegen dieser Zweideutigkeit hat der Name Gagnradhr, Vortheil-Rather und Entgegen-Rather, verderbliche Rathschläge gebend, in den Wafthrudhnismâl mehr für sich, als der nicht so bedeutungsvolle Name Gângradhr, über den Gang herrschend. Die Zeile: nû emk af göngo, nun bin ich vom Gange gekommen, klingt zwar, als wenn sie auf den Namen Gângradhr anspielen solle, kann aber auch blos des Stabreims wegen stehen, um auf Gagnradhr den Stabreim, oder die Alliteration zu bilden. Da, wo Finn Magnusen im Lex. Mythol. die Bezeichnungen des Zeus, des Jupiter und des Odhin zusammenstellt, hat S. 619 der Name Gâgnradhr folgende Stelle erhalten: *Μειλίχιος, φίλιος, ἤπιος, ἄριστος, ἐπιδότης;* Almus, Aequus, Bonus, Optimus, Opitulator, *Theckr*, *Thidr*, *Oski*, *Angantyr*, *Gagnrâdhr*, Hagyrkr, mit der Bemerkung: fast alle Güter und Geistesgaben verdankten die Menschen nach der Meinung seiner Verehrer dem Odhin; so z. B. heißt es in den Hyndlu-liódh: er gab Sieg den Söhnen, aber einigen Geld, Beredsamkeit und Menschenweisheit den berühmten Männern, günstigen Wind gibt er den Handelsleuten, aber Lied den Skalden; er gibt Männlichkeit (Tapferkeit) vielen Recken. Ein solcher Gott trug mit Recht den Namen Gagnrâdhr, Walter über den Vortheil. Zwar nicht von so umfassender Bedeutung, jedoch auch nicht bedeutungslos war der Name Gângradhr; weshalb Finn Magnusen[4]) da, wo er die sanskritischen Beinamen des Buddha mit denen des Odhin zusammenstellt, sagt: *Sagatah* bene procedens, celer viator. Gângrâdhr, Gângleri et pl. (*Ferdinand Wachter.*)

Ganitroceras *Endlich.*, s. Monoceras *Jack.*

Ganitrus *Gärtn.*, s. Elaeocarpus.

GANIX. Von Rafinesque im J. 1815 einer Gruppe der Penelopinen beigelegt, ist gleichbedeutend mit dem von Merrem gegebenen, weit älteren, Gattungsnamen Ortalida. (*Cabanis.*)

Ganja *Rumph.*, s. Corchorus.

GANNA, eine berühmte Weissagerin, von welcher es in den Excerptis ex Dione 67, 5 heißt: *Γάννα* (nach anderer Lesart *Γαῦνα*) *παρθένος μετὰ τὴν Βελῆδαν ἐν τῇ Κελτικῇ θειάζουσα*, Ganna, eine nach der Weleda im Keltenlande, d. h. hier bei Dio Cassius in Germanien, weissagende Jungfrau. Da die Weleda göttlich verehrt wurde, so auch wol ihre Nachfolgerin, die Ganna. Ihr Name ist wol aus Gand (s. d. Art.), Gano, Zauberei, abzuleiten; denn nicht alle Zauberarten waren verrufen, und selbst bei den Göttern des Nordens findet man Zaubermittel. Der Name Ganna, Dativ Gannane, kommt noch in einer lothringischen Urkunde vom J. 709 *) vor. Aus Ganna ist aller Wahrscheinlichkeit nach Gannascus (s. d. Art.) (der Gannische) gebildet. Masyus, König der Semnonen, und die nach der Weleda in Germanien weissagende Jungfrau Ganna kamen, wie Dio Cassius sagt, zu Domitianus, wurden von ihm ehrenvoll behandelt, und kehrten nach Hause zurück. Man kennt die Umstände nicht, warum beide die Reise zu dem römischen Herrscher unternahmen. (*Ferdinand Wachter.*)

GANNASCUS, ein teutscher Mannsname, ist wol adjectivisch aus *Ganna* (s. d. Art.) gebildet, und bedeutet also der Gannische, d. h. Anhänger oder Verehrer einer göttlich verehrten Weissagerin. Diesen Namen trägt ein geschichtlich merkwürdiger Mann, von Geburt ein Canninefate, diente lange als Auxiliaris (Hilfssoldat) bei den Römern, und ging endlich wieder zu den Teutschen über. Nun plünderte und verheerte er mittels leichter Fahrzeuge vorzüglich die Küste der Gallier, indem er, wie Tacitus bemerkt, wohl wußte, daß sie reich und unkriegerisch seien. Seine Seeräubereien scheint Gannascus mittels der Chaucen ausgeführt zu haben; wenigstens fielen diese unter Anführung des Gannascus in Niedergermanien ein, nämlich im J. 47 nach Chr., und zwar zur Zeit, als nach dem Tode des Sanquinius Domitius Corbulo die Verwaltung dieser Provinz noch nicht angetreten hatte. Als dieses geschehen war, ergriff Corbulo sogleich die kräftigsten Maßregeln, unterdrückte mit den römischen Schiffen die kleinen Fahrzeuge der Chaucen und vertrieb den Gannascus. Die Stelle des Tacitus: triremes alveo Rheni, ceteras navium, ut quaeque habiles, per aestuaria et fossas adegit: lintribusque hostium depressis et exturbato Gannasco etc., versteht man so: „Die Dreiruderschiffe mußten den Rhein herunter in die See gehen: die andern Fahrzeuge aber durch den Graben, den Drusus gemacht hatte, und durch die Südersee zu ihnen stoßen. Die Chaucen konnten gegen die römische Flotte die See nicht halten. Corbulo ließ ihre Schiffe versenken und Gannascus flüchtete tiefer ins Land"[1]). Hätte Corbulo einen so wichtigen Feldzug gemacht, so würde ihn Tacitus sicher näher beschrieben haben. Das exturbato Gannasco scheint sich blos auf die Provinz, nämlich Nieder-Germanien, zu beziehen. Die Chaucen waren, muß man schließen, mittels ihrer leichten Fahrzeuge in diese Provinz eingefallen, und mittels der römischen Flotte wurden sie wieder aus derselben vertrieben. Die Legionen, welche Corbulo wider den Gannascus geführt hatte, nennt Tacitus: legiones, operum et laboris ignaras. Er konnte also keinen Heereszug in das Land der Chaucen wagen. Er nahm daher zur Arglist seine Zuflucht und schickte welche zu den Chaucen, daß sie die Großen derselben sich zu ergeben verlocken und zugleich dem Gannascus hinterlistig nach dem Leben trachten sollten. Letzterer Anschlag gelang, aber die Gemüther der Chaucen wurden durch die Ermordung des Gannascus wider die Römer sehr erbittert[2]). (*Ferdinand Wachter.*)

GANNAT, Bezirk im Departement des Allier, im alten Bourbonnais, hält $20\frac{9}{10}$ □Meilen und 65,000 Einwohner. Er zertheilt sich in fünf Cantons: Gannat, Chantelle les Chateaux, Ebreuil, Escurolles und St. Pourçain. Die Bezirksstadt liegt in einem fruchtbaren, angenehmen

4) *Idem* l. l. p. 628.

*) Bei *Calmet*, Histoire de la Lorraine, ed. 1728. Tom. I. preuves p. 265. Jac. Grimm, Deutsche Mythologie S. 64.

1) Mascov, Geschichte der Teutschen. I. Th. 2. Aufl. S. 109.
2) *Tacitus*, Annal. XI, 18. 19.

Thale am Andelot (zum Allier), hat 750 Häuser und 5400 Einwohner, Reste einstiger Befestigungen, ein Hospital, Lederfabriken, und treibt Handel mit Getreide und Schlachtvieh. In der Nähe sind Alaungruben. Vor der Revolution war in Gannat eine Collegiatkirche, ein Capuciner-, ein Augustiner- und ein Nonnenkloster zu U. L. Frauen. Die Stadt war eine von den 19 königlichen Castellaneien, welche unter die Senechaussée von Moulins gehörten, war der Sitz einer Election, einer Salzniederlage und einer Geleitseinnahme von ein- und ausgehenden Waaren. (*Daniel.*)

GANÓCZY (Anton von), Doctor der Theologie, Domherr, Propst und Archidiakon zu Großwardein, gest. zu Ende des 18. Jahrh., ein fleißiger kirchenhistorischer und vaterländischer Geschichtsforscher. Geboren zu Kaschau in einer adeligen Familie trat er, nach absolvirten Humanioren und philosophischen Wissenschaften in den geistlichen Stand und wurde Pfarrer in dem erzbischöflichen graner Marktflecken Ersek-Ujvár, welche Stelle er viele Jahre bekleidete. Dann wurde er Domherr im zipser Domcapitel und hierauf Präfect des geistlichen Seminariums zu Ofen. Endlich berief ihn der großwardeiner Bischof, Adam Freiherr von Patatich (spr. Patatitsch), nach Großwardein zu seinem Canonicus a latere und apostolischen Protonotar. Als historischer Schriftsteller gerieth er in gelehrte Streitigkeiten mit dem Protestanten Benczur und dem Katholiken Pray. Er trug viel dazu bei, daß der ungarische Geschichtschreiber Ignaz Aurelius Feßler (jetzt Superintendent zu Saratow in Rußland) schon in seiner Jugend in Ungarn sich mit vaterländischer Geschichtforschung beschäftigte, wie Feßler in der Vorrede zu seinem Werke selbst dankbar eingesteht. Ganóczy gab im Druck heraus: 1) Humana prudentia, sive ars, qua homo se suasque res feliciter provehere potest. (Tyrnaviae 1760.) (Aus dem Englischen übersetzt und von Ganóczy stark vermehrt.) 2) Dissertatio controversa historico-theologica de usu calicis, seu de sumtione S. Eucharistiae Sacramenti sub utraque specie. (Tyrnaviae 1765.) 3) Dissertatio historico-critica de S. Ladislao, fundatore Episcopatus Varadinensis. (Viennae 1775.) 4) Episcop. Varadinenses (ab anno 1089—1759) fide diplomatum concinnati. Partes duae. (Viennae 1776. 4.) 5) Libellus castigatus sive refutatio argutiarum, quas scriptor anonymus (Benczur) adversum diploma S. Stephani Regis Archiabbatiae S. Martini anno 1001 collatum sophistice (?) objicit M. Varadini. (1779.) (Ins Teutsche übersetzt von Jac. Ferdinand von Miller, unter dem Titel: Gestraftes Büchelchen oder Widerlegung der Spitzfindigkeiten u. s. w. [Großwardein 1780.]) 6) Dispunctio diatribae a Georgio Pray in dissertationem de S. Ladislao etc. conscriptam editae. M. Varadini. (1781. 4.) *) (*Rumy.*)

GANODURUM (alte Geographie), Stadt der Helvetier nach Ptolemäus. Über die Meinungen, was darunter zu verstehen, s. Helvetii S. 222. Nur bemerken wir, daß die Annahme, daß Ganodurum Constanz sei, die verbreitetste ist. (*Ferdinand Wachter.*)

GANOIDEI, auch Goniolepidoti, Eckschupper, Schmelzschupper genannt, sind Fische mit einem Muskelbeleg am Arterienstiele des Herzens und vielfachen Klappen innerhalb desselben, mit sich nicht kreuzenden Sehnerven, mit freien Kiemen und Kiemendeckel und mit abdominalen Bauchflossen. Ihrer gesammten Organisation nach bilden die Ganoiden eine große Abtheilung in der Classe der Fische, welche die unvollkommenern Knorpelfische mit den höher organisirten Knochenfischen vermittelt. Für diese vermittelnde Stellung spricht auch ihre geologische Entwicklung, welche wie sie selbst erst in neuester Zeit erkannt wurde. Cuvier's Scharfsinne entging zwar die eigenthümliche Organisation des Störes, des Lepisosteus und Polypterus nicht. Er wußte auch, daß der Paläoniskus des Zechsteines dem Lepisosteus und Störe näher verwandt ist, als irgend einem andern lebenden Fische. Aber erst Agassiz erkannte nach Untersuchung eines genügenden Materiales die Wichtigkeit dieser eigenthümlichen Organisationsverhältnisse für die Systematik sowol als für die geologische Entwickelung. Er verließ die Cuvier'sche Eintheilung der Fische in die beiden Gruppen der Knorpel- und Knochenfische und begründete auf die Form der Schuppen die vier Ordnungen der Cycloiden oder Kreisschupper, Ctenoiden oder Kammschupper, Ganoiden oder Schmelzschupper und Plakoiden oder Körnschupper. Die Ganoiden erscheinen hier als neue Gruppe den Plakoiden oder Cuvier'schen Knorpelfischen und den Ctenoiden und Cycloiden oder früheren Knochenfischen gegenüber. Ihr wesentlicher Charakter liegt darin, daß ihre Schuppen allermeist rhomboidal sind und von einer den übrigen Fischen fehlenden Schmelzschicht bedeckt werden. Bei einzelnen Familien treten statt der Schuppen große Schilder, selbst feste Panzer auf, bei noch andern Stacheln. Das Skelet durchläuft verschiedene Grade, von dem weichen knorpligen bis zu den soliden knöchernen. Die von Agassiz für die Ordnung der Ganoiden aufgestellten Familien sind unter den lebenden Fischen die Störe, Sklerodermen, Lophobranchier und Gymnodonten, zu denen dann die fossilen der Lepidotinen, Sauroiden, Pyknodonten, Cölakanthen, ferner der Cephalaspiden, Holoptychier und Akanthodier kommen. Das auf die Schuppen, auf blos äußere Organe begründete System der Fische erlag indessen der gründlichen Prüfung, welche Joh. Müller in neuester Zeit anstellte. Nach dieser bleibt für Agassiz in der systematischen Ichthyologie das eine große Verdienst, die Ganoiden als eine Hauptabtheilung in der Classe der Fische erkannt zu haben. Ohne auf die von Agassiz in den Recherches sur les poissons fossiles und den Poissons fossiles du vieux grès rouge gegebene Darstellung näher einzugehen, werde ich bei der folgenden Charakteristik der Ganoiden mich an Joh. Müller's Abhandlung in den Schriften der berliner Akademie 1844 über den Bau und die Grenzen der Ganoiden und an meine Bearbeitung nach derselben im dritten Theile der Fauna der Vorwelt (Leipzig 1848.) eng anschließen.

*) Da der gelehrte Streit zwischen den so verdienten Schriftstellern, wie Ganóczy und Pray waren, leidenschaftlich geführt wurde und die Grenzen der Bescheidenheit überstieg, muß man auch hier mit Bedauern ausrufen: Tantaene animis coelestibus irae?

Das Skelet der Ganoiden durchläuft, wie schon erwähnt, alle Entwicklungsstufen, welche zwischen denen der Selachier und echten Knochenfische möglich sind, d. h. es gibt Ganoiden mit ganz weichem, knorpligem Skelete, mit theilweis verknöchertem und mit vollkommen knöchernem Skelete. Bei den Stören z. B. unter den lebenden Ganoiden, bei den Cephalaspiden unter den fossilen sucht man vergebens nach einer in einzelne Wirbelkörper geschiedenen Wirbelsäule. Bei den Cölakanthen, Dipterinen und anderen beginnt die Verknöcherung und Gliederung der Rückensäule und wird allmälig deutlicher bis bei den Amiaden, bei Polypterus und Lepisosteus alle Theile des Skeletes vollkommen ausgebildet sind. Das Hautskelet der Ganoiden bietet eine nicht minder mannichfaltige Entwickelung. Völlig nackt, ohne irgend eine Spur von Schuppen ist der Körper der Spatularien. Bei den Stören treten Schilder in einzelnen Reihen am Körper auf. Bei den Cephalaspiden erweitern sich die Schilder und bedecken als Panzer den ganzen Körper. Bei den meisten andern Familien besteht die Körperbedeckung in rhomboidalen, bald gleichseitigen, bald längern, bald höheren Schuppen, welche in schiefen Reihen vom Rücken zum Bauche hin angeordnet sind. Sie bestehen aus einer untern hornigen oder knöchernen Schicht und einer obern glänzenden Schmelzschicht, welche gemeiniglich nur den freien Theil der Schuppe belegt. Am obern Rande der Schuppe, der vordern Ecke genähert, sieht man bei den meisten Ganoiden einen spitzen Stachel, das Gelenkhäkchen, welches in eine Grube an dem untern Rande der über ihr liegenden Schuppe eingreift und dadurch dem ganzen Schuppenkleide eine größere Festigkeit gibt. Außer diesen rhomboidalen Schuppen kommen noch vollkommen cycloide in der Familie der Amiaden vor, deren Schmelzlage so dünn wird, daß man über ihre Existenz in Zweifel geräth. Im Nervensystem verdient besonders der Bau des Hirnes Beachtung. Dasselbe besteht zuvörderst aus den beiden Riechtuberkeln, hinter denen die tief getheilten Hemisphären folgen. Der dritte Abschnitt ist ein kleiner unpaarer Lobus, welchem die paarigen, hohlen Sehhügel folgen. Die Sehnerven kreuzen sich nicht wie bei den Knochenfischen, sondern sind zu einem Chiasma verbunden. Das Cerebellum, sowie das verlängerte Mark mit dem langen Sinus rhomboidalis zeigen eine sehr starke Entwickelung. Während die sich nicht kreuzenden Sehnerven an die Knorpelfische erinnern, sind die doppelten Nasenlöcher den Ganoiden mit den echten Knochenfischen gemein, ebenso der Bau des Gehörorganes. Eigenthümlicher ist im Gefäßsystem der Bau des Aortenstieles. Bei den echten Knochenfischen ist dieser Stiel nichts weiter als der verdickte Anfang der Aorta, ohne irgend welche Muskelfasern und ohne eine besondere Function. In seinem Grunde liegen zwei Klappen. Bei den Knorpelfischen besteht der Aortenstiel außer der Aortensubstanz noch aus einer aus deutlichen Muskelfasern gebildeten Muskelschicht und pulsirt wie das Herz selbst. Statt jener zwei Klappen im Grunde treten höher hinauf drei und mehre Längsreihen mit je zwei bis fünf Klappen hervor. Bei den Ganoiden zeigt der Aortenstiel dieselbe Structur als bei den Selachiern und fungirt gleichfalls als Herz. Die Zahl der Klappen steigt meist aber höher, denn Polypterus besitzt drei Reihen großer und dazwischen ebenso viel kleinerer Klappen, je neun Klappen in der Reihe, also zusammen 54, wovon indessen neun verkümmert sind. Lepisosteus hat fünf Reihen mit je acht Klappen. Andere haben weniger, wie Amia in zwei Reihen je fünf bis sechs, der Stör eben nicht mehr. Diese niedrigsten Zahlen von Klappen werden nun freilich von einigen Plagiostomen erreicht, indessen läßt sich doch nach den vorliegenden Untersuchungen als Charakter aufstellen, daß die höchste Zahl der Klappen im Arterienstiele der Selachier zugleich die niedrigste der Ganoiden ist. Ähnlich verhält es sich mit dem Respirationsorgane. Wie bei manchen Plagiostomen kommt auch bei vielen Ganoiden eine Pseudobranchie vor und neben dieser noch eine davon getrennte respiratorische Kiemendeckelkieme. Letztere fehlt allen echten Knochenfischen, während bei ihnen wie bei den Ganoiden ein Kiemendeckel vorhanden ist. Der Kiemendeckel fehlt dagegen bei der allgemeinen Anwesenheit einer wahren accessorischen Kieme den Plagiostomen. Das Spritzloch ist bei den Ganoiden wie bei den Plagiostomen nicht allgemein vorhanden. Eine Schwimmblase ist bei allen lebenden Ganoiden beobachtet und hat wie die Physostomen unter den Knochenfischen einen Luftgang und keine Wundernetze. In dem Verdauungsapparate erinnert die Anwesenheit der Spiralklappe im Darm wiederum an Haien und Rochen, und entfernt die Ganoiden von den Knochenfischen, bei welchen eine solche Klappe nie beobachtet wurde. Der Darm selbst nähert sich trotz seiner mannichfaltigen formellen Unterschiede ebenfalls mehr dem der Plagiostomen als der Teleosten. In den Geschlechtsorganen endlich weichen die Ganoiden sowol von den Knorpel- als auch von den Knochenfischen ab. Die Eierstöcke erscheinen bei Polypterus, als lange vor den Nieren liegende Platte, ohne innere Höhle, in die Bauchhöhle mündend, und aus dieser werden die Eier durch wahre Eileiter ausgeführt. Die Eileiter liegen grade vor den langen weiten Harnleitern und münden gemeinschaftlich mit denselben hinter dem After. Im Wesentlichen stimmen die Störe damit überein. Die Flossen der Ganoiden bestehen aus gegliederten und zerschlissenen Strahlen und höchstens sind die ersten einer Flosse einfache Fäden. Von den paarigen Flossen sind die Brustflossen meist sehr kräftig entwickelt, die Bauchflossen weniger, ja scheinen bei einigen vielleicht ganz zu fehlen, immer aber nur am Bauche stehend beobachtet. After- und Rückenflossen vorhanden und letztere bisweilen doppelt. Die Schwanzflosse besteht entweder aus zwei gleichen, mehr oder weniger tief getheilten Lappen, oder die Wirbelsäule setzt bis in die Spitze des obern Lappens fort und der untere, meist viel kleinere, hängt am untern Rande des obern. Die erstere Form der Schwanzflosse heißt die homocerke, die andere ungleichlappige die heterocerke. In der Mittellinie des Rückens liegt allermeist eine unpaare Reihe von Schuppen. Dieselben verschmälern und verlängern sich an der Basis der Schwanzflosse und setzen als schmaldreiseitige Schuppen in kleine Stacheln sich umändernd und mit zweischenkliger Basis befestigt am obern Rande der Flosse fort. Solche Stacheln, Fulcra genannt, finden

sich gar nicht selten an den Vorderrändern aller übrigen Flossen, der paarigen und unpaaren. Ja es finden sich Fulcra in doppelter Reihe am Flossenrande, z. B. bei Lepidosteus.

Die lebenden Ganoiden bewohnen die Binnengewässer, vorzüglich die größern Flüsse der nördlichen Halbkugel. Ihre Anzahl ist sehr gering und ihre Organisation wie bei allen Mitgliedern von Durchgangsgruppen, so auffallend von einander verschieden, daß fast jede Gattung zum Typus einer eigenen Familie erhoben werden muß. Anders war es in den Gewässern der frühern Schöpfungsperioden. Die Ganoiden bildeten in den ältesten und mittlern den größten Theil der Wirbelthierfauna, welche erst in den letzten Perioden die überraschende Mannichfaltigkeit ihrer eigenthümlichen Gestalten verliert, und einen der Gegenwart ähnlichen Charakter annimmt. Bevor wir uns jedoch nach den Lagerstätten der Ganoidenreste umsehen, wollen wir auf die wichtigsten Charaktere zur Bestimmung der Familien und anderer Abtheilungen aufmerksam machen. Die höchste Gruppentheilung der Ganoiden ergibt sich sogleich durch ihre Stellung zwischen den Knorpel- und Knochenfischen, denn sie müssen theils den einen, theils den andern sich näher verwandt zeigen. Und in der That zerfällt auch die ganze Abtheilung der Ganoiden in zwei Ordnungen, nämlich in Ganoiden mit knorpligem Skelet, Chondrostei, und in Ganoiden mit knöchernem Skelet, Holostei. Die lebenden Familien innerhalb dieser Ordnungen stehen ziemlich schroff neben einander. Bei den Knorpelganoiden unterscheiden wir sogleich die völlig nackten Spatularien von den mit Schilderreihen versehenen Stören. Unter den Knochenganoiden ist Lepisosteus schon durch den Besitz einer respiratorischen Kiemendeckelkieme nebst Pseudobranchie und den Mangel eines Spritzloches nicht minder auffallend verschieden von den Polypterinen, welche wol ein Spritzloch, aber weder Pseudobranchie noch Kiemendeckelkieme besitzen. Von beiden zeichnen sich die Amiaden durch ihre dünnen cycloiden Schuppen ohne Gelenkhäkchen aus, ebenso durch die viel geringere Anzahl der Klappen im Arterienstiel. So leicht und so sicher diese lebenden Familien begründet werden, so schwierig ist die Feststellung der fossilen, denn von diesen besitzen wir nur die festen Körpertheile und müssen aus denselben auf die weichen Organe schließen. Bei dem Mangel rhomboidaler Schuppen erkennt man in Fossilresten die Ganoidnatur an der Anwesenheit des Kiemendeckels und der heterocerken Schwanzflosse, denn kein echter Knochenfisch besitzt eine heterocerke Schwanzflosse und kein Selachier einen Kiemendeckel. Ist die Schwanzflosse homocerk und das Skelet knöchern, so bleibt als unterscheidender Charakter von den Teleostiern die Anwesenheit der Fulcra an den Flossenrändern selbst in dem Falle noch, daß die Schuppen cycloid sind. Die weiche Wirbelsäule kann, im Fall der Kopf mit den Schädelknochen und dem Kiemendeckel erhalten worden ist, keine Verwechslung mit den Knorpelfischen veranlassen. So bieten uns die Fossilreste in dem Kiemendeckel, der Form der Schwanzflosse, den Fulcris der Flossenränder, der abdominalen Stellung der Bauchflossen, der Form der Schuppen und in der Ausbildung des Skeletes noch zuverlässige Charaktere zur systematischen Bestimmung. Mit Hülfe dieser gelangen wir denn auch zur Kenntniß der untergegangenen Familien. In der Ordnung der Chondrosteen zeichnen sich von den Acipenserinen und Spatularien die Cephalaspiden aus durch den Mangel der Bauchflossen und noch mehr durch den soliden Panzer, der aus großen, mit Schmelz bedeckten Knochenplatten bestehend den ganzen Körper schützt und die Holoptychier durch ihr kräftiges, aus starken Kegelzähnen zusammengesetztes Zahnsystem und durch die auffallend großen, sich dachziegelartig deckenden Schuppen oder neben einander liegenden Schilder. Unter den Holosteen scheiden sich zunächst zwei Familien aus mit heterocerker Schwanzflosse, die Mitglieder der einen stets mit einer, die der andern stets mit zwei Rückenflossen. An diese reiht sich eine dritte Familie mit heterocerker Schwanzflosse, charakterisirt durch einen großen Stachel in den paarigen sowol als in der Rücken- und Afterflosse. In eine vierte Familie lassen sich die Knochenganoiden mit zwei Rückenflossen und homocerker Schwanzflosse vereinigen, von der sich dann wieder eine Anzahl mit einfacher Rückenflosse sondert und durch die Anwesenheit einer Reihe Fulcra an den Flossenrändern, nebst denen mit zwei Reihen Fulcra in zwei besondern Familien ordnet. Von allen diesen weichen die Pyknodonten durch ihre breiten, flachen Zähne *) und durch die geringe Entwickelung aller Flossen ab.

Die Verbreitung der eben bezeichneten Familien in den geognostischen Formationen ist bis jetzt in folgender Weise beobachtet worden. Von den Knorpelganoiden gehört die Familie der Cephalaspiden ganz dem ältesten Schichtensysteme, dem devonischen, an. Dasselbe ist mit den ihnen zunächst verwandten Holoptychiern der Fall, die aber mit der typischen Gattung Holoptychius auch ins Kohlengebirge tritt. Dann scheinen die Knorpelganoiden zu verschwinden bis zum Juragebirge, wenn man nicht aus den heterocerken Einflossern eine Anzahl noch als besondere Familie ausscheiden und zu den Chondrosteen stellen muß, wie es mir wahrscheinlich ist. Erst im Lias erscheint der Stör als nächster Repräsentant, abermals im tertiären Gebirge und in den gegenwärtigen Gewässern. Die Spatularien sind noch nicht in Fossilresten beobachtet worden. Von den Holosteen ist keine einzige Familie ausschließlich in das devonische Gebirge gebettet. Wol aber gehören die Akanthodier mit den starken Flossenstacheln und die heterocerken Zweiflosser diesem Schichtensystem vornehmlich an, denn sie reichen nur mit sparsamen Repräsentanten noch ins Kohlengebirge. Für diese Formation und die sie überlagernde Schichtenreihe des Kupferschiefergebirges ist die Familie der heterocerken Einflosser besonders charakteristisch. Ebenso die der homocerken Zweiflosser. Beide sterben aber in diesen Formationen noch nicht aus, denn Repräsentanten der erstern gehen durch die Trias in den Lias und höhern Juraschichten hinauf und ein Mitglied der homocerken Dipterinen findet sich

*) Eine große Anzahl von Agassiz's Pyknodonten, welche nur auf einzelne Zähne begründet sind, gehören theils in andere Ganoidenfamilien, theils selbst zu den echten Teleostiern, wie Joh. Müller in der geologischen Gesellschaft in Berlin an einem prächtig erhaltenen Sphärodusкopfe nachwies.

noch im Kreidegebirge. Der Formationsreihe der Trias ist keine Familie der Ganoiden eigenthümlich. Außer den eben erwähnten treten noch Pyknodonten darin auf. Die beiden durch die einfachen und doppelten Fulcrareihen charakterisirten Familien gehören hauptsächlich dem Juragebirge an, die Monostichier vielleicht ausschließlich, während die Lepidotinen sparsam ins Kreidegebirge und angeblich noch ins tertiäre Gebirge hinaufreichen. Ebenso wie die Lepidotinen verhalten sich auch die Amiaden, größtentheils in das Juragebirge gebettet, gehen sie durch das Kreidegebirge und bewohnen noch die gegenwärtigen Gewässer. Die Pyknodonten haben eine umfassendere geologische Entwickelung. Schon in der Trias, mit dem ältesten Repräsentanten sogar im Kupferschiefer erscheinend, werden sie im Jura- und Kreidegebirge ganz besonders zahlreich und lagern in tertiären Schichten noch häufiger als irgend eine andere Ganoidenfamilie. Aus diesen Angaben ist ersichtlich, daß die ersten Repräsentanten noch lebender Ganoidenfamilien nicht tiefer als im Juragebirge vorkommen, daß die meisten der Vorwelt eigenthümlichen Familien schon unterhalb des Juragebirges liegen oder beginnen und daß sie oberhalb desselben nur noch sparsam vorkommen, daß endlich von den fünf noch lebenden Familien nur zwei schon in früheren Schöpfungsperioden vertreten waren. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir noch die Charakteristik der beiden Ordnungen folgen lassen.

Erste Ordnung. Chondrostei. Das innere Skelet ist weich, knorpelig. In der Wirbelsäule kommen vollkommen verknöcherte Wirbelkörper niemals vor. Höchstens ist in der weichen Chorda die Gliederung in einzelne Körper angedeutet. Häufiger dagegen verknöchern die auf und unter der Chorda gelegenen Wirbelbogen. Auch der Schädel besteht allermeist nur aus einer mit der Wirbelsäule nicht durch Gelenkung verbundenen, zusammenhängenden Knorpelmasse, an welcher die Kiefer in möglichst einfachen Formen hängen. Das Hautskelet besteht, wenn es nicht völlig fehlt, wie bei den Spatularien, immer aus sehr großen Schuppen oder Platten, welche aus Knochensubstanz und einer Schmelzlage zusammengesetzt sind. Beide, Schuppen und Platten, kommen zuweilen gemeinschaftlich an demselben Fische vor. Die Flossen sind gewöhnlich schwach entwickelt, die Bauchflossen fehlen einigen ganz. Die Familien sind:

1) Völlig nackt: **Spatulariae**, mit der Gattung **Spatularia**.

2) Mit großen Schuppen: **Holoptychii**, wohin die Gattungen **Holoptychius**, **Sclerocephalus**, **Actinolepis**, **Platygnathus**, **Glyptopomus**, **Stagonolepis**, **Dendrodus**, **Laumodus**, **Cricodus**, **Asterolepis**, **Bothriolepis**, **Psammosteus**.

3) Mit Knochenschildern: **Cephalaspides**, wohin **Cephalaspis**, **Emydichthys**, **Coccosteus**, **Chelyophorus**, **Polyphractus**, **Placothorax**, **Homothorax**, **Pamphractus**, **Pterichthys**.

4) Mit Schilderreihen: **Acipenserini**, wohin **Acipenser** und **Chondrosteus**.

Zweite Ordnung. Holostei. Sie haben ein mehr übereinstimmendes, von schmelzbedeckten Schuppen gebildetes Hautskelet und das innere Knochengerüst erscheint allermeist vollkommen knöchern. In dem Zahnsysteme und den Flossen bieten sie eine beiweitem größere Mannichfaltigkeit als die Knorpelganoiden. Ihre Familien ordnen sich nach folgenden Charakteren:

5) **Heterocerci**, mit einer Rückenflosse und heterocerker Schwanzflosse, mit Fulcris an den Flossenrändern und größeren rhomboidalen Schuppen: **Saurichthys**, **Megalichthys**, **Amblypterus**, **Eloniehthys**, **Palaeoniscus**, **Acrolepis**, **Pygopterus**, **Ptycholepis**, **Eugnathus**, **Eurynotus**, **Platysomus**, **Cheirolepis**.

6) **Acanthodii**, mit großem Stachel in jeder Flosse: **Diplacanthus**, **Acanthodes**, **Cheiracanthus**.

7) **Dipterini heterocerci**, mit heterocerker Schwanzflosse und doppelter Rückenflosse, kleinen Schuppen auf der Basis aller Flossen: **Glyptolepis**, **Dipterus**, **Osteolepis**, **Diplopterus**.

8) **Dipterini homocerci**, mit homocerker Schwanzflosse und doppelter Rückenflosse, ohne Schuppenbeleg: **Macropoma**, **Undina**, **Coelacanthus**.

9) **Monostichii**, mit schwach entwickelten Flossen und einer Reihe Fulcra an deren Rändern: **Pholidophorus**, **Dapedius**, **Tetragonolepis**, **Semionotus**, **Amblyurus**, **Nothosomus**.

10) **Lepidotini**, mit doppelter Reihe Fulcra an den vorderen Rändern der Flossen: **Macrosemius**, **Notagogus**, **Sauropsis**, **Pachycormus**, **Caturus**, **Lepidotus**, **Lepidosteus**.

11) **Polypterini**, Rückenflosse aus einer Reihe von federartigen Flossen bestehend: **Polypterus**.

12) **Pycnodontes**, mit breiten, flachen Zähnen, langer Rückenflosse und kurzen Kiefern: **Gyrodus**, **Placodus** **Microdon**, **Pycnodus**.

13) **Rostrati**, mit verlängerten Kiefern, langem Körper, großer Rückenflosse und bürstenförmigen Zähnen: **Blochius**, **Rhinellus**, **Dercetis**.

14) **Amiadae**, mit regelmäßigem Körper, gleichmäßig entwickelten Flossen und meist cycloiden Schuppen: **Belonostomus**, **Aspidorhynchus**, **Thrissops**, **Microps**, **Coccolepis**, **Ophiopsis**, **Megalurus**, **Tharsis**, **Leptolepis**, **Amia**, **Butyrinus**. (*Giebel.*)

GANS (גאנז)[1], David ben Salomo ben Seligmann[2], wurde vor 1542 in Westfalen geboren[3]) und starb in Prag den 25. Aug. 1613[4]). Seine Studien machte er in Frankfurt am Main und Krakau, wo er Schüler der Rabbinen Eliefer Treves[5]) und des Moses Isserles[6]) war; in Prag wohnte er den Vorträgen des Löwe und des Sinai ben Bezalel[7]) bei. Gans hatte eine unter den teutschen Juden des 16. Jahrh. seltene profane Bildung erlangt, las lateinische Autoren, und beschäftigte sich schon in früher Zeit mit mathematischen Studien. Den Euklides hatte er bereits in Nordheim im Hause eines Verwandten studirt[8]); ganz besondere An-

1) s. unten Anmerk. 31. 2) Zemach I, A. 5260. 3) Das. II, A. 801. 4) Zunz zu *Benjamin of Tudela* II. p. 278. 5) Zemach I, A. 5260. 6) Das. I, A. 3024 und 3056. Vorrede zu Nechmad. 7) Zemach II, A. 70. 8) Zemach I, A. 5030.

regung ward dieser Neigung in Prag durch die um Kaiser Rudolf II. versammelten Sternkundigen. Gans stand mit den astronomischen Celebritäten seiner Zeit, als Johannes Müller [9]), Kepler [10]) und Tyche de Brahe [11]) in Verbindung; letzteren, den er stets mit größter Ehrfurcht nennt, besuchte er dreimal auf seiner Sternwarte im Schloß Benatek, fünf Meilen von Prag, übersetzte auch für ihn einen Theil der Alfonsinischen Tafeln aus dem Hebräischen ins Teutsche. Es ist dabei nicht zu übersehen, daß die milde Regierung Rudolf II. die glücklichste Epoche der prager Juden war, und die literarische Thätigkeit derselben einen glücklichen, nur zu kurzen Aufschwung nahm [12]). Gans versäumt zwar in den Vorreden zu seinen Werken niemals, sich seinen Glaubensgenossen gegenüber zu rechtfertigen, wenn er dergleichen außerhalb des national-religiösen Kreises liegende Studien treibe; es ist aber auch nicht bekannt geworden, daß seine Zeitgenossen ihn dieser Richtung wegen irgendwie verketzert hätten. Am bekanntesten ist Gans geworden durch sein Werk: 1) Zemach David (Sprößling David's) (Prag 1592. Frankfurt am Main 1692. Offenbach 1768. Fürth 1785.), alle in 4. in jüdisch-teutscher Übersetzung (Frankfurt a. M. 1698. 4.), in (schlechter) latein. Übersetzung des W. H. Vorstius. (Leyden 1644. 4.) [13]) Das Buch besteht eigentlich aus zwei Abtheilungen, wovon die erste eine Chronik der jüdischen Geschichte, der andere eine ebensolche der nichtjüdischen Völker von Erschaffung der Welt bis zum J. 1592 enthält. In der ersten Abtheilung sind überall die Jahreszahlen nach der jüdischen Ära von Erschaffung der Welt, in der zweiten außer diesen noch die der christlichen hinzugesetzt. Als Quellen der jüdischen Geschichte benutzte Gans u. A. Josippon, Abraham ben David, Sacute, Tachia u. dergl., nicht immer mit kritischer Auswahl; bei der Profangeschichte hat er die Chroniken des Cyriacus Spangenberg, Hubertus Golzius, Lorenz Faust, Georg Cassius, Martin Borek zu Grunde gelegt. Obgleich demnach das Werk eigentlich nur eine Compilation ist, und nur für das Jahrhundert des Verf. selbst einiges Originale liefert [14]), so wurde es doch, der anspruchlosen und einfachen Darstellung und der religiösen Wärme wegen, die das Ganze durchdringt, ein verbreitetes und gern gelesenes Geschichtsbuch, wie schon aus der Zahl der Auflagen hervorgeht. Von der zweiten Ausgabe an ist von einem nicht genau bekannten [15]) Autor die Geschichte beider Theile bis zum J. 1692 fortgesetzt, und sogar in den Vorreden Gans' die bezüglichen Daten so geändert, als wenn er sie im J. 1692 geschrieben hätte [16]). 2) Nechmad we-Naim (Lieblich und angenehm) vom Verf. beendigt am 26. Juli 1613, herausgegeben von Joel ben Jekutiel [17]) (Jeßnitz 1743 bei Israel ben Abraham. 4., enthält eine Darstellung der mathematischen Geographie, erläutert durch Figuren, von denen aber manche fehlen; auch die Karte, welche dem Werke beigefügt war, fand der Herausgeber nicht in seinem Manuscript [18]). Das Buch besteht aus zwölf Pforten und 306 [19]) Paragraphen. Von jenen handelt die erste (§. 1—30) von den vier Elementen, den neun Sphären und ihren Bewegungen im Allgemeinen; die zweite (§. 31—54) von der Beschaffenheit der Himmelskugel und der Polhöhe, sowie vom Gebrauch des Quadranten; die dritte (§. 55—91) von der Gestalt der Erde, den sieben Klimaten, den acht Welttheilen [20]), von der geographischen Länge und Breite, und gibt zugleich ein alphabetisches Verzeichniß der bedeutendsten Städte der Erde mit Angabe ihrer Länge und Breite; die vierte (§. 92—106) von der Eintheilung der Zeit in Jahre, Monate u. s. w.; die fünfte (§. 107—131) von dem Thierkreise und von dem Vorrücken der Sternbilder desselben [21]); die sechste (§. 132—162) von der Neigung der Ekliptik gegen den Äquator und dem Wechsel der Tages- und Nachtlängen; die siebente (§. 163—187) vom Laufe der Sonne, von ihren Bewegungen, von dem mittlern und wahren Stande der Sonne im Thierkreise; die achte (§. 188—219) von den Sphären und Epicykeln des Mondes, vom Molad, von dem Wechsel der Entfernung des Mondes von der Erde; die neunte (§. 220—231) von den Sonnen- und Mondfinsternissen [22]); die zehnte (§. 232—241) von den andern fünf Planeten und ihren Bewegungen; die eilfte (§. 242—288) von den astronomischen Instrumenten und Messungen; die zwölfte (§. 289—305) von den Kometen [23]), von dem Einfluß der Gestirne auf die Schicksale der Menschen; ein Verzeichniß von 36 Sternbildern. Dem Ganzen ist als Einleitung vorangeschickt: eine Geschichte des Studiums der Astronomie bei Juden und Nichtjuden, und diese, sowie das ganze sehr lesenswerthe Buch legt für die Belesenheit und die wissenschaftliche Anschauung, mit der er auf der Höhe seiner Zeit stand, ein günstiges Urtheil ab [24]). Er äußert sich mit vielem Freimuth über manche Ansichten der alten jüdischen Lehrer, die vor der fortgeschrittenen Wissenschaft nicht zu rechtfertigen seien, und erklärt unumwunden die Unmöglichkeit einer Vereinigung beider [25]).

9) Nechmad §. 130. 240. 10) Nechmad §. 14. 25. 99. 108. 113. 200. 203. 218. 241. Kepler lebte 1599—1610 in Prag. 11) Nechmad: Vorrede und Nachwort; §. 25. 130. 164. 219. 12) Zunz: Zur Geschichte S. 269. 13) Urtheile über diese Übersetzung bei *Wolf* I. p. 294. 14) Die interessante Schilderung der Vehmgerichte in Gans' Heimath, Westfalen, hat Zedner: Auswahl historischer Stücke S. 126—133, mit Übersetzung und Anmerkungen mitgetheilt. 15) Vergl. *Wolf* I. p. 294. 16) Statt 5352 ist 5452 gedruckt; statt Kaiser Rudolf ist Kaiser Leopold gesetzt. 17) Die Kosten gab Ben Heß aus Halberstadt.

18) Nechmad §. 68. 19) §. 142 ist zwei Mal gezählt. 20) Nämlich a) Europa; b) Asien; c) Afrika; d) die neue Welt, genannt Amerika; e) Peru; f) Neuguinea; g) die nördliche Polarwelt; h) die südliche Polarwelt. 21) Tycho de Brahe gebe das jährliche Zurückweichen auf 51″ an (was mit Maimonides Kiddusch ha-Chodesch c. 3 stimme). Über die Ansicht der arabischen Astronomen, welche im Jesod Olam 2, 6 angeführt wird, habe ihm Joh. Müller auf seine Anfrage erwiedert, es sei dies wahrscheinlich der motus trepidans, der sich in 7000 Jahren umwälze, ganz sei er aber selbst noch nicht darüber klar. 22) Als Merkwürdigkeit führt er §. 231 an, daß im J. 1609 drei Mond- und drei Sonnenfinsternisse waren; jene: 20. Jan., 14. Juli, 9. Dec.; diese: 6. Febr., 30. Juli, 26. Dec. 23) Kometen seien Erzeugnisse des Dunstkreises, stehen selten länger als acht Tage (der von 1532 habe indessen ein Jahr gestanden), und folgen daher auf heiße Jahre; so habe Peter Appiano den von 1532 aus der Witterung vorhergesagt. 24) Hebenstreit hat es ins Lateinische übersetzt. (Zunz zu *Benjamin* II. p. 280.) 25) Vorrede zu Nechmad S. 8 a. §. 89. 90.

Auch von Astrologie hält er weniger, als man aus dem Einflusse, den seine christlichen Lehrer auf ihn hatten, zu schließen berechtigt wäre [26]). Obgleich von der Richtigkeit des Ptolemäischen Weltsystems beiweitem nicht mehr so fest überzeugt, wie z. B. Israeli, legte er dasselbe doch seiner Arbeit zu Grunde, unterläßt aber nicht sowol das zu seiner Zeit noch der allgemeinen Anerkennung entbehrende Kopernikanische System [27]) und das des Tycho de Brahe, sowie Spuren von ihnen nahekommenden Ansichten, die er in alten Autoren gefunden, anzuführen [28]). 3) Magen David (Schild David's) (Prag 1612.) nach der Angabe in der Vorrede zu Zemach David eine Darstellung der Arithmetik; nach einer Mittheilung H. J. Michael's an Zunz bildet es einen Theil des Nechmad, und ist astronomischen Inhalts. Im Manuscript befindet es sich auf der hamburger Stadtbibliothek [29]). 4) Gebulot ha-Arez (Grenzen der Erde), ein geographisches Werk, dessen zweiten Theil er im Nechmad [30]) anführt, ist nach Zunz identisch mit dem Werke Zurost ha-brez (Gestalt der Erde) von „David Absi," das nach Einigen in Constantinopel gedruckt sein soll [31]). Noch wird in der Vorrede zu Zemach David ein geometrisches Werk: Migdol David's (Thurm David's), und auf dem Titelblatt des Nechmad: Maor ha-Katan (das kleine Licht) und Sefer ha-Prosdor (Buch der Vorhalle) als Werke von David Gans angeführt.

Ein Israel Gans lebte im 17. Jahrh. und schrieb ein Werkchen Or Israel über die Benedictionen, das von Chajim ben Benjamin Bachner [32]) und Sabbatai Kohen [33]) angeführt wird. — Die Familie des 1839 in Berlin verstorbenen Professor Gans leitet, wie uns berichtet worden, ihre Abstammung von David Gans her.

Im Orient lebte im 17. Jahrh. ein Joseph Ganso, der als Dichter im Rufe stand [34]). (*D. Cassel.*)

GANS (Eduard), geb. am 23. März 1797 [1]) zu Berlin, war der Sohn eines thätigen und umsichtigen Geschäftsmannes, der sich durch die uneigennützigen Dienste, die er dem preußischen Staate in bedrängten Zeiten widmete, das Vertrauen und die besondere Gunst des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg erwarb. Aus Neigung widmete sich Gans dem gelehrten Stande, zu welchem ihn seine früh entwickelten Geistesanlagen berechtigten. Dem Gymnasium zum grauen Kloster verdankte er seine Elementarbildung. Unterbrochen ward sein Unterricht durch die Kriegsereignisse des J. 1813 und durch einen kurzen Aufenthalt in Prag, wo ihm sein Vater durch den Tod entrissen ward. Seine akademischen Studien, die er 1816 in Berlin begonnen, setzte er in Göttingen fort. Er widmete sich der Jurisprudenz. Durch eine ungedruckt gebliebene lateinische Abhandlung über die Geschichte der Insel Rhodus im macedonischen Zeitalter gewann er 1818 den für diesen Gegenstand von der göttinger Akademie ausgesetzten Preis. Im J. 1818 ging Gans nach Heidelberg. Unter seinen dortigen Lehrern waren Thibaut und Hegel, an die er sich innig anschloß, zugleich seine Freunde. Am 6. März 1819 erwarb er sich zu Heidelberg die juristische Doctorwürde durch Vertheidigung seiner Diss. inaug. Jus poenitendi contractibus, quos vulgo dicunt innominatos, re vera non inesse. (Heidelb. 1819. 4.) Schon einige Jahre früher war er zum ersten Mal als Schriftsteller aufgetreten in dem zu Berlin 1817 gedruckten „Urtheil eines Unparteiischen über die Habilitationsangelegenheit des D. Witte." Mit Muth und Schärfe bekämpfte er in dieser Schrift zu Gunsten des erwähnten Gelehrten den Einfluß eines mächtigen Parteigeistes. Von einer liebenswürdigen Seite zeigte sich sein Charakter durch die kindliche Pietät, womit er im weimarischen Oppositionsblatte (1817) das Andenken seines Vaters gegen unbegründete Anschuldigungen vertheidigte. Noch in die Zeit seines Aufenthaltes in Heidelberg fällt seine Schrift: „Über römisches Obligationenrecht, insbesondere über die Lehre von den Innominatcontracten und dem jus poenitendi." In dieser zu Heidelberg 1819 gedruckten Schrift kam Gans auf einen bereits in seiner Inauguraldissertation behandelten Gegenstand nochmals zurück, den er hier ausführlicher erörterte. Im J. 1820 kehrte er nach Berlin zurück. Die enge Verbindung, in die er mit Hegel trat, der gleichzeitig nach Berlin gekommen war und dort öffentliche Vorlesungen hielt, war der höhern Ausbildung seines Geistes in vielfacher Hinsicht förderlich. Durch fortgesetzte philosophische und historische Studien gewann er den Muth, der herrschenden juristischen Schule, die sich die historische nannte, in seinen „Scholien zum Gajus" (Berlin 1821. gr. 8.) den Krieg zu erklären. Die Tendenz dieser Schrift erregte allgemeine Sensation. Viele Stimmen erhoben sich gegen Anmaßung eines jungen Mannes, der ohne einen andern Titel, als den ihm die Wissenschaft gab, Männer von gereifter Erfahrung und vielseitigen Kenntnissen, die ihn durch Ämter, Rang und Ansehen weit überragten, rücksichtslos anzugreifen wagte. Seine Opposition verschaffte ihm viele Anhänger, die für ihn in die Schranken traten. Als Schriftsteller erwarb er sich um diese Zeit einen geachteten Namen durch ein auf gründlichen historischen Forschungen beruhendes Werk, das mit umfassender Gelehrsamkeit zugleich eine Menge der geistreichsten Ansichten vereinigte. Von diesem Werke: „Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung" erschien 1824 zu Berlin der erste Band mit dem Nebentitel: „Das römische Erbrecht in seiner Stellung zu vor- und nachrömischen." Ein dritter Band schloß 1829 das erwähnte Werk.

Zurückgekehrt von einer für seine höhere Geistesausbildung und besonders auch für die Erweiterung seiner Welt- und Menschenkenntniß wichtigen Reise durch einen großen Theil Frankreichs und Englands, erhielt Gans in Berlin 1825 seine erste Anstellung. Er ward zum außer-

26) §. 297 fg. 27) Vorrede S. 9 b. 28) Das. §. 218. 29) Zunz zu *Benjamin* II. p. 280. 30) §. 71. 31) Zunz a. a. O. Absi ist offenbar corrumpirt aus [illegible], Gans; ein astronomisches Werk von einem David [illegible] führt Wolf (IV. p. 803) an, ohne an David Gans zu denken. 32) Im Or Chadasch; cf. *Wolf* I. p. 710. 33) Mekudot ha-Kesef Nr. 108. 34) Kore ha-Dorot 50 a. 51 a u. b.

1) Nach Hitzig's Angabe im Gelehrten Berlin S. 74. Der Neue Nekrolog der Teutschen (Jahrg. XVII. 1. Th. S. 484) nennt den 22. März 1798.

ordentlichen Professor der Rechte ernannt. Bald nachher (1826) gründete er mit einigen Freunden in Berlin eine Literaturzeitung, die bekannten, durch edele gediegene Aufsätze höchst schätzbaren „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik [2])." Von kürzerer Dauer war eine Zeitschrift, die er 1830 unter dem Titel: „Beiträge zur Revision der preußischen Gesetzgebung" herausgab. Dies Journal endete bereits 1832. Auch als selbständiger Schriftsteller blieb Gans thätig, wie unter andern sein „System des römischen Civilrechts" beweist. Eine seltene Gewandtheit des Geistes, Ideenreichthum und Adel der Gesinnung sprach aus fast allen seinen Werken. Noch bedeutender war seine Wirksamkeit als akademischer Docent. Seinen zahlreich besuchten Vorlesungen widmete er unausgesetzt die größte Sorgfalt. Mit der gelehrten Welt und mit den politischen Ereignissen blieb er in Verbindung durch Reisen nach München, Wien und andern bedeutenden Städten. Im J. 1830 begab er sich nach Paris und im nächsten Jahre nach England und Schottland. Seinen historischen und juristischen Collegien diente die Hegel'sche Staats- und Rechtsphilosophie zur Grundlage. Dabei bewahrte er sich aber die Selbständigkeit des Geistes, die ohne blinde Anhänglichkeit an ein System ihren eignen Weg verfolgt. Dabei hütete er sich aber, Grundsätze zu verbreiten, die dem monarchischen Staat, unter dessen Schutz er lehrte, hätten gefährlich werden können. Als man ihn in einer vielfach aufgeregten Zeit, bald nach der französischen Julirevolution ersuchte, seine vor einem sehr gemischten Publicum gehaltenen Vorträge über die neueste Geschichte auszusetzen, geschah es nicht, weil er irgend dadurch zu Besorgnissen Anlaß gegeben. Man wollte ihn nicht der Gefahr aussetzen, sich durch ein übereiltes Wort zu compromittiren. In der letzten Zeit seines Lebens war er damit beschäftigt, seine Vorlesungen über die Geschichte der letzten 50 Jahre zum Drucke zu ordnen. Die Einleitung dazu erschien im vierten Jahrgange von Fr. v. Raumer's historischem Taschenbuche. (Leipzig 1833.) Am 1. Mai 1839 verspürte er während des Mittagsmahls bei einem seiner Freunde eine plötzliche und bedeutende Schwere des rechten Arms. Er sank um, von einem Blutschlage getroffen. Es ward sogleich ärztliche Hilfe herbeigeholt. Aber die Aussprüche seiner Ärzte Barez und Rosenstiel, die ihn in seiner Wohnung, wohin er wieder zurückgebracht worden war, besuchten, erregten gegründete Besorgniß für sein Leben. Erst mit dem dritten Tage trat eine scheinbare Besserung ein. Sprache und Bewußtsein kehrten, wiewol nur auf Augenblicke, zurück. Er erkannte die ihn umgebenden Freunde. Aber bereits der 5. Mai 1839 endete sein Leben. Sein Tod kam nicht ganz unerwartet, da ihn schon das Jahr zuvor ein leichter Anfall von Apoplexie, wegen seiner sehr vollblütigen Körperconstitution, getroffen hatte, der trotz der von ihm beobachteten strengen Diät doch die hinreichende Bewegung mangelte.

Wenige akademische Docenten in Berlin konnten sich so zahlreicher Zuhörer und eines so großen Beifalls rühmen, wie Gans, besonders in der letzten Zeit seines Lebens. Der Grund davon lag in der freimüthigen Kühnheit seiner Vorträge und in der ergreifenden Wärme seiner Darstellung. Mit allen Eigenschaften, innern und äußern, eines Redners begabt, sprach er in Wort und Schrift rücksichtslos seine Meinung aus, unbekümmert um die öffentlichen und heimlichen Feinde, die ihm seine Polemik erwarb. Merkwürdig war der Eifer und die Thätigkeit, womit er als Parteimann und Parteihaupt seine Ideen zu realisiren, dafür zu begeistern und getrennte Kräfte auf Einen Punkt zu concentriren suchte. Seine Persönlichkeit kam ihm dabei sehr zu statten. Er rastete nicht eher, als bis er seinen Zweck erreicht. Seinen Bemühungen verdankte die Hegel'sche Schule, aus der er nicht hervorgegangen, sondern sich ihr erst später angeschlossen, eine Ausbreitung und Festigkeit, wie sich deren in gleichem Grade kaum irgend eine andere philosophische Schule bisher erfreut hatte. Gans war, wie bereits früher erwähnt, der eigentliche Stifter der Hegel'schen Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Auch um die Anordnung und Herausgabe der Werke seines von ihm innig verehrten Lehrers erwarb er sich große Verdienste. Durch die eigenthümliche Taktik in der Benutzung aller sich ihm darbietenden Kräfte verschaffte Gans dem Hegel'schen System einen weitverbreiteten Einfluß zu einer Zeit, wo so manche reactionäre Kräfte grade dieser wissenschaftlichen Richtung feindlich entgegenstanden. Noch immer behaupteten die Hegelianer das Feld, während die Schleiermacher'sche Schule, ungeachtet des bedeutenden Einflusses, den ihr Stifter als Prediger, Docent und Schriftsteller ausgeübt hatte, bald nach seinem Tode zersplitterte, ohne eine sonderliche Wirkung auf das öffentliche Leben zurückgelassen zu haben. Einer seiner Freunde sagt treffend von Gans: „Er besaß das Talent, alle Mittel für seine Sache zu benutzen. Mit vollen Segeln trieb er das Schiff durch Strudel und Wirbel. Überall vertheilte er die Rollen. Auch den Kleinsten und Schwächsten wußte er zu gebrauchen. Er stellte die Posten aus, er dirigirte die Belagerungen und Schlachten; er knüpfte die Verbindungen und schloß Bündnisse nach Oben und Unten; er führte die Socii ins Feld, wo die Römer sich nicht gewachsen hielten; er stieß in die Siegestrompete, wenn der Feind noch nicht wußte, daß er geschlagen war."

In der Rede, die Marheinecke an seinem Grabe hielt, konnte die Äußerung befremden, daß Neid und Misgunst den Dahingeschiedenen verfolgt hätten. Gans, in seiner jugendlichen Kraft, war nicht der Mann, sich verfolgen zu lassen, sondern selbst ein unermüdlicher Verfolger und wenig darum bekümmert, wohin seine Stöße und Schläge fielen. Durch seine Gutmüthigkeit, Humanität und unerschütterliche Rechtschaffenheit gewann er leicht selbst die zu Freunden, denen er sich in der Wissenschaft durch seine scharfe Polemik als ein gefährlicher Gegner gezeigt hatte. Seiner frischen, vollen und ungebändigten Jugendkraft hielten sie Vieles zu Gute. Der Verdienste, die er sich in literarischer Hinsicht erwarb, ist bereits früher gedacht worden. Zu seinen Werken gehört noch eine Sammlung vermischter Schriften juristischen, historischen, staatswissen-

2) Vergl. den von Gans geschriebenen Aufsatz: „Die Stiftung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik," in dem ersten Bande der Dioskuren von Theodor Mundt. (Berlin 1836.)

schaftlichen und ästhetischen Inhalts. (Berlin 1834. 2 Bde.) Im J. 1836 erschienen von ihm „Rückblick auf Personen und Zustände," und 1838 seine letzte Schrift: „Über die Grundlage des Besitzes." Mehre Abhandlungen von ihm befinden sich in dem Archiv für civilistische Praxis: Über I, 10. De rebus dubiis und I, 3. §. 7. De adimendis vel transfer. legib. (a. a. O. 1. Bd. 3. Heft.) Das ädilische Edict leidet keine Ausdehnung, und geht nicht auf alle verkaufbare Dinge. (2. Bd. 1. Heft.) Über das dem socius zustehende beneficium competentiae. (2. Bd. 2. u. 3. Heft.) Aus den Quellen des römischen Rechts schöpfte Gans den in der Zeitschrift für die Wissenschaft des Judenthums (Berlin 1822. 1. u. 2. Heft.) abgedruckten Aufsatz: „Die Gesetzgebung über Juden in Rom [3])." (*Heinrich Döring.*)

Gans, s. **Anser.**

GANS (in sprachlicher, saglicher, festlicher und rechtlicher Beziehung), im Vocab. v. 1419 Gangs, lautet im Sanskrit Hańsa [1]). Aus dieser Form sind theils durch Hinweglassung des H, theils durch Umbildung desselben, theils durch Hinweglassung des N, theils durch Umlaut des A, theils durch Anbildungen folgende Formen entstanden. Im Lateinischen findet sich das Wort ohne H, nämlich Anser, Genitiv Anseris, Diminutiv Anserculus, Gänschen. Im Böhmischen hat sich das H erhalten, nämlich in Hus, Husa, die Gans, Huska, der Gänserich, aber das N verloren. In andern slawischen Sprachen oder Mundarten findet sich ein G, nämlich lüneburgisch-wendisch Gums [2]), in anderem Wendisch Gus, russisch Gus' [3]), polnisch Gęs', im männlichen Geschlecht Gąsior. In kaukasischen Sprachen hat das Wort theils G, inguschisch Gash, schalkaisch Gasch, theils Keh, nämlich ossetisch Kchas, theils K, nämlich andisch und chunsagisch

3) Vergl. Beilage zur Allgem. Zeitung 1839. Nr. 132. Leipziger Allgem. Zeitung. 1839. Nr. 128. Morgenblatt für gebildete Stände. 1839. Nr. 143. Hitzig's Gelehrtes Berlin S. 74 fg. Meusel's Gel. Teutschland. 22. Bd. Liefer. 2. S. 289. Den Neuen Nekrolog der Teutschen. XVII. Bd. 1. Th. S. 484 fg.

1) Nämlich Havsá, Haśsá; s. Benfey, Die Hymnen des Sâma-Veda — — — mit Glossar. S. 206, und Bopp, Nalus und Damajanti. (Berlin 1838.) S. 262. Andere, z. B. Ad. Wagner, Bailey-Fahrenkrüger's engl. Wörterbuch S. 400, drücken Obiges durch Hamsa aus. So auch gibt Jac. Grimm, Gesch. der teutschen Sprache I. S. 304. 402 u. 476, Obiges durch Hamsa, und erklärt es durch cygnus; aber diese Bedeutung von Schwan haben die Übersetzer untergeschoben, weil bei uns der Ausdruck Gans etwas Verächtliches und Nicht-Dichterisches hat. Anders war es, wie wir weiter unten angeben, bei den Indiern. 2) Designatio vocabulorum aliquot, Winidis Luneburgensibus usurpatorum in *Leibnitzii* Collect. etymol. p. 347: Gans, gums, Gaense-Küchlen, Poilum (anserum pulli), gebildet aus dem Laute der jungen Gänse. Vgl. huil! huil! den Laut, mit welchem die Gänse von den Bäuerinnen und Kindern gerufen werden, ähnlich wie die Enten pil! pil! Im Lateinischen bedeutet pipio einen jungen pipenden Vogel. So in der Stelle des Lampridius, im Alex. Severus Cap. 40: ex ovis ac pulliceniis ac pipionibus. Das Auskriechen der jungen Gänse wird durch den Vers:

Anser et anserculus clamant post pascha bi pi bi,

angegeben; s. *Joh. Christ. Frommanus*, Anser Martinianus. (Lips. 1673.) Cap. III, 2. 3) Daraus gebildet Guska, Muttergans, Gusàk'.

Kas, welchem entspricht das jakutische Kas, das persische und türkische Kaz, das tatarische Kaas, das kurdische Chass. Das griechische Χὴν [4]), dorisch Χὰν, hat das S verloren. Die Armoriker brauchen vermischt Ganz und Goaz [5]). Ein anderes keltisches Wort für Gans ist Gwydd [6]) im Cambrobritischen. Das althochteutsche Kans, Gans läßt sich schon früh nachweisen, nämlich bei Plinius (X, 27): et e Germania laudatissima (pluma). Candidi ibi, verum minores [7]), *ganzae* vocantur, nach anderer Lesart *gantae*, und nach der Harduinischen Ausgabe *gasae*. Letztere Form entspricht dem altnordischen Gâs, mit dem Umlaute in der Einzahl und Mehrzahl Gaes, schwedisch Gås, die Gans, Gåse, der Gänserich, dänisch Gaas (Mehrzahl Gjaes). Albert der Große [8]) sagt: Barbates, quas mentiendo quidam dicunt aves, quas vulgus *bom-gas* (Baumgans) vocat, eo, quod ex arboribus nasci dicuntur. Ohne N ist auch das anglische Gós (Dativ Gés, Mehrzahl Gés), die Gans, Hwitgós, Weißgans, Graegós, die Graugans, Älfrik's Glossen in den Namen der Vögel Auca, Gés, aucarius Gos-Hafuc (Gänsehabicht, d. h. der Wanderfalke, welcher in der Lex Baiwariorum Tit. XX. De accipitribus vel avibus L. 2 aufgeführt wird durch: De eo, qui dicitur gans-hapuch [*Lindenbr.* gans-hapich], qui anseres capit etc.). Die Lesarten bei Plinius: Gantae und Ganzae, können jedoch jünger erscheinen, als Gasae, denn sie werden durch Folgendes unterstützt. Venantius Fortunatus sagt: Aut Mosa dulcisonans, quo grus, ganta, anser, olorque. Unter Ganta versteht er, wie sich schließen läßt, eine wilde Gans von kleinerer Art. Die Form Gant für Ganz ist niederteutsch, wiewol das Holländische Gans hat. Im Niedersächsischen lautet die Benennung des Gänserichs Gante, und die der Gans Goos [9]), und nach mundartlicher Verschiedenheit auch Goes (so z. B. heißt es in der Vorrede over dyt Boek van Reynken deme Vosse, da, wo die Thiernamen aufgeführt werden: de goes, Alheyt), in der Mehrzahl auch Gös, so in einem plattteutschen Tanzliedchen bei Arndt, Nebenstunden S. 470:

Gös up de Deel, Gös up de Deel
Ganten dabi:
Jochen lat Thrinen gan,
Segg ick to di.

(Gänse auf der Hausflur, Gänse auf der Hausflur, Gänseriche dabei. Jochen laß Thrinen gehn, sag' ich zu dir), im Anglischen oder dem sogenannten Angelsächsischen Gandra, englisch Gander (sprich Gänder), nordenglisch Ganner, Gänserich, und Gós (englisch Goose, sprich Guhs'), die Gans. Hier ist der Gegensatz geschlechtlich. Im Latein des Mittelalters bedeutet Ganta eine wilde Gans,

4) Männlich und weiblich Genitiv χηνὸς. 5) *Pezronius*, Ant. Celt. 428. 6) s. *Leibnitz*, Gloss. Celticum ap. *Eccardum*, Leibnitzii Collect. Etymol. p. 125. 7) Die Naturhistoriker verstehen hierunter die Eidergans, und sie paßt, da zu Germania auch die dänischen Inseln und Küsten, und selbst Schweden und Norwegen, gerechnet wurden, zu diesem Lande. 8) De Animalibus Lib. XXIII. p. 228 a. 9) s. Tiling, Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs S. 482. 520.

sowie noch im Romanischen der Langue d'oc Ganta die Bedeutung einer wilden Gans hat. Das Gottianische Glossar hat: Graeggós, Ganta. Hier also wird Ganta für die großen Arten wilder Gänse gebraucht. Albert der Große [10]) sagt: Est enim magnus anser, qui cinerei coloris est et apud Germanos *Gragans* (d. h. Graugans) vocatur; et est alius minor illo ejusdem coloris et ejusdem figurae, sed altius et longius volans propter corporis sui levitatem. Die Saatgans (anser segetum) ist allerdings kleiner, als die Graugans (anser cinereus), aber der Grund ihres leichteren Fluges ist, weil sie verhältnißmäßig bedeutend längere Flügel hat; weshalb sie auch gezähmt schwerer zu halten ist, weil selbst die zweite und dritte Generation, wenn sie in der Zugzeit sich selbst überlassen ist, davonfliegt. Diese in Lappland nicht selten gezähmte Gans heißt im Norwegischen und Dänischen Gra-gaas [11]), und ebenso im Isländischen Grâgiaes, welcher Ausdruck aber nicht allein für die Saatgans (anser segetum), sondern auch für die Bläßgans (Anser albifrons) gebraucht wird [12]). Wenn der Mönch Goscelinus in der Vita S. Wereburgae Virg. n. 10 sagt: Agros ejus solito infinita anserum indomitorum, quos Gantas vocant, depopulabatur multitudo, so sind auch hier vornehmlich die Saatgänse gemeint, und der Ausdruck Ganta umfaßt auch die größeren Gänsearten. Wahrscheinlich geschieht es daher in Rücksicht auf Plinius, wenn in folgenden Stellen Ganta auf die Kleinheit und auf die weiße Farbe bezogen wird. Sylvester Giraldus [13]): Aucae minores albae, quae et gantes dicuntur. Adso in der Vita S. Walberti Cap. 5: Anseres agrestes, qui a candore vel sonitu vocis more rustico [14]) Gantas vocantur. Die Saatgänse haben allerdings ein anderes Geschrei, als die großen Graugänse. Im Betreff der Fuchsgans (Brandente, Anas tadorna) braucht das von Du Fresne angeführte lateinisch-griechische Glossar: *Ganta*, *χηναλώπηξ*, wo Fuchsgans den Sinn von Wuhlgans hat. Am häufigsten jedoch wird Gantae von den Saatgänsen gebraucht. So z. B. in Stellen, wo sich dieses aus den großen Scharen derselben schließen läßt. Der Liber Miraculorum S. Genulfi n. 46 sagt: Conspicit innumerabilem multitudinem avium, quas vulgus Gantas vocat. Von Ganta hat man die Verkleinerung Gantula [15]). Im Altfranzösischen findet sich Gente. So z. B. in den Roman de Garin:

Gruês et gentes orent à lor plesir,

d. h. sie heizten Kraniche und wilde Gänse. Doch scheint Gente auch eine specielle Bedeutung gehabt zu haben; denn in demselben Rittergedichte heißt es:

Gruês et gentes et oës et poucins.

Oë wird jetzt Oie geschrieben, und bedeutet Gans, in der Langue d'oc Auc, Auco, Auqueto, Gans, und Ganta, wilde Gans, im Italienischen Oca, Ooca, Gans, Oca sylvatica, Oca selvagga, wilde Gans, im Latein des Mittelalters Auca [16]). So z. B. in griechisch-lateinischen Glossen: *Χὴν*, Auca, Anser, in arabisch-lateinischen Glossen: Auca, Anser, in Karl's des Großen Capitulare de Villis 62: quid de pullis et, vel anseribus id est aucis, wo zahme Gänse gemeint sind; ebenso Cap. 18. 19: Ut ad farinarias nostras pullos et aucas habeant juxta qualitatem farinariae, vel quantum melius potuerint. Ad scuras nostras in villis capitaneis pullos habeant non minus centum, et aucas non minus triginta. Ad mansionales aber sollen sie haben nicht weniger als 50 pullos (Hühnervieh) und nicht weniger als 12 aucas. Die Lex Alamannorum bestimmt Tit. 99 (100). L. 18: Si auca fuerit involata (gestohlen) aut occisa novem geldos solvat, und Tit. 101. De Acceptore occiso: Si acceptor qui aucam mordet, soll drei Schillinge zahlen. Hier wird also Auca für wilde Gans gebraucht. So auch in altteutschen Glossen: Anser, gans. Auca, Wildgans. Von Auca hat das Latein des Mittelalters auch folgende Formen: Occa bei *Joann. de Janua:* Anser est quaedam avis, quae dicitur occa, in der Notitia S. Albani Andegavens. [17]): Frisingam, porcellos et ochas et gallinas et ova. Wo in der einen Vita S. Winwaloci Abbat. n. 13 Anser steht, findet sich in der andern n. 6 Oga. Wiederholt kommt Auga in dem Tabulario S. Remigii Remensis vor, und auch Augtiones, kleine Aucae, wie Du Fresne erklärt minores aucae, anaticulae, nämlich: Summa volatilium, augarum 87, augtion. 48, pullorum 156 pulliculorum, vasula

10) Lib. XXIII. p. 228. 11) s. Knud Leem's Beskrivelse over Finmarkens Lapper S. 277. Pontoppidan, Natürl. Hist. von Norwegen. Aus dem Dänischen von Scheiben. 2. Th. S. 139—141. 142. Blom, Das Königreich Norwegen S. 180. 181. 12) s. Faber, Prodromus der isländischen Ornithologie S. 78. 13) De Topogr. Hibern. c. 18. 14) Vergl. Vita S. Pharaildis Virg. n. 13: Aves quasdam aggregatas repperit, quas alii Feles, alii Miletas, vulgus vero Gantas nuncupat. 15) Der Vetus Interpres Alexandri Jatrosophistae Liber Passionum II. c. 67: Gantulae quoque, merulae, turtures, turdi etc., und zu der Stelle in Lib. I: manducet ex domesticis gallinas, fasianos — — — — et de anseribus alas, collum, caput, pedes, et *gantulas*, et aves omnes praeter eas, quae in paludibus degunt, ist in den Glossen bemerkt, daß Gantulae Vögel seien.

16) *Marculfus* Lib. I. for. 11: Aucas tantas, fasianos tantos etc., und Bignonius zu dieser Stelle Burchard. Lib. 19: Pullos aucarum, pavonum, pullos gallinarum. *Willelm. Malmesb.* Hist. Lib. V. p. 159: Causam ferunt morbi augmentati, quod ea die allium cum auca praesumpserit, und weiter unten: similes pennas aucarum. Nach den Tradit. Fuldens. Lib. II. Cap. 287 (ap. *Pistorium*, Rer. Germ. Scriptt. ex edit. *Struvii* Tom. III. p. 635) erfolgt eine Übergabe in villa, quae vocatur Hocheim in pago Grapfelde, in comitatu Kristani Comitis quidquid ibi jure haereditario proprietatis moderno tempore habuit (Haholt) in terris cultis etc. pecoribus, id est oves XL, Aucae XVIII, pulluilli II, Capones II; s. ferner *Beda*, Vita S. Cuthberti Episcopi n. 54. *Felix Gyrvensis*, Vita S. Guthlaci n. 25. Edit. *Boland.* *Sylvester Giraldus*, Topograph. Hiberniae dist. I. Cap. 11. 18. Weiter s. die Leges Burgorum Scoticor. Cap. 50; die Vitae Abbat. S. Albani; das Chron. Andrense p. 628; die Regula S. Gilberti de Sempingham p. 768; Ignotus Casinensis Cap. 12; *Leo Ostiensis* Lib. I. c. 28: dum canis ejus unam in pratis Monasterii aucam cepisset, und dazu die Anmerkung bei *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. IV. p. 502; *Vossius*, De Vit. serm. Lib. II. c. 2 et Lib. III. c. 1; *Lindenbrogius*, Glossar.; *Martinius*, Lex.; *Johann. Tortellius* ap. *Gesnerum*. 17) Bei *Gallandus*, Liber de Franco alodio p. 296.

apum 21. Steht augae und augtiones in dem Verhältnisse wie pulli und pulliculi (Hähnchen und Hühnchen), so bedeutet augtiones nicht anaticulae, Entchen, sondern Gänschen. Als eine andere Verkleinerung von Auca wird betrachtet Aucellus. In dem von Du Fresne angeführten lateinisch-griechischen Wörterbuche findet sich: Auca, *πιῆνον*, und Aucellus, *στρουθίον*, die Griechen nannten nämlich *στρουθία πάντα τὰ μικρὰ τῶν ὀρνίθων*, alle von den kleinen Vögeln, wie *Moschop. περὶ σχεδ.* bemerkt. Zwar haben Aucellus und Aucella eine specielle Bedeutung, nämlich die von Wachtelkönig, sowie in dem von Du Fresne angeführten lateinischen Glossar und bei Isidorus sich findet: Aucella, ortygometra (nämlich griechisch *ὀρτυγομήτρα*, Wachtelmutter, d. h. Wachtelkönig, Schnerz), und diese Bedeutung hat aucella auch wol bei *Apulejus*, Metamorph. Lib. 9: O bona aucella, et satis foecunda, quae multo jam tempore nos pastibus saginasti, und bei *Apicius*[18]) Lib. V. Cap. 3: Esitia minutia facies quadrata, et semel simul turdos, vel aucellas, vel de pullo conciso etc., und aucellus weiter unten: Pisum coques et cerebella, vel aucellos, vel turdos a pectore exossatos. Aber wenn Du Fresne hierzu bemerkt, Humelberg setze nicht gut dafür avicellas, so ist dagegen zu erinnern, daß aucellus und aucella wol nichts als eine Zusammenziehung aus avicellus und avicella (Vögelchen, italienisch Augello und Ucello, Vogel, französisch Oiseau, ebenso) ist, und Du Fresne schwerlich Recht hat, wenn er bemerkt: Die Italiener nennen jeden Vogel uccello, und brauchen uccellare für aucupari, quasi hoc esset aucas capere; denn die Italiener haben schwerlich Ucello aus Auca, italienisch Oca, gebildet, sondern aus Aucellus[19]), welches aus Avicellus zusammengezogen ist. Auca (französisch Oie, altfranzösisch Oë, Ouë)[20]) wird von einem Theile der Sprachforscher[21]) als gleichsam Avica heißend angenommen. Mit Beziehung auf die alten Glossen Auca, *πτηνόν*, noch jetzt im Gasconischen Ausel, Vogel jeder Art, sagt Eccarbus[22]): Vox Auca deinde, genere speciei applicato, nomen commune *anseris* apud Gallos (d. h. Franzosen) Italosque venit. Wie Auca, Vogel, die specielle Benennung von Gans werden konnte, veranschaulicht das griechische *ὄρνις*, dorisch *ὄρνιξ*, Vogel, speciell der Haushahn, die Haushenne, nämlich vorzugsweise der Vogel genannt. Nach Joh. Tortellius bei Gesner[23]) ist das italienische Ocha aus dem Griechischen gekommen, nämlich der Artikel *ὁ χὴν* an das Wort vorgebildet und in den Diphthongen Aucha umgewandelt worden. Ist Auca nicht aus Avis gebildet; so ist es wol ein Wort, welches aus der Nachahmung des Naturlautes, nämlich dem der Gans, Kak, dem Hauptone des Geschreis oder Rufes der Gans, gebildet. Da die unarticulirten Laute schwer in Buchstaben auszudrücken sind, so variirt der Name z. B. sanskritisch Hansa, teutsch Gans. Das finnische *Hanhi*, Gans, hat das S verloren, wenn nämlich dieses *Hanhi* aus dem Indogermanischen in die finnische Sprache übertragen sein sollte. Wahrscheinlicher jedoch ist es eine eigene, von dem Sanskrit unabhängige, den Naturlaut des Geschreis der Gans nachahmende Bildung. In dem Kalmückisch-Mongolischen bedeutet Chun, Chuan, Schwan[24]). Es ist dieses auch eine den Laut des Singschwanes nachahmende Benennung, wie das mongolische Chongor-galu, Schwanen-Gans (Anser cygneus, Anser Cygnoides, spontaneus des Pallas)[25]) noch deutlicher macht. Der Laut der Gans ist im Mongolischen durch Gal, nämlich Galu, Galo, Gaelon[26]), eine Gans, ausgedrückt. Im Norwegischen wird die Bernickelgans Goul genannt[27]), welches vielleicht von dem altnordischen Gaul, stridor, das Zischen, Knarren, kommt; denn diese Gans ist durch einen tiefen, schnarchenden Ton ausgezeichnet. Jedoch gehört der isländische Name des Gänsefägers (Mergus merganser) Gul-Oend[28]) nicht hierher; denn dieses bedeutet Gelb-Ente, kommt nämlich von gulr, gul, gelb, und dieser Vogel hat solchen Namen von seiner morgenrothgelben Farbe, welche er am untern Hinterhalse und dem ganzen Unterkörper von der Mittelgurgel an hat. Vielleicht aber ist Goul eine Zusammenziehung aus Gagl, wenigstens scheint es Pontoppidan dafür genommen zu haben; denn er rubricirt: Goul eller (oder) Gagl, und führt weiter unten aus der dänischen Übersetzung der Heimskringla S. 229 an: Gagl for Gaas eller Gries at wäre ilde betalt. Das Gagl für die Gans oder das Ferkel für das Schwein ist eine schlechte Bezahlung. Eggert Olaffon sagt von der Hrota (Anser griseus capite colloque nigris, Bernicla Anglorum): Sie ist der Alten Gagl und der Normänner (Norweger) Gaul. Jedoch ist nicht gewiß, ob Gagl und Gaul wirklich ein Wort sind, wiewol sicher ist, daß *Gagl* ein altes Wort ist. Aber in dem Sprüchworte, nämlich: gefa gagl fyri gjaes, pullum pro ansere dare, wie es Finn Magnusen[29]) überträgt, und in der Erzäh-

18) s. denselben auch Lib. IV. Cap. 5. Lib. VIII. Cap. 7.
19) Von Aucellus oder Aucella ist gebildet aucellare, und davon Aucellatio, italienisch uccellagione, französisch Oisellerie, aucupium, Vogelfang, z. B. im Concilium Parisiense vom J. 1312. 4. Th. Cap. 4: Prohibemus etiam ne venatione silvatica, sive aucupio, vel aucellatione in propriis personis utantur, und Aucellator, italienisch Uccellatore, französisch Oiseleur, z. B. in Karl's des Großen Capitulare de Villis Cap. 45: accipitares, id est, aucellatores. 20) z. B. in einer alten Urkunde, Charta S. Martini de campis: la ruë aux Ouës, Gänsegasse, Gänsestraße, Name einer Gasse in Paris, später in la rue aux Ours, Bärengasse, umgewandelt. 21) Kramer, Italienisch-teutsches Sprach- und Wörterbuch. (Nürnberg 1693.) S. 766: Oca, Occa [von dem Barb. Lat. Auca, quasi Avica, Lat. Anser], eine Gans. 22) Leges Francorum Salicae p. 26.

23) s. die Stelle daraus bei *Frommannus* l. l. P. II. Cap. I, 2. 24) Vocabularium Calmucko-Mungalicum bei Ph. Joh. v. Strahlenberg, Der Nord- und Westliche Theil von Europa und Asia S. 141. 25) Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. 3. Th. Anh. S. 11. 26) Vocabularium Calmucko-Mungalicum a. a. O. S. 143. 27) s. Pontoppidan a. a. O. S. 142. Leem a. a. O. S. 277. Olaffen, Reise durch Island. Aus dem Dänischen. 1. Th. S. 292. 28) Faber a. a. O. S. 64, und Mohr's Nachrichten über die isländischen Vögel; aus dem Dänischen übersetzt von Faber, bei Brehm, Orn's. II. H. S. 146. 147. 29) Specimen Glossarii zur großen Ausgabe der Edda Saemundar 2. Bd. S. 684.

lung des Snorri Sturluson [30]) von der Fehde zweier edelgeborenen Männer in Gautland (Götaland), von welchen der mächtigere, zur Vergeltung des dem Andern zugefügten Schadens, gerichtlich verurtheilt ward, wo es heißt: enn at fyrsta sali gallt han gagl fyrir gâs, enn gris fyr gamalt swin, aber bei der ersten Zahlung galt (gab er zum Ersatz) ein Gagl (junge Gans) für eine Gans, aber ein Ferkel für ein altes Schwein, und für eine Mark gebrannten (reinen) Goldes reichte er eine halbe Mark dar, und die andere Hälfte von Thon und Staub, und weiter unten: at wangolldit war, er gagl fyrir gâs, enn gris fyrir gamalt swin u. s. w., daß schlecht vergolten ward, als ein Gagl (junge Gans) für eine Gans, und ein Ferkel für ein altes Schwein, nach Olaf's Saga Helga als Einzelschrift [31]): at goldit waeri gagl fur gâs, en gris fur gamalt swin, bedeutet Gagl junge Gans, wie auch in der schwedischen Übersetzung des Gudmund Olafsson in der Ausgabe der Heimskringla von Peringskiöld. 1. Bd. S. 521: Men han betalede förste gangen sâledes at han utgaf en gäsunge (junge Gans) för gammal gâs (für eine alte Gans), und weiter unten (S. 522): när en gâsunge betaltes för gammal gâs, und diesem entspricht in der dasigen lateinischen Übersetzung: pro ansere pullum anserinum solutionis loco dedit, und weiter unten: quod pullus anserinus loco anseris majoris datus sit; ebenso ist in dem Ordatiinngr in den Fornmanna-Sögur 12. Bd. S. 409 mit Beziehung auf die Stelle in der Olaf's Saga Helga Gagl erklärt gaesarungi (d. h. junge Gans), und Sveinbiörn Egilsson in der Übersetzung des genannten Geschichtswerkes [32]) überträgt: Prima pensione rependit pro ansere anserculum, und weiter unten: solutum esse anserculum pro ansere. In der dänischen Übersetzung in der großen Ausgabe der Heimskringla dagegen ist bei der letzteren Stelle in Parenthese gesetzt: Gagl (Trappegaas eller Rodgaas) for Gaas. Rodgaas soll wol für Radgaas [33]), Ratnegas [34]) stehen, wie die Bernickelgans im Dänischen heißt. Hiernach hieße die Bernickelgans Gagl, junge Gans, weil sie nur so groß als eine Ente ist. Daß aber Snorri Sturluson die Bernickelgans durch Gagl bezeichnen wolle, ist gar nicht wahrscheinlich, weil sie wegen ihres ausgezeichneten Wohlgeschmackes gar kein schlechter Ersatz für eine gewöhnliche Gans wäre, ungeachtet sie kleiner ist. Auch ist in der ersteren Stelle in der dänischen Übersetzung in Parenthese gesetzt: men in det förste sall hand Gagl (en liden Fugl, einen kleinen Vogel) for Gaas, und in der lateinischen Übersetzung heißt es: pro ansere dedit aviculam (Gagl), und ebenso weiter unten: pro ansere aviculam (Gagl). Aber Vögelchen hat hier eine zu weite Bedeutung, weshalb man junge Gans verstehen muß. Wenn Biörn Haldorson [35]) die Bedeutungen von Gagl in folgende Reihenfolge stellt: 1) Gagl, n. pullus anserinus, en Gaasrunge; 2) foemina loquax, en Sladdertaske (eine Plaudertasche); 3) avis [36]), en Fugl (ein Vogel), so hat er wol Recht; denn nach den Gesetzen der Skaldenkunst konnte mit der Benennung eines bestimmten Vogels Vogel überhaupt bezeichnet werden. So z. B. wird Gaglwidhr in der Wöluspâ Str. 38 durch volucrium sylva übersetzt [37]) und erklärt [38]), und dieses durch Vogelhain [39]) gegeben, wiewol es, wie aus dem Zusammenhange hervorzugehen scheint, hier den Baum bedeutet, auf welchem der Hahn mit den Hühnern sitzt. Gaglwidhr wird am buchstäblichsten durch Küchelbaum ausgedrückt. Gagl (Küchel, speciell Gänseküchel) kann dichterisch für Vogel überhaupt stehen, und wird bei dichterischen Bezeichnungen mittels Zusätzen oder Umschreibungen für einen Vogel gebraucht, der Leichen und Blut zur Nahrung nimmt, also für Adler, Geier, Rabe, Krähe. Ein solcher Vogel wird z. B. Blódgagl [40]) (Blutküchel) genannt. In der Helga-Quidha Hundingsbana II. Str. 6 [41]) heißt es:

> Wo hast du, Herrscher, die Hildur geweckt [42]),
> Oder gefüttert der Kriegs-Schwestern Küchel?

d. h. die Vögel der Walkyrien, nämlich: edhr gaugl alin gunna systra, wo gaugl die Form der Mehrzahl von gagl ist. In der Atlaquidha Str. 41 wird Gudrun genannt in gagl-biarta, welches die Übersetzer in der großen Ausgabe der Edda Saemundar [43]) durch cygnei pulli candore praedita übertragen; doch läßt Finn Magnusen die Wahl, indem er in Beziehung auf saglbiartr sagt: es scheine einen Schwan oder eine weiße Gans zu bedeuten. In den Nova Reperta sive Rer. Memorab. *Guid. Pancirolli* Lib. II. Tit. XIII. p. 257 heißt es: Das Alterthum hat gefabelt, daß Ragnachild, die Gemahlin des Gothenkönigs Theoderich, der Najaden eine gewesen sei und Gänsefüße gehabt habe, nicht als wenn sie von Geburt Gänsefüße gehabt hätte, sondern weil sie an Gewässern und Flüssen sich auf erstaunliche Weise ergötzt, und mit Füßen, welche sehr weich und weißer als die Flaumfeder der Gans, begabt gewesen. Auf einen jungen Schwan kann das weiß in gagl-biarta nicht gehen, denn die jungen Schwäne sehen nicht weiß aus. Ettmüller [44]) übersetzt Obiges durch „die Gansweiße,“ und bemerkt in Beziehung auf die Erklärung durch cygnei pulli candore praedita, Gagl bezeichne einen lauten Vogel, wie Gans, Henne, Krähe, Rabe, nicht aber einen stummen, wie der Schwan ist. Doch läßt der nordische

30) Olafs Saga Helga Cap. 96 in der Heimskringla (große Ausgabe II. S. 136) Cap. 89 der Olafs Saga Helga als Einzelschrift (in den Fornmanna-Sögur. 4. Bd. S. 202). 31) Ebendaselbst S. 203. 32) Scripta Historica Islandorum. Vol. IV. p. 192. 33) Pontoppidan, Naturhist. in Dänemark. Aus dem Dänischen. S. 168. 34) Leem a. a. O. S. 277.

35) Lexic. Islandico-Latino-Danicum. Vol. I. p. 265. 36) *Finn Magnusen*, Spec. Gloss. zum 2. Bde. der großen Ausgabe der Edda Saemundar p. 684: „Gagl. n. avis l. pullus avis alicujus.“ 37) s. große Ausgabe der Edda Saemundar. 3. Th. S. 44. 38) Ebendaselbst S. 22. 39) Fr. Ed. Chr. Dietrich, Altnordisches Lesebuch S. 246. 40) *Finn Magnusen*, Spec. Glossar. p. 684. 41) Bei Ferd. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 128. 42) d. h. Krieg und Schlacht begonnen und gehalten. 43) 2. Th. S. 404. Vergl. S. 684. Biörn Haldorson (p. 266) sagt blos: Gaglbiört kona mulier facie candida, en Kvinde af hvid dejlig (schöner) Ansigts-farve. 44) Die Lieder der Edda von den Nibelungen S. 71.

Schwan ein wohlklingendes ang, ang, wie fernes Glockengeläute weithin ertönen [45]), und die jungen Schwäne auch des südlichen oder stummen Schwanes folgen ihren Ältern mit piependem Geschrei, sodaß auch sie lateinisch pipiones genannt werden können. Jedoch ist Gagl wol zunächst zur Bezeichnung der jungen Gans gebildet, und bedeutet ein Gakerlein, kleine Gakerin, Gakgänschen. Dem Gagl steht zunächst das schweizerische gaggen [46]), das holländische gagelen, gaggelen, schreien wie eine Gans, das englische gaggle [47]) (sprich gäkl'), gakern, schnattern, wie eine Gans, Gaggling (sprich Gägkling), das Schnattern. Mit Gagl stellt Finn Magnusen auch das griechische κίχλη, turdus, avis, Drossel, Krammetsvogel, zusammen. Gagl ist, wie aus Obigem hervorgeht, eine den Naturlaut nachahmende Namensbildung, wie das sanskritische Hansa, teutsch Gans. Im Spanischen findet sich dasselbe Wort in zwei Sprachformen, nämlich aus dem Germanischen Gansa, eine Gans, Ganso, ein Gänserich, Ganso bravo, ein wilder Gansert, Gansoron, Gänseküchlein, bildlich ein magerer Mensch, und aus dem Lateinischen hat es Ansar und Anser m., eine Gans, Ansaron, ein Gansert, ein Gänschen. So z. B. ist in einem berühmten spanischen Liede, in welchem ein verliebter Gänsehirt, der seinen fortfliegenden Gänsen nachschaut, ausspricht: Flögen doch meine Sorgen lieber so aus meiner Brust, der Refrain oder Kehrvers:

Válame Dios! que los ansares vuelan!
Válame Dios! que saben volar!

Erhalt mich, Gott! wie die Gänse fliegen!
Erhalt mich, Gott! wie sie zu fliegen wissen!

und es heißt im Texte:

Guardaba Cimocho
Junto á su lugar
Ánsares y penas,
Que ciudados dan,

in der Inhaltsüberschrift aber: Cuidando Cimocho unos ánsares ó gansos [48]). Da die Griechen keine Kenntniß von dem indogermanischen Sprachstamme hatten, so glaubten sie das Wort nämlich χὴν (neugriechisch χῖνα) aus ihrer Sprache ableiten zu müssen. Nach Eustathius ist der und die χὴν genannt: παρὰ τὸ χαίνειν καὶ χανδὸν ἐσθίειν, wegen des Mundaufsperrens und des Fressens mit offenem Munde (wegen des gierigen Fressens), nach der Erklärung der Ausleger: ab oris hiatu et voracitate. Vel quia frequenter hiscit et stridet [49]), oder mit andern Worten: quod ore hiante cibum capiat, os quoque hians in audaciam et timorem habeat [50]). Zu der Ableitung des Wortes χὴν von χάω, χαίνω findet man bemerkt: „Daher χῆνα πλαταγίζοντα καὶ κεχηνότα" [51]). Falls auch dieses eine Anspielung auf den Namen χὴν als von χάω herzuleiten ist, so ist das Etymon von χὴν doch dadurch noch nicht sicher herausgestellt. Der Etymologus leitet das Wort von ἠχὴ, Schall, ab, sodaß es hiernach mit der Echo eine Wurzel hätte. Das Aufkreischen der Gänse hat allerdings etwas sehr Auffälliges. So z. B. heißt es in der Sigurdhardhr Fafnisbana III. Str. 26, wo Gudhrun's Schmerz über die Ermordung ihres Gemahls beschrieben wird: So heftig schlug sie mit ihren Händen, daß die Kiefern (Kinnbacken) der Rosse dazu sprachen (Laute von sich gaben), ok gullo widh gaess i tuni, und dazu gällten (kreischten) die Gänse im Hofe (mit Geschrei antworteten). Varro'n [52]) war das Geschrei der Gänse auch so bemerkenswerth, daß er anser von dem Laut der Luftröhre (a sono gutturis) ableitet. Isidorus (Orig. XII, 7) dagegen von anas (Ente), welcher sie ähnlich, oder von natandi frequentia, von dem häufigen Schwimmen. Diese Ableitung hat nachher auch Martinius angenommen, und er fügt hinzu, Anser sei aus dem Genitiv des dorischen χὰν, nämlich χανός gebildet, und die Aspiration hinweggeworfen. Ebenso sagt er, daß unser Gans leicht aus dem dorischen Genitiv χανός abgeleitet werden könne; aber Gans kommt noch dem sanskritischen Hansa weit näher als χὴν, weil dieses das charakteristische S des Zischlautes verloren hat, da das S der Beugungssylbe nichts Charakteristisches für den Ursprung des Wortes hat. Das S zur Bezeichnung des Zischlautes ist aber so wichtig, daß Gans im Arabischen Iwásson, und daraus bei den Rabbinern Awâs heißt. Verelius im Ind. Joh. Georg Wachter [53]) stellt an die Spitze seiner Ableitung des Namens Gans die Stelle des Plinius (X, 27): et e Germania laudatissima (pluma). Candidi ibi, verum minores Ganzae vocantur, und des Verfassers der Vita S. Waldeberti §. 5: Anseres agrestes, quos a *candore* et sonitu vocis *Ganlas* vocamus. Jedoch ist nicht wahrscheinlich, daß die Germanen damals das Wort *Ganx* blos auf diese kleine Art von Gänsen, und wie aus ihren besten Flaumfedern zu schließen, blos auf die Eidergans angewandt haben, sondern es ist wahrscheinlicher, daß Plinius dem teutschen Ausdruck Gans, welcher überhaupt diese Arten Vögel bedeutet, eine specielle Anwendung gibt. Zur Unterstützung seiner Ableitung sagt Joh. Georg Wachter weiter, daß zwar die Wurzel dem heutigen Teutsch entfallen sei, aber bei den Cambern und Armorikern sei sie noch übrig, bei welchen *can* albus und candidus heiße, bei Boxhorn im Lex. Ant. Brit. *can* albus, candidus, bei Pezronius in den Antiq. Celt. p. 381: *caened*, canus. Aus dem Keltischen can und caln komme das lateinische candidus und candor, und canus und canities, und bei Hesychius werde γανὸ durch λευκαίνειν, dealbare, album reddere, ausgelegt, und woher komme dieses anders, als von der keltischen Wurzel can. Auch das Wort gasas für gansas bei Plinius behaupte sich in candore (der weißen Farbe)

45) s. Ferd. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 89—91. 46) Stalder, Idiot. I. S. 414. 47) Wozu Ad. Wagner a. a. O. bemerkt: „ein Tonausdruck, wie καχλάω, καγχαλάω, γαγγαλάω." 48) s. das Weitere und das Lied bei *Depping*, Romancero Castellano. T. II. (Lips. 1844.) p. 429, und bei demselben, Sammlung der besten alten spanischen Romanzen. (Altenburg und Leipzig 1817.) S. 426. 427. 49) *Mollus* ad *Longi* Pastoral. Lib. II. Cap. 8 (curavit *Boden* Lips. 1727.) p. 180. 50) *Frommannus* l. l. Pars II. Cap. 1, 1.

51) s. Riemer, Griech. Wörterbuch unter χὴν. 52) [Varro de] Lingua Latina Lib. IV. 53) Glossar. Germ. col. 521. 5[...]

denn den einen, wie Kelten, heiße weiß can, bei den andern, wie bei den Skythen, cas, denn Plinius (VI, 19) sagt: die Skythen selbst nennen die Perser Chorsaros, und Caucasum montem Groucasum, das ist, nive candidum, und Isidorus[54]) urtheilt, daß in dieser Zusammensetzung cas den Skythen weiß bedeutet habe. Zu diesen Anführungen Joh. Georg Wachter's läßt sich hinzufügen, daß im Andischen und Chunsagischen und Jakutischen Gans Kas heißt, sodaß, wenn diese Form nicht Nachahmung des Lautes des Gänsegeschreies ist, hier Kas von der weißen Farbe den Namen haben kann, und deshalb vorzüglich, weil die Schneegänse in jenen Gegenden und weiter nach Norden hinauf häufiger erscheinen, als anderwärts. Außerdem müßte man annehmen, Kas habe die Benennung von den zahmen weißgewordenen Gänsen erhalten. Diese waren bei der Gänsezucht der Alten allerdings sehr beliebt, denn nicht nur die Dichter sagen gern anser albus, sondern auch M. Sejus, welcher nach Varro (Lib. III. Cap. 10), sowie auch Scipio große Gänseheerden hat, befahl, daß der Sklave bei der Wahl der Zuchtgänse beobachtete, daß sie groß und weiß waren, weil sie meistentheils die jungen ihnen ähnlich hervorbringen. Est enim, fährt M. Varro fort, alterum genus varium, quod ferum vocatur nec cum iis libenter congregatur, nec aeque fit mansuetum; womit er aller Wahrscheinlichkeit nach die Saatgänse meint, sodaß man annehmen kann, daß die große zahme Graugans bei den Römern vornehmlich in der Abänderung der weißen Race gehalten wurde, denn von diesen nur schätzte man die Federn, wie Plinius (X, 27) sagt, nachdem er von der Großmachung und der Zurichtung der Gänseleber gehandelt: Candidorum alterum vectigal in pluma. Velluntur quibusdam locis bis anno (d. h. sie werden gerupft oder gewollt an gewissen Orten des Jahres zwei Mal). Jedoch bleibt immer zweifelhaft, ob das Kas von der weißen Farbe der Gans entnommen ist, denn die Schneegans (Anser hyperboreus) wird von den Jakuten Yrung-Chass, d. h. weiße Gans, russisch Bjeloi gus (weiße Gans) genannt. Kas, Chass, kann seinen Namen von der Nachbildung des Geschreis der Gans haben, denn solche Thiernamen sind die beliebtesten. So z. B. wird die Rothhalsgans (Anser ruficollis, russisch Morskaja Kasarka, Meernordgans) von ihrem Geschrei Tschakwoi, von den Ostiaken Tchagwoi genannt. Das A wird in den meisten Fällen angewendet, wenn der Laut der Gans ausgedrückt werden soll. So z. B. heißt es De Philomela Eleg.:

hinc perdix: hinc gratitat improbus anser.

Von Anser nimmt Joh. Georg Wachter an, daß es per aphaeresin quasi canser sei, und sich auf die weiße Farbe beziehe. Nach Jacob Grimm[55]) bedeutet der Name des Vandalenkönigs Γιζέριχος bei Procopius, Geisericus bei Victor Vitalis, Gaisericus bei Idatius, besser bei Jornandes (De Regn. suic. 58) Genzericus, und bei Marcellinus Comes, Prosper und Sigibert Gensericus, was durch den Namen seines Sohnes Γένζων (bei Victor Vitensis Gento) Sicherheit empfange, sowie auch der Name seines Sohnes nichts anders als Anser, althochteutsch Kans nach der Analogie von ans gothisch gans, angelsächsisch gôs, altnordisch gâs, polnisch gęs, russisch gus, böhmisch hus. Das lateinische Anser stehe für Hanser, das finnische Hanhi für Hansi. Provençalisch gelte ganta, guanta (Rayn. 3, 423 seq.), und der vandalische Name Ganto beseitige T, das sich zum S in Gans und Anser verhalte wie tu zu σύ, τέτορες zu τέσσαρες; Geisericus sei im Verhältniß zu Gento wie εἰσί zu ἐντί, φησί zu φαντί. Gandaricus bei *Jorn.* Cap. 24, und wenn Gandestrius bei *Tac.* Ann. 2, 88 gelesen werden dürfe, zeige das verwandte D wie es im irischen Geadh, welschem (wallisischem) Gwydd, soviel als anser vorliege. Das Alterthum habe sich Namen von muthigen Thieren gewählt, und habe im Sohne den Namen des Vaters wiederholt. Möglich ist, daß der große Vandalenkönig Gänserich (Gansert) von diesem gefiederten Thiere hieß. Doch bedeutet der Name Genzericus mit noch größerer Wahrscheinlichkeit Ganz-Mächtiger, sowie schon Aventinus ihn durch Ganz-reich und Grotius durch plane pollens erklärte, und warum Genzericus die Variationen in Gaisericus, Geisericus, Gisericus hat, wird deutlich, wenn wir das altnordische géysi, z. B. géysi-mikill, permagnus, überaus groß zu Hilfe nehmen; setzen wir dieses vor das nordische rikr, so erhalten wir Geysirikr, überaus mächtig. Der Name des Sohnes würde hiernach, aus geysi gebildet, lauten Geyso, oder, wie geschehen ist, aus ganz, im Umlaut genz, Genzo, oder nach der für das S T brauchenden Mundart Gento. So wird äußerst zweifelhaft, ob der große Wandalenkönig Gansert und sein Sohn Gans hieß. Doch kommt Gans als Eigenname von Familien vor, sodaß man in großer Verlegenheit ist, wenn man ein Frauenzimmer dieses Namens, wenn ihr Mann titellos ist, mit Frau Gans, oder Madame Gans, und ein Mädchen aus einer diesen Namen führenden Familie mit Mademoiselle Gans, jetzt mit Fräulein Gans, anreden müßte, oder muß. In Urkunden des Jungfrauenklosters zu Oberweimar (bei v. Falckenstein, Thür. Chr. 2. Th. S. 1188—1192) werden aufgeführt im J. 1441: dy erbarn, vesten und gestrengen Dietterich und Herman Ganss, Gebruedere zu Deynstette wanhaftig, und in den Jahren 1510 und 1513: die erbarn, vesten und gestrengen Eckart und Deterich Gans, Gebruedere zu Deystete (in der Urkunde von 1513 nicht zusammengezogen zu Deyginstedt), und: ihr Vatter und Vetter Dietrich und Herman Gans. Hier führt also den Namen Gans ein Geschlecht von Männern von Rittersart. Auch kommt bei den Römern Anser als Eigenname vor, nämlich als Name eines von Ovid großer Procacität[56]) beschuldigten Dichters, eines Freundes des M. Antonius, dessen löbliche Thaten (laudes) er besang, und der als

54) Orig. Lib. XIV. Cap. 8. 55) Geschichte der teutschen Sprache S. 420—477.

56) Tristium Lib. II. v. 437, wo er diejenigen Dichter aufführt, welche lasciv geschrieben haben:

Cinna quoque his comes est,
Cinnaque procacior Anser.

Triumvir ihn daher mit dem Gebiete von Phalerno (agro Phalerno) beschenkte. Daher das Sprüchwort: Anseres ex Phalerno, von gegen etwas Geräusch Machenden und gehässig Schwatzhaften (de obstreperis et odiose garrulis). Zu Cicero's Worten in Phil. 13: Anseres Falerno depellantur, setzt Servius: das ist Anser Poeta, welchem M. Antonius den agrum Falernum geschenkt hatte. Servius sagt dieses zu Virgilius (Ecl. IX. v. 36), indem er

> Nam neque adhuc Varo videor, nec dicere Cinna
> Digna, sed argutos inter strepere anser olores,

auf den Dichter Anser bezieht, und Propertius (II, 25. v. 84) singt, da, wo er von Virgil handelt:

> Nec minor his animis, nec se minor ore canorus
> Anseris indocto carmine cessit olor.

Der Vers Virgil's hat sprüchwörtliche Geltung erhalten, um auszudrücken, daß ein Ungelehrter unter Gelehrten schnattere (cum indoctus inter doctos garrit) [57]), womit zu vergleichen die Redensart: „ein Gänsemarkt," von einer Zusammenkunft wie Gänse schnatternder Frauenzimmer gebraucht. Die Gans ist nämlich in Vergleichung mit dem Schwane in Nachtheil, ähnlich wie der Esel in Vergleichung mit dem Pferde. Hierbei wird der Schwan nicht blos durch seine imponirendere Gestalt und seine weißere Farbe, sondern auch durch die Dichtung, nämlich durch die Sage vom Schwanengesang, unterstützt. Reine Dichtung ist dieser in sofern nicht, als die nordischen Schwäne angenehme Töne von sich geben. Dieses war auch dem Sänger des Schildes Herakles nicht unbekannt, denn er läßt V. 316 die hochfliegenden Schwäne um den Okeanos sich laut vernehmen (μεγάλ' ἤπυον). Aber da die Schwäne, welche die Griechen auf ihren Gewässern hielten, nicht sangen, so mußte ihnen die Dichtung vom Gesang unmittelbar vor ihrem Tode zu Hilfe kommen [58]). An ihn glaubten jedoch nicht alle Griechen und Römer. So z. B. sagt Plinius (X, 32): Olorum morte narratur flebilis cantus (falso, ut arbitror) aliquot experimentis. Doch that diese Fabel von den Dichtern, z. B. Virgil (Eclog. v. 29)

> Vare tuum nomen — — — — — — — —
> Cantantes sublime ferent ad sidera cygni,

angewendet, der gerechten Würdigung der Gans Abbruch, wie sich auch in den Sprüchwörtern: „Die Gans lehrt den Schwan singen," und „Gänse unter Schwänen" kund gibt. Warum jener Dichter den Namen Anser erhalten, ist nicht bekannt. Doch soviel läßt sich schließen, daß er oder seine Vorfahren, wenn er ihn ererbt, nicht zum Schimpfe erhalten hatte. Man vergleiche, was bei Varro [59]) über den Namen Scropha (Zuchtsau) vorkommt. Mit Unrecht wird den Gänsen Dummheit beigelegt. Mit Recht sagt dagegen Plinius (X, 27): Potest et sapientiae videri intellectus his esse. So soll sie als Begleiter den Philosophen Lacydes beständig angegangen haben, indem sie von ihm nicht an öffentlichen Orten (in publico), nicht in den Bädern, nicht des Nachts, noch am Tage hinwegging. Da Λακύδης περὶ φύσεως (de natura) schrieb, so hatte er die Gans wahrscheinlich zum Behufe naturgeschichtlicher Beobachtung gepflegt. Über ihn s. Laertius und Suidas. Bei den Indiern ist die Gans das Sinnbild der Weisheit, und dichterische Bezeichnung der Sonne, welche oft als Vogel gefaßt wird, und Bezeichnung des Indra. Auch wurde ein Lobsänger durch Hansa (Gans) bezeichnet [60]), und man meint ihres steten mit dem Schnattern verglichenen Singens wegen. Doch sollte dieser Ausdruck aller Wahrscheinlichkeit nach keine schimpfliche Bedeutung haben. In der berühmten Episode des Mahâ-Bhârata von Nalas und Damajanti heißt es [61]): In einem Walde saß er (Nalas) nahe dem Schlosse, in Einsamkeit; Gänse sah er daselbst wandeln, deren Fittige golddähnlich (also eine bräunliche Art wilder Gänse), Vögel, die sich des Waldes freuten. Eine erhascht von diesen er. Der Luftwanderer ließ aber Nala'n vernehmen dieses Wort: „Tödten mußt du mich nicht, König! Liebes bin ich zu thun bereit. In Damajanti's Näh' will ich Kunde geben also von dir, daß nicht anderes Mannes jene, als dein jemals gedenken wird. Dieses sagte die Gans, Nalas; der Erdeherr entließ sie dann. Die Vögel flogen auf schleunigst, gegen Widarbha wendend sich. Angelangt allda ließen in Damajanti's Gegenwart sich nieder jene Luftwanderer, und Bhaimi nahm dieselben wahr. Die schönen Gänse dort sehend, von Freundinnen umgeben sie, hascht entzückt sie nach den Luftwanderern Damajanti die eilende. Da zerstreuten im Lustwalde allhinwärts jene Gänse sich. Die Mädchen liefen dann einzeln voll Begierde den Vögeln nach. Die Gans, welcher jedoch Bhaimi, sie zu fangen, genahet war, ließ nun menschlichen Laut hören, kündend der Jungfrau dieses Wort: Hör', im Nischedha-Reich wohnt Nalas, genannt ein Edelherr u. s. w." Die Gans gibt ihr nun weiter von Nalas Nachricht, und preiset das Glück, wenn Damajanti mit Nalas vereiniget würde. Hierauf heißt es weiter: Von der Gans angeredet also, sagte dagegen Bhaimi nun diese Rede zu der Gans dorten: Sprich doch also zu Nalas auch. Ja! sagte der Eisprößling zu der Tochter des Königs: Gen Nischadha sodann kehrend, that er alles dem Nalas kund. Als die Worte gehört Bhaimi, welche die Gans zu ihr gesagt, war sie alsbald nicht mehr eigen sich selber, dacht' an Nalas nur u. s. w.; weiter unten sagt Damajanti: Kunde, die nie eine Gans brachte, diese brennt, o Gebieter mich. In den Übersetzungen ist Hansa, Gans, durch Schwan gegeben, und ihre golddähnlichen Fittige haben zu silberweißen Fittigen umgewandelt werden müssen. Durch ein großes, dem Verstande der Gänse angethanes Unrecht ist nämlich das indische Sinnbild der Weisheit in dem jetzigen Europa zum Symbol der Dummheit geworden: Man sagt z. B. du Gans! oder verstärkt: du dumme Gans! Es ist eine wahre Gans; es ist ein schönes Gänschen! Nicht blos die Teutschen begehen dieses Unrecht, die Gans

57) Erasmus, Adag. p. 1320. 58) s. Ferd. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 89—91. 59) De Re rustica Lib. II. Cap. IV.

60) s. Benfey, Die Hymnen des Sâma-Veda Gloss. S. 206, wo Stellen nachgewiesen sind. 61) Nalas und Damajanti. Eine indische Dichtung, aus dem Sanskrit übersetzt von Fr. Bopp. (Berlin 1838.) S. 5—14. 29.

zu verkleinern und im Vergleiche mit dem Schwane herabzusetzen, z. B. in den Versen über die Weissagung, welche man dem Reformator Huß (d. h. im Böhmischen Gans) im Betreff seines größern Nachfolgers Luther's beilegt:

Ihr bratt ein Gans, und das is wahr
Ub'r hundert Jahr nehmt eben waar,
Wird kommen ein schnee-weisser Schwan,
Den werdt ihr ungebraten lan,

sondern auch bei andern europäischen Völkern gilt die Gans als Gegensatz der Klugheit. So bedeutet im Spanischen Ganso m. ein Ganſert, ein Bauer, ein dummer Mensch (dumme Gans) und Gansaron m. eine junge Gans, eine wilde Gans, ein langer, hagerer Mensch, ein Schlingang „Gansaron métaph. Se dit d'un grand homme maigre, sec, efflanqué, foible, mou, lâche. Lat. Homo iners [62]).“ Im Italienischen finden sich die Redensarten non essere un' oca, nicht dumm sein, non parere un' oca, nicht dumm aussehen, parere un' oca impastojata (eine gefesselte Gans) dümmer als eine Gans sein, zu Nichts taugen, cerve d' oca, ein Gänsegehirn, d. h. ein einfältiger, dummer Kopf, aver cervel quanto un' oca, eine dumme Gans, ein Dummkopf sein, occone, ein großer Einfaltspinsel, occagine, Gänseverstand, Dummheit, Einfalt, donne e ocche tienne poche, Weiber und Gänse, je weniger, je besser, ove son femine e ocche, non vi son parole poche, wo Weiber und Gänse sind, da gibt es Geschnatter (vergl. das isländische Gagl, junge Gans, schwatzhaftes Weib), far' il verso dell' occa, schnattern wie eine Gans, tenere le ocche in pastura, lüderliche Frauenzimmer für andere halten, kuppeln. König Karl VIII. von Frankreich antwortete auf seiner neapolitanischen Expedition den Gesandten der Florentiner, deren Treue er für verdächtig hielt, Nichts, sondern gab ihnen die mit großen Buchstaben an die Wand geschriebenen Verse zu lesen:

Con Cortesia è fede poca
Va à Fiorenza vender l'occa.

Mit Galanterie und wenig Treue geht (er oder sie) nach Florenz, die Gans zu verkaufen. Der Ursprung dieses Sprüchwortes wird so erzählt. Ein Bauer verkaufte zu Florenz einer Donna eine Gans als bedungenen Lohn der Gunstbezeigung. Als er diese genossen, foderte er nichtsdestoweniger in Gegenwart ihres Gemahls die Bezahlung für die Gans. Das Weib, um sich nicht selbst zu verrathen, leistete diese. So die zur Erklärung des Ursprunges des Sprüchwortes erfundene Anekdote. Wahrscheinlicher jedoch hat l' occa hier eine metaphorische oder bildliche Bedeutung, und es ist vielleicht von Verheirathung eines Frauenzimmers nach Florenz, welche aus Hinterlist geschah, oder durch welche der Mann, der die l' occa nahm, zum Hahnrei ward, die Rede, oder es könnte auch vielleicht l' occa hier die bildliche Bedeutung wie das Teutsche: die Gans (membra genitalia) haben. Daß die Gänse für dumm gelten, rührt von ihrer großen Zähmbarkeit her. Die wilden Graugänse, von welchen die unsrigen abstammen, sind schlau und listig, werden aber eingefangen sehr bald zahm. Außerordentlich leicht lassen sich die jungen Graugänse zähmen, und sogar von dem Gänsehirten mit austreiben [63]). Durch diese Zahmheit und Gelehrigkeit kommt es, daß sie oft vor einem herlaufen, als wenn man sie treiben wollte, und nicht leicht aus dem Wege zu bringen sind. Der nicht denkende Beobachter wird dieses als Dummheit auslegen. Aber die Gans thut es aus Klugheit, indem sie hofft, daß sie zur Weide getrieben werden soll. Daß die Gans ein gutes Gedächtniß hat, sieht man daraus, daß, wenn mehre Trupps aus verschiedenen Höfen auf dem Dorfe liegen, sie ungerufen nicht jedem Frauenzimmer mit einem Korbe nachlaufen, sondern nur denjenigen Weibspersonen, die in den Hof gehören, und von denen sie gefüttert werden. Die Glaubwürdigkeit der Erzählung, daß dem Philosophen Lycades eine Gans, deren Tod er dann beweinte, überall hingefolgt, wird durch folgende, in neueren Zeiten von Gänsen gezeigte, Anhänglichkeit an bestimmte Menschen bestätigt. Ein wahrheitsliebender Mann, Immanuel, erzählte dem berühmten Buffon umständlich, wie er einem Gänserich, welcher von seinem Nebenbuhler im Kampfe zurückgeschlagen wurde, Beistand leistete, sodaß er siegte, und nun die drei Weibchen in Besitz nahm, und wie er diese, bis sie brüteten, nicht verließ, dann aber seine Freundschaft gegen den ihn streichelnden Immanuel verdoppelte. Eines Tages folgte der Gänserich ihm bis an die Eisgrube oben auf der Höhe des Parkes nach, ward von dem Weitergehenden in den Park eingesperrt, flog ihm aber nach, folgte ihm überall hin, indem er bald ging, bald flog, und machte, wenn er seinem Beschützer etwas voraus war, an Kreuzwegen Halt, um zu sehen, welchen Weg er gehen würde. Er folgte ihm auf der von zehn Uhr Morgens bis Abends acht Uhr dauernden Wanderung durch alle Krümmungen des Waldes nach, ohne daß er ermüdet zu werden schien. Schon Plinius (X, 27) bewundert die Fußwanderungstüchtigkeit der Gänse, indem er sagt: Mirum in hac alite a Morinis usque Romam pedibus venire. Fessi proferuntur ad primos: ita veteri stipatione naturali propellunt eos. Die Reise der Gänse zu Fuße von den Morinern bis Rom ist etwas Außerordentliches. Jedoch läßt sich die Glaubwürdigkeit der Angabe nicht bezweifeln, da sie pommersche Gänse selbst nach Berlin zu Markte tragen. Die zahmen Gänse sind nämlich durch größere Übung besser zu Fuße als die wilden, wiewol auch diese rasche Fußgänger sind. Den Gänsen wird durch die Wanderungsfertigkeit sehr erleichtert, ihre Anhänglichkeit an die Menschen zu zeigen. Immanuel's Schützling kannte seinen Herrn nicht blos am Aussehen, sondern selbst auch an der Stimme, wenn er ihn nicht sah. Als er einmal vor den Fenstern des Pfarrers vorbeiging, hörte er Immanuel'n in des Geistlichen Stube sprechen, kam durch die offen stehende Thür des Hauses, stieg die Treppe hinauf, trat in die Stube und erhob ein lautes Freudenge-

62) *Cormon*, Sobrino aumentado o Nuevo Diccionario de las Lenguas Española, Francesa y Latina T. I. P. II. p. 16: *Ganson* Voyez *Gansaron* en sens métaphorique.

63) s. das Nähere bei Naumann, Naturgeschichte der Land- und Wasservögel. 3. Bd. 1. Ausg. S. 232. 237. 238.

schrei. Ja! er suchte seinen Herrn eines Tages in der Kirche auf. Nach manchen unangenehmen Vorfällen dieser und ähnlicher Art ließ Immanuel seinen befiederten Freund, welcher sich in den schönsten Zimmern so ungenirt wie in seinem Stalle benahm, einsperren, und sich nicht mehr vor ihm sehen. Der von seinem Wohlthäter und Freund getrennte Unglückliche ward so dürr, wie ein Stück Holz, und starb vor Gram. Der Tod erfolgte im dritten Jahre der beiderseitigen Freundschaft, nachdem er über ein Jahr eingesperrt in kummervoller Unruhe gelebt hatte. Da Buffon der Ausschmückung der Erzählung Immanuel's verdächtig sein könnte, so müssen wir noch anführen, was die Yorkshire Gazette zum J. 1834 erzählt: Ein einem Pachter in der Nähe von Clifton gehöriger Gänserich kommt jeden Morgen von dem Hofe desselben in die Nähe der Wohnung eines alten Herrn, weckt ihn durch sein Geschrei aus dem Schlafe, begleitet ihn dann den ganzen Tag hindurch auf seinen Gängen, geht in den volkreichsten Straßen dicht hinter demselben her, ohne sich um das Geschrei der oft die Spaziergänger begleitenden Jugend zu bekümmern. Wenn sich der alte Herr, welcher oft ausruht, um dieses zu thun niedersetzt, legt sich sein befiederter Gefährte zu seinen Füßen. Nähert sich der betagte Mann einem der mehren Plätze, wo er vorzugsweise auszuruhen pflegt, so läuft sein Begleiter voraus, kehrt sich dann um, und deutet durch Geschrei und Schlagen mit den Fittigen an, daß hier der Platz sei, wo sie beide gewöhnlich auszuruhen pflegen. Wenn Jemand dem alten Herrn lästig fällt, so gibt sein Wächter seinen Unwillen durch Geschrei zu erkennen, und braucht auch wol seinen Schnabel zur Züchtigung des Belästigers. Wenn der alte Herr in ein Wirthshaus geht, so folgt ihm das kluge Thier, wenn es eingelassen wird, und bleibt hinter dem alten Herren stehen, bis derselbe sein Glas Ale ausgetrunken hat. Wenn aber dem Gänserich der Eintritt nicht gestattet wird, so wartet er so lange vor der Thüre, bis der Herr herauskommt. Dieses sind Beispiele von kluger Anhänglichkeit von Gänsen männlichen Geschlechts an gewisse Personen. Von einer Gans weiblichen Geschlechts erzählt in den „Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz" der Kreisjustiz-Commissarius Zille, daß eine unter mehren in seinem Stalle ausgebrüteten Gänsen sich, nachdem sie befiedert waren, von der übrigen Heerde absonderte, sich aber nicht zu den sie fütternden Mägden, sondern zu der alten, sich wenig um sie kümmernden Viehwirthin gesellte, und diese niemals verließ, ihre Schlafstätte weit entfernt von der übrigen Heerde an dem Bette der Viehwirthin, welche oft durch sie im Schlafe gestört wurde, wählte. Dieser befiederte Einsiedler von Zille's Gemahlin für einen Gänserich gehalten und endlich für die Bratpfanne bestimmt, wurde eine Treppe hoch zur Mast aufgestellt, lockte durch ihren oft wiederholten, wahrscheinlich der Viehwirthin geltenden Ruf einen Gänserich die Treppe zu ihrem Gefängniß hinauf, wurde nun, auf die Vermuthung, daß sie weiblichen Geschlechts sein möchte, mit Leben und Freiheit beschenkt, dem Stalle wiedergegeben, hielt sich hier, wie zuvor von der übrigen Heerde abgesondert, betrug sich, wahrscheinlich durch das erduldete Gefängniß erbittert, gegen jedermann, außer gegen die alte Freundin, die Viehwirthin, auf das Feindlichste, biß Zille'n und andre in die Kleider und schlug sie mit den Flügeln. Da bösartige Gänse den Kindern gefährlich sind, wurde sie von Zille zum Tode verurtheilt, entging aber der Vollstreckung dieses Urtheils, weil sie schnell (wol weil sie nicht mehr von den Leiden des Gefängnisses erbittert ward) sich besserte, und sich gegen Zille und andere verträglicher bewies. Ihre Anhänglichkeit an die Viehwirthin vermehrte sich. Sie ging dieser, wenn sie sich im Stalle befand, nicht von der Seite, begleitete sie, wenn sie in die Küche sich begab, in dieselbe, so auch in das Vorrathsgewölbe, und selbst bis auf den eine Treppe hoch gelegenen Heuboden. Wenn ihr die Viehwirthin bisweilen etwas Futter vorstreute, so fraß sie nur so lange davon, als jene bei ihr blieb, und verließ das Futter sogleich, wenn jene fortging. Sie schlief wie zuvor beständig an ihrem Bette. Wenn sie dem gegen sie feindseligen Truthahn begegnete, so ergriff sie nicht, wie die übrigen Gänse, die Flucht, sondern schmiegte sich an die von ihr verehrte alte Person, und suchte bei ihr Schutz. Wenn Plinius (X, 26) sagt: **Quia et fama amoris, Aegii dilecta forma pueri Olenii, et Glauces Ptolemaeo cithara canentis, quam eodem tempore et aries adamasse proditur**, so wird diese Sage von der Liebe eines Gänserichs zu einer Citherspielerin durch Folgendes, was nach dem Berichte des Postcommissarius Naumann in den Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz sich im Sommer 1821 in der Lausitz zutrug, verständlicher gemacht. Eine Gesellschaft aus Goldberg, welche eine Erholungsreise nach der Lausitz machte, und an die sich Naumann mit seiner Familie in Reibersdorf anschloß, bildete aus dem Gasthof zur Beaugenscheinigung des gräflich Einsiedel'schen Schlosses ziehend, einen förmlichen aus 40 bis 50 Personen bestehenden Zug, an dessen Spitze sich Naumann mit einer kleinen Kinderharfe stellte, und auf derselben einen Geschwindmarsch spielte. Aus der mitten auf dem herrschaftlichen Hofe befindlichen großen Anzahl Gänse, trat, als jene lustige Menschengesellschaft vorüberzog, eine heraus, schloß sich dem Zuge an, und eilte unter lautem Gelächter der Menschen, immer in der Nähe des Musicirenden in gleichem Schritte fort. Als die Gesellschaft, deren Aufmerksamkeit dadurch aufgeregt ward, stillstand, blieb ihre Begleiterin, die Gans, ebenfalls stehen. Als hierauf ohne Musik die Gesellschaft wieder fortging, blieb die Gans zurück, schloß sich aber in dem Augenblicke, als die Harfe wieder gespielt ward, schnell wieder an die Gesellschaft an. Ein glaubwürdiger Mann erzählte, wie Verfasser dieses Artikels hörte, folgenden, die Klugheit der Gänse erweisenden Fall. Die Gänse im Stalle eingesperrt, kamen öfters heraus, ohne daß man wußte, wie. Er belauschte sie daher eines Tages und fand, daß eine Gans, welche auf einer andern, die sich niederduckte, stand, mit dem Schnabel an dem Riemen der Thierklinke zog und hierdurch diese geöffnet ward. Doch könnte man vielleicht hier annehmen, daß die Gans aus Gewohnheit alles, besonders auch Riemwerk zu benagen, es auch hier gethan habe. Aber das Niederducken der einen Gans und das

öftere Kommen der Gänse aus dem Stalle, läßt auf die Absicht schließen, daß die Gänse den Stall durch das Fassen des Riemens öffnen wollten. Auf dem Vorwerke eines Kammergutes, welches der Großvater des Verfassers dieses Artikels in Pacht hatte, duckte sich ein alter Gänserich, wenn er in das junge Getreide gegangen war, sobald er einen Menschen erblickte, und suchte sich so zu verbergen. In den Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz[64]) findet sich auch folgender Fall der Klugheit junger Gänse erzählt. Ein Paar in Schönau bei Bernstadt gekaufte und nach Rieda bei Radmeritz getragene junge Gänse wurden hier mit dem übrigen Vieh auf die Weide getrieben, und verhielten sich lange Zeit ruhig, bis sie eines Tages, wahrscheinlich in dem Kraftgefühl, daß sie jetzt völlig flugfähig, die Rückreise nach ihrem wol zwei Stunden entfernten Geburtsorte zu machen im Stande sein würden, sich in die Luft erhoben, und von der darüber erschrockenen Hüterin über die Neiße bei Radmeritz, nach Schönau zu fliegend, geschaut wurden. In Schönau wurden sie auch am andern Tage angetroffen und wieder nach Radmeritz zurückgeholt. Obige Beispiele zeigen, welches Unrecht den Gänsen geschehen ist, daß sie zu folgenden Sprüchwörtern benutzt worden sind: Es flog ein Gänschen wol über den Rhein und kam als Gigak wieder heim, und: Flög' eine Gans über's Meer, flög' eine Gans wieder her[65]). Noch schlauer und listiger als die Graugänse sind die Saatgänse. Ihre außerordentliche Schlauheit und Vorsicht macht es ihr möglich, den Nachstellungen der Menschen sehr gut auszuweichen. Der Gegensatz zwischen den Graugänsen und ihren Abkömmlingen, den gewöhnlichen zahmen Gänsen und den Saatgänsen, wird von Joh. Chr. Frommannus (in seinem Anser Martinianus II, 3, 1) zu stark ausgedrückt: Dumm zwar sind unsere Gänse; ein ausgezeichnetes Beispiel von Klugheit aber geben die wilden Gänse, welche nach der Erzählung des Plutarchus (de Garrulitate) und des Älianus (Lib. V. de Animal. c. 29), wenn sie aus Cilicia ziehen, über das Gebirg Taurus, welches voller Adler ist, so setzen, daß sie in den Mund einen großen Stein thun, und indem sie der Stimme gleichsam einen Zaum und eine Klammer anlegen, des Nachts schweigend jenen Nachstellungen der Adler entrinnen. Von dieser Klugheit der wilden Gänse, vornehmlich der Saatgänse, wissen die Waidmänner zu ihrem großen Ärger viel zu erzählen. Die Saatgänse nämlich verstehen den Jäger genau von dem Ackersmann zu unterscheiden, und jener muß daher verschiedene Mittel versuchen, sie zum Schuß zu bringen. In den mit Reisern bedeckten Gruben, in welchen die grauen Gänse (d. h. hier Saatgänse) in Kamtschatka gefangen werden, und wahre Thränen in großer Menge vergießen, und deren Einrichtung Pallas[66]) ausführlich beschreibt, werden selten alte Gänse gefangen, und die jungen, welche nicht in die Fallgruben gerathen, haben ein so gutes Gedächtniß, daß sie ihres halbjährigen Ausbleibens ungeachtet sich der ihnen durch das Unglück anderer bekannten Gefahr wohl erinnern. Um seinen gezähmten Saatgänsen das Fortfliegen zu verwehren, verschnitt Joh. Andr. Naumann denen, die nicht gelähmt waren, jedes Mal nach der Mauser, wenn die Federn noch nicht ganz vollständig sind, die großen Schwungfedern des einen Flügels. Da er sie nun hierzu alle Jahre einmal einfangen mußte, so bediente er sich dazu eines groben Klebegarns, allein nur mit Mühe berückte er sie hiermit. Sie kannten diese Fangart so genau, daß er mit Jemandem so thun durfte, als breiteten sie ein ähnliches Netz aus, um bei ihnen Furcht und Schrecken auf das Höchste zu treiben. Götze[67]) erzählt umständlich, wie er die wilden Gänse immer des Abends in großen Haufen, wenn sie vom Felde kamen, auf einem See einfallen sah, und wie er auf den Umstand, daß sie, sobald sie dem See näher kamen, sich senkten und ganz niedrig über das Ufer dahin flogen, seinen Jagdplan baute, und von dem Amtmann, welchem er diesen mittheilte, ausgelacht ward. Der Amtmann, welcher so sehr klagte, daß er den wilden Gänsen, ungeachtet der großen Menge nicht ankommen könnte, sagte: „Wenn die wilden Gänse nur nicht klüger wären als wir. Gehen sie — lauern sie — stellen sie sich so vortheilhaft an, wo und wie sie wollen. Sie werden es erfahren. Die schlauen Bestien haben mir Pulver und Blei genug gekostet." Götze stellte sich unter das Ufer des Sees, wo sie ihm, seiner Meinung nach, über den Kopf her kommen mußten. Während er mit gespanntem Hahn lauerte, sah er einen alten Gänserich immer auf dem ganzen See herumkreuzen. Kam er dem Jagdlustigen nahe, so fing er an zu kakern. Endlich zog der Späher ruhig nach Süden. Etwa eine halbe Stunde nachher kam wie ein Donnerwetter brausend der ganze Haufe der Gänse heran, und an ihrer Spitze befand sich der alte Kundschafter. Anstatt daß sie über den Jagdlustigen, wie er erwartete, hätten wegziehen sollen, kamen sie von der andern Seite von Süden her, und stürzten sich aufs Wasser. Der Führer an der Spitze eines Heeres ziehender Saatgänse, von welchen aller Wahrscheinlichkeit nach auch Götze redet, ist, wie Naumann bemerkt[68]), gewöhnlich ein sehr altes Männchen, welches sich durch seine Größe und Stimme von den andern gar sehr auszeichnet, und stets das Commando führt. Zur Klugheit der Gänse muß bemerkt werden, daß sie sehr alt und also sehr erfahren werden. Wir haben, sagt Albert der Große (p. 227 b), eine als Hausvogel gehaltene Gans (nämlich anserem nutritum domesticum) gesehen, welche über 60 Jahre alt war. Nach Naumann und Gräfe hat man Gänse gehabt, welche im 82. Jahre sich noch paarten, legten und brüteten. Lenz, welcher hierzu bemerkt, daß es wahrscheinlich solche waren, welche man nicht rupfte, denn das Wollen schwächt sie sehr, ist ein Beispiel von einer 19, ein anderes von einer 25 Jahre alten Gans bekannt.

64) Vergl. H. Othm. Lenz, Gemeinnützige Naturgeschichte der Vögel. 2. Bd. S. 315—318. 65) W. Körte, Die Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten der Teutschen. 1. Liefer. S. 128. 66) Anmerk. von den Zugvögeln Sibiriens im 1. Bde. des Stralsunder Magazin S. 164 fg.

67) Harzreise (Leipzig 1787.), und daraus in der: Diana, eine angenehme und nützliche Unterhaltungsschrift für Jäger und Liebhaber der Jagd. (Leipzig 1795.) S. 66—69. 68) Naturgesch. der Land- und Wasservögel. 3. Bd. S. 242.

Frommannus führt P. II, 3, 2 *Tempus* folgende Verse an, ein Zaun währt drei Jahre, ein Hund überwährt drei Zäune, ein Pferd drei Hunde, ein Mensch drei Pferde, ein Esel überlebt drei Menschen, eine wilde Gans überlebt drei Esel (lebt also 729 Jahre). Cardanus (De rer. variet. Lib. VII. c. 34. p. 357) führt an, daß eine wilde Gans drei ganzer Tage gekocht, nicht weich geworden, und den Hunden und andern Thieren vorgeworfen von ihnen unberührt geblieben. Sebizius (p. 831) bemerkt, daß vorzüglich die wilden Gänse lange leben. Die Ursache, warum die Saatgänse auf ihren Zügen selten unordentlich durch einander fliegen, sondern eine gewisse Ordnung, nämlich wenn ihrer nicht über acht bis elf Stück in einer Gesellschaft sind, eine schiefe Linie, wenn ihrer aber mehre sind, zwei solche sich vorn in einen spitzigen Winkel vereinigende Linien, nach dem Ausdrucke des gemeinen Mannes eine Pflugschleife, deren einer Schenkel auch mehrentheils etwas kürzer als der andere ist, bilden, ist die Ursache gewiß nicht allein, um desto leichter die Luft zu durchschneiden [69]), sondern vielmehr, um sich von allen Seiten besser umsehen zu können, einander im Fluge nicht zu hindern, und um sich nicht zu vereinzeln, sodaß wenn sie manchmal die Ordnung zerreißen, eine jede auf das Eifrigste bemüht ist, in ihr voriges Glied zu kommen. So die Saatgänse. Auch die Graugänse, ob sie gleich meistens sehr unordentlich durch einander einherfliegen, wissen doch auch, wenn ihr Zug weit geht, eine gewisse Ordnung zu beobachten, indem sie ein offen Dreieck, oder nach dem Ausdruck des gemeinen Mannes, eine Pflugschleife oder ein umgekehrtes lateinisches V, ähnlich wie die Saatgänse, bilden. Die Wachsamkeit der Gänse ist ausgezeichnet. Nicht blos dem Auge der Saatgänse entgeht kein Raubvogel, sondern auch die Wachsamkeit der Graugans zeigt sich im wilden Zustande dadurch, daß der Gänserich neben seinen Jungen stets das Amt eines Wächters versieht. Bei augenscheinlicher Gefahr jedoch fliegt er, seiner Vorsicht gemäß, mit einem ängstlichen starken Kaehk davon, während die Gans dabei ängstlich bemüht ist, durch ein oft wiederholtes Ermahnungsgeschrei die Jungen zum Verkriechen zu bewegen, bevor sie die Flucht ergreift. Der zahme Gänserich hält dagegen, wenn sich Jemand seinen Jungen nähert, Stand, und sucht sie, sowie auch die Alte thut, zu vertheidigen, und fliegt Kindern ins Gesicht. Ihre große Wachsamkeit zeigen die Gänse dadurch, daß sie, wenn im Hofe eine unerwartete Störung geschieht, ein durchdringendes Geschrei erheben, und vornehmlich auch des Nachts. Sie gereichen daher den Bauermädchen, welche sich auf einer Tanzlustbarkeit verspätet haben, und sich ohne die Ältern zu wecken, in das väterliche Haus schleichen wollen, zum großen Ärger, indem sie sie verrathen. Auch lassen sich die Gänse nicht so schnell wie die Hunde durch vorgeworfenes Futter zum Schweigen bringen. Sie haben deshalb das schmückende Beiwort „pervigil,“ sehr wachsam, und waren bei den Alten als Wächter ländlicher Höfe sehr beliebt. Columella (Lib. VIII. c. 13. De avibus, quas Graeci ἀμφιβίους et Latini duplicis vitae appellant) sagt: Ejusque generis anser praecipue rusticis gratus est, quod nec maximam curam poscit, et solertiorem custodiam praebet, quam canis. Ovidius (Metam. Lib. VIII. v. 686—690) singt da, wo er den Besuch des Jupiter und Merkur bei Philemon und Baucis beschreibt:

> Unicus anser erat, minimae custodia villae,
> Quem dii hospitibus domini mactare parabant:
> Ille celer pennâ tardos aetate fatigat,
> Eluditque diu, tandemque est visus ad ipsos
> Confugisse deos. Superi vetuere necari.

Vergl. mit dem Obigen das ebenfalls Ovidische: Tarpejae quondam felix custodia rupis. Vorzüglich nämlich hat die Anerkenntniß der ausgezeichnetsten Wachsamkeit der Gänse sich in der berühmten Sage von der Rettung des Capitols durch dieselben ausgesprochen. Livius (V, 47), nachdem er gesagt hat, daß, als die Gallier den Felsen des Capitols erstiegen, die Hunde schwiegen, fährt fort: Anseres non fefellere (Galli), quibus sacris Junoni in summa inopia cibi tamen abstinebatur: diese Sache diente zur Rettung: Namque clangore eorum alarumque crepitu excitus M. Manlius etc. Columella (VIII, 13), nachdem er bemerkt hat, daß unter den auf dem Wasser und dem Lande lebenden Vögeln die Gans den Ländlichen vornehmlich angenehm sei, weil sie keine sehr große Sorge erfodere, und sorgfältigere Wache leiste, als der Hund, sowie auch Ovid (Metam. XI) sagt: canibusque sagacior anser, fährt fort: Nam clangore prodit insidiantem, sicut etiam memoria tradidit in obsidione Capitolii, cum adventu Gallorum vociferatus est, canibus silentibus. Plinius (X, 26): Est anseri vigil cura, Capitolio testata defenso, per idem tempus canum silentio proditis rebus, und Lib. XXIX, 14: De anserum honore, quem meruere Gallorum in Capitolium ascensu deprehenso, diximus. Eadem de causa supplicia annua canes pendunt inter aedem Juventutis et Summani, vivi in furca sambucea arbore fixi. Dieser barbarische Gebrauch bezeugt jedoch nicht, daß die Sage, daß das Capitol wirklich von den Gänsen gerettet worden ist, denn es werden auch Gebräuche nach der Sage eingerichtet, und diese wurde vornehmlich von den Dichtern gefeiert. Virgil (Aen. XI) läßt auf dem Schilde des Äneas als künftige Retterin des Capitols eine weiße Gans dargestellt sein, nämlich:

> Atque heic auratis volitans argenteus anser
> Porticibus, Gallos in limine adesse canebat [70]),

sowie vor ihm Lucretius sagt:

> Romulidarum arcis servator candidus anser.

---

69) *Plinius* X, 32: Simili (nämlich wie die Störche) anseres quoque et olores ratione commeant: sed horum volatus cernitur: liburnicarum modo rostrato impetu feruntur, facilius ita findentes aera, quam si recta fronte impellerent: a tergo sensim dilatante se cuneo porrigitur agmen, largeque impellenti praebetur aurae. Colla imponunt praecedentibus: fessos duces ad terga recipiunt. Daß die wilden Gänse die Hälse auf die vorhergehenden zu legen scheinen, rührt daher, daß sie mit ausgestrecktem Halse fliegen, sowie *Albertus Magnus* l. l. Lib. XXIII. p. 227 b bemerkt: anseres silvestres volant extento collo, et in hoc differunt ab ardea, quae volat collo contracto.

70) *Sidonius Apollinaris:* Senones dum garrulus anser Nuntiat.

Später jedoch spottete ein Theil der Römer über diese durch Feste und Dichter in Erinnerung gehaltene Sage, da man es lächerlich fand, daß Jupiter eines solchen Wächters nöthig gehabt. So z. B. heißt es bei Juvenalis: Quae servavit avis Tarpeji templa tenantis. Doch auch schon Propertius sagt: Anseris et tutum voce fuisse Jovem. Martialis (Lib. XIII, 69. *Anser*) spottet über den Spott des Juvenalis:

Haec servavit avis Tarpeji templa tonantis.
Miraris? nondum fecerat ille deus.

Wäre das, was Livius erzählt, als geschichtlich zu nehmen, so wäre erwiesen, daß schon in jener frühen Zeit auf dem Capitol der Juno heilige Gänse gehalten wurden, und zwar, wie aus Lucretius und Virgilius und überhaupt aus dem größeren Werthe, welchen man den weißen Gänsen beilegte, zu schließen, weiße. Aber erweisen läßt sich nur das Amt der Wächterin, welches überhaupt die Gans durch ihre Stimme ausübt, weshalb auch Lucanus: Et defensuris vigili Capitolia voce Anseribus, die Stimme der Gänse eine wachsame oder Wächterstimme nennt, und daß man später Gänse auf Staatskosten auf dem Capitolium hielt, wodurch die Sage ihre Bestätigung zu erhalten schien, und schon auch in die Thiergeschichten des Älianus (Lib. XII. c. 33) Eingang gefunden hat. Über das Gehaltenwerden der Gänse auf Staatskosten auf dem Capitol sagt Cicero (pro Sex. Roscio Amerino): Anseribus cibaria publice locantur et canes aluntur in Capitolio: ut significent: si fures venerint: at fures internoscere non possunt: significant tamen, si qui noctu in Capitolium venerint. Die Römer verehrten goldene Bildnisse der Gänse und trugen in feierlichem Pompe alljährlich eine in eine Sänfte auf einen Polster gesetzte Gans herum, wie Plutarchus gegen das Ende seiner Schrift über das Glück des römischen Volkes erzählt. Als Grund, warum, wie Livius sagt, die Gans der Juno geheiliget war, wird von Vossius (IX, 21. Natalis Comes) [71] und Frommannus (II, 8, 1) sehr wahrscheinlich dieses angegeben, daß die Gans jede, auch die kleinste Bewegung der Luft empfinde. Plinius (XVIII, 87) sagt da, wo er davon handelt, wie die Thiere die Veränderung des Wetters im Voraus anzeigen: Et anseres continuo clangore intempesti, d. h. auch die Gänse zeigen durch beständiges Geschrei bevorstehendes schlechtes Wetter an. Als Wetterpropheten sind vorzüglich die Saatgänse berühmt. Das Volk im Mittelalter sagte, der Flug der Gans zeige den Wind an, worüber Albertus Magnus Folgendes da [72]), wo er von dem Fluge der Vögel handelt, sagt: von denjenigen Vögeln, welche bei uns sind, habe ich in Erfahrung gebracht, daß die Vögel, welche Gänse genannt werden, nach ihrer ganzen Gattung, von welcher wir gesagt haben, daß sie vierfach ist [73]), gehen aus unserm Lande hinweg, welches unter dem 47. Grade der Breite ist, und kommen auch in Sclavia (dem Slawenlande) zu nassen, schilfreichen und sumpfigen Stellen und brüten daselbst. Zu Anfange des Winters aber kehren sie zu uns zurück, wegen der Weide und mehr gemäßigten Luft, und dann fliegen sie in sehr großen Heerden, sodaß je Tausend und mehr gesehen werden, und wenn der Wind von Norden kommt, fliegen sie nach Süden, wenn er aber von Süden kommt, fliegen sie nach Norden, sodaß sie immer von dem Wehen des Windes im Fluge getragen werden, und daher sagt das Volk, daß der Flug der Gans den Wind anzeige. Wenn Albert der Große sagt, ita quod (ut) semper portantur (portentur) flatu venti in volatu: et ideo vulgus dicit, quod volatus anseris indicat ventum, so nehmen sie die Richtung von Norden (Nordosten) nach Süden (Südwesten), und von Süden (Südwesten) nach Norden (Nordosten) nicht, um von dem Winde getragen zu werden, denn die Vögel fliegen nicht gern gegen den Wind, sondern sie thun es, weil eine Witterungsveränderung bevorsteht. Sie fliegen, sagt Naumann von den Saatgänsen, fast immer sehr hoch und außer Schußweite, und auch sehr unregelmäßig, d. h. bald nach der, bald nach jener Gegend zu, und dies besonders, wenn sie ungestüme Witterung merken. Sie sind daher wahre Wetterpropheten, die die bevorstehende Verände-

71) Auch die Nachtzeit, wo die Menschen schlafen, verkündigen die Gänse, wenn Sidonius Apollinaris (Epist. Lib. II. Ep. 2) da, wo er sein Landgut beschreibt: Hic jam quam volupe auribus insonare cicadas meridie concrepantes, ranas crepusculo incumbente blacterantes, Cygnos atque anseres concubiâ nocte clangentes, intempestâ gallos gallinaces concinentes, oscines corvos, voce triplicatâ, surgentis aurorae facem consalutantes: diluculo autem Philomelam inter frutices sibilantem, Prognen inter asseres minurientem, im Betreff der Gänse sagen will, daß sie wegen der natürlichen Einwirkung der Nacht Töne von sich geben. Daß das Gänsegeschrei des Nachts auffallender ist, rührt aber wol größtentheils von der umständlichen Einwirkung der Nacht her, nämlich von dem Umstande, daß man des Nachts ein Geräusch, z. B. ein rauschendes Wehr, oder einen Wasserfall, weiter hört, theils weil die Lichtstrahlen einen minderen Zusammenhang der Luft hervorzubringen scheinen, theils weil, was gewiß ist, alles übrige still ist. Rührt sich nun etwas, so vernehmen es die Gänse leichter, als am Tage, zeigen es durch ihr wachsames Geschrei an, und auch dieses Geschrei wird aus obigem Grunde des Nachts weiter gehört, als am Tage. Gegen das Ende der Nacht schreit die Gans mehr, als vorher, wegen des Hungers und der Zunahme der Kälte, wie Olaus Magnus (Hist. Sept. Gent. Brev. Lib. XIX. Cap. 7. [Lugd. Batav. 1645.] p. 483) sagt: Anser taedio longissimae noctis ante diluculum in forti frigore concutitur, etiam in tantum, quod albescit rostrum, et ungues: cujus unicum remedium est, paleis uti substratis. Nec minus intentatis insidiis aut orto incendio clamat.

72) De Animalibus VII. p. 81.

73) secundum omne genus, quod quadruplex esse diximus. Lib. XXIII. p. 227 b beschreibt er die große Graugans, hierauf die kleinere Graugans (die Saatgans), sagt dann: et est tertius albus praeter alarum extremas 4 vel 5 pennas, quae sunt nigerrimae (wodurch er die Schneegans, anser hyperborealis, sehr gut charakterisirt), et hoc genus est parvum (nämlich im Verhältniß zur großen Graugans), late et alte et longe volans: est et quartum genus illo minus habens rostrum anseris, sed colorem capitis pavonis, praeter hoc, quod cristam de pennis non habet, et in dorso quidem est cinereus, declinans ad nigredinem. In struma autem nigrum et ventre cinereum, quod vulgus dicit nasci de arbore. Quintum autem genus anseris ponit Plinius vocans ipsum comage (nämlich *Plinius* Lib. X. Cap. 28 sagt): Aliud reperit Syriae pars, quae Commagene vocatur: adipem eorum in vase aereo cum cinnamo nive multa obrutum, ac rigore gelido maceratum, ad usum praeclari medicaminis, quod ab gente dicitur Commagenum.

rung des Wetters auf 24 Stunden vorher empfinden; denn wenn sie im späten Herbst in guter Ordnung, hoch und sehr eilig Tag und Nacht grade gegen Westen fliegen, so fällt gewiß sehr bald ein hoher Schnee, der ihnen in dieser Gegend die Nahrungsmittel entzieht, daher sie eine gelindere aufsuchen müssen, die ihnen dieselbe noch unbeschneiet darbietet. Im Frühlinge hingegen, wo natürlich dieser Zug gegen Osten geht, bedeutet es nachher Thauwetter. Aus unsern Beobachtungen, welche wir im Saalthale bei Jena gemacht haben, bemerken wir der Kürze halber nur folgende. Nachdem schon mehre Tage strenge Kälte und Schnee, doch nicht tiefer stattgefunden hatte, zogen den 16. Jan. 1838 wilde Gänse (aller Wahrscheinlichkeit nach Saatgänse) im Dunkel des Abends nach Südwesten; den 18. Jan. kam etwas Schnee von Nordosten, den Tag mehr Schnee und sehr viel den 19. Jan. von Südost, bei sehr schwankendem Winde. Den 28. Oct. 1839 zogen wilde Gänse bei starkem Nordostwinde sehr zahlreich und in mehren Haufen. Den 29. Oct. herrschte starker Frost, den 30. Oct. Nachmittag starker Südostwind, und an demselben Tage früh hellte es sich aus, sodaß kein Schnee zu kommen und die berühmten befiederten Wetterpropheten gelogen zu haben schienen. Aber Nachmittag desselben Tags (den 30. Oct.) erschienen dunkle Wolken. Abends zwischen 9—10 Uhr schneite es etwas. Des Morgens am 31. Oct. lag Schnee und es schneite fort. Diese Beispiele [74]) veranschaulichen, wie die wilden Gänse, vornehmlich die Saatgänse, nahe bevorstehendes Schneewetter anzeigen. Folgendes Beispiel möge zeigen, wie man aus ihrem Rückzuge auf den nahen Eintritt gelinder Witterung schließen kann. Etwas befremdend war es, daß den 22. Nov. 1839 bei kürzlich eingetretenem Frost und ziemlicher Kälte und bei etwas, aber freilich graupenartigem Schnee rückwärts ziehende Gänse und so auch den 23. Nov. zu sehen waren, aber glänzende Bestätigung ihrer Wetterprophetengabe erfolgte, da die folgenden Tage milder Südwind herrschte. Da Cicero (de natura Deor. Lib. II) sagt: Aër Junonis nomine consecratur, so ist sehr erklärlich, daß die Gans als Wetterprophetin der Juno geweiht war. Zu dieser Erklärung führt man noch an, daß ἥρα (Juno), wol aus ἀήρ gebildet sei [75]). Daß die Gans der von der Juno als Nebenbuhlerin verfolgten Jo (Isis) geopfert ward, geht aus Ovid (Fast. I. v. 456) hervor:

> Nec defensa juvant Capitolia, quo minus anser
> Det jecur in lances, Inachi lauta, tuas.

Hierdurch lernten die Priester den Wohlgeschmack der Gänselebern kennen, und die Gans wurde wegen ihrer Leber dann auch von den profanen Leckermäulern ungemein geschätzt, und zur Mast der Gänse selbst Feigen angewendet. Horatius (Lib. II. sat. 8) sagt:

> Pinguibus et ficis pastum jecur anseris albi.

74) Den 1., 5., 6. und 7. Jan. 1841 zogen wilde Gänse nach Süden, nachdem es bisher zugewintert gewesen war, aber nur ganz wenig Schnee, und im Saalthale bei Jena fast kein Schnee gelegen hatte; aber den 8. und 9. trat starker Schneefall ein, sodaß zu schließen, daß diejenigen wilden Gänse, welche aus dem höchsten Norden in das mittlere Teutschland kommen, nur bei der Annäherung starken Schneefalls erst weichen. 75) *Vossius* Lib. II. Cap. 84. p. m. 364.

Herausgenommen wurde die Gänseleber in mit Honig versüßte Milch gelegt, wie Plinius (X, 27) sagt: Nostri sapientiores (nämlich die Römer als die Griechen, bei welchen eine Gans dem Philosophen Lycades folgte) nostri sapientiores, qui eos (anseres) jecoris bonitate novere. Fartilibus in magnam amplitudinem crescit: exemtum quoque lacte mulso augetur. Und nicht ohne Grund ist es in Frage, wer zuerst ein so großes Gutes erfunden hat, Scipio Metellus, ein gewesener Consul, oder M. Sejus zu derselben Zeit, römischer Ritter. Aber das fest steht, Messalinus Cotta, der Sohn Messala's, des Redners, hat erfunden die Palmen (Latschen) der Füße von denselben (den Gänsen) zu rösten, und mit ihnen nebst den Hahnekämmen die Schüsseln zur Zierde und zu größern Schmackhaftmachungen zu belegen, welches Plinius mit dem einzigen condire ausdrückt, nämlich palmas pedum ex his (anseribus) torrere, atque patinis cum gallinaceorum cristis condire. Das übrige Fleisch der Gans war nämlich den verwöhnten römischen schwelgerischen Leckermäulern zu gemein geworden, und sie suchten daher nach andern Leckerbissen, wenn sie auch den Gänsen am Wohlgeschmacke nachstanden, wie die Pfauen, oder sie wenigstens nicht übertrafen, wie das Perlhuhn. In Beziehung auf dieses sagt Martialis (Lib. XIII. Ep. 70. *Numidicae*):

> Ansere Romano quamvis satur Hannibal esset,
> Ipse suas nunquam barbarus edit aves.

Es kann Letzteres heißen, die Römer hielten damals noch keine Perlhühner oder Hannibal liebte den Geschmack derselben nicht. Obiges bezieht sich zugleich auf die starke Gänsezucht der Römer. Die römischen Gourmands verschmähten zwar das Gänsefleisch, und schätzten nur die Leber. Doch kamen, wenn die Leber nicht blos gemeint ist, noch Gänse auf den Tisch des Kaisers Antoninus Geta; denn Älius Spartianus (c. IV.) sagt: er habe die Gewohnheit gehabt, daß er die Gastmähler (convivia) und vorzüglich die Mittagsmahlzeiten (prandia) durch die einzelnen Buchstaben (per singulas literas) befohlen habe, indem die Sklaven wußten, wobei z. B. anser, aprugna, anas war, ebenso pullus, perdix, pavus (für pavo), porcellus, piscis, perna, und welche Arten Speisen in denselben Buchstaben fielen, und ebenso fasianus, farta, fiscus (viscus, Eingeweide, nämlich Kaldaunen, Flecke, Rampanchen nach dem Volksausdrucke), und dergleichen. Deshalb wurde er auch in seinem Jünglingsalter für freundlich (comis) gehalten. Älius Spartianus sagt, da wo er von den Gastmählern des Alexander Severus (c. 36), welcher dabei den sorgsamen Hausvater machte, handelt: adhibebatur et anser diebus Festis. Wie jedoch der Genuß der Gans für plebejisch galt, sagt Petronius Arbiter (in satyric.) wörtlich:

> Ales Phasiacis petita Colchis
> Atque Afrae volucres (d. h. Perlhühner) placent palato,
> Quod non sunt faciles: at albus anser,
> Et pictis anas exornata pennis,
> Plebejum sapit.

Da die schwelgerischen Leckermäuler unter den Römern, ähnlich wie bei den französischen Gourmands nach dem Almanac des Gourmands von 1804 die Gans nur in

dem Rufe eines guten Bürgerbratens steht, bloß noch die Leber schätzten, so wandte man Alles an, durch Mittel diese zu vergrößern. Aber zu große Gänselebern verlieren an Geschmacke, deshalb spottet Martialis Coquus (der Koch) über dieselben (Lib. XIII. Jecur anseris):

> Adspice, quam tumeat magno jecur ansere majus!
> Miratus, dices: hoc, rogo, crevit ubi?

als naturwidrig. Juvenalis (Sat. V. v. 114) beginnt seine Beschreibung eines üppig Tafelnden mit:

> Anseris ante ipsum magni jecur, anseribus par.

Altilis (d. h. Huhn oder Ente). Man befleißigte sich also der Zucht großer Racen. Der Werth, welchen schwelgerische Leckermäuler auf die Gänselebern legten, geht auch daraus hervor, daß Heliogabalus als unsinniger Verschwender, welcher z. B. Löwen und andere Thiere mit Fasanen fütterte, dieses im Betreff der Hunde mit Gänselebern that, sowie Lampridius (Hel. 20): Canes jecoribus anserum pavit sagt. Warum die Gans ihre Leber in die Opferschalen der Tochter des Inachus (der Io) geben mußte, findet man nicht angeführt. Vielleicht geschah es zur Sühne, weil die Gans dem Getreide Schaden thut, sowie Celsus bei Columella (VIII, 13) sagt: Anser neque sine aqua [76]), nec sine multa herba facile sustinetur, neque utilis est locis consitis, quia quicquid tenerum contingere potest, carpit [77]). Sicubi vero flumen aut lacus est, herbaeque copia, nec minus juxta satae fruges, id quoque genus nutriendum est. Von Virgil wird daher der Anser improbus zwar genannt, und in folgender Stelle die wilde Gans, nämlich Georg. I, 119:

> Nec tamen (haec cum sint hominumque boumque labores
> Versando terram experti) nihil improbus [78]) anser,
> Strymoniaeque grues, et amaris intuba [79]) fibris
> Officiunt

(d. h. Gänse und Kraniche schaden den Saaten sehr). Da Isis und Osiris die Ägyptier gelehrt haben soll, aus Weizen und Gerste Brod zu backen, so muß die Gans als Feindin der Saaten als Feindin der Isis oder Io gelten können, und sie kann als Sühnopfer ihr dargebracht worden sein, oder vielleicht auch aus Dankbarkeit, weil zur Mastung der Gänse Brod oder ähnliches Backwerk, namentlich eigens für die Gänse bereitete Nudeln oder Worgeln, ein sehr gewöhnliches und eins der besten Mittel zur Gänsemast sind. Dem Gemahle der Isis, dem Osiris, auch wurde geopfert, wenn man ihn mit sich versöhnen wollte. Juvenalis (Sat. VI. v. 540) sagt nämlich:

> Illius lacrymae meditataque murmura praestant
> Ut veniam culpae non abnuat, ansere magno
> Scilicet, et tenui popano corruptus Osiris,
> Cum dedit ille locum

(d. h. wenn der Priester hinweg ist). Hier ist offenbar Osiris, wenn wir es nicht als Genitiv nehmen und auf popano beziehen, derjenige, welcher die Gans und den Kuchen zum Opfer erhält. Irrig findet man auf Jupiter, von welchem hier gar nicht die Rede ist, diese Stelle von Nork [80]) in folgender Verbindung bezogen: Weil Fett und Finsterniß in der Idee Eins seien, darum sei die Gans der Vogel der Proserpina (Müller's Orchomenus. S. 149). Die nach der Finsterniß genannte Leda habe als Gans den Zeus-Schwan empfangen. Auf einem Relief in Welcker's Zeitschr. für Ausl. d. alt. Kunst. Taf. 1. sehe man einen Gänsekopf am Eingang in die Unterwelt beim Raube der Proserpina. Ihr seien Gänse geopfert worden; und man erblicke die Gans auf Grabmonumenten (Böttiger's Kunstmyth. II. S. 442. Anm.). Da aber Proserpina nur Venus in der Unterwelt sei, so seien auch der Liebesgöttin in Cypern Gänse geopfert worden (Ach. Tat. I, 1 [81]) und folgerecht haben sie Priapi deliciae (*Petron.* c. 137) geheißen, ohne daß daraus bewiesen werden könne, die Gans sei ein priaputischer Vogel. In sofern Aphrodite den Beinamen: Here, und Letztere den Beinamen Cupra (*Κύπρις*) geführt habe, so habe die Gans auch der capitolinischen Juno gehören, folglich der Gänserich dem Ju-

---

76) Daher hat der Anser die Epitheta aquosus, aquaticus, fluvialis, amnicola, palustris, und Ovid sagt: Anser aquis gaudens. 77) Wenn Palladius (Lib. I. Tit. 30) sagt: locis consitis inimicus est, quia sata et morsu laedit et *stercore*, und das Volk auch noch heutzutage im letzten Punkte gleicher Meinung ist, nämlich meint, daß der Mist der Gänse schädlich sei, oder, wie es sagt, den Boden verbrenne, so thun sie der Gans Unrecht; denn ihr Dünger braucht bei seiner Anwendung eben nicht mehr Vorsicht, als anderer hitziger Dünger, nämlich man muß ihn eine Zeit lang der Luft aussetzen, oder in einem Haufen gähren lassen, bevor man ihn anwendet. Daß Gänseweiden wie verbrannt aussehen, rührt nur zum kleinen Theile von den Excrementen der Gänse her, und kommt großentheils von dem Herausziehen zarter Graswurzeln durch weidende Gänse. 78) Dieses Epitheton hat der Anser auch bei dem, wahrscheinlich den Virgil nachahmenden, Verfasser De Philomela Eleg. Andere Epitheta der Gans sind edax, ingluviosus, saginatus, tardus, segnis, iners, gravis, volucer, raucus, stridulus, argutus, canorus, garrulus, pervigil, planipes. 79) Wird gewöhnlich durch Endivien übersetzt, ist aber nach Joh. Martin, *Virgilii* Georg. (Hamburg und Leipzig 1759.) S. 43 die Cichorie, nämlich an dieser Stelle des Virgil amaris intuba fibris (Lib. I. v. 120), während Lib. IV. v. 120: Quoque modo potis gauderent intuba rivis, die Endivien gemeint sind. (Vgl. Kurt Sprengel, Geschichte der Botanik. 1. Bd. S. 125.) Nach Dioscorides gibt es eine wilde, Seris, welche *πικρις* (die bittere) und auch *κιχώριον* genannt wurde. Dieses an dem Rande der Getreidefelder wachsende Unkraut kann, wenn die Wurzeln sich ausbreiten, das Getreide verderben. Virgil stellt die Gänse und die wilde Cichorie als Feinde des Feldbaues zusammen, weil beide den Saaten schaden. Da die Cichorienblätter gern von den Gänsen genossen werden, so würden sie, in großer Menge neben den Saaten befindlich, diese vor den Gänsen schützen; aber weniges von dem Unkraute intuba zieht nur die Gänse an, indem sie, wenn dieses nicht hinreicht, sich an die Saat halten. Wenn es bei Plinius (VIII, 27) heißt: Fastidium purgant — anates, anseres, caeteraeque aquaticae *siderite*, so ist nach La Cerda's richtiger Bemerkung seride zu lesen. Diese wird als gutes Futterkraut der Gänse von Columella (VIII, 14) in folgender Verbindung aufgeführt: Paluстris quoque, sed herbidus ager destinetur, atque alia pabula conserantur, ut vicia, trifolium, foenum Graecum, *sed praecipue genus intubi*, quod *σέριν* Graeci appellant. Lactucae quoque in hunc usum semina vel maxime serenda sunt, quoniam et mollissimum est olus, et libentissime ab his avibus appetitur; tum etiam pullis utilissima est.

80) Andeutungen eines Systems der Mythologie, entwickelt aus der priesterlichen Mysteriosophie und Hierologie des alten Orients S. 171. 81) Findet sich jedoch nicht hier.

Größe der Waiden. Aus denselben schlagen Knoten gleichsam als Vorausverkünder der zukünftigen Hervorsprossung aus (ex istis nodi pullulant futurae germinationis praenuncii), und wenn sie nach den Zeiten der Creation hervorgewachsen sind, bilden sie sich zu Vögelchen, welche nach den der Natur gegebenen Tagen an dem Schnabel herabhangen, und lebendig geworden, fallen sie, nachdem durch geschehenen leisen Flügelschlag gleichsam die Entbindung vollzogen ist, in das Meer herab, und werden, weil sie dem Meere ausgesetzt sind, den menschlichen Berührungen entzogen. Diese Vögel wachsen zu der Größe mäßiger Gänse, und haben ein Gemisch von mannichfaltigen und von Gänsefedern [91]). In der großen Fastenzeit werden sie gebraten verspeist, indem man dabei mehr auf den Hergang ihrer Geburt, als auf den Geschmack des Fleisches Rücksicht nimmt. Den Vogel nennt das Volk Barnata. Da das Fleisch der Bernickelgänse sehr wohlschmeckend ist, und in den Worten: quadragesimali tempore assatae comeduntur: considerata potius ad hoc nativâ processione, quam carnis sapiditate, so sollen diese Worte wol kein Tadel des Geschmackes des Fleisches der Bernickelgans sein, sondern sie wollen sagen, ungeachtet ihr Fleisch nicht wie nach Holz, oder nicht wie eine Baumfrucht, sondern wie echtes, gutes Thierfleisch schmeckt, so ißt man sie doch in der Fastenzeit in Rücksicht ihres angeblichen Ursprungs. Soll hingegen durch obige Worte gesagt werden, daß die Barnatae von eben keinem besondern Wohlgeschmacke seien, so könnte man annehmen, daß das von Gervasius im Betreff ihrer Geburt Erzählte nicht auf die Bernickelgänse gehe. Aber die Vermuthung liegt sehr nahe, daß ein frommer Betrug auch andere Arten Wasservögel, ähnlich wie z. B. viele Goldammer für Gartenammer (Hortulane), und in den Speisehäusern mancher Städte junge Dohlen für junge Tauben verspeist werden, für Baumgänse (Bernickelgänse) ausgab, um die angeblich auf den Bäumen gewachsenen, also nicht von thierischer Abkunft, in der Fastenzeit mit gutem Gewissen verspeisen zu können, ähnlich wie noch jetzt von den Mitgliedern der römischen Kirche in der Fastenzeit die Fischotter, ein Säugethier, verzehrt wird, weil sie wie ein Fisch im Wasser lebt, und auch von ihrer Nahrung einen Fischgeschmack hat. Daß mit dem Speisen wirklicher und angeblicher Baumgänse in der Fastenzeit arger Unfug getrieben ward, geht daraus hervor, daß, wie der Philosophus zum Schlusse der Angaben bei Vincentius (Spec. Natur. XVI. c. 40) sagt, der Papst Innocentius III. auf dem lateranischen Concil das Essen der Bernickelgänse in dem 40tägigen Fasten verboten habe. Jacob von Vitry [92]) sagt: In gewissen Gegenden Flanderns werden Vögel von den Bäumen erzeugt, indem sie mit den Schnäbeln an die Bäume geheftet herabhängen. Nachdem aber die Zeit der Reife gekommen, fallen sie von den Zweigen sogleich ab und beginnen, wie andere Vögel, zu fliegen. Das Fleisch derselben aber ißt man in der Fastenzeit, und man wird von keiner Verwunderung ergriffen, weil man solches (talia) häufig zu sehen gewohnt ist. Vincentius, bei welchem die Baumgänse Barthlathes und Bernacae heißen, bezeugt, daß er sie oft gesehen habe; sie seien kleiner als Gänse, von aschgrauer und schwarzer Farbe, mit Entenfüßen, die aber schwarz seien. Sie hängen nicht an den höchsten Zweigen, sondern an den Schalen und Stämmen der Bäume. Als Gewährsmann nennt er Jacobum, Achonensem Episcopum, in Orientali historia (also den Jacob von Vitry, der Bischof von Accon war). Der Philosophus, man weiß nicht wer, fügt daselbst hinzu, daß diese Vögel auch in gewissen Theilen Flanderns gefunden werden, und von Kräutern und Gräsern, wie Gänse, leben. Bei Jacob von Vitry und Vincentius ist die Sage dadurch der Natur einigermaßen angepaßt, daß die Bäume am Strande des Meeres stehen, und so die Vögel nach ihrer Geburt ins Wasser fallen, ähnlich wie z. B. die Schellenten in hohlen Bäumen an den Ufern schwedischer Seen und Stockenten auf Kopfweiden und in alten Krähennestern brüten, sodaß, wenn diese ganz in der Nähe des Wassers sind, die jungen sogleich ins Wasser fallen. Von dem kritischen Friedrich II. werden die Bernecelae [93]) oder Bernichae [94]), wie er sie nennt, aufgeführt, und ihre große Voraussicht der Witterung erwähnt, aber die fabelhafte Sage von ihrer Entstehung deutet er nicht einmal durch den Gebrauch des Namens Baumgans an. Albert der Große handelt zwar von dem Namen der Baumgans [95]) und von den Sa-

91) Das pennis et *uncinis* intermixtae erklärt Leibnitz (pag. 1004) durch: id est uncinis, welches aber hakig, hakenhabend bedeutet. Schneider setzt besser in Parenthese: ancinis? denn die Bernickel- oder Baumgänse haben allerdings auch Federn, welche den Federn der Saatgänse sich nähern, wiewol die Gänseart im übrigen ganz anders als die Graugänse (die vorzugsweise genannte Graugans und die Saatgans) gefärbt sind. 92) *Jacobi de Vitrinco*, Hist. Oriental. Cap. 91 ap. *Bongarsium* l. l. p. 1112.

93) *Fridericus* Lib. I. Cap. 6. De ordine exitus ipsarum ad pascendum sagt: Ordo reditus hic est: Bernecelae et Bienectae prius redeunt ad aquas, deinde grues et anseres, postremo vero et caetera multitudo. 94) *Lib. I.* Cap. 21. De ordine et transitu avium secundum prius et posterius, et earum ordine dum volant: Illae autem, quae sunt fortiores, ultimo transeunt, scilicet circa ultimum autumni, ut hoc est in mense Novembris, ut anates et anseres, quae ideo, quod possunt melius sustinere frigus, quod tam de quolibet modo anserum, quam Jancarum (vielleicht Ancarum, worunter dann die großen Arten wilder Gänse zu verstehen, Schneider [S. 12] vermuthet Gantarum) et Bernicharum, quae similiter sustinent bene frigus, ... per totam hyemem, habentur plures in sexto et septimo climate, inveniunt enim illic herbam, de qua vivunt, et sunt boni volatus, propter quod tardius se parant ad transeundum, et tardius transeunt, sunt enim de fortioribus contra frigus ultimo transeunt, sunt autem tantae sagacitatis et industriae, quod non solum in temporibus dictis transeunt, sed aliquando citius, aliquando tardius, secundum quod una aestas brevior est aliâ, aut secundum quod tempora hyemalia citius incipiunt uno anno quam alio, propter hoc anticipant, aut postponunt suum transitum quaelibet species, quae potius possunt vel melius sustinere calorem vel frigus, vel aliud malum tempus, secundum qualitatem et quantitatem suorum corporum. 95) *Albertus Magnus*, De Animal. sagt p. 79 b: Anseres magni et parvi, quorum quatuor genera sunt apud nos, magni videlicet cinerei (d. h. die große Graugans) et parvi cinerei (die Saatgans und die Blässgans) et anseres albi qui anseres grandinis (d. h. Hagelgänse) sive nivis (Schneegänse) vocantur. Et sunt quarti habentes maculas nigras in vultu et cinerei

gen[96]), aber nicht um sie zu bekräftigen, sondern um sie zu widerlegen. Er sagt, daß er und viele von seinen Gesellschaftern mit ihm sie haben sich begatten und Eier legen, und Junge erziehen sehen. Diejenigen, welche die ungewöhnliche Zeugung versicherten, stützten ihre Erzählung darauf, daß Niemand diese Vögel jemals sich begatten und Eier legen gesehen. Albert Magnus kannte zwei Sagen; nämlich die allgemeinere, daß die Baumgänse von Bäumen geboren werden sollen, an dessen Stamme und Zweigen sie herabhängen, und von deren unter der Rinde befindlichem Safte sie ernährt werden. Nach der zweiten, von Albert dem Großen angeführten, Sage werden die Baumgänse manchmal aus faulen Hölzern im Meere erzeugt, und vorzüglich aus der Fäule der Tannen. Ungeachtet Albert der Große und Andere, die diese Sagen bestritten, und unter den Neueren namentlich der berühmte Arzt Michaelis Majerus[97]) sich umständlich über das Naturwidrige solcher Angaben verbreitete, und ungeachtet holländische Seefahrer versicherten, daß sie die Bernickelgans in Grönland haben brüten sehen[98]), und dadurch die gänzliche Unkenntniß des Brutorts dieser Vögel hinwegfiel, so hat doch der Glaube an die wunderbare Entstehung nicht ganz verdrängt werden können. Als Schauplatz, wo die Baumgänse auf wunderbare Weise entständen, wurde vornehmlich Schottland, und besonders dessen Provinz der Orkneys, angenommen, und hierzu hat wol der Name der Insel Pomonia (Pomona, mit andern Namen Mainland), welchen man als einen lateinischen Namen auffassen und durch Obstbauminsel übertragen kann, die Veranlassung gegeben. Joh. Jonston sagt von dem Vogel Bernichia: Er wächst auf der Insel Pomonia in Schottland gegen Norden. Und dieser Meinung sind Isidorus, Alexander ab Alexandro, Olaus Magnus[99]), Gesnerus, Boëtius und Andere. Auch ein von Majerus angeführter Franzose bezieht sich wol auf die Orkneys in folgender Stelle: Ein gewisser Vogel wird ohne Vater und Mutter, sondern allein aus dem Wesen eines einfachen Vegetabilis (ex sola essentia simplicis vegetabilis) erzeugt, nämlich in einer Provinz Schottlands (in provincia Scotiae) aus Bäumen jener Gegend. Ebenfalls bringen aus dem Holze genannter Bäume verfertigte Schiffe, wenn sie sich mitten im Meere befinden, die nämlichen Vögel hervor, und diese Vögel heißen französisch Marquerolle, welche sich am leichtesten ißt (quae facillime comeditur). Eines Vogels solcher Art gedenkt Plutarchus in der Abhandlung, welche beginnt: Ob das Ei eher sei, als die Henne. So der ungenannte Franzose. Die Bernaces, wie sie in dem Parvo Mundi Theatro[1]) genannt werden, werden daselbst auf folgende Weise geschildert: Es sind hier (nämlich in Irland) auch Vögel, Bernaces geheißen, durch die Natur auf eine wunderbare Weise gegen die Ordnung der Natur hervorgebracht, den Enten nicht unähnlich, aber kleiner als sie: aus den Hölzern der im Ocean schwimmenden Mastbäume wird zuerst etwas Gummi vorgestoßen; hierauf hängen an dem an jenen Hölzern zusammen mit dem Theer anhängenden Tange, dem Wier geheißenen Seegrase, Muschelchen herab, welche im Verlaufe der Zeit Flügel bekommen und durch die Luft fliegen, oder in das Wasser fallen und schwimmen; sehr oft habe ich (sagt Sylvester) eine große Menge dieser an dem Holze hängenden, in Muscheln, bis sie fliegen können, eingeschlossenen, Zoophyten gesehen. Von ihnen werden keine Eier, wie von andern Vögeln, gelegt, noch kriechen sie aus Eiern aus (nec ovis excluduntur), sodaß an gewissen Orten diese Vögel für Fische gegessen werden, da sie kein Fleisch haben, noch aus Fleische hervorgebracht sind. Hector Boëtius[2]) sagt: Es bleibt nun übrig, über die Gänse, welche man Clagis nennt, und von welchen man nach der Volksmeinung, daß sie an Bäumen auf diesen Inseln (den Orkaden) geboren werden, fälschlich glaubt, und über dasjenige, was wir, diese Sache zu erkennen, seit langer Zeit beflissen, als mit Sorgfalt erforscht, erkannt haben, zu verbreiten. Es scheint mir nämlich dem zwischen ihnen (den Orkaden) befindlichen Meere eine gewisse Erzeugungskraft mehr beizuwohnen, als jedem andern Dinge; denn wir haben sie auf verschie-

sunt, qui anseres arborum vocantur, und alle haben dieses, daß sie heerdenweis fliegen.

96) Über die Sagen von der Entstehung der Baumgans (Bernickelgans) bemerkt *Albertus Magnus* p. 228 a: Barbates quas mentiendo quidam dicunt aves, quas vulgus *boumgans* vocat, eo quod ex arboribus nasci dicuntur, a quibus stipite et ramis dependent et succo, qui inter corticem est, nutritae; dicunt etiam, aliquando ex putridis lignis haec animalia in mari generari et praecipue ex abietum putredine, asserentes, quod nemo unquam vidit has aves coire vel ovare. Et hoc omnino absurdum est: quod ego et multi mecum de sociis vidimus eas coire vel ovare et pullos nutrire, sicut in antehabitis diximus. Haec avis caput habet quasi pavonis, pedes autem nigros, ut cignus, et sunt membrana conjuncti digiti ad natandum et sunt in dorso cinereae nigredinis et in ventre subalbidae aliquanto minores anseribus. Albert der Große scheint die Bernickelgans zahm gehalten gesehen zu haben. Wie eifrig man damals merkwürdige Vögel hielt, geht daraus hervor, was er weiter oben sagt: Apud nos anser, qui est sicut pavo, cum ansere domestico concubuit et pullificavit: sed omnes pulli patrem in colore secuti sunt, sed in quantitate erant majores. Bezieht sich das qui est sicut pavo auf die Gestalt, so meint er die Bernickelgans, von welcher er sagt, daß sie gleichsam einen Pfauenkopf habe. Wahrscheinlicher jedoch bezieht sich das qui est sicut pavo auf die Größe, und Albertus nimmt dabei auf die Größe des Körpers des Pfauen Rücksicht, nicht auf die ganze Gestalt desselben. Wie die Farbe bei Bastardbildungen und Kreuzungen sich gewöhnlich nach dem Vater richtet, hiervon findet sich ein Beispiel schon bei *Columella* Lib. VII. Cap. 2. 97) s. in *Joh. Jonstonii* Thaumatographia Naturalis. Admiranda Avium. Appendix ad Classem VI, in qua quaedam ex tractatu *Michaelis Majeri* Medici Nobilissimi *De volucre arborea*. Edit. sec. p. 317—334. 98) *Jonstonus* l. l. Admiranda avium Cap. 7. De ave Bernichia p. 282 sagt: Batavi ex propria inspectione in Groenlandia Barnicias, quae ovis incubarent, pullosque educarent, sese invenisse affirmant.

99) Epitome Libr. X. Cap. 6. De mirabili generatione Anatum Scotiae wird zuerst von den magnis anatibus, quae Sollendae vocantur, d. h. von den Solandgänsen, den Tölpeln, gehandelt, und endlich heißt es: Praeterea alius Scotorum scriptor, qui diligentius rerum secreta pertractat, dicit, in Orcadibus ex quodam fructu arboris, cadente in mare, generari anates: qui paululum susceptis aliis evolant ad domesticas, vel sylvestres.

1) Die Stelle daraus bei *Majerus* l. l. p. 319. 2) Die Stelle bei *Jonstonus* p. 282—284.

dene Weisen der Dinge immer im Meere hervorkommen sehen. Wenn man nämlich Holz in dasselbe wirft, so werden mit der Länge der Zeit zuerst in dem ausgehöhlten Würmer geboren, welche, nachdem allmälig der Kopf, die Füße und Flügel hervorgewachsen sind, zuletzt Federn hervorbringen. Endlich fliegen sie, wenn sie zur rechten Größe gelangt sind, gen Himmel, nach der Sitte der übrigen Vögel getragen. Das, was klarer, als das Licht im 1490. Jahre von mehren Zuschauenden in Buchania gesehen worden ist. Denn als in demselben (in Buchania) an die Burg Pethschlege durch die Wogen ein sehr großes Holz solcher Art geführt worden war, verkündigten die, welche es zuerst sahen, es dem Herrn jenes Ortes. Er läßt den Balken zersägen. Nachdem dieses geschehen: ingens confestim apparet multitudo partim vermium, aliis adhuc rudibus, aliis membra quaedam formata habentibus, partim etiam formatarum perfecte avium; inter quas quaedam plumas habebant, aliae implumes erant. Das von Würmern durchbohrte Holz wurde in die Kirche des heiligen Andreas zu Tira, wo es zur Zeit des Hector Boëtius noch war, gestellt. Hier ist blos von Würmern die Rede, von denen ein Theil die Gestalt von Insekten angenommen hatte, und von diesen Insekten hatte ein Theil Haare. Wie man aber glauben konnte, daß aus diesen Würmern (Maden) und Insekten Wasservögel würden, läßt sich dadurch erklären, daß z. B. die Schellenten und Brandenten in hohlen Bäumen brüten. Hierdurch kann es leicht geschehen, daß sie es auch in Balken, welche große Löcher haben, thun. Sterben nun alte oder junge in solchen Höhlen, und werden die Hölzer bei Überschwemmungen durch Flüsse, oder wenn sie am Meeresstrande liegen, durch hohe Sturmfluthen in das Meer geführt und anderwärts wieder angetrieben, so muß der, welcher an eine wunderbare Entstehung der Baumgans glaubt, auf die Vermuthung kommen, die darin befindlichen todten Vögel haben sich aus Würmern erzeugt gehabt. Sah man später auch blos Würmer und Insekten in faulen, durchlöcherten Hölzern, so wurde man doch verleitet, zu glauben, die Würmer seien zwar jetzt noch keine Baumgänse, aber sie würden mit der Zeit welche geworden sein. Weiter erzählt Hector Boëtius von einem großen Schiffe, Namens Christophorus, welches drei Jahre an einer der Hebriden vor Anker gelegen hatte, und dann nach Letha, dem edinburgher Hafen, zurück und auf das Land gebracht worden war, und sagt: plena omnia exesis trabibus qua mari semper mersa fuerat, vermium hujuscemodi, rudium partim, aut perfectam nondum avis formam habentium, partim jam absolutorum. Hier ist also wieder von Würmern (Maden) und Insektenbildung die Rede. Um folgendem Einwurf zu begegnen: caeterum cavillari id quispiam possit, arborum truncis ac ramis in Insulis illis natarum, hanc virtutem inesse, Christophorum quoque illam ex trabibus Hebridianis contentum asserens, führt Hector Boëtius an, was er selbst vor sieben Jahren gesehen, nämlich daß Alexander Gallovidianus, der Hirt der kilkendenser Kirche, bei Untersuchung von in Seetang befindlichen Muscheln keinen Fisch, sondern einen Vogel gefunden, nämlich non enim piscem in testis conclusum comperit, sed (dictu mirabile) avem. War es wirklich nicht ein Muschelthier, und ein Vogel, so fand er sich nicht in einer Muschel, sondern in einem Ei, und es waren, läßt sich vermuthen, behrütete in das Seegras geworfen worden, oder in dasselbe vom Strande herabgerollt. Nachdem Boëtius weiter gesagt hat: Hac enim re (nämlich durch den in den Muscheln gefundenen Vogel) satis constare arbitror, non haec procreandarum avium semina, aut truncis aut arboribus inesse fructibus, sed ipsi Oceano, quem Maro et Homerus patrem rerum haud temere appellavere, fährt er fort: Verum quoniam id fieri videbant, cadentibus in aquam arborum ad littus positarum pomis, ut temporis tractu ex illis ene apparerent volucres alites in eam sententiam abducti sunt, ut poma in illas ipsas commutari opinarentur etc. Hieraus erklärt sich, warum man die wunderbare Entstehung der Baumgänse vorzüglich auf der Insel Pomona geschehen ließ. Eggert Olafsen[3]) sagt: Von dem Helsing oder Bernikla hegt man allgemein hier dieselbe Meinung, wie anderwegen in Europa, daß nämlich derselbe aus der bekannten Cochlea Anatifera entsteht. Worm in seinem Musaeo (Lib. 3. Cap. 7. p. 256) führt sehr artige Meinungen von diesen Testaceis an, welche wir, um alle Weitläufigkeit zu vermeiden, weder an diesem Orte wiederholen, noch beurtheilen wollen; obschon dieser große Mann hiervon nicht seine eigene Meinung zu erkennen gibt. Die Gestalt, die er beschreibt, läßt sich nicht auf die in Island bekannte Art, sondern vielmehr auf die Podicipites (oder, wie Andere sie nennen, die Podicipedes) Auctorum, anbringen. Jetzt aber ist von unterschiedlichen Schriftstellern bewiesen, daß der Helsing, sowie andere Vögel, von Eiern ausgebrütet wird, und solche sowol in England, als anderwegen legt (man sehe Hill's Nat. Hist. Tom. III. Part. 5). In Island haben wir zwei zuverlässige Nachrichten von Leuten, die selbst diese Vögel geschossen, und vollkommene Eier in denselben gefunden. Nach Faber (Prodrom. S. 80) wurde im Frühjahre 1821 A. torquatus mit ziemlich großen Eierdottern bei Keblevik geschossen, doch weiß er nicht gewiß, daß er in Island brüte. Brütet er ja da, so kann es nur selten sein. Es läßt sich schließen, daß seine Hauptbrütplätze weiter nördlich sind. J. E. Gunneri[4]) sagt in Beziehung auf Kalm's Nordamerik, B. I. S. 111: In welcher letzten Stelle verschiedene Erzählungen aus Christiansand über den Goul vorkommen, worin doch zum Theil der Goul mit der Graugans (Graa-Gaas) verwirrt wird; denn ich habe niemals gehört, daß der Goul oder Rot-Gaas sein Nest in Norwegen hat, und ebendeshalb, weil der gemeine Mann nicht weiß, daß das Nest desselben in Grönland und Spitzbergen ist, bildet er sich ein, daß diese Gans auf verrotteten (verfaulten) Hölzern jung wird (hervorgebracht wird, at dette Slags

---

3) Reise durch Island. Aus dem Dänischen. 1. Th. S. 34.
4) Knud Leem's Beskrivelse over Finmarkens Lapper, med J. E. Gunneri Anmärkninger S. 277.

Gaas ynglas paa raadne Stokker), wovon denn sie auch empfangen hat den Namen: Rot- eller Raat-Gaas, samt Raadne-Gaas [5]) (Rot- oder Verrottgans); in welcher einfältigen Meinung der gemeine Mann dadurch bestärkt wird, daß er Raatne-Skjael eller Stokkand-Skjaellen (Lepas anatifera) fest sitzen sieht auf verrotteten (verfaulten) Hölzern (paa raadne Stokker), auf Bouteillen und großen Tarrearten, z. B. auf Hesto-Tarren (Fucus saccharinus *Linn.*) und Tarre-Leggen (Fucus hyperboreus, fronde simplici palmata caule longissimo *Flor.* Norv. part. I. tab. III); obschon das fast unbegreiflich ist, wie man hat die Fibern (Fasern) (Traevler, tentacula) von Rottwürmern (Ratne-Ormenes [Würmern in verfaultem Holze]) mit Vogelfedern verwirren (verwechseln) können. Die Stätte: Goul-Manja, wovon in den obgemeldeten (den christiansunder) Erzählungen gesprochen wird, und welche zwischen Bergen und Trondhiem liegen soll, ist wol auch nirgends. Zum Mindesten habe ich (Gunneri, Bischof über Trondhiems-Stift) keine solche Stätte von irgend einem Bergensfahrer erfragen können. Was die Farbe der Rotgaas betrifft, so ist deren Haupt, Schnabel, Hals und Brust schwarz mit einem weißen Halsband u. s. w., worauf Gunneri eine weitere Beschreibung der Bernikelgans (Ringelgans, Anser torquatus) folgen läßt. Bartholinus (Cent. 6. Hist. Anat. 46) hat aus dem norwegischen Meere gebrachte beschrieben und genau untersucht, und darin dieselben Rudimente gefunden, von welchen man glaubt, daß Vogelfedern darin seien, aus welchen scottische Enten, französisch Macreuses, entstehen sollen, hält sie aber für Muscheln, die ihres Gleichen tragen, nicht aber Vögel, und läßt sich umständlich darüber aus, daß der Inhalt dieser Muscheln keine Rudimente zu Vögeln sein können. Karl Clusius führt wie Albert der Große an, daß die britannischen Gänse, nach Art der andern aus Eiern entstehen. Sengverdus (Exerc. 44. p. 178) stützt sich auf die Erfahrung der Holländer, die durch den Norden nach China schiffend die Nester und Eier jener Vögel fanden, und führt aus Gerard's van Veer Reise Folgendes an: Dann schifften sie weiter zu der in der Mitte gelegenen Insel, wo sie viele Eier der Rotgaense (d. h. Rotgänse, nämlich holländisch Rotgans, Rottgans, und nicht Rothgans, wie es Kramer im holländischen Wörterbuch erklärt) fanden; diese Rotgänse sahen sie auf dem Neste sitzen und verscheuchten sie. Eine derselben tödteten sie mit einem nach ihr geworfenen Steine, und kochten sie mit ungefähr 60 Eiern. Dieses waren die wahren Rothgänse, von der Beschaffenheit, wie sie jährlich nach Wiringa in Holland ziehen und gefangen werden: von welchen bisher nicht ausgemacht war, wo sie ihre Eier legen und ausbrüten; weshalb Manche kein Bedenken getragen haben, zu schreiben, daß dieselben in Schottland von den Bäumen geboren werden, als deren Früchte in das Wasser herabfallend, sie junge Gänse seien, welche sogleich zu schwimmen anfangen; diejenigen aber, welche auf die Erde fallen, zerbrechen (ist dem Umstande nachgebildet, daß junge Stockenten, wenn sie in hochstehenden alten Krähennestern ausgebrütet, wenn sie herunterfallen, sich beschädigen) und kommen um. Das Gegentheil stellt sich heraus; aber es ist nicht zu verwundern, daß bisher unbekannt gewesen, wo diese Vögel ihre Eier legen, weil keiner der Sterblichen, soviel bekannt ist, bis zum 80 Gr. vorgedrungen, und diese Gegend unbekannt gewesen ist; viel weniger hat man wissen können, daß die Rotgänse in ihr ihre Jungen ausbrüten. So Gerard van Veer. Weiter zeigt Sengverdus, daß auch die von Cäsar Scaliger angeführte Muschel, an deren äußersten Schalen ein Vögelchen hing, oder gehangen haben soll, und die dem Könige Franz gebracht wurde, Nichts beweise, da die Auster das Vögelchen zu ihrer Nahrung ergriffen haben könne. Ein Verzeichniß solcher Schriftsteller, welche an die Sagen von der wunderbaren Entstehung der Baumgans aus Bäumen, oder aus den in das Meer gefallenen Schiffshölzern oder aus dem Seetang, welcher an dem Theer, mit welchem die Löcher an Schiffshölzern beschmiert sind, hängt, führt Schottus, (Phys. curios. Lib. IX. c. 22) auf, und Frommannus (P. II. 2) fügt noch hinzu: *Libavius*, De univ. et orig. rer. p. 533 et 536, *Sennertus*, Hypomnem. V. Cap. 8, *Sebizus*, Lib. III. de Aliment. facult. c. 10. p. 906 und *Abdias Tnero*, Disp. de form. orig. Als etwas Wunderbares wurde im Mittelalter von den Chronikanten die Monstrosität junger Gänse als unheilvolles Ereigniß vorausverkündigend verzeichnet. So z. B. im J. 1496 ward in einem zu dem straßburger Bisthume gehörigen Dorfe, Namens Sugenheim, zwei Meilen von Strasburg, im Eie eine Gans von gänzlich monströser Form mit zwei Köpfen und ebenso viel Zungen, e i n e m Halse, vier Füßen, von welchen zwei die Stelle einnahmen, wo bei den andern die Flügel herausgehen, gefunden. Die übrigen Füße aber erschienen um den Steiß, wo auch ein zwiefacher Ausgang, die Excremente der Natur auszuwerfen, war. Zwei Flügel aber waren um den Hals ausgebreitet. Albertus Magnus (Lib. VIII. tr. 1. c. 6) sagt, daß unter keinen Vögeln häufigere Monstra als unter den Gänsen gefunden werden. Er erwähnt, er habe welche mit zwei Köpfen, vier Flügeln und ebenso viel Füßen gesehen, und auch eine zweikörperige Gans, an welcher die Körper nirgends verbunden waren, als am Rücken (also eine Art von siamesischen Zwillingen), mit vier Flügeln und vier Füßen. Sie war auf jede Seite gekehrt (qui [anser] ad quamcunque partem conversus), ging, lebte aber nur kurz. Von der monströsen Hirnschale einer Gans handeln die Ephemerides Germ. Ann. 4 et 5. obs. 181. Aus der Monstrosität der Hirnschale entspringen die Koppen und Hauben. Die Ephemerides Germ. Ann. 6 et 7 thun einer Hausgans Erwähnung, welche ganz grau war, und einen großen weißen Busch hatte, welcher seine Wurzel auf dem Scheitel hatte. Von diesem brach der Schaft wie ein Halm oder Stiel heraus, und breitete sich oben als eine ganz weiße runde Feder aus. Die Ursache, daß in Frankreich ein Gänseei gefunden worden ist, in welchem, als es zerbrochen ward, ein Menschenkopf angetroffen ward, welcher anstatt der Haupt-

5) Von raadne (schwedisch ruttna), verrotten, verfaulen.

hatte und den Rand des Gänseschnabels mit einem Schnabel und Zähnen hatte, ist nach der Vermuthung des Schottus (Phys. curiosa l. 5. part. 1. c. 26) die Imagination und heftige Liebe der Gänse gegen den Menschen; denn die Ornithologen schreiben, daß die Gänse den Menschen lieben. Als etwas Wunderbares wird in den Annal. Corb. zum J. 1126 [6]) angeführt: Georg von [illegible] hat in seinem Dorfe einen lebendigen, zweiköpfigen Hund. Ein wunderbarer Kampf der Gänse und der Enten auf der Dimel, diese waren jedoch Sieger. Zeiler's Cent. 1. Epist. führt aus *Megiser's* Annal. Carinthiae an: „Bei der Festung Wihitsch an den krabatischen Gränzen haben sich Anno 1587 über die hundert tausend Gänß und Enten niedergelassen, so bei Nacht ein greulich Geschrei angefangen, und mit einander gekämpft haben, darüber die meisten todt blieben, welche die Soldaten und Bürger in die Festung abgeholt, eingesalzen, geräuchert und gegessen haben."

In festlicher Beziehung ist die Gans berühmt als Martinsbraten. Bei seinem Lebensbeschreiber befindet sich der heilige Martin in keiner Beziehung zu den Gänsen. Auch nicht in dem Auszuge daraus in der Aurea Legenda. Wahrscheinlich ist die Sage erst in Teutschland entstanden. Joh. Blocius (in Colleg. Martinali) hat sie in folgenden Versen besungen:

Cum Martinus amans terrae habitare cavernas
Quaereret effugium pomparum, et Episcopus esse
Nollet, ad eximios aliquando vocatus honores,
Sepsit se tectis, caveasque irrepsit olenteis
Improbus Anser ubi streperi crepitacula rostri
Concutiens *fiss* perpetuum *fiss*, *fis*, *fis*, iniquis,
Assiduisque sonis rauci stridoris obhiscit,
Et miserum anserco latitantem culmine tigni,
Contulit invito; nam sic protectus ab antro
Anserum et ex olidis est factus praesul oletis.
Hinc pia suscipiens Martinus vota quotannis etc.

Blocius sagt weiter: Die verrätherische Gans wird das Verbrechen des ungeschickten Geschnatters büßen, und bei allen Völkern fallen, und am Wirbel des Hauptes glatte Messer empfinden, verurtheilt zum Ofen, und an häselne Spieße gesteckt wird sie zur Strafe ihrer Schelmerei an gelinden Feuern rösten. Endlich heißt es:

Quem bonus ingluvie vicinus degulet amplâ
Laetitiae causam repetens et nomina festi.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war das Martinsfest in der Heidenzeit ein Opferfest, welches später an den heiligen Martin geknüpft ward. Um dieses zu erklären, erfand man die Sage von der Verbergung des zum Bischof gewählten Martin im Gänsestalle. Weil aber diese Sage keinen geschichtlichen Grund hat, so blieb man nicht dabei, sondern erfand auch eine andere Sage, von der Sättigung des heiligen Martin mit Gänsefleisch bis zur Wirkung der Seekrankheit [7]). Spuren, daß Gänse geopfert worden sind, lassen sich aus folgender Angabe [8]), welche sich auf Frankreich bezieht, schließen: Welche empfindsame Seele kann ohne Entsetzen die Kirchweih in einem Dorfe sehen, oder sich auch nur vorstellen, wo sich ein ganzes barbarisches Volk um eine Gans mit [illegible] Geschrei versammelt, welche lebendig aufgehangen und durch ihre Grausamkeit langsam zu Tode gequält wird. Vielleicht sind das Überbleibsel eines heidnischen Opferfestes, bei dem die Opferthiere unter Martern hingerichtet wurden. Die Gans galt einmal als ein Sühnopfer. Die Nixe (männlichen Wassergeister) scheinen nach einer von A. Kuhn und W. Schwartz [9]) mündlich aus [illegible] geschöpften Sage sich Gänse zu schlachten. Es wird nämlich erzählt: Einmal gehen mehre Bauern nach der Stadt zu Markte; Einer, der sich etwas verspätet hat, und hinterdrein kommt, sieht, wie aus der Elbe ein großes Männchen herauskommt, und auf ihn zuschritt. Das war der Nix. Dieser verlangt vom Bauer, daß er ihm vom Markte einen Gänsekusch (eine Art Messer) mitbringe. Der Bauer kauft für ihn einen Gänsekusch auf dem Markte, und als er wieder an die Elbe zurückkommt, steht der Nix schon da, und fragt ihn: Hast du mir den Gänsekusch auch mitgebracht? Ja! wol, sagt der Bauer. — „Nun das ist dein Glück, sonst wäre dir es schlecht gegangen." Darauf bezahlt er ihm das Messer, heißt ihn etwas warten, und springt in die Elbe. Wie der Bauer ihm aber nachsieht, da quillt das Blut aus dem Strome nur so herauf in rothem Quell, und der Bauer eilt davon zu kommen. Ob die Sage von der goldenen Gans [10]) aus goldenen Bildnissen von den Göttern geweihten Gänsen entstanden ist, muß dahingestellt bleiben, ist jedoch bemerkenswerth. So brütet nach einer Anwendung dieser Sage [11]): „Im Petrusberg sitzt eine goldene Gans, die brütet auf zwölf goldenen Eiern; viele haben schon danach gegraben, aber keiner hat sie gefunden." Im J. 1171 brachte Heinrich, Graf von Assloh, zur Ehre der 12 Apostel dem heiligen Vitus (dem Kloster Corvei) soviel Becher aus Silber mit dem Bildnisse eines jeden Apostels, und Othelrich von Svalenberg eine silberne Gans [12]) am Feste des heiligen Martinus für die Fraternität dar (d. h. dafür, daß ihn Mönche von Corvei in ihre Brüderschaft, d. h. ihrer Gebete theilhaftig gemacht hatten). Daß die Gänse, ungeachtet nicht geschichtlich ist, daß die Bischofswahl des heiligen Martin dazu Veranlassung gegeben hat, mit ihm in Beziehung gebracht sind, ist also schon sehr alt. Nicht unwahrscheinlich ist, daß um die Zeit des Martinsfestes ein heidnisches Opferfest stattgehabt hat, welches in ein christliches Fest umgewandelt und auf den heiligen Martin übertragen ward. Der natürliche Grund dieses Zeitpunktes des muthmaßlichen Opferfestes ist, daß das Schlachten der Gänse zu Martin gehörig stattfand, und sie doch noch ihren eigentlich guten Geschmack haben, der nach Martini allmälig abnimmt, indem sie an Saft verlieren, was sie an Menge des Fettes gewonnen, und das Fleisch immer gröber und

6) ap. *Leibnitz*. Brunsv. Rer. Scriptt. Tom. II. p. 313. 7) *Frommannus* l. l. P. I. Cap. 1. 8) Handbuch der Naturgeschichte. 2. Bd. Aus dem Französischen. (Nürnberg 1773.) S. 93. 94.

9) Norddeutsche Sagen, Mährchen und Gebräuche. Aus dem Munde des Volks gesammelt. (Leipzig 1848.) S. 94. 10) s. Jac. Grimm, Deutsche Mythologie. 2. Ausg. S. 619. Sommer S. 56. 11) Schwarz und Kühn a. a. O. S. 208. „Die goldene Gans mündlich." 12) Annales Corbeienses ad ann. 1171 ap. *Leibnitz*. l. l. T. II. p. 308.

gen [96]), aber nicht um sie zu bekräftigen, sondern um sie zu widerlegen. Er sagt, daß er und viele von seinen Gesellschaftern mit ihm sie haben sich begatten und Eier legen, und Junge erziehen sehen. Diejenigen, welche die ungewöhnliche Zeugung versicherten, stützten ihre Erzählung darauf, daß Niemand diese Vögel jemals sich begatten und Eier legen gesehen. Albert Magnus kannte zwei Sagen; nämlich die allgemeinere, daß die Baumgänse von Bäumen geboren werden sollen, an dessen Stamme und Zweigen sie herabhängen, und von deren unter der Rinde befindlichem Safte sie ernährt werden. Nach der zweiten, von Albert dem Großen angeführten, Sage werden die Baumgänse manchmal aus faulen Hölzern im Meere erzeugt, und vorzüglich aus der Fäule der Tannen. Ungeachtet Albert der Große und Andere, die diese Sagen bestritten, und unter den Neueren namentlich der berühmte Arzt Michaelis Majerus [97]) sich umständlich über das Naturwidrige solcher Angaben verbreitete, und ungeachtet holländische Seefahrer versicherten, daß sie die Bernickelgans in Grönland haben brüten sehen [98]), und dadurch die gänzliche Unkenntniß des Brutorts dieser Vögel hinwegfiel, so hat doch der Glaube an die wunderbare Entstehung nicht ganz verdrängt werden können. Als Schauplatz, wo die Baumgänse auf wunderbare Weise entstanden, wurde vornehmlich Schottland, und besonders dessen Provinz der Orkneys, angenommen, und hierzu hat wol der Name der Insel Pomonia (Pomona, mit anderen Namen Mainland), welchen man als einen lateinischen Namen auffassen und durch Obstbauminsel übertragen kann, die Veranlassung gegeben. Joh. Jonston sagt von dem Vogel Bernichia: Er wächst auf der Insel Pomonia in Schottland gegen Norden. Und dieser Meinung sind Isidorus, Alexander ab Alexandro, Olaus Magnus [99]), Gesnerus, Boëtius und Andere. Auch ein von Majerus angeführter Franzose bezieht sich wol auf die Orkneys in folgender Stelle: Ein gewisser Vogel wird ohne Vater und Mutter; sondern allein aus dem Wesen eines einfachen Vegetabils (ex sola essentia simplicis vegetabilis) erzeugt, nämlich in einer Provinz Schottlands (in provincia Scotiae) aus Bäumen jener Gegend. Ebenfalls bringen aus dem Holze genannter Bäume verfertigte Schiffe, wenn sie sich mitten im Meere befinden, die nämlichen Vögel hervor, und diese Vögel heißen französisch Marquerolle, welche sich am leichtesten ißt (quae facillime comeditur). Eines Vogels solcher Art gedenkt Plutarchus in der Abhandlung, welche beginnt: Ob das Ei eher sei, als die Henne. So der ungenannte Franzose. Die Bernaces, wie sie in dem Parvo Mundi Theatro [1]) genannt werden, werden daselbst auf folgende Weise geschildert: Es sind hier (nämlich in Irland) auch Vögel, Bernaces geheißen, durch die Natur auf eine wunderbare Weise gegen die Ordnung der Natur hervorgebracht, den Enten nicht unähnlich, aber kleiner als sie: aus den Hölzern der im Ocean schwimmenden Mastbäume wird zuerst etwas Gummi vorgestoßen; hierauf hängen an dem an jenen Hölzern zusammen mit dem Theer anhängenden Tange, dem Wier geheißenen Seegrase, Muschelchen herab, welche im Verlaufe der Zeit Flügel bekommen und durch die Luft fliegen, oder in das Wasser fallen und schwimmen; sehr oft habe ich (sagt Sylvester) eine große Menge dieser an dem Holze hängenden, in Muscheln, bis sie fliegen können, eingeschlossenen, Zoophyten gesehen. Von ihnen werden keine Eier, wie von andern Vögeln, gelegt, noch kriechen sie aus Eiern aus (nec ovis excluduntur), sodaß an gewissen Orten diese Vögel für Fische gegessen werden, da sie kein Fleisch haben, noch aus Fleische hervorgebracht sind. Hector Boëtius [2]) sagt: Es bleibt nun übrig, über die Gänse, welche man Clagis nennt, und von welchen man nach der Volksmeinung, daß sie an Bäumen auf diesen Inseln (den Orkaden) geboren werden, fälschlich glaubt, und über dasjenige, was wir, diese Sache zu erkennen, seit langer Zeit beflissen, als mit Sorgfalt erforscht, erkannt haben, zu verbreiten. Es scheint mir nämlich dem zwischen ihnen (den Orkaden) befindlichen Meere eine gewisse Erzeugungskraft mehr beizuwohnen, als jedem andern Dinge; denn wir haben sie auf verschie-

sunt, qui anseres arborum vocantur, und alle haben dieses, daß sie heerdenweis fliegen.

96) Über die Sagen von der Entstehung der Baumgans (Bernickelgans) bemerkt *Albertus Magnus* p. 228 a: Barbates quas mentiendo quidam dicunt aves, quas vulgus *boumgans* vocat, eo quod ex arboribus nasci dicuntur, a quibus stipite et ramis dependent et succo, qui inter corticem est, nutritae; dicunt etiam, aliquando ex putridis lignis haec animalia in mari generari et praecipue ex abietum putredine, asserentes, quod nemo unquam vidit has aves coire vel ovare. Et hoc omnino absurdum est: quod ego et multi mecum de sociis vidimus eas coire vel ovare et pullos nutrire, sicut in antehabitis diximus. Haec avis caput habet quasi pavonis, pedes autem nigros, ut cignus, et sunt membrana conjuncti digiti ad natandum et sunt in dorso cinereae nigredinis et in ventre subalbidae aliquanto minores anseribus. Albert der Große scheint die Bernickelgans zahm gehalten gesehen zu haben. Wie eifrig man damals merkwürdige Vögel hielt, geht daraus hervor, was er weiter oben sagt: Apud nos anser, qui est sicut pavo, cum ansere domestico concubuit et pullificavit; sed omnes pulli patrem in colore secuti sunt, sed in quantitate erant majores. Bezieht sich das qui est sicut pavo auf die Gestalt, so meint er die Bernickelgans, von welcher er sagt, daß sie gleichsam einen Pfauenkopf habe. Wahrscheinlicher jedoch bezieht sich das qui est sicut pavo auf die Größe, und Albertus nimmt dabei auf die Größe des Körpers des Pfauen Rücksicht, nicht auf die ganze Gestalt desselben. Wie die Farbe bei Verbastardirungen und Kreuzungen sich gewöhnlich nach dem Vater richtet, hiervon findet sich ein Beispiel schon bei *Columella* Lib. VII. Cap. 2. 97) s. in *Joh. Jonstonii* Thaumatographia Naturalis. Admiranda Avium. Appendix ad Classem VI, in qua quaedam ex tractatu *Michaelis Majeri* Medici Nobilissimi *De volucre arborea*. Edit. sec. p. 317—334. 98) *Jonstonus* l. l. Admiranda avium Cap. 7. De ave Bernichia p. 282 sagt: Batavi ex propria inspectione in Groenlandia Barniclas, quae ovis incubarent, pullosque educarent, sese invenisse affirmant.

99) Epitome Libr. X. Cap. 6. De mirabili generatione Anatum Scotiae wird zuerst von den magnis anatibus, quae Sollendae vocantur, d. h. von den Solandgänsen, den Tölpeln, gehandelt, und endlich heißt es: Praeterea alius Scotorum scriptor, qui diligentius rerum secreta pertractat, dicit, in Orcadibus ex quodam fructu arboris, cadente in mare, generari anates: qui paululum susceptis aliis evolant ad domesticas, vel sylvestres.

1) Die Stelle daraus bei *Majerus* l. l. p. 319. 2) Die Stelle bei *Jonstonus* p. 282—284.

und: Wenn das Brustbein an der gebratenen Martinsgans braun, soll es mehr Schnee als Kälte, wenn es aber weiß ist, mehr Kälte denn Schnee bedeuten. Frommannus (II, 2) sagt: Ich weiß nicht, wessen Gehirn und Zunge, vielleicht des Mostes, durch die Tugendkraft des Martinus in jungen Wein verwandelt zu werden, mit Maß reichlicher als recht ist, bewässert, diese Meinung unter dem Volke verbreitet, daß es an den Martinstag als kritisch geglaubt, worüber Mantuanus (Fastor. 2) sagt:

> Sol hodie si clarus abit, denunciat acrem
> Atque molestam hyemem. Si nubilis, aëra mitem
> Praedicat hybernum. Dant haec Prognostica natis
> Pastores ovium, cum seria fantur ad ignem,

und *Ambrosius Novidius* in Fastis Lib. II:

> Est quoque, ni fallor, nunc Martinalis festum,
> Atque hyemis nobis sol nova signa dabit.
> Nubila nam si sunt, eadem sine nube placebit
> Et si clara dies, tota madebit aquis.

In Teutschland hieß das bei dem Verzehren der Martinsgans gehaltene Trinkgelag Herbsttrunk und Martinstrunk, indem dieses Fest zugleich als Fest des neuen Weines gefeiert wurde, und man sich in Wein bestehende Geschenke machte. Wie man glaubte, daß sich zu diesem Feste der Most in Wein verwandelte, geht aus dem holländischen Spruche hervor: Martyn, Martyn, t'avont Most, en Morgen Wyn. Wie die Gans und der Most oder junge Wein zu Bildung der Hauptstoffe eines und desselben Festes kommen, führt M. Johannes Büttner, kaiserl. gekrönter Poet, Pfarrer zu Effelder und Meschebach in Franken, in seinem Lobgedichte [20]) auf die Gänse und an Frommannus am Anhange zu dessen Schrift Anser Martinianus [21]) auf diese Weise aus:

> Die größte Niederlag' der schnatterhaften Gänse
> Geschieht am Martins-Tag, da Martin gleich die Sense
> An ihre Gurgeln setzt, und sie von Heerden nimmt;
> Weil ihnen solches von Alters her bestimmt.
> Ob nun Martinus gern hat etwan Gänse gessen,
> Wie ihm von Pontan wird dieses beigemessen;
> Daher man solche heut zu seinem Angedenk
> Man bis auf diesen Tag annoch die Gänse kränk':
> Das weiß ich nicht gewiß. Ich wollte lieber sagen,
> Daß um Martini man greif' ihnen nach dem Kragen,
> Weil sie alsdenn recht fütt' im vollen Fleische steh'n,
> Auch von der Weide ab- und in die Ställe geh'n.
> Und weil um solche Zeit auch guten Most es giebet,
> Den das gebratene Gänse-Fleisch vor andern liebet,
> Dieweil auch Gans und Most dem Magen dienlich sein,
> Viel dienlicher als auch der beste Gänse-Wein [22]).

Ambrosius Novidius in den Sacris Fastis Lib. II. singt, daß das alte Fest Vinalia (Weinfest) auf Martini übertragen, und zeigt den Bacchus unter der Figur des Martinus. Mantuanus in den Fastis Lib. II. vergleicht die heiteren Martialia mit den πιθοίγια oder πιθοιγία, von welchen ersteres (nämlich τὰ πιθοίγια, einen Theil des Festes Λήναια [23]) nämlich den Festtag bedeutet, an welchem ἡ πιθοιγία, das Öffnen der Fässer, um den Wein zu kosten, stattfindet. Thomas Neageorgius (Lib. IV. Papistici regni) besingt das Genießen der Martinsgans zu neuem Weine auf folgende Weise:

> Altera Martinus dein Bacchanalia praebet,
> Quem colit Anseribus populus multoque Lyaeo,
> Totâ nocte dieque. Aperit nam dolia quisque

20) Im Betreff der Tugenden sagt er von den Gänsen:

> Mit fünf Kastanien ist unsre Gans gefüllet,
> Damit die Christen-Seel' auch ihren Hunger stillet.
> Sie ist gesellig, liebt die Reinigkeit, ist wach,
> Schamhaftig, schweigt im Flug, entgeht der Feinde Rach.

Nachdem er hierauf die Menschen zur Ausübung dieser fünf Tugenden ermahnt hat, kommt er auf die Laster:

> Dargegen sind Gäns' auch waschhaft, saufen gerne,
> Freßhaftig ebenfalls und fliegen in die Ferne,
> Wenn sie der Kitzel sticht. Davor soll Jedermann u. s. w.

Hierauf handelt er von dem Fleische der Gänse als Speise, und sagt dann:

> Man pfleg't auch von der Gans Arzneyen zu bereiten:
> Mit Gänse-Schmalz und Blut hilft man gar vielen Leuten.
> Die Gall', der Koth, die Zung, die Leber und die Nier'n,
> Die Fuß-Haut, Eingeweid, sind gut samt dem Gehirn.

Nachdem er hierauf der hurtigen, Gutes schaffenden, und den, der sie führt, unsterblich machenden Schreibfeder die gebührende Ehre erwiesen, sagt er:

> Deswegen duldet man der Gänse ihr Geschnatter,
> Hält ihnen auch so gut ihr schnatterndes Gebatter;

kommt auf die Rettung des Capitols durch die Gänse, und auf den hohen Flug der wilden Gänse, und endlich auf Frommann, dessen Schrift er so charakterisirt:

> Herr Doctor Frommann hat dies hier wol ausgeführet,
> Und unsre Martins-Gans also anatomiret,
> In diesem Gans-Tractat, daß jeder siehet frei,
> Was für ein Physicus und theurer Mann er sei.

Frommannus P. II, 4, 2. Salubre aegroto medicamentum führt aus *Grainerius*, Comm. de aegrit. junctur. Cap. 18 lateinische Leoninische Verse über eine aus Gans gefertigte Salbe gegen die Gicht an, und aus *Becherus*, Parnass. illustrat. zoolog. Tit. 46. p. 67 Verse, welche sagen, daß die schnatterige Gans, das rechte Küchenthier, der Apotheke vier manchem Menschen aus nicht geringer Noth helfende Stücke gebe:

> 1) Das Häutlein an dem Fuß, das thut zum Pulver machen,
> Ein halbe Drachma stillt den Weibern ihre Sachen.
> 2) Gäns-Fett thut Schweinen-Fett in Kräften überwinden,
> Nichts bessers ist vorn Krampf als dieses Fett zu finden.
> 3) Gäns-Blut zwei Drachmas trinkt, es siebet wider Gift.
> Hierin es Menschen-Blut in Kräften übertrifft.
> 4) Gans-Koth ist gut in Geel- (Gelb-) wie auch in Wassersucht,
> In Scharbock schaffet er nicht ein geringe Frucht.

Frommann selbst handelt über den ärztlichen Gebrauch des Fettes und Schmalzes, des Gehirnes, der Zunge, des Magens, des Blutes, der Leber, der Hoden, der getrockneten Fußlatschen und der zu Pulver gebrannten Flaumfedern der Gänse, und gibt die Krankheiten an, gegen die sie helfen sollen. Plinius (Lib. XXIX. Cap. XIII.) sagt in Beziehung auf den ärztlichen Gebrauch: De anserum ovis magnae utilitatis, ipsoque ansere dicturi hoc volumine, debemus honorem et Commagenorum clarissimae rei. Fit ex adipe anserum: aliqui celeberrimi usus est, und gibt nun die Kräuter an, welche dazu genommen, und die Krankheiten, welche dadurch geheilt werden. Über die Krankheiten der Gänse selbst s. *Frommannus* P. III. Cap. III, 2 und die ökonomischen Schriften im Betreff der Gänsezucht. Welche Eigenschaft man dem Gänsefleisch zuschrieb, s. bei *Galenus*, Lib. de atten. vict. c. 8; Alim. facult. c. 22; *Avicenna*, Can. Lib. II. tr. II. c. 146, und bei andern Schriftstellern, welche *Frommannus* P. II. Cap. IV, 1. Gratum palato alimentum nachweist.

21) Erschienen zu Leipzig 1683. 22) Das Wasser. 23) *Lenaea*, ein dem Bacchus geweihtes Fest zu Athen.

Omnia, degustatque haustu spumosa frequenti
Musta, sacer quae post Martinus vina vocari
Efficit. Ergo anseris illum laudantque bibendo,
Fortiter exhaustis pateris amplisque culullis.
Quis etiam ludi prosunt haec verba magistris.
Circumeunt etenim sumto grege quisque camera,
Non sine Martini laudes festumque canentes,
Anserem; ut nostram ridendo carmine jactant,
Cujus nonnunquam partem accipiunt vicissim,
Accipiunt, celebrantque hoc festum musice et ipsi.

Eine solche hier erwähnte Gesellschaft hieß St. Martins-Gilden und St. Martins-Bröders, man drückte durch diesen Ausdruck sprüchwörtlich schwelgerische Verschwender aus. Von den Liedern, welche solche Martinsbrüder sangen, führt Joh. Olorinus in der Vorrede zu seiner Schrift: „Die Martinsgans" an: Oso, post Martinum bonum vinum, Gaenss und Vogel sind gut Binen: Krag ab: O Marten, Marten, der Korb muss verbrennt seyn, das Geld aus der Taschen der Wein in die Flaschen, die Gans von Spiess, da sauff und friss, wer sich vollsaufen kan, wird ein rechter Martins-Mann. Dort nieden an dem Rheine, da ist ein Berg bekant, der traegt den guten Weine, Fuerstenberger genannt, Grau ist sein Farb vom Garten, darin er wachsen thut, Er darff des Manns wol warten, er kutzet in den Hut, dazu den Kopff erlausen, nach keinem fragt er viel, das Hirn, das macht er sausen, deme, der ihn trotzen wil. Er liegt mit unten oben, zu dieser Martins-Nacht, darum ist er zu loben, Ey dass ihr ihme zu Ehren Vogel bacht (backet), diss sey ihm zu guter Nacht gebracht. Nun, dass wir der Ganss lausen (lauschen, d. h. auf die Gans warten), trinckt flugs rumb aus der Krausen: Viel krummer Aengster bringet her, die kehret umb und macht sie leer. Ach lieber Hanns, nun rupffe die Ganss, und iss sie nicht gantz, sondern gebet uns armen Schuelern ein Stück von dem Schwantz. Ja das ist der Tag, den uns der Herr Martinus gemacht hat. Lasset uns freuen, und froelich darinnen seyn. Dulcis Martinus nobis haec otia fecit. Thomas Neagеorgius und andere zählen das Essen der Martinsgans zu dem Unfuge des papistischen Reiches. Um die Sage von dem heiligen Martin und den ihn verrathenden Gänsen lächerlich zu machen, führt Taubmannus in Martinalibus die Gänse klagend ein:

Quid, Coce, peccatum est unquam, Coce barbare, nobis
Vel modico scuticae tantummodo verbere dignum.
Unius culpa, Fratres, arcessimur omnis
Posteritas: hujusque odii una atque unica causa est:
Quod nostro iudicio Martini innotuit astus,
Quum vellet pactam sibi declinare tiaram.
Hinc et adhuc tanti sunt semina tanta furoris,
Cum tamen impulerit nos non mens certa, sed error.

Martinus Schoockius (Exerc. IV. p. 205) wirft die Frage auf, ob es erlaubt sei, am Martinstage eine Gans zu speisen (an liceat Martinalibus Anserem comedere). Er hatte nämlich bemerkt, daß in derjenigen Landsmannschaft der gröninger Universität, in welcher größtentheils die Studenten der Theologie lebten, der Ökonom nach Gewohnheit verbunden war, am Martins-Heiligen-Abend (in vigilia Martini) einem jeden Tische eine gebratene Gans zu verabreichen, und merkt dabei an, daß, da es nicht weniger in den Niederlanden, als in Deutschland fette Gänseweiden und daher fette Gänse um jene Zeit, in welche das Fest des heiligen Martinus zu fallen pflege, gebe, so habe man unter dem Papstthume angenommen, einen oder den andern Tag vor dem Martinsfeste nicht nur in den größeten Städten Jahrmarkt zu halten, sondern auch zu Ehren des gleichsam heiligen Martinus nicht weniger eine Gans zu speisen, als auch Most zu trinken. Die, welche dieses zum Andenken an den St. Martinus als einen Heiligen thäten, könnten von der indirecten Idololatrie nicht losgesprochen werden. Diejenigen aber, welche Gänse, indem es so die Verfassung der Ökonomie mit sich bringe, etwa am Martinsfeste oder den Tag zuvor oder nachher Gänse äßen, sündigten aber nicht mehr als diejenigen von den Reformirten, welche am Freitage Fische nach Gelegenheit, und nicht als Gewissenssache, wie die Päpstlichen zu thun pflegen, essen. Mit größerer Heftigkeit bekämpft Voetius [24]) die Feier des Martinsfestes als papistisch. Milder gegen diese Feier sind die Lutheraner gestimmt, da Luther am Martins-Heiligen-Abend 1483 geboren, und den Namen des Heiligen von Tours trägt [25]). Sie rösten und essen die Martinsgans zu Ehren nicht des Heiligen, wiewol sie zugestehen, daß man die Tugenden der Heiligen zur Nachahmung aufstellen müsse, sondern zu Ehren seines größten Namenssohnes. Auch denkt man sich daher den großen Reformator als einen Liebhaber des Bratens des Tages, an welchem er geboren ward, und knüpft daran Anekdoten. So z. B. ein Vater kommt mit seinem Sohne zu Luther, um ihn zu befragen, für welchen Beruf er ihn bestimmen soll. Das Söhnchen schält bei Tische die Fetthaut von dem ihm vorgelegten Gänsestück, und Luther sagt: Er soll ein Gerber werden. Als Philipp Melanchthon vielen Poeten ein Gastmahl gab, und eine gebratene Gans vorsetzte, so kamen sie mit einander überein, daß derjenige die Gewalt, sie vorzuschneiden und zu vertheilen, haben sollte, wer zuerst von ihnen einen Vers über die gebratene Gans aus dem Stegreife verfaßte. Sogleich soll Strigelius [26]) diesen Vers vorgebracht haben:

Vertitur assando nigra rubidine Ganta,

24) Exercitatio Historico-Theologica de Martino Turonensi quondam Patrono Ultrajectino in Disp. Select. Tom. III. p. 471. 25) *Frommannus* P. I. Cap. 1. 26) Er wandte sein poetisches Talent zur Verherrlichung der Gänse zu folgender Schilderung der Gans und dessen, wie sich die Tischgenossen um dieselbe reißen, an:

Est quaedam, cujus mores, formamque decoram
Dicam, Tu quae sit, conjice, scire potes.
Illius ora rubent, oculi splendore coruscant,
Suscipiens alte colla superba gerit.
Crura placent habitu gracili; nive candida certum
Bracchia: sunt gressus, quos decuisse putes.
Et teretes decorant plantas Sandalia rubra,
Et positam longa cuspide figit humi.
Conveniunt madidi fratres, laetique sodales,
Seque hac posse frui gaudia summa putant.
Primus adest, artemque suam demonstrat in illa,
Alter eam tangit, qua sibi parte libet.
Nae, spectate Viri, quod possim, tertius inquit,
Et cupidus totam vendicat ipse sibi,

und auch die übrigen, und aber dieses Wort verändern, auch aus dem Stegreife hinzugefügt haben.

Mirabi Sancti Martini Martinalia.

Während der Gedanke an den Genuß der Martinsgans fröhliche Gedanken erweckte, empfanden Manche zugleich auch bei demselben freudige Empfindungen über den Sturz des päpstlichen Reiches. Aus solchen Empfindungen ist die sinnbildliche Deutung entstanden, welche Dippius der armen geschlachteten und gerupften Gans gibt. Das Abschneiden des Gänsekopfs bedeutet die Hinwegnahme des Martinus, als höchsten Kirchendieners aus dem Lebenden. Die Entziehung des Flaumenkleides die betrügliche Ausziehung des Kleides der Kirche, das heißt die Plünderung der Güter derselben, welche unter der Gestalt von Zehnten, Annaten, Dispensationen, Indulgentien und reservirten Fällen von dem Papste gemacht worden. Die Abschneidung der Schienbeine die Schwierigkeit emporzukommen, und den Parnassus ohne Mittel zu besteigen. Die Hinwegnahme des Halses und der Luftröhre, des Instrumentes der Stimme das heutige Schweigen des Martinus in der Kirche: das Abschneiden der beiden Flügel den Verlust des Gebetes und des Glaubens, mit welchen wir mit zwei Flügeln die Seele in den Himmel hinaufgetragen wird u. s. w. Die Gänseflügel haben auch zu scherzhaften Deutungen Anlaß gegeben. Die Jungfer hält Flederwische feil, das heißt, sie ist alt geworden, ohne einen Mann bekommen zu haben, denn der Verkauf von Flederwischen ist ein undankbares Geschäft. Wie bei andern Sprichwörtern, so hat man auch hier eine Anekdote zur Erklärung des Ursprungs ersonnen, eine reiche Jungfrau nämlich habe die Spuren der Jünglinge, welche sich um sie beworben, mit einem Flederwische weggekehrt, und diese Flederwische unter jedes Freiers Namen aufbewahrt. Endlich aber durch den Krieg arm geworden, habe sie aus Noth die Flederwische feil gehalten. Eine scherzhafte Frage ist: Was heißt auf Teutsch ein Flederwisch? und die Antwort: Ein Gansflügel. Wie in Teutschland am Martinsfeste, spielt in England am Michaelistage die Michaelisgans die Hauptrolle. Wie in Teutschland Sagen erfunden wurden, um die Martinsgans an den heiligen Martin zu knüpfen, erfand man auch in England eine Sage, um dem Brauche, am Michaelistage eine Gans zu essen, einen bekannten Ursprung zu geben. Der Gebrauch der Verzehrung der Martinsgans, sagt man, ward seit der Zeit der Königin Elisabeth eingeführt, welche grade Gänsebraten aß, als sie die Vernichtung der großen spanischen Flotte erfuhr. Aber es läßt sich schon für die Zeit des Königs Eduard IV. nachweisen, daß alljährlich Zinsgänse für gewisse Benutzung überlassenes Land für den Tisch des Herrn zu Michaelis geliefert werden mußten. (Chambers Edinb. Journ. Oct. 29. 1842. Michaelmas Day (Michael - Messing) ist nämlich die Bestimmung mitgetheilt: for a parcel of the demesne land, one goose fit for the lord's dinner, on the feast of St. Michael the archangel, für ein Stück von dem Domainenland (Erbgut) eine Gans, geeignet für des Herrn Mittagsmahl an dem Feste von St. Michael, dem Erzengel. Eine solche zur Ablieferung für die Tafel des Herrn geeignete Gans wird im Latein des Mittelalters durch aucea pasta (anser pastus bei Horaz) ausgedrückt, wobei pastus die Bedeutung von gut genährt, und zwar vornehmlich auf dem Hofe und in dem Stalle hat. Es hat dann die Bedeutung des griechischen *σιτευτός*, genährt, gemästet. Nach Theopompos und Athenäos wurden dem Könige Agesilaos von Lakedämon, als er nach Ägypten kam, *χῆνες σιτευτοί* (gemästete Gänse) nebst Kälbern zum Geschenke geschickt. Die Glossae Isidori haben: Altilis, Pasta, ab alendo. Der Vetus Scholiastes *Juvenalis*, Satyr. V. v. 115 anseribus par altilis sagt: Pasta vel aprina. Volantia nutrita bei Caelius Aurelianus Siccensis, Tardae Passiones Lib. IV. Cap. 3. In dem Petronischen Fragment de Coena Trimalchionis kommt vor: Anser altilis. Karl der Große schreibt vor: Et aucas pastas et pullos pastos ad opus nostrum semper, quando servire debent, aut ad nos transmittere, sufficienter habeant. Aus auca pasta ist im Mittelalter zusammengezogen aucipasta, und dieses wieder zusammengezogen aupasta. Im Betreff der erstern Form ist bemerkenswerth die Constitutio Angesi Abbatis (J. 833) in den Gestis Abbatum Fontanellensium, Cap. 17 [27]), in welcher vorgeschrieben ist, was von den Besitzungen des Klosters an die Mönche selbst in Betreff der Kleidung und Nahrungsmittel jährlich verabreicht werden soll: De ministerio Rosomtionis fabarum modios tres, pisorum modios quinque, ad nativitatem Domini aucipastas tres, pullipastas 20, pullos 60, ova 250, et in pascha similiter; casei libras 3, mellis sextarios tres; in Novembrio ova 500, ligna carra 60. Inter illam crucem Paldrinfo et Bladriciagas fabarum 3, pisorum modios 5; ad nativitatem Domini aucipastas 4, pullipastas 12, pullos 60, ova 250 et in pascha similiter etc., und kurz darauf De Campanis fabarum modios 3, pisorum modios 8, ad nativitatem Domini aucipastas quatuor, pullipastas 7, pullos 70, ova 250 et in pascha similiter etc., und kurz darauf: de Sadanma et Babulocaptiva fabarum etc. ad nativitatem Domini aucipastas 2, pullipastas 10, pullos 30, ova 100 et in pascha similiter;

Forte putas, quae sit, te divinasse, sed erras:
Nomine, si nescis, Auca vocata suo est.

Striegelius hat außerdem noch mehre Gedichte zum Lobe der Gänse verfertigt, in welchen vornehmlich die große Macht der Schreibfeder erhoben wird. Sie sind, sowie auch Verse von Andern, namentlich von Taubmann, von *Frommannus* P. II, 2, 3. Aptum et scriptionis et cantionis instrumentum zusammengestellt. Wir heben hieraus folgendes Räthsel hervor:

Weil ich lebt, so schwieg ich,
Bin ich todt, so kann ich nicht?
Wenn man aber mir den Kopf schneidt ab,
Un den Hals zugespitzet hat,
So fahe ich zu schreien an,
Daß man mich in der ganzen Welt hören kann.
Ohne mich kein König kann regieren,
Zu hohen Ehren ich manchen Armen thu führen.

27) ap. *Pertz*. Monum. Germ. Histor. Scriptt. Tom. I. p. 299. 300.

tigt. Nam si adhuc parvulus, tenerus, et indigens ciborum venit in pugnam, fortibus aut validioribus herbis obluctatur ita pertinaciter, ut collum abrumpat. Das Lemma hierauf ist: DEFICIAM AUT EFFICIAM. Dieses Bild bezeichnet eine entschlossene, aber bei dem Angefangenen hartnäckig beharrende Seele, wie die Spartaner durch einen Beschluß gegen den Feind so angespornt wurden, daß sie wollten, sie sollten die Feinde in der Schlacht besiegen, oder selbst das Leben verlieren u. s. w. 2) In Beziehung darauf, daß die Gans sich nicht bewegen läßt, fremde Eier, auch nicht einmal von ihrer Art, zu brüten, sowie Columella (Lib. VIII. Cap. 13) sagt: Sed novissimo foetu cum volucres ipsas incubare, notandi erunt uniuscujusque partus, ut sui matribus subjiciantur; quoniam negatur anser aliena excludere ova, nisi subjecta sua quoque habuerit, hat Franciscus Lanovius eine auf den Eiern sitzende Gans mit dem Lemma bezeichnet: NON ALIENA, indem er dadurch andeutet, daß man sich nur mit seinen Angelegenheiten und mit sich befassen, und fremde Angelegenheiten auf sich beruhen lassen soll u. s. w. 3) Ein stolzer und hartnäckiger Rathgeber, welcher nämlich blos auf seine Einfälle sich stützt und die Rathschläge Anderer verwirft, wird von Aresius mit einer auf den Eiern sitzenden Gans verglichen, mit dem Lemma: ALIENOS ABJICIT. 4) Da eine Gans, während auch selbst eines reichlichen Regens, nicht naß zu werden pflegt, so hat eine unter einem regnenden Himmel gestellte Gans von Lucarinus die Beischrift erhalten: NEC MADIDAM REPERIES. Es ist dieses das Bild eines solchen, welcher häufig den Umgang von Gelehrten genießt, aber doch, ohne ihre Aussprüche zu sich genommen zu haben, hinweggeht, oder desjenigen, welchem öfter schlechte Gelegenheiten gestellt, doch niemals einen Fehler annimmt u. s. w. 5) In Beziehung auf die Sage von der Vorsicht der über den Taurus ziehenden, um sich den Adlern nicht zu verrathen, einen Stein in den Mund nehmenden Gänse hat Joh. Horozeus sinnbildlich unterschrieben: SILENTIUM VITAM, oder A SILENTIO VITAM. Der heilige Ambrosius sagt: Ich habe gesehen, daß sehr Viele durch Sprechen gesündigt haben, durch Schweigen kaum Jemand. Und daher ist schweigen zu können schwerer, als zu sprechen. 6) Der Cardinal Caraffa ließ einer sich hören lassenden Gans die Inschrift geben: NOCET ESSE LOCUTUM. Die Gans ist nämlich ein Vogel, welcher durch seine übrigens nicht unangenehme Stimme doch viele Ohren verletzt, und sich auch durch ihr rauschendes Geschrei ihren Räubern verräth, was auch geschwätzigen Menschen nicht selten zu begegnen pflegt u. s. w. 7) Eine auf dem Capitol sitzende Gans vertheidigt dasselbe durch Zischen vor den Feinden. Das Lemma ist: BENE LOQUITUR, QUIA OPPORTUNE. 8) Die Gans kann den Lorbeer nicht leiden. Das Lemma ist: NIL MIHI CUM LAURO. So ist gewiß ein geschwätziger und plauderhafter Mensch ganz untauglich, den Lorbeer der Weisheit zu erhalten. Bohuslaus Balbinus (Lib. I. Cap. 3) sagt: Titus Livius nenne irgendwo die dem Tempel geweihte Jungfrau Hercyna, die Begleiterin der Proserpina; es stehe das Bild als der Göttin eine Gans in den Händen haltend. Dieses kam den Dichtern das schöne Sinnbild Böhmens sein, denn sowol habe Böhmen vor allen benachbarten Ländern Überfluß an Gänsen, als auch seien die dem Capitol und der römischen Herrschaft feindlichen Menschen durch die Wachsamkeit der Gänse verrathen worden. Die Gans wurde aber wol erst von den Hussiten als Sinnbild Böhmens angenommen, weil Huss Gans bedeutet. Florinus gibt einer geschlachteten und entfiederten Gans eine symbolische Deutung, welche wir weiter unten bei Gelegenheit der Martinsgans anführen, da sie sich auf dieselbe bezieht. Als die Gänse betreffender Volksglaube ist vornehmlich der Glaube der naturwidrigen Entstehung der Baum- oder Bernickelgans zu erwähnen. Von der Sage, wie Vögel auf den Bäumen wachsen, findet sich schon in dem Commentarius in Hexahemeron, welcher dem Erzbischofe Eustathios von Antiochien (starb 360) zugeschrieben, ihm aber bestritten wird[87]), Folgendes: unde et illa[88]) terra occiduis partibus hanc consecuta est dignitatem, ut ex arborum ramis volucres prodeant, und ähnlich wie Obst als belebte und befiederte Früchte hervorbrechen. Wie nämlich die erzählen, welche bezeugen, daß sie es gesehen, fängt allmälig etwas Herabhangendes (pendulum quid) an dem Zweige zu hangen an, dann bildet es sich zu dem Bilde und der Gestalt eines Vogels, endlich trennt sich etwas kleines Gefieder Bekommendes (quantulumcunque plumescens) mit dem Aussperren des Schnabels (hiatu rostri) von dem Baume, und so lernt der neue Luftbewohner eher fliegen, als leben. Aus dem Commentarius in Hexahemeron hat dieses, sowie vieles Andere, Petrus Damiani im Lib. II. Epist. 4. p. 238 entlehnt. Gervasius Tilberiensis scheint zwar mehres Wunderbare aus Petrus Damiani entlehnt zu haben, folgendes aber sicher nicht, da es speciell auf Britannien angewendet ist. Er[89]) sagt nämlich III, 138. De avibus ex arboribus nascentibus: Ungeachtet nach der eingepflanzten Natur der ersten Schöpfung aus den ersten Erzeugenden die Thiere durch Erzeugung und Verderbniß (per generationem et corruptionem) hervorgehen, ist bei allen Nationen ohne Unterschied neu und unerhört, was in einem gewissen Theile des größeren[90]) Britannien täglich ist. Denn siehe in dem Erzbisthume Kent, in der Grafschaft Kent an der Zusammengrenzung Albacia's von Faverethsam (ad confinium Albaciae de Faverethsam) wachsen an der Küste des Meeres Bäumchen von der

87) S. das Nähere in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. I. Sect. 39. Th. S. 204. 88) Joh. Gottl. Schneider (Reliq. Libr. Friderici II. Imp. de Arte venandi cum avibus Tom. II. p. 87) bemerkt: Initium orationis mendosum esse videtur. Locutus enim antea fuerat de insula Indiae, quam Thilon vocat. De illa igitur intelligere non licet, quod sequitur: *et terra illa*. Es geht dieses wol auf Indien, und zwar durch den Zusatz: occiduis partibus, auf den westlichen Theil dieses Landes. 89) *Gervasii Tilberiensis* Otia Imperialia (nämlich für Kaiser Otto IV.) Tert. Decis. Cap. 138 ap. *Leibnitz.* Brunsvic. Rer. Scriptt. T. I. p. 1004. 90) majoris Britanniae; zur Unterscheidung von der auf dem Festlande befindlichen Britannia (die Bretagne in Frankreich) wird England major Britannia von den Schriftstellern des Mittelalters genannt.

in Weisthümern Bestimmungen über die Züchtigung derselben. So sagt das dritte Weisthum (§. 21: *Göse*, da sie betreten werden, da sie *schaden* dun, Gänse, da sie betreten werden, da sie Schaden thun, soll man nehmen einen Stock, und spliten (spalten) den an einem Ende entzwei, und stecken der Gos (Gans) den Kopf zwischen den Stock und stecken denselben Stock in die Erde, kann sie sich losmachen, so mag sie wieder weg laufen, darüber soll weiter keine Frage sein. Das westerwolder Landrecht von 1479 Cap. 9. §. 2.[32]): *Van Gansen*. Item of daer *ganzen* gingen in eens mans koren, Item wenn da Gänse in eines Mannes Korn gingen, das soll man demjenigen kundig thun, dem sie zugehören; af (wenn) er dessen nicht achtete, so mag (kann) man die Ganse bei den Füßen aufhängen, daß das Haupt möge an der Erde hangen; und die Ente soll man aufhängen in een cloveden (gespaltenen) Stock, und sperren ihr auf den Beek (Schnabel), und sie (ist) davon nicht zu nehmen ohne Urlaub (Erlaubniß). Ähnlich bestimmten die Gesetze von Wales[33]): Qui *anseres in segete sua reperit*, virgam excidat a cubito ad digiti minimi extremitatem pertingentem cujuslibet crassitudinis et anseres in segete sua ista virga interficiat licet. *Si anseres frumentum* horreo vel area inclusum per crates corruperint, *deprimatur vimen aliquod cratis in colla eorum* et ibi maneant dum moriantur. Das mendhager Bauerrecht: Ich frage, wie lange eine Gans Gerechtigkeit im Felde hat? Antwort: nicht länger, als von einer Bohne bis zur andern, d. i. wenn die Bohnen werden eingeführt und wiederum ausgesäet; wird sie sonsten auf dem Felde bei dem Korne angetroffen, so soll es dem die Gänse gehören ein- oder zweimal gesagt werden; wo er sie denn (dann) nicht in Acht nimmt, und weiter angetroffen wird, so soll man sie todtschlagen, und die oberste Ahrruthe zwischen seinen Nachbarn ausziehen, und stecken der Gans den Kopf darunter, und werfen ihr den Ars über den Zaun, so sich denn (dann) lösen kann, so hat sie ihr Leben errettet.

(*Ferdinand Wachter.*)

Gansblum *Adans.*, s. Draba (verna).

GANT, GANTPROCESS, ist in manchen Gegenden Teutschlands der Ausdruck für Concursproceß (s. oben den Art. creditorum concursus von Mittermaier XX. S. 110). — daher Gantmann oder Gantner für Gemeinschuldner. Ursprünglich und in dem hier zu erörternden Sinne bedeutet Gant oder Vergantung die öffentliche Versteigerung von Sachen (in der Regel wol von Immobilien) im Wege der Execution, also einen richterlichen Act. — Über die Entstehung des Ausdrucks „Gant" ist man nicht recht im Klaren. Einige, wie Kori (System des Concursproc. Buch 1. §. 32) und Dabelow (Lehre vom Concurse der Gläubiger. S. 770) glauben das Wort „Gantmann" mit Wahrscheinlichkeit von „verganthen" ableiten zu dürfen, was sich so sehr von selbst versteht, daß man diese Ableitung, in sofern dadurch etwas aufgeklärt werden soll, für außerordentlich gewagt halten muß. Mit geringerem Beifalle erwähnen sie der Ableitung von „gan," gemein, eigentlich vielmehr soviel als „gen," „gegen, gegenseitig," z. B. Ganerben d. i. Gegenerben — eine Ableitung, die allerdings in sofern nicht zutrifft, als man dabei von dem Gedanken ausgeht, daß nach entstandenem Concurse das Vermögen des verarmten Schuldners seinen Gläubigern dergestalt gemein wird, daß diese nunmehr zu ihrer Befriedigung darüber disponiren können" — denn der Ausdruck Gant war in Deutschland wol lange, bevor man vom Concursprocesse etwas wußte, bekannt. Darf man indessen davon ausgehen, daß die Vergantung — wie dies ursprünglich wol der gewöhnliche Fall war — im gemeinsamen Interesse mehrer Gläubiger stattfand, weil die letztern die Sache gleichmäßig zu ihrer Befriedigung in Anspruch nahmen, dieselbe also keinem von ihnen allein reell überlassen werden konnte, sondern verwerthet werden mußte — und nimmt man ferner das Wort „verganten" für „verganden" oder „verganen" (gleichwie man z. B. Gemeinde für Gemeine sagt), so dürfte die Ableitung von gan sich schon hören lassen. Wachter (Glossar. German. s. v. *Gant*) führt folgende Ableitungen auf: von dem französischen vente (venditio), von dem cantu praeconis, von dem quanto licitationis (man erinnert auch wol an den muthmaßlichen Ausruf: quanti? wie theuer? — s. Adelung), endlich sogar von ἄγκιον, d. i. die römische hasta, welche bei einer öffentlichen Versteigerung (subhastatio) aufgerichtet wurde. Nach Grimm (Deutsche Rechtsalterth. S. 610) kommt Gant von dem romanischen inquantus, incanto, encans, her, und ebendiesen Ursprung nimmt Mittermaier an (a. a. O. und Teutsches Privatrecht, 5. Ausg. §. 282). Encantare, incantare oder inquantare ist nämlich in Urkunden des Mittelalters — incantare, vender all' Incanto im Italienischen und mettre oder vendre à l'encan (Encant) im Französischen der Ausdruck für „öffentlich versteigern" (*Du Cange*, Glossar. s. v. *encantare* und *incantare*); es scheint also nichts näher zu liegen, als, daß das teutsche „Gant" von diesen fremden Ausdrücken herzuleiten sei. Incantare (im spätern Französisch enchanter) heißt jedoch im classischen Latein nicht etwa „etwas (öffentlich) ausrufen," wie es bei einer Versteigerung geschieht, sondern bezaubern (*Du Cange*: praestigiis magicis illudere). Man könnte sich versucht fühlen, das Wort auch in dieser Bedeutung für das Stammwort des teutschen „Gant" zu halten, weil, wie Grimm S. 611 berichtet, bei Versteigerungen, hin und wieder gewisse Feierlichkeiten beobachtet wurden, welche auf den Gedanken führen, als habe man die Entscheidung einer unsichtbaren Macht anheimstellen wollen; es erfolgte nämlich der Zuschlag z. B. in dem Augenblicke, wo ein angezündetes Lichtende erlosch, oder das ins Licht gesteckte Geldstück beim Herunterbrennen zu Boden fiel. Doch möchte diese Hypothese sich nicht näher begründen lassen. Man wird vielmehr annehmen wollen, daß das Wort incantare als von dem lateinischen cantare herkommend, in der Bedeutung von absingen, anstimmen (z. B. carmina profana incantare beim *Lamprid.* in Juliano, *Du Cange* l. c.) endlich

32) Bei v. Richthofen, Friesische Rechtsquellen S. 260.
33) *Wotton*. Leg. Wall. II. Cap. 10. §. 70. 71.

in der Bedeutung von „öffentlich ausrufen" der technische Ausdruck für „versteigern" geworden sei. „Gant" wäre hiernach eine Corruption dieses fremden technischen Ausdrucks, wobei es jedoch auffallen darf, daß der letztere sich nicht zugleich in seiner Reinheit in den Schriften der teutschen Gelehrten des Mittelalters erhalten hat, zumal die Zeit jener Corruption nicht soweit hinaufzusetzen sein würde, daß die letztere sich dem gelehrten Wissen hätte entziehen können. Auch müßte sich nachweisen lassen, daß man in Teutschland das Institut der Versteigerung aus Italien, Helvetien oder Frankreich überkommen habe. Nun scheinen aber die von Grimm angeführten Feierlichkeiten vermöge des heidnischen Charakters, den sie verrathen, darauf hinzudeuten, daß etwas Ähnliches in Teutschland schon in sehr alter Zeit bekannt gewesen sei, woraus sich allmälig die Vergantung als Executionsmittel bildete; in diesem Falle ist es aber nicht wahrscheinlich, daß sich ein fremder Name dafür eingebürgert habe. Man darf vielmehr die Frage aufwerfen, ob bei der Ausbreitung des germanischen Elements über Theile der gedachten Länder nicht umgekehrt das romanische incantare aus dem teutschen Gant entstanden sei. In dieser Hinsicht kommt in Betracht, daß die Form inquantare, inquantus nicht aus cantare entstanden sein kann. Auch aus incantare wird sie nicht etwa durch eine Corruption oder durch eine Verschiedenheit im Dialekt entstanden sein; sie ist vielmehr allem Anschein nach die echte und ursprüngliche Form, aus welcher erst die Form incantare entstand. Hiernach würde also auch der Ausdruck incantare nicht aus dem Lateinischen (cantare) und seine Bedeutung von „versteigern" nicht aus der Zwischenbedeutung von „ausrufen" abzuleiten sein. Mir scheint das teutsche „Gant" vielmehr aus einem teutschen Wurzelworte herzurühren und wiederum das Stammwort des romanischen inquantare zu sein. Für jenes Wurzelwort halte ich das schon seit dem 9. Jahrh. in lateinischen Urkunden in symbolischer Bedeutung vorkommende Wort wanta, wantus, wanto, endlich *guanto*, d. i. Handschuh, im Französischen gant. Diese symbolische Bedeutung bestand nämlich (bei den Franken, Alemannen, Longobarden und Sachsen) darin, daß mit dargereichtem oder hingeworfenem Handschuh Güter übergeben, gleichsam ausgezogen und abgelegt wurden. Zahlreiche Belege beweisen, daß diese Sitte eine ziemlich gewöhnliche war (s. Grimm S. 152 fg., wo auch eine Stelle gleichen Inhalts aus dem altfranzösischen Romane de Rou par Vaces angeführt ist: „vostre terre, dist il, vous rend par cest mien gant" — ferner S. 197. 558). Die gants et ventes des ältern französischen Rechts, ein Laudemium, welches von der Censive entrichtet werden mußte (Warnkönig und Stein, Franz. Staats- und Rechtsgesch. 1. Bd. S. 259. 2. Bd. S. 389), deuten auf eine ähnliche symbolische Bedeutung des Handschuhs hin, und bieten einen sprechenden Beleg für die obige Ableitung des Ausdrucks „Gant" dar. Für jenen durch den guanto symbolisirten Act der Gutsübergabe ließ sich leicht ein sinnbildliches Zeitwort wie verganten (vielleicht auch in- oder einganten, entganten u. s. w.) bilden (wir würden, wenn wir jene Feierlichkeit noch hätten, vielleicht „verhandschuhen" in bildlicher Bedeutung sagen); in diesem Falle scheint das Hauptwort Gant als terminus technicus erst später aus jenem Zeitworte entstanden zu sein, als man die Bedeutung: Handschuh, vergessen hatte. Fragen würde es sich nur noch, wie dieser technische Ausdruck ausschließlich für die Versteigerung von Immobilien, die nicht schon an sich eine Gutsübergabe enthielt, sondern nur der Grund einer solchen war, habe in Gebrauch kommen können, zumal hier jene Förmlichkeit aller Wahrscheinlichkeit nach nicht von dem bisherigen Eigenthümer beobachtet wurde, weil die Veräußerung eine unfreiwillige war. Nun lag aber, wenn man sich einmal an jene Sitte gebunden glaubte, wol nichts näher, als daß der Richter oder ein untergeordneter Gerichtsbeamter, namentlich der Frohnbote, jenen symbolischen Act statt des bisherigen Eigenthümers vornahm. Man beobachtete diese Sitte aber grade bei der Versteigerung, mit welcher übrigens die Übergabe des Guts fast unmittelbar zusammengefallen sein möchte, wol um so gewissenhafter und dauernder, als man die Unfreiwilligkeit der Veräußerung nach ältern germanischen Rechtsbegriffen für einen Mangel der Übertragung halten konnte, der durch Vernachlässigung der Form nicht noch sichtbarer gemacht werden durfte, wol aber durch unverbrüchliche Beobachtung dieser Form, sodaß dieselbe sich als ein Requisit dieser Übergabe oder der Versteigerung darstellte, ersetzt zu sein schien. Doch ist dies nicht so zu verstehen, als sei man erst bei der Versteigerung auf diesen Gedanken gekommen; vielmehr befolgte man denselben wahrscheinlich schon früher bei der im Wege der Execution geschehenden Abpfändung von Gütern und deren Übergabe an den Gläubiger, worauf dann jene Form auf die nachher als Executionsmittel hinzukommenden oder an die Stelle jener Abpfändungen tretenden Versteigerungen überging. Noch mehr: die gedachte symbolische Bedeutung des Handschuhs erstreckt sich entschieden grade auf executorische Handlungen. „Der König oder Richter warf den Handschuh hin zum Zeichen ausgesprochenen Bannes" (Grimm S. 153. 2; s. ebendas. eine Bannfluchsformel mitten aus Teutschland, wobei ein Handschuh in die Höhe geworfen wird). Der Bann war aber schon früh eine executorische Maßregel, und zwar nicht allein gegen Verbrecher, sondern auch im Civilprocesse, namentlich gegen den contumax. Der hingeworfene oder in die Höhe geworfene Handschuh sollte das Executorische des Bannes versinnbildlichen; dieses Symbol ließ sich aber in der Folge leicht als ein executorisches überhaupt betrachten, und mußte namentlich als zu solchen Executionen passend erscheinen, durch welche der Schuldner ähnlich, wie beim Bann, seines liegenden Gutes, also zugleich seiner dadurch begründeten bürgerlichen Stellung verlustig wurde [1]). Endlich läßt sich zur Unterstützung der obigen Ableitung näher nachweisen, daß der Ausdruck incantare oder richtiger inquantare, inquantus aus guanto entstanden sein

[1]) Zur Begründung der obigen Ableitung läßt sich selbst anführen, daß der hingeworfene Handschuh ein Symbol der Herausfoderung war (Grimm S. 154), und daß das Bieten und Überbieten eine Art von Herausfoderung, einen Wettstreit enthielt.

wird. [illegible] ... Sismondi S. 133 [illegible] posuit imperator (Fridericus I.) [illegible] civitatem Lombardiae [illegible] bannum [illegible] omnibus [illegible]. Hierdurch [illegible] deutsche [illegible] augenscheinlich bereits in [illegible] übergegangen, und es dürfte kaum noch zu bezweifeln sein, daß auf diesem Wege sich auch der Ausdruck incantare gebildet habe. [illegible] ist denn auch das französische encan entstanden, so würde es nicht zu erklären sein, wenn man diesen Ausdruck ebenso gut, wie das abweichende enchère aus dem lateinischen incantare herleiten wollte.

Vergantungen kommen schon im 15. Jahrh. vor (Grimm S. 610); d. h. sie haben um diese Zeit bereits entschieden die Bedeutung eines Executionsmittels; ihre Entstehung und Entwickelung wird also ohne Zweifel noch weiter hinaufzusetzen sein. Die Frage, wie sie entstanden sein und wie sie sich entwickelt haben, wird kaum anders, als dahin beantwortet werden können, daß das Bedürfniß, vielleicht unter Benutzung alter Gebräuche, durch welche diese Art und Weise der Verwerthung einer Sache bereits bekannt war, allmälig diesen Weg zur Befriedigung eines Gläubigers gefunden habe. Ein Fall, der vorzugsweise auf diesen Weg leiten konnte, war wol der schon erwähnte, wo ein und dasselbe Executionsobject von mehren Gläubigern zugleich zu ihrer Befriedigung in Anspruch genommen wurde, sodaß es keinem von ihnen allein überlassen werden konnte. In diesem Falle stellte sich die öffentliche Versteigerung als ein geeignetes Mittel dar, um aus dem Erlöse die mehren Gläubiger entweder vollständig, oder, wenn der Erlös hierzu nicht ausreichte, doch pro rata ihrer Foderungen zu befriedigen. Vielleicht ließ man Anfangs diese Versteigerung auch nur zwischen den mehren Gläubigern stattfinden, sodaß diese durch Bieten und Überbieten in einen Wettstreit darüber, welchem die Sache reell zu Theil werden solle, sich einließen, und der Meistbietende das, was er mehr, als seine Foderung betrug, geboten hatte, herauszahlen mußte. Ehe man von Hypotheken, von der Priorität der Foderungen, von einer Pflicht des Richters, bei eintretender Insolvenz eines Schuldners auch das Interesse solcher Gläubiger, welche sich noch nicht gemeldet hatten, zu berücksichtigen (durch Edictalcitation), von einer cessio bonorum, wodurch ein insolventer Schuldner sein Vermögen der Gesammtheit seiner Gläubiger abtritt, und von ähnlichen Rücksichten des heutigen Concursprocesses etwas wußte, konnte man im Falle eines gleichzeitigen Andringens mehrer Gläubiger, welche nicht schon durch das reell vertheilbare Vermögen des Schuldners, also namentlich durch seine fahrende Habe zu befriedigen waren, kein anderes Augenmerk haben, als das übrige Vermögen, vorzugsweise also das liegende Gut zu Gelde zu machen 2), um so ein vertheilbares Executionsobject zu gewinnen.

[illegible] ... Reformation [illegible] S. 456. Note [illegible] ist es freilich gewiß, daß die Vergantung auch [illegible] geschehen [illegible] Fällen des heutigen Concursprocesses, nämlich als gewöhnliches Executionsmittel [illegible] in Gebrauch kam. [illegible] Executionsobjecte selbst [illegible] pfänder, die früher dem Gläubiger [illegible] oder zuerkannt zu werden pflegten, in der Regel, wol nach vorheriger Abschätzung (vergl. [illegible] S. 1492. [illegible] Buch I. §. 13), wurden nunmehr auf Anordnung des Richters „auf die Gant ausgerufen" und öffentlich versteigert zu werden. Eine besondere Veranlassung hierzu hat der Zins-, Gülte- oder Rentenkauf [illegible], wodurch dem Käufer für ein hingegebenes Capital ein Zins von der unbeweglichen Sache des Schuldners oder Verkäufers versichert wurde. Da dies nicht, wie bei den Erbzinsgütern, unter Übertragung einer [illegible] geschah, der Verkäufer vielmehr im vollen Eigenthum und im Besitze des Guts verblieb, so konnte der Käufer dem Gegner, wenn dieser den Zins nicht zahlte, nicht [illegible] und aus dem Gute vertreiben, wol aber stand ihm das Recht zu, das Gut durch den Richter zur Vergantung zu bringen, um es entweder selbst meistbietend zu erstehen, oder dem Meistbietenden zu überlassen (Eichhorn §. 450). In diesem Falle hatte die Vergantung schon eine ähnliche Bedeutung, wie die Subhastation in Folge der actio hypothecaria, und ohne Zweifel hat sie sich später mit dieser Subhastation in Eins verschmolzen. Allein diese Fälle sind jedoch nicht von gleicher rechtsgeschichtlicher Bedeutung, wie der Fall, wo die Vergantung auf Andringen mehrer Gläubiger eines insolventen Schuldners erfolgte. Denn in dieser Hinsicht mußte die Vergantung am Ende um so gewisser auf ein eigentliches Concursverfahren führen, je weniger sie den Bedürfnissen eines solchen Falls entsprechen konnte, und je fühlbarer also die Bedürfnisse mit der Ausbildung des Verkehrs werden mußten. Dieser Übergang der Vergantung in den heutigen Concursproceß wird seit dem 16. Jahrh. erkennbar und stellt sich vorzugsweise als ein Werk der Praxis dar, welche nunmehr auch in dieser Beziehung die Grundsätze des römischen Rechts zur Anwendung brachte; jedoch so, daß sie durch den bereits bestehenden Vergantungsproceß eine bedeutende Modification erlitten. Besonders mußte die Reception der römischen cessio bonorum auf jenen Übergang hinwirken; denn durch diese wurde die Insolvenz des Schuldners als ein alle Gläubiger desselben angehendes Factum in den Vordergrund gestellt; das In-

2) Daß übrigens auch die fahrende Habe Gegenstand der Vergantung sein konnte, ergibt die Stelle aus Riederer bei Eichhorn, D. Staats- und Rechtsgesch. §. 450. Note f.

tenden, als die übrigen Gläubiger. Welche gerade klagbar geworden und durch Forderungen (?) liquide waren, konnten also nur noch auf eine besondere Berücksichtigung Anspruch machen. Dennoch ergab sich aber für das ganze Verfahren ein anderer rechtlicher Gesichtspunkt, den die teutsche und besonders die sächsische Praxis consequenter ausgebildet hat, als dies im römischen Rechte geschehen ist. Denn man gewann durch jenen Gesichtspunkt zugleich den, dem römischen Rechte fremden Grundsatz von der Universalität des Concursprocesses und von einem unter den Gläubigern bestehenden Litisconsortium nebst allen den übrigen hiermit in Verbindung stehenden Merkmalen, durch welche der teutsche Concursproceß sich von dem römischen unterscheidet. Diese Modificationen des römischen Rechts erfolgten aber eben unter dem Einflusse des bisherigen Vergantungsprocesses, welcher gewissermaßen, wenigstens anfänglich, den Kern des neuen Verfahrens bildete und dieses unter eine Autorität und Mitwirkung des Richters stellte, welche dem römischen Rechte unbekannt war. Der Antrag auf Vergantung, welcher im Falle einer cessio bonorum unmittelbar von dem Schuldner selbst ausging (Eichhorn §. 576), und den Zweck hatte, allen Gläubigern ein gemeinsames Mittel ihrer Befriedigung zu bieten, dieser Antrag mußte den Richter veranlassen, sowol jene Gläubiger zur Wahrnehmung ihrer Rechte, und zwar in einem und demselben Verfahren, aufzufodern, als auch die zur Herstellung jenes Mittels und zur Befriedigung der Gläubiger aus demselben nöthigen Anordnungen zu treffen. Denn die Vergantung war von Alters her eben nur Sache des Richters, und der Gang der ganzen Entwickelung bestand darin, daß der Vergantungsproceß sich zum Concursprocesse erweiterte, nicht aber etwa in einem allmäligen Zurückweichen des teutschen Vergantungsprocesses vor dem römischen Concursprocesse. So entstanden jene Eigenthümlichkeiten des teutschen Concursprocesses, die ihn von dem römischen unterscheiden: die Edictalcitation, die Verpflichtung des Richters, für die Sicherstellung der Masse wenigstens vorläufig zu sorgen (weil der bonis cedirende Schuldner sein Vermögen zunächst dem Richter überantwortet, der es verganten lassen soll), die Universalcompetenz des Concursrichters, die Nothwendigkeit für sämmtliche Gläubiger, also auch für die Pfandgläubiger, sich auf den Concurs als Litisconsorten einzulassen, falls sie aus dieser Masse befriedigt werden wollen, vor Allem die Versilberung (Vergantung) der Masse auf Anordnung und unter Leitung des Concursrichters und die richterliche Vertheilung des Erlöses unter die Gläubiger nach einer gewissen Rangordnung — überhaupt die durchgängige Leitung des Concurses durch den Richter, die sowol im Interesse der Gläubiger, als des Gemeinschuldners geschieht. So hat der teutsche Concursproceß denn auch die Stellung bedeutend beschränkt, welche der curator bonorum nach römischem Rechte hatte; denn für diesen konnte nur die Verwaltung und Berichtigung der Masse mit der Verpflichtung zur Rechnungsablage übrigbleiben, wobei er mehrfach an die Auctorität und Mitwirkung des Richters gebunden werden mußte, während ihm nach römischem Rechte unter Anderm auch die Veräußerung der Masse, und zwar im Einzelnen, zustand. Alle diese charakteristischen Unterschiede des teutschen Concursprocesses von dem römischen lassen sich also näher oder ferner daraus erklären, daß der erstere aus dem Vergantungsprocesse hervorging; so wenig auch unsere Proceßlehrer zu einer solchen Erklärung geneigt zu sein scheinen. Nun beschränkte das teutsche Concursverfahren sich freilich nicht auf den bei der bisherigen Erörterung vorausgesetzten Fall der cessio bonorum, sondern es konnte schon früh auch auf Antrag der Gläubiger oder wol selbst von Amtswegen eingeleitet werden. Allein nach jener Erörterung spricht eine innere Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Einführung der cessio bonorum den ersten entschiedenen Anstoß zum Übergange des Vergantungsprocesses in den Concursproceß gegeben haben wird (vergl. Eichhorn §. 576 Note g); die auf diesem Wege gewonnene und selbständig gewordene Idee eines eigentlichen Concursprocesses ließ sich dann leicht auch auf jene übrigen Fälle anwenden.

Die Grundzüge des heutigen Concursprocesses, welche nach Obigem aus dem Vergantungsprocesse zu erklären sind, gingen schon ziemlich früh in Stadt- und Landrechte über (s. Bayer Concursproc. §. 19. Note 2). So bestimmte das würtembergische Landrecht von 1610, I. Th. Tit. 76 (nach Eichhorn §. 576. Note e [s. Note d] die vollständigste Concursordnung aus jener Zeit), die Cession solle vor dem ordentlichen Gerichte des Schuldners geschehen — die unbekannten Gläubiger sollen auf einen Termin öffentlich citirt, die Güter, zu deren gewissenhafter Nachweisung der Schuldner in diesem Termin eidlich verpflichtet wird, sollen fleißig beschrieben, zur Nothdurft inventirt, von dem Gerichte in Verwahrung genommen und hernach zu ehester Gelegenheit auf der Gant öffentlich ausgerufen und zum Aufschlag verkauft — das erlöste Geld soll unter die Gläubiger, jedoch mit Vorbehalt eines jeden Gerechtigkeit und Prärogativ ꝛc. ausgetheilt werden. — Bemerkenswerth für die Entstehung des Concurs- oder Gantprocesses aus der alten Vergantung ist die Erinnerung hieran, die sich in der bairischen Gantproceßordnung von 1616, Tit. I. Art. 1 findet; dort heißt es nämlich: „wiewol das Wort Gandt-Proceß oder Vergandtung insgemein nichts anderes, als eine öffentliche Ausfailung eines Guets, so da beschicht durch öffentliche Berueffung des Gerichts oder Fron Botten, oder angeschlagene Gandt-Zetteln, insonderheit aber so vil in diesen Fürstenthumben dieser Proceß in Übung ist, eigentlich bedeutet die Vollziehung einer Urtheil oder Erkandtnuß, so im Gericht ergangen, durch öffentliche Aufnotung (?) des Schuldners Güter, welche deme, der am meisten darauf legt, verkauft, oder den Gläubigern für ihre erkannte Spruch und Forderungen, an statt der Bezahlung eingeantwortet werden, so würdet doch alhier in diesem General Titul unter solchem Wort der ganze Proceß, so erstlich zwischen den Gläubigern, welcher unter ihnen den Vorzug mit seinen Sprüchen haben soll, geübet würdet, dann auch die endliche Vergandtung selbs, also der Edicts Process sowohl als die würkliche Vergandtung begriffen."

(Dr. jur. *Adolf Wirk.*)

GANTESVILER (Johann Jacob) ward 1631 zu Basel geboren. Er widmete sich dem Studium der Theologie, und war noch sehr jung, als er um das J. 1650 als Professor der Beredsamkeit und Pädagogiarch nach Herborn berufen ward. Im J. 1665 erhielt er eine theologische Professur zu Hanau. Er ward dort zugleich Consistorialassessor. Im Juni 1671 erlangte er von der theologischen Facultät zu Marburg die Doctorwürde durch Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: De libero hominis arbitrio. (Marb. 1671. 4.) Sieben Jahre später (1678) folgte er einem Rufe nach Duisburg. Als Professor der Theologie starb er dort am 25. März 1691, mit dem Ruhme eines vielseitig gebildeten Gelehrten, der außer seinem Hauptfach der Theologie auch sehr gründliche Kenntnisse in den orientalischen Sprachen besaß. Der größere Theil seiner Schriften besteht in theologischen und philosophischen Dissertationen. Besondere Erwähnung verdienen seine Theses philosophicae. (Hanov. 1665. 4.) Theses ex universa philosophia. (Ibid. 1665. 4.) Diss. philos. de conceptu entis. (Ibid. 1665. 4.) Diss. de Theologia in genere et S. Scriptura in specie. (Ibid. 1665. 4.) Decas positionum theologicarum I—XIII. (Ibid. 1666—1667. 4.) De scientia Dei media. (Ibid. 1666. 4.) De justitia Dei vindicativa. (Ibid. 1668. 4.) Scrutinium theol. de fide infantum. (Ibid. 1670. 4.) Theses ethico-oeconom. politicae miscellaneae. (Ibid. 1671. 4.) u. a. m.*).

(*Heinrich Döring.*)

GANYMEDES. Die Ganymedes-Sage, durch Dicht- und Bildwerke vielfach verherrlicht, nimmt durch ihren plastischen Inhalt unser Interesse mehr als andere Mythen in Anspruch. Ganymedes (Γανυμήδης aus γάνος, von Suidas durch οἶνος erklärt, und μέδω, μήδομαι, der Weinherrschende, Weinspendende, also soviel als οἰνοχόος, lateinisch Catamitus) war, laut des Mythos, Sohn des Tros, seine Brüder Ilos und Assarakus (*Apollodor.* II, 5, 9. §. 12. III, 12, 2. §. 3). Allein Hyginus (Fab. 271. 224) nennt den Ganymedes als Sohn des Erichthonios, welcher von Apollodoros (III, 12, 2. §. 1) als Sohn des Dardanos, als Bruder des Ilos, als Vater des Tros bezeichnet wird. Nach dem Homerischen Epos (Il. XX, 232—235) war er der Schönste der Sterblichen und die Götter entführten ihn, damit er im Olympos dem Zeus als Mundschenk dienen und seiner Schönheit wegen unter den Göttern sein sollte. Vergl. *Apollon. Rhod.* III, 114 seq. Der Mythos vom raubenden Adler war also dem Dichter unbekannt, oder er zog eine andere Sage vor, um, wie Pindar (Ol. I, 82 seq.), herben Aussagen über die Götter auszuweichen. Pindaros (Ol. I, 70 seq.) läßt ihn zum Zeus gebracht werden, ohne die Art der Entführung näher zu bezeichnen. Dem Erzeuger des Ganymedes schenkte Zeus für den entführten Jüngling ausgezeichnete Rosse (υἷος ποινὴν Γανυμήδεος, Il. V, 266 seq.). Apollodoros (II, 5, 9. §. 12. III, 12, 2. §. 3) erzählt den Mythos ebenso wie Homeros, nur läßt er den Ganymedes durch den Adler des Zeus abholen. Ovidius sucht derartigen Mythen stets eine lascive Seite abzugewinnen. Er läßt den Zeus selbst sich in einen Adler verwandeln und so den Jüngling entführen (Met. V, 155 seq.). Virgilius (Aen. V, 253) und Horatius (Carm. IV, 4, 4) lassen den Ganymedes durch den Adler des Zeus zum Olympos tragen, nicht den Zeus selbst sich in einen Adler verwandeln. Virgilius l. c. und Horatius (Carm. III, 20, 16 aquosa raptus ab Ida) bezeichnen als Schauplatz der Handlung den Ida in Phrygien, wo Ganymedes als Hirt und Jäger sich beschäftigte. Vergl. *Statius*, Theb. I, 548 seq. *Valerius Flaccus*, Argon. II, 414 seq. Auf das Päderastische wird *Euripid.* Kykl. v. 578. 581 angespielt. Ebenso Orest. v. 1392 (*Γανυμήδεος Διὸς εὐνέτα*) und Iphig. Aul. v. 1049 seq. (*ὁ δὲ Δαρδανίδας, Διὸς λέκτρων τρύφημα φίλον* κτλ). — Astronomen und Symboliker setzten dann den Ganymedes unter die Gestirne unter dem Sternbilde des Wassermanns. *Eratosth.* Cat. 26. *Hygin.* Poet. Astronom. II, 29. Daher auf einem antiken Carneol der Kopf des Ganymedes mit der phrygischen Mütze, vor ihm ein Delphin und über ihm ein Stern (s. Ed. H. Tölken, Erklärendes Verzeichniß der ant. vertieft geschnittenen Steine der preuß. Gemmensammlung S. 101. N. 118). Zu erwähnen ist noch, daß Einige den Ganymedes-Mythos auch als geschichtliches Factum ausgelegt haben, in derselben Weise, wie Herodot (I. c. 1—3) den Mythos der Io und der Europa erklärt hat. Ganymedes sei nämlich vom Tantalos, welcher sich auch den Namen Jupiter beigelegt, entführt oder in Lydien, indem er im Zeus-Tempel ein Opfer gebracht, aufgegriffen und zurückbehalten worden (Vergl. Phanokles bei *Oros.* Hist. I, 12. *Syncellus* p. 161 D. und Mnaseas bei d. Schol. Il. XX, 234). Er habe sich dann des Jünglings als eines Mundschenken bedient und diese That habe die Feindschaft zwischen dem Hause des Pelops und des Priamos begründet (vergl. Ant. Banier, Götterlehre. V. Bd. S. 116 fg.). — Auch Minos ist in dieser Beziehung statt des Tantalos genannt worden (Dosiades bei dem Schol. zur Il. XX, 234 und Echemenes bei dem *Athenäos.* XIII. p. 601 E. Vergl. O. Jahn, Arch. Beiträge S. 28 fg.).

Für die bildende Kunst war die Entführung des Ganymedes durch den Adler ein überaus beliebter Gegenstand geworden, wenn auch die meisten dieser Gebilde nicht grade der classischen Zeit der bildenden Kunst angehören. Zu Olympia im heiligen Haine Altis stand eine Ganymedes-Statue neben der des Zeus. Diese Statue war von dem Plastiker Aristokles, Sohne des Kleoitas, gearbeitet und von dem Thessaler Gnathis geweihet worden. Aristokles, Sohn und Schüler des Kleoitas, gehörte zu den Meistern der besten Zeit und sein Ganymedes war jedenfalls ein vorzügliches Werk. Allein es war eine freie Statue, welche den schönen Jüngling darstellte, von einem ihn entführenden Adler war hier noch keine Rede (*Pausan.* V, 24, 1). Leochares von Athen, dessen Blüthe vom Plinius (XXXIV, 8, 19) in die 102. Olympiade gesetzt wird, hatte zuerst den Mythos von dem

*) Vergl. Strieder's Hessische Gelehrtengeschichte. 4. Bd. S. 290 fg.

den Ganymedes entführenden Adler durch ein plastisches Werk veranschaulicht. Daß es ein ausgezeichnetes Kunstproduct war, läßt sich aus den Worten des Plinius (l. c.) abnehmen (fecit aquilam sentientem quid rapiat et cui ferat, parcentemque etiam unguibus per vestem). Noch anmuthiger wird dasselbe durch ein Epigramm des Straton (Anthol. Pal. XII, 222) geschildert:

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Diese Darstellung fand Beifall und vielfache Nachahmung. In den Nachbildungen bemerkt man die verschiedenartigste Ausführung. Statuarische Werke und Reliefgebilde, Vasen und Wandgemälde, Gemmen- und Terracottenbilder, selbst Münzgepräge führen uns den Adler mit dem Ganymedes vor. Wir wollen hier nur einige der vorzüglichsten Darstellungen herausheben. Eine ausgezeichnete Gruppe ist die von Venedig (*Clarac* Musée de scult. 407. 702). Wenn Leochares nicht den Zeus in dem Adler, sondern den Adler des Zeus dargestellt hätte, so hat der Künstler in dieser Gruppe offenbar den Zeus in dem Adler vorstellen wollen. Denn es ist hier offenbar erotischer Affect von der einen Seite, zärtliche Annäherung von der andern ausgedrückt. Schon dadurch ergiebt sich, daß dieses Werk später entstanden ist, als das des Leochares. Die Kunst der ältern classischen Zeit zog das Moment inniger Ruhe dem Affectvollen vor. — Ähnlich dem plastischen Werke von Venedig ist eine verstümmelte Statue im britischen Museum (XV, 307 bei *Clarac*, Mus. de scult. 396 seq.). — Eine ähnliche Vorstellung, welche vielleicht als Wiederholung zu betrachten ist, bietet ein Relief an der Halle zu Thessalonike dar (Stuart und Revett, Alterthüm. v. Athen III. Th. Taf. 13). Hier nähert sich der Adler gleichsam liebkosend dem Ganymedes, welcher ihm mit inniger Zuneigung entgegenblickt. Einige Verwandtschaft hiermit hat ein anderes Bildwerk, welches uns das Real-Museo Borbonico Vol. III. Taf. 88 liefert. Hier erscheint Ganymedes ganz entkleidet und nur mit der phrygischen Mütze bedeckt, der mächtige Adler daneben auf einem Stein oder Holzblock, nach ihm aufschauend, sowie Ganymedes ihn hold anblickend, dessen linker Arm auf dem Nacken des Adlers ruhet. Drei interessante Vorstellungen hatte bereits Montfaucon (Antiquit. Tom. I. P. 1, pl. 19, Fig. 1—3) mitgetheilt. In der ersteren sitzt Ganymedes auf einem Blocke, mit der phrygischen Mütze und einem leichten Überwurf und reicht dem vor ihm stehenden Adler aus einem hohen henkeligen Gefäß Getränk dar. Ebenso in der zweiten Vorstellung; nur mit dem Unterschiede, daß er weder mit der Mütze noch mit der Chlamys bedeckt und daß das dem Adler vorgehaltene Gefäß eine flache Patera (κύλιξ) ist. Die dritte Vorstellung zeigt einen Fortschritt der Handlung. Hier liegt das Gefäß der ersten Vorstellung am Boden. Der Adler hat den Jüngling erfaßt und trägt ihn empor. In der Rechten hält dieser noch den Hirtenstab, scheint ihn aber der Hand entgleiten zu lassen.

Die Zahl der Gemälde (Wand- und Tafelgemälde), welche diesen Mythos zum Gegenstande hatten, muß groß gewesen sein. Dies läßt sich aus einer Stelle des Plautus abnehmen (Menaechm. I, 2, 34 seq.):

Dic mihi, nunquam tu vidisti tabulam pictam in pariete,
ubi aquila Catamitum raperet?

Catamitus ist lateinische Verunstaltung des Namens Ganymedes. Jedenfalls war auch Virgilius bei seiner Beschreibung (l. c.) von der Anschauung wirklicher Kunstwerke, namentlich von Gemälden, ausgegangen, in welchen zugleich die Begleiter des königlichen Sprößlings zugegen waren, sowie Hunde, welche vergeblich bellend nach dem Adler aufschaueten (longaevi palmas nequidquam ad sidera tendunt custodes saevitque canum latratus in auras). Ähnlich Statius, welcher dasselbe oder ähnliche Gemälde vor Augen haben mochte (stant moesti comites frustraque sonantia laxant ora canes umbramque petunt et nubila latrant l. c.). Außerdem haben sich interessante pompejanische Gemälde erhalten, welche den Moment vor der Entführung darstellen. Auf dem einen liegt Ganymedes schlummernd im Schatten eines Baumes ausgestreckt, den Kopf auf den linken Arm gestützt. Er ist mit der phrygischen Mütze bedeckt, hält in der Rechten einen Wurfspieß, sowie Chlamys und Stiefeln ihn als Jäger bezeichnen. Ihm gegenüber zeigt sich auch Eros als Jäger, ebenfalls schlummernd, zwei Wurfgeschosse in der Rechten haltend (sowie er auch sonst als Spielgenosse des Ganymedes bezeichnet wird, z. B. *Apollonios Rhod.* Arg. III. 114 seq.: *εὗρε δὲ τόν γ' ἀπάνευθε, Διὸς θαλερῇ ἐν ἀλωῇ, οὐκ οἶον, μετὰ καὶ Γανυμήδεα — ἀμφ' ἀστραγάλοις δὲ τώγε χρυσείοις, ἅτε κοῦροι ὁμήθεες ἑψιόωντο*, eine Beschreibung, welche vielleicht auch von einem Bildwerke entnommen wurde). Auf einem Zweige des Baumes, unter welchem Eros schlummert, sitzt der Adler, den günstigen Augenblick erspähend, den Schläfer Ganymedes mit sich fortzuführen. In der Nähe erblickt man die Ortsnymphe, welche in solchen Fällen gern als theilnehmende Zuschauerin angebracht wird. Im zweiten Gemälde erscheint Ganymedes mit langgelocktem Haar, mit phrygischer Mütze und mit dem Hirtenstab in der Rechten. Eros leitet den herannahenden Adler und zeigt nach dem Ganymedes hin, als das Ziel seiner Sendung (s. Jahn II, 32. Museo Borbonico X, 58. O. Jahn, Archäol. Beiträge S. 14 fg.). Eine andere Gestalt hat diese Entführungsscene auf einer Gemme. Hier sinkt Ganymedes, mit einem Hirtenstabe und der phrygischen Mütze, erschrocken zu Boden, indem der Adler Jupiter's über ihn herabschwebt (s. Tölken, Verzeichniß u. s. w. S. 101. Nr. 119). Gewaltsam und gebieterisch benimmt sich der Adler gegen den auf dem Boden hingestreckten Jüngling auf einem Terracotten-Relief (*d'Agincourt*, Fragm. de scult. 6). Er hat eine seiner Klauen auf den ausgestreckten rechten Fuß des Ganymedes gesetzt und scheint ihn bedeuten zu wollen, daß er sich einer höhern Gewalt zu fügen habe. Etwas milder ist die Darstellung auf einem Relief zu Florenz (Gall. di Firenz. IV, 101), wo Ganymedes auf das linke Knie gesunken ist, erstaunt die Hände ausstreckt und zu dem

ihn erfassenden Adler emporblickt (vergl. O. Jahn, Archäol. Beiträge S. 18).

Auch scheint dieser beliebte Mythus in vielen toreutischen Gebilden, in Schmucksachen, namentlich in Geschenken an geliebte Personen angebracht worden zu sein. (So bei *Theokrit.* Adoniaz. XV, 124: *ὦ ἔβενος, ὦ χρυσός, ὦ ἐκ λευκοῦ ἐλέφαντος Αἰετῶ οἰνοχόον Κρονίδᾳ Διὶ παῖδα φέροντος*). Wir begreifen aus diesem Allen, daß, wie sehr auch Dichter und Bildner den Mythos nach Belieben ausstatteten, der Kern desselben, die Entführung des Ganymedes durch den Adler, überall den Mittelpunkt ausmachte. Dennoch haben mehre Archäologen auch eine bildliche Darstellung, in welcher ein bärtiger Mann einem Jünglinge mit dem Trochus sich nähert, auf Zeus und Ganymedes bezogen (*de Witte* und *Lenormant*, Élite céram. I. p. 35 seq. O. Jahn Archäol. Beiträge S. 27. Welcker zu O. Müller's Archäol. der Kunst. Ausg. 3. S. 522). Es ist ein Gemälde auf einem irdenen Gefäße (Vase von Gnathia). Übrigens finden wir den Ganymedes auch im Verhältniß zur Aphrodite, welche ihn unterrichtet (*Clarac.* pl. 107—110 *Museo Borbon.* V, 37 und anderwärts). Das gemeinschaftliche Spiel des Ganymedes mit Eros haben wir oben erwähnt. Hierauf sind Philostratos der Jüngere Imagg. 8, in einer Statue zu Berlin, Hirt S. 219, Levezow Amalth. I. S. 175 (zwei andere Gruppen daselbst S. 182 fg. 189 fg.), auch nach Hirt, Aug. 72 zu beziehen. Vergl. O. Müller, Arch. der Kunst. 3. Ausg. S. 624. §. 391. Anm. 5. Statt des Adlers ist auch der Schwan als ein den Ganymedes Verfolgender dargestellt worden, z. B. an einem großen Krater zu Rom (s. Welcker in O. Müller's Arch. der Kunst S. 522). So zeigt ein kleines bildliches Fragment den Namen ΓΑΝΥΜΗΔΗΣ und einen Schwanenhals. Endlich ist Ganymedes auch als geflügelter Oinochoos dargestellt worden, in Gegenwart des Zeus und der Here, der Athene, des Poseidon und des Hermes (Bull. d. inst. arch. 1847. p. 90). Es ist hier nicht unsere Aufgabe, dieses reichhaltige Thema bis in das kleinste Detail zu verfolgen. Einiges minder Wichtige oder Problematische ist hier absichtlich übergangen worden. Die wichtigsten kunstarchäologischen Werke, in welchen bildliche Darstellungen des Ganymedes-Mythos zu finden sind, haben O. Müller und Welcker (Arch. d. bild. Kunst, S. 521 fg. Anmerk. 6) zusammengestellt. Einiges Andere hat außerdem O. Jahn (Arch. Beiträge S. 12 fg. Berlin 1847.) beigebracht. (*J. H. Krause.*)

GANZ (Johann Friedrich Ferdinand), geb. am 12. Febr. 1741 zu Rothe im Hessen-Hanauischen, studirte in den Jahren 1759—1762 zu Tübingen Jurisprudenz. Er begab sich hierauf nach Frankfurt am Main, wo er sich in der Rechtspraxis übte. Während der Kaiserkrönung (1764) erhielt er eine Anstellung bei der kurbrandenburgischen Gesandtschaft. Als Secretair des Grafen von Schulenburg, königl. preußischen Gesandten am würtembergischen Hofe, durchreiste er einen großen Theil Teutschlands. Späterhin wohnte er mit den kurbrandenburgischen Deputirten der Visitation des Reichskammergerichts zu Wetzlar bei, und erhielt, als sie unterbrochen wurde, die dritte Stadtsecretairstelle bei der Ministerialkanzlei zu Berlin. Dort ward er bald nachher zum expedirenden Secretair bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, und 1779 als kurbrandenburgischer Legationssecretair nach Regensburg geschickt. Im J. 1787 war er wirklicher Legationsrath geworden. In dieser Eigenschaft wohnte er den beiden letzten Kaiserkrönungen in Frankfurt am Main bei. Er starb am 19. Mai 1795 als königl. preußischer Hof- und Regierungsrath zu Ansbach.

Ganz wurde als ein vortrefflicher Geschäftsmann und einer der vorzüglichsten politischen Schriftsteller seiner Zeit allgemein geschätzt. Als solcher zeigte er sich schon in seiner ersten Schrift: „Kleine Abhandlungen über Gegenstände aus dem teutschen Staatsrechte" (Regensburg 1786. 4.). Hauptwerke waren seine anonym herausgegebenen Comitial-Nebenstunden (Regensburg 1790.) und die von ihm unter dem Namen Ignatius Kunig veranstaltete Sammlung reichshofräthlicher Gutachten an kaiserl. Majestät bei Gelegenheit der Abfassung der neuesten Wahlcapitulation (Regensburg 1790. 4.). Anonym ließ er gleichzeitig (1792) zu Nürnberg (Ansbach) zwei Schreiben eines nürnberger Patriciers drucken, von denen das eine die Abtretung der fränkischen Fürstenthümer betraf, und das zweite an einen Freund in Regensburg gerichtet war, über die in dem würtembergischen Städtchen Weltingen bei Publication des königl. preußischen Regierungsantrittspatents vorgefallenen Thätlichkeiten. Verwandten Inhalts mit den genannten Schriften ist die unter dem Erichson Hesl von ihm herausgegebene Beleuchtung der sogenannten Gedanken eines Franken, über die den sechs vordern Reichskreisen zugemuthete provisorische Verpflegung des königl. preußischen Kriegsheeres, und die hierüber bekannt gewordenen officiellen Erklärungen von einem der teutschen Rechtsverfassung kundigen Geschäftsmanne. Im Mai 1794 (Ohne Angabe des Druckorts.) Noch ist eine Schrift von ihm zu erwähnen, in welcher er die Nachtheile und die Strafbarkeit des Büchernachdrucks erörterte, und Vorschläge that, wie diesem Übel durch ein allgemeines Reichsgesetz vorgebeugt werden könnte. Die genannte Schrift erschien 1790 zu Regensburg *).

(*Heinrich Döring.*)

GANZES, oder das Ganze, nennt man jede Größe im Gegensatze zu ihren Theilen. Alle Theile einer Größe zusammen sind gleich dem Ganzen. Eine ganze Zahl ist eine solche, welche ein Vielfaches der primitiven Einheit, oder auch diese Einheit selbst ist, im Gegensatze zu den gebrochenen Zahlen oder Brüchen (s. Zahl und Bruch). Eine ganze Function (vergl. Function) ist eine Function, welche von der veränderlichen Größe oder den veränderlichen Größen keine andere Potenzen enthält, als solche, welche ganze positive Exponenten haben; z. B. $a + bx + cx^2$ ist eine ganze Function der einen Ver-

*) Vergl. Backe's Geburts- und Todtenalmanach. 1. Bd. S. 115 fg. Koppe's Lexikon juristischer Schriftsteller. 1. Bd. S. 200 fg. Dessen Juristischer Almanach auf das Jahr 1796. S. 314 fg. Fr. Nicolai's Reisen. 2. Bd. S. 360. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 20 fg.

Unbekannten x, y und z, und $a x^2 + b y^2 + c z^2 + 2 d y z + 2 e x z + 2 f x y$ ist eine ganze Function der drei Veränderlichen x, y, z. (Gartz.)

Gaona, s. Geonim.

GARA (Nicolaus), Vater und Sohn, beide Palatine von Ungarn und Anhänger der ungarischen Königinnen Elisabeth und Marie I. gegen den Prätendenten Karl den Kleinen von Neapel. Der erste hatte an dem Morde des unglücklichen Karl des Kleinen von Neapel (7. Febr. 1386) vorzüglichen Antheil; suchte die Verbindung der Königin Marie mit dem böhmischen Prinzen Sigmund zu trennen und seinem eigenen gleichnamigen Sohne den Weg zum Besitze der Königin und des Reiches zu bahnen; verleitete die Königinnen zu einer Reise nach seinem Stammgute Gorian in der Wukowarer Gespanschaft, ward von den Verschworenen (25. Juli 1386) unweit Diakovár überfallen und vor den Augen der Königinnen, nebst seinem Bruder Johann, enthauptet. Dieser leistete fortwährend seinem Könige Sigmund ausgezeichnete Dienste, half ihm in Unterdrückung der häufigen Rebellen, bewirkte seine Entlassung aus dem Gefängnisse zu Siklos (1401) und seine Vermählung mit der ihm nahe verwandten Gräfin Barbara von Cilley. Auch in der Folge behauptete seine Familie großen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten des ungarischen Reiches, wie unter der Königin Elisabeth der Kronhüter Ladislaw von Gara die Königin heilige Krone entwenden ließ (1440) und den steigenden Ruhm des Hunyadischen Hauses mit Neid ansah, dann unter Ladislaw dem Nachgeborenen als Palatin zum Verderben des Ladislaw von Hunyad, obwol er ihm seine Tochter zur Gemahlin versprochen hatte, thätig mitwirkte. (*Genersich.*)

GARABUSA, auch wol Carabusa, Inselchen an der Nordwestküste von Candia, unweit des Cap Buso. Als die Venetianer 1669 Candia an die Türken verloren, behielten sie außer zwei andern Punkten auch dies, durch ein starkes Fort befestigte Eiland. Aber 1692 ging Garabusa durch den Verrath des Commandanten Luca della Rocca an die Türken über, welche es im Frieden von Carlowitz behielten. (*Daniel.*)

GARAMANN, Herzog, ward nach dem 77. Briefe des Codicis Carolini um das Jahr 783 als Garamannus gloriosus Dux, Legatus Missus des Königs Karl von diesem nach Italien geschickt, damit er die Misbräuche, und namentlich den Handel, der mit christlichen Sklaven getrieben ward, abschaffen sollte. Garamann gab aber dem Papste Hadrian zu Klagen Veranlassung, weil er den Gelüsten und Bestrebungen desselben, seine Macht zu vergrößern, entgegentrat. Daher schreibt der Papst im 28. Briefe des Codicis Carolini, welcher vielleicht ins Jahr 784 *) zu setzen, sich beklagend, daß der von dem Könige Karl abgeschickte Herzog Garamann viele in seinem Gebiete (denn der Papst hatte damals die Herrschaft über Ravenna an sich gebracht) gelegene Güter der Kirche zu Ravenna hinweggenommen hatte; der Papst habe ihn ermahnt, daß er (der Herzog Garamann) sie herausgeben möchte, aber er besitze sie dennoch hartnäckiger Weise. (*Ferdinand Wachter.*)

GARAMANTES (Γαράμαντες), ein östlich von den Gätuli wohnendes, von den Quellen des Flusses Bagradas bis zum Pelus Aroda sich erstreckendes Volk in Libyen (*Ptolem.* IV, 6, 16), welches eine Reihe von Jahrhunderten hindurch ein bedeutendes Ländergebiet behauptet und daher für ganz Afrika von Wichtigkeit gewesen sein muß. Ihr Land soll 160 Meilen lang und 25 breit gewesen sein und sich vom dreißigsten bis zum fünften Grad der Breite gegen Süden erstreckt haben. Strabon setzt das Gebiet der Garamantes oberhalb der Gätuli und zwar dem Lande derselben parallel (XVII, 835. 838. Cas.). Nach ihm waren sie von den Äthiopen und den Anwohnern des westlichen Oceans 9—10 Tagereisen, vom Tempel des Jupiter Ammon 15 Tagereisen entfernt (l. c.). Die früheste Nachricht von denselben gibt uns Herodot (IV, 174 u. 183). Er setzt sie oberhalb der Nasamonen und Psylloi und zehn Tagereisen von den Augyloi entfernt. Von Ägypten aus führte der Weg zu ihnen durch das Gebiet der Ammonii und Augyloi. Nach der ersteren Stelle des Herodot waren sie ein schüchternes Volk, vermieden jede Gemeinschaft mit Fremden, besaßen weder Waffen, noch verstanden sie solche zu gebrauchen. Nach der zweiten Stelle waren sie ein mächtiges Volk (ἔθνος μέγα ἰσχυρῶς), welches seinem salzreichen unfruchtbaren Boden dadurch Fruchtbarkeit gewährte, daß sie das Salz mit Erde bedeckten und dieser Decke ihre Aussaat anvertraueten. Ihr Land hatte auch fruchttragende Dattelbäume (wahrscheinlich nur auf Oasen; Herodot [IV, 183] theilt diese Region nach ἁλὸς κολωνοί ab). Die Garamantes waren ein handeltreibendes Volk, was sie durch ihre Lage zwischen Äthiopien und den Küstenstädten am Mittelmeere werden mußten. Sie scheinen auch einen Sklavenhandel getrieben zu haben. Denn nach Herodot (l. c.) machten sie auf Viergespannen auf die äthiopischen Troglodyten Jagd, einen Stamm schnellfüßiger Menschen, welche von Schlangen und Eidechsen lebten und keine articulirte Sprache hatten. Jedenfalls trieben sie Handel mit Carthago, seitdem dieser Staat seine Macht auch im Innern Afrika's ausgedehnt hatte (*Livius* XXIX, 33: ubi Masinissa inter Punica emporia gentemque Garamantum omne tempus — consumsit). Von den Garamanten kamen auch die sogenannten karchedonischen Steine, über welche Strabon (XVII, 830) bemerkt: ἐν μὲν οὖν τῇ παρορίῳ λίθους εὑρίσκεσθαί φασι τοὺς λυχνίτας καὶ Καρχηδονίους λεγομένους. Auch hatten sie Rinder von besonderer Gestalt der Hörner, welche nicht nach Oben, sondern nach Unten hin ausliefen. Daher diese Rinder nicht vorwärts, sondern rückwärts weideten (*Herodot.* IV, 183. Vgl. *Pompon. Mela* I, 8; dazu Is. Voß p. 356). Nach Strabon's Bericht (l. c.) waren ihre Rosse und Rinder μακροσκελέστεροι als anderwärts. Ptolemäos (IV, 6, 16) setzt die Garamantes zwischen die Gätuli und Melanogätuli (Vergl. Geograph. Ravenn. III. p. 765 und Aethici cosmograph. p. 731, in der Gronov'schen Ausgabe des Pomp. Mela). Dionysios Periegetes (V. 217) setzt die Garamantes zwischen die

*) Muratori, Geschichte von Italien. 4. Th. (Leipzig 1746.) S. 436. 437.

Pharusii und Äthiopier. Plinius (H. N. V, 8) erwähnt dieselben neben den Augylä und Troglodyten. Unter Augustus besiegte der Feldherr Quirinus die Marmarida und Garamantes (*Flor.* Epit. IV. c. 12, 41. *Virgil.* Aen. VI, 794: super et Garamantas et Indos proferet imperium. Vergl. Eclog. VIII, v. 44). Unter Tiberius erschienen sogar Gesandte der Garamantes zu Rom, nachdem Tacfarinas in Afrika von den Römern besiegt worden war (*Tacit.* Annal. IV, 26). An einem andern Orte bezeichnet sie Tacitus als gentem indomitam et inter accolas latrociniis fecundam (Histor. IV, 50. Vergl. Annal. III, 74). Lucanus (IX, 512) setzt sogar den Tempel des Jupiter Hammon in ihr Gebiet. — Die Hauptstadt der Garamantes war Garama (*Γαράμη*, Germa, noch gegenwärtig Gherma oder Yerma in Fezzan), nach der Angabe des Plinius eine berühmte Stadt (clarissimumque oppidum Garama, caput Garamantum *Plin.* H. N. V, 5). Dieselbe lag in der Wüste Berdoa, an einem Steppenflusse etwas nördlich vom Gebirge Girgiris (vergl. Mannert X, 2. S. 587). Plinius (l. c.) erwähnt auch Matelgä und Debris als zwei Städte dieses Volkes. Cornel. Balbus hatte diese Region den Römern unterworfen und dieses Sieges wegen einen Triumph gefeiert (*Plin.* l. c.). — Man hat die Garamanten für eine Mischgattung von Negern und Libyern gehalten: denn sie waren von brauner, an das Schwarze grenzender Farbe (vergl. Mannert X, 2, 573). Das Gebiet derselben umfaßte jedenfalls das heutige Reich Bornu oder Burnu und hatte einen noch größeren Umfang als dieses. Es reichte über das gegenwärtige Fezzan hinaus und soll sich sogar bis gegen die Küste von Tripolis hin erstreckt haben (Vergl. *Livius* XXIX, 33 und Mannert X, 2. S. 585). Durch die Macht der Carthager war jedenfalls ihre nördliche Grenze etwas zurückgeschoben worden, was späterhin noch mehr durch das Vordringen der mächtigen Araber im Verlaufe des 6. und 7. Jahrh. geschehen ist. Vgl. Mannert a. a. O. S. 580. Alb. Forbiger 2. Bd. S. 886 fg. Von den neueren Reisewerken besonders Hornemann, Reisen von Cairo nach Fezzan. Cap. 9. S. 186 fg. 215 fg. (*J. H. Krause.*)

GARANCEUX oder **GARANCEE**, eine braunschwarze pulverige Masse, welche fabrikmäßig aus den Rückständen des bei der Wollenfärberei und Zeuchdruckerei verwandten Krapps, der gemahlenen Wurzel der Färberöthe (Rubia tinctorum, garance, madder), gewonnen wird, und ebenfalls als Farbematerial im Gebrauche ist. Auf die Bereitung des Garanceux nahmen im J. 1845 Schwartz in Frankreich und Steiner in England Patente. Ihr Verfahren hat zum Zweck, diejenigen Bestandtheile der Krappwurzel, welche der Wirkung der wesentlichen Farbstoffe hinderlich sind, als Pflanzenfaser, Pektin u. a. m., so umzuändern, daß sämmtlicher Farbstoff verwandt werden kann. Zu diesem Behufe werden die Rückstände von der Krappfärberei durch Filtriren von der Flüssigkeit getrennt, indem man zugleich, um eine chemische Zersetzung zu verhüten, etwas Schwefelsäure zusetzt; hierauf werden sie ausgepreßt, wiederum vertheilt, mit ¼ ihres Gewichts englischer Schwefelsäure besprengt, gleichmäßig gemengt; und sodann auf einer durchlöcherten, in einem Kübel befindlichen Bleiplatte ausgebreitet, worauf 1—2 Stunden lang Wasserdämpfe von Unten durch die Öffnungen geleitet werden. Die hierdurch erhaltene braunschwarze Substanz wird nun zum Abkühlen ausgebreitet, durch Waschen mit Wasser von der Schwefelsäure befreit, ausgepreßt, getrocknet und gesiebt. Das so dargestellte Product findet dieselbe Anwendung als das Garancin, steht diesem aber im Färbevermögen weit nach. Auch eignet es sich nicht zur Darstellung einer schwarzen Färbung, sondern muß zu diesem Behufe mit Sumach versetzt werden. (*J. Loth.*)

GARANCIN (Garacine) ist ein aus frischem, d. h. noch nicht vorher zum Färben verwandtem Krapp fabrikmäßig dargestelltes Präparat, welches den Farbstoff in reinerer, concentrirterer und leichter ausziehbarer Form enthält. Zum Behufe der Bereitung dieser Substanz wird der Krapp mit Schwefelsäure behandelt, und diese durch Waschen wieder entfernt; wodurch sowol gewisse Farbstoffe, welche beim Färben mit Krapp die Herstellung schöner und lebhafter Farben erschweren, als auch solche Bestandtheile, welche die zur Färberei nothwendigen Farbstoffe einhüllen und so die vollständige Wirkung des gesammten Farbstoffgehalts verhindern, durch Verkohlung oder sonstige Umänderung unschädlich gemacht, während diejenigen Farbstoffe des Krapps, welche die durch denselben zu erzeugenden Farben bedingen, durch Schwefelsäure, sobald dieselbe nicht zu concentrirt ist, oder bei zu hoher Temperatur einwirkt, nicht zersetzt werden. Persoz und Gaultier wandten zuerst verdünnte Schwefelsäure an, wodurch hingegen nur ein mehr oder minder löslicher Zustand, nicht aber eine Verkohlung der unwesentlichen Substanzen erzielt wurde; später brachten Laggier, Robiquet und Colin concentrirte Schwefelsäure in Anwendung und nahmen im J. 1828 ein Patent auf ihr Verfahren, welches sie folgendermaßen beschreiben: Der gemahlene Krapp wird zunächst drei Mal nach einander mit 5—6 Theilen Wasser ausgezogen, indem man ihn nach jeder Ausziehung durch Auspressen von der Flüssigkeit befreit, und ihn das erste Mal 12 Stunden lang mit dem Wasser stehen läßt, damit der Antheil des Farbstoffes, welcher mit dem Pektin aufgelöst oder aufgeschwemmt wird, Zeit habe sich wieder niederzuschlagen; hierauf wird die Masse noch feucht mit ½ Th. Schwefelsäure, welche aber vorher mit mehr oder weniger Wasser vermischt sein muß, durch Anrühren gleichförmig gemengt, und dieses Gemenge ungefähr eine Stunde lang bis 100 Grad erhitzt, damit die Schwefelsäure ihre zerstörende und auflösende Wirkung ausübe. Die Masse wird hierauf durch Anrühren und Auswaschen mit Wasser von aller Säure befreit und dann ausgepreßt, getrocknet und gesiebt.

Ein wichtiger Punkt, worauf bei der Bereitung des Garancin zu achten ist, ist die gehörige Concentration der Schwefelsäure und die passende Temperatur, da bei Anwendung einer zu stark verdünnten Säure der beabsichtigte Zweck, nämlich die Zerstörung der bei der Färbung hinderlichen Bestandtheile des Krapps, nur unvollständig erfüllt wird, bei zu starker Concentration aber oder bei zu hoher Temperatur die wesentlichen Farbstoffe selbst zer-

führt werden, oder mit anderen Bestandtheilen Verbindungen eingehen, die entweder den Farbstoff einhüllen, oder sich mit demselben in der Farbebrühe auflösen. Nach Persoz nimmt man zur Bereitung des Garancin auf 1 Theil trockenen, nachher gewaschenen Krapp ein Gemisch von 1 Th. englischer Schwefelsäure und ½—1 Th. Wasser, und erhitzt die Mischung auf 60—70°. Die bestimmtere Wassermenge oder Temperatur zwischen den genannten Grenzen hängt von der Beschaffenheit des angewandten Krapps ab. Die letzten Antheile der Schwefelsäure muß man durch Zusatz eines Alkalis zu neutralisiren suchen; am vortheilhaftesten ist die Anwendung von doppeltkohlensaurem Alkali, da ein Überschuß von freiem Alkali schädlich einwirkt; auch ist es sehr zweckmäßig den Krapp vorher so fein als möglich zu pulvern, weil gröbere Theile die Schwefelsäure sehr fest zurückhalten. Nach der Sorte des angewandten Krapps und der Art der Behandlung ist die Beschaffenheit des gewonnenen Garancin sehr verschieden. Als Durchschnitt nimmt man an, daß 1 Th. Garancin 3—3½ Th. Krapp ersetzen kann. Die Prüfung des Garancin geschieht am besten durch Bestimmung seines relativen Färbevermögens, indem man kleine Stücke von, mit den Beizmitteln zu Roth, Hellroth, Violett und Braun bedrucktem Baumwollenzeuche mit der zu prüfenden und mit einer anderen schon hinsichtlich ihres Werthes bekannten Sorte Garancin in bestimmten Gewichtsverhältnissen ausfärbt.

Die Farben, welche mit Garancin erzeugt werden, sowie die hierzu anzuwendenden Beizmittel sind im Allgemeinen dieselben als bei der Färberei mit Krapp; hingegen lassen sich vornehmlich Violett und Rosa weniger schön, andere aber schöner mit Garancin erzielen. In Bezug auf Dauerhaftigkeit stehen hingegen die Garancinfarben den Krappfarben weit nach, indem sie viel weniger dem Lichte, der Seife und dem Chlor widerstehen. Der Hauptvortheil des Garancin beim Zeuchdrucke besteht in der Ersparniß von Zeit und Arbeit, indem die Farben sich sogleich in ihrer Reinheit darstellen und das Weiß der Muster weniger gefärbt wird. (*J. Loth.*)

GARAPHA (*Γάραφα*), eine Stadt mit einem Hafen, oder nur ein Hafenplatz in der Regio Syrtica in Afrika, nach dem Periplus von Leptis Magna oder vom Ankerplatze Hermäon 300 Stadien entfernt, von welchem Orte nur Skylax und Ptolemäos eine kurze Notiz geben. Es ist jedenfalls derselbe Ort, welchen der Periplus *Ἀφορά* nennt (vgl. Mannert X, 2. S. 135); Ptolemäos (IV, 3, 12) *Γάραφα ἢ Γράφαρα λιμήν*. In dieselbe Gegend setzt Skylax (p. 47. ed. Gr.) die Stadt *Γράφαρα*. Er bezeichnet den Ort als Stadt, Ptolemäos und der Periplus nur als Hafen. Bei Plinius (H. N. IV, 4) hat Harduin an die Stelle des in Handschriften befindlichen Taphra *Garapha* gesetzt (Oppida: Neapolis, Garapha, Abrotonum), weil Taphra hier nicht unterzubringen sei. Vgl. *Cellarius*, Orb. ant. II, 2. p. 123. Mannert a. a. O. Sickler, Alte Geogr. II, 633. (*Krause.*)

GARAPHI MONTES (*τὰ Γάραφα ὄρη*), ein Hauptzweig des großen Atlasgebirges in Mauritania Cäsariensis, welcher sich vom Madethubadon (*τὸ Μαδεθούβαδον ὄρος*) zwischen den Flüssen Chinalaph und Savus nördlich nach dem Zalacus hinaufzieht. Er schließt sich östlich an das Gebirge Durdos an, und in ihm haben der Fluß Chinalaph oder Schelif, nebst seinen Nebenflüssen, ihre Quelle. Vgl. Mannert Th. X, 2. S. 397. Forbiger II. S. 864. Statt Garapha findet man auch Galapha geschrieben. Vgl. Sickler, Alte Geograph. II, 642. Die alten Geographen geben nur spärliche Notizen über dieses Gebirge. Ptolemäos (IV, 2, 14) führt *τὰ Γάραφα ὄρη* zwischen dem *Δοῦρδον ὄρος* und dem *Μαδεθούβαδον ὄρος* auf. (*Krause.*)

GARAVAGLIA (Giovita), wurde nach Einigen 1789, nach Andern am 18. März 1790 zu Pavia geboren. Zunächst trat er in die Schule des Faustino Anderloni, der ihn in den Anfangsgründen der Kupferstecherkunst unterrichtete, und unter dessen Leitung er so schnelle und glückliche Fortschritte machte, daß er schon nach kurzer Zeit befähigt war, an dem Stiche anatomischer Abbildungen, mit welchem Anderloni für ein Werk des Professors Scarpa beschäftigt war, thätigen Antheil zu nehmen. Im J. 1808 verließ Garavaglia Pavia und begab sich zu weiterer Ausbildung nach Mailand, wo er unter Longhi's Leitung an der Akademie der Brera seine Studien fortsetzte. Sein ausgezeichnetes Talent entwickelte sich unter der besonderen Pflege eines so vortrefflichen Meisters, als Longhi, in einem solchen Maße, daß er bereits im J. 1813 den ersten Preis davontrug, für den Stich seiner Herodias mit dem Haupte des Johannes, nach B. Luino, und im J. 1817 abermals gekrönt wurde, dieses Mal für den Stich einer heiligen Familie, nach einem angeblich von Rafael gemalten Bilde. Erwarben ihm schon diese Arbeiten einen bedeutenden Ruf, so wurde derselbe durch seine nachfolgenden Leistungen nur noch fester begründet und erhöht. Als sein vorzüglichstes Werk betrachtet man, und wol mit größtem Rechte, seine Madonna della Sedia, nach Rafael's viel bewundertem und vielfach gestochenem Bilde. War es an sich schon ein gewagtes Unternehmen, den Stich eines Bildes zu versuchen, welches bereits von den größten Stechern unserer Zeit, einem Morghen, Desnoyers, J. G. Müller, in Kupferstich nachgebildet worden war, so verdient es um so größere Anerkennung, zumal da dasselbe vom schönsten Erfolge gekrönt wurde; denn nicht allein gelang ihm seine Arbeit soweit, daß sie einen Vergleich mit jeder anderen Nachbildung auszuhalten vermochte, sondern, nach dem einstimmigen Urtheile aller Sachverständigen, übertraf er jede derselben.

Nach Morghen's Tode ward Garavaglia die Ehre zu Theil, nach Florenz berufen zu werden, um die erledigte Professur an der Akademie zu Florenz zu übernehmen, leider aber ereilte ihn hier schon am 27. April 1835 der Tod in Folge eines apoplektischen Anfalles.

Einer der vortrefflichsten Künstler unserer Zeit, gehört Garavaglia zu der kleinen Zahl von Kupferstechern, welche Zweck und Grenzen ihrer Kunst klar erkennend, auch die schwierigste Aufgabe derselben, die Entsagung, zu üben wissen. Ist es in den meisten Fällen der Zweck der Kupferstecherkunst, ein gegebenes Kunstwerk, sei es ein

wird. [illegible] (Grimm S. 614) [illegible] posuit imperator (Friedrich I.) [illegible] civitatem Lombardiae [illegible] et adversus [illegible] omnibus *quanto*. Hier ist das teutsche [illegible] bereits in quantus übergegangen, und es dürfte kaum noch zu bezweifeln sein, daß auf diesem Wege sich auch der Ausdruck inquantare gebildet habe. So ist denn auch das französische encan entstanden, während es nicht zu erklären sein würde, wenn man diesen Ausdruck ebenso gut wie das abweichende [illegible] aus dem lateinischen incantare herleiten wollte.

Verganteungen kommen schon im 15. Jahrh. vor (Grimm S. 614), d. h. sie haben um diese Zeit bereits entschieden die Bedeutung eines Executionsmittels; ihre Entstehung und Entwickelung wird also ohne Zweifel noch weiter hinaufzusetzen sein. Die Frage, wie sie entstanden seien und wie sie sich entwickelt haben, wird kaum anders, als dahin beantwortet werden können, daß das Bedürfniß, vielleicht unter Benutzung alter Gebräuche, durch welche diese Art und Weise der Verwerthung einer Sache bereits bekannt war, allmälig diesen Weg zur Befriedigung eines Gläubigers gefunden habe. Ein Fall, der vorzugsweise auf diesen Weg leiten konnte, war wol der schon erwähnte, wo ein und dasselbe Executionsobject von mehren Gläubigern zugleich zu ihrer Befriedigung in Anspruch genommen wurde, sodaß es keinem von ihnen allein überlassen werden konnte. In diesem Falle stellte sich die öffentliche Versteigerung als ein geeignetes Mittel dar, um aus dem Erlöse die mehren Gläubiger entweder vollständig, oder, wenn der Erlös hierzu nicht ausreichte, doch pro rata ihrer Foderungen zu befriedigen. Vielleicht ließ man Anfangs diese Versteigerung auch nur zwischen den mehren Gläubigern stattfinden, sodaß diese durch Bieten und Überbieten in einen Wettstreit darüber, welchem die Sache reell zu Theil werden solle, sich einließen, und der Meistbietende das, was er mehr, als seine Foderung betrug, geboten hatte, herauszahlen mußte. Ehe man von Hypotheken, von der Priorität der Foderungen, von einer Pflicht des Richters, bei eintretender Insolvenz eines Schuldners auch das Interesse solcher Gläubiger, welche sich noch nicht gemeldet hatten, zu berücksichtigen (durch Edictalcitation), von einer cessio bonorum, wodurch ein insolventer Schuldner sein Vermögen der Gesammtheit seiner Gläubiger abtritt, und von ähnlichen Rücksichten des heutigen Concursprocesses etwas wußte, konnte man im Falle eines gleichzeitigen Andringens mehrer Gläubiger, welche nicht schon durch das reell vertheilbare Vermögen des Schuldners, also namentlich durch seine fahrende Habe zu befriedigen waren, kein anderes Augenmerk haben, als das übrige Vermögen, vorzugsweise also das liegende Gut zu Gelde zu machen [2]), um so ein vertheilbares Executionsobject zu gewinnen. [illegible] Objects [illegible] Gläubiger [illegible] Deutsche Stadtrechte [illegible] Vergantung [illegible] Sachsenspiegel [illegible] zu beobachten [illegible] bis gegen Ende des Mittelalters [illegible] Wormser Reformation [illegible] §. 456. [illegible] Vergantungen [illegible] Fällen des heutigen Concursprocesses, nämlich als gewöhnliches Executionsmittel [illegible] in Gebrauch kam [illegible] pfänder, die früher dem Gläubiger [illegible] zuerkannt zu werden pflegten, in der Regel, [illegible] vorheriger Abschätzung (vergl. [illegible] S. 492. [illegible] Buch I. §. 13) wurden nunmehr auf Anordnung des Richters „auf der Gant ausgerufen" und öffentlich versteigert zu werden. Eine besondere Veranlassung [illegible] hat der Zins-, Gülte- oder Rentenkauf, durch welchen dem Käufer für ein hingegebenes Capital ein Zins an der unbeweglichen Sache des Schuldners oder Verkäufers versichert wurde. Da dies nicht, wie bei den Erbzinsgütern, unter Übertragung einer [illegible] geschah, der Verkäufer vielmehr im vollen Eigenthume und im Besitze des Guts verblieb, so konnte der Käufer dem Gegner, wenn dieser den Zins nicht zahlte, nicht [illegible] und aus dem Gute vertreiben; [illegible] das Recht zu, das Gut durch den Richter zur Vergantung zu bringen, um es entweder selbst meistbietend zu erstehen, oder dem Meistbietenden zu überlassen (Eichhorn §. 450). In diesem Falle hatte die Vergantung schon eine ähnliche Bedeutung, wie die Subhastation in Folge der actio hypothecaria, und ohne Zweifel [illegible] mit dieser Subhastation in Eins [illegible]. Aber diese Fälle sind jedoch nicht von gleicher [illegible] Bedeutung, wie der Fall, wo die Vergantung auf Andringen mehrer Gläubiger eines insolventen Schuldners erfolgte. Denn in dieser Hinsicht mußte die Vergantung am Ende um so gewisser auf ein eigentliches Concursverfahren führen, je weniger sie den Bedürfnissen eines solchen Falls entsprechen konnte, und je fühlbarer diese Bedürfnisse mit der Ausbildung des Verkehrs werden mußten. Dieser Übergang der Vergantung in den heutigen Concursproceß wird seit dem 16. Jahrh. erkennbar und stellt sich vorzugsweise als ein Werk der Praxis dar, welche nunmehr auch in dieser Beziehung die Grundsätze des römischen Rechts zur Anwendung brachte; jedoch so, daß sie durch den bereits bestehenden Vergantungsproceß eine bedeutende Modification erlitten. Besonders mußte die Reception der römischen cessio bonorum auf jenen Übergang hinwirken; denn durch diese wurde die Insolvenz des Schuldners als ein alle Gläubiger desselben angehendes Factum in den Vordergrund gestellt; das In-

2) Daß übrigens auch die fahrende Habe Gegenstand der Vergantung sein konnte, ergibt die Stelle aus Riederer bei Eichhorn, D. Staats- und Rechtsgesch. §. 450. Note f.

cessen bei jenen Gläubigern, welche gerade klagbar geworden und durch Forderungen liquide waren), konnte also nur noch auf eine besondere Berücksichtigung Anspruch machen. Dennoch ergab sich aber für das ganze Verfahren ein anderer rechtlicher Gesichtspunkt, den die teutsche und besonders die sächsische Praxis consequenter ausgebildet hat, als dies im römischen Rechte geschehen ist. Denn man gewann durch jenen Gesichtspunkt zugleich den, dem römischen Rechte fremden Grundsatz von der Universalität des Concursprocesses und von einem unter den Gläubigern bestehenden Litisconsortium nebst allen den übrigen hiermit in Verbindung stehenden Maximen, durch welche der teutsche Concursproceß sich von dem römischen unterscheidet. Diese Modificationen des römischen Rechts erfolgten aber eben unter dem Einflusse des bisherigen Vergantungsprocesses, welcher gewissermaßen, wenigstens anfänglich, die Form des neuen Verfahrens bildete, und dieses unter eine Auctorität und Mitwirkung des Richters stellte, welche dem römischen Rechte unbekannt war. Der Antrag auf Vergantung, welcher im Falle einer cessio bonorum nunmehr von dem Schuldner selbst ausging (Eichhorn §. 576), und den Zweck hatte, allen Gläubigern ein gemeinsames Mittel ihrer Befriedigung zu bieten, dieser Antrag mußte den Richter veranlassen, sowol jene Gläubiger zur Wahrnehmung ihrer Rechte, und zwar in einem und demselben Verfahren, aufzufodern, als auch die zur Herstellung jenes Mittels und zur Befriedigung der Gläubiger aus demselben nöthigen Anordnungen zu treffen. Denn die Vergantung war von Alters her eben nur Sache des Richters, und der Gang der ganzen Entwickelung bestand darin, daß der Vergantungsproceß sich zum Concursprocesse erweiterte, nicht aber etwa in einem allmäligen Zurückweichen des teutschen Vergantungsprocesses vor dem römischen Concursprocesse. So entstanden jene Eigenthümlichkeiten des teutschen Concursprocesses, die ihn von dem römischen unterscheiden: die Edictalcitation, die Verpflichtung des Richters, für die Sicherstellung der Masse wenigstens vorläufig zu sorgen (weil der bonis cedirende Schuldner sein Vermögen zunächst dem Richter überantwortet, der es verganten lassen soll), die Universalcompetenz des Concursrichters, die Nothwendigkeit für sämmtliche Gläubiger, also auch für die Pfandgläubiger, sich auf den Concurs als Litisconsorten einzulassen, falls sie aus dieser Masse befriedigt werden wollen, vor Allem die Versilberung (Vergantung) der Masse auf Anordnung und unter Leitung des Concursrichters und die richterliche Vertheilung des Erlöses unter die Gläubiger nach einer gewissen Rangordnung — überhaupt die durchgängige Leitung des Concurses durch den Richter, die sowol im Interesse der Gläubiger, als des Gemeinschuldners geschieht. So hat der teutsche Concursproceß denn auch die Stellung bedeutend beschränkt, welche der curator bonorum nach römischem Rechte hatte; denn für diesen konnte nur die Verwaltung und Berichtigung der Masse mit der Verpflichtung zur Rechnungsablage übrigbleiben, wobei er mehrfach an die Auctorität und Mitwirkung des Richters gebunden werden mußte, während ihm nach römischem Rechte unter Anderm auch die Veräußerung der Masse, und zwar im Einzelnen, zustand. — Alle diese charakteristischen Unterschiede des teutschen Concursprocesses von dem römischen lassen sich also näher oder ferner daraus erklären, daß der erstere aus dem Vergantungsprocesse hervorging, so wenig auch unsere Proceßlehrer zu einer solchen Erklärung geneigt zu sein scheinen. Nun beschränkt das teutsche Concursverfahren sich freilich nicht, wie man bei der bisherigen Erörterung vorausgesetzt, auf den Fall der cessio bonorum, sondern es konnte schon früh auch auf Antrag der Gläubiger oder wol selbst von Amtswegen eingeleitet werden. Allein nach jener Erörterung spricht eine innere Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Einführung der cessio bonorum den ersten entschiedenen Anstoß zum Übergange des Vergantungsprocesses in den Concursproceß gegeben haben wird (vergl. Eichhorn §. 576. Note g); die auf diesem Wege gewonnene und selbständig gewordene Idee eines eigentlichen Concursprocesses ließ sich dann leicht auch auf jene übrigen Fälle anwenden.

Die Grundzüge des heutigen Concursprocesses, welche nach Obigem aus dem Vergantungsprocesse zu erklären sind, gingen schon ziemlich früh in Stadt- und Landrechte über (s. Bayer Concursproc. §. 19. Note 2). So bestimmte das würtembergische Landrecht von 1610, I. Th. Tit. 76 (nach Eichhorn §. 576. Note e [s. Note d] die vollständigste Concursordnung aus jener Zeit), die Cession solle vor dem ordentlichen Gerichte des Schuldners geschehen — die unbekannten Gläubiger sollen auf einen Termin öffentlich citirt, die Güter, zu deren gewissenhafter Nachweisung der Schuldner in diesem Termin eidlich verpflichtet wird, sollen fleißig beschrieben, zur Nothdurft inventirt, von dem Gerichte in Verwahrung genommen und hernach zu ehester Gelegenheit auf der Gant öffentlich ausgerufen und zum Aufschlag verkauft — das erlöste Geld soll unter die Gläubiger, jedoch mit Vorbehalt eines jeden Gerechtigkeit und Prärogativ rc. ausgetheilt werden. — Bemerkenswerth für die Entstehung des Concurs- oder Gantprocesses aus der alten Vergantung ist die Erinnerung hieran, die sich in der bairischen Gantproceßordnung von 1616, Tit. I. Art. 1 findet; dort heißt es nämlich: „wiewol das Wort Gandt-Proceß oder Vergandtung insgemein nichts anderes, als eine öffentliche Ausfallung eines Guets, so da beschicht durch öffentliche Berueffung des Gerichts oder Fron Botten, oder angeschlagene Gandt-Zetteln, insonderheit aber so vil in diesen Fürstenthumben dieser Proceß in Übung ist, eigentlich bedeutet die Vollziehung einer Urtheil oder Erkandtnuß, so im Gericht ergangen, durch öffentliche Aufnotung (?) des Schuldners Güter, welche deme, der am meisten darauf legt, verkauft, oder den Gläubigern für ihre erkannte Spruch und Forderungen, an statt der Bezahlung eingeantwortet werden, so würdet doch alhier in diesem General Titul unter solchem Wort der ganze Proceß, so erstlich zwischen den Gläubigern, welcher unter ihnen den Vorzug mit seinen Sprüchen haben soll, geübet würdet, dann auch die endliche Vergandtung selbs, also der Edicts Process sowohl als die würkliche Vergandtung begriffen."

(Dr. jur. *Adolf Wirk.*)

GANTESVILER (Johann Jacob) ward 1631 zu Basel geboren. Er widmete sich dem Studium der Theologie, und war noch sehr jung, als er um das J. 1650 als Professor der Beredsamkeit und Pädagogiarch nach Herborn berufen ward. Im J. 1665 erhielt er eine theologische Professur zu Hanau. Er ward dort zugleich Consistorialassessor. Im Juni 1671 erlangte er von der theologischen Facultät zu Marburg die Doctorwürde durch Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: De libero hominis arbitrio. (Marb. 1671. 4.) Sieben Jahre später (1678) folgte er einem Rufe nach Duisburg. Als Professor der Theologie starb er dort am 25. März 1691, mit dem Ruhme eines vielseitig gebildeten Gelehrten, der außer seinem Hauptfach der Theologie auch sehr gründliche Kenntnisse in den orientalischen Sprachen besaß. Der größere Theil seiner Schriften besteht in theologischen und philosophischen Dissertationen. Besondere Erwähnung verdienen seine Theses philosophicae. (Hanov. 1665. 4.) Theses ex universa philosophia. (Ibid. 1665. 4.) Diss. philos. de conceptu entis. (Ibid. 1665. 4.) Diss. de Theologia in genere et S. Scriptura in specie. (Ibid. 1665. 4.) Decas positionum theologicarum I—XIII. (Ibid. 1666—1667. 4.) De scientia Dei media. (Ibid. 1666. 4.) De justitia Dei vindicativa. (Ibid. 1668. 4.) Scrutinium theol. de fide infantum. (Ibid. 1670. 4.) Theses ethico-oeconom. politicae miscellaneae. (Ibid. 1671. 4.) u. a. m.*).

(*Heinrich Döring*.)

GANYMEDES. Die Ganymedes-Sage, durch Dicht- und Bildwerke vielfach verherrlicht, nimmt durch ihren plastischen Inhalt unser Interesse mehr als andere Mythen in Anspruch. Ganymedes (*Γανυμήδης* aus *γάνος*, von Suidas durch *οἶνος* erklärt, und *μέδω*, *μήδομαι*, der Weinherrschende, Weinspendende, also soviel als *οἰνοχόος*, lateinisch Catamitus) war, laut des Mythos, Sohn des Tros, seine Brüder Ilos und Assarakus (*Apollodor.* II, 5, 9. §. 12. III, 12, 2. §. 3). Allein Hyginus (Fab. 271. 224) nennt den Ganymedes als Sohn des Erichthonios, welcher von Apollodoros (III, 12, 2. §. 1) als Sohn des Dardanos, als Bruder des Ilos, als Vater des Tros bezeichnet wird. Nach dem Homerischen Epos (Il. XX, 232—235) war er der Schönste der Sterblichen und die Götter entführten ihn, damit er im Olympos dem Zeus als Mundschenk dienen und seiner Schönheit wegen unter den Göttern sein sollte. Vergl. *Apollon. Rhod.* III, 114 seq. Der Mythos vom raubenden Adler war also dem Dichter unbekannt, oder er zog eine andere Sage vor, um, wie Pindar (Ol. I, 82 seq.), herben Aussagen über die Götter auszuweichen. Pindaros (Ol. I, 70 seq.) läßt ihn zum Zeus gebracht werden, ohne die Art der Entführung näher zu bezeichnen. Dem Erzeuger des Ganymedes schenkte Zeus für den entführten Jüngling ausgezeichnete Rosse (*υἷος ποινὴν Γανυμήδεος*, Il. V, 266 seq.). Apollodoros (II, 5, 9. §. 12. III, 12, 2. §. 3) erzählt den Mythos ebenso wie Homeros, nur läßt er den Ganymedes durch den Adler des Zeus abholen. Ovidius sucht derartigen Mythen stets eine lascive Seite abzugewinnen. Er läßt den Zeus selbst sich in einen Adler verwandeln und so den Jüngling entführen (Met. V, 155 seq.). Virgilius (Aen. V, 253) und Horatius (Carm. IV, 4, 4) lassen den Ganymedes durch den Adler des Zeus zum Olympos tragen, nicht den Zeus selbst sich in einen Adler verwandeln. Virgilius l. c. und Horatius (Carm. III, 20, 16 aquosa raptus ab Ida) bezeichnen als Schauplatz der Handlung den Ida in Phrygien, wo Ganymedes als Hirt und Jäger sich beschäftigte. Vergl. *Statius*, Theb. I, 548 seq. *Valerius Flaccus*, Argon. II, 414 seq. Auf das Päderastische wird *Euripid.* Kykl. v. 578. 581 angespielt. Ebenso Orest. v. 1392 (*Γανυμήδεος Διὸς εὐνέτα*) und Iphig. Aul. v. 1049 seq. (*ὁ δὲ Δαρδανίδας, Διὸς λέκτρων τρύφημα φίλον* κτλ.). — Astronomen und Symboliker setzten dann den Ganymedes unter die Gestirne unter dem Sternbilde des Wassermanns. *Eratosth.* Cat. 26. *Hygin.* Poet. Astronom. II, 29. Daher auf einem antiken Carneol der Kopf des Ganymedes mit der phrygischen Mütze, vor ihm ein Delphin und über ihm ein Stern (s. Ed. H. Tölken, Erklärendes Verzeichniß der ant. vertieft geschnittenen Steine der preuß. Gemmensammlung S. 101. N. 118). Zu erwähnen ist noch, daß Einige den Ganymedes-Mythos auch als geschichtliches Factum ausgelegt haben, in derselben Weise, wie Herodot (I. c. 1—3) den Mythos der Io und der Europa erklärt hat. Ganymedes sei nämlich vom Tantalos, welcher sich auch den Namen Jupiter beigelegt, entführt oder in Lydien, indem er im Zeus-Tempel ein Opfer gebracht, aufgegriffen und zurückbehalten worden (Vergl. Phanokles bei *Oros.* Hist. I, 12. *Syncellus* p. 161 D. und Mnaseas bei d. Schol. Il. XX, 234). Er habe sich dann des Jünglings, als eines Mundschenken bedient und diese That habe die Feindschaft zwischen dem Hause des Pelops und des Priamos begründet (vergl. Ant. Banier, Götterlehre. V. Bd. S. 110 fg.). — Auch Minos ist in dieser Beziehung statt des Tantalos genannt worden (Dosiades bei dem Schol. zur Il. XX, 234 und Echemenes bei dem *Athenäos* XIII. p. 601 E. Vergl. O. Jahn, Arch. Beiträge S. 28 fg.).

Für die bildende Kunst war die Entführung des Ganymedes durch den Adler ein überaus beliebter Gegenstand geworden, wenn auch die meisten dieser Gebilde nicht grade der classischen Zeit der bildenden Kunst angehören. Zu Olympia im heiligen Haine Altis stand eine Ganymedes-Statue neben der des Zeus. Diese Statue war von dem Plastiker Aristokles, Sohne des Kleoitas, gearbeitet und von dem Thessaler Gnathis geweihet worden. Aristokles, Sohn und Schüler des Kleoitas, gehörte zu den Meistern der besten Zeit und sein Ganymedes war jedenfalls ein vorzügliches Werk. Allein es war eine freie Statue, welche den schönen Jüngling darstellte, von einem ihn entführenden Adler war hier noch keine Rede (*Pausan.* V, 24, 1). Leochares von Athen, dessen Blüthe vom Plinius (XXXIV, 8, 19) in die 102. Olympiade gesetzt wird, hatte zuerst den Mythos von dem

*) Vergl. Strieder's Hessische Gelehrtengeschichte. 4. Bd. S. 280 fg.

den Ganymedes entführenden Adler durch ein plastisches Werk veranschaulicht. Daß es ein ausgezeichnetes Kunstproduct war, läßt sich aus den Worten des Plinius (l. c.) abnehmen (fecit aquilam sentientem quid rapiat et cui ferat, parcentemque etiam unguibus per vestem). Noch anmuthiger wird dasselbe durch ein Epigramm des Straton (Anthol. Pal. XII, 222) geschildert:

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Diese Darstellung fand Beifall und vielfache Nachahmung. In den Nachbildungen bemerkt man die verschiedenartigste Ausführung. Statuarische Werke und Reliefgebilde, Vasen und Wandgemälde, Gemmen- und Terracottenbilder, selbst Münzgepräge führen uns den Adler mit dem Ganymedes vor. Wir wollen hier nur einige der vorzüglichsten Darstellungen herausheben. Eine ausgezeichnete Gruppe ist die von Venedig (*Clarac* Musée de scult. 407. 702). Wenn Leochares nicht den Zeus in dem Adler, sondern den Adler des Zeus dargestellt hatte, so hat der Künstler in dieser Gruppe offenbar den Zeus in dem Adler vorstellen wollen. Denn es ist hier offenbar erotischer Affect von der einen Seite, zärtliche Annäherung von der andern ausgedrückt. Schon dadurch ergiebt sich, daß dieses Werk später entstanden ist, als das des Leochares. Die Kunst der ältern classischen Zeit zog das Moment inniger Ruhe dem Affectvollen vor. — Ähnlich dem plastischen Werke von Venedig ist eine verstümmelte Statue im britischen Museum (XV, 307 bei *Clarac*, Mus. de scult. 396 seq.). — Eine ähnliche Vorstellung, welche vielleicht als Wiederholung zu betrachten ist, bietet ein Relief an der Halle zu Thessalonike dar (Stuart und Revett, Alterthüm. v. Athen III. Th. Taf. 13). Hier nähert sich der Adler gleichsam liebkosend dem Ganymedes, welcher ihm mit inniger Zuneigung entgegenblickt. Einige Verwandtschaft hiermit hat ein anderes Bildwerk, welches uns das Real-Museo Borbonico Vol. III Taf. 88 liefert. Hier erscheint Ganymedes ganz entkleidet und nur mit der phrygischen Mütze bedeckt, der mächtige Adler daneben auf einem Stein oder Holzblock, nach ihm aufschauend, sowie Ganymedes ihn hold anblickend, dessen linker Arm auf dem Nacken des Adlers ruhet. Drei interessante Vorstellungen hatte bereits Montfaucon (Antiquit. Tom. I. P. 1. pl. 19. Fig. 1—3) mitgetheilt. In der ersteren sitzt Ganymedes auf einem Blocke, mit der phrygischen Mütze und einem leichten Überwurf und reicht dem vor ihm stehenden Adler aus einem hohen henkeligen Gefäß Getränk dar. Ebenso in der zweiten Vorstellung, nur mit dem Unterschiede, daß er weder mit der Mütze noch mit der Chlamys bedeckt und daß das dem Adler vorgehaltene Gefäß eine flache Patera (κύλιξ) ist. Die dritte Vorstellung zeigt einen Fortschritt der Handlung. Hier liegt das Gefäß der ersten Vorstellung am Boden. Der Adler hat den Jüngling erfaßt und trägt ihn empor. In der Rechten hält dieser noch den Hirtenstab, scheint ihn aber der Hand entgleiten zu lassen.

Die Zahl der Gemälde (Wand- und Tafelgemälde), welche diesen Mythos zum Gegenstande hatten, muß groß gewesen sein. Dies läßt sich aus einer Stelle des Plautus abnehmen (Menaechm. I, 2, 34 seq.):

Dic mihi, nunquam tu vidisti tabulam pictam in pariete,
ubi aquila Catamitum raperet?

Catamitus ist lateinische Verunstaltung des Namens Ganymedes. Jedenfalls war auch Virgilius bei seiner Beschreibung (l. c.) von der Anschauung wirklicher Kunstwerke, namentlich von Gemälden, ausgegangen, in welchen zugleich die Begleiter des königlichen Sprößlings zugegen waren, sowie Hunde, welche vergeblich bellend nach dem Adler aufschaueten (longaevi palmas nequidquam ad sidera tendunt custodes saevitque canum latratus in auras). Ähnlich Statius, welcher dasselbe oder ähnliche Gemälde vor Augen haben mochte (stant moesti comites frustraque sonantia laxant ora canes umbramque petunt et nubila latrant l. c.). Außerdem haben sich interessante pompejanische Gemälde erhalten, welche den Moment vor der Entführung darstellen. Auf dem einen liegt Ganymedes schlummernd im Schatten eines Baumes ausgestreckt, den Kopf auf den linken Arm gestützt. Er ist mit der phrygischen Mütze bedeckt, hält in der Rechten einen Wurfspieß, sowie Chlamys und Stiefeln ihn als Jäger bezeichnen. Ihm gegenüber zeigt sich auch Eros als Jäger, ebenfalls schlummernd, zwei Wurfgeschosse in der Rechten haltend (sowie er auch sonst als Spielgenosse des Ganymedes bezeichnet wird, z. B. *Apollonios Rhod.* Arg. III. 114 seq.: εὗρε δὲ τόν γ' ἀπάνευθε, Διὸς θαλερῇ ἐν ἀλωῇ, οὐκ οἶον, μετὰ καὶ Γανυμήδεα — ἀμφ' ἀστραγάλοισι δὲ τώγε χρυσείοις, ἅτε κοῦροι ὁμήθεες ἑψιόωντο, eine Beschreibung, welche vielleicht auch von einem Bildwerke entnommen wurde). Auf einem Zweige des Baumes, unter welchem Eros schlummert, sitzt der Adler, den günstigen Augenblick erspähend, den Schläfer Ganymedes mit sich fortzuführen. In der Nähe erblickt man die Ortsnymphe, welche in solchen Fällen gern als theilnehmende Zuschauerin angebracht wird. Im zweiten Gemälde erscheint Ganymedes mit langgelocktem Haar, mit phrygischer Mütze und mit dem Hirtenstab in der Rechten. Eros leitet den herannahenden Adler und zeigt nach dem Ganymedes hin, als das Ziel seiner Sendung (s. Zahn II, 32. Museo Borbonico X, 56. O. Jahn, Archäol. Beiträge S. 14 fg.). Eine andere Gestalt hat diese Entführungsscene auf einer Gemme. Hier sinkt Ganymedes, mit einem Hirtenstabe und der phrygischen Mütze, erschrocken zu Boden, indem der Adler Jupiter's über ihn herabschwebt (s. Tölken, Verzeichniß u. s. w. S. 101. Nr. 119). Gewaltsam und gebieterisch benimmt sich der Adler gegen den auf den Boden hingestreckten Jüngling auf einem Terracotten-Relief (*d'Agincourt*, Fragm. de scult. 6). Er hat eine seiner Klauen auf den ausgestreckten rechten Fuß des Ganymedes gesetzt und scheint ihn bedeuten zu wollen, daß er sich einer höhern Gewalt zu fügen habe. Etwas milder ist die Darstellung auf einem Relief zu Florenz (Gall. di Firenz. IV, 101), wo Ganymedes auf das linke Knie gesunken ist, erstaunt die Hände ausstreckt und zu dem

ihn erfassenden Adler emporblickt (vergl. O. Jahn, Archäol. Beiträge S. 18).

Auch scheint dieser beliebte Mythus in vielen toreutischen Gebilden, in Schmucksachen, namentlich in Geschenken an geliebte Personen angebracht worden zu sein. (So bei *Theokrit*, Adoniaz. XV. 124: *ὦ ἔβενος, ὦ χρυσός, ὦ ἐκ λευκοῦ ἐλέφαντος Αἰετῷ οἰνοχόον Κρονίδᾳ Διὶ παῖδα φέροντος*). Wir begreifen aus diesem Allen, daß, wie sehr auch Dichter und Bildner den Mythos nach Belieben ausstatteten, der Kern desselben, die Entführung des Ganymedes durch den Adler, überall den Mittelpunkt ausmachte. Dennoch haben mehre Archäologen auch eine bildliche Darstellung, in welcher ein bärtiger Mann einem Jünglinge mit dem Trochus sich nähert, auf Zeus und Ganymedes bezogen (*de Witte* und *Lenormant*, Élite céram. I. p. 35 seq. O. Jahn Archäol. Beiträge S. 27. Welcker zu O. Müller's Archäol. der Kunst. Ausg. 3. S. 522). Es ist ein Gemälde auf einem irdenen Gefäße (Vase von Gnathia). Übrigens finden wir den Ganymedes auch im Verhältniß zur Aphrodite, welche ihn unterrichtet (*Clarac.* pl. 107—110 *Museo Borbon.* V. 37 und anderwärts). Das gemeinschaftliche Spiel des Ganymedes mit Eros, haben wir oben erwähnt. Hierauf sind Philostratos der Jüngere Imagg. 8, in einer Statue zu Berlin, Hirt S. 219, Levezow Amalth. I. S. 175 (zwei andere Gruppen daselbst S. 182 fg. 189 fg.), auch nach Hirt, Aug. 72 zu beziehen. Vergl. O. Müller, Arch. der Kunst. 3. Ausg. S. 624. §. 391. Anm. 5. Statt des Adlers ist auch der Schwan als ein den Ganymedes Verfolgender dargestellt worden, z. B. an einem großen Krater zu Rom (s. Welcker in O. Müller's Arch. der Kunst S. 522). So zeigt ein kleines bildliches Fragment den Namen *ΓΑΝΥΜΗΔΗΣ* und einen Schwanenhals. Endlich ist Ganymedes auch als geflügelter Oinochoos dargestellt worden, in Gegenwart des Zeus und der Here, der Athene, des Poseidon und des Hermes (Bull. d. inst. arch. 1847. p. 90). Es ist hier nicht unsere Aufgabe, dieses reichhaltige Thema bis in das kleinste Detail zu verfolgen. Einiges minder Wichtige oder Problematische ist hier absichtlich übergangen worden. Die wichtigsten kunstarchäologischen Werke, in welchen bildliche Darstellungen des Ganymedes-Mythos zu finden sind, haben O. Müller und Welcker (Arch. d. bild. Kunst. S. 521 fg. Anmerk. 6) zusammengestellt. Einiges Andere hat außerdem O. Jahn (Arch. Beiträge S. 12 fg. Berlin 1847.) beigebracht. (*J. H. Krause.*)

GANZ (Johann Friedrich Ferdinand), geb. am 12. Febr. 1741 zu Rothe im Hessen-Hanauischen, studirte in den Jahren 1759—1762 zu Tübingen Jurisprudenz. Er begab sich hierauf nach Frankfurt am Main, wo er sich in der Rechtspraxis übte. Während der Kaiserkrönung (1764) erhielt er eine Anstellung bei der kurbrandenburgischen Gesandtschaft. Als Secretair des Grafen von Schulenburg, königl. preußischen Gesandten am würtembergischen Hofe, durchreiste er einen großen Theil Teutschlands. Späterhin wohnte er mit den kurbrandenburgischen Deputirten der Visitation des Reichskammergerichts zu Wetzlar bei, und erhielt, als sie unterbrochen wurde, die dritte Geheimsecretairstelle bei der Militärschule zu Berlin. Dort ward er bald nachher zum expedirenden Secretair bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, und 1779 als kurbrandenburgischer Legationssecretair nach Regensburg geschickt. Im J. 1787 war er wirklicher Legationsrath geworden. In dieser Eigenschaft wohnte er den beiden letzten Kaiserkrönungen in Frankfurt am Main bei. Er starb am 19. Mai 1795 als königl. preußischer Hof- und Regierungsrath zu Ansbach.

Ganz war als ein thätiger Geschäftsmann und einer der vorzüglichsten politischen Schriftsteller seiner Zeit allgemein geschätzt. Als solcher zeigte er sich schon in seiner ersten Schrift: „Kleinen Abhandlungen über Gegenstände aus dem teutschen Staatsrechte" (Regensburg 1786. 4.). Hauptwerke waren seine anonym herausgegebenen Comitial-Nebenstunden (Regensburg 1790.) und die von ihm unter dem Namen Ignatius Lang veranstaltete Sammlung reichshofräthlicher Gutachten an kaiserl. Majestät bei Gelegenheit der Abfassung der neuesten Wahlcapitulation. (Regensburg 1790. 4.) Anonym ließ er gleichzeitig (1792) zu Nürnberg (Ansbach) zwei Schreiben eines nürnberger Patriciers drucken, von denen das eine die Abtretung der fränkischen Fürstenthümer betraf, und das zweite an einen Freund in Regensburg gerichtet war: über die in dem würtembergischen Städtchen Weiltingen bei Publication des königl. preußischen Regierungsantrittspatents vorgefallenen Thätlichkeiten. Verwandten Inhalts mit den genannten Schriften ist die unter dem Erichson Heel von ihm herausgegebene Beleuchtung der sogenannten Gedanken eines Franken, über die den sechs vordern Reichskreisen zugemuthete provisorische Verpflegung des königl. preußischen Kriegsheeres, und die hierüber bekannt gewordenen officiellen Erklärungen von einem der teutschen Reichsverfassung kundigen Geschäftsmanne. Im Mai 1794 (Ohne Angabe des Druckorts.) Noch ist eine Schrift von ihm zu erwähnen, in welcher er die Nachtheile und die Strafbarkeit des Büchernachdrucks erörterte, und Vorschläge that, wie diesem Übel durch ein allgemeines Reichsgesetz vorgebeugt werden könnte. Die genannte Schrift erschien 1790 zu Regensburg *). (*Heinrich Döring.*)

GANZES, oder das Ganze, nennt man jede Größe im Gegensatze zu ihren Theilen. Alle Theile einer Größe zusammen sind gleich dem Ganzen. Eine ganze Zahl ist eine solche, welche ein Vielfaches der primitiven Einheit, oder auch diese Einheit selbst ist, im Gegensatze zu den gebrochenen Zahlen oder Brüchen (s. Zahl und Bruch). Eine ganze Function (vergl. Function) ist eine Function, welche von der veränderlichen Größe oder den veränderlichen Größen keine andere Potenzen enthält, als solche, welche ganze positive Exponenten haben; z. B. $a + bx + cx^2$ ist eine ganze Function der einen Ver-

*) Vergl. Hocke's Geburts- und Todtenalmanach. 1. Bd. S. 115 fg. Koppe's Lexikon juristischer Schriftsteller. 1. Bd. S. 200 fg. Dessen Juristischer Almanach auf das Jahr 1796. S. 314 fg. Fr. Nicolai's Reisen. 2. Bd. S. 360. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 20 fg.

Veränderlichen x, und da $x^2y^3+\ldots$ ist eine ganze Function der drei Veränderlichen x, y, z. (*Gärtn.*)

Gaoma, s. Gaomin.

GARA (Nicolaus), Vater und Sohn, beide Palatine von Ungarn, die Anhänger der ungarischen Königinnen Elisabeth und Marie I. gegen den Prätendenten Karl den Kleinen von Neapel. Der erste hatte an dem Morde des unglücklichen Karl des Kleinen von Neapel (7. Febr. 1386) vorzüglichen Antheil; suchte die Verbindung der Königin Marie mit dem böhmischen Prinzen Sigmund zu trennen und seinem eigenen gleichnamigen Sohne den Weg zum Besitze der Königin und des Reiches zu bahnen; verleitete die Königinnen zu einer Reise nach seinem Stammgute Gorian in der Valkoer Gespanschaft; ward von den Verschworenen (25. Juli 1386) unweit Diakovár überfallen und vor den Augen der Königinnen, nebst seinem Bruder Johann, enthauptet. Dieser leistete fortwährend seinem Könige Sigmund ausgezeichnete Dienste, half ihm in Unterdrückung der häufigen Rebellen, bewirkte seine Entlassung aus dem Gefängnisse zu Siklos (1401) und seine Vermählung mit der ihm nahe verwandten Gräfin Barbara von Cilley. Auch in der Folge behauptete seine Familie großen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten des ungarischen Reiches; wie unter der Königin Elisabeth, der Kronhüter Ladislaw von Gara die Königin [illegible] die heilige Krone entwenden ließ (1440) und den steigenden Ruhm des Hunyadischen Hauses mit Neid ansah, dann unter Ladislaus dem Nachgeborenen als Palatin zum Verderben des Ladislaw von Hunyad, obwol er ihm seine Tochter zur Gemahlin versprochen hatte, thätig mitwirkte. (*Genersich.*)

GARABUSA, auch wol Carabusa, Inselchen an der Nordwestküste von Candia, unweit des Cap Buso. Als die Venetianer 1669 Candia an die Türken verloren, behielten sie außer zwei andern Punkten auch dies, durch ein starkes Fort befestigte, Eiland. Aber 1692 ging Garabusa durch den Verrath des Commandanten Luca della Rocca an die Türken über, welche es im Frieden von Carlowitz behielten. (*Daniel.*)

GARAMANN, Herzog, ward nach dem 77. Briefe des Codicis Carolini um das Jahr 783 als Garamannus gloriosus Dux, Legatus fidelissimus des Königs Karl von diesem nach Italien geschickt, damit er viele Misbräuche, und namentlich den Handel, der mit christlichen Sklaven getrieben ward, abschaffen sollte. Garamann gab aber dem Papste Hadrian zu Klagen Veranlassung, weil er den Gelüsten und Bestrebungen desselben, seine Macht zu vergrößern, entgegentrat. Daher schreibt der Papst im 28. Briefe des Codicis Carolini, welcher vielleicht ins Jahr 784 *) zu setzen, sich beklagend, daß der von dem Könige Karl abgeschickte Herzog Garamann viele in seinem Gebiete (denn der Papst hatte damals die Herrschaft über Ravenna an sich gebracht) gelegene Güter der Kirche zu Ravenna hinweggenommen hatte; der Papst habe ihn ermahnt, daß er (der Herzog Garamann) sie herausgeben möchte; aber er behielte sie dennoch hartnäckiger Weise. (*Ferdinand Wachter.*)

*) Muratori, Geschichte von Italien. 4. Th. (Leipzig 1746.) S. 436. 437.

GARAMANTES (Γαράμαντες), ein südlich von den Gätuli wohnendes, von den Quellen des Flusses Bagradas bis zum Palus Nuba sich erstreckendes Volk in Libyen (*Ptolem.* IV, 6, 16), welches eine Reihe von Jahrhunderten hindurch ein bedeutendes Ländergebiet behauptet und daher für ganz Afrika von Wichtigkeit gewesen sein muß. Ihr Land soll 160 Meilen lang und 25 breit gewesen sein und sich vom dreißigsten bis zum fünften Grad der Breite gegen Süden erstreckt haben. Strabon setzt das Gebiet der Garamantes oberhalb der Gätuli und zwar dem Lande derselben parallel (XVII, 835. 838. Cas.). Nach ihm waren sie von den Äthiopen und den Anwohnern des nördlichen Oceans 9—10 Tagereisen, vom Tempel des Jupiter Ammon 15 Tagereisen entfernt (l. c.). Die früheste Nachricht von denselben gibt uns Herodot (IV, 174 u. 183). Er setzt sie oberhalb der Nasamonen und Psylloi und zehn Tagereisen von den Augylai entfernt. Von Ägypten aus führte der Weg zu ihnen durch das Gebiet der Ammonii und Augylai. Nach der ersteren Stelle des Herodot waren sie ein schüchternes Volk, vermieden jede Gemeinschaft mit Fremden, besaßen weder Waffen, noch verstanden sie solche zu gebrauchen. Nach der zweiten Stelle waren sie ein mächtiges Volk (ἔθνος μέγα ἰσχυρῶς), welches seinem salzreichen unfruchtbaren Boden dadurch Fruchtbarkeit gewährte, daß sie das Salz mit Erde bedeckten und dieser Decke ihre Aussaat anvertraueten. Ihr Land hatte auch fruchttragende Dattelbäume (wahrscheinlich nur auf Oasen; Herodot [IV, 183] theilt diese Region nach ἁλὸς κολωνοὶ ab). Die Garamantes waren ein handeltreibendes Volk, was sie durch ihre Lage zwischen Äthiopien und den Küstenstädten am Mittelmeere werden mußten. Sie scheinen auch einen Sklavenhandel getrieben zu haben. Denn nach Herodot (l. c.) machten sie auf Viergespannen auf die äthiopischen Troglodyten Jagd, einen Stamm schnellfüßiger Menschen, welche von Schlangen und Eidechsen lebten und keine articulirte Sprache hatten. Jedenfalls trieben sie Handel mit Carthago, seitdem dieser Staat seine Macht auch im Innern Afrika's ausgedehnt hatte (*Livius* XXIX, 33: ibi Masinissa inter Punica emporia gentemque Garamantum omne tempus — consumsit). Von den Garamanten kamen auch die sogenannten karchedonischen Steine, über welche Strabon (XVII, 830) bemerkt: *ἐν μὲν οὖν τῇ παρορίῳ λίθους εὑρίσκεσθαί φασι τοὺς λυχνίτας καὶ Καρχηδονίους λεγομένους.* Auch hatten sie Rinder von besonderer Gestalt der Hörner, welche nicht nach Oben, sondern nach Unten hin ausliefen. Daher diese Rinder nicht vorwärts, sondern rückwärts weideten (*Herodot.* IV, 183. Vgl. *Pompon. Mela* I, 8; dazu Is. Voß p. 355). Nach Strabon's Bericht (l. c.) waren ihre Rosse und Rinder *μακροχηλότεροι* als anderwärts. Ptolemäos (IV, 6, 16) setzt die Garamantes zwischen die Gätuli und Melanogätuli (Vergl. Geograph. Ravenn. III. p. 763 und Aethici cosmograph. p. 731, in der Gronov'schen Ausgabe des Pomp. Mela). Dionysios Periegetes (V. 217) setzt die Garamantes zwischen die,

Pharusii und Äthiopier. Plinius (H. N. V, 8) erwähnt dieselben neben den Augylä und Troglodyten. Unter Augustus besiegte der Feldherr Quirinus die Marmarida und Garamantes (*Flor.* Epit. IV. c. 12, 41. *Virgil.* Aen. VI, 794: super et Garamantas et Indos proferet imperium. Vergl. Eclog. VIII, v. 44). Unter Tiberius erschienen sogar Gesandte der Garamantes zu Rom, nachdem Tacfarinas in Afrika von den Römern besiegt worden war (*Tacit.* Annal. IV, 26). An einem andern Orte bezeichnet sie Tacitus als gentem indomitam et inter accolas latrociniis fecundam (Histor. IV, 50. Vergl. Annal. III, 74). Lucanus (IX, 512) setzt sogar den Tempel des Jupiter Hammon in ihr Gebiet. — Die Hauptstadt der Garamantes war Garama (Γαράμη, Germa, noch gegenwärtig Gherma oder Yerma in Fezzan), nach der Angabe des Plinius eine berühmte Stadt (clarissimumque oppidum Garama, caput Garamantum *Plin.* H. N. V, 5). Dieselbe lag in der Wüste Berdoa, an einem Steppenflusse etwas nördlich vom Gebirge Girgiris (vergl. Mannert X, 2. S. 587). Plinius (l. c.) erwähnt auch Matelgä und Debris als zwei Städte dieses Volkes. Cornel. Balbus hatte diese Region den Römern unterworfen und dieses Sieges wegen einen Triumph gefeiert (*Plin.* l. c.). — Man hat die Garamanten für eine Mischgattung von Negern und Libyern gehalten: denn sie waren von brauner, an das Schwarze grenzender Farbe (vergl. Mannert X, 2, 573). Das Gebiet derselben umfaßte jedenfalls das heutige Reich Bornu oder Burnu und hatte einen noch größeren Umfang als dieses. Es reichte über das gegenwärtige Fezzan hinaus und soll sich sogar bis gegen die Küste von Tripolis hin erstreckt haben (Vergl. *Livius* XXIX, 33 und Mannert X, 2. S. 585). Durch die Macht der Carthager war jedenfalls ihre nördliche Grenze etwas zurückgeschoben worden, was späterhin noch mehr durch das Vordringen der mächtigen Araber im Verlaufe des 6. und 7. Jahrh. geschehen ist. Vgl. Mannert a. a. O. S. 580. Alb. Forbiger 2. Bd. S. 886 fg. Von den neueren Reisewerken besonders Hornemann, Reisen von Cairo nach Fezzan. Cap. 9. S. 186 fg. 215 fg. (*J. H. Krause.*)

GARANCEUX oder **GARANCÉE**, eine braunschwarze pulverige Masse, welche fabrikmäßig aus den Rückständen des bei der Wollenfärberei und Zeuchdruckerei verwandten Krapps, der gemahlenen Wurzel der Färberöthe (Rubia tinctorum, garance, madder), gewonnen wird, und ebenfalls als Farbematerial im Gebrauche ist. Auf die Bereitung des Garanceux nahmen im J. 1845 Schwartz in Frankreich und Steiner in England Patente. Ihr Verfahren hat zum Zweck, diejenigen Bestandtheile der Krappwurzel, welche der Wirkung der wesentlichen Farbstoffe hinderlich sind, als Pflanzenfaser, Pektin u. a. m., so umzuändern, daß sämmtlicher Farbstoff verwandt werden kann. Zu diesem Behufe werden die Rückstände von der Krappfärberei durch Filtriren von der Flüssigkeit getrennt, indem man zugleich, um eine chemische Zersetzung zu verhüten, etwas Schwefelsäure zusetzt; hierauf werden sie ausgepreßt, wiederum vertheilt, mit ¼ ihres Gewichts englischer Schwefelsäure besprengt, gleichmäßig gemengt; und sodann auf einer durchlöcherten, in einem Kübel befindlichen Bleiplatte ausgebreitet, worauf 1—2 Stunden lang Wasserdämpfe von Unten durch die Öffnungen geleitet werden. Die hierdurch erhaltene braunschwarze Substanz wird nun zum Abkühlen ausgebreitet, durch Waschen mit Wasser von der Schwefelsäure befreit, ausgepreßt, getrocknet und gesiebt. Das so dargestellte Product findet dieselbe Anwendung als das Garancin, steht diesem aber im Färbevermögen weit nach. Auch eignet es sich nicht zur Darstellung einer schwarzen Färbung, sondern muß zu diesem Behufe mit Sumach versetzt werden. (*J. Loth.*)

GARANCIN (Garacine) ist ein aus frischem, d. h. noch nicht vorher zum Färben verwandtem Krapp fabrikmäßig dargestelltes Präparat, welches den Farbstoff in reinerer, concentrirterer und leichter ausziehbarer Form enthält. Zum Behufe der Bereitung dieser Substanz wird der Krapp mit Schwefelsäure behandelt, und diese durch Waschen wieder entfernt, wodurch sowol gewisse Farbstoffe, welche beim Färben mit Krapp die Herstellung schöner und lebhafter Farben erschweren, als auch solche Bestandtheile, welche die zur Färberei nothwendigen Farbstoffe einhüllen und so die vollständige Wirkung des gesammten Farbstoffgehalts verhindern, durch Verkohlung oder sonstige Umänderung unschädlich gemacht, während diejenigen Farbstoffe des Krapps, welche die durch denselben zu erzeugenden Farben bedingen, durch Schwefelsäure, sobald dieselbe nicht zu concentrirt ist, oder bei zu hoher Temperatur einwirkt, nicht zersetzt werden. Persoz und Gaultier wandten zuerst verdünnte Schwefelsäure an, wodurch hingegen nur ein mehr oder minder löslicher Zustand, nicht aber eine Verkohlung der unwesentlichen Substanzen erzielt wurde; später brachten Lagier, Robiquet und Colin concentrirte Schwefelsäure in Anwendung und nahmen im J. 1828 ein Patent auf ihr Verfahren, welches sie folgendermaßen beschreiben: Der gemahlene Krapp wird zunächst drei Mal nach einander mit 5—6 Theilen Wasser ausgezogen, indem man ihn nach jeder Ausziehung durch Auspressen von der Flüssigkeit befreit, und ihn das erste Mal 12 Stunden lang mit dem Wasser stehen läßt, damit der Antheil des Farbstoffes, welcher mit dem Pektin aufgelöst oder aufgeschwemmt wird, Zeit habe sich wieder niederzuschlagen; hierauf wird die Masse noch feucht mit ½ Th. Schwefelsäure, welche aber vorher mit mehr oder weniger Wasser vermischt sein muß, durch Anrühren gleichförmig gemengt, und dieses Gemenge ungefähr eine Stunde lang bis 100 Grad erhitzt, damit die Schwefelsäure ihre zerstörende und auflösende Wirkung ausübe. Die Masse wird hierauf durch Anrühren und Auswaschen mit Wasser von aller Säure befreit und dann ausgepreßt, getrocknet und gesiebt.

Ein wichtiger Punkt, worauf bei der Bereitung des Garancin zu achten ist, ist die gehörige Concentration der Schwefelsäure und die passende Temperatur, da bei Anwendung einer zu stark verdünnten Säure der beabsichtigte Zweck, nämlich die Zerstörung der bei der Färbung hinderlichen Bestandtheile des Krapps, nur unvollständig erfüllt wird, bei zu starker Concentration aber oder bei zu hoher Temperatur die wesentlichen Farbstoffe selbst zer-

führt werden, oder mit anderen Bestandtheilen Verbindungen eingehen, die entweder den Farbstoff einhüllen, oder sich mit demselben in der Farbebrühe auflösen. Nach Persoz nimmt man zur Bereitung des Garancin auf 1 Theil trockenen, nachher gewaschenen Krapp ein Gemisch von 1 Th. englischer Schwefelsäure und $\frac{1}{2}$—1 Th. Wasser, und erhitzt die Mischung auf 60—70°. Die bestimmtere Wassermenge oder Temperatur zwischen den genannten Grenzen hängt von der Beschaffenheit des angewandten Krapps ab. Die letzten Antheile der Schwefelsäure muß man durch Zusatz eines Alkalis zu neutralisiren suchen; am vortheilhaftesten ist die Anwendung von doppeltkohlensaurem Alkali, da ein Überschuß von freiem Alkali schädlich einwirkt; auch ist es sehr zweckmäßig den Krapp vorher so fein als möglich zu pulvern, weil gröbere Theile die Schwefelsäure sehr fest zurückhalten. Nach der Sorte des angewandten Krapps und der Art der Behandlung ist die Beschaffenheit des gewonnenen Garancin sehr verschieden. Als Durchschnitt nimmt man an, daß 1 Th. Garancin 3—$3\frac{1}{2}$ Th. Krapp ersetzen kann. Die Prüfung des Garancin geschieht am besten durch Bestimmung seines relativen Färbevermögens, indem man kleine Stücke von mit den Beizmitteln zu Roth, Hellroth, Violett und Braun bedrucktem Baumwollenzeuche mit der zu prüfenden und mit einer anderen schon hinsichtlich ihres Werthes bekannten Sorte Garancin in bestimmten Gewichtsverhältnissen ausfärbt.

Die Farben, welche mit Garancin erzeugt werden, sowie die hierzu anzuwendenden Beizmittel sind im Allgemeinen dieselben als bei der Färberei mit Krapp; hingegen lassen sich vornehmlich Violett und Rosa weniger schön, andere aber schöner mit Garancin erzielen. In Bezug auf Dauerhaftigkeit stehen hingegen die Garancinfarben den Krappfarben weit nach, indem sie viel weniger dem Lichte, der Seife und dem Chlor widerstehen. Der Hauptvortheil des Garancin beim Zeuchdrucke besteht in der Ersparniß von Zeit und Arbeit, indem die Farben sich sogleich in ihrer Reinheit darstellen und das Weiß der Muster weniger gefärbt wird. (*J. Loth.*)

GARAPHA (*Γάραφα*), eine Stadt mit einem Hafen, oder nur ein Hafenplatz in der Regio Syrtica in Afrika, nach dem Periplus von Leptis Magna oder vom Ankerplatze Hermäon 300 Stadien entfernt, von welchem Orte nur Skylax und Ptolemäos eine kurze Notiz geben. Es ist jedenfalls derselbe Ort, welchen der Periplus *Ἀφορὰ* nennt (vgl. Mannert X, 2, S. 135); Ptolemäos (IV, 3, 12) *Γάραφα ἢ Γράφαρα λιμήν*. In dieselbe Gegend setzt Skylax (p. 47. ed. Gr.) die Stadt *Γράφαρα*. Er bezeichnet den Ort als Stadt, Ptolemäos und der Periplus nur als Hafen. Bei Plinius (H. N. IV, 4) hat Harduin an die Stelle des in Handschriften befindlichen Taphra *Garapha* gesetzt (Oppida: Neapolis, Garapha, Abrotonum), weil Taphra hier nicht unterzubringen sei. Vgl. *Cellarius*, Orb. ant. II, 2. p. 123. Mannert a. a. O. Sickler, Alte Geogr. II, 633. (*Krause.*)

GARAPHI MONTES (*τὰ Γάραφα ὄρη*), ein Hauptzweig des großen Atlasgebirges in Mauritania Cäsariensis, welcher sich vom Madethubadon (*τὸ Μαδεθούβαδον ὄρος*) zwischen den Flüssen Chinalaph und Savus nördlich nach dem Zalacus hinaufzieht. Er schließt sich östlich an das Gebirge Durdos an, und in ihm haben der Fluß Chinalaph oder Schelif, nebst seinen Nebenflüssen, ihre Quelle. Vgl. Mannert Th. X, 2. S. 397. Forbiger II. S. 864. Statt Garapha findet man auch Galapha geschrieben. Vgl. Sickler, Alte Geograph. II, 642. Die alten Geographen geben nur spärliche Notizen über dieses Gebirge. Ptolemäos (IV, 2, 14) führt *τὰ Γάραφα ὄρη* zwischen dem *Δούρδον ὄρος* und dem *Μαδεθούβαδον ὄρος* auf. (*Krause.*)

GARAVAGLIA (Giovita), wurde nach Einigen 1789, nach Andern am 18. März 1790 zu Pavia geboren. Zunächst trat er in die Schule des Fustino Anderloni, der ihn in den Anfangsgründen der Kupferstecherkunst unterrichtete, und unter dessen Leitung er so schnelle und glückliche Fortschritte machte, daß er schon nach kurzer Zeit befähigt war, an dem Stiche anatomischer Abbildungen, mit welchem Anderloni für ein Werk des Professors Scarpa beschäftigt war, thätigen Antheil zu nehmen. Im J. 1808 verließ Garavaglia Pavia und begab sich zu weiterer Ausbildung nach Mailand, wo er unter Longhi's Leitung an der Akademie der Brera seine Studien fortsetzte. Sein ausgezeichnetes Talent entwickelte sich unter der besonderen Pflege eines so vortrefflichen Meisters, als Longhi, in einem solchen Maße, daß er bereits im J. 1813 den ersten Preis davontrug, für den Stich seiner Herodias mit dem Haupte des Johannes, nach B. Luino, und im J. 1817 abermals gekrönt wurde, dieses Mal für den Stich einer heiligen Familie, nach einem angeblich von Rafael gemalten Bilde. Erwarben ihm schon diese Arbeiten einen bedeutenden Ruf, so wurde derselbe durch seine nachfolgenden Leistungen nur noch fester begründet und erhöht. Als sein vorzüglichstes Werk betrachtet man, und wol mit größtem Rechte, seine Madonna della Sedia, nach Rafael's viel bewundertem und vielfach gestochenem Bilde. War es an sich schon ein gewagtes Unternehmen, den Stich eines Bildes zu versuchen, welches bereits von den größten Stechern unserer Zeit, einem Morghen, Desnoyers, J. G. Müller, in Kupferstich nachgebildet worden war, so verdient es um so größere Anerkennung, zumal da dasselbe vom schönsten Erfolge gekrönt wurde; denn nicht allein gelang ihm seine Arbeit soweit, daß sie einen Vergleich mit jeder anderen Nachbildung auszuhalten vermochte, sondern, nach dem einstimmigen Urtheile aller Sachverständigen, übertraf er jede derselben.

Nach Morghen's Tode ward Garavaglia die Ehre zu Theil, nach Florenz berufen zu werden, um die erledigte Professur an der Akademie zu Florenz zu übernehmen, leider aber ereilte ihn hier schon am 27. April 1835 der Tod in Folge eines apoplektischen Anfalles.

Einer der vortrefflichsten Künstler unserer Zeit, gehört Garavaglia zu der kleinen Zahl von Kupferstechern, welche Zweck und Grenzen ihrer Kunst klar erkennend, auch die schwierigste Aufgabe derselben, die Entsagung, zu üben wissen. Ist es in den meisten Fällen der Zweck der Kupferstecherkunst, ein gegebenes Kunstwerk, sei es ein

Gemälde, oder eine Zeichnung, durch die ihr eigenen Mittel zu reproduciren, gleichsam zu übersetzen, so ist möglichste Treue und Gewissenhaftigkeit und ein möglichstes Anschmiegen an das gegebene Vorbild die erste und größte Pflicht des Kupferstechers. Je deutlicher aus dieser Übersetzung das Original mit allen seinen Eigenthümlichkeiten hervorleuchtet, und je weniger der Übersetzer selbst dabei handelnd erscheint, desto vollkommener wird der Zweck erreicht. Hierzu aber sind dem Kupferstecher Eigenschaften nöthig, welche sich selten vereinigt vorfinden. Er muß in den Geist seines Originals einzudringen und ihn zu erfassen vermögen, und er muß zugleich eine so große Aufopferungsfähigkeit besitzen, daß er, durch langjährige, angestrengte Übung, Herr aller technischen Hilfsmittel, dieselben doch nur zur möglichst treuen Wiedergabe des Originals, und nur soweit, als es diese erfodert, in Anwendung bringt.

Diese Aufgabe scheint sich auch Garavaglia gestellt zu haben, und wurde sie auch nicht in allen seinen Arbeiten gelöst, so doch in vielen, namentlich in seinen Stichen nach Guido, Guercino und Maratti, und am vollkommensten in seiner Madonna della Sedia nach Rafael. In wenigen Stichen dürfte Rafael's Geist und Form reiner und unverfälschter wiedergegeben sein, und in nur sehr wenigen mit einer ähnlichen Anspruchslosigkeit und Einfachheit in Behandlung des Grabstichels. Wäre es Garavaglia darum zu thun gewesen, die Liebhaber durch kühn geschwungene Taillen, oder durch blendenden Glanz des Grabstichels in Erstaunen zu setzen, es würde ihm leicht gewesen sein, es auch darin Jedem gleich zu thun, denn überall zeigt er sich als vollkommener Meister in Behandlung seines Instrumentes; aber er verschmähte es, auf Kosten wahrer Kunst, mit einer rein handwerksmäßigen Fertigkeit zu prunken.

Bei einer gewissenhaften Vergleichung der Arbeiten Garavaglia's mit denen seiner berühmtesten Zeitgenossen, R. Morghen und G. Longhi, kann man sich nur dem allgemeinen Urtheile anschließen, welches die Madonna della Sedia auf gleiche Linie stellt mit Morghen's Abendmahle, mit Longhi's Vermählung Mariä. Würde er auch Morghen an Feinheit, Wärme und Tiefe der Farbe weichen müssen, so würde er ihn hingegen an Reinheit der Zeichnung und tiefer, charakteristischer Auffassung übertreffen. Longhi hingegen würde er nur in jener bewundernswürdigen Leichtigkeit nachstehen, mit welcher dieser treffliche Künstler in seinen Stichen nach so durchaus verschiedenen Meistern, wie Rafael, Correggio und Rembrandt, auch jedes Mal seine ganze Stechweise umzugestalten vermochte, je nachdem es der zu stechende Gegenstand erfoderte.

Die Zahl von Garavaglia's Werken ist ziemlich beträchtlich. Seine letzte, bei seinem Tode noch unvollendet vorgefundene, Platte ist die Himmelfahrt Mariä nach Guido's großem Bilde in Genua; sie wurde von Anderloni vollendet. *(H. Weber.)*

GARAYE (Claude Toussaint Marot, Comte de La), ein durch seine Frömmigkeit und seine vielen milden Stiftungen berühmt gewordener französischer Edelmann, war am 27. Oct. 1675 zu Rennes geboren. Sein Vater war Rath beim Parlamente der Bretagne, späterhin Gouverneur der Stadt und des Schlosses Dinan. Der junge Graf besuchte das Collège d'Harcourt in Paris, übte sich dann cavaliermäßig beim Waffenmeister, auf dem Fechtboden und auf der Reitbahn aus, und trat dann in das Corps der Mousquetaires ein. Er nahm auch an der Belagerung von Namur im J. 1692 Theil. In diesem Jahre starb sein Vater, und diesem folgte bald nachher auch der ältere Bruder nach. Claude wurde dadurch das Haupt der Familie und Besitzer eines bedeutenden Vermögens. Er vermählte sich im J. 1701. Er hatte die Stelle eines Parlamentsrathes der Bretagne erkauft, legte dieselbe aber bald nieder, und zog sich auf sein Schloß Lagaraye in der Nähe von Dinan zurück, wo er den Freuden der Welt lebte, namentlich dem Jagdvergnügen. Mitten in diesem Freudentaumel übte er aber zwischendurch immer Handlungen der Wohlthätigkeit. Einen besondern Eindruck scheint es auf den lebenslustigen Grafen gemacht zu haben, daß sein Verwandter und Freund, der Graf Talhouet de Gavion, in den Trappistenorden eintrat. Er begab sich nach Paris, studirte hier Pharmacie und Chirurgie, und wandte dann seine erlangten Kenntnisse zum Vortheile der erkrankten Landleute an. Es bedurfte jedoch noch einer getäuschten Hoffnung, um die Sinnesänderung des Grafen vollständig zu machen; sie trat ein, als er sich 1708 vergeblich in Paris bemüht hatte, eine Hofcharge zu erhalten. Auch der Tod seines Schwagers, des Grafen von Pont-Briand, mochte auf ihn und besonders auf seine Gemahlin einen bestimmenden Einfluß ausüben. Der Graf zog sich nämlich eine Zeit lang in eine Benedictinerabtei zurück, und gleichzeitig begab sich die Gräfin nach St. Malo, wo sie dem Weltleben entsagte. Als die beiden Gatten wieder auf ihr Schloß zurückgekehrt waren, begannen sie ihr frommes Wirken für die Armen und Kranken: die zahlreichen Bedienten wurden entlassen, die Hunde verschenkt, die Pferde zum Theil verkauft; ja die Gräfin entledigte sich ihrer Schmucksachen. Im J. 1714 begaben sich beide Gatten nach Paris; der Graf suchte hier seine medicinischen Kenntnisse zu erweitern, die Gräfin aber machte sich im Hôtel-Dieu genauer mit der Krankenpflege bekannt. Nach der Rückkehr auf sein Schloß gründete der Graf in Lagaraye ein Krankenhaus mit 40 Betten für alle Kranken und Schwachen, die dahin kamen, und denen die beiden Gatten selbstthätig Hilfe leisteten. Es wurden außerdem noch Wundärzte besoldet, welche die Kranken in der Umgegend zu besuchen hatten; auch erhielten junge Männer, die sich der Wundarzneikunst widmeten, Unterstützung. Der Graf hatte sogar den Gedanken, sein Vermögen unter die Armen zu vertheilen und sich ganz aus der Welt zurückzuziehen; doch wurde er von diesem Schritte durch die ernstliche Zusprache eines verdienten Geistlichen zurückgehalten. Er gründete aber weiterhin noch eine Maison des Incurables in Dinan und noch einige andere Wohlthätigkeitsanstalten, und er verwendete für diese Zwecke auch 100,000 Francs, womit Ludwig XV. ihm gewisse chemische Entdeckungen abkaufte. Graf Lagaraye lehrte nämlich eine bessere Bereitung des Aethiops martialis kennen, und eine vollkommenere Bereitung mancher Extracte. Statt nämlich den Pflanzenkörper durch Kochen zu extrahiren, läßt er die

auszuziehende gepulverte Substanz anhaltend mit kaltem Wasser heftig schütteln oder quirlen, und die filtrirte Flüssigkeit wird dann bei gelinder Wärme auf flachen Tellern abgedampft. Diese sogenannten Garaye'schen Extracte hatten da Vortheile, wo es auf Erhaltung flüchtiger Stoffe ankam; sie sind aber jetzt durch bessere Bereitungsweisen verdrängt.

Inmitten dieser Frömmigkeit bewahrte der Graf La Garaye seine Vaterlandsliebe vollständig. Denn als 1746 die Engländer Lorient angriffen, schloß er sich den übrigen Edelleuten an, welche zur Vertheidigung des Landes herbeieilten. — Er starb im J. 1755 und die fromme Gräfin überlebte ihn zwei Jahre. La Garaye ist der Verfasser von zwei medicinischen Schriften: 1) Récueil alphabétique de pronostics dangereux et mortels sur les différentes maladies de l'homme, pour servir à MM. les recteurs et autres. (Paris 1730. Ib. 1770.) 2) Chimie hydraulique, pour extraire les sels essentiels des végétaux, animaux et minéraux avec l'eau pure. (Paris 1745. Ib. 1775.) (Ins Deutsche übersetzt Frankfurt 1749 u. 1755.)

Sein Leben ist in zwei besondern Schriften beschrieben worden: Les époux charitables, ou Vies de M. le comte et de Madame la comtesse de La Garaye, par M. *D. V. C. E.* (Rennes 1782.) Vies de M. de La Garaye et de madame de Pont-Briand par M. *B. Cathenos.* (St. Malo 1790.) Auch hat der Abbé Tresvaux in seinen Vies des Saints de Bretagne einen Artikel über die frommen Eheleute de La Garaye aufgenommen. (*F. W. Theile.*)

GARAZDA, Nicolaus (von Kereszt[illegible]), ein [illegible]rer ungarischer Held, zur Zeit des Königs Siegmund. Er kämpfte unter der Anführung des Johann [illegible] gegen den Rebellen Johann Hervoja oder [illegible] und gegen die Türken, die aus Bosnien in das Königreich Ungarn einfielen. Garazda befreite viele Tausend christliche Gefangene aus den Barbarenklauen. Überall war Nicolaus Szilágyi sein treuer Gefährte, und um den Türken einen desto festeren Damm zu setzen, baten beide den König Siegmund, daß er ihnen die Vertheidigung der Festung Zrebernik oder Zvornik in Bosnien anvertrauen möchte. Dies geschah, und sie entsprachen dem Zutrauen des Königs, indem sie die Festung [illegible] Jahre lang tapfer vertheidigten, viele Feinde niederhieben, andere gefangen nahmen. Als von den Türken nichts mehr zu befürchten war, übergaben sie die Festung wieder dem Könige. Für diese treuen Dienste erhielten sie vom Könige Siegmund zwei Dörfer in Siebenbürgen zur Belohnung, Balasfalva (Blasendorf) in der [illegible] und Szent-[illegible] in der albenser Gespanschaft, im J. 14[illegible]. [illegible] folgenden Jahre Siegmund wieder gegen die Türken und Bosnier zu kämpfen hatte, begleiteten sie den König nach Bosnien, und während er andere Festungen belagerte, nahmen sie das Schloß [illegible] ([illegible], sprich: [illegible]nitsch) ein und übergaben es dem Könige. [illegible]

GARBI, GARBIEH, [illegible] alte Delta umfassend, mit 240,000 Einwohnern. [illegible] Geographen unterscheiden darin das nördliche [illegible]

[illegible] Lib. XIV. [illegible] Commentaria in libros Galeni de febrium differentiis, cum textu Graeco (Lugd. 1514. 4.) (F. W. Theile.)

GARCIA (Manuel), geb. am 22. Jan. 1775 zu Sevilla, war in seiner Jugend Chorknabe und zeichnete sich späterhin, seit 1792 als Theatersänger, Componist und Orchesterdirector vortheilhaft aus. Nachdem er in Cadiz, Malaga und Madrid abwechselnd engagirt gewesen, begab er sich nach Frankreich. Im J. 1808 erhielt er eine Anstellung bei der italienischen Oper, wo er außerordentlichen Beifall einerntete, obgleich er bisher noch nie italienisch gesungen hatte. In den Jahren 1811—1816 glänzte er als Sänger auf fast allen großen Bühnen Italiens. Kunstwissenschaftlich gebildet, gründete er bei seiner Rückkehr nach Paris eine Sängerschule, deren außerordentlicher Erfolg ihm eine große Celebrität verschaffte. Er galt allgemein als einer der tüchtigsten Lehrer seiner Kunst. Bereits 1817 hatte er zum ersten Male London besucht. Im J. 1824 begab er sich abermals in die Hauptstadt Englands. Auch dort setzte er, seiner vielen und anstrengenden Bühnenleistungen ungeachtet, seine Gesangschule fort, die nicht selten 80 Schüler zählte, unter ihnen auch seine 1836 verstorbene Tochter Marie, die sich unter dem Namen Malibran-Garcia als Meisterin im Gesange auszeichnete. Er verweilte nicht lange in London. Noch im J. 1824 entschloß er sich, die Direction des Theaters in Newyork zu übernehmen. Eine auserlesene Truppe, meistens aus Mitgliedern seiner eigenen Familie bestehend, folgte ihm nach Newyork. Künstlerleistungen dieser Art erregten in Amerika, schon durch den Reiz der Neuheit, allgemeines Erstaunen und Bewunderung. Der schädliche Einfluß des Klima's auf das Organ der Sänger nöthigte ihn indessen, bereits 1827 das in jeder Hinsicht für ihn vortheilhafte Unternehmen wieder aufzugeben. Unter dem milden Himmel Mexico's beschloß er einen ähnlichen Versuch zu machen. Der Erfolg krönte seine Bemühungen in solchem Grade, daß er nach 18 Monaten bereits den Entschluß fassen konnte, sich von allen Bühnengeschäften zurückzuziehen. Er wollte nach Europa zurückkehren, um dort von seinem wohl errungenen Vermögen in Ruhe zu leben. Dieser Plan scheiterte. Auf dem Wege nach Veracruz ward er von Räubern überfallen. Vor dem Schicksale, völlig ausgeplündert zu werden, konnte die ihm mitgegebene Bedeckung ihn nicht schützen. An ein Zurückziehen von aller öffentlichen Wirksamkeit durfte er nun nicht mehr denken. An dem Gesangunterrichte, dem er nach seiner Ankunft in Paris sich widmete, nahmen sowol junge Künstler, als Dilettanten, zahlreich Theil. Er trat abermals in dem italienischen Theater auf, in Mozart's Don Juan und in dem Barbier von Sevilla. Indessen hatten Alter, Anstrengungen aller Art und mancherlei Unglücksfälle so nachtheilig auf seine Stimme eingewirkt, daß er es bei jenen beiden Versuchen bewenden lassen und sich von der Bühne gänzlich zurückziehen mußte. In der letzten Zeit seines Lebens beschränkte er seine Thätigkeit fast gänzlich auf die Ausbildung seiner Schüler. Er starb zu Paris am 2. Juni 1832. Als Sänger wirkte er besonders durch das hinreißende Feuer seines Vortrags und die Anmuth seiner schönen Stimme. Weniger ausgezeichnet war er als Componist. Seine Fruchtbarkeit war größer als seine Genialität in der Erfindung. Einen echt künstlerischen Gehalt haben nur wenige seiner Compositionen. Die Opern: El preso, El poeta calculista, Il califo di Bagdad u. a. tragen jedoch das echte Gepräge des spanischen Nationalcharakters. Besondere Erwähnung verdient noch die von ihm herausgegebene Singschule (Metodo de canto o arte de apprender a cantar). Dies Werk enthält die Resultate seiner gründlichen Studien der Gesangskunst. Wie er durch seinen Unterricht genützt, haben viele seiner Schüler und Schülerinnen, die Damen Rimbault, Ruiz-Garcia, Merle-Lalande, Favelli, die Herren Nourrit, Geraldi u. A. der Welt aufs Überzeugendste dargethan. Nur den Ruhm seiner ältesten Tochter, der berühmten Sängerin Malibran, erlebte er noch, nicht aber das Glück, welches seine beiden andern Kinder, Manuel und Paulina, besonders die letztere als ausgezeichnete Pianistin, auf ihren Kunstreisen durch die vorzüglichsten Städte Europa's machten *).

(*Heinrich Döring.*)

I. Könige.

GARCIAS, König von Galicien und Portugal, dritter Sohn Ferdinand's, des Königs der vereinigten Reiche Castilien und Leon, ward, wie seine Brüder Sancho und Alfons, in den liberalen Disciplinen unterrichtet, und als er erwachsen war, an militairische Studien gewöhnt, und mußte dann an Einfällen und Schlachten häufig Theil nehmen, wie Rodrigo von Toledo (Hisp. VI, 10) sagt, und Cap. 11 bemerkt er: Garsiae dedit (Fernandus) totam Galleciam cum ea parte, quae dicitur Portugale. Er meint damit, daß Galicien in damaliger ausgedehnter Bedeutung auch Portugal umfaßt habe; denn er sagt (Hisp. V, 16): Ingressus est (Almanzor) per eam partem Galleciae, quae dicitur Portugale. Als im J. 1064 König Ferdinand seine Monarchie Leon und Castilien unter seine drei Söhne theilte, wies er Sancho'n das Königreich Castilien und die Vasallenschaft der Muhammedaner von Saragossa, Alfons'en die Krone von Leon und das oviedoische Asturien, und dem Garcias das Königreich Galicien und Portugal an; doch war die Königin Sancha, die Mutter der drei genannten Söhne, nach dem Tode ihres Gemahles Ferdinand, welcher sich im J. 1065 ereignete, unumschränkte Besitzerin von Leon, Galicien und Portugal. Den König Garcias, welcher in Galicien sich aufhielt, baten im J. 1066 Cresconius, Bischof von Iria oder St. Jago, Wistriarius von Lugo, und andere von den vornehmsten Herren, daß er die Kirche zu Braga wieder erbauen lassen möge, und stellten ihm vor, daß diese Stadt beinahe wieder bewohnt und von den Staaten der Muhammedaner allzu entfernt läge, als daß man ihrethalben einige Besorgniß wegen der Feind-

*) Vgl. Gaßner's Universallexikon der Tonkunst. S. 325 fg. Blum's Theaterlexikon. 3. Bd. S. 337 fg.

seligkeiten der Unglücklichen hegen konnte. Garcias begann an der Wiedererbauung der Kirche zu arbeiten[1]). Seine Mutter Sancha starb den 7. Nov. 1066. Garcias wurde von allen und selbst von den Seinigen gering geachtet, denn er übte Tyrannei gegen die Seinigen. Er hielt nämlich seinen Vertrauten Vermula zu werth. Den Hinterbringungen dieses Lieblings gab er grausames Gehör wider Ritter und Barone. Sie supplicirten oft, daß er den Vermula von sich entfernen möchte. Aber dieses war ihm zu sehr zuwider. Sie erwogen ihre Schande und ihren Verlust, weil sie durch Angebereien seines Lieblings verletzt wurden, und erschlugen den Angeber in des Königs Gegenwart. Dieser, durch den Tod seines Günstlings beleidigt, warf ihnen die angethane Schmach häufig vor, begann alle die Seinigen ohne Unterschied zu kränken, und drohte mit Strenge, daß er seinem Unwillen kein Ziel setzen werde. Die Seinigen aber fürchteten die Gefahren der Drohungen, und gingen, die ihnen angethane Schmach erwägend, von ihm hinweg, wie sie konnten[2]). Nach Neueren, namentlich nach dem Abt von Bayrer, nahm Garcias seiner Schwester, der Infantin Donna Urraca, verschiedene zu ihrem Leibgedinge gehörige Lande, welche in seinen Staaten lagen, hinweg, griff nämlich im J. 1069 Toro an, bekam es ohne Mühe ein, und griff nachmals Zamora an, welches Donna Urraca so lange herzhaft vertheidigte, bis sie von ihren Brüdern Hilfe erhalten. Aber kein alter Geschichtschreiber erwähnt dieses. Nach spanischen Romanzen[3]) sendet König Sancho, Garcias's Bruder, den Cid zu seiner Schwester nach Zamora, um diese Stadt zu erlangen. Die späteren Geschichtschreiber haben die Romanzen als Geschichtsquellen benutzt, jedoch diese nicht immer getreu. So wird erzählt, Sancho habe seiner Schwester Urraca Toro[4]), welches er jedoch nach der Romanze der andern Schwester Elvira nahm, genommen. Daß Sancho Zamora belagert, und hierbei das Leben verloren, ist geschichtlich[5]). Neuere Geschichtschreiber haben also wol die Bedrängung Urraca's durch ihren Bruder Sancho auf Garcias übergetragen, und haben hierbei nicht einmal die Romanzen für sich. Zwar beklagt Urraca sich in der Romanze, welche beginnt: „Morir vos queredes, padre," bei ihrem Vater:

Diste á Don Sancho á Castilla,
Castilla la bien nombrada
Á Don Alfonso á Leon,
Y á Don García á Vizcaya.

Aber in den andern Romanzen, in welchen sie nach der Zeit des Todes ihres Vaters dargestellt wird, beklagt sie sich blos über Sancho, und beklagt ihre Brüder. In der Romanze, welche beginnt: Entrado ha el Cid en Zamora, beklagt sie diese Stadt, weil er (Sancho) den Eid nicht erfülle, den er ihrem Vater geschworen habe und fährt dann zu klagen fort, daß Sancho ihrem Bruder sein ganzes Land genommen und ihn ins Gefängniß gesetzt, und er liege noch in demselben, als wenn er ein Straßenräuber gewesen wäre, nämlich:

Que despues que él (der Vater) fuera muerto,
Á mi hermano Don García
Le (nämlich Sancho) tomó toda su tierra,
Y en prisiones lo ponía;

* * *

Como si fuese ladron,
Agora en ella yacia;
Tambien á Alfonso mi hermano
Su reino se lo tenia.

* * *

Huyóse para Toledo,
Con Moros está hoy en dia;
Á Toro á mi hermana
Á mi hermana Doña Elvira.

Hiernach nahm also nicht Garcias, sondern Sancho der Schwester (nämlich nicht der Donna Urraca, sondern der Donna Elvira) das Land. Der erstgeborene Sancho hielt sich durch die Theilung der Monarchie durch seinen Vater für verletzt, und bekriegte deshalb seinen Bruder, den König Alfonso von Leon und Asturien. Dieser suchte im J. 1070 bei seinem Bruder Garcias um Hilfe nach, indem er ihm zu verstehen gab, daß Sancho nichts anderes im Sinne führe, als sich der Reiche Beider zu bemächtigen: König Garcias gab dem Könige Alfons auch eine hinlängliche Verstärkung. Dieser ward jedoch den 14. Juli 1070 in der Schlacht nahe bei Volpellar gefangen, und gezwungen, der Krone zu entsagen und Mönch zu werden. Nachdem Sancho Leon und Asturien in Besitz genommen, wandte er seine Augen auf Galicien. Die Galicier waren wegen der Umstände, welche wir oben angegeben haben, mit Garcias unzufrieden, und König Sancho erlangte leicht, was er wünschte. Während dessen ging Garcias, nachdem er 300 Ritter zu sich genommen, zu den Aragenern (d. h. Sarazenen), und unternahm es, sie zu bereden, daß sie mit ihm ein Heer gegen seinen Bruder schicken möchten, und versprach ihnen, ihnen des Bruders und sein Reich zu geben. Sie aber antworteten: Als du König warest, konntest du keineswegs dein Reich retten: wie willst du uns also ins Verderben stürzen? Doch ehrten sie ihn durch Geschenke, verachteten ihn aber, und schickten ihn in das Christenland zurück. Durch doppelte Beschämung bestürzt und zerknirscht begann er die Provinzen feindselig zu behandeln, und nahm mehre Orte in Portugal in Besitz. Ihm zog sein Bruder, König Sancho, entgegen, und beide Brüder stellten an dem Orte, welcher Irenda hieß, ihre Scharen in Schlachtordnung. Garcias, in der Schlacht besiegt, ward gefangen genommen, zu Luna in Fesseln geschlagen und in Haft gehalten. So nach Rodrigo von Toledo. Er erzählt nun weiter, wie Sancho, nachdem er die Reiche seiner Brüder eingenommen, auch das Land seiner Schwestern habe in Besitz nehmen wollen, und wie er Zamora belagert. Hierbei kommt auf der Seite des Königs Sancho auch Rodericus Didaci Compiator vor. Es läßt sich vermuthen,

1) Liber de Fide Bracarensium. Vgl. Ferreras III. S. 286. 287. 2) *Rodericus Toletanus*, De Reb. Hispaniae. Lib. VI. Cap. 18. p. 236. 237. 3) s. Romanes sobre el Cid bei *Pepping*, Romancero Castellano. Nueva Edit. T. I. (Lips. 1844.) p. 155—172, und bei demselben, Sammlung der besten spanischen Romanzen. (Altenburg und Leipzig 1817.) S. 96—113. 4) Über diesen Gegenstand hat Lope de Vega die Komödie: Las almenas de Toro, verfaßt. 5) *Rodericus Toletanus*, De Reb. Hispan. Lib. VI. p. 237.

daß dieser, nämlich der [illegible] Cid, auch an der Schlacht bei [illegible], in welcher Garcias gefangen wurde, Theil genommen. [illegible] in der [illegible] Cronica del Rodrigo Diaz de Bivar el Campeador [illegible] Garcias gefangen ward, [illegible] [7]. [illegible] Sancho [illegible] [illegible] Garcias [illegible] Schlacht [illegible] Garcias [illegible] Garsias tamen [illegible] victoriam prosequi Santium quaerere [illegible] [9], commisit custodiendum. [illegible] (qui erat de [illegible] Sancii) die [illegible] Herrn [illegible]. Als er [illegible] sah, sagte er zu den [illegible], den Wächtern des Garcias: Laßt euren König los, ihr Verräther [11])! So beherzt und tapfer schlug er sich mit ihnen, daß er sie besiegte, und wies die Pferde derselben dem Sancho mit den übrigen Ge-

[illegible] Schlacht [illegible] Garcias besiegt und gefangen. [illegible] zur Schlacht [illegible] Sancho, der den Sieg [illegible], [illegible] den gefangenen Garcias [illegible], einem Schlosse in [illegible] des [illegible]. [illegible] zur [illegible] des Cid erzählen. Es [illegible] sich wenig [illegible], wie Ferreras bemerkt, auf welche man sich wegen der [illegible] des Cid [illegible] kann. [illegible] König Sancho [illegible] haben soll, nur die [illegible], daß er den Ritter [illegible], welcher [illegible] und den König Sancho mit [illegible] errettet. [illegible] Cid ein Mal wegen [illegible], so war es dem [illegible] der Sage gemäß, daß er überhaupt zum Haupthelden des Königs Sancho gemacht ward, und daß man ihn auch den König Garcias in der Schlacht gefangen nehmen ließ. [illegible] Romanze [illegible]:

> [illegible] Don Garcia,
> [illegible]:
> Prendió á Don Garcia el Cid
> Con [illegible];
> Entrególe á su señor
> Con [illegible].

Nach Ferreras [12]) [illegible] derjenigen, welche obigen Erzählung [illegible], zwei wichtige Ursachen [illegible], um glaubend zu machen, daß alles dieses [illegible] eine [illegible] Fabel sei. Denn erstlich, fährt Ferreras fort, war Sancterena nicht unter der Botmäßigkeit des Don Garcias, sondern unter der des Muhammed [illegible], weil es so wenig von Don Garcias als von seinem Vater Don Fernando war erobert worden; auch gewiß ist, daß es erst von dem Könige Don Alfonso viele Jahre nach dieser Begebenheit, wie Ferreras unter dem J. 1085 [illegible] werde, eingenommen ward. Zweitens ist nach Ferreras gleichfalls gewiß, daß Don Garcias nicht von dem Don Sancho in der Schlacht gefangen worden, sondern daß er Don Alfonso'n in die Hände gerathen, ohne mit diesem in einem öffentlichen Kriege befangen gewesen zu sein. Da jedoch nach Rodrigo von Toledo [13]) Garcias in der Schlacht bei Arenás gefangen ward, so bleibt ungewiß, ob dieses nicht stattfand, oder wenn es sich zugetragen, ob Garcias auch nach dem Tode des Sancho in der Haft zu Luna blieb, oder aber ob Garcias zwei Mal gefangen gesetzt ward, nämlich ein Mal von Sancho, und ein Mal von Alfonso. Wahrscheinlicher jedoch wurde er von diesem, als er zur Regierung gelangte, in Haft gelassen. Doch müssen wir erwähnen, wie Ferreras unter Anführung der Leichenschrift des Don Garcias, des Don Pelagius und der Geschichte von Compostell, zum J. 1073 die Geschichte des Don

---

6) „Chronicle of the Cid," Crónica del Cid Rodrigo Diaz de Bivar el Campeador, corregida por Southey. Londres 1808. in 4.) 7) Histor. Hispan. P. III Cap. 28, p. 250, 251. In den Romances nuevamente sacados des historias antiguas de la crónica de España por Lorenzo de Sepulveda (Amberres 1551.) findet sich von diesem Spanier des 16. Jahrh. eine Romanze, welche beginnt:

> El rey Don Sancho reinaba
> En Castilla su reinado,
> Y en Galicia Don Garcia,
> Que de Don Sancho es hermano,

welche davon handelt, wie der König Sancho von Leon mit seinem Bruder, dem Könige Garcias von Galicien, Krieg führt, in der Schlacht gefangen, aber von Alvar Fannes wieder befreit wird, und nachdem der Cid zu ihm gestoßen ist, dem Könige Garcias eine Schlacht liefert, in welcher dieser von dem Cid gefangen und der Gefangene von Sancho im Castell von Luna eingekerkert wird; s. die Romanze bei Depping, Sammlung S. 92—94 und bei demselben Romancero T. I. p. 152. 153. 8) Auch Sancho heißen. 9) Sancterena. 10) Lorenzo de Sepulveda sagt:

> Prendió Garcia á Don Sancho:
> Diéralo á seis (sechs) caballeros
> Que lo tengan á recado.

11) Bei Lorenzo:

> Dejad á rey, traidores,
> Que teneis aprisionado!

12) 3. Th. S. 294. 13) De Reb. Hispaniae. Lib. VI. Cap. 18.

Garcias, Königs von Galicien und Portugal, darstellt. Dieser hatte nicht sobald den Tod des Königs, seines Bruders, vernommen, als er sogleich mit Genehmhaltung Muhammed's Aben Habet, Königs von Sevilien, bei dem er sich aufgehalten, wieder in sein Reich zurückkehrte. Man weiß nicht eigentlich, wie ihn seine Unterthanen aufgenommen, sondern es erscheint nur soviel, daß er wider den König Don Alfonso, wegen Don Sancho's Erbfolge (weil Alfonso dem Sancho als Erbe gefolgt war), etwas unternehmen wollen. Nachdem der König von Leon und Castilien wegen dessen, was er zu thun haben möchte, um diesen unruhigen Geist zu verhindern, den Staat mit innerlichen Kriegen zu beschweren, seine Schwester, die Donna Urraca, zu Rathe gezogen hatte, so wurde er schlüssig, sich seiner mit List zu bemächtigen, ihn einzusperren, und sich zum Herrn von seinem Königreiche zu machen. Er ließ dem zufolge ihm eine Unterredung unter dem Vorwande antragen, daß er mit ihm in Einigkeit leben und die etwa zwischen ihnen obwaltenden Zwistigkeiten sowol zum Besten der Religion, als ihrer Unterthanen abthun wolle. Auf diese Einladung machte sich Don Garcias auf den Weg, und begab sich zu seinem Bruder; er war aber kaum angelangt, so wurde er in Haft genommen, und unter starker Wache nach dem Schlosse Luna unweit Leon gebracht. Nachdem dieses geschehen, wurde Don Alfonso, dessen Leutseligkeit und Mäßigung durchgängig bekannt war, bald Herr von des Garcias Königreiche. Rodrigo von Toledo aber sagt, De Reb. Hisp. Lib. VI. Cap. 30: De morte Regis Garsiae et sororis ejus: In diesen Tagen (nämlich zur Zeit, als der berühmte Rodericus Diaci Compiator starb) begann König Garcias in den Fesseln zu erkranken. Als dieses der König Aldefonsus hörte, betrübte er sich über die Maßen, denn er liebte ihn, und hatte, weil er keinen Sohn besaß, den Vorsatz gefaßt, ihn zum Nachfolger zu substituiren, und sobald er von Toledo (wohin nämlich Alfons vor Sancho geflohen war) zurückkehrte, hätte er ihn (den Garcias) von den Fesseln befreit, aber er fürchtete, daß, da er insolent war, in den Reichen Rebellionen erregen möchte. Daher ließ er ihn in freierer Haft bewachen, und Dinge, die ihm gefielen, gewähren, oder mit den Worten der Urschrift: et placita indulgeri. Und als er krank war und das Blut vermindert hatte [14]) (zu Ader gelassen hatte), befahl der König, daß er aus den Fesseln gelöst würde. In Beziehung hierauf sagte Garcias: Gott wollte nicht, daß ich im Leben der Banden entlediget würde, im Sterben begriffen weise ich die Losmachung zurück, sondern ich bitte und entbiete meinen Schwestern, daß sie mich mit den Fußeisen [15]) in Leon begraben sollen. Man führte ihn (seinen Leichnam) nach Leon, und er ward, wie er vorgeschrieben hatte, von seinen Schwestern und den hohen Geistlichen [16]), welche daselbst zusammengekommen waren, mit königlichem Leichenbegängnisse begraben, im 16. Jahre des Reiches des Bruders, der 1117. Ära. Es war auch dabei Renerius, Legat und Cardinal der römischen Kirche, und auf dem mit Bernard, Primas von Toledo, gehaltenen Concil setzten sie Vieles über die Officien der Kirche fest, und auch ferner, daß alle Schreiber den toledanischen Buchstaben (die toledanische Schrift), welche Gulfilas (Ulfilas), der Gothen Bischof, erfunden, hintansetzen, und sich der gallischen Buchstaben bedienen sollten. Nach einem alten von Moret beigebrachten Denkmale starb Garcias am eilften Tage vor den Calendis des Aprils im Jahre der Ära M.C.XXIX, also den 24. März 1091 unserer Zeitrechnung. (*Ferdinand Wachler.*)

GARCIAS, König von Asturien und Leon, war der älteste Sohn des Königs Alfons des Großen von Asturien und Semena's (Ximena's), welche, wie Rodrigo von Toledo (Lib. IV. Cap. 15) sagt, aus königlichem Geschlecht der Franken war, und vor Änderung ihres Namens Amelina hieß. Ihr ältester Sohn Alfonso war bereits mit der Tochter des Munno Fernandez verheirathet, und hielt sich zu Zamora auf, als sein Vater hierher kam und ihn gefangen nahm [im J. 907 [1]) oder 884 [2]); denn so abweichend ist die Zeitrechnung] und ihn in Gauzon in eiserne Fesseln schlagen ließ. Rodrigo von Toledo [3]) gibt als Grund an, sein Vater habe ihn darum in Verdacht gehabt, weil sein Schwiegervater Munno Fernandez die Tyrannis betreibend sich bereitete, sich gegen den König zu empören. Über die Gefangennehmung und Einkerkerung des Garcias waren die andern Söhne des Königs Alfons unwillig, machten eine Verschwörung und rüsteten sich, ihren Vater des Reichs zu berauben. Die Ursache dieser Uneinigkeit war die Königin Semena, welche Amelina genannt gewesen war. Sie war beflissen, sehr unmenschliche neue Beschwerungen und Lasten der Knechtschaft zu erfinden und dazu Zwiespalte, Uneinigkeiten zu veranstalten. Sie hatte ihren Gemahl Alfons nicht lieb, wie die Ehegattenliebe erheischt; sie erdachte, ihren Mann des Reiches zu berauben und an dessen Stelle ihren Sohn, welchen sein Vater gefesselt hatte, zu setzen. Sie bewog Alba, Gordo, Arboli und Luna, daß durch sie ihr Sohn Garcias rebellirte, und indem ihm sein Schwiegervater Munno beistand, die durch die Gefangennahme erlittenen Beleidigungen rächte. Hierzu stachelte den Garcias die Verschwörung seiner Brüder an. Durch die Verfolgungen des Sohnes sowol, als der Seinigen, in die Enge getrieben, beraubte sich König Alfons in der Villa, welche Boides [4]) hieß, der Regierung des Reichs, und setzte, wiewol wider Willen, seinen Sohn Garcias in Gegenwart seiner übrigen Söhne und der Großen des Reichs zum Nachfolger im Reiche. Rodrigo von Toledo erkennt nämlich den Garcias bei Lebzeiten seines Vaters nicht als König an, wiewol er ihm den Königstitel ertheilt, und

14) Et cum infirmus esset et sanguinem minuisset. *P. Moret*, Investigaciones historicas de las antiguedades del reyno de Navarra Lib. 3. Chap. 5 nimmt hiervon Veranlassung zu sagen, daß Garcias sich aus Wuth und Verzweiflung, daß er sein Reich verloren, die Adern öffnen lassen. 15) ut me cum compedibus sepeliant Legione. 16) pontificibus.

1) Joh. v. Ferreras, Allgem. Hist. von Spanien. 3. Bd. (Halle 1755.) S. 51. 2) *Joannes Vasaeus*, Hispaniae Chron. in Rer. Hispanic. Scriptt. 1579. p. 595. 3) *Rodericus Toletanus*, De Reb. Hispaniae Lib. IV. Cap. 19. p. 211. 4) Jetzt Bedes in Asturien.

[illegible] capitis Lib. XLV. Antonium (Venet. 1580 Fol.) Commentaria in libros Galeni de febrium differentiis, cum textu Galeni (Lugd. 1514. 4.) (*F. W. Theile.*)

GARCIA (Manuel), geb. am 22. Jan. 1775 zu Sevilla, war in seiner Jugend Chorknabe und zeichnete sich späterhin, seit 1792 als Theatersänger, Componist und Orchesterdirector vortheilhaft aus. Nachdem er in Cadiz, Malaga und Madrid abwechselnd engagirt gewesen, begab er sich nach Frankreich. Im J. 1808 erhielt er eine Anstellung bei der italienischen Oper, wo er außerordentlichen Beifall einerntete, obgleich er bisher noch nie italienisch gesungen hatte. In den Jahren 1811—1816 glänzte er als Sänger auf fast allen großen Bühnen Italiens. Kunstwissenschaftlich gebildet, gründete er bei seiner Rückkehr nach Paris eine Sängerschule, deren außerordentlicher Erfolg ihm eine große Celebrität verschaffte. Er galt allgemein als einer der tüchtigsten Lehrer seiner Kunst. Bereits 1817 hatte er zum ersten Male London besucht. Im J. 1824 begab er sich abermals in die Hauptstadt Englands. Auch dort setzte er, seiner vielen und anstrengenden Bühnenleistungen ungeachtet, seine Gesangschule fort, die nicht selten 80 Schüler zählte, unter ihnen auch seine 1836 verstorbene Tochter Marie, die sich unter dem Namen Malibran-Garcia als Meisterin im Gesange auszeichnete. Er verweilte nicht lange in London. Noch im J. 1824 entschloß er sich, die Direction des Theaters in Newyork zu übernehmen. Eine auserlesene Truppe, meistens aus Mitgliedern seiner eigenen Familie bestehend, folgte ihm nach Newyork. Künstlerleistungen dieser Art erregten in Amerika, schon durch den Reiz der Neuheit, allgemeines Erstaunen und Bewunderung. Der schädliche Einfluß des Klima's auf das Organ der Sänger nöthigte ihn indessen, bereits 1827 das in jeder Hinsicht für ihn vortheilhafte Unternehmen wieder aufzugeben. Unter dem milden Himmel Mexico's beschloß er einen ähnlichen Versuch zu machen. Der Erfolg krönte seine Bemühungen in solchem Grade, daß er nach 18 Monaten bereits den Entschluß fassen konnte, sich von allen Bühnengeschäften zurückzuziehen. Er wollte nach Europa zurückkehren, um dort von seinem wohl errungenen Vermögen in Ruhe zu leben. Dieser Plan scheiterte. Auf dem Wege nach Veracruz ward er von Räubern überfallen. Vor dem Schicksale, völlig ausgeplündert zu werden, konnte die ihm mitgegebene Bedeckung ihn nicht schützen. An ein Zurückziehen von aller öffentlichen Wirksamkeit durfte er nun nicht mehr denken. An dem Gesangunterrichte, dem er nach seiner Ankunft in Paris sich widmete, nahmen sowol junge Künstler, als Dilettanten, zahlreich Theil. Er trat abermals in dem italienischen Theater auf, in Mozart's Don Juan und in dem Barbier von Sevilla. Indessen hatten Alter, Anstrengungen aller Art und mancherlei Unglücksfälle so nachtheilig auf seine Stimme eingewirkt, daß er es bei jenen beiden Versuchen bewenden lassen und sich von der Bühne gänzlich zurückziehen mußte. In der letzten Zeit seines Lebens beschränkte er seine Thätigkeit fast gänzlich auf die Ausbildung seiner Schüler. Er starb zu Paris am 2. Juni 1832. Als Sänger wirkte er besonders durch das hinreißende Feuer seines Vortrags und die Anmuth seiner reinen Stimme. Weniger ausgezeichnet war er als Componist. Seine Fruchtbarkeit war größer als seine Genialität in der Erfindung. Einen echt künstlerischen Gehalt haben nur wenige seiner Compositionen. Die Opern: El preso, El poeta calculista, Il califo di Bagdad u. a. tragen jedoch das echte Gepräge des spanischen Nationalcharakters. Besondere Erwähnung verdient noch die von ihm herausgegebene Singschule (Metodo de Canto o arte de apprender a cantar). Dies Werk enthält die Resultate seiner gründlichen Studien der Gesangskunst. Wie er durch seinen Unterricht genützt, haben viele seiner Schüler und Schülerinnen, die Damen Rimbault, Ruiz-Garcia, Merie-Lalande, Favelli, die Herren Nourrit, Garaldi u. A. der Welt aufs Überzeugendste dargethan. Nur den Ruhm seiner ältesten Tochter, der berühmten Sängerin Malibran, erlebte er noch, nicht aber das Glück, welches seine beiden andern Kinder, Manuel und Paulina, besonders die letztere als ausgezeichnete Pianistin, auf ihren Kunstreisen durch die vorzüglichsten Städte Europa's machten *).

(*Heinrich Döring.*)

I. Könige.

GARCIAS, König von Galicien und Portugal, dritter Sohn Ferdinand's I., des Königs der vereinigten Reiche Castilien und Leon, ward, wie seine Brüder Sancho und Alfons, in den liberalen Disciplinen unterrichtet, und als er erwachsen war, an militairische Studien gewöhnt, und mußte dann an Einfällen und Schlachten häufig Theil nehmen, wie Rodrigo von Toledo (Hisp. VI, 10) sagt, und Cap. 11 bemerkt er: Garsiae dedit (Fernandus) totam Galleciam cum ea parte, quae dicitur Portugale. Er meint damit, daß Galicien in damaligen ausgedehnten Bedeutung auch Portugal umfaßt habe; denn er sagt (Hisp. V, 16): ingressus est (Almanzor) per eam partem Galleciae, quae dicitur Portugale. Als im J. 1064 König Ferdinand seine Monarchie Leon und Castilien unter seine drei Söhne theilte, wies er Sancho'n das Königreich Castilien und die Vasallenschaft der Muhammedaner von Saragossa, Alfons'en die Krone von Leon und das oviedoische Asturien, und dem Garcias das Königreich Galicien und Portugal an; doch war die Königin Sancha, die Mutter der drei genannten Söhne, nach dem Tode ihres Gemahles Ferdinand, welcher sich im J. 1065 ereignete, unumschränkte Besitzerin von Leon, Galicien und Portugal. Den König Garcias, welcher in Galicien sich aufhielt, baten im J. 1066 Cresconius, Bischof von Iria oder St. Jago, Wistriarius von Lugo, und andere von den vornehmsten Herren, daß er die Kirche zu Braga wieder erbauen lassen möge, und stellten ihm vor, daß diese Stadt beinahe wieder bewohnt und von den Staaten der Muhammedaner allzu entfernt läge, als daß man ihrethalben einige Besorgniß wegen der Feind-

*) Vgl. Gaßner's Universallexikon der Tonkunst. S. 325 fg. Blum's Theaterlexikon. 3. Bd. S. 337 fg.

seligkeiten der [illegible] [illegible]. Garcias be-gann an der Wiedererbauung der Kirche zu arbeiten[1]). Seine Mutter Sancha starb den 7. Nov. 1066. Garcias wurde von allen und selbst von den Seinigen gering geachtet, denn er übte Tyrannei gegen die Seinigen. Er hielt nämlich seinen Vertrauten Veraula zu werth. Den Hinterbringungen dieses Lieblings gab er grausames Gehör wider Ritter und Barone. Sie supplicirten oft, daß er den Veraula von sich entfernen möchte. Aber dieses war ihm zu sehr zuwider. Sie erwogen ihre Schande und ihren Verlust, weil sie durch Angebereien seines Lieblings verletzt wurden, und erschlugen den Angeber in des Königs Gegenwart. Dieser, durch den Tod seines Günstlings beleidigt, warf ihnen die angethane Schmach häufig vor, begann alle die Seinigen ohne Unterschied zu kränken, und drohte mit Strenge, daß er seinem Unwillen kein Ziel setzen werde. Die Seinigen aber fürchteten die Gefahren der Drohungen, und gingen, die ihnen angethane Schmach erwägend, von ihm hinweg, wie sie konnten[2]). Nach Neueren, namentlich nach dem Abt von Vayrac, nahm Garcias seiner Schwester, der Infantin Donna Urraca, verschiedene zu ihrem Leibgedinge gehörige Lande, welche in seinen Staaten lagen, hinweg, griff nämlich im J. 1069 Toro an, bekam es ohne Mühe ein, und griff nachmals Zamora an, welches Donna Urraca so lange herzhaft vertheidigte, bis sie von ihren Brüdern Hilfe erhalten. Aber kein alter Geschichtschreiber erwähnt dieses. Nach spanischen Romanzen[3]) sendet König Sancho, Garcias's Bruder, den Cid zu seiner Schwester nach Zamora, um diese Stadt zu erlangen. Die späteren Geschichtschreiber haben die Romanzen als Geschichtsquellen benutzt, jedoch diese nicht immer getreu. So wird erzählt, Sancho habe seiner Schwester Urraca Toro[4]), welches er jedoch nach der Romanze der andern Schwester Elvira nahm, genommen. Daß Sancho Zamora belagert, und hierbei das Leben verloren, ist geschichtlich[5]). Neuere Geschichtschreiber haben also wol die Bedrängung Urraca's durch ihren Bruder Sancho auf Garcias übergetragen, und haben hierbei nicht einmal die Romanzen für sich. Zwar beklagt Urraca sich in der Romanze, welche beginnt: „Morir vos queredes, padre," bei ihrem Vater:

> Diste á Don Sancho á Castilla,
> Castilla la bien nombrada
> Á Don Alfonso á Leon,
> Y á Don García á Vizcaya.

Aber in den andern Romanzen, in welchen sie nach der Zeit des Todes ihres Vaters dargestellt wird, beklagt sie sich blos über Sancho, und beklagt ihre Brüder. In der Romanze, welche beginnt: Entrado ha el Cid en Zamora, beklagt sie diese Stadt, weil er (Sancho) den Eid nicht erfüllt, den er ihrem Vater geschworen habe und fährt dann zu klagen fort, daß Sancho ihrem Bruder sein ganzes Land genommen und ihn ins Gefängniß gesetzt, und er liege noch in demselben, als wenn er ein Straßenräuber gewesen wäre, nämlich:

> Que despues que él (der Vater) fuera muerta,
> Á mi hermano Don García
> Le (nämlich Sancho) tomó toda su tierra,
> Y en prisiones lo ponia;
> * * *
> Como si fuese ladron,
> Agora en ella yacia;
> Tambien á Alfonso mi hermano
> Su reino se lo tenia.
> * * *
> Huyóse para Toledo,
> Con Moros está hoy en dia;
> Á Toró á mi hermaná
> Á mi hermana Doña Elvira.

Hiernach nahm also nicht Garcias, sondern Sancho der Schwester (nämlich nicht der Donna Urraca, sondern der Donna Elvira) das Land. Der erstgeborene Sancho hielt sich durch die Theilung der Monarchie durch seinen Vater für verletzt, und bekriegte deshalb seinen Bruder, den König Alfonso von Leon und Asturien. Dieser suchte im J. 1070 bei seinem Bruder Garcias um Hilfe nach, indem er ihm zu verstehen gab, daß Sancho nichts anderes im Sinne führe, als sich der Reiche Beider zu bemächtigen: König Garcias gab dem Könige Alfons auch eine hinlängliche Verstärkung. Dieser ward jedoch den 14. Juli 1070 in der Schlacht nahe bei Volpellar gefangen, und gezwungen, der Krone zu entsagen und Mönch zu werden. Nachdem Sancho Leon und Asturien in Besitz genommen, wandte er seine Augen auf Galicien. Die Galicier waren wegen der Umstände, welche wir oben angegeben haben, mit Garcias unzufrieden, und König Sancho erlangte leicht, was er wünschte. Während dessen ging Garcias, nachdem er 300 Ritter zu sich genommen, [illegible] den [illegible] genern (d. h. Sarazenen), und unternahm [illegible] reden, daß sie mit ihm ein Heer gegen [illegible] schicken möchten, und versprach ihnen [illegible] und sein Reich zu geben. Sie aber [illegible] König warest, konntest du [illegible] wie willst du uns also ins [illegible] sie ihn durch Geschenke, [illegible] ihn in das [illegible] nung bestürzt und [illegible] feindselig zu [illegible] tugal in Besitz. [illegible] entgegen, und [illegible] [illegible] in der Schlacht [illegible]

1) Liber de Fide Bracarensium. Vgl. Ferreras III. S. 286. 287. 2) *Rodericus Toletanus*, De Reb. Hispanicis. Lib. VI. Cap. 18. p. 236. 237. 3) s. Romances sobre el Cid bei *Pepping*, Romancero Castellano. Nueva Edit. T. I. (Lips. 1844.) p. 155—172, und bei demselben, Sammlung der besten spanischen Romanzen. (Altenburg und Leipzig 1817.) S. 96—113. 4) Über diesen Gegenstand hat Lope de Vega die Komödie: Las almenas de Toro, verfaßt. 5) *Rodericus Toletanus*, De Reb. Hispan. Lib. VI. p. 237.

daß dieser, nämlich der berühmte Cid, auch an der Schlacht bei Irenda, in welcher Garcias gefangen wurde, Theil genommen. Aber ungewiß ist, ob etwas daran, was in der fabelhaften Cronica del Rodrigo Diaz de Bivar el Campeador von den näheren Umständen, wie Garcias gefangen ward, geschichtlich ist [6]. Aus den Liedern und der Sage ist auch Folgendes von den Geschichtschreibern, namentlich von Rodericus Santius [7]: Sancho kämpfte mit seinem Bruder Alfons, und erhielt das von dem Vater getheilte Reich Leon mit Gewalt. Alfons selbst versetzte sich aus Furcht vor seinem Bruder Sancho zu dem maurischen König Toledos, Habalmone geheißen. Während er zu Toledo beharrte, versetzte sich sein anderer Bruder Garcias zu den Aragenen des Reiches Cordua. Durch den Beistand derselben begann er das dem Könige Fernando [8]) unterworfene Portugal zu bekriegen. Ihm begegnete Sancho zu Sanctus Anderius [9]). Es wird eine Schlacht geschlagen. Sancho wird besiegt und gefangen, und zugleich auch Nunius de Lara und Garsias de Cabra, nachdem viele der Seinigen erschlagen worden waren. Garcias aber wollte den Sieg verfolgen, und vertraute den Sancho vieren seiner Ritter zur Bewachung an, oder mit den eignen Worten des Rodericus Santius: Garsias tamen volens victoriam prosequi Santium quatuor suis militibus [10]) commisit custodiendum. Während dessen aber sammelte der edle Alvarus Fannes Minaya, welcher einer von den getreuesten Sancho's war (qui erat de fidelioribus Santii) die Völker (Truppen) wieder, ging wie ein brüllender Löwe herum, seinen Herrn zu suchen. Als er ihn sah, sagte er zu den Rittern, den Wächtern des Santius: Laßt euren König los, ihr Verräther [11])! So beherzt und tapfer schlug er sich mit ihnen, daß er sie besiegte, und wies die Pferde derselben dem Sancho und den übrigen Gefangenen an. Nachdem diese alle wieder Kräfte gewonnen, sammelten sie die übrigen zerstreuten Ritter. Während dessen kommt der edle Rodericus Cidus mit 300 Rittern an, um dem Santius Hilfe zu bringen. Es wird wieder eine Schlacht geschlagen, und nach vielen Umständen wird Garcias besiegt und gefangen. Endlich werden getödtet der Infans Santius nutritius et director Garsiae und sehr viele andere. Sancho, der den Sieg erlangt, übergibt den gefangenen Garcias zu Luna, einem Schlosse in Asturien, den Fesseln. Man sieht obige Erzählung ist zur Verherrlichung des Cid erdichtet. Es finden sich nämlich wenig Denkmäler, wie Ferreras bemerkt, auf welche man sich wegen der Thaten des Cid gründen kann. Vielleicht ist von den Heldenthaten, welche der Cid unter dem Könige Sancho gethan haben soll, nur die geschichtlich, daß er den Ritter Bellidus Ataulphl, welcher aus Zamora sich herausbegab, und den König Sancho mit der Lanze verwundete, erschlug. War Cid ein Mal wegen dieser That in Ländern gefeiert, so war es dem Geiste der Sage gemäß, daß er überhaupt zum Haupthelden des Königs Sancho gemacht ward, und daß man ihn auch den König Garcias in der Schlacht gefangen nehmen ließ, sowie Lorenzo de Sepulveda singt:

> Vencido fue Don García,
> Mueren muchos de su bando:
> Prendió á Don García el Cid
> Con su esfuerzo tan sobrado;
> Entrególo á su señor
> Con placer demasiado.

Nach Ferreras [12]) scheinen die Meinung derjenigen, welche obiger Erzählung folgen, zwei wichtige Ursachen zu vernichten, und glaubend zu machen, daß alles dieses blos eine zum Zeitvertreib ersonnene Fabel sei. Denn erstlich, fährt Ferreras fort, war Sanctarena nicht unter der Botmäßigkeit des Don Garcias, sondern unter der des Muhammedaners von Sevilien, weil es so wenig von Don Garcias als von seinem Vater Don Fernando war erobert worden; auch gewiß ist, daß es erst von dem Könige Don Alfonso viele Jahre nach dieser Begebenheit, wie Ferreras unter dem J. 1093 anführen werde, eingenommen ward. Zweitens ist nach Ferreras gleichfalls gewiß, daß Don Garcias nicht von dem Don Sancho in der Schlacht gefangen worden, sondern daß er Don Alfonso'n in die Hände gerathen, ohne mit diesem in einem öffentlichen Kriege befangen gewesen zu sein. Da jedoch nach Rodrigo von Toledo [13]) Garcias in der Schlacht bei Irenda gefangen ward, so bleibt ungewiß, ob dieses nicht stattfand, oder wenn es sich zugetragen, ob Garcias auch nach dem Tode des Sancho in der Haft zu Luna blieb, oder aber ob Garcias zwei Mal gefangen gesetzt ward, nämlich ein Mal von Sancho, und ein Mal von Alfonso. Wahrscheinlicher jedoch wurde er von diesem, als er zur Regierung gelangte, in Haft gelassen. Doch müssen wir erwähnen, wie Ferreras unter Anführung der Leichenschrift des Don Garcias, des Don Pelagius und der Geschichte von Compostell, zum J. 1073 die Geschichte des Don

6) „Chronicle of the Cid," Crónica del Cid Rodrigo Diaz de Bivar el Campeador, corregida por *Southey*. (Londres 1808. en 4.) 7) Histor. Hispan. P. III. Cap. 28. p. 350. 351. In den Romances nuevamente sacados des historias antiguas de la crónica de España por *Lorenzo de Sepulveda* (Amberres 1551.) findet sich von diesem Spanier des 16. Jahrh. eine Romanze, welche beginnt:

> El rey Don Sancho reinaba
> En Castilla su reinado,
> Y en Galicia Don Garcia,
> Que de Don Sancho es hermano,

welche davon handelt, wie der König Sancho von Leon mit seinem Bruder, dem Könige Garcias von Gallicien, Krieg führt, in der Schlacht gefangen, aber von Alvar Fannes wieder befreit wird, und nachdem der Cid zu ihm gestoßen ist, dem Könige Garcias eine Schlacht liefert, in welcher dieser von dem Cid gefangen und der Gefangene von Sancho im Castell von Luna eingekerkert wird; s. die Romanze bei Depping, Sammlung S. 92—94 und bei demselben Romancero T. I. p. 152. 153. 8) Muß Sancho heißen. 9) Sanctarena. 10) Lorenzo de Sepulveda sagt:

> Prendió García á Don Sancho:
> Diéralo á seis (sechs) caballeros
> Que lo tengan á recado.

11) Bei Lorenzo:

> Dejad á rey, traidores,
> Que teneis aprisionado!

12) 3. Th. S. 294. 13) De Reb. Hispaniae. Lib. VI. Cap. 18.

Garcias, Königs von Galicien und Portugal, herstellt. Dieser hatte nicht sobald den Tod des Königs, seines Bruders, vernommen, als er sogleich mit Genehmhaltung Muhammed's Aben Habet, Königs von Sevilien, bei dem er sich aufgehalten, wieder in sein Reich zurückkehrte. Man weiß nicht eigentlich, wie ihn seine Unterthanen aufgenommen, sondern es erscheint nur soviel, daß er wider den König Don Alfonso, wegen Don Sancho's Erbfolge (weil Alfonso dem Sancho als Erbe gefolgt war), etwas unternehmen wollen. Nachdem der König von Leon und Castilien wegen dessen, was er zu thun haben möchte, um diesen unruhigen Geist zu verhindern, den Staat mit innerlichen Kriegen zu beschweren, seine Schwester, die Donna Urraca, zu Rathe gezogen hatte, so wurde er schlüssig, sich seiner mit List zu bemächtigen, ihn einzusperren, und sich zum Herrn von seinem Königreiche zu machen. Er ließ dem zufolge ihm eine Unterredung unter dem Vorwande antragen, daß er mit ihm in Einigkeit leben und die etwa zwischen ihnen obwaltenden Zwistigkeiten sowol zum Besten der Religion, als ihrer Unterthanen abthun wolle. Auf diese Einladung machte sich Don Garcias auf den Weg, und begab sich zu seinem Bruder; er war aber kaum angelangt, so wurde er in Haft genommen, und unter starker Wache nach dem Schlosse Luna unweit Leon gebracht. Nachdem dieses geschehen, wurde Don Alfonso, dessen Leutseligkeit und Mäßigung durchgängig bekannt war, bald Herr von des Garcias Königreiche. Rodrigo von Toledo aber sagt, De Reb. Hisp. Lib. VI. Cap. 30: De morte Regis Garsiae et sororis ejus: In diesen Tagen (nämlich zur Zeit, als der berühmte Rodericus Diaci Compiator starb) begann König Garcias in den Fesseln zu erkranken. Als dieses der König Adesonsus hörte, betrübte er sich über die Maßen, denn er liebte ihn, und hatte, weil er keinen Sohn besaß, den Vorsatz gefaßt, ihn zum Nachfolger zu substituiren, und sobald er von Toledo (wohin nämlich Alfons vor Sancho geflohen war) zurückkehrte, hätte er ihn (den Garcias) von den Fesseln befreit, aber er fürchtete, daß, da er insolent war, in den Reichen Rebellionen erregen möchte. Daher ließ er ihn in freierer Haft bewachen, und Dinge, die ihm gefielen, gewähren, oder mit den Worten der Urschrift: et placita indulgeri. Und als er krank war und das Blut vermindert hatte [14]) (zu Ader gelassen hatte), befahl der König, daß er aus den Fesseln gelöst würde. In Beziehung hierauf sagte Garcias: Gott wollte nicht, daß ich im Leben der Banden entlediget würde, im Sterben begriffen weise ich die Losmachung zurück, sondern ich bitte und entbiete meinen Schwestern, daß sie mich mit den Fußeisen [15]) in Leon begraben sollen. Man führte ihn (seinen Leichnam) nach Leon, und er ward, wie er vorgeschrieben hatte, von seinen Schwestern und den hohen Geistlichen [16]), welche daselbst zusammengekommen waren, mit königlichem Leichenbegängnisse begraben, im 16. Jahre des Reiches des Bruders, der 1117. Ära. Es war auch dabei Renerius, Legat und Cardinal der römischen Kirche, und auf dem mit Bernard, Primas von Toledo, gehaltenen Concil setzten sie Vieles über die Officien der Kirche fest, und auch ferner, daß alle Schreiber den toledanischen Buchstaben (die toledanische Schrift), welche Gulfilas (Ulfilas), der Gothen Bischof, erfunden, hintansetzen, und sich der gallischen Buchstaben bedienen sollten. Nach einem alten von Moret beigebrachten Denkmale starb Garcias am eilften Tage vor den Calendis des Aprils im Jahre der Ära M.C.XXIX, also den 24. März 1091 unserer Zeitrechnung. (*Ferdinand Wachler.*)

GARCIAS, König von Asturien und Leon, war der älteste Sohn des Königs Alfons des Großen von Asturien und Semena's (Ximena's), welche, wie Rodrigo von Toledo (Lib. IV. Cap. 15) sagt, aus königlichem Geschlecht der Franken war, und vor Änderung ihres Namens Amelina hieß. Ihr ältester Sohn Alfonso war bereits mit der Tochter des Munno Fernandez verheirathet, und hielt sich zu Zamora auf, als sein Vater hierher kam und ihn gefangen nahm [im J. 907 [1]) oder 884 [2])]; denn so abweichend ist die Zeitrechnung] und ihn in Gauzon in eiserne Fesseln schlagen ließ. Rodrigo von Toledo [3]) gibt als Grund an, sein Vater habe ihn darum in Verdacht gehabt, weil sein Schwiegervater Munno Fernandez die Tyrannis betreibend sich bereitete, sich gegen den König zu empören. Über die Gefangennehmung und Einkerkerung des Garcias waren die andern Söhne des Königs Alfons unwillig, machten eine Verschwörung und rüsteten sich, ihren Vater des Reichs zu berauben. Die Ursache dieser Uneinigkeit war die Königin Semena, welche Amelina genannt gewesen war. Sie war beflissen, sehr unmenschliche neue Beschwerungen und Lasten der Knechtschaft zu erfinden und dazu Zwiespalte, Uneinigkeiten zu veranstalten. Sie hatte ihren Gemahl Alfons nicht lieb, wie die Ehegattenliebe erheischt; sie erdachte, ihren Mann des Reiches zu berauben und an dessen Stelle ihren Sohn, welchen sein Vater gefesselt hatte, zu setzen. Sie bewog Alba, Gordo, Arboli und Luna, daß durch sie ihr Sohn Garcias rebellirte, und indem ihm sein Schwiegervater Munno beistand, die durch die Gefangennahme erlittenen Beleidigungen rächte. Hierzu stachelte den Garcias die Verschwörung seiner Brüder an. Durch die Verfolgungen des Sohnes sowol, als der Seinigen, in die Enge getrieben, beraubte sich König Alfons in der Villa, welche Boides [4]) hieß, der Regierung des Reichs, und setzte, wiewol wider Willen, seinen Sohn Garcias in Gegenwart seiner übrigen Söhne und der Großen des Reichs zum Nachfolger im Reiche. Rodrigo von Toledo erkennt nämlich den Garcias bei Lebzeiten seines Vaters nicht als König an, wiewol er ihm den Königstitel ertheilt, und

14) Et cum infirmus esset et sanguinem minuisset. *P. Moret*, Investigaciones historicas de las antiguedades del reyno de Navarra Lib. 3. Chap. 5 nimmt hiervon Veranlassung zu sagen, daß Garcias sich aus Wuth und Verzweiflung, daß er sein Reich verloren, die Adern öffnen lassen. 15) ut me cum compedibus sepeliant Legione. 16) pontificibus.

1) Joh. v. Ferreras, Allgem. Hist. von Spanien. 3. Bd. (Halle 1755.) S. 51. 2) *Joannes Vasaeus*, Hispaniae Chron. in Rer. Hispanic. Scriptt. 1579. p. 595. 3) *Rodericus Toletanus*, De Reb. Hispaniae Lib. IV. Cap. 19. p. 211. 4) Jetzt Bedes in Asturien.

fortfährt: Nach diesem besuchte er (König Alfons) des Betens wegen die Schwelle des heiligen Jacobus (zu Compostell), und zurückkehrend bat er von seinem Sohne Garcias, den er erhoben hatte, weil er schon damals vor seinen Brüdern hervorragte, daß er noch ein Mal die Sarazenen angreifen durfte, und nachdem er das, um was er bat, von seinem Sohne erlangt hatte, rückte er mit dem Heere wider die Mauren. Nachdem hierauf Rodrigo von Toledo von der siegreichen Heerfahrt des Königs Alfons, seiner Rückkehr nach Zamora und seinem Tode, nachdem er 46 Jahre regiert hatte, und von seinem Begräbnisse gehandelt, fährt er Cap. XX. De praeliis Garsiae et morte ejus fort: Nachdem Adefonsus gestorben war, folgte sein Sohn im Reiche in der Ära 921 (welches Jahr der spanischen Ära dem Jahre 883 unserer Zeitrechnung entspricht) und regierte drei Jahre. Garsias griff zu Anfange seiner Regierung die Länder der Araber an, durchstreifte sie durch harte Einfälle, zerstörte sehr viele Befestigungen und vernichtete, was im offenen Felde lag, durch die gefräßige Flamme, und hielt eine Schlacht mit Ajolas, dem Könige der Araber, schwächte ihn durch eine große Niederlage, besiegte ihn und fing ihn. Indem ihm eine große Beute an Sachen und Heerden und eine sehr große Zahl Gefangener nachfolgte, kam Garsias an den Ort, welcher Tremulus (Tiemblo) hieß, und daselbst ging durch die Sorglosigkeit der Wächter der sorgsame Ajolas hinweg und kehrte flüchtig zu den Seinigen zurück. Garsias aber, nachdem die Cirkel dreier Jahre erfüllt worden, verschied zu Zamora durch eignen (d. h. hier natürlichen) Tod, wurde nach Oviedo gebracht und in den königlichen Denkmälern begraben. Cap. 21. De Rege Ordonio etc.: Nach Garsias erhielt, wie man liest, Ordonius, der Bruder desselben, die Steuerruder des Reichs in der Ära 924 (welches Jahr der spanischen Ära das Jahr 886 unserer Zeitrechnung ist). Nach Ferreras starb König Garcias am Ende des Jahres 913 oder zu Anfange des Jahres 914. Wie das Privilegium des Klosters nahe bei Dungnas ausweist, stiftete dieses König Garcias unter Anrufung des S. Isidorus, und legte ihm gute Einkünfte bei, damit der Gottesdienst mit einer gewissen Ehrerbietung darin gehalten werden konnte. Diese Stiftung geschah im J. 911. Nach den Annales Complutenses trug König Garcias im J. 912 dem Nunnez auf, daß er den Ort Rueda befestigen sollte, und dem Gonzalez Tellez, daß er Gleiches im Betreff S. Stephan's, Osma's, Corogna's und Cocca's thun sollte. König Garcias schenkte im J. 912 dem Kloster S. Eulalia und S. Vincenz, welches später S. Pedro de Eslonza genannt ward, viele Güter und Einkünfte[5]). König Alfons hatte, als er noch regierte, seinen Sohn Ordogno über Galicien gesetzt. Es scheint, daß König Garcias, sobald sein Vater gestorben, seinem Bruder Galicien habe abnehmen wollen; denn S. Gennadius, Bischof von Astorga, konnte (im J. 913) seine Reise nach St. Jacob nicht antreten, um den Willen des Königs Alfons durch Überlieferung der 500 Pistolen zu erfüllen; denn Ordogno hatte mit einem ansehnlichen Kriegsheere den Eingang in sein Land gesperrt. So nach dem Mönch von Silos und Don Rodrigo[6]). König Garcias starb ohne Leibeserben[7]). Ihm folgte daher sein Bruder Ordogno.

(*Ferdinand Wachter.*)

GARCIAS, Könige von Navarra. 1) Garcias I. Ximenes, führte jedoch den Titel König von Navarra nicht[1]), sondern hieß König von Pamplona. Er war wirklich König; denn er wird so in zwei Freiheitsbriefen über die Vereinigung des Klosters S. Martin mit dem Kloster S. Stephan genannt. Es heißt nämlich in dem ersteren[2]): Quando aedificaverunt ipsum Monasterium, sub regimine Garsea Scemenonis, Rege de Pampilona, et Comite Galindo in *Aragona* — — Scripta est haec Schedula Era D.CCCLXV. VI., und in dem zweiten[3]): Facto testamento D.CCCLXV. VIII. Regnante Rege *Garsia Siemenones in Pampilonia*, et Comite *Galindo* in *Aragon*. Garcias, Scemeno's Sohn, war also im J. 827 König zu Pamplona, der Hauptstadt des nachmaligen Königreichs Navarra. Aus Scemeno ist wol Enecho verunstaltet, oder Enecho für Scemeno untergeschoben; denn Rodrigo von Toledo sagt (De Reb. Hisp. Lib. V. Cap. 21): Da die Castelle Legion und Navarra durch verschiedene Einfälle der Araber verwüstet wurden, kam ein von seiner Kindheit an an Kriege und Einfälle gewöhnter Mann aus der Grafschaft von Bigorcia (Bigorre) an, welcher Enecho hieß, und weil er rauh (asper) in Schlachten war, wurde er mit dem Beinamen Arista (Ährenspitze) zubenannt, und weilte in den Theilen (Gegenden) der Pyrenäen, und nachher in die Ebene Navarra's herabsteigend, hielt er daselbst sehr viele Schlachten, weshalb er auch bei den Einwohnern des Reiches die Fürstenwürde erlangte [unde et inter incolas regni[4]) meruit principatum]. Er zeugte einen Sohn, Namens Garsias, welchem er auch zur Frau Urraca'n aus königlichem Samen verschaffte. Cap. 23. De Rege Garsia Enechonis et filio ejus Sancio: Nachdem aber Enecho Arista gestorben war, regierte (regnavit) Garsias Enechonis, der

5) Ferreras III. S. 57—59.

6) Histor. Arab. Cap. 50. 7) Ferreras S. 61. 62 nach Sampirus, nach dem Mönch von Silos, nach dem Chron. Iriae, dem Chron. Compostellanum und andern.

1) und noch weniger sein angeblicher Vorgänger Ennicho. 2) Im Archiv: de S. Juan de la Pegna liasse I. nomb. 38 et liasse nom. 33 et liv. Gothic. Fol. 80, angeführt von *Moret*, Investigaciones historicas des antiguedades del reyno de Navarra L. II. Ch. 8., und M. d'Hermilly, Vorrede zu Ferreras 3. Th. S. 29. Doch scheinen beide das Datum Era D.CCCLXV. VI. nicht genau betrachtet zu haben, denn sie sagen, der Freiheitsbrief sei im J. 896 der spanischen Ära datirt, darin das zweite Jahr von Don Garcias Ximenes Regierung angegangen sei. Aber es ist das Jahr 865 der spanischen Ära, und also das Jahr 827 unserer Zeitrechnung. Die VI nach der Zahl der Ära ist die Zahl des Monates, also im Juni 865 der Ära (827 unserer Zeitrechnung. 3) Archiv: de S. Juan de la Pegna l. Gothic. fol. 81, ebenfalls angeführt von Moret und Hermilly, aber mit der unrichtigen Bemerkung, daß dieser Freiheitsbrief vom J. 898 der spanischen Ära, oder dem 860. nach Christi Geburt sei; denn er ist ebenfalls im J. 865 der Ära (827 n. Chr.), aber im achten Monate (August), ausgestellt. 4) Es kann dieses auch heißen: er erlangte bei den Einwohnern das Fürstenthum des Reichs.

Sohn desselben, ein kriegerischer, thatkräftiger und ununterbrochen in Schlachten sich übender Mann. Als er eines Tages in einem kleinen Flecken oder Dorfe, nämlich in quodam viculo, welcher Larumbe genannt wird, residirte, kommen über den Unvorsichtigen Araber und erschlagen ihn. Auch durchbohren sie seine schwangere Gemahlin, die Königin Urraca, in utero mit der Lanze. Durch die Ankunft der Seinigen werden die Räuber, die Araber, in die Flucht geschlagen. Die dem Tode ganz nahe, jedoch noch lebende, Königin gebiert durch die von der Lanze gemachte Wunde ein Kind, das zur Verwunderung durch weiblichen Dienst am Leben erhalten und Sancius Garcias genannt wird. Nach dem Tode der Mutter suscipirt das Kindlein ein Edler, welcher seit der Zeit des Enicho Aristo dem Könige Garsias angehangen hatte, und läßt es auf das Sorgfältigste erziehen. Als es das Jünglingsalter erreicht hat, folgt es dem Könige Garsias in der Ära 918 (870 unserer Zeitrechnung) im Reiche nach. Diese Genealogie des Rodrigo von Toledo ist offenbar lückenhaft, da Fortunius (s. d. Art.) nicht aufgeführt wird. Die Dunkelheit über die spanische Geschichte jener Zeit zu hellen, haben die meisten Geschichtschreiber die Angabe oder Annahme zu vereinigen gesucht, daß Garsias Ximenius der Vater von Garsias Ennicus sei. So sagt Joannes Vasäus[5]): Sowie in Asturiens Gebirge den Pelagius, so riefen die Überbleibsel der Christen, welche sich aus Zaragoza und andern Städten Aragoniens und Navarra's in das Pyrenäengebirge zurückgezogen hatten, den Garsias Ximenius, einen berühmten Sproß aus dem Blute der Gothen, zum Könige aus. Er that mit 600 Reitern, denn ein größeres Heer hatte er nicht, herrliche Thaten wider die Sarazenen, und erweiterte die Grenzen seines Gebietes nicht wenig. Er regierte 42 Jahre, und ward zu Divi Joannis a Pegna (de S. Juan de la Pegna) begraben. So nämlich wird diese Kirche von dem großen Felsen zubenannt. Sie, die von Johannes Anachoreta, dem heiligen Manne, erbaut und von zwei Brüdern aus Zaragoza religiös gehalten wurde, veredelte dieser König Garsias Ximenius durch Gebäude und Renten, und sie wurde nachher das Denkmal vieler Könige. Weiter unten (p. 585) sagt Joh. Vasäus: Es starb (758) Garsia Ximenius, wie wir sagten, der erste König der Sobrarber[6]), in Navarra (primus Sugrarborum in Navarra Rex). Ihm folgte Garsias Ennicus, und regierte 44 Jahre. Dieser befreite Pamplona[7]), die Hauptstadt Navarra's, und viele umliegende Burgen und Municipalstädte von der grausen Tyrannei der Barbaren, und stellte die Verehrung Christi wieder her. Es ward auch dieser zu divi Joannis (de S. Juan) bei seinem Vater begraben. Endlich p. 589: Nachdem Garsias Ennicus, der zweite König der Sobrarber, in Navarra (802) gestorben, folgte Fortunius (s. d. Art.). So auch läßt Lucius Marineus Siculus den Garsias Ximenius und dessen Sohn Garsias Ennicus, und dessen Sohn Fortunius auf einander folgen, aber nicht als Könige, sondern als Herzoge. Er läßt nämlich den Garsias Ximenius zum ersten Herzoge der Christen wider die Mauren erwählt werden, läßt ihn auf den Fahnen und Waffen einen grünen Baum und über denselben ein rothes Kreuz in crocusfarbigem Felde führen, und handelt dann De Garsia Ennico Duce secundo, De Fortunio Garsiae filio Duce tertio, De Sanctio Garsia Duce quarto, welcher nach ihm der Sohn des Fortunius ist, und hierauf De Ennico cognomento Arista Duce quinto. Diesen läßt er im J. 912, nachdem Karl nach Frankreich zurückgekehrt ist, zum Herzog gewählt werden, und den Sohn Garsias Ennicus hinterlassen. Dann handelt er von diesem letzteren, nämlich De Garcia Duce sexto, von dessen Gemahlin Urraca, an welche er die bei Rodrigo von Toledo befindliche, aber mit andern Nebenumständen, jedoch mit dem gleichen Hauptumstande von der Verwundung in utero erzählte Sage von der Geburt des Sanctius Garcesias knüpft, und hierauf handelt er von diesem, nämlich De Sanctio Garcesio Avarca, Duce septimo, und endlich De Garsia Sanctio Duce octavo, qui Tremulus cognominatus est, und von dessen Sohn, nämlich De Sanctio cognomento Majore, qui fuit totius Hispaniae Imperator. Bei Lucius Marineus[8]) sind also zwei Garsiae Ennici aufgestellt. Vergleichen wir Rodrigo von Toledo Lib. V. Cap. 21. 22 mit Lib. IV. Cap. 22, so erhalten wir auch zwei Garsiae Enechonis Aristae, ohne daß jedoch angegeben wird, ob beide von einander abstammen, und ebenso erscheinen zwei Enechones Aristae. Auf den letzteren Garcias Enechonis Aristae kommen wir im folgenden Artikel Garcias II. Sanchez, dessen Zeitgenosse er war, zurück. Der Pater Petau erkennt den Don Innigo, wie auch Rodrigo von Toledo thut, für den ersten König von Navarra, unterscheidet sich aber dadurch von ihm, daß er den Don Ximenez Ignatius oder Inniguez, Don Ignatius oder Innigo Ximenez, Don Garcias Innico, Don Sancho Garcias, Don Garcias, den Sohn des Don Garcias; ferner Don Sancho, den Sohn des Don Garcias, Don Garcias, mit dem Beinamen der Zitterer, den Sohn des Don Sancho, Don Sancho den Großen u. s. w. als Nachfolger des Don Innigo angibt, während Rodrigo von Toledo in der Thronfolge der Könige von Navarra, anstatt der drei ersteren, den Don Innigo Arista, Don Garcias Inniguez (den Sohn des Innigo) und Don Sancho, mit dem Beinamen Abarca, den Sohn des Don Garcias, anführt. Nach Moret's[9]) Behauptung hat der Erzbischof Don Rodrigo von Toledo wegen der Zweideutigkeit die Namen von vier Königen, welche auf den Don Innigo gefolgt sind, hinweggelassen, als: Don Garcias Ximenez, sein Bruder Don Fortun der Mönch, sein Neffe, ingleichen Don Sancho und Don Garcias, Großvater und Vater von

5) Hispaniae Chron. in Rer. Hispan. Scriptt. T. I. p. 578. 6) s. den Art. Sobrarbe, Sobrarva. 7) Vgl. p. 586, wo Joh. Vasäus in Beziehung auf den fränkischen Schriftsteller sagt: Illud quoque adjiciunt, Pampelonem eodem tempore a Carolo Magno captam, quod Aragonensium rerum scriptores negant, et Garsiae Ennico tribuunt, ut diximus.

8) De Rebus Hispaniae Lib. VIII. De Regibus Aragoniae in Rer. Hist. Scriptt. T. I. p. 822. 9) Investigaciones etc. Lib. II. Ch. 3.

Don Sancho [illegible] sei [illegible] im J. 880 [illegible] König von Navarra [illegible] er habe Don Inigo Garcias [illegible] Meinung nach wenigstens von 880 an bis 912 regiert habe. [illegible] dem [illegible] Sohn des Don Garcias Ximenes, der erste König von Navarra, welcher nach seines Vaters Tode die Oberherrschaft erlangt und im J. 857 in der berühmten Schlacht, welche zwischen dem Don Ordogno, Könige von [illegible], und dem Muza, einem Mahomedanischen Herrn von [illegible], geliefert worden. Es wird nämlich in dem Chronicon Aldefonsi Magni unter Ordonio I. gesagt: Muza cum exercitu suo fugatur; tanta eis caede vagati sunt, ut plus quam decem millia Magnatorum, pariter cum genere suo nomine Garsiano exceptis plebibus, interempta sint. Da diese Schlacht sich im J. 857 ereignete, so könnte dieser Garsianus der zum J. 825 vorkommende Garsias Scemonis (Ximenius) wol sein, wenn er nur König genannt würde. Wegen dieses Umstandes, daß er nicht König genannt wird, hat Ferreras[11]), wenn er den Garsianus einen vermeinten König nennt, nicht Unrecht. Das Nähere seines Dafürhaltens ist, daß die Basconier bei der Gelegenheit der Empörung der Völker von Aquitanien wider Karl den Kahlen den Don Garcias (den Garsianus des Alfonso des Großen) zu ihrem Herzoge gewählt, welcher sich unverzüglich mit einer Tochter des Muza vermählt, mit welchem er genaues Bündniß wider ihre Feinde gemacht zu haben scheine. Da Alfonso der Große den Don Garsias (Garsianus) keineswegs König nenne, so sei weit sicherer, daß er nur ein Herr oder Statthalter der Navarresen gewesen. Sein Vater sei nach seinem (Ferreras') Dafürhalten Don Sancho gewesen, weil sich dieser Name in dem Geschlechtsregister der Könige von Navarra wiederholt finde. Der Name Garsias war aber nicht blos auf die Regenten von Navarra beschränkt, sondern überhaupt in Spanien sehr beliebt, sodaß man auch nicht mit Sicherheit annehmen kann, der genannte Schwiegersohn des Muza habe aus Navarra seinem Schwiegervater Mannschaft zugeführt, sondern Garsianus kann auch bei seinem Schwiegervater gelebt haben. Fortunius (s. d. Art.) war, wie er selbst sagt, ein Sohn des Königs Garcias. Ist König Garcias Enicho's Sohn (Inigues) geschichtlich, so war Fortunius ein Sohn von diesem. Ist hingegen Enicho für Scemeno untergeschoben, dann war Fortunius ein Sohn von Garcias Ximenes.

2) Garcias II., König von Navarra, ist ungewiß, wie wir im vorigen Artikel, nämlich unter Garcias I. Ximenes. gesehen haben, und die Zahl des zweiten würde Garcias Ennicus erhalten, wenn Garcias Ximenius und Garcias Ennicus zwei verschiedene Personen sind. Moreri[1]) sagt: „Garcias II. war der Sohn Sancho's und seiner zweiten Frau, Tuta. Er folgte ihm im J. 905; [illegible] im J. 925 [illegible] sein Sohn Sancho, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Garcias [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Sancho [illegible] [illegible] [illegible] Garcias, der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Garcias [illegible] 905 Don Sancho Garcias, sein Bruder, 926 Don Garcias II., sein Sohn, 970 Don Sancho II., genannt Abarca, 994 Don Garcias III., der Zitterer, 1000 Don Sancho III., der Große. Sancho Garsias wird von Lucas von Tuy als Sanctius Garsias Dux quartus aufgeführt, und von Rodericus Garsiae filio, Ueberhaupt [illegible] mit seiner Ehegemahlin gezeugten Filium Sanctium Garsiani. Garsias wird also hier als Vatername von Sancho gebraucht. Ursprünglich hieß dieser Sanctius, welchen König von Toledo nicht kennt, und der vielleicht mit Sanctius Abarca ein und derselbe ist; Sanctius, Garsiae, spanisch Garcez, d. h. Garsias' Sohn. Da er aber zu des Fortunius Sohne gemacht wurde, wurde daraus Garsias, spanisch Garcez, der Zuname Sanctius Garsias, Sancho Garcez, gebildet. Auf Garcias II. (nach Ferreras I.) wird Folgendes bezogen: Nach den neuern Geschichtschreibern von Languedoc war Garcias bereits König, als er mit dem Feldherrn Abderraman im J. 921 n. Chr. sich schlug. Aber nach einer von Moret[2]) beigebrachten Urkunde war Don Sancho im J. 958 der Aera (nach Chr. 920), welches die Zeit ist, in welcher Abderrama seine Kriegsrüstungen wider die Navarresen machte und sie schlug, noch Besitzer des Thrones von Navarra. Nach einer andern von Moret[3]) beigebrachten Urkunde starb Sancho, nachdem er 20 Jahre regiert hatte. Da man nun Sancho's Regierungsantritt ins J. 905 setzt, so schließt man, daß er noch in den Jahren 920 und 921 den Scepter geführt, und der Pater Petit nicht richtig verfahre, wenn er Sancho's Regierung im J. 925 zu Ende gehen und die Regierung seines Sohnes Garcias beginnen läßt. Die Schlacht im Thale Junquera und den Einfall der Sarazenen diesseit der Pyrenäen setzen die neueren Geschichtschreiber von Languedoc ins J. 920, aber Morales, welchem Ferreras folgt, zeigt, daß das unglückliche Ereigniß ins J. 921 gehört. Der Feldherr des Abderrama, Königs zu Cordova, welcher eine starke Besatzung zu Nayera und an andern von ihm eroberten Plätzen gelassen hatte, drang durch Viana und Estella in Navarra ein, füllte alle Orte, durch welche er zog, bis nach Munez, mit Schrecken, Blut und Leichen an. Während dessen kam König Ordogno II. von Galicien mit seinem Kriegsheere durch Alava und Salvaterra, jedoch ohne die castilischen Kriegsvölker an, und vereinigte sich mit denjenigen Truppen, welche Garcias anführte. Garcias

10) Notitia utriusque Vasconiae Lib. II. Cap. 13. 11) Histoire des Revolutions d'Espagne, angeführt v. d'Hermilly, Vorrede zu Ferreras 3. Th. S. 3. 12) 2. Th. S. 68. 672. 673.

1) Le grand Dictionnaire Historique. 11. Edit. Tom. III. p. 14.

2) Annales del reyno de Navarra. T. I. p. 298. 3) p. 271.

und Ordogno beschlossen ihre Truppen einige Tage aus- ruhen zu lassen, und dann die Feinde, welche sich im Thale Junquera bei Salinas d'Oro gelagert hatten, an- zugreifen. Garcias und Ordogno boten, sobald sie die Gegner erreichten, ihnen eine Schlacht an. Abderrama's Feldherr nahm diese auch sogleich an. Der Kampf begann auf allen Seiten mit gleicher Hitze. Da jedoch die Mu- hammedaner so zahlreich waren, daß sie alle Augen- blicke Verstärkungen erhielten, wurden die Christen, unge- achtet ihrer Tapferkeit, gezwungen, zu weichen und den Feinden den Sieg zu überlassen. Die Sieger zogen jedoch nicht gegen Pampelona, sondern drangen in Frankreich ein. Garcias zweifelte nicht, daß sie aus Frankreich über die Pyrenäen würden zurückgehen, und ihr Heer in die Winterquartiere verlegen würden. Er erwartete sie daher, mit tüchtigen Truppen in den engen Wegen, welche ihnen bis auf den kleinsten Fußsteig bekannt waren, sie anzu- greifen. Nachdem die Muhammedaner in Frankreich, wo sie bis an die Thore von Toulouse gedrungen waren, große Beute gemacht hatten, theilten sie sich und schick- ten sich an, wieder über die Pyrenäen zurück nach Spa- nien sich zu begeben. Ein Heerhaufen nahm den Weg durch das, die Grenze zwischen Frankreich und Navarra bildende Thal Roncal, und hatte den Feldherrn an der Spitze. Sobald diese Heerfäule den Busen des Gebirges betreten hatte, wurde sie von den Einwohnern dieses Thales und von Garcias von der Höhe der Pyrenäen aus mit solcher Heftigkeit angefallen, daß sie geschlagen wur- den. Die Sieger stiegen alsbald herab, verfolgten die Flüchtigen bis nach Olast, und machten sie sämmtlich nie- der. Nahe bei Olast wurde der flüchtige Feldherr von der Hand einer heldenmüthigen Frau erstochen. So wur- den Garcias und die Seinigen Herr von der, von den Ungläubigen in Frankreich gemachten Beute. Nach dieser Heldenthat richtete sich Garcias wider den andern Haufen der Muhammedanischen Kriegsvölker, welcher an ebendemselben Orte, durch welchen das Heer in Frankreich eingedrungen war, wieder über die Pyrenäen zog. Um den Einfall in Frankreich zu thun, war das Heer der Muhammedaner nämlich den Fluß Taragon durch den Kanal bei Jacca bis auf die Pyrenäen hinauf und auf der andern Seite hinabgestiegen. Garcias stieß auf die aus Frankreich Zu- rückgekehrten, an dem Ufer des Ebro, nahe bei Ocharen in einem Bardena Real geheißenen Gebüsche, und rich- tete ein solches Blutbad unter ihnen an, daß sehr wenige dem Tode durch die Flucht entgingen. Alle Muhamme- daner wurden aus dem von dem Ebro bewässerten Theile Navarra's verjagt. Garcias beurlaubte nun seine mit Beute bereicherten Soldaten[4]). Doch schon im folgenden Jahre (922) führte er wieder Heerschaaren gegen die in den offenen Plätzen von Rioja befindlichen Muhammeda- ner, und nahm ihnen alle Städte, ausgenommen die mit guter Besatzung versehenen Städte Najera und Vicaria (Viguera) wieder ab. S. Millano erhielt von Garcias im J. 920 einen Freiheitsbrief. Um auch Najera und Viguera wieder zu erobern, bat Garcias seinen Vetter, den König Ordogno, den nunmehrigen König von Leon, früher König von Galicien, um Hilfe. Garcias befand sich (im J. 923) in Rioja, als Ordogno mit seinem Heere zu ihm stieß, und sie vereinigten sich dahin, daß Garcias eine Un- ternehmung auf Viguera, und Ordogno auf Najera wa- gen sollten. Beide Unternehmungen glückten. Beide Städte wurden ungeachtet des Widerstandes der Muham- medaner durch Sturm erobert und die Besatzungen nie- dergehauen. Ordogno übergab Najera seinem Vetter Gar- cias, und hielt bei ihm um die Infantin Donna Sancha an. Nach Mariana war Sancha eine Tochter des von ihm als König von Navarra gebilligten Garcias Inniguez, den er zum Vater des Don Fortun und des Don Sancho macht. Nach D'Hermilly zu Ferreras dagegen würde wegen des hohen Alters, das damals (923) König Sancho gehabt, diese Prinzessin, welche uns von Mariana als eine Schwester von diesem vorgestellt werde, bereits viel zu alt gewesen sein, als daß ein König, der natürlicher- weise Erben gewünscht haben werde, an eine Vermählung mit ihr gedacht haben sollte. Man thue also besser, wenn man mit Ferreras glaube, daß Donna Sancha eine Toch- ter des Don Garcias, des Sohnes des Königs Sancho, gewesen. Doch konnte es auch eine Schwester des Gar- cias gewesen sein. Ordogno hatte, als er Sancha'n hei- rathete, bereits von seiner ersten Gemahlin Geloria, zwei Söhne Alfonso und Ramiro. Nach Rodrigo von Toledo (Hisp. Lib. IV. Cap. 22. Item de proeliis Ordonii et uxoribus ejus et captione magnatum et morte Regis), gab es zu jener Zeit einen Garsias Enechonis Aristae, Princeps Navarrorum, neben dem Rex Gar- sias filius Regis Sancii, und König Ordonius heira- thete des ersteren Tochter. Rodrigo sagt nämlich: Post haec venit Abderramen cum magna multitudine suo- rum et Africae quos conduxerat, terramque ingres- sus Navarrorum usque ad locum qui Muez adhuc hodie nuncupatur. Quos Rex Garsias filius Regis Sancii nequiens tolerare Ordonio nunciavit, qui con- festim occurrens cum ingenti auxilio properavit. Cumque in valle Juncaria sibi adinvicem exercitus obviassent, sicut Dominus voluit sustinere, multi de Christiano corruerunt. Nachdem Rodrigo weiter von dieser Schlacht gehandelt, erzählt er von der Heer- fahrt des Königs Ordogno in das Land der Araber, Sin- tilia, und wie seine Freude über den Sieg getrübt wird, daß er, als er nach Hause kommt, seine Gemahlin Mu- nina, mit anderem Namen Geloria, todt findet. Er (Or- dogno) nimmt eine Frau aus Galicien, Namens Aragonta, welche er nachher verstößt. Nachdem dieses geschehen, bringt er Große aus Castilien, welche als Grafen herr- schen, in seine Gewalt, und läßt sie umbringen. Nachdem Rodrigo dieses erzählt, fährt er fort: Et foederatus Gar- siae Enechonis Aristae Principi Navarrorum, filiam ejus nomine Sanciam duxit uxorem. Post quod etiam cepit Anagarum, quod olim Ficium vocabatur, et Vicariam etc. Heimgekehrt, erkrankt er auf einer Reise nach Zamora und stirbt. Zur Zeit, als Ordogno II. König in Leon war, waren also nach Rodrigo in Na-

4) Ferreras 3. Th. S. 74, nach *Moret*, Annal. und *Pedro D'Abarca*, Los reyes de Aragon en anales historicos T. I.

varra Rex Garsias filius Regis Sancii und Garsias, Enechonis Aristae Princeps Navarrorum. Ungewiß dabei ist, ob Rodrigo bei den letzteren Princeps für Rex braucht, sodaß man annehmen müsse, sie haben nach einander regiert, oder ob der Fürst Garsias Enechonis Aristae neben dem Könige Garsias filius Regis Sancii regiert haben soll. Vergleichen wir den Rodrigo hier, nämlich Lib. IV. Cap. 22 mit Lib. VI. Cap. 21—22, so erhalten wir zwei Garsiae Enechonis Aristae, und also auch zwei Enechones Aristae. Wir kehren zu dem Könige Garcias Sanchez zurück. Die Schwächung, welche die Muhammedaner durch die Verluste in Najera und Viguera erlitten hatten, sich zu Nutze machend, zog Garcias mit seinem Kriegsheere zum Angriffe der Plätze Agreda und Tarrazona, bekam sie auch, man weiß nicht, ob durch Erstürmung oder Capitulation, in seine Gewalt, und verleibte sie dem Königreiche Navarra ein. Ferreras stellt diese Eroberungen ins J. 923, weil es sehr wahrscheinlich zu sein scheine, daß sie zu der Zeit geschehen, als Don Garcias Kriegsvölker auf den Beinen gehabt; zu geschweigen, daß man kurz nachher Schenkungen antreffe, welche dem Kloster S. Millano mit Gütern, welche in diesen Gegenden belegen gewesen, gemacht worden, wie der Pater Moret meldet, welcher die Archive dieses Klosters durchsucht hat. Nachdem Garcias Najera und Viguera und diese ganze, dem Bischof von Calahorra gehörige Gegend, wieder eingenommen, stellte er diese Diöcese wieder her, und setzte einen Bischof dahin, der seinen Sitz zu Najera haben sollte, weil Calahorra eine wüste und zerstörte Stadt und überdies auch neuen Einfällen der Muhammedaner ausgesetzt war. Zum Bischofe wurde geweiht und gewählt (im J. 924) Theudomir, dessen Unterschrift man auch unter den Schenkungen und Privilegien des Königs Don Garcias mit dem Beinamen *de las Mercedas* (von den Gnaden) findet, wie man solches aus den von Moret angeführten Freiheitsbriefen dieses Königs ersehen kann. Nach Petau und den neueren Geschichtschreibern von Languedoc war Don Garcias bereits im J. 920 König, und sein Vater Sancho Garcias war es nicht mehr. Ferreras setzt den Abtritt von der Regierung, oder den Tod des Königs Sancho Garcias ins J. 926. Auch nach D'Hermilly zu Ferreras erscheint aus der chronologischen Regierungsfolge der Grafen und Könige von Navarra, daß König Sancho von Navarra im J. 926 gestorben sei, da die Bücher von S. Millano und Alvelda ausdrücklich enthalten, daß dieser König im J. 964 der Ära (926 der Geb. Chr.), nachdem er 20 Jahre regiert, aus diesem Leben gegangen sei. Diese Dauer seiner Regierung, sagt D'Hermilly weiter, mit der Zeit seiner Gelangung zur Krone und der Denkzeit seines Todes zu vereinbaren, muß man die 20 Jahre als völlig abgelaufen verstehen. Daraus folge wider des Paters Petau und der neuen Geschichtschreiber von Languedoc Autorität, daß Don Garcias vor eben dem Jahre 926 nicht König gewesen. Mariana sage, daß Don Sancho in einer Schlacht wider die Castilier unter Don Ferdinand Gonzales, dem Grafen dieser Völker, geblieben sei; jedoch dieser Irrthum, der leicht merklich sei, wenn man auch selbst die Erhebung Castiliens in eine Art Staat im J. 924 annehme, sei von dem Pater Moret und dem Abarca weitläufig umgestoßen. Der Pater D'Orleans habe eben den Fehler als Mariana begangen. Sind die Angaben der Bücher der Concilien von S. Millano und Alvelda richtig, daß Sancho im J. 964 der Ära (926 der Geb. Chr.), nachdem er 20 Jahre regiert, gestorben, so schließt dieses doch nicht aus, daß Sancho seinen Sohn Garcias zum Reichsgenossen angenommen gehabt. Um jedoch keiner Meinung vorzugreifen, haben wir den Garcias außer an der Stelle, wo wir von ihm nach Rodrigo von Toledo gehandelt haben, vor dem J. 926 nicht König genannt. Seit diesem Jahre aber können wir es mit völliger Sicherheit thun. Während König Garcias mit Werken der Frömmigkeit sich beschäftigte, dachte auch König Abderrama, zu Cordova, welcher durch innere Kriege ermüdet war, auf Mittel, die Annehmlichkeiten des Friedens zu genießen[5]). Kaum hatte Ordogno III. Besitz von dem Throne von Asturien (nach Rodrigo von Toledo in der Ära 958 [920 der Geb. Chr.] nach Ferreras im J. 988 der Ära, 950 der Geb. Chr.) genommen, als sein Halbbruder Sancius, welchen König Ranimirus mit Tarasia, der Schwester des Königs von Navarra, gezeugt hatte, Anspruch auf einige Provinzen des Reichs machte. Rodrigo von Toledo (Hisp. V, 11) sagt dabei, daß dieser Garcias der Mutterbruder (avunculus) des Sanctius war, und (Lib. V. Cap. 8) bemerkt er: Rex Ranimirus, qui ex Regina Tarasia, sorore Garsiae, Tremulosi Regis Navarrae, cognomine Florentina genuerat Sancium et Geloiram. Nach Rodrigo ist also der Garcias, von welchem wir hier in diesem Artikel handeln, eins mit Garcias dem Zitterer. Wenn wir also Letzteren unter folgender Nummer besonders aufführen, so thun wir es, um der Verwirrung vorzubeugen, die daraus für diejenigen entstehen würde, welche den von andern als Garcias II. und Garcias III. den Zitterer Aufgestellten für zwei verschiedene Personen halten, und annehmen, Rodrigo habe beide Sancho's und beide Garcias vermischt. Garcias begünstigte und unterstützte den Sohn seiner Schwester, und zog mit ihm und in Verbindung mit dem Grafen von Castilien, Fernandus Gundisalvi (Gonzalez), nach Leon, um den König Ordogno aus demselben zu vertreiben. Dieser aber befestigte und besetzte die Städte, und vertheidigte die Festungen tapfer. Nach der Behauptung einiger Neuern hätten sich Garcias und Ferdinand Gonzalez wegen einer zwischen ihnen entstandenen Mishelligkeit schleunig zurückgezogen. Aber die alten Schriftsteller erwähnen hiervon Nichts. Nachdem Ordonius, König von Asturien und Leon, gestorben, folgte ihm sein Bruder Sancius, der Sohn des Königs Ranimir (Ramiro) im Reiche in der 963. Ära, wie Rodrigo von Toledo (Hisp. V, 10) bemerkt, also im J. 925 der Geb. Chr., nach Ferreras im J. 955. Als sich aber die Großen des Reiches einmüthig wider ihn vereinigt hatten, eilte er nach Navarra zu seinem Oheim, und zwar mit

5) *Rodericus Toletanus*, Hist. Arabum; vergl. Ferreras 3. Th. S. 88.

den Worten Rodrigo's von Toledo: ad Garsiam regem Navarrae qui dictus est Tremulosus, suum avunculum festinavit. Sancho war von einer unerträglichen Dickheit beschwert, weshalb er Sancius Crassus genannt ward. Um sich heilen zu lassen, begab er sich aus Navarra nach Cordova, und Abderrama ließ ihm durch seine Ärzte mittels eines Krautes Verringerung seiner Fettmasse verschaffen. Während dessen fuhr König Ordogno III. zu Leon fort, sich durch Grausamkeiten verhaßt zu machen. Sein Halbbruder Sancho bat den Abderrama, König von Cordova, um Hilfe zur Wiedererlangung seiner Lande. Abderrama versprach ihm diese, und ersuchte auch Sancho's Mutterbruder, den König Garcias von Navarra, daß dieser mit ihm gemeinschaftliche Sache machen sollte. Garcias gab die Antwort, daß er im folgenden Jahre (nach Ferreras 959) ein zahlreiches Heer zu diesem Feldzuge bereit halten wollte. Da es auch eine Sache von großer Wichtigkeit war, in seinem eigenen Reiche einen starken Anhang zu haben, so wurde mit den Herren von Leon und Galicien ein geheimes Verständniß unterhalten. Zu gleicher Zeit, als der Feldherr des Muhammedanischen Herrschers mit einem zahlreichen Kriegsheere unter Anführung des Sancho nach Leon aufbrach, ließ Garcias seine Kriegstruppen, um dadurch den Grafen Ferdinand Gonzalez zu verhindern, seinem Schwiegersohne Ordogno zu Hilfe zu kommen, Castilien angreifen. Sancho wurde von Leon und den andern Städten wieder zum Könige angenommen [6]). Während dessen begegneten sich die Heere des Königs Garcias und des Grafen Ferdinand Gonzalez von Castilien einander in der Nähe von Aronia (dem heutigen Cituenga). Das Heer des Königs Garcias gewann in der Schlacht den Sieg, und bekam den Grafen gefangen. Hiermit war Garcias zufrieden, und ließ weiter keine Feindseligkeiten mehr ausüben [7]). Im folgenden Jahre (961 nach Ferreras) ließ König Garcias, da er sah, daß sein Neffe im ruhigen Besitze der Krone von Leon war, den Grafen Ferdinand Gonzalez wieder frei und nach Castilien zurückreisen. Nach Mariana starb König Garcias von Navarra im J. 966. In dem Buche von Albayda und in dem Bande der Kirchenversammlung zu S. Millano wird nämlich gesagt, Don Garcias habe 40 Jahre regiert, nachdem er dem Könige Sancho, seinem Vater, welcher im J. 964 der Ära (926 der Geb. Chr.) gestorben, gefolgt. Dieser Rechnung nach muß also Garcias im J. 1004 der Ära (966 der Geb. Chr.) aus dieser Welt gegangen sein. Da jedoch am Rande dieser Nachricht beigeschrieben sich findet, es sei König Garcias im J. 1008 der Ära (970 der Geb. Chr.) gestorben, und in dem Bande von Albayda, einige Blätter vorher, in der Nachricht von den Königen von Pampelona die Angabe steht, Garcias, der Sohn des Königs Sancho, habe 40 Jahre und darüber regiert, und in dem angeführten Buche von S. Millano auf dem ersten Blatte bemerkt ist, es sei das Jahr Christi 976 das sechste Regierungsjahr des Don Sancho gewesen, so setzen Ferreras und D'Hermilly den Tod des Königs Garcias ins J. 970, und lassen ihm in diesem Jahre seinen Sohn Sancho Abarca folgen. Rodrigo von Toledo gibt dem Vater des Garcias des Zitterhaften den Bezeichnungsnamen Abarca, und bei ihm sind Sancho der erste und der zweite, und Garcias der Großvater und der Enkel nur ein Sancho Abarca und ein Garcias Tremulosus. Mariana und der Pater D'Orleans legen Sancho I. den Beinamen Abarca bei. Dagegen bemerkt D'Hermilly, dieser Irrthum rühre daher, daß er, da er die beiden Könige, Namens Sancho, welche der Erzbischof Don Rodrigo vermenge, unterschieden, keine Kenntniß von verschiedenen Freiheitsbriefen Don Sancho's III. gehabt, aus welchen augenscheinlich erwiesen sei, daß der Beiname Abarca dem Könige Don Sancho II., nicht aber Don Sancho I. gebühre. Diesen Punkt hat Moret [8]) erörtert. Sicher ist, daß der Vater des Don Garcias des Zitterhaften den Bezeichnungsnamen Abarca gehabt, und ungewiß, ob dieser Sancho Abarca der zweite Sancho, oder nicht vielmehr der erste war. Ein bemerkenswerther Umstand ist auch, daß man von Garcias II. (nach Ferreras dem I.) zwar weiß, daß er in der S. Stephanskirche, in welcher das Begräbniß seiner Vorfahren befindlich war, beigesetzt wurde, aber von Garcias dem Zitterhaften man nicht weiß, wo er eigentlich begraben worden. Man muß daher vermuthen, daß beide ein Grab gehabt, oder mit andern Worten, daß beide nur eine Person sind. Unter den jene Zeit betreffenden Urkunden sind sehr viele unechte, d. h. später verfertigte, und in ihnen spiegeln sich dann die Irrthümer der Chroniken ab, aus welchen die Urkundenverfertiger geschöpft haben. Die Chroniken auch haben sehr unsichere Angaben. Deshalb bemerkt F. Al. Schmidt [9]): Unsicher und wenigstens aus den Chroniken sei nicht zu bestimmen die Reihe und Regierungszeit der Nachfolger des Königs Sancho Garcez. Aus den älteren Chroniken gehe Folgendes hervor: Als Sancho Garcez nach 20jähriger Regierung gestorben, sei ihm sein Sohn Garcias gefolgt, der ebenso siegreich gegen die Sarazenen, als mild und gütig gegen die Seinen, nach 25jähriger Regierung gestorben. Chr. Abeld. 465. 466. Die letztere Zahl sei ergänzt aus Chr. Burg. 309. und Ann. Compost. 319. Die erstere Chronik gebe dann dem nicht genannten Sohne des Garcias eine Regierung von 61, diese von 63 Jahren, das Chr. Burg. erwähne darauf zum J. 1035 den Tod des Sancho Abarca, ohne Bezeichnung des Vaters. Nach Rod. Tol. sterbe derjenige Garcias, welchen er Sancho des Großen Vater nenne (nämlich Garcias der Zitterhafte), schon 930. Bei solchen Angaben scheinen Ergänzungen der navarresischen Königreiche (d. h. königlichen Regierungen, regnorum) nothwendig; über die Richtigkeit derselben bei spanischen Geschichtschreibern lasse sich aber nicht ohne nähere Kenntniß der Quellen, aus denen sie geschöpft seien, urtheilen. Gewiß ist, daß Rodrigo von Toledo mit der Zeitrechnung zurück ist. Denn nach ihm stirbt

6) *Samprirus*, Don Rodrigo, Don Lucas etc.; vgl. Ferreras 3. Th. S. 104—116. 7) Annales Complutenses; vgl. Ferreras 3. Th. S. 116.

8) Investigaciones Lib. II. Ch. 9. 9) Geschichte Aragoniens im Mittelalter S. 29.

Garcias der Zitterhafte in der Ära 968 (der Geb. Chr. 930), und gleichwol läßt er ihn sein Heer wider den Almansor schicken. Noch bevor er dieses geschehen läßt, kämpft Almansor mit dem Könige Veremund von Leon, und dieser ist ebenfalls nach Rodrigo seinem Vater in der Regierung in der Ära 1000 (962 der Geb. Chr.) gefolgt. Rodrigo begeht also offenbar einen Zeitverstoß, oder gibt zwei Garcias den Beinamen Tremulosus. Ist Letzteres der Fall, so bleibt doch immer zweifelhaft, ob zwischen beiden ein Sancho einzuschieben ist.

3) **Garcias III.**, der Zitterer (Tremulosus), von Navarra, war nach Rodrigo von Toledo[1]) der Sohn des Königs Sancho Garcez. Diesen Sancho hatte (soll haben) Urraca, von der Lanze eines Arabers tödtlich verwundet, aus der Öffnung, welche diese Verwundung gemacht hatte, geboren. Dieser Sancho Garcez hatte den Bezeichnungsnamen Abarca, und zeugte mit seiner Gemahlin Theoda aus königlichem Geblüt den Garcias, den Zitterer, und die vier Töchter Semena, Maria, Tarasia und Blanquita. Sancho Abarca starb in der Ära 943, welche dem J. 905 der Zeitrechnung nach Chr. entspricht. Nachdem er gestorben, herrschte statt seiner sein Sohn Garcias, welcher der Zitterhafte (Tremulosus) deshalb genannt ward, weil er, wenn er Gerüchte von einer Gefahr hörte, und wenn er eine Schlacht versuchen sollte, Anfangs am ganzen Leibe zitterte (principio totus tremulat), nachher aber auf das Standhafteste aushielt. Er war gut, fromm, tapfer, gütig und freigebig, und gab Alles, was er haben konnte[2]), den Kriegern, und weil er als Nachahmer des Vaters sich in die Scharen des Fußvolkes mischte und auch im Haufen desselben zu Fuße ging, und sich ähnlichen Schuhwerkes bediente, wurde er Garcias Abarca genannt. Er regierte 25 Jahre und starb in der Ära 968, welche dem J. 930 n. Chr. entspricht. Nach seinem Tode folgte ihm sein Sohn Sanctius Major in der Regierung der Navarrer. So nach Rodrigo von Toledo. Ferreras[3]) setzt seinen Regierungsantritt in das J. 1032 der spanischen Ära, 993 der Geb. Chr., und seinen Tod zu Anfange des J. 1037 der spanischen Ära, 999 der Geb. Chr. Es scheint, daß der Bezeichnungsname Zitterer zu den Ohren der Muhammedaner gelangt und zur Veranlassung der Entstehung folgender Anekdote geworden ist: An dem Tage nämlich, an welchem Abu Amer Muhammed Ebn Abdallah Almaferi, der das Königreich Cordova und Andalusien anstatt des Hesham regierenden Hajeb (Kämmerer) über den Garcias, den Sohn Sanja's (Sancho's), König der Franken (d. h. hier christlicher Europäer), im ersten Rabi des 385. Jahres der Hedschra (welches dem größten Theile nach ins 995. Jahr Chr. fällt) einen vollkommenen Sieg erlangte und den genannten König selbst als Gefangenen in seine Hände bekam, schickte Said Ebn Al Hasan, ein andalusischer Dichter und Philolog, einen Hirsch, dem er den Namen Garcias gegeben, mit einem Strick dem Al Mansor, welchen Zunamen Abu Amer angenommen, zum Geschenke, und dabei eine poetische Inschrift auf diesen Hirsch, von welcher Abulfeda, welcher diese Begebenheit als eine Wirkung des unmittelbaren Rathschlusses der göttlichen Vorsehung selbst ansieht, drei Distichen aufbewahrt hat. Wahrscheinlich haben die genannten Verse die Veranlassung zur Erdichtung der Angabe gegeben, daß Garcias in der Schlacht wider Almansor gefangen worden. Man kann es auf Garcias Fernandez, den Grafen von Castilien, beziehen wollen; aber auch dieser wurde nicht gefangen. Bei Gelegenheit der Kriegsunternehmungen Almansors in den Jahren 995 und 996 gegen Leon und dem Jahr 997 gegen den Theil Galiciens, der Portugal heißt, und gegen den Theil, in welchem Santiago (Compostella) liegt, finden wir weder den König Garcias von Navarra, noch den Grafen Garcias von Castilien erwähnt; wol in Beziehung auf die Kriegsereignisse im J. 998, in welchem die für Almansor unglückliche Schlacht geschlagen wurde. Im Betreff der Unternehmungen der Christen sagt Rodrigo von Toledo (Hisp. V, 16): Rex autem Veremundus (König Bermudes von Leon) coactus hostibus, legationem misit Garsiae, Fernandi Comiti Castellano, et Garsiae Tremuloso, Regi Navarrorum, ut obliti injuriarum ad agenda proelia fides foederati in simul convenirent. Wenn man bei Ferreras die Angabe findet, daß sich Bermudes auf einem Gestelle habe tragen lassen, weil ihm die Gicht, mit welcher er befallen war, nicht gestattet, zu Pferde zu sitzen, und Don Garcias ein Gleiches gethan, so ist das Gesagte zu lassen nur im Betreff des Königs Bermudes richtig; denn Rodrigo fährt in der oben angeführten Stelle fort: Quo audientes Rex Garsias misso exercitum, Comes Garsias Ferdinandi personaliter cum sua multitudine et Rex Veremundus, licet podagricus, gestatus humeris bajulorum collecta potentia regni sui omnes simul convenerunt etc. Es wird nun von der Schlacht bei Calacanozor (Vulturum) erzählt, in welcher Almansor geschlagen wurde. Garcias der Zitterhafte trug also blos durch sein Heer, und nicht persönlich, zur großen Niederlage der Muhammedaner unter Almansor bei.

4) **Garcias IV.**[1]), genannt von Najera, Enkel des Vorigen, nämlich Sohn des Sancius Major, welcher gewöhnlich der Große übersetzt wird, und mit seiner Gemahlin Major, oder nach Andern Geloira, der Tochter des Grafen Sancius von Castella (Castilien), zwei Söhne, den Garcias, den Gegenstand dieses Artikels, und den Fernandus zeugte. So nach Rodrigo von Toledo (Hisp. V, 25). Doch hatte König Sancho noch zwei Söhne, nämlich Gonsalo (Gonsalvus) und Romarino, zusammengezogen Ramiro, welcher letztere jedoch unehelicher Geburt war. Nach dem Dafürhalten Einiger, was Mariana jedoch nur als Zweifelsache anführt, verlangte die Königin Munia Mayor von ihrem Gemahle, daß Don Garcias, ihr ältester Sohn, auf immerdar von dem castilischen Thron

1) De Reb. Hispan. Lib. V. Cap. 22. 23. p. 224. 2) Vgl. Chron. Abeld. p. 465. 466. 3) 3. Th. S. 142.

4) Übers. der Allgem. Welthistorie, herausgegeben von Semler. 20. Th. (Halle 1759.) S. 408. 5) 3. Th. S. 14[illegible]

1) Nach der Zählung der Könige von Navarra bei Ferreras Garcias III.

zur Strafe der wider sie ausgestreuten Verleumdung, daß sie sich eines Ehebruchs schuldig gemacht habe, ausgeschlossen bleiben. Dem Ramiro aber zur Vergeltung dafür, daß er sich erboten, die Ehre seiner Mutter gegen ihre Ankläger, Garcias und Fernando, mit dem Schwerte zu vertheidigen, Aragonien haben sollte. Jedoch war das, was Ramiro erhielt, nicht so bedeutend, und man sieht, daß die Erfinder obiger Angabe haben erklären wollen, warum Ramiro das wichtige Königreich Aragonien erhalten, welches man sich schon zu Ramiro's Zeit in seiner nachmaligen Ausdehnung und Wichtigkeit denkt. Bei der Theilung, welche König Sancho im J. 1034 machte, wies er dem Don Garcias das Königreich Navarra und das, was man nachher Biscaya und die Provinz Rioja nannte, an. Don Fernando erhielt die ganze Grafschaft Castilien, Gonzalo die zum Königreiche gehörige Herrschaft Sobrarbe innerhalb der Grafschaft Ribagorça, und Ramiro Aragonien, welchen Namen König Sancho jedoch in der Gründungsurkunde dieses Königreichs [2]) nicht braucht, sondern er gibt die Grenzen und einige Orte von dem, was er von seinem Lande dem Ranimiro (Ramiro) schenkt, an. Innerhalb dieser Grenzen erhielt jedoch Garcias noch Ruesta und Pitillas. Sancho sagt nämlich: foras *Luar* (Loarre) et sancti Emeterii cum totas illorum villas, quod teneat filius meus Gundisalvus, et Arrosta (Ruesta) cum totas suas villas et cum Pytiella (Pitillas), quod teneat filius meus Garsia. Sancho starb nach Rodrigo von Toledo in der Ära 1053 (1015 der Geb. Chr.), nach Pisa im J. 1034, nach dem Pater D'Orleans zu Ende des J. 1035, nach Mariana den 28. Oct. 1035, nach Ferreras im Februar 1035. Als Sancho verschied, befand sich sein ältester Sohn Garcias wegen eines Gelübdes auf einer Wallfahrt nach Rom. Wider ihn verband sich Ramiro [3]) mit den Königen (sarazenischen Fürsten oder Machthabern) von Saragossa, Tudela und Huesca. Als König Garcias, nachdem er sein Gelübde erfüllt, von Rom zurückkam, fand er seinen Bruder Ramiro stolz auf seinen Königsnamen, sich übermüthig betragend, und erfuhr, daß er bei Tafalia (Tafalla) ein Heer versammelt. König Garcias, thatkräftig, tapfer und starkmüthig, zog ihm entgegen, und kam so plötzlich über ihn, daß Ramiro und sein Heer nicht Zeit hatten, zu den Waffen zusammen zu eilen. König Ramiro warf sich mit nur mit linnenen Tüchern umwickelten Füßen auf ein Pferd, welches keinen Zaum, sondern nur eine Halfter hatte. Sowol Ramiro's Heer, als auch die Könige, welche zu ihm als Helfer gekommen waren, erlitten eine furchtbare Niederlage, und beide, Ramiro und sein Heer, und seine Hilfsgenossen (die sarazenischen Machthaber) verloren ihre Zelte und Geräthe [4]). Garcias nahm Ramiro'n alles, was ihm sein Vater gegeben hatte, außer Ripa Garsia und das, was eine Lücke [5]) in Rodrigo's spanischer Geschichte (VI, 7) zu nennen verhindert, worunter man [6]) aber Superarve (Sobrarbe) versteht. Da aber damals Gonzalo noch lebte und Ramiro also wol Sobrarbe und Ribagorça noch hatte, und Ramiro diese beiden Landestheile erst nach Gonzalo's Tode erlangte, so knüpft Rodrigo von Toledo wol Späteres an Früheres. Moret und Ferreras setzen die Schlacht bei Tafalla ins J. 1042, weil Ramiro ohne den Besitz von Sobrarva und Ribagorça nicht gewagt haben und nicht mächtig genug gewesen sein würde, dem Don Garcias sein Reich zu nehmen; doch befand sich dieser ja auf der Wallfahrt nach Rom. Daß Ramiro sich im ersten Jahre seiner Regierung in Noth und Trübsal befand, geht aus einer Urkunde [7]) hervor; jedoch erlangte er sein Reich wieder, ohne daß man jedoch weiß, wie. Ein Theil der spanischen Geschichtschreiber nimmt an, daß es durch die Großmuth des Siegers Garcias geschehen sei, welcher ein vortreffliches Beispiel von der Mäßigung eines Christen gegeben und dem Ramiro alle genommenen Plätze wieder hätte einräumen lassen. Schon bei Lebzeiten des Vaters hatte König Fernando, welcher Castilien vorstand, Streitigkeiten mit dem Könige Bermudes von Leon gehabt, und dieser, der erlittenen Beleidigungen eingedenk, wollte nach Sancho's Tode die Verträge nicht halten und den Landestheil, welchen er seiner Schwester, der Gemahlin Fernando's, abgetreten, sich wieder zueignen. König Fernando rief seinen Bruder Garcias, den König von Navarra, zur Hilfe wider den König Bermudes herbei. Am Flusse Carrion kam es zur Schlacht. Bermudes warf sich in die feindlichen Schlachthaufen, um Fernando'n persönlich mit dem Schwerte zu erreichen. Garcias und Fernando leisteten nicht minder tapferen Widerstand. Während Bermudes auf dem Rosse zum Angriffe heransprengte, ward er von einer Lanze durchbohrt und verlor den Sieg und das Leben. Dieses geschah nach der von Moret angeführten Leichenschrift in der Ära 1075 (der Geb. Chr. 1037). Rodrigo von Toledo ist auch hier mit der Ära zurück; denn er läßt das Reich von Leon, auf welches, weil kein anderer Erbe übrig war, König Fernando wegen seiner Gemahlin Sancha von Leon Anspruch machte, von diesem nach

2) Bei *Briz Martinez*. Histor. de la fundation y antiguedades de S. Juan de la Peña y de los reyes de Sobrarve p. 377, und daraus bei Schmidt, Geschichte Aragoniens S. 278. 3) Nach einer Urkunde bei *Briz* p. 278 hatte Ramiro die feierlichsten Versprechungen gegeben, niemals auf seines Bruders Garcias Reich anzusprechen. 4) *Monachus Silensis* p. 305. *Lucas Tudensis* p. 91.

5) *Rodericus Toletanus*, Hisp. Lib. VI. Cap. 7. p. 230: Rex Garsias victor recessit; et quidquid Ranimirus a patre habuerat praeter — et ripam Garsiam. Dieses wird von Rodrigo auch Cap. 11 erwähnt, da, wo er von der Theilung der Reiche nach dem Tode des Königs Garcias handelt: Igitur Rex Fernandus non minus de Dei gratia quam de victoria gloriosus regnum fratris obtinuit sine mora, factus monarcha Hispaniae ulterioris scilicet Galleciae, Asturiarum, Legionis et Castellae, Anagari et Iberi. Terra autem Navarrae inter Iberum et Pyrenaeum remansit Sancio filio, Regis Garsiae, qui fuit occisus in Pennaleni, et Aragonia cum Ripagurtia Ranimiro. 6) Schmidt a. a. O. S. 33. Im Betreff der Zeit der Schlacht bemerkt er, daß den Gründen, welche für das Jahr 1035 seien, Moret's Gründe (Ann. T. I. p. 706), welcher die Schlacht bei Tafalla, sowie auch Ferreras (III. S. 247. 248) thut, in das Jahr 1048 setzt, nicht einmal das Gleichgewicht halten. 7) Die von Briz angeführte Schenkungsurkunde, welche Ramiro seinem Kapellan, Garcias von Sessa, ausstellte, und nach welcher Ramiro sich in Noth und Trübsal befand, ist zu Perpignan im ersten Jahre seiner Regierung datirt.

des Bermudes Fälle in der Ära 1054 angreifen, sodaß man versucht wird, anzunehmen, er habe nicht die gewöhnliche spanische Ära zur Richtschnur seiner Zeitrechnung genommen. Um sich mit der Donna Stephana, Infantin von Barcelona, zu vermählen, begab sich Garcias im J. 1037 nach Barcelona, beging das Beilager auf das Feierlichste, kehrte mit seiner Gemahlin in seine Lande zurück und besuchte das Kloster S. Juan de la Pegna, wie das bei Moret befindliche Privilegium ausweist. Nach der Sammlung der Leben der Heiligen bei Bolandus, nach Truxillo, Mariette und Ferdinandus Ughellus, schickte König Garcias (im J. 1039), da seit einiger Zeit sein Reich durch Heuschrecken heimgesucht ward und man dieses Ungeziefer nicht tilgen konnte, nach Rom, und zog den Papst Benedict IX. zu Rathe, wie man diese Landplage los werden könnte. Der Papst schickte den Bischof S. Gregorius, dessen Tugenden ihm bekannt waren, nach dem Reiche Navarra. Kaum war der Heilige an den Grenzen desselben angelangt, als er sogleich gewahr ward, daß die Sitten der Christen sehr verderbt seien. Er schrieb daher den Sünden der Navarrer die Landplage durch die Heuschrecken als Strafe Gottes zu, und zog, Bußpredigten haltend, durch die vornehmsten Orte des Königreichs. S. Dominicus von Calçada wurde sein Schüler. Navarra und Rioja wurde von den Heuschrecken befreit. Nach Mariana hätte der König Ramiro von Aragonien, nachdem er seiner Krone die Reiche Sobrarva und Ribagorça einverleibt, mit einem hartnäckigen Kriege belästigt, um einen Theil des Königreichs Aragonien wieder zu erlangen, von welchem sich die Navarrer zum Meister gemacht gehabt. Mariana setzt diesen angeblichen zweiten Krieg zwischen Ramiro und Galicien in das Jahr 1045. Ferreras handelt nur von einem Kriege zwischen den beiden genannten Königen, setzt ihn aber nicht, wie Rodrigo von Toledo, zu Anfange der Regierungen derselben, sondern ins Jahr 1042. Merkwürdig ist wegen des noch vorhandenen Privilegiums [8]) die feierliche Einweihung der wiederhergestellten Kirche des Klosters S. Victorianus in Navarra den 22. Mai 1043, bei welcher alle Prälaten und Herren sich einfanden. Nach den Nachrichten von Navarra, ebenfalls bei Moret, verkroch sich, als König Garcias im J. 1044 einstmals auf der Jagd sich befand und ein Rebhuhn aufjagen ließ, nach welchem sogleich der Falke aufsteigen mußte, das ermüdete Rebhuhn in das Gesträuch und der Raubvogel verfolgte es. Um den Beizfalken und das Rebhuhn zu erlangen, verfügte sich der König ebenfalls dahin und fand eine Höhle und in derselben ein Bildniß unseres Heilandes, welches darin vor den Beschimpfungen der Muhammedaner verborgen gehalten wurde. Nahe bei dem Bildnisse verhielten sich beide Vögel ganz ruhig. Durch das Unerwartete gerührt, und voll Ehrfurcht gegen diesen Ort, fiel der König auf seine Knie vor dem Bildnisse nieder, betete zu dem durch dasselbe vorgestellten Heiland, und faßte den Entschluß, an ebendiesem Orte ein Kloster zu erbauen, damit in demselben dem Erlöser die gebührende Verehrung erwiesen werden könnte. Kurz hernach legte der fromme Garcias zu diesem Kloster den Grund und wies ihm Einkünfte an. Dieses ist der Ursprung des Klosters S. Maria von Najera. Um die Muhammedaner, seine Nachbarn, welche aus Calahorra einige Einfälle in seine Reich thaten, zu entfernen, belagerte er im J. 1045 die Stadt Calahorra mit seinem Kriegsheere, ließ ein Stück Mauer niederreißen, bemächtigte sich der Stadt, und die Besatzung wurde theils niedergemetzelt, theils gefangen genommen. Nach Einnahme der Stadt stellte Garcias in derselben die christliche Religion und den Bischofssitz wieder her. So nach dem bei Moret befindlichen Privilegium von S. Millano und dem Mönch dieses Ordenshauses [9]). Die Geistlichkeit in Biscaya brachte im J. 1051 bei dem Könige Garcias ihre Klage an, daß die Kirchenpatrone sich ihres Rechts mit solcher Tyrannei bedienten und den Kirchendienern, welche von ihnen abhingen, mit solcher Strenge begegneten, daß sie es nicht dabei bewenden ließen, ihnen die nothwendigen Bedürfnisse zu entziehen, sondern sie auch zwangen, ihre Hunde zu unterhalten. Hierauf verbot Garcias allen Patronen, ihr Recht zu misbrauchen, und legte ihnen auf, den Kirchendienern zu ihrem Unterhalte hinlängliche Einkünfte zu lassen. Dieses, welches nach der Schrift der Kirchen sich bei Moret findet, ist glaublich, Folgendes aber, welches das Leben des heiligen Dominicus von Silos enthält, ist dem frommen Sinne des Königs Garcias zuwider [10]), und trägt das Gepräge der gewöhnlichen Erfindungen in den Legenden zur Verherrlichung der angeblichen Heiligen. Nach der den heiligen Dominicus betreffenden Legende begab sich König Garcias (im J. 1051) nach dem Kloster S. Millano in der Absicht, sich der Reichthümer zu bedienen, welche seine Vorfahren und andere Andächtige diesem Kloster geschenkt hatten, und machte dem Abte sein Vorhaben bekannt. Zwar stellte dieser dem Könige die Schwierigkeiten vor, bequemte sich aber doch endlich ihm zu gehorsamen, indem er urtheilte, daß Könige durch Widersetzlichkeit erbittert werden, und ihr Verlangen sich in Halsstarrigkeit verwandelt, wenn sie sich nicht durch die Furcht Gottes leiten lassen. S. Dominicus aber, damals Prior zu Millano, widersetzte sich mit der Freiheit eines Christen der Abtretung, die König Garcias verlangte, und verhinderte sogar, daß sie zu Stande gebracht wurde. Der König ward wider Dominicus auf das Heftigste aufgebracht, sodaß der Abt und die Mönche, um des Königs Zorn zu besänftigen, den angeblichen Heiligen nach einem benachbarten Meierhofe verbannte. Diese Erzählung sucht man wahrscheinlich zu machen durch das Vorgeben, der fromme König Garcias habe die Reichthümer von S. Millano zum Besten des Klosters S. Maria von Najera, namentlich zur Erbauung der Kirche desselben, verwenden wollen. Von gleichem

8) Bei Moret Buch 14. S. 746.

9) De Translationibus, angeführt von dem Cardinal D'Aguirre, Conciliorum T. III.

10) Diejenigen, welche der Legende Glauben schenken, bringen das von ihnen Erzählte mit der Stiftung des Klosters S. Maria de Najera in Verbindung, und haben der Reichthümer von S. Millano sich bedienen wollen, um entweder dem Kloster S. Maria große Einkünfte anzuweisen, oder weil es ihm zur Fortsetzung des Baues am Gelde gemangelt habe.

und die Eifersucht der Mönche von S. Millano auf das Kloster S. Maria von Najera verrathendem Geiste ist auch folgende, ebenfalls legendenartige, Erzählung bei dem Mönche von S. Millano de Translationibus. König Garcias entschloß sich, um das Kloster S. Maria zu Najera in Aufnahme zu bringen, den Leichnam des erlauchten Bekenners St. Millanus dahin zu versetzen, begab sich (im J. 1052) nach dem Kloster, wo dieser kostbare Schatz befindlich war, und entdeckte dem Abte und den Mönchen seine Absicht. Die hierüber bestürzte ganze Klostergemeinde stellte dem Könige vor, daß es wider seine Frömmigkeit anliefe, dem Kloster, welches der Heilige gestiftet, seinen besten Schatz zu nehmen und das Kloster, welches der König erst neuerlich erbaut, damit zu bereichern. Aber der König ließ sich von seinem Vorsatze nicht abbringen, und berief endlich in dieser Angelegenheit die Bischöfe und Herren seines Reichs zusammen. Der Sarg mit dem heiligen Leichnam wurde oben von der Kirche in Gegenwart einer Menge zu dieser Feierlichkeit der Translation herbeigekommenen Menschen herunter gebracht. Alle Mönche schwammen in Thränen, da sie ihren frommen Stifter von sich lassen sollten. Der Sarg widerstand aller menschlichen Kraft und wurde unbeweglich. Der König ebenso wie die Übrigen durch dieses Wunder gerührt, befahl, daß der Leichnam dieses Heiligen daselbst verbleiben und ihm ein neues Kloster und eine neue Kirche erbaut werden sollte. Dieses vollführten auch ohne Verzug der Abt und die Mönche. Die drei königlichen Brüder hatten noch im J. 1044 eine Zusammenkunft gehabt [11]); aber später entzweiten sich auch Garcias und Fernando. Nach dem Monachus Silensis, Rodericus Toletanus [12]) und Lucas Tudensis schmerzte den König Garcias von Navarra, da er hochgesinnt war und einen Höheren nicht ertragen konnte, es sehr, daß sein Bruder, König Fernando, so glückliche Erfolge hatte und zu dem Königreiche Castilien noch das Königreich Leon erlangt hatte. Als Garcias zu Anagrum (Najera) krank war, kam hierher König Fernando, ihn zu besuchen. König Garcias dachte unbillig und setzte sich vor, den König Fernando zurückzuhalten. Aber da der Plan (consilium) offenbar ward, ging, wie Rodrigo von Toledo weiter bemerkt, König Ferdinandus durch die Gnade Gottes befreit aus der Stadt und kehrte heim. Moret bestreitet diese Angabe der drei genannten Schriftsteller, von welchen der älteste, nämlich der Mönch von Silos, etwa 50 Jahre nach dieser Begebenheit lebte, und bringt Unterschriften Ferdinand's unter Privilegien des Königs Garcias herbei, welche, während obiger Anschlag des Don Garcias ins J. 1051 gesetzt wird, von dem folgenden Jahre, nämlich von dem Jahre 1052, datirt sind, und beweist hierdurch, wenn nämlich die Privilegien echt sind, daß der König Ferdinand von Leon sich damals in Navarra befunden, und macht den Schluß, daß es nicht den Anschein habe, daß König Fernando gewagt haben sollte, zum zweiten Male wieder nach Navarra zu gehen, wenn es an dem gewesen sein sollte, daß ihn sein Bruder, König Garcias, habe gefangen nehmen lassen wollen. Ferreras stützt sich zwar auf die Autorität der drei genannten Schriftsteller, und vornehmlich auf die des Mönchs von Silos, welcher unter der Regierung Alfonso's VI., das ist, längstens 50 Jahre nach dieser Begebenheit, geschrieben habe, gesteht jedoch, es sei aber auch möglich, daß dieses Gerücht keinen andern Grund, als in der Bosheit derjenigen haben könne, die über den König von Navarra misvergnügt gewesen, und daß der König von Leon es geglaubt, ohne sich nach der Wahrheit erkundigen zu können, weil die Handlungen der Könige mit solcher Verbergung geschehen, daß sie gemeiniglich eine Tiefe seien, von welcher Niemand den Grund finden könne. Ähnlich haben Andere schon vor Ferreras angenommen, daß obige Angabe von dem Anschlage des Königs Garcias wider seinen Bruder Nichts als eine von einigen Misvergnügten herrührende Verleumdung gewesen, welche dem Könige Ferdinand diese falsche Nachricht gegeben, und die beiden Fürsten wider einander zu erbittern gesucht, indem sie ihm hinterbracht, daß es von äußerster Wichtigkeit für ihn sein würde, sich ungesäumt in Sicherheit zu begeben. Aber es ist überhaupt sehr zweifelhaft, ob schon, bevor Fernando seinen Bruder Garcias hinterlistiger Weise gefangen nehmen ließ, ein solches Gerücht bestanden habe, oder ob nicht vielmehr erst nach Fernando's unbrüderlichem Verfahren von ihm oder einem seiner Anhänger ersonnen worden ist, Garcias habe zuerst getrachtet, seinen Bruder der Freiheit zu berauben. Eine solche Unwahrheit konnte ohne Gefahr ausgesprengt werden, weil man nicht erlog, Garcias habe den Anschlag wirklich ausgeführt, sondern er habe nur das Vorhaben gehabt, es zu thun, und dieser Plan sei offenbar geworden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß, wenn Garcias wirklich einen Anschlag auf die Freiheit seines Bruders vorgehabt hätte und dieses Vorhaben offenbar worden, so unvorsichtig gewesen sein würde, kurz darauf seinen Bruder zu besuchen. Gezwungen sagt daher Rodrigo von Toledo, nachdem er bemerkt hat, daß es nach einer Zwischenzeit von wenig Tagen sich zugetragen, daß König Fernandus krank geworden. Cumque ad visitandum Rex Garsias modo simili venisset ut scelus praeteritum expiaret, quod in [13]) innoxium cogitavit, ipse noxius perpessus, et captus a Rege Fernando custodiendus Ceiae deputatur. Man hört es sogleich dem Tone dieses und der beiden andern Geschichtschreiber an, daß sie aus einer für den König Fernando und wider den König Garcias parteiischen Darstellung des Zwistes der beiden Brüder geschöpft haben. Diese parteiische Darstellung beabsichtigte, den eroberungssüchtigen und bei seinen Unternehmungen glücklichen Fernando in einem verschönerten Lichte darzustellen, und sie klingt wie ein Auszug aus einer Romanze. Der zu Ceja zur Bewachung übergebene König Garcias wird nach Verlauf von wenigen Tagen, nachdem die Wächter durch Versprechung beredet sind, losgelassen, und seinem Lande zurückgestellt beginnt er mit den ganzen Kräften der Rache zu pflegen, sammelt ein Heer sowol der Seinigen, als auch der Au-

11) *Moret*, Annal. T. I. p. 713. 12) De Rebus Hispaniae. Lib. VI. Cap. 10.

13) d. h. wider einen Unschuldigen.

chen, Basconen und Mauren, und eilt, den Bruder zu verletzen (ad fratris injuriam). Als er nach dem Übergange über den Berg Auca an dem Orte, welcher Ataporca (Atapuerca) heißt, sich gesetzt, kommt König Fernandus von der entgegengesetzten Seite und verlangt durch Gesandte demüthig Frieden, damit sie, mit dem Ihrigen sich begnügend, sich eines beständigen Friedens erfreuen mögen. Dieses weist König Garcias zurück, droht Schweres und entläßt die Gesandten mit Schmach (inhonoros). Als bereits die Gefahr der Schlacht droht, gehen die Magnaten und Ritter seines Reichs in Gemeinschaft zu ihm und bitten demüthig, daß er ihnen sowol das Abgenommene wieder zurückerstatten, als auch die Landesgesetze bestätigen möge. Da er nämlich an Rüstigkeit des Körpers und Größe der Kräfte Alle so sehr übertraf, daß er über Alle hervorragte, so verfuhr er mit grausamer Hoffahrt, confiscirte die Besitzungen der Ritter und veränderte die Gesetze des Landes. Er aber in der Meinung, durch die bloßen Kräfte zu überwiegen, weist die Gesuche der Ritter zurück, damit er nicht aus Furcht zuzusagen scheine. Da verleugnen zwei Ritter, deren Güter er confiscirt hatte, ihre natürliche Schuldigkeit und versetzen sich auf die entgegengesetzte Seite. Dabei rieth ihm sein Erzieher, welcher ihn von Kindheit an erzogen hat, ein kluger und guter, tapferer und treuer Mann, mit aufrichtigen Thränen, daß er die Gesuche bewilligen, als auch die Gemüther der Seinigen für sich ebenen möge. Der König aber, im Gemüthe verhärtet, thut keiner dieser beiden Sachen Genüge. Da sagt der Erzieher: „Ich sehe ein, daß du heute besiegt und unrühmlich sterben wirst; aber ich werde zuvor sterben, daß ich dich, den ich mit so großem Eifer erzogen habe, nicht sterben sehe." Als die Heere einander erblicken und von allen Seiten zum Kampfe eilen, legt der Erzieher den Schild, den Helm und den Panzer ab, ist blos mit gewöhnlichen Kleidern bedeckt (pannis duntaxat usualibus circumtectus), blos von der Lanze und dem Schwerte begleitet, und wirft sich in der ersten Schlachtreihe dem Tode entgegen, um nicht Zeuge der Vernichtung seines Zöglinges und Volkes zu sein. Als mit gegenseitigen Tödtungen von beiden Seiten die Heere einander anzufallen beginnen, fängt das castilische Heer deshalb zu überwiegen an, weil es an Zahl und Macht hervorragte, und König Garcias die Gemüther der Seinigen nicht hat. Da gewisse Ritter, welche von dem Gesinde des Bermudes (ex familia Veremundi) gewesen waren und des Nachts den Hügel, welcher nach dem Heere der Navarrer hinragte, heimlich besetzt hatten, stürmen sie mit den beiden Rittern, welche von dem Könige Garcias sich entfernt hatten, in die Schlachtreihen desselben mit Heftigkeit ein, gelangen zu der Schlachtreihe des Königs, und der eine der beiden Ritter, welche von ihm hinweggegangen waren, soll[14]) ihn mit der Lanze durchbohrt haben, von welchem Stiche König Garcias auf die Erde stürzte, und zwei Magnaten, die bei ihm waren, fielen daselbst. Obgleich König Fernandus, nachdem der Bruder erschlagen und sein Heer in die Flucht getrieben worden, über den Sieg sich freute, war er doch der Pietät nicht uneingedenk, und befahl den Seinigen, daß sie die fliehenden Christen nicht verletzen sollten. Jedoch die Sarazenen, welche zugegen waren, kamen größtentheils durch Gefangennehmung und durch das Schwert um. Dann befahl König Fernandus, daß der Leichnam des Königs Garcias nach Najera ehrenvoll gebracht und im Kloster S. Maria, welches er gebaut und mit sehr vielen Schenkungen ausgerüstet, begraben ward. König Fernando nahm ohne Verzug das Reich des Bruders in Besitz und ward Monarch des jenseitigen Spaniens, nämlich Galiciens, Asturiens (Asturiarum), Leons und Castiliens, Najera's und Ebro's. Das Land aber zwischen dem Ebro und den Pyrenäen verblieb Sancho'n, dem Sohne des Königs Garcias, welcher in Penna leni erschlagen ward, und Aragonien nebst Ribagorza Ramiro'n. So Rodrigo von Toledo (Hispan. VI, 11), und Lib. V, 28: König Garcias hatte zwei Söhne, den König Sancius, welchen er sich zum Nachfolger verordnet hatte, der doch in Penna leni erschlagen ward, und einen andern, welcher gleichfalls Sancius genannt ward; er ward zu Rhoda verrätherischer Weise umgebracht. Dieser hatte zum Sohne den Ranimirus (Ramiro), auf welchen wir im folgenden Artikel zurückkommen, weil er der Vater des Königs Garcias V. ist. Der Tod des Königs Garcias ereignete sich den 1. Sept. 1054, wie aus der Nachricht aus einer Schenkung hervorgeht, welche König Ramiro von Aragonien in diesem Jahre [illegible] machte[15]). Im Betreff des Beziehungsnamens Garcias de Najera sagt Moreri: Garcias IV. [illegible] surnommé par quelques Auteurs, de Nagera, parce qu'il fut élevé (erzogen) et enseveli (begraben) dans une ville de ce nom. Der Grund seines Beziehungsnamens ist seine Vorliebe für Najera, wo er sich so häufig aufhielt, ein Kloster hier stiftete, in dessen Kirche er auch begraben wurde. Ob er in Najera erzogen worden, läßt sich nicht entscheiden.

5) Garcias V., Ramirez, König von Navarra, ist der Enkel des vorigen (nämlich Garcias IV.). Rodrigo (V, 28) sagt: König Garcias (nämlich der Sohn des Königs Sancius Major) hatte zwei Söhne, den König Sancius, welchen er sich zum Nachfolger verordnet hatte, der in Penna leni erschlagen ward, und einen andern, der gleichfalls Sancius genannt ward, und zu Rhoda auf verrätherische Weise erschlagen ward. Dieser hatte den Sohn Ranimirus Infans. Dieser Ranimirus nahm zur Frau die Tochter des Rodericus Didaci, als er zu Valencia weilte, und empfing von ihr den Garcias Ranimiri, welcher zuerst in Navarra König war, seit Fernandus, der Sohn des Sancius Major, den Sitz des Reichs Navarra von Navarra nach Castella (Castilien) versetzt hatte, und in damaliger Zeit die Navarrer gleichsam hauptlos zwischen Castella und Aragonia wogten

14) Hier verläßt Rodrigo den Romanzenton und sagt: et alter militum, qui ab eo recesserat, dicitur eum lancea perfodisse. Die Annales Compostellani nennen den, welchen Garcias beleidigt gehabt, und von dem er mit der Lanze durchbohrt worden sein soll, Sancho Fortunez.

15) Moret, Investigaciones Lib. III. Ch. 4.

[illegible]). [illegible] Moret [illegible] mit Rodrigo von Toledo nicht überein, [illegible] nach ihm ist Garcias Ramirez ein Enkel von [illegible], dem Bruder des Königs Sancho IV. von Aragonien, und ein Sohn des Don Garcias de Najera (welcher aber nicht derjenige Garcias ist, von welchem [illegible] von einigen Autoren Garcias de Najera genannt worden ist. Denn dieser ist der letzte König von Navarra, [illegible] König Ferdinand den Königssitz von Navarra nach Castilien verlegte). D'Hermilly hat, wenn er meint, [illegible] sei mit Moret gleicher Meinung gewesen, denn dieser [illegible] von Garcias Ramirez Nieto de el Rey Don Garcias de Najera, und meint also unter dem Könige Garcia de Najera den König Sancho IV., oder nach seiner Rechnung Garcias III. Nach der Meinung des Mariana und des ihm beistimmenden Abtes von Vayrac und des Pater D'Orleans soll Garcias Ramirez einen Sohn Sancho's IV., Namens Ramiro, zum Vater gehabt haben. Aber D'Hermilly erinnert, daß sie irren, weil in den Unterschriften der Söhne des Königs Sancho IV. beide Söhne desselben Garcias genannt werden. Die Ursache, warum D'Hermilly das Nieto des Ferreras nicht durch Enkel, sondern durch Abkömmling übertragen hat, ist diese, da Roger de Hoveden, ein Schriftsteller ebendieses Jahrhunderts, in dem letzteren Theile seiner Jahrbücher vom J. 1177 bemerkt, daß der Großvater des Don Garcias Ramirez, da er nicht mächtig genug gewesen, von Don Alfonso, dem Könige von Castilien vom Throne gestoßen worden, und gewiß sei, daß dieses nicht den Don Garcias von Najera angehen könne, indem man wisse, daß dieser in einer Schlacht geblieben, da er mit Don Fernando, seinem Bruder, dem Könige von Leon, in Krieg befangen war, und seinen Sohn Don Sancho IV. zu seinem Nachfolger hinterließ. Der Engländer Roger von Hoveden ist aber hier nicht zu brauchen, denn er verschmilzt den Garcias, König von Galicien und Portugal, welcher hier einen Artikel erhalten hat, offenbar mit dem Könige Garcias IV. von Navarra, geheißen von Najera; denn König Garcias von Galicien wurde von seinem Bruder Alfonso gefangen gehalten, und der König Garcias IV., von Najera, von seinem Bruder Fernando, Könige von Castilien und Leon, des Lebens und eines Theils seines Reiches beraubt, indem sein Sohn und Nachfolger Sancho nur in einem Theile seines Reiches folgte, oder mit den Worten Rodrigo's von Toledo (VI, 11): Terra autem Navarrorum inter Iberum et Pyrenaeum remansit filio Regis Garsiae, qui fuit occisus in Penna leni, und (V, 24): Et Rex Garsias habuit duos filios, Regem Sancium, quem sibi ordinaverat successorem, sed fuit occisus in Poena leni. Das sed ist nicht so zu verstehen, als wenn dieser Sancius seinem Vater gar nicht nachgefolgt sei, sondern daß er nicht lange regiert und seinen Stamm nicht fortgepflanzt habe. Schmidt[3]) nennt den Garcias Ramirez einen Enkel König Sancho's des Edeln, und sagt [illegible] nach den Ann. Comp. p. 312 und Moret II. p. 192: „Schon im folgenden Jahre, am 5. Junius 1076, wurde Sancho von Navarra, beigenannt der Edle, zu Peñalen von seinem Bruder Ramon erschlagen, der sich durch dieses Verbrechen den Weg zum Throne zu bahnen hoffte." Aber dieser in Peñalen erschlagene König Sancho war der Großvater des Königs Garcias V. nicht, denn Rodrigo von Toledo fährt fort, König Garcias habe zum Sohne gehabt: et alium, qui Sancius similiter est vocatus, apud Rhodam fuit proditionaliter interfectus. Hic habuit filium Ranimirum Infantem, qui Ranimirus duxit uxorem filiam Roderici Didaci, cum Valentiae morabatur, et suscepit ex ea filium Garsiam Ranimiri, qui primus regnavit in Navarra, ex quo Fernandus filius Sancii Majoris sedem regni a Navarra transtulit in Castellam. Rodericus Didaci ist der berühmte Cid. Der Enkel desselben, Garcias Ramirez, der Gegenstand dieses Artikels, war auch durch Tapferkeit und Fähigkeiten ausgezeichnet. Wie wir aus der Crónica del inclito Emper. de Esp. Alfonso VII. wissen, befand sich Don Garcias im J. 1134 in der mörderischen Schlacht des Königs Alfonso I. von Aragonien wider die Muhammedaner bei Fraga. Als der König sich endlich geschlagen sah und 700 Mann von seiner Leibwache verloren hatte, nahm er mit verhängten Zügeln die Flucht, und Don Garcias Ramirez und noch andere Herren begleiteten ihn. Seit König Fernando, der Sohn des Sancho Mayor, den Sitz des Reichs nach Castilien verlegt hatte, hatten die Navarrer gleichsam wie hauptlos, quasi acephali, wie Rodrigo von Toledo (V, 24) sich ausdrückt, zwischen dem Reiche von Castilien und Aragonien gewogt. Als König Alfonso im J. 1134, ohne Kinder zu hinterlassen, starb und sein Reich an geistliche Stiftungen vermacht hatte, [illegible] in Navarra und Aragonien verschiedene Königswahlbewegungen. Die Navarraner riefen den Garcias Ramirez durch zwei abgesandte Barone Guilelmus [illegible] de Otrica und Fortunius Enechonis de Lez, [illegible] dem Hofe (Hoftage, hier die zum Behufe der Königswahl gehaltene Ständeversammlung) zu [illegible] (tionis curia) hinweg, und wählten ihn [illegible] (König), und durch ihn ward das Reich [illegible] ziemlich schwach wieder hergestellt. So [illegible] Toledo (V, 24). Aus der Chronik des [illegible] und dem Mönch von S. Juan de la Peña [illegible] den wichtigen Umstand, daß König Garcias [illegible] dem Könige Alfonso von Leon, [illegible] reise von Saragossa nach Castilien [illegible] ging, und ihm, da er ihn wegen [illegible] er (Alfonso, als König von [illegible] VII. [illegible] von Castilien II.) auf Navarra [illegible] wünschte, wegen des [illegible] Königreichs Navarra, dessen Sitz Fernando [illegible] hatte, den

1) Investigaciones Lib. III. Ch. 5. 2) Zu Ferreras' (3. Bd. S. 449) Ausdruck: Don Garcia Ramirez, Nieto de el Rey Don Garcia de Najera, welcher Ausdruck zweideutig ist, da Nieto nicht blos einen Enkel, sondern auch einen Abkömmling im dritten, vierten, fünften u. s. w. Grade bedeutet, weshalb D'Hermilly, um die Meinung freizulassen, Nieto durch Abkömmling gibt.

3) Geschichte von Aragonien [illegible]

Huldigungseid leistete. Als daher im folgenden Jahre (1135) König Alfonso sich zu Leon auf das Feierlichste zum Kaiser krönen lassen wollte, welches den ersten Pfingstfeiertag statthaben sollte, begab sich auch König Garcias von Navarra nach Leon. Bei der Krönungsfeierlichkeit an dem Hochaltar der Kirche hielt zur rechten Hand König Garcias von Navarra, und zur linken Bischof Arias von Leon, die Krone, welche so eben auf das Haupt des zum Kaiser ausgerufenen Alfonso gesetzt war, auf dem Haupte desselben. Die Aragonier waren misvergnügt, daß die Navarrainer sich wieder einen besonderen König gewählt hatten. Die Aragonier hatten nämlich den Mönch Ramiro, einen Sohn des Königs Sancho, der von seinem Vater im Jahre 1093 im 10. Jahre seines Alters dem geistlichen Stande geweiht worden war, auf der Wahlversammlung zu Monzon im Jahre 1134 zum Könige gewählt, und aus dem Kloster S. Pons de Tomiers nach Aragonien geholt. Dieser König Ramiro II. von Aragonien machte Ansprüche auf das Königreich Navarra, weil sein Bruder Alfonso über dieses Land geherrscht hatte. Don Garcias, König von Navarra, dagegen behauptete, daß die Krone von Aragonien auf ihn gefallen wäre, weil er der unmittelbarste Prinz aus dem königlichen Hause sei, da Don Ramiro den geistlichen Orden wirklich angenommen, und ein Priester geworden, und folglich des Thrones unfähig wäre. Die Unterthanen beider Reiche wünschten zur Schonung des Christenblutes, und um sich nicht zu schwächen, da sie vereinte Macht wider die Muhammedaner brauchten, einen Vergleich. Nach vielen Berathungen und Unterhandlungen wurde man auch einig, daß ein jeder von den Prätendenten von dem, was er besaß, im ruhigen Besitze bleiben und Don Garcias als der jüngste dem Don Ramiro eine Art des Vorzuges zugestehen sollte, in Betracht, daß dieser ein Bruder des verstorbenen Königs war und bereits ein ziemliches Alter erreicht hatte. Diese Vermittelung wurde von beiden an der Sache Theilnehmenden angenommen und unterschrieben; und zwar geschah solches, theils weil sich Don Garcias Hoffnung machte, ein Nachfolger des Don Ramiro zu werden, weil ihm dieser viel zu alt zu sein schien, Kinder zu zeugen; jedoch die Zeit lehrte, daß sich Don Garcias geirrt hatte, weil am Ende dieses oder bei dem Anfange des folgenden Jahres, die Königin von Aragonien mit der Infantin Donna Petronilla niederkam. So nach Ferreras zum J. 1135 mit Beziehung auf die Nachrichten von Aragonien und Navarra [5]. In einer Urkunde vom 1. Febr. 1135 [6] sagt König Ramiro: regnante me —; *Garcia Ranamirez* sub mea manu rex in Pampilona. In dem nämlichen Jahre erneuerten die zwischen Navarra und Aragonien immer wieder auflebenden Streitigkeiten auch den Krieg zwischen dem Kaiser Alfonso von Leon und Castilien, und dem Könige Ramiro II. von Navarra. Der Kaiser Alfonso verband sich mit dem Könige Garcias, drang im September 1135 mit einem Heere in Aragonien ein, hatte mit dem Könige Garcias eine Unterredung zu Vadilla, und übergab ihm die Stadt Saragossa [7]. König Garcias von Navarra und Fürst Alfonso von Portugal vereinigten sich im J. 1136, den Kaiser Alfonso zu bekriegen. Der Beweggrund zu diesem Bündnisse wird von den älteren Schriftstellern nicht angegeben. Ferreras stellt daher folgende Vermuthungen auf: Weil der König von Navarra, welcher Ansprüche auf Najera und die ganze Provinz Rioja gemacht, bei dem Kaiser Ansuchung um Überlassung derselben gethan, ohne seinen Zweck erreichen zu können, so habe er nunmehr geglaubt, sein Recht durch die Waffen geltend zu machen. Auf der andern Seite habe der Kaiser verlangt, daß der Fürst von Portugal ihm wegen seiner Lande die Huldigung leisten sollte; dieser aber habe solches nicht eingehen wollen. Da nun König Don Garcias und Fürst Don Alfonso, ein jeder für sich zu schwach gewesen, so haben sie sich mit einander verbunden, der eine nämlich, das nicht zu leisten, was von ihm verlangt wurde, und der andere dasjenige wieder zu bekommen, was ihm unrechtmäßiger Weise vorenthalten wurde. Der Fürst von Portugal griff Galicien an. Den dasigen Krieg zu führen, übertrug Kaiser Alfonso seinen Feldherren, er selbst zog mit einem zahlreichen Heere in das Königreich Navarra, verheerte hier alles mit Feuer und Schwert, und bemächtigte sich mehrer Schlösser an der Grenze. In einem derselben wurde einer der größten Herren in Navarra, Graf Don Ladron, gefangen, und ward des Kaisers Vasall. Als Kaiser Alfonso wieder nach seinen Landen zurückzog, hatte er mit dem Könige Ramiro von Aragonien eine Unterredung in Alagon (in Aragonien), und überließ ihm die Stadt Saragossa wieder als Lehen, wie wir aus der Chronik des Kaisers Alfonso wissen. Diese erzählt auch, daß Graf Rodrigo Gonzalez, welcher, weil er das Vertrauen des Kaisers Alfonso nicht besaß, die Statthalterschaft von Toledo im J. 1136 niedergelegt und nach dem gelobten Lande gewallfahrt war, als er nach Spanien zurückkam, sich einige Zeit bei dem Grafen Raymundo von Barcelona und bei dem König Garcias von Navarra aufhielt. Kaiser Alfonso gab im J. 1137 dem Grafen Rodrigo Gomez, Don Lopez und Don Gutier Fernandez den Befehl, daß sie den König Garcias von Navarra mit der ganzen castilischen Macht angreifen sollten. Er zog unterdessen wider den Fürsten Alfonso von Portugal zu Felde, und dieser, welcher ein weit schwächeres Kriegsheer hatte, machte, da überdies die Muhammedaner in sein Land eingefallen waren, Frieden. Im Betreff der Thaten der Feldherren, welche von Kaiser Alfonso an die Grenze von Navarra geschickt worden, scheint es nicht, daß sie etwas gethan, als sich zu vertheidigen. Nach Moret versammelte König Garcias (auch im J. 1137) seine Kriegsvölker zu Tudela, zog nach Aragonien, und nahm Frasseno, Malon und Bureta ein. Aber der Geschichtschreiber von Navarra bringt keine Denkmäler, wie Ferreras sich ausdrückt, zu Unterstützung des von ihm Angeführten bei, überläßt, wie der genannte spanische wei-

5) 3. Bd. S. 453. 6) *Blancae* Commentarii rerum Aragonensium ap. Schottum, Hisp. illustr. T. III. p. 671.

7) *Zurita*, Annales de la corona de Aragon, nach Urkunden. Vgl. Schmidt S. 73; s. auch *Moret*, Annal. T. II. p. 366.

ter sagt, aus seiner (Moret's) eigenen Autorität. Wenn man übrigens aus dem Verfolge der Geschichte einen Schluß machen wolle, so habe man Ursache zu glauben, daß zwischen dem Kaiser und dem Könige Don Garcias ein Vergleich geschlossen worden[8]. König Ramiro II. von Aragonien legte den 13. Nov. 1137 die Regierung zu Gunsten seines Schwiegersohnes nieder. So kam Raymundo (zusammengezogen Ramon) Berenguer, Graf von Barcelona, Schwiegersohn des Königs Ramiro, in den Besitz von Aragonien. Doch waren damals Tudela und mehre andere Orte auf der Grenze von dem Könige Garcias von Navarra besetzt. Dieser und Raymundo lebten in schlechter Einigkeit. Nach Moret belagerten die Navarrer die Schlösser Sos und Pitillas, und eroberten sie. Um stark genug wider den König von Navarra zu sein, nahm Fürst Raymundo Saragossa, Tarazona und die übrigen von den Castiliern besetzten Orte von dem Kaiser Alfonso zu Lehen, und dieser sicherte ihm seinen Beistand gegen Navarra zu. Beide Verbündete drangen bald darauf im J. 1138 mit vereinter Macht in Navarra ein. Aber Garcias vertheidigte sein Land so tapfer, daß die Feinde ohne Erfolg wieder abziehen mußten. Im folgenden Jahre (1139) drang der Kaiser Alfonso, wie in seiner Chronik dargestellt wird, ohne Hinderniß zu finden, über die Grenze von Navarra ein, und nahm hier Milagro, Funes, Peralta und Falces hinweg. Hierauf rückte er sogleich vor Pampeluna, um diese Stadt zu belagern. König Garcias hatte hier eine starke Besatzung gelassen, und war wider den Fürsten Raymundo gezogen. Dieser, der sich mit einem aus Aragoniern und Cataloniern bestehenden Kriegsheere näherte, traf Garcias an den Grenzen seines Landes, und es kam sogleich zu einer Schlacht, in welcher Garcias endlich siegte und die feindlichen Truppen in die Flucht trieb. Der Kaiser Alfonso hatte nach erhaltener Nachricht davon, daß König Garcias sich wider den Fürsten Raymundo gewendet, die Belagerung von Pampeluna aufgehoben, um seinem Bundesgenossen Raymundo zu Hilfe zu eilen, und erschien, als eben die siegreichen Navarrer mit der dem Feinde abgenommenen Beute sich beschäftigten. Sie waren von dem Kampfe ermüdet, hielten eine Schlacht wider frische Kriegsvölker für gefährlich, und setzten sich, die Beute verlassend, in Sicherheit. Der Kaiser zog auch wieder heim, denn der König Alfonso von Portugal war in Galicien eingefallen. Raymundo schloß zu Carrion den 21. Febr. 1140 mit dem Kaiser Alfonso einen Vertrag über die Theilung des Königreichs Navarra, aus welchem sie den König Garcias V. gänzlich vertrieben, und dessen Reich sie unter sich theilen wollten[9]. Aber als der Kaiser Alfonso, welcher seinen Weg durch Soria genommen, wo er sich mit dem Fürsten von Aragonien zu vereinigen, vergebens gehofft hatte, sich nahe bei Calahorra gelagert hatte, um wider das Heer des Königs von Navarra eine Schlacht zu wagen, und alles zu dieser von beiden Seiten vorbereitet war, wurde durch die Vermittelung der den Kaiser Alfonso und den König Garcias begleitenden Prälaten und Herren bewirkt, daß der Kaiser und der König eine Unterredung zwischen Tudela und Alfaro mit einander hielten, einen Friedensvertrag abschlossen, und dabei bestimmt, daß des Kaisers Sohn Sancho des Königs von Navarra Tochter, Namens Blanca, heirathen sollte. So nach der Urkunde des Kaisers Alfonso[10]. Im November 1141 verlor, wie das Privilegium von Leyria ausweiset, König Garcias durch den Tod seine Gemahlin Margelina (Verkleinerungsform von Margareta), die Tochter des Grafen Rotran von Pertica. Dieser hatte, wie Rodrigo von Toledo (Lib. IV. Cap. 11) bemerkt, dem Könige Alfons von Aragonien Beistand geleistet, und dafür Folgendes erhalten: cui (Comiti Perticarum) convenit Tutela cum aliis castris, quae postea dedit Garsiae Ranimiri Regi Navarrae cum sua filia Margelina. Der Krieg zwischen Garcias und Raymundo währte fort. Ersterer drang, wie Moret[11] erzählt, im J. 1141 in des Letzteren Reich ein, und brachte das ganze Valdonsella in seine Gewalt. Um dafür Rache zu nehmen, erschien Fürst Raymundo im J. 1142 mit seinem Kriegsheere an den Grenzen des Königreichs Navarra, belagerte daselbst den Flecken Lumbier, ließ verschiedene Male Sturm laufen, wurde jedoch jedes Mal zurückgeschlagen. Diese hartnäckige Belagerung hatte schon 15 Tage gewährt, als der mit seinen Kriegstruppen herbeieilende König Garcias erschien, und den König Ramiro in solche Besorgniß setzte, daß dieser die Belagerung aufhob, und sich eilig in seine Lande zurückzog. So nach den Nachrichten von Leyria und der Kathedralkirche von Pampeluna. Im J. 1142 bestürmte König Garcias mit seinem Kriegsheere Tarrazona, und verheerte diese ganze Gegend bis vor die Thore von Saragossa[12]. Hierauf begab er sich nach Pampeluna zurück, wie aus dem bei Moret befindlichen Privilegium von Tudela hervorgeht. Nachdem der Kaiser Alfonso den Muhammedanern Mora im Monat April des Jahres 1144 abgenommen hatte, befahl er, daß im folgenden Monate alle castilischen und leonischen Kriegsvölker zu Najera zusammenkommen sollten, weil er den König Garcias von Navarra bekriegen wollte. Als König Garcias die Rüstungen gegen ihn vernahm, und vornehmlich, als er hörte, daß sich alle Feldherren aus Castilien und Leon mit ihren Kriegsvölkern den erhaltenen Befehlen gemäß, nach Najera verfügt, und so ein zahlreiches Heer sich versammelt hatte, gerieth er in Besorgniß, daß seine Kriegsmacht nicht hinreichen würde, der Übermacht des Kaisers zu widerstehen. Er bemühte sich daher durch die Vermittelung der Prälaten und Herren der beiderseitigen Reiche um einen Vergleich. Dieser kam auch zu Stande, aber unter der Bedingung, daß Garcias sogleich die Feindseligkeiten in Aragonien einstellen und die Donna Urraca, welche der Kaiser mit einer vornehmen Asturierin, Namens Donna Gatunda, erzielte, heirathen sollte. Zur Vermählung dieser natürlichen Tochter des Kaisers mit

8) Ferreras 8. Bd. S. 461. 462. 9) *Sandoval*, Historia de los reyes de Castilla y de Leon p. 167. 168. *Moret*, Ann. T. II. p. 392.

10) *Sandoval* p. 169. 11) *Moret*, Ann. T. II. p. 405. 12) Derselbe ebendaselbst S. 407.

dem Könige Garcias wurde den 24. Mai 1144 bestimmt. Zu diesem Zwecke begab sich König Garcias mit einem zahlreichen, aus Prälaten und Herren seines Reichs bestehenden Gefolge nach Leon, und diese Hochzeit ward mit wahrhaft königlicher Pracht gefeiert, wie in der Chronik des Kaisers Alfonso sich beschrieben findet. Nach Beendigung aller der Festlichkeiten gab der Kaiser den Neuvermählten eine reichliche Aussteuer, und als hierauf König Garcias mit seiner Gemahlin nach seinem Königreiche zurückreiste, durch den Grafen Rodrigo Gomez, Don Gutier Fernandez und verschiedene Personen vom ersten Range bis nach Pampeluna begleiten, wo diese Gesandtschaft des Kaisers sein königlicher Schwiegersohn sehr wohl bewirthete. Ein innerlicher blutiger Krieg unter den Muhammedanern in Spanien wüthete im J. 1146. König Alfonso benutzte diese für die Christen günstigen Umstände und zwang den Oberherrn Aben Gama von Cordova sich für seinen (des Kaisers) Vasall zu erklären. Um die Herrschaft der Sarazenen in Spanien desto leichter vernichten zu können, bemühte sich der Kaiser, den König von Navarra und den Fürsten von Aragonien mit einander zu versöhnen, und hatte deshalb vorerst (im J. 1146) mit Garcias und dessen Gemahlin Urraca, seiner (des Kaisers) natürlichen Tochter, in Tudilen[13]) eine Unterredung. Man vereinigte sich hier zu einer weiteren Versammlung, welche im November 1146 zu S. Estefan von Garmaz[14]) statthatte. Sie bestand aus dem Kaiser Alfonso, dem Könige Garcias und dem Fürsten Raymundo von Aragonien und verschiedenen Prälaten und Herren. Zwar wandten der Kaiser und die Prälaten alle Bemühung auf Wiederherstellung des Friedens zwischen Navarra und Aragonien, aber sie vermochten Nichts, als einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen, und dieses zu bewirken, daß die beiden feindlichen Fürsten sich anheischig machten, ihre Kriegsmacht mit der des Kaisers zu dem von diesem wider die Sarazenen beabsichtigten großen Heereszuge zu vereinigen. Dieser wurde im folgenden Jahre (1147) ausgeführt, und war hauptsächlich gegen Almeria, einen Aufenthaltsort von Seeräubern, gerichtet, welche an der ganzen christlichen Küste von Spanien, Frankreich und Italien unerhörten Schaden verübten. König Garcias stieß mit seinem Heere zu der Kriegsmacht seines Schwiegervaters des Kaisers, und erschien in Verbindung mit ihr, nachdem sie im Mai in Andalusien eingedrungen, sich in der Nachbarschaft von Andujar gelagert, die Schlösser Bagnos und Cazlona, und am 12. Juni (1147) Baeza eingenommen, und hierauf die Staaten der Muhammedaner durchstreift hatten, vor dem von den Muhammedanern stark befestigten Almeria. Während nun der Kaiser und sein Schwiegersohn mit ihrer großen Heeresmacht die Seeräuberfestung von der Landseite einschlossen, thaten dieses auf der Seeseite zu Schiffe der Fürst Raymundo von Aragonien, der Herzog von Montpellier, und die Genuesen und Pisaner. Nach verschiedenen Stürmen wurde endlich diese starke Festung eingenommen, und große Beute fiel hier in die Hände der Sieger, worüber die Chronik des Kaisers Alfonso nähere Nachricht gibt. Während der Fürst Raymundo von Aragonien im J. 1148 Tortosa belagerte, fiel König Garcias in Aragonien ein, und brachte Tahuste in seine Gewalt. Diese Feindseligkeit zwischen diesen beiden christlichen Königen war um so verderblicher, da die Fortschritte der Almohaden auch in Spanien den Christen gefährlich wurden. Namentlich eroberten sie im J. 1148 Cordova. Zum Behufe der Vereinigung der christlichen Mächte lud der Kaiser dieselben nach Zamora zu einer Zusammenkunft im J. 1150 ein; Garcias und Raymundo erschienen. Der Kaiser brachte durch seine Vermittelung einen Waffenstillstand zwischen den beiden feindlichen Fürsten zu Stande, und sie sagten ihm ihre Theilnahme zu einem Heerzuge wider die Sarazenen zu[15]). Der Kaiser Alfonso ließ im März 1150 ein großes Heer zu Toledo versammeln. Zu diesem stieß König Garcias mit seinen Truppen. Diese vereinigte Kriegsmacht drang in Andalusien ein, schlug die Muhammedaner in der Schlacht bei Cordova, und unternahm dann die Belagerung dieser Stadt, hob sie jedoch wieder auf, und nahm Jaen ein. Da aber die erwartete französische Flotte nicht anlangte, welche in den Guadalquivir einlaufen sollte, kehrten die spanischen Kriegsmächte mit vielen Gefangenen und großer Beute heim[16]). Den 21. November in ebendiesem Jahre 1150 starb König Garcias V. von Navarra, und wurde in der Kathedralkirche zu Pampeluna begraben[17]). Ihm folgte sein mit seiner ersten Gemahlin Margeline, der Tochter des Grafen Rotron von Pertica, erzeugter Sohn Sancho. Garcias hatte von dieser ersten Gemahlin 1) Sancho, 2) Blanca, die er mit Sancho, dem Sohne des Kaisers Alfonso, Namens Sancho, nachmals Könige von Castilien, verlobte, welche Ehe im J. 1151 vollzogen ward, in welcher sie den Alfonso gebar. 3) Margarita, welche den König Wilhelm von Sicilien heirathete, und ihm den König Wilhelm gebar. Von seiner zweiten Gemahlin Urraca, der natürlichen Tochter des Kaisers Alfonso, welche dieser mit Gontroida (Gotrunda), der Schwester des Didacus Abireganus, gezeugt hatte, hatte Garcias die dritte Tochter, Namens Santia (Sancha), welche in erster Ehe den Vicomte von Bearn, und in zweiter Ehe den Grafen Peter von Molin zum Gemahle hatte, und ihm den Aimericus, welcher Vicomte von Narbonne wurde, gebar. Urraca heirathete nach dem Tode des Königs Garcias den Alvar Roderici[18]). (*Ferdinand Wachler.*)

II. Grafen.

GARCIAS, Grafen von Castilien. 1) Garcias I. Fernandez (Ferdinand's Sohn), Graf von Castilien, folgte seinem Vater, Fernando Gonzalez, welcher im J. 970 starb, in der Grafschaft von Castilien. Da seine

13) *Moret* p. 447. 14) Diese Versammlung wird durch verschiedene Privilegia beurkundet. Vgl. Ferreras 3. Bd. S. 490.

15) *Moret*, Ann. T. II. p. 435. 16) Append. ad Annal. Complutens., Annal. Toletani. Diploma Ecclesiae Toletanae. Vgl. Ferreras 3. Bd. S. 498. 17) Annales Toletani und die navarrischen Geschichtschreiber. 18) *Rodericus Toletanus*, De Reb. Hispaniae, Lib. V. Cap. 24. p. 214. 215.

Tochter Urraca sich Gatte werden wollte, ließ ihr Vater (Garcias Fernandez) im J. 978 das Kloster S. Cosmus und Damianus zu Covarrubias erbauen, und wies demselben beträchtliche Einkünfte an[1]). Dem Grafen Vela, welchem Graf Fernando Gonzalez von Castilien das Land genommen hatte, und der zu Cordova sich aufhielt, gelang es, als Muhammed Abenamir, welcher unter dem Beinamen Almansor, welchen er sich beilegte, berühmt ist, ein verwegener, einen unauslöschlichen Haß gegen die Christen hegender Mann, Alhagib (Unterkönig) von Cordova geworden war, diesen zu einem Kriege wider den Grafen Garcias I. von Castilien zu bewegen. Als dieser das Vorhaben des Alhagib von Cordova erfuhr, ersuchte er die Könige von Leon und von Navarra um Hilfe. König Ramiro von Leon, welcher mit dem Beherrscher von Cordova im Frieden lebte, wollte sich nicht einlassen; aber der König von Navarra sagte dem Grafen von Castilien Beistand zu. Während dessen langte Muhammed Abenamir's Feldherr Orduan mit einem zahlreichen Heere in Begleitung des Grafen Vela und seiner Anhänger[2]) an der Grenze von Castilien an, drang durch die Landschaften Osma und S. Stephan in diese Provinz ein und verwüstete Alles mit Feuer und Schwert. Während dessen stieß der König von Navarra mit seinem Kriegsheere zu dem Grafen Garcias. Beide zogen dem Orduan, der sich in jenen Gegenden gelagert hatte, entgegen, griffen ihn muthig an, schlugen und nöthigten ihn, die Flucht zu ergreifen und alle Geräthschaft zurückzulassen[3]). Verschiedene setzen diese Begebenheit in das vorhergehende Jahr (978); Ferreras aber glaubt, daß sie in das Jahr 979 gehöre, weil Muhammed Abenamir Almansor, der über diese Niederlage erbittert wurde, Garcias Fernandez nöthigte, den Krieg im folgenden Jahre (980) fortzusetzen. Almansor, über die erlittene Niederlage seines Heeres in äußerste Wuth versetzt, brachte so viele Kriegsvölker in den Staaten von Cordova, als er konnte, zusammen, und stellte allen afrikanischen Herrschern vor, daß es auf die Ausbreitung ihrer Religion ankomme, und ersuchte sie um Beistand. Alle Könige und Herren Africa's, Freunde und Verbündete des Königs Hissem von Cordova, für welchen Almansor als Alhagib regierte, vom Eifer für ihre Religion erfüllt, sandten ihm Hilfsvölker. So brachte der Alhagib ein zahlreiches Heer zusammen, welches er wider Castilien in Person anführen wollte. Durch diese großen Zurüstungen des Feindes veranlaßt, befestigte Graf Garcias von Castilien alle Grenzplätze, und wandte sich nachmals um Hilfe an den König von Navarra und an den König von Leon. Letzterer wollte den Frieden mit Navarra nicht brechen. Ob der König von Navarra ihm in diesem Jahre (980) Beistand geleistet, ist ungewiß und wird von Ferreras blos vermuthungsweise aufgestellt. Almansor drang in Castilien ein und verwüstete Alles mit Feuer und Schwert. Graf Garcias, bedeutend schwächer an Macht, vermied eine Schlacht und nahm beständig vortheilhafte Stellungen ein, in welchen er ohne große Gefahr nicht angegriffen werden konnte, und hielt so den Almansor einige Zeit lang auf. Hierüber endlich verdrießlich, belagerte der Alhagib, der eine Feldschlacht zu schlagen brannte, Gormaz[4]) und nahm diese Stadt den 17. Juli (980) nach tapferer Gegenwehr der Christen ein. Diese wurden alle niedergemetzelt. Im J. 983 belagerte Almansor viele Plätze in Castilien und nahm sie ein[5]), und brachte im J. 986 den stark befestigten Grenzort Sepulveda, ungeachtet der tapferen Gegenwehr der Besatzung und der Bewohner, in seine Gewalt[6]). Die Kinder des Grafen Vela rasteten nicht, um wieder in den Besitz des Landes zu kommen, das ihr Vater gehabt hatte. Auf ihr Ansuchen unternahm Almansor im J. 989 wieder eine Heerfahrt wider Castilien. Zwar zog Graf Garcias sowol seine als seiner Bundesgenossen Kriegsmacht zusammen, konnte aber die Einnahme der Stadt Atienza durch Almansor nicht verhindern[7]). Einigen Vortheil über den Grafen Garcias von Castilien erlangte, wie Ferreras bemerkt, Almansor auch im J. 990. Wie die Annalen von Alcala und die von Toledo anführen, erschien Almansor

1) *Sampirus*, *Morales* und *Yepes*. Vgl. Ferreras 3. Bd. S. 128. 2) *Rodericus Toletanus*, De Reb. Hispan. Lib. V. Cap. 15. p. 220 sagt: Cumque Vegila de quo praediximus, et quidam Comites et alii plurimi Christiani ad ejus (Almansoris) praesidium confugissent, promittebant ei terram reliquiarum Hispaniae se daturos, et hac ambitione commotus adunato exercitu Arabum et Christianorum qui secum aderant, assumpto etiam filio suo Abdelmelic, quod in tempore famulus erat Regis, coepit Legionis, Castellae et Navarrae provincias devastare, cui exterminio pro majori parte causam praebuit dissensio principum Christianorum, qui sibi invicem auxilia denegabant. 3) *Marmolius*, Historia Africae, *Morales* und Andere. D'Hermilly macht zu Ferreras 3. Bd. S. 130. 131 folgende Bemerkung: Nach den Bewegungsgründen zu urtheilen, welche die Ungläubigen veranlaßt, in Castilien einzudringen, könnte man glauben, daß Mariana von diesem Feldzuge habe reden wollen, wenn er der Tagefahrt bei Piedra Hita, welche für den Fernando Gonzalez so rühmlich war, gedenkt; indem man, was er davon sagt, nicht sieht, daß Almansor die Castilier vor diesem Jahre 979 auf das Anhalten des Grafen Don Vela mit Krieg überzogen. D'Hermilly führt hierauf weiter aus, indem er auf die Zeitverstöße und Personenverwechselungen des Mariana aufmerksam macht, daß man als das Vortheilhafteste für Mariana Folgendes sagen könne: Garcias Fernandez erhalte nach Mariana einen Sieg über die Ungläubigen, welcher vielleicht ebenderselbe sein könne, von welchem Ferreras zum J. 978 handelt. Mariana stimmt mit Ferreras darüber überein, daß er diese siegreiche Schlacht bei St. Stephan de Gormaz schlagen läßt, weicht aber darin ab, daß er den Grafen Garcias als den Angreifer darstellt, und dabei auch des Beistandes des Königs von Navarra nicht gedenkt, und daß er diese Begebenheit mit einigen Umständen begleitet, welche nur bei Leichtgläubigen Platz finden können.

4) Mariana setzt dieses, wenn er nämlich dasselbe meint, noch in die Zeiten des Grafen Fernando Gonzalez; denn er sagt, daß die Unordnungen, welche die Ungläubigen in Castilien angerichtet, wo sie sich Gormaz und anderer Plätze bemächtigt, dem Grafen Fernando Gonzalez den Tod gebracht. Gleiches nimmt auch der Pater Abarca an. Jedoch haben nicht blos dieser und Mariana die Thaten des Almansor mit dem Grafen Fernando in Verbindung gebracht, sondern auch Andere. So z. B. enthält die Romanze, welche beginnt: El conde Fernand Gonzalez, eine Rede desselben an seine Leute vor der Schlacht wider Almansor; s. die Romanze bei Depping, Sammlung der besten spanischen Romanzen S. 36. 37, und Romancero Castellano I. Bd. S. 84. 5) Annales Toletani, Annal. Alcalenses; *Rodericus Toletanus*, Hist. Arab. Vgl. Ferreras 3. Bd. S. 132. 135. 136. 6) Annal. Toletan. Vgl. Ferreras 3. Bd. S. 137. 138. 7) Annal. Alcal. Vgl. Ferreras a. a. O. S. 139.

im J. 994 wiederum mit einem zahlreichen Heere in Castilien, belagerte die Stadt Clunia und brachte sie im August in seine Gewalt. Zu den Bedrängnissen, welche Graf Garcias durch Almansor erlitt, kam noch hinzu, daß, wie die Annalen von Toledo bemerken, sein Sohn Don Sancho, welcher noch sehr jung war, durch Veranlassung eines bösen Rathgebers im J. 993 mit seinem Vater zerfiel und ihm Ungelegenheiten und Unruhen verursachte. Almansor in seinem Kriege wider Castilien fortfahrend, nahm, nach den Annalen von Alcala und Toledo, im J. 994 St. Stephan de Gormaz und Clunia (das heutige Corunna del Conde) ein. Nachdem hierauf Almansor seine Waffen in den Jahren 995 und 996 wider Leon gerichtet, im J. 997 Eroberungen in Portugal und Galicien gemacht hatte, schickte im J. 998 der von den Feinden in Bedrängniß gesetzte König von Leon, Veremund (Bermudes), eine Gesandtschaft an den Grafen Garcias Fernandez von Castilien und den König Garcias den Zitterhaften von Navarra, mit der Bitte, daß sie, der Beleidigungen uneingedenk, zur Schlagung von Schlachten sich treulich verbinden und zusammenkommen möchten. Als sie dieses hörten, schickte König Garcias sein Heer, der Graf Garcias erschien persönlich mit seiner Menge, und ebenso kam König Bermudes, jedoch dieser wegen Fußgicht von Trägern getragen, mit seiner Kriegsmacht, und vereinigten sich und begegneten dem mit seinen Arabern, in der Absicht, in Castilien einzudringen, kommenden Almansor an dem Orte, der arabisch Calcacanazor, lateinisch Vulturum hieß. Hier schlugen sie eine furchtbare Schlacht, in welcher auf beiden Seiten Viele fielen, und zwar von dem agarenischen (saracenischen) Heere der größte Theil. Nur die Finsterniß der Nacht machte dem Kampfe ein Ende. Nach Unterbrechung der Schlacht erfuhr Almansor die so große Niederlage der Seinigen, und wagte nicht, den Tag darauf die Schlacht zu erneuern. Er floh daher des Nachts. Als es Tag geworden, glaubte das christliche Heer, daß die Araber zur Schlacht zurückkehren würden; aber als sie die Zelte leer von Menschen erblickten, nahmen sie die Zelte und das Geräthe und verschiedene Spolien in Besitz. Graf Garcias Fernandez aber verfolgte diejenigen, welche dem Tode entronnen waren, und rieb sie fast alle auf. Almansor entkam zwar dem Schwerte, überlebte aber die Schande der Niederlage nur kurze Zeit. Sein Sohn Abdelmelich erhielt die väterliche Würde, wurde nämlich Alhagib (Unterkönig) des dem Hissem gehörenden Reiches von Cordova, sammelte im folgenden Jahre (999) ein Heer, um das Gebiet der Christen durch Verwüstungen heimzusuchen, kam nach Leon und zerstörte, was er an Mauern und Thürmen noch übrig fand, dergestalt, daß es nicht wieder hergestellt werden konnte. Aber Graf Garcias Fernandez kam aus Castilien mit einer großen Menge Ritter und Völker (militum et populorum, d. h. gemeiner Krieger) an, vereinigte die Kriegsmacht Leons mit sich und trieb mit dem Schwerte, d. h. in einer Schlacht, den Abdelmelich in die Flucht und hinweg. So ward das Gebiet der Christen nach so vielen Verlusten von neuen Verlusten befreit, und das Land ruhete eine Zeit lang. Da riefen der König von Leon, der König von Navarra und der Graf von Castilien die christlichen Ritter aus dem Lande der Muhammedaner zurück und stellten denselben die Besitzungen und Gerechtigkeiten zurück, damit die Araber nicht Gelegenheit erhielten, durch Spaltungen unter den Christen zu überwiegen [8]. Nach einer bei Moret befindlichen Urkunde verheirathete im J. 1001 Graf Garcias seine Enkelin Donna Munia Elvira, die Tochter seines ältesten Sohnes Sancho, an den König Sancho von Navarra. Wie die Jahrbücher von Alcala und von Toledo bemerken, schmiedete im J. 1003 Sancho wider seinen Vater, den Grafen Garcias, gefährliche Anschläge. Unter denen, welche sich zu Sancho gesellten und seinen Anhang stark vermehrten, befand sich der Graf Garcias Gomez. Graf Garcias Fernandez griff die Kriegsvölker der Empörer an, und schlug sie, und begnadigte seinen sein Vergehen erkennenden Sohn. Nach Mariana gehört folgende, den Tod [9]) des Grafen Garcias herbeiführende, Begebenheit ins J. 1006, nach Ferreras ins J. 1005, mit der Bemerkung, daß den Jahrbüchern von Alcala und von Toledo aus Nachlässigkeit des Abschreibers an der Zahl der Ära ein X fehle, indem anstatt M.XXXX.III, welches man darin finden sollte, nur M.XXX.III steht. Nach Annahme dieser nothwendigen Verbesserung that im J. 1043 der spanischen Ära (1005 der Geb. Chr.) ein Muhammedanisches Heer einen Einfall in die Grafschaft Castilien. Auf diese Nachricht sammelte Graf Garcias eilig seine Kriegstruppen, ging dem Feinde entgegen und traf ihn zwischen Alcocer und Berlanga. Hier kam es am 28. Juli, wie Rodrigo von Toledo in seiner Geschichte der Araber angibt, zu einer blutigen Schlacht, in welcher der Sieg eine Zeit lang ungewiß blieb. Um seine Krieger durch sein Beispiel anzufeuern, war Graf Garcias beständig in dem stärksten Gedränge und verrichtete Wunder der Tapferkeit. Endlich jedoch, als er sich zu weit in die feindlichen Schlachthaufen gewagt, wurde er von allen Seiten umringt, durch zwei Lanzenstiche zur Erde geworfen und gefangen genommen. Dieses bewirkte den Sieg der Muhammedaner. Zwei Tage darauf verschied Garcias an seinen Wunden. Zum Zeichen des Triumphs brachten die Muhammedaner seinen Leichnam nach Cordova, wo er auf Ansuchen der Christen in der Kirche der drei Blutzeugen Faustus, Januarius und Martialis begraben ward. Sein Sohn und Nachfolger Sancho jedoch schickte nach Cordova, um den Leichnam seines Vaters aus der Gewalt der Ungläubigen zu erhalten, und ließ ihn, wie die Annales Compostellani angeben, im Kloster S. Pedro zu Cardegna begraben. Zur Zeit des Grafen Garcias Fernandez wurde, wie Joannes Vasäus bemerkt, der Adel Castiliens vermehrt; denn während zur Zeit seines Vaters auf das Höchste 300 edle Ritter gewesen waren, waren unter der Regierung des Garcias

8) *Rodericus Toletanus*, De Reb. Hisp. Lib. V. Cap. 16. 17. p. 222. 223. 9) Der Pater Petau setzt den Tod des Grafen Garcias Fernandez ins J. 990, aus einer Folge seines Zeitfehlers im Betreff des Todesjahres des Vaters des Grafen Garcias Fernandez. Der Frater Alfonsus Venerus setzt den Tod des Grafen Garcias Fernandez ins J. 995, und Joannes Vasäus (Hispaniae Chronicon p. 607), welcher dieses anführt, ins J. 983.

500 und selbst 600. Vorher gibt Bassäus sein Urtheil über das, was in der Historia Generalis enthalten, und was der Chroniken 10) benutzende Lorenzo de Sepulveda in eine Romanze 11) gebracht hat, welche beginnt: Castilla estaba muy triste, Castilien stand sehr traurig, nämlich nach dem Tode des Grafen Fernando Gonzalez, des Vaters des Garcias. Dieser glich, wie Lorenzo sagt, sehr dem Vater. Wie Duran bemerkt, ist Lorenzo der einzige Dichter, welcher den Garcias Fernandez erwähnt. Es ist undenkbar, daß nicht auch dieser in Romanzen gefeiert worden sein sollte; aber diese sind verloren gegangen und die Sage hat den Vater und den Sohn in eine Person zusammengeschmolzen, und läßt so nicht den Garcias, welcher in der Wirklichkeit so viele Kämpfe mit Almansor bestand, sondern seinen Vater Fernando mit dem genannten Bedränger der Christen kämpfen. Lorenzo von Sepulveda bestrebte sich, die Geschichte, oder rücksichtlich, was er für Geschichte hielt, weil er es in Geschichtswerken fand, und zwar namentlich im Betreff des Folgenden, die Sage so treu als möglich in Romanzen darzustellen. Der Inhalt der unsern Garcias betreffenden Sage ist folgender: Graf Garcias Fernandez heirathet die Donna Argentina aus Frankreich, welche auf einer Pilgerfahrt nach Santiago durch sein Land geht. Sie leben sechs Jahre zusammen und haben weder Sohn, noch Tochter. Der Graf Garcias ist sehr betrübt und fürchtet das Leben zu verlieren. Ein Graf aus Frankreich besucht ihn und wird von ihm gut aufgenommen. Um ein Gelübde zu erfüllen und seine Gesundheit wieder zu erlangen, begibt sich Garcias mit Geschenken auf eine Pilgerfahrt nach Rocamador. Unkenntlich gemacht und verkleidet entfernen sich Argentina und der Graf aus Frankreich. Mit großer Klugheit sucht sie Garcias auf. Donna Sancha, die Tochter des französischen Grafen, führt unter der Herrschaft der Geliebten ihres Vaters ein trauriges Leben, und klagt dieses einer Doncella (Fräulein) ihrer Freundin. Als eines Tages die Armen das Essen bekommen, sieht Sancha unter ihnen den guten Grafen von Castilien arm und schlecht gekleidet stehen, aber durch Größe und Schönheit ausgezeichnet, und läßt ihm durch die Doncella sagen, daß er zu ihr kommen möge. Er thut es und entdeckt ihr, daß er der Graf von Castilien sei, und verspricht ihr, sie zu heirathen und zur Herrin seines Landes zu machen. Sie ist ihm zur Rache an seinem treulosen Weibe behilflich, gibt ihm einen Panzer und ein Messer und führt ihn dahin, wo ihr Vater bei seiner Geliebten (con la su amiga) schläft. Garcias ermordet beide, begibt sich mit Sancha nach Castilien und heirathet sie. Sie führen beide ein munteres Leben mit einander und erzeugen den Don Sancho, der in Castilien nachfolgte. Bassäus sagt: Das, was von der Flucht der Sancha, Argentina, welche mit unkeuschem Ehebruche der Verheirathung mit einem andern gefolgt, welche Beleidigung zu rächen er (Garcias) in Pilgertracht nach Gallien gereist, und das, was von der Sancha, der Stieftochter jener Argentina, durch deren Hilfe er sein treuloses Eheweib nebst dem Ehebrecher erschlagen und dieselbe Sancia als Frau nach Castilien geführt, in der Historia, welche man Generalis heißt, erzählt wird, halte ich (Bassäus) für fabelhaft, auch deswegen, weil der Frater Alfonsus Venerus, welcher einen Theil seines (des Garcias) Testaments aus den Archiven der Stadt Burgos anführt, die Frau desselben Onia nennt. Überdies fügen sie hinzu, daß, während dieser Graf abwesend war, um jene Beleidigung zu rächen, die Sarazenen mit einem zahlreichen Heere nach Castilien hineingegangen seien, das Landesgebiet von Burgos weit und breit verheert und das Kloster des Divi Petri a Cardenia dem Boden gleich gemacht haben, nachdem in ihm 200 Mönche zugleich mit dem Donnus (Herrn) Sanctius, dem Abte von der Ordnung und der Einrichtung des heiligen Benedictus erschlagen worden, welche sie Gotte als eine heilige und annehmliche Hostie darbrachten. Daß jedoch das Blutzeugenthum derselben im 834. Jahre gewesen, versichert der Frater Alfonsus Venerus. Wie auch dieses sein mag, dieses steht fest, daß von diesem Grafen das Kloster instaurirt ist, welches überdies durch das Begräbniß dreier ausgezeichneter Männer, des Flavius Calvius, des Richters von Castilien, des Grafen Garsias Ferdinandi, von welchem wir jetzt handeln, und des Cid Rodericus Diaz, berühmt ist. So Bassäus. Da beliebte Sagen, wie die hier, wie der Graf Garcias, um seine Beleidigung an seiner treulosen Gemahlin und dessen Verführer zu rächen, in Pilgertracht sie aufsucht und diese Rache mittels der von der Ehebrecherin gemißhandelten Stieftochter ausführt und seine Helferin ehelicht, sich an mehre Personen knüpfen, so auch diese hier, welche man auch an des Grafen Garcias Fernandez Sohn und Nachfolger Sancho geknüpft findet. In dieser Beziehung sagt Ferreras: Er thue von der vorgegebenen Entführung seiner Gemahlin von einem französischen Herrn, welchen er, wie man sage, nachmals in Frankreich entleibt, keine Erwähnung, weil dieses eine erweisliche Fabel, und von Yepes und Andern gelehrt widerlegt und gezeigt worden, daß sie den sichersten Nachrichten von seinem Leben und Handlungen gänzlich entgegen ist.

2) Garcias II. Sanchez, des Vorigen Enkel, folgte seinem Vater, dem Grafen Sancho von Castilien, im J. 1022 [1]). Seine Mutter Urraca starb den 25. Mai 1025, nachdem sie den jungen Prinzen dem Könige Don Sancho auf das Beste empfohlen hatte. Sie wurde im Kloster Oyna begraben [2]). Die Magnaten Castiliens procurirten dem Infanten (d. h. hier noch unter Vormundschaft stehenden Grafen von Castilien) Garcias zur Frau die Schwe-

10) Romances nuevamente sacados de historias antiguas de la crónica de España por Lorenzo de Sepulveda. (Amberes 1551.) Eine zweite Ausgabe ebendaselbst 1566, vermehrt durch: „muchos nunca vistos compuestos por un Caballero cesareo." Verschieden hiervon ist des Lorenzo de Sepulveda: Recopilacion de romances viejos sacados de las cronicas españoles, romanos y trojanas. (Alcalá 1563.) 11) Bei *Depping*, Romancero Castellano p. 84—87.

1) So nach Ferreras 3. Bd. S. 220, mit Beziehung auf das Denkmal von Oyna und die Annales Suprarbiae. Nach Mariana, Petau und D'Orleans dagegen im J. 1026. Nach ihnen besitzt Garcias II. diese Grafschaft nur ein Jahr. 2) Ferreras a. a. O. S. 225, mit Beziehung auf das Denkmal von Oyna.

ster des Königs Veremund (Bermudes) von Leon, welche Sancia (Sancha) genannt ward. Als der Infant Garcias, um Hochzeit zu machen, mit seinem Heere und dem Könige von Navarra nach S. Facundo gekommen war, ließ er sein Heer daselbst, und begab sich mit Wenigen heimlich nach Leon, damit er und seine Braut einander sehen könnten. Es waren aber zu jener Zeit in Leon die Söhne des Grafen Vegila[3]), Rodericus Vegilae, Didacus Vegilae und Enechus Vegilae. Sie dürsteten aus Haß gegen Sancho, den Vater des Infanten Garcias, nach Verrathe gegen diesen, und hatten eine Faction gegen diesen zusammengebracht. Sie gingen ihm jetzt entgegen und unterwarfen sich durch Handkuß, wie die Sitte der Spanier erheischte, seiner Herrschaft. Durch das Hominium (Lehenseid, Huldigungseid) derselben wurde der Infant sicher gemacht. Er beredete die Brautführer und erhielt die Erlaubniß seine Braut zu sehen. Als sie einander erblickt, wurden sie von gegenseitiger Liebe so gefesselt, daß sie kaum von dem gegenseitigen Anschauen getrennt werden konnten. An das verrätherische Unternehmen der Söhne des Vegila schlossen sich andere auf den Vater des Garcias erbitterte Ritter an, von welchen Rodrigo von Toledo[4]) sagt: Tunc quidam milites de Regno Legionis cum praedictis filiis Vegilae ad Saracenos transfugae, eo quod a Comite Sancio indignanter recesserant a Castella proditione tracta, infantem Garsiam annorum tredecim[5]) occiderunt, indem ihn Rodericus Vegila mit derselben Hand, mit welcher er ihn aus der heiligen Taufe gehoben, mit dem Schwerte traf. Die Verrätherei dieser Art hatte seine Braut Sancia, wie sie sie bemerkt hatte, enthüllt. Aber die Magnaten, welche bei ihr waren, hatten, weil sie edel und treu waren, es nicht glauben wollen. Daher auch metzelten sich, nachdem das Verbrechen vollbracht war, die Castilier und die Leoner gegenseitig nieder. Die halbtodte Braut umfaßte den blutenden Leichnam und weinte und klagte, daß sie mit dem Erschlagenen erschlagen sei. Als er in der Kirche S. Juan bei dem Vater der Braut begraben wurde, wollte auch sie sich mit dem Begrabenen begraben lassen. Einige von den Verbrechern aber flohen auf die Gebirgshöhen. Sancius Major aber, König von Navarra, welcher die älteste Schwester des Infanten Garcias geheirathet hatte, ging sogleich in die Grafschaft von Castilien, da diese in Rücksicht auf seine Frau durch Erbschaft auf ihn gefallen war[6]). Der Infant Garcias ward den 13. Mai 1028[7]) ermordet.

(*Ferdinand Wachter.*)

3) Nämlich des Grafen Vegila des Jüngeren. Graf Vegila der Ältere spielte zur Zeit der Grafen Fernando und Garcias I. eine Rolle. 4) De Reb. Hispaniae Lib. VI. Cap. 24. p. 225. 226. 5) Hiernach war der Infant Garcias II. 13 Jahre alt, als er erschlagen ward; nach Ferreras, als er die Regierung antrat. Nach dem Pater D'Orleans war Garcias im J. 1028 blos neun Jahre alt. Dagegen bemerkt D'Hermilly zu Ferreras 3. Bd. S. 232: Es sei gewiß, daß in Spanien die Prinzen nicht vor Ausgang des 14. Jahres vermählt werden dürfen, wie solches hin und wieder aus dieser (des Ferreras) Geschichte zu ersehen sein werde. 6) *Rodericus Toletanus*, De Reb. Hispaniae Lib. VI. Cap. 25. p. 225. 226. 7) So nach Ferreras 3. Bd. S. 128, 129. Da nach Mariana's und Pelayo's Annahme der Tod des Vaters des Infanten Garcias sich im J. 1028 ereignete, und nach ihnen der Infant die Grafschaft nur ein Jahr besessen, so kommen sie in Beziehung auf die Zeit des Todes des Garcias mit Ferreras überein.

GARCIAS. 1) Garcias-Laso (auch Garsias-Laso, Garcilaso, Garcilasso genannt), mit dem Beinamen de la Vega, war ein in und außerhalb Spaniens hochgeschätzter castilischer Dichter, aus Toledo gebürtig. Über das Jahr seiner Geburt gibt es verschiedene, jedoch nur wenig unter sich abweichende Angaben. Nicol. Antonio[1]), und die ihm folgenden zahlreichen Literatoren geben das Jahr 1500 an; noch zuverlässigeren Glauben verdient aber der ungenannte Herausgeber der Werke des Garcilaso (s. u.), dessen genauen und gründlichen Erwägungen seither die unbefangensten Kritiker beistimmen mußten[2]), wonach das Jahr 1503 festgestellt wird. Garcilaso's Ältern gehörten zwei alten, angesehenen Patricierfamilien an. Sein Vater, Garcilaso de la Vega, war Commendador Mayor von Leon des Ordens von Santiago, Staatsrath des Königs Ferdinand des Katholischen und Gesandter desselben bei Papst Leo X., und trug seinen ererbten Beinamen Vega (nach Angabe des Gil Perez de Hita in seiner historia de las guerras civiles) zum Gedächtniß der in spanischen Romanzen und Erzählungen ihrer Zeit genugsam gefeierten Waffenthaten, welche die Garcilaso's im Vega, einem großen Thale bei Granada, mit einzelnen Helden der Mauren früher rühmlich bestanden hatten; seine Mutter war Doña Sancha Guzman, Erbin von Batres, Tochter des als Geschichtschreiber und Dichter namhaften Fernan Perez de Guzman. Begeisterung für den Ruhm scheint schon den heranwachsenden Jüngling gleicherweise mit Neigung zu dem glorreichen Thatenleben des Kriegers, — wie sehr er auch inmitten seiner nicht glanzlosen militairischen Laufbahn später die Rauhheit des kriegerischen Lebens beklagte[3]), — als zu dem stilleren Glück des errungenen Genusses wahrer Dichterehre erfüllt zu haben. Ein entschieden großes Talent zur Poesie durchdrang schon frühzeitig seine innere Ausbildung und ward gesetzgebend für Garcilaso's geistige Entwickelung. Mit Vorliebe widmete er sich der Lectüre und dem Studium der Dichter; vor Allem zog ihn Herz und Geist zu dem alten classischen Römerboden, und hier war Virgil bald sein erwähltes Muster, neben welchem in dem erschlossenen und empfänglichen jungen Dichterherzen dann auch der hochgefeierte Petrarca seinen Ehrenplatz fand.

1) [illegible], Biblioth. Hispan. nova T. I. p. 579. *Schotti* Bibl. Hisp. T. III, 579 seq. *Sedano*, Parnaso Español T. II. 2) Bouterwek, Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 3. Th. S. 174 u. 177. N. y. Bocous in Biograph. Univers. XVI, 443. Dieze in den Anmerkungen zu Velasquez, Geschichte der spanischen Dichtkunst. (Göttingen 1769.) S. 187. N. b. Buchholz, Handbuch der spanischen Sprache und Literatur. (Berlin 1804.) Poet. Theil S. 87 u. 89. 3) s. Elegie an Boscan:

O crudo, o riguroso, o duro Marte,
De tunica cuvierto de diamante,
Y endurecido siempre en toda parte, etc.

Kennt man [illegible] Garcilaso's erste dichterische Versuche nicht mehr, so scheint doch aus seinen nachmaligen Poesien selbstredend hervorzugehen, daß der Gedanke, den auch der jugendliche Virgil einst pflegte, die bukolische Poesie in seiner Muttersprache neu zu gründen, zu bilden und zu veredeln, ihn gleich seinem römischen ruhmgekrönten Vorbilde lebhaft ergriffen und innig beseelt habe. In der That, sah sich auch das lyrische Element der gemüthvollen und einfachen Idyllenwelt in dieser Zeit durch vage Umgestaltungen der eklogischen Formen verflüchtigt, und es stand ernstlich zu befürchten, daß des nach unermittelten sogenannten Mingo Rebulgo schwache, zum Theil satyrische Coplas (von Einigen dem Juan de Mena, von Andern dem Rodrigo de Cota zugeschrieben) oder des Juan de la Enzina „nothdürftige" Schäferspiele im altspanischen Styl (der Mehrzahl nach eine Art geistlicher Dramen, representaciones, von ihm unrichtig Eclogas genannt), namentlich nachdem dergleichen Formen durch des Letztern Ansehen sowol als Dichter und Übersetzer der Virgil'schen Schäfergedichte wie auch als gelehrter, sinnreicher und berühmter Urheber einer spanischen Poetik (Arte de poesia Castellana) 4) gewissermaßen ihre Sanction erhalten hatten, sowol der freien dichterischen Productivität als auch der sinnigen Nachbildung im Geiste der Alten je länger je mehr hindernd entgegentreten möchte.

Zu dieser Zeit, wo das gesunde dichterische Gefühl im engen Bunde mit richtigem Tacte und gebildetem Geschmack sich durch sterile Dichtungen aller Art und durch ungerechtfertigtes Festhalten an ausgearteten Formen einer oberflächlichen vaterländischen Poesie gedrückt und beengt sah, zu dieser Zeit, die dem poetischen Genie in vieler Beziehung äußerst günstig, trat Juan Boscan Almogaver auf 5). Boscan war es, der in Spanien zuerst italienischer Dichtung hold, italienische Versarten und Sylbenmaße auf seinen heimathlichen Boden und in die castilische Poesie mit ausdauernder Energie verpflanzte. Garcilaso war Boscan's Freund. Vereinigt durch gleiche Gesinnung und Einsicht, geeint durch gleiches Streben, wirkte daher Garcilaso wie Boscan eifrig für eine Reform der Nationalpoesie, indem er zunächst durchdrungen von dem Wohllaute klangvoller poetischer Formen der classischen italienischen Dichtkunst die italischen Canzonen, Stanzen, Sonette und Endecasyllaben seiner vaterländischen Poesie zuführte, und durch gelungene, vielversprechende Nachahmung anerkannter Muster einer mehrfach verwandten Poesie einen bedeutsamen und für sein Vaterland dankenswerthen Wetteifer in seiner Zeit und für künftige Generationen anregte.

Die Jahrhunderte vor Garcilaso waren nämlich an echt poetisch formirten Producten wenn nicht ganz arm, doch armselig genug gewesen. Das nationale chronistische Reimwerk Poema el Cid, el Campeador, wahrscheinlich [illegible] (Canzonen?) [illegible] um die Mitte des 12. Jahrh. entstanden [illegible] [illegible] die Formen der [illegible] [illegible] des [illegible] Poema de Alexandro Magno, welches [illegible] Originalwerk oder Überarbeitung eines altfranzösischen oder Übersetzung eines [illegible] Romans des 12. oder 13. Jahrh. [illegible] die [illegible] Prosa der geistlichen Reimwerke des Benedictiner Gonzalo Berceo 7) [illegible] 8); — welche Alle ohne besondern sichtbaren Einfluß auf die Förderung poetischer Studien blieben —, waren doch [illegible]; wiewol das Zeitalter Alfonso X. (des Weisen und Gelehrten) für Bildung der castilischen Sprache, Literatur und Poesie überhaupt heilbringend wirkte, die wissenschaftlich und gelehrt in kunstreichen und wohllautenden daktylischen Stanzen (versos de Arte mayor) niedergelegten Geheimnisse alchimistischer Lieblingsbeschäftigungen 10) dieses durch vielseitige und wohlthätige Bemühungen verdienten Königs nicht von umfassenderer Wirksamkeit für die spanische Poesie. Dagegen waren hauptsächlich durch die freilich nicht wieder aufgefundene Allgemeine Chronik Königs Alfonso XI. (1324—1350), auch neben jenen 10—12 Sylben langen, in der Mitte getheilten Versen

4) Im Anfange der Gedichte des Juan de la (del) Enzina (Cancionero de todas las Obras de *J. de E.*, con otras cosas nuevamente añadidas fol.), ed. 2. (Zaragoza 1516.) 5) s. d. Art. Boscan in dieser Encyklopädie 1. Sect. 12. Th. S. 62 fg.

6) *T. A. Sanchez*, Coleccion de Poesias Castellanas anteriores al Siglo XV. T. III. (Madrid 1782.) 7) s. d. Art. Alexandriner in dieser Encyklopädie 1. Sect. 3. Bd. S. 55 fg. add. p. 41. 42. Der Pater Sarmiento theilt in seinen Memorias de la Poesia Española (vgl. *Bouterwek* l. l. p. 29) einige Proben dieser ältesten Alexandriner mit:

De los sus ojos tan fuertemente llorando,
Tornaba la cabeça, e estavalos catando.
Vio puertas abiertas, e uzos sin canados,
Alcandaros vacias sin pieles e sin mantos
E sin falcones, e sin azores, mudados.

8) Nach dem Eingange nämlich:

En el nombre del Padre, que fizo toda cosa,
E de Don Jesu Christo, Fijo dela Gloriosa,
E del Spiritu Santo que egual de ellos posa,
De un Confesor santo quiero far una prosa ....

sagt er selbst von seinen poetischen Producten:

Quiero far *una prosa* in Roman paladino,
En qual suela el pueblo fablar a su vecino.
Ca non so tan letrado a far otro Latino.
Bien valdra, como creo, un vaso de bon vino.

9) Berceo's Gedichte finden sich in der vierten Abtheilung der oben genannten Coleccion de Poesias Castellanas anteriores etc., deren erste Abtheilung den Cid, deren zweite Alexander den Großen, deren dritte die Poesien des Erzpriesters von Hita enthält (vgl. hierüber Rosenkranz, Gesch. der Poesie rc. III. S. 12—27). — Die Martellianische Versart, welche mit den Versen Berceo's am gewöhnlichsten zusammengestellt wird, war die im Anfange des 18. Jahrh. von Pierjacopo Martelli in Bologna erfundene und in den italienischen Tragödien ohne sonderlichen Beifall angewendete einförmige Versart, die aus zwei siebensylbigen Versen Einen neuen vierzehnsylbigen zusammenschmolz, ohne doch den wohlklingenden Hendekasyllabus verdrängen zu können, den sie zu ersetzen bestimmt sein sollte.

10) La piedra que llaman philosophical
Sabia facer, e me la enseñó,
Fizimosla juntos, despues solo yó;
Con que muchas veces creció mi caudal etc.

der herkömmlichen Kunstdichtung (versos de Arte mayor), die Redondillas zu Ehren gekommen. Unter diesen altcastilischen Redondillas, redondillos sc. versos, die jedenfalls richtiger von redondo (rund) als von einem Städtchen Redondo benannt zu sein scheinen, und welche die Portugiesen ebenfalls unter dem Namen redondilhas besaßen, begriff man in frühester Zeit alle Verse im Maße von vier Trochäen (redondilla mayor)[11]), mitunter auch vier (= pie quebrado) bis sechssylbige Verse (redondilla menor; die von sieben Sylben heißen Endechas), und sie bestanden alle aus vier Verszeilen, welche in gewöhnlichster Ordnung so reimten, daß die erste mit der vierten, die zweite mit der dritten correspondirte, oder daß abwechselnd V. 1 und 3, V. 2 und 4 reimten; und auch diese Art des Reimes war eine zweifache: ein vollkommner Reim, Consonante genannt (canto, manto, tanto, quanto) und ein unvollkommner Reim (Assonante: alma, santa, Italia, amava); auch gingen sie, in ihrem Maße an den Umfang von vier Trochäen gebunden, stets im Gegensatze zu italienischer und französischer Metrik von der Länge zur Kürze über, und waren dann so geordnet, daß, während die ersten Verse von Reimen bar blieben, die zweiten auf Assonanzen ausgingen, also in späterer Form der nachmaligen Romanzen, die sich ja auch selbst in ihren erzählenden Weisen von dem Liede (cancion) weder theoretisch noch herkömmlich unterschieden, und vielfach im Drama angewendet. Daneben mag es nun bei dem Liede, wie bei allen ersten Producten reiner Naturpoesie, schon seit Mitte des 14. Jahrh., wenn auch nicht klar nachweislich, Gebrauch gewesen sein, dergleichen „lyrische Empfindungsgemälde in Volksmanier" durch gewisse Abtheilungen als Ruhepunkte zur Erholung des Sängers — der auch hier wie bei den Griechen durch Tanz die innere Empfindung in mimischer Darstellung und rhythmischer Bewegung mitauszudrücken pflegte, — zu lichten, und aus dem Gesetze physischer Nothwendigkeit nun nicht mehr zufällige melodische Grenzpunkte der Harmonie zu entwickeln, und die castilische Poesie zeigte deshalb auch neben diesen „am Faden der Redondillen" ablaufenden Romanzen Lieder, welche in kleine Strophen (couplets) abgetheilt und Coplas genannt wurden[12]); ein Name, der also ursprünglich nur einer besondern regelmäßigen Redondillenform zukam, wie sie sich auch schon unter den Gedichten des Infanten Don Juan Manuel finden (gest. 1362), der dann aber, übergehend auf alle metrischen Combinationen der castilischen Dichter, selbst ganzen Dichterwerken eigen ward, und zuletzt nur noch zu [illegible] Gedichten oder [illegible] Romanzen gebraucht ward. Ihr Umfang beträgt meist vier Zeilen oder auch bis zehn, nachmals hat Garcilasso auch diese Strophe [illegible] als [illegible] in der castilischen Versification [illegible] — Diese Formen also verließ nun Garcilasso mit seinem Freunde Boscan, und eiferte den Italienern auch in Liedern, Sonetten, Strophen (letztere von acht Versen [illegible], wie sie schon auch früher einige in den Werken des Petrarca, Bembo [illegible] gefunden wurden) und von den Versen (terza rima); besonders schön sind seine [illegible]. Eine seiner Elogen ist auch in arabischer Dichtart gebaut[14]), mit [illegible] Reime in der Mitte des Verses, sind aber nur wenig [illegible]. Übrigens ist hierbei nicht unbekannt, daß namentlich auch gegen ihn und seine Neuerungen jener berühmte Vertheidiger der alten castilischen Nationalpoesie und ihrer einheimischen Formen, Christoval de Castillejo (gest. 1596 als Cisterciensermönch in der Nähe von Toledo), mit unerschütterlicher Bitterkeit aufs Heftigste auftrat[14]). Erst später gelang es dem Streben Garcilasso's, gerecht gewürdigt und anerkannt, beifällig aufgenommen und nachgeahmt zu werden.

Werfen wir nun einen Blick auf die Schicksale des jungen Dichters, so sehen wir auch hier, daß es ihm wie vielen seiner gesinnungsgleichen Mitgenossen nicht vergönnt war, seine Tage in gemüthlicher Ruhe der heiteren Dichterwelt zu verleben, da ihn sein Geschick auf die rauhe Bahn des unruhigen Kriegerlebens warf. Garcilasso hatte sich längere Zeit in Italien aufgehalten, als die Kriege Karl's V. auch ihn von einem Lande ins andere umherzutreiben begannen. Im J. 1529 stieß er mit spanischen Truppen zu der Armee des Kaisers, welche gegen Soliman anrückte und sich sehr tapfer hielt; in Wien aber wurde er wegen eines „romantischen Intriguen" zwischen

11) Vgl. Sarmiento, Memorias (Obras póstumas), parte I. p. 169 seq.; Sedano, Prologo zu seiner Coleccion de Poesias Castellanas [illegible] en Verso Toscano T. I.; add. [illegible], im zweiten Theile des Lubanus Sobrino S. 200. Bouterwek (a. a. O.) übersetzt schicklich: Ringelverse. Übrigens haben sie mit den französischen rondeaux im Sylbenbau aber viel Ähnlichkeit von den englischen Volksliedern (s. Bouterwek a. a. O. S. 23). 12) Bouterwek a. a. O. S. 21 u. 69; coll. Hartmann, Versuch einer allgem. Gesch. der Poesie. (Leipzig 1797.) I, 533 fg. — add. Gruber, Poet. Anthologie der Deutschen für Frauenzimmer, nebst Poetik und Biographien der Dichter. 2. Bd. Anhang.

13) s. diese Encykl. I. Sect. 5. Bd. S. 44 fg. 14) s. Anton. Nicol. l. l. p. 185; Bouterwek a. a. O. S. 200. 207 fg. Rosenkranz a. a. O. S. 63. Buchholz S. [illegible] So sagt Castillejo unter Anderm in einem seiner Spottgedichte über Boscan und Garcilasso:

Pues la santa Inquisicion
suele ser tan diligente
en castigar con razon
qualquier secta y opinion
levantada nuevamente;
Resucitese Lucena
a corregir en España
una muy nueva y estraña,
como aquella de Lutero
en las partes de Alemaña.

Bien se pueden castigar
a cuenta de Anabaptistas,
pues por ley particular
se tornan a baptizar,
y se llaman Petrarquistas.
Han renegado la fè
de las trobas Castellanas,
y tras las Italianas
se pierden, diciendo que
son mas ricas y galanas etc.

einem seiner Verwandten und einer [illegible] des Kaisers, wobei er die Hand im Spiele hatte, und die kaiserliche Würde wahrscheinlich compromittirte, zu unfreiwilliger Muße verurtheilt, und hatte eine Zeit lang seinen Unbedacht auf einer Insel der Donau als Gefangener büßen. In einer seiner Canzonen beseufzte er hier sein trübes Schicksal 15). Bald darauf wieder erlöst, nahm er 1535 an dem Feldzuge Karl's V. gegen Tunis Theil und kehrte mit ehrenvollen Wunden im Gesichte und am rechten Arme zurück. Einige Zeit brachte er nun in Neapel und Sicilien zu, und seine Gedichte sind Zeugen, daß er hier inmitten eines bewegten Lebens seinem innern Berufe als Dichter nachging. Am Fuße des Aetna schrieb er seine zweite Elegie an Boscan. Als darauf im J. 1536 die Armee des Kaisers in den Süden Frankreichs eindrang, commandirte Garcilaso, dessen militairischer Ruf denn doch nicht allzu gering sein konnte, auf dem Marsche nach Marseille elf Compagnien Fußvolk. Als sich aber das kaiserliche Heer zurückzuziehen genöthigt sah, hielt ein Thurm in der Provence, wie man sagt, es sei Muy bei Frejus gewesen, durch seine Besetzung den Rückzug der Armee auf, und der Kaiser selbst ertheilte dem muthigen Dichter den Befehl, den hinderlichen Thurm stürmend zu nehmen. Garcilaso, um auch unter den Augen seines Kaisers seinen Muth zu bewähren, stürmte augenblicklich, selbst der Erste mit der Lanze in der Hand, nach dem Thurme vorn. Unter einem Hagel von Steinen drang er vor, und hatte schon, mehr heldenmüthig als vorsichtig, die Leiter erstiegen, als ein Steinwurf ihn aufs Gefährlichste am Kopfe verwundete. Er sank auf der Stelle zu Boden. Tödtlich getroffen wurde er nach Nizza gebracht und starb hier am 21. Tage nach seiner Verwundung, 33 (nach Andern 36) Jahre alt, in der Blüthe seiner Jahre und seiner Kräfte. Sein Leichnam wurde zwei Jahre lang in der Kirche des heiligen Dominicus zu Nizza aufbewahrt, dann nach Toledo gebracht und im Grabmale seiner Familie (ad sancti Petri Martyris) beigesetzt. Der Kaiser selbst war über Garcilaso's Verlust so erschüttert, daß er nach Eroberung des unglücklichen Thurmes von den 50 Mann, die seine Besatzung bildeten, 28 auf der Stelle hängen ließ. — Garcilaso hinterließ eine Gattin, Doña Helena de Zuñiga, die er im 24. Jahre seines Alters aus Aragonien heimgeführt hatte, und drei Söhne nebst einer Tochter. Der eine seiner Söhne fiel im Kampfe gegen die Holländer 15[illegible]9.

Kann man nun gleichsam die Schicksale des Dichters zum Theil aus seinen eigenen Werken kennen lernen, so würden diese doch im Ganzen in ihrer Vollkommenheit, die dem Garcilaso einen hohen Rang unter Spaniens Dichtern sicherten und auf den die Spanier noch heute stolz sind, — Manches ist noch jetzt unübertroffen — es gewiß nicht errathen lassen, daß ihr Verfasser während seiner kurzen Lebensdauer größtentheils den Drangsalen des unruhevollen und unstäten Kriegerlebens angehörte, und daß der kriegerische Lorbeer die Stirn des sterbenden genialvollen Dichters schmücken sollte. Seine Gedichte sind voll poetischen Geistes und hoher Genialität und zeigen neben Erhabenheit und Würde liebliche Leichtigkeit und Anmuth, edle Weichheit, Wohllaut und Zierlichkeit im Ausdrucke, größte Reinheit der Sprache, außerordentlich harmonische Versification. Der Ton seiner Gedichte, unverkennbar an Virgil, Petrarka, Sannazaro, und andere seiner berühmten Meister erinnernd, ist nach dem fast einstimmigen Zeugnisse seiner Kenner fast durchgängig so zart und elegisch, daß man nur an einzelnen Nationalzügen den Spanier, dann aber auch freilich desto auffallender erkennt. Die spanische Poesie hat ihm unendlich viel zu danken; Boscan's reformatorische Bemühungen wären ohne Garcilaso's Nachdruck erfolglos geblieben. Er war es, der den neuern Canzonen, Liedern, Sonetten, Oden, Elegien, Episteln und poetischen Briefen, den Eklogen in Spanien Eingang verschaffte; und blieb er auch gleichwol in der Canzonendichtung nur Nachahmer, wie Boscan, ohne in den eigenthümlichen Charakter der italienischen Canzone tief genug einzudringen, so sind doch seine kleineren Gedichte des Petrarkischen Jüngers vollkommen würdig, sind die schönsten der spanischen Dichtkunst überhaupt. Ihre Zahl ist freilich gering, man zählt ihrer nur 30, aber von diesen behaupten noch heute einige (wir erinnern nur an das unvergleichliche Sonett: O dulces prendas por mi mal halladas etc. die „Memoria de los amores pasados") unter den besten Sonetten der später hierin so außerordentlich reichen spanischen Literatur den ersten Platz. Seine Oden, die ersten der Spanier (denn man darf ihnen gegenüber wol absehen von den sogenannten Oden des Cancionero general vor Garcilaso), sind der Zahl nach wenige, fünf; seine Elegien, sofern sie nicht, wie jene an den Herzog von Alba nur Übersetzung sind, sind weit regelmäßiger und inhaltreicher als die seiner wenigen Vorgänger, und nähern sich ebenfalls der Zartheit Petrarkischer Dichtungen in Empfindung und Darstellung ganz, selbst mehr als die Elegien Boscan's. Unter seinen Eklogen wäre schon allein die erste 16):

El dulce Lamentar de dos Pastores
Salicio juntamente y Nemoroso
He de Cantar sus quexas imitando etc.

hinreichend, Garcilaso's Namen Unsterblichkeit zu sichern. Nur in einzelnen Veränderungen der Form verließ ihn sein Geschmack und der Geist der Alten, wie in der zweiten und längsten seiner Eklogen, die in eine poetische Lobrede des Hauses Alba ausgeht. Die dritte Ekloge athmet wieder im lyrischen Dialog ihrer Octaven zarte, liebliche Wehmuth. Überall herrscht Wahrheit des reinsten Gefühls und des entsprechendsten Ausdrucks. Eine kleine Epistel in der Weise des Horaz ist ohne Werth.

Bedenkt man nun hierbei, daß Garcilaso, wie nie aus dem Auge zu lassen ist, der Erste war, der eine bes-

15) Danubio, rio divino,
Que por fieras naciones
Vas con tus claras ondas discurriendo etc.

16) Egloga Dedicatoria al Albano, esto es á D. Pedro de Toledo Marques de Villafranca, Virrey de Napoles. Ganz mitgetheilt von Buchholz a. a. O. S. 90.

sere Poesie in Spanien einzuführen wagte, und daß er (einer der pères de bonne école, wie sie die Franzosen nannten) um so mehr der Anfechtung ausgesetzt sein mußte, als er neben Don Luis de Haro, der Hauptträger, der glücklichste und bedeutendste Jünger der neu erblühenden Schule war, so wird man ihm und seinem Freunde Boscan, der mehr einseitig im Geiste Dante's zu dichten suchte, nicht ungerecht werden, wenn man ihm die oft aufgeführten Beinamen des „Reformators der spanischen Poesie," des spanischen Petrarca," des „Fürsten (prince) der castilischen Dichtkunst" u. dgl. m. ungeschmälert beilegen läßt. War Garcilaso wirklich, wie man ihn mit Recht nennt, der zweite classische Dichter seiner Nation, so war er gewiß auch unter den Lyrikern und Bukolikern der Erste. Saavedra Farardo läßt in seiner republica literaria den Dichter Hernando Herrera selbständig so über den Garcilaso urtheilen: Garcilaso escribio en tiempos mas cultos, y con la fuerza de su ingenio, y natural, y la comunicacion de los extrangeros puso en un grado muy levantado la poesia. Fué principe de la lirica, y con dulzura, gravedad y maravillosa pureza de voces descubrió los sentimientos del alma; y como estos son tan propios de las canciones y eglogas, por eso en ellas se venció a si mismo, declarando con elegancia los afectos, y moviéndolos á lo que pretendia. Si en los sonetos es alguna vez descuidado, la culpa tienen los tiempos que alcanzó. Anderer übereinstimmende Urtheile, wie das des Sismondi und Bouterwek, gibt die Biographie Universelle XVI, 446. Seinen ganzen Werth zu erkennen, trugen auch seine Nachahmer viel bei.

Von seinen Auslegern gedenken wir zunächst des Francisco Sanchez de las Brozas, welcher auch die Stellen angibt, die Garcilaso aus andern entlehnt oder nachgeahmt hat, in dessen: Obras del excelente Poeta Garcilaso de la Vega con Anotaciones y emiendas del maestro F. S. (Salamanca 1574 u. 1581. Madr. 1600. Napoles 1604. 4.). Ferner des Herrera (s. diese Encykl. 2. Sect. 7. Bd. S. 18): Las Obras de Garcilaso de la Vega, con anotaciones de F. de H. (en Sevilla 1580. 4.), und des D. Thomas Tamayo de Vargas, unter demselben Titel (Madrid 1622. 12.); sowie des oben angedeuteten neuesten Herausgebers der Werke des Garcilaso, der unter dem Titel: Obras de Garcilaso de la Vega illustradas con Notas, en Madrid, en la Imprenta Real de la Gaceta 1765, eine zierliche, richtige und prächtig ausgestattete Ausgabe der Dichterwerke mit vortrefflichen, höchst schätzbaren Anmerkungen bereichert lieferte. Boscan selbst, welcher seinen jungen Freund sechs Jahre überlebte, erlebte die Herausgabe seiner gesammelten und revidirten Gedichte, der er sich aus Freundschaft und Interesse unterzogen, nicht mehr; aber in der Ausgabe der Werke des Boscan finden sie sich als ein ehrendes Denkmal freundschaftlicher Dankbarkeit. In der Sammlung von Boscan's Gedichten finden sich im vierten Bande die Gedichte seines Freundes Garcilaso, ein kleines Volumen. Lupus Vega sagt dazu:

Las obras de Boscan y Garcilaso
Se venden por dos reales;
Y no las hareis tales,
Aunque os precieis de aquello del Parnaso.

Einige Übersetzungen einzelner Sonette des Garcilaso gab Sismondi in der littérature du midi de l'Europe. T. III. p. 276.

2) Garcias-Laso; auch Garcilaso de la Vega, Inca (Ynca) zubenannt, war ein spanischer Geschichtschreiber und wurde 1530 zu Cuzco (Cusco) in Amerika geboren. Sein Vater, Don Diego, hatte Antheil genommen an dem peruanischen Eroberungszuge des Pizarro, und seine Mutter, der Familie der Incas entstammend, soll der Sage nach bei der Einnahme Cuzco's in die Hände des Don Diego gefallen, und mit diesem dann nach Annahme des Christenthums vermählt worden sein. Daher nun der Beiname Inca, unter welchem Garcilaso weltbekannt wurde. Unter der pädagogischen Leitung eines befreundeten Priesters und der gewichtigen Beihilfe seiner kenntnißreichen und in ihrer Familiengeschichte höchst bewanderten Mutter wandte er sich schon früh dem Studium der vaterländischen Geschichte gründlich zu, vervollständigte sein Wissen durch Reisen in Peru, und sammelte sorgfältigst überall, wo es sich zu seinem Zwecke gediegene Aufschlüsse versprach, die mannichfachsten Kenntnisse für sein größeres Vorhaben einer Geschichte Peru's und der Incas, da ihm die Werke eines P. Valera und D. Fernandes nicht erschöpfend genug erschienen. Aber in Peru selbst sollte Garcilaso sein Werk nicht vollenden. Ein Befehl seines Souverains, Philipp II., rief ihn nach Spanien hinüber, und zwar, wie man wiederholt versichert findet, aus keinem andern Grunde, als weil Garcilaso, stolz auf seinen Erbnamen, sich auch in seinem literarischen Wirken mehr als einen Peruaner, als einen Spanier zeigte, und dies wiederum in einem Lande, wo Philipp's Herrschaft um Anerkennung mit der Herrschaft der Incas nicht zu wetteifern wagen durfte. Im J. 1560 kam Garcilaso in Valladolid an, und verweilte hier, mit seinen Lieblingsstudien beschäftigt, unterstützt durch einen geringen Gehalt. Nie hat er auf spanischem Boden ein Amt oder am spanischen Hofe eine Würde bekleidet. Er starb im April 1620 unter wehmüthigem Hinblick auf die traurige politische Lage seines Vaterlandes. Seine berühmten Geschichtswerke über Peru und Florida, welche ihm den nächsten Rang nach einem Herrera, Mariana, Solis u. a. behaupten lassen, sind vielfach herausgegeben und übersetzt. Dies eigentliche Hauptwerk der Geschichte Peru's und der Incas erschien unter dem Titel: historia de las antiguedades y conquista del Pirù; primera parte de los Commentarios Reales que tratan del origen de los Incas, Reies que fueron del Pirù, de su Idolatria, leies y gobierno en paz y en guerra (Lisb. 1609, später Madrid 1722. fol.; ins Französische übersetzt: Amsterd. 1737. 4.); nochmals von Dalibard (Paris 1744. 12. 2 vol.); auszugsweise ins Deutsche übertragen von G. K. Böttger: Geschichte der Incas, K. von Peru, aus den Nachrichten des Inca Garcilaso (Nordhausen 1785—1788; mit neuem Titel 1810.)

2 Thle. — Segunda parte: historia general del Pirù (Cordova 1616. fol. Lisb. 1617. Madrid 1722—1723. 2 Tom. 1 vol. fol.); ebendas. durch And. Gonzalez (Barcia 1730. fol. 2 vol.); ins Englische übersetzt von Rycaut (Lond. 1688. fol.); ins Französische von J. Baudoin (Par. 1658. 2 vol. 4.); außerdem ist der ersten Partie: ed. Paris 1633. 4., mit der irrthümlichen Einführung [illegible] escrite en langue peruvienne etc.; dann in zweiter Partie als: histoire des guerres civiles des Espagnols dans les Indes, causée par les soulevemens des Pizarres et des Almagres au Perou etc. (ibid. 1650. 4.); ebenfalls zu Amsterdam aufgelegt 1737. 2 vol. 4.). Sein drittes Werk: Historia de la Florida, y Jornada que a ella hizo el Governador Hernando de Soto, erschien zuerst zu Lisb. 1605. 4.; Madr. 1723. 2 Tom. in 1 vol. fol., mit der Geschichte Paris 1804 in 4 vol. klein Format und wird in dieser Ausgabe besonders geschätzt; ins Französische übersetzt durch Richelet (Par. 1670. 12. 2 vol.); Deutsch von H. L. Meier, nach der französischen Übersetzung (Zelle 1753.); dann von G. K. Böttger: Ferdinand von Soto, oder erster Feldzug der Spanier durch Florida (Nordh. 1785, mit neuem Titel 1796.) 2 Thle. Portugiesisch por hum Fidalgo de Elvas (Evora 1557.) wurde dies Werk Grund einer neuen französischen Übersetzung durch M. D. C. (Paris 1685.). — Vgl. außer diesem den Art. Incas in dieser Encykl. Sect. 2. 16. Bd. S. 381 fg., namentlich S. 396. 397.

3) Garcias (Gregorius), wurde 1554 zu Cozar in Andalusien geboren, reiste als Dominikanermissionar nach Amerika, und blieb neun Jahre in Peru mit Verbreitung und Verkündigung des Evangeliums beschäftigt. Sein längerer Aufenthalt brachte ihn auf den Gedanken, die vielfach erworbenen Kenntnisse des Landes, seiner Bewohner und seiner Geschichte in einem eigenen Werke niederzulegen, und seine fleißigen Sammlungen waren schon bei seiner Sendung nach Mexico, das seiner apostolischen Thätigkeit Zeuge ward, zu solchem Volumen angewachsen, daß er Zweifel hegen mußte, das überwältigende Material mit einem Male veröffentlichen zu können. Nachdem er bei seiner Rückkehr nach Europa (Anfang des XVII. saec.) zum Lector der Moraltheologie zu St. Dominica de Baëza ernannt worden, ordnete und gab er sein Werk heraus über den Ursprung der Indianer in der neuen Welt mit Besprechung der verschiedenen herrschenden Meinungen (Valencia 1607. 12. 1 vol. Madrid 1729. fol. 1 vol.), ein Werk, welches durch die darin ausführlich dargelegte Ansicht, daß die Bevölkerung Amerika's nicht von Einer Nation herzuleiten sei, sondern daß in verschiedenen Zeitepochen verschiedene Völkerschaften Amerika's Boden bevölkerten, allein schon denkwürdig ist. In seiner zweiten Ausgabe, welche der Herausgeber der „Chronologie für die Geschichte Amerika's" besorgte, finden sich bedeutende Anmerkungen und Zusätze. Außer diesem gab Garcias noch einen Tractat über die Verkündigung des Evangeliums in der neuen Welt zu Lebzeiten der Apostel. (Baeça 1625.) Er starb zu Baeça 1627.

4) Garcias, Garces, ein spanischer Jesuit, wurde geboren zu Molina in Altcastilien 1560, und war nachmals Missionar in Japan und Rector seiner Societät zu Nangasaki. Von hier vertrieben, starb er zu Macao 1628. Schrieb: Relacion de la Persequucion del Japon y Martyres, que en ella huvo el año de MDCXXII. 1625. 4.

5) Garcias (Alexius), spanischer Dominikanermönch, Missionar in der Provinz Mexico, gest. 1589. Lange am Aussatz leidend. Schrieb: Calendarium perpetuum.

6) Garcias (Alphons.), spanischer Jesuit im XVII. saec., geb. zu Cordova, nach den canarischen Inseln geschickt, nachmals zum Rector des Collegii zu Ossuna gewählt, gest. 30 Jahre alt 1618. Schrieb spanisch: 1) Moralem et naturalem Insularum Canariensium historiam; 2) Hist. urbis Cordubensis — beide nach seinem Tode herausgekommen.

7) Garcias (Dominicus), aus Aragonien, Kanonikus zu Maria in Saragossa, lehrte in dem Collegio trium linguarum zu Alcala, gest. 1629 daselbst. Schrieb: 1) Propugnaculum fidei christianae contra obstinatam Judaeorum perfidiam adhuc exspectantium primum adventum Messiae. (Sarag. 1606. 4.) 2) Quaestionum ex Genesi discussionem. (ibid. 1624.)

8) Garcias (Francisc.), spanischer Jesuit, geb. zu Vallecasa bei Toledo 1642, Lehrer der humau., theol. und philos., Missionar. Schrieb spanisch: 1) De oratione mentali, Lectione Spirituali et examine Conscientiae; 2) Vitam Ign. Loyolae, Franc. Borgiae, Xaverii, Ludov. de Medina etc. — gest. unbekannt.

9) Garcias de Gongora Torreblanca, aus Navarra, schrieb 1628 zu Pampelona: Historia Apologetica y descripcion del Reino de Navarra, y de su mucha antiguedad, nobleça, calidades y Reyes, und damit zusammenhängend: Un Tratado de Matematicas del Computo y reformacion del Tiempo. fol.

10) Garcias (Hieronym.), aus Calceite in Aragonien, Hieronymit, Lehrer der Moraltheologie zu Saragossa 1656. Schrieb: 1) Summa Moral de las excellentias del Sacerdotio Euangelico; 2) Compendio de Eleccion de Prelados; Politica Ecclesiastica regular y secular. Das Jahr seines Todes ist ungewiß.

11) Garcias de Loaysa Giron, aus Talavera gebürtig, durch Gelehrsamkeit wie durch sittliche Größe ausgezeichnet, lebte als Kanonikus zu Toledo, wo er zugleich das Archidiakonat von Guadalajara inne hatte, 1594, war Erzieher des nachmaligen Königs Philipp III., starb aber nach einem den Wissenschaften und der thätigen, edlen Menschenliebe gewidmeten Leben, als Erzbischof zurückgesetzt, wie man sagt, von seinem königlichen Zöglinge, in Unmuth über fürstliche Unerkenntlichkeit im 65. Jahre seines Alters. Es gibt von ihm eine: Collectio Conciliorum Hispaniae cum nott. et emendatt. (Madrid 1593. fol.) Dieser vorangeht eine: Ordo et chronologia Gothorum regum et Suevorum; Chronologia Toletanorum Praesulum item Conciliorum; außer diesen einige Abhandlungen: de primatu Ecclesiae Toletanae, de dignitatibus et officiis Regni et Domus Regiae Gothorum.

12) Garcias (Martinus) [illegible] in Aragonien, [illegible] 16[illegible] spanischen Collegio zu Bologna [illegible] Kanonikus zu Saragossa [illegible] zu Oxaca [illegible] machte ihn zum [illegible] Isabella zum [illegible] Bischof zu [illegible] [illegible] Predigten [illegible] Druck gegeben von [illegible] gustinus [illegible] [illegible] 1520.

13) Garcias y Matamoros (Alphonsus), geb. zu Cordova 1490, durch seine [illegible] literarische Gelehrsamkeit vorzüglich [illegible] geholfen, hatte seinen Namen (Matamoros) von einem seiner [illegible] Vorfahren [illegible] welcher [illegible] Auszeichnung nach der Maurenschlacht bei Salado (1340) überkommen hatte. Von ihm: De academiis et doctis viris Hispaniae (eingereiht der Hispania illustrata [Alcala 1553.]) ein Werk, welches lange Zeit den spanischen Literatoren [illegible] Ausbeute gab.

14) Garcias de Orta, ein Portugiese, war Arzt des Vicekönigs von Ostindien, ein Mann von gediegener Gelehrsamkeit, thätig, fleißig und scharfsinnig. Zwei Werke stammen von ihm, die er in dialogischer Form schrieb: De los Aromas e simplis medicamentos que nacem em a India. C. Clusius übersetzte sie ins Lateinische und reihete sie seinen Exoticis ein. Mit Noten erschien diese besonders herausgegeben 1593. 8.; mit Anmerkungen des Pontius Lugd. Bat. 1642. 12. Christ. de Costa, Afrikaner von Geburt und portugiesischer Arzt, bereicherte sie mit Abbildungen der bezüglichen Pflanzen. Eine italienische Übersetzung gab Annibal Briganti Venet. 1576. 4. und 1616. 8.

15) Garcias de Resende, ein Portugiese, Chronograph des Königs Johann II., schrieb eine Geschichte seiner Zeit unter dem Titel: Chronica da vida do Christianissimo D. Juam o segundo deste nome y do [illegible] Terzio dos Reis de Portugal. Hierzu kommt: A entrada del Rey D. Manoel en Castella, e a Ida da Infanta Dona Beatris pera Saboia; am Ende findet sich seine Miscellanea, o variedade de Historias, costumes, casos et cousas, que em seu tempo aconteceram, wahrscheinlich vom Jahre 1580.

16) Garcias de Salcedo Coronel, Spanier, gebürtig aus Sevillien, Ritter vom St. Jacob, Gouverneur von Capua in Neapel, Dichter und Schriftsteller, starb 1651 zu Madrid. Er schrieb: Commentar zu Luis de Gongora's Schriften: Obras de D. Luis de Gongora commentadas, 4 vol. (Madrid 1636.) Der erste Theil enthält die Soledades, der zweite Theil, ebenfalls in demselben Jahre herausgegeben, el Polifemo, der dritte Theil (Madrid 1644.) [illegible], der vierte Theil die Canciones, Madrigales, Silvas, Eglogas, Octavas, Tercetos y el Panegyrico al Duque de Lerma. (Ibid. 1646.) Seine eigenen Poesien nannte er Rimas; Vgl. Ariadne (Madrid 1624.); Vgl. [illegible] Cristales de Helicona, o segunda Parte de las Rimas (Madrid 1649. 4.)

17) Garcias de Silva et Figueroa, aus Estremadura gebürtig und dem edlen Hause der Feria entstammend, starb 1624. Ein Auszug des [illegible] historiae Hispanicae, das in seiner Muttersprache [illegible] [illegible] 1625 (4.) zu Lissabon [illegible] und die Commentarii [illegible] legationis [illegible] ad Persiae Regem, [illegible] herausgegeben [illegible] [illegible] mit [illegible]

18) Garcias de [illegible] [illegible] Ordens [illegible] [illegible] [illegible] Hieronymi (Rom 1561 [illegible] 1568) [illegible] Garcias [illegible] [illegible] Lucernam [illegible] posteriores libros Codicis Justiniani (Madrid 1618 [illegible]) [illegible] integrum corpus; 2) ad codicis IX libros; 3) ad V [illegible]

19) Garcias de Toledo (Petrus), aus Neapel (spanisches Geschlecht), ed. 1580: Decisiones extravagantes e variis scriptorum in utroque jure lectionibus collectae.

20) Garcias de Trasmiera (Didacus), geb. zu Valladolid, Kanonikus zu Palentia, Ritter von St. Jacob und Inquisitor Apostolicus zu Valladolid, Valencia, Sicilien und Toledo, Präsident des königl. Raths zu Pampelona, endlich Bischof zu Zamora, Gest. 1661 zu Madrid, ehe er sein Bisthum antreten konnte. Schrift: De polygamia et polyviria, stimulus [illegible] de obligatione revelandi haereticos et de haeresi suspectos; de correctione fraterna etc.

21) Garcias, Rechtsgelehrter, aus Sevilien, lebte a. 1290, bemerkenswerth durch seinen Kommentar über die Decretalen.

22) Garcias (Joh.), Dominikaner, aus [illegible] in Neucastilien, ging 1632 als Missionar mit [illegible] Ordens nach den philippinischen Inseln, [illegible] auf Formosa viel Gutes [illegible] 1636 auf Befehl seiner Obern nach China. Hier von den [illegible] verfolgt, weil er die chinesischen Ceremonien nicht [illegible] wollte, mußte er sich zwei Jahre lang verbergen. Er [illegible] 1642 zum zweiten Male dahin gekommen, [illegible] 8. Dez. 1665, wahrscheinlich in [illegible] seiner Feinde. Er schrieb Catechismen in chinesischer Sprache; ferner [illegible] de [illegible] mentalis und [illegible]

23) Garcias de [illegible] (Julian), Dominikaner, geboren aus vornehmem Geschlecht in Aragonien, [illegible] Prediger, lehrte längere Zeit [illegible] wurde von Karl V. zum ersten Bischof von Tlaxcala in Mexiko ernannt, [illegible] Würde, [illegible] 1527 [illegible] Schwierigkeiten des römischen Stuhles [illegible] Er nahm sich mit vielem Eifer der [illegible] [illegible] unter die Armen, ließ zwischen Mexico und [illegible] ein Hospital bauen, und nahm sich [illegible] der [illegible] an, die von den Spaniern [illegible] gebracht wurden. Dafür hatte er aber von den Spaniern schlechten Dank. Er starb 1547. Von ihm: Epistola de [illegible]

[illegible] MS., [illegible]
[illegible] Monde [illegible] in seiner [illegible]
[illegible] Garcez (Martin), 53. [illegible] von Malta, [illegible] Balbastro in Aragonien, wurde [illegible] [illegible] endlich am 8. Mai 1595 Oberhaupt des Malteserordens, regiert mit Klugheit und Mäßigung. [illegible] Hugo de Lubeux [illegible] Jean de la Cassière, [illegible] bei seinen Untergebenen sehr [illegible] durch [illegible] [illegible] Privatgebrauch, die sie [illegible] (außer den [illegible] Ordensgaleeren) [illegible] hatten, unterließ er [illegible] Er starb Anfangs Februar 1601, 76 Jahre alt. Sein Nachfolger war Adolph de Vignacourt.

25) Garcias (Petrus), mit Zunamen Ferrandus, Franzose, aus St. Gilles, lebte c. 1483, schrieb: Le Grand Routier, pilotage ou encrage de mer (Rochelle 1571. 4.); les Jugements d'Oleron etc. (*O. Gruber.*)

GARD, bildet sich nach der gewöhnlichen Annahme aus zwei Quellflüssen, dem Gardon d'Alais und dem Gardon d'Anduze, wozu Einige noch einen dritten, den Gardon de Mialet, fügen. Der Gardon d'Alais, oder der nördliche Quellfluß, entspringt im Departement Lozère am gleichnamigen Gebirge; ebendaher kommt der Gardon d'Anduze. Beide vereinigen sich etwas unterhalb Vezenobres zum Gard, und nehmen auf dem linken Ufer den Alzon, außerdem die Eysenne auf. Der Gard wird durch plötzliche und furchtbare Überschwemmungen oft den Uferlandschaften gefährlich. Man findet in seinem Sande Goldkörner. Er mündet oberhalb Beaucaire, bei Camps, in die Rhone. Über den berühmten, über den Gard geführten Römerbau s. den Art. Pont du Gard.

Das Departement des Gard, 21° 4′ — 22° 21′ östl. L., 43° 32′ — 44° 26′ nördl. Br., grenzt gegen Norden an die Departements Ardèche und Lozère, gegen Westen an das Departement Aveyron, gegen Südwesten an das Departement Hérault, gegen Süden an das Mittelmeer, gegen Osten an die Rhone, welche es von den Departements Rhone-Mündungen und Vaucluse scheidet. Es ist aus den Landschaften Alais, Uzès und theilweise Nismes des alten Nieder-Languedoc zusammengesetzt, und hat [illegible] □Meilen oder 599,728 Hectaren. Der südliche Theil des Departements ist flach und sandig, voller Muschelbänke, und ist wahrscheinlich verlassener Meeresboden. Moräste, Lachen und Seen bedecken diesen Theil. Die kleine Rhone und der Kanal von Aigues Mortes bilden ein Delta, das an seinen Rändern nackt und unbebaut, in seiner Mitte dicht bewaldet ist. Etwa zehn [illegible] landeinwärts fängt der Boden an sich zu heben. Die erste Hügelreihe bildet die Garrigues, wahrscheinlich die alten Ufer des Meeres. Sie bestehen aus Muschelkalk und Sand, auf welchem kaum hier und da ein Salzpflänzchen gedeiht. Hinter diesen Hügeln folgen fruchtbare Striche, bis sich das Terrain zu den Bergen von Cevennen, einem Theile der Cevennen, erhebt. Sie [illegible] besonders den Bezirk Vigan; höchster Gipfel Esperon. Außer den schon oben erwähnten Flüssen sind zu nennen: die Ardèche an der Nordostgrenze, die Cèze zur Rhone, der Hérault in der Südwestecke u. a. Unter den Mineralquellen ist besonders die Quelle von St. Jean de Valérie merkwürdig. Wenn man ein [illegible] oder Thier [illegible] wirft, so findet man es bald auf das Wunderste [illegible] [illegible] mikroskopischer Krabben. Mehre Kanäle sind zur Schifffahrt und zur Austrocknung der Moräste gezogen. Das Klima der Meeresgegenden ist unerträglich heiß und höchst ungesund. Dasselbe findet statt in den engen, geschlossenen Thälern der Cevennen. Im Winter ist Schnee in der Nähe des Meeres eine außerordentliche Seltenheit; in den nördlichen Theilen dagegen liegt er Jahr für Jahr mehre Fuß tief. Die mittlere Temperatur in Nismes ist + 13°, die Sommerhitze erreicht 30°, die Kältegrade bewegen sich meist nahe dem Nullpunkte, doch sind auch — 12° da gewesen. Die Südwinde führen von Afrika öfters eine Art von Sirocco-gluth herüber; ausgenommen sind die kühlenden Seewinde. Die Landwinde, von den Gebirgen herab, haben etwas Schneidendes. Unter den Producten aus dem Pflanzenreiche sind zu nennen: Getreide, Hülsenfrüchte, Kastanien, Öl (etwa 150,000 Centner jährlich), Wein. Die Pferde sind nicht von besonderer Race, die Rinder alle schwarz; Füchse und Wölfe sind noch häufig. Fischottern kommen an den Ufern der Flüsse vor, Biber erscheinen im Rhonedelta familienweise und führen auch künstliche Baue auf. Das Geflügel ist in Menge vorhanden, besonders auch Sumpfvögel. Die Sumpfgegenden, zunächst dem Meere, sind der Aufenthalt zahlloser Zugvögel, welche sich dort versammeln, bevor sie ihre Reise über das Meer antreten. Die Fischereien sind sehr ergiebig. Höchst beschwerlich sind die ungeheuern Schwärme von Mücken, welche sich als eine wahre Landplage in den warmen Sümpfen erzeugen. Unter den schädlichen Gewürmen ist der Tausendfuß (Scolopendra) wegen seines giftigen Bisses und der Skorpion gefährlich. Das Reich der Eidechsen, Salamander und Schlangen ist stark vertreten. An Mineralien wird Eisen und Antimon gegraben; auch Blei- und Steinkohlengruben sind vorhanden, endlich Gyps und Mühlsteine zu nennen.

Die Zahl der Einwohner wurde zu Ende des Kaiserreiches auf 322,144 angegeben, worunter 90,000 Reformirte; Ende 1846 betrug sie 400,381. Man wirft ihnen wilde Leidenschaft und Parteisucht nicht mit Unrecht vor; in der That sind blutige Zwiste und Mordthaten nicht selten, wozu auch die confessionelle Verschiedenheit beiträgt. Die Nahrung des Landmanns ist sehr einfach; Kastanien bilden sein Brod, und da der Getreidebau etwas vernachlässigt ist, so tritt dringende Noth ein, wenn die Kastanienernte mißräth. Nur die Gegend um Nismes bringt Weizen, und zwar den schönsten in Frankreich. Er wird nicht mit Dreschflegeln gedroschen, sondern auf orientalische Art durch Pferde und Maulthiere ausgetreten. Wichtig ist auch der Oliven- und Weinbau. Die Schafzucht ist bedeutend und mit Bereitung von Käse verbunden ([illegible] Käse). Die Industrie erstreckt sich namentlich auf Gewinnung und Verarbeitung von Seide; jährlich werden etwa 1400 Centner fabricirt. Doch gibt es auch Fabriken von Wollenzeuchen, Hüten, Leder, Glas, Branntwein. Ausgeführt werden Wein, Branntwein,

Rosinen, Kastanien, Sämereien, Olivenöl, Pfeffer, Kapern, Süßholz, Käse, Hammel, Wolle, Antimon u. s. w.

Das Departement zerfällt in vier Bezirke: Nismes (mit der gleichnamigen Hauptstadt des Departements), Uzès, Alais, Vigan, weiter in 38 Cantone und 347 Gemeinden. In geistlicher Beziehung steht es unter dem Bischofe von Avignon, in militairischer zur Division Montpellier, Subdivision Nismes. (*Daniel*.)

GARDANE (Joseph-Jacques), Arzt, geboren zu la Ciotat in der Provence, promovirte etwa im J. 1760 in Montpellier und nahm seinen Wohnsitz zu Paris. Hier erwarb er sich den Ruf eines Wohlthäters der leidenden Menschheit, indem es ihm gelang, eine Art Poliklinik für Venerische herzustellen, sowie auch eine sanitarische Controle der öffentlichen Dirnen einzuführen. Auch über andere Theile der Medicinalpolizei verbreitete sich Gardane in einzelnen Schriften, die sich oftmals mehr durch das Interesse des gewählten Gegenstandes selbst, als durch eine tiefere Auffassung desselben empfehlen. Dem Edelsinne und der uneigennützigen Wohlthätigkeit in Gardane's Wirksamkeit sind übrigens von anderer Seite nicht unerhebliche Bedenken entgegengesetzt worden, selbst seine schriftstellerische Redlichkeit hat man in Zweifel gezogen. Gardane war nämlich nicht blos Arzt an zwei pariser Anstalten und am Ammenbureau, sondern er hatte auch die Stelle eines königlichen Censors durch die Gunst einflußreicher Personen erhalten, und es ist der Verdacht laut geworden, daß er die mitgetheilten Manuscripte hin und wieder für sich ausgebeutet habe. — Gardane redigirte von 1773—1776 die Gazette de Santé. Außer einigen Aufsätzen in französischen Journalen hat er folgende Schriften verfaßt: Observations sur la meilleure manière d'inoculer la petite-vérole. (Paris 1767.) Mémoire dans lequel on prouve l'impossibilité d'anéantir la petite-vérole. (Paris 1768.) Conjectures sur l'électricité médicinale, avec des recherches sur la colique métallique. (Paris 1768.) Essais sur la putréfaction des humeurs animales, sur la suppuration et sur la croûte inflammatoire, traduits du Latin de *Becker*, *Pringle* etc. (Paris 1769.) Recherches pratiques sur les différentes manières de traiter les maladies vénériennes. (Paris 1770.) (Aus dem Französischen übersetzt Augsburg 1771. Desgleichen übersetzt von J. [illegible] Gladbach. Gorau 1778.) Mémoire sur l'insuffisance et le danger des lavements antivénériens, pour servir de suite aux Recherches pratiques etc. (Paris 1771.) Moyens de détruire le mal vénérien. (Paris 1772.) Manière sûre et facile de traiter les maladies vénériennes, approuvée par la Faculté de Médecine de Paris et publiée par ordre du gouvernement. (Paris 1773.) (Sublimat innerlich und äußerlich Quecksilbereinreibungen.) Avis au peuple sur les asphyxies ou morts apparentes et subites, contenant les moyens de les prévenir et d'y remédier, avec la description d'une nouvelle boite fumigatoire portative. (Paris 1774.) Le secret de Suttes dévoilé, ou l'inoculation mise à la portée de tout le monde. (Paris 1774.) (Neu entdecktes Geheimniß Sut[illegible] [illegible] [illegible] Paris [illegible] [illegible] de la nouvelle direction [illegible] de Paris. (Paris 1775.) [illegible] la [illegible] de la litharge [illegible] [illegible] (Paris 1776.) Éloge historique de M. Théophile de Bordeu. (Paris 1777.) Catéchisme sur les morts apparentes [illegible] asphyxies [illegible] sur les manières de combattre les différentes espèces de morts apparentes, par demandes et par réponses, fondées sur l'expérience et mise à la portée du peuple, imprimée et publiée par ordre du gouvernement. (Paris 1781. Dijon 1782.) ([illegible] übersetzt. [illegible] 1787.) Mémoire concernant une espèce de colique observée sur les vaisseaux. (Paris 1783.) Des maladies des Créoles en Europe, avec la manière de les traiter et des observations sur celles des gens de mer et sur quelques autres plus fréquemment observées dans les climats chauds. (Paris 1784.) (*[illegible] Theile.*)

GARDANE-DUPORT (Charles), Arzt, geboren 12. Nov. 1746 in Toulouse, gest. zu Paris am 9. April 1815, ist Verfasser der Schrift: Méthode [illegible] guérir les maladies vénériennes par le [illegible] (Paris 1787. [illegible] 1808.) (*[illegible] Theile.*)

GARDAR, [illegible] Sohn, ein [illegible] fahrer des 9. Jahrh., ging im J. [illegible] [illegible] auf den Hebriden das Erbtheil [illegible] wurde aber durch einen Sturm [illegible] verschlagen und landete an dem [illegible] berühmten Viking [illegible] land, Island) bei einem [illegible] welchem später der Name [illegible] gelegt wurde. Er [illegible] zeugte sich, daß es eine Insel war, [illegible] überwinterte auf derselben und baute sich ein Haus [illegible] davon noch mehr [illegible] Husavik (Hausbucht) [illegible] welches er gefunden und [illegible] Gardarsholm (Gardarsinsel), [illegible] [illegible] Art. Floki) nach Island, welches damals noch zwischen den Bergen und dem [illegible] sein soll. [illegible]

GARDEIL (Jean Baptiste), geboren zu Toulouse im J. 1726, ging, nachdem er seine Schulstudien vollendet hatte, nach Paris und trat in die Congrégation de l'Oratoire ein. Er widmete sich hier den alten und neuen Sprachen, sowie dem Studium der Mathematik und des Rechts, vertauschte aber späterhin, als er mit Diderot und d'Alembert bekannt geworden war, die Räume des Oratoire mit den Salons des Baron Holbach. Die Redaction der Gazette de France ließ ihm noch Zeit frei, um die griechischen Manuscripte der königlichen Bibliothek zu durchforschen. Endlich entschloß er sich zu einem geregelten Studium der Medicin, und nach dessen Vollendung ließ er sich in Toulouse nieder, woselbst er weiterhin, durch Concurs den Lehrstuhl der Medicin und de[illegible]

[illegible] Gardelegen [illegible] 1830 [illegible]

GARDELEGEN, [illegible] Regierungsbezirk Magdeburg der Provinz Sachsen, grenzt [illegible] gegen Osten an die Kreise Stendal und [illegible] gegen Süden an den Kreis Neuhaldensleben und [illegible] gegen Westen an das Herzogthum Braunschweig und das Königreich Hannover. Der Flächeninhalt beträgt [illegible] □Meilen, die Zahl der Einwohner 38,000. 2) Hauptstadt des gleichnamigen Kreises, [illegible] sieben Meilen nordwestlich von Magdeburg, an der Milde, in welche hier bei [illegible] mündet, in einem sandigen Landstriche, [illegible] Milde [illegible] gegen Calbe zu fruchtbaren Strich hat. Die Stadt hat Mauern, die indessen ziemlich [illegible] verfallen sind, drei Thore, das [illegible] magdeburger und neuendorfer, über 500 Häuser, drei [illegible] Rathhaus, die [illegible] St. Marien und St. Nicolai, drei Hospitäler, eine Freimaurerloge [illegible] Schullehrerseminar. Die Zahl der Einwohner beträgt über 5000. Da viel Acker- und Gartenbau getrieben wird, so hat die Stadt kein [illegible] Leben. Außer der Bierbrauerei *) [illegible] Tuch-, Leinen-, Baumwollenweberei [illegible] zu erwähnen. Die in der Nähe befindliche [illegible] Heide enthält viel Wildpret. [illegible] Die älteste Geschichte der Stadt bewegt sich, wie gewöhnlich [illegible] Das nahe, bei Gardelegen [illegible] gab in seinem [illegible] Hier stand ein [illegible] oder Castellum [illegible] Gößen, der [illegible] Nach Andern hat [illegible]

*) [illegible] weit und breit berühmt. Merian: „Umb die Stadt herumb seind alle Gärten voll von Hopfen, welchen man gar wegen seiner Kraft in Dennemark führet, daher das Bier, allhie daraus gekocht, so [illegible] und gesund ist, und desselben zu Ehren Henr. Meibomius [illegible] gemacht, auch die [illegible] solches dem [illegible] vorzuziehen sich [illegible], weilen es eine gute Nahrung giebt, den calorem nativum in humore radicali vermehrt und den Lebensbalsam fomentiret, und wurde vor dem nächsten Teutschen Krieg dieses Bier in solcher Menge gesotten, daß alle Tag dessen etliche 100 Wägen hin und wieder an die benachbarte Ort geführt worden, und die Stadt [illegible] nicht geringen Nutzen hatte; wie dann davon die Vers also lauten:

Vivere quis [illegible] nollet totaliter? audin?
Urbe bene sic dulci tota liquore scates:
Dum tua nectareum spirat cerevisia potum,
Caetera, quae victus postulat, huic sat habes."

Das Wappen von Gardelegen: ein halbirter Schild, zeigt links einen halben Adler, rechts drei Hopfenstangen, mit Hopfen behangen.

Tiberius bei Gardelegen ein Lager gehabt. Ziemlich [illegible] stimmig wird die Gründung der Stadt Heinrich I. [illegible] zugeschrieben. Im J. 1547 wurde sie befestigt. Der 30jährige Krieg brachte viel Beschwerde. Tilly hatte Gardelegen sechs Jahre inne, und verließ es erst 1631. Von 1643—1647 hausten die Schweden hier, welche die Befestigungen vermehrten. Der große Kurfürst ließ 1658 die Werke schleifen. Im J. 1757 sah Gardelegen auch Franzosen. Verheerende Brände werden aus den Jahren [illegible], 1658, [illegible] angemerkt. Joachim Lange und Tiedge sind in Gardelegen geboren. (*Daniel.*)

GARDENIA FLORA. Die schleimige Umgebung der Samen der Gardenia flora in Europa unter dem Namen Capjasmin bekannt, bietet einen Farbstoff dar, der sich dem des Orleans (Bixa Orleana) nähert, und substantiver Eigenschaft ist. Die Chinesen sollen damit baumwollene Zeuche schön scharlachroth färben. Auch die frisch gepflückten Beeren der *Gardenia grandiflora* sollen, wie Loureiro berichtet, die Seide prächtig roth färben.

(*v. Kurrer.*)

GARDENIA GENIPA. Die Frucht dieses Baumes, welcher in Südamerika wächst, und nach Dr. Bancroft eine Höhe von 50—60 Fuß, und der Stamm einen Umkreis von 5—6 Fuß erreicht, ist von der Gestalt und Größe einer Citrone. So lange die Frucht noch unreif ist, nimmt die ausgepreßte farblose Flüssigkeit an der atmosphärischen Luft augenblicklich eine lebhafte substantive dunkelblaue Farbe an; sie wird bei den wilden Stämmen von Guiana und Brasilien allgemein angewendet, um ihre Haut auf mannichfaltige Art mit Flecken, Linien und Figuren zu bemalen, die theils zur Zierde bei ihren Festen und Tänzen, theils dazu dienen, sich ihren Feinden furchtbar zu machen, wenn sie in das Gefecht gehen. Die Farbe haftet so fest auf der Haut, daß wiederholtes Waschen mit Seife, Citronensaft oder andere Mittel nicht vermögend sind, sie wegzubringen, und 9—10 Tage erfoderlich werden, auf der Epidermis durch Ausdünstung und Abreiben sie verschwindend zu machen. Ebenso dauerhaft zeigt sie sich auf Papier.

Wenn nach Bancroft Baumwollenzeuch mit dem frischen farblosen Saft getränkt wird, so färbt er sich dunkelblau, welche Farbe gegen Sonne und Luft jedoch nicht von so großer Dauerhaftigkeit ist, als die durch Indigo hervorgebrachte. Durch Waschen mit Seife wird sie nicht verändert. Die Farbe der Genipa haftet auf weißen unverarbeiteten Stoffen ebenso gut, als auf mit Alaun oder Eisenvitriol vorbereiteten.

Wenn die Frucht zerschnitten und getrocknet wird, so färbt sie sich dunkelblau. Kali und Natron lösen die blaue Farbe auf. Durch Kalk und gelbes Schwefelarsen oder Realgar wird sie nicht von Blau in Grün (entsauerstofft) verändert, wodurch sie sich vom Indigo unterscheidet. Schwefelsäure erhöht die blaue Farbe, aber die Lösung unterscheidet sich von der Schwefelindigosäure dadurch, daß sie sich weder auf thierische noch auf Pflanzenstoffe gehörig festlegt, und damit gekochtes Schafwollentuch nur eine schlechte Drapfarbe annimmt. Salpeter-

säure verwandelt das Genipablau in Gelb, wie dieses bei dem Indigo der Fall ist.

Wenn der farblose Saft der Genipa einmal blau geworden ist, so geht er keine feste Verbindung mehr mit den vegetabilischen und animalischen Stoffen ein.

Auch die reifen Beeren der kreuzdornigen Gardenia färben nach Brown Papier und Leinen schön blau, welche Farbe den Säuren und der Seife widersteht. (*v. Kurrer.*)

GARDGERICHT, GARDVOIGTEI, GARDRICHTER, kommt von dem wendischen Grad (versetzt Gard) und bedeutet Burg, wie z. B. Stargard, teutsch Oldenburg (Altenburg) in Holstein veranschaulicht. Im Böhmischen ist berühmt der Name der Burg Wissegrad (jetzt lautet im Böhmischen Grad Hrat, Burg, Festung). Im Russischen bedeutet Gorod Stadt. Der Bedeutung nach am nächsten kommt dem wendischen Gard (ohne Buchstabenversetzung Grad) das polnische Grod, Burg, Amt, Gericht, zu dessen Gerechtigkeit auch der Adel gehört, in der Verkleinerungsform Grodek, Castell, als Eigenname bedeutet Grodek die Stadt Spremberg in der Lausitz. Grod und Grad hat dieselbe Wurzel wie unser *Garten* (s. d. Art.). Das Gebiet einer Gardvoigtei (lateinisch in Urkunden provincia, advocatia, wobei aus dem Zusammenhange errathen werden muß, ob eine Gardvoigtei, oder eine Klostervoigtei zu verstehen) wurde Teutsch auch der Garten (in ungewöhnlicher Bedeutung) besser Gard (Buchstabenversetzung aus Grodd) genannt. Der Gardrichter (Burgrichter) auch Gardvoigt (Burgvoigt) geheißen, auf der Insel Rügen führte den Vorsitz in der Gardvoigtei (Burgvoigtei). Die Gerechtigkeit einer Gardvoigtei erstreckte sich über alle diejenigen Personen und Güter, welche nicht unmittelbar unter dem Landvoigte [1]), oder unter den städtischen und adeligen, noch auch unter den geistlichen [2]) Gerichten standen. Die Insel Rügen war in neun Grodden (Gardvoigteien) eingetheilt: 1) die Gardvoigtei (Bergen) war, wie man vermuthet, wahrscheinlich erst seit der Erbauung der Burg Ruggegard eingerichtet. 2) Die Gardvoigtei Pyask, Pyatik, Pyasteke, Phascete (Patzig) umfaßte die Parochien (Kirchspiele) Patzig mit einem Krug (Wirthshause) und Kramladen (denn alle Hauptorte der Grodden [mittels Buchstabenversetzung Garden] hatten in den wendischen Zeiten einen Krug und Kramladen); ferner Jamno (Neuenkirchen) und Reppin (Rappin). 3) Die Gardvoigtei Charenz, welche den weitläufigsten Gerichtsbezirk bildete, begriff die Kirchspiele Charenz (später Gartsin, heutzutage Gartz), einen früher kleinen, in der letzten Hälfte der Regierungszeit Jaromir's I. durch Wenden, Dänen und Teutsche beträchtlich vergrößerten Burgflecken. 4) Die Gardvoigtei Streyghe machte, wie man vermuthet, den Gerichtsbezirk der [illegible] fürstlichen, nachher putbusser Linie aus. Zu diesem Grodd oder Garden gehörte das Land Streyghe mit dem gleichnamigen Dorfe, die Kirchspiele Vilmnitz und Lanken und das Land Redenisze (Mönckgut). 5) Die Gardvoigtei Gynrst (Gingst) umfaßte das damals sich sehr weit erstreckende Kirchspiel Gynrt (mit dem Dorfe Gingst, einem der größten slawischen Flecken mit Krug und Kramladen) nebst der Insel Unmansze (Ummanz). 6) Die Gardvoigtei Wolfungh (im J. 1212 und schon früher auch Szabroda (Stabprobe) geheißen, mit dem Dorfe Szabrode, welches eine Burg hatte, wurde, obgleich die Insel Do, das später errichtete Kirchspiel Trent und die Insel Huddenze (Hiddens-De, Hiddensee) in sich begreifend, durch ein Kirchspiel gebildet. 7) Die Gardvoigtei Rambyn mit dem ansehnlichen Dorfe gleiches Namens bestand, obgleich es die nachher eingerichteten Kirchspiele Gustow, Altefähr und Landow noch in sich faßte, nur in einem Kirchspiele. 8) Die Gardvoigtei Wittow umfaßte die beiden Kirchspiele Oldenkerke (Altkirche, erbaut, um an die Stelle des zerstörten Götzendienstes des Swantewit zu treten), und Medvio oder Wyk. 9) Die Gardvoigtei Jasmund enthielt die Kirchspiele Sagharde (einen ansehnlichen wendischen Flecken) und Babyn (Bobbin). Auf dem Festlande hinterließ Jaromir I. [3]) seinem Sohne Wizlaff dem ersten die Herrschaft über die Castellaneien Tribusees und Loitz, auch über die Burg Demmin. Die Castellanei Tribusees war in folgende Provinzen oder Gardvoigteien eingetheilt: 1) Die Gardvoigtei Tribusees, Tribusez, Tribuzesz (Tribsees) mit dem gleichnamigen Flecken, welcher eine wichtige Burg gehabt hatte, wird als Provincia (Grodd) in der Stiftungsurkunde des berger Klosters vom J. 1193 erwähnt. 2) Die Gardvoigtei Sale mit dem gleichnamigen Dorfe und mit dem Dorfe Damechote (d. h. Eichberg, Damgard, woraus man schließt, daß es ein Burgdorf gewesen). 3) Die Gardvoigtei Barda mit Bart, der Hauptburg der ganzen Castellanei Tribusee. 4) Die Gardvoigtei Hertesborg mit der gleichnamigen Burg in der Nähe des prerowschen Stromes, umfaßte den Darß und Gynrt (Zingst). 5) Die Gardvoigtei Pitne [4]). 6) Die Gardvoigtei Pron, mit dem ansehnlichen Burgflecken Pron, Peran, Pyeron. 7) Die Gardvoigtei Ruschiza machte vielleicht den Strich Landes zwischen der vorigen Gardvoigtei und dem Ryckmoor aus. 8) Die Gardvoigtei Wasitha, welche als Provincia (Grodd) von Jaromir I. im J. 1193 erwähnt wird. Beisitzer bei den Gardvoigteien oder den Gardgerichten waren die Dorfbewohner (villani) [5]).

(*Ferdinand Waehter.*)

GARDHARIKI (mittlere Geographie), ist gebildet aus Gardha, Genitiv der Mehrzahl (Nominativ der Mehr-

1) Die Würde eines Landvoigts fand zur Zeit, als Rügen unter eigenen Fürsten stand, noch nicht statt, indem die Fürsten in Person ihren Verrichtungen vorstanden. Der erste Landvoigt war im J. 1326 [illegible] nämlich zur Zeit, wo Rügen dem pommerschen Herzoge (1325) gehuldigt hatte. 2) So z. B. ist der unter dem Propste des Klosters von Bergen stehende Klostervoigt des genannten Stiftes bekannt; s. v. d. Lancken, Rügensche Geschichte. 1. Th. S. 215.

3) s. Allgem. Encykl. d. W. u. K. I. Sect. 14. Th. S. 390. 4) In dieser Gardvoigtei lag Stralsund. Als diese Stadt wurde, erhielt es ein eigenes Stadtgericht unter dem Vorsitze eines vom Fürsten eingesetzten Voigts. 5) v. d. Lancken S. 110—118. 221.

zahl Gardhar, und aus riki, Reich. Da Reich auch durch weldi ausgedrückt wird, und daraus auch Namen gebildet werden, z. B. Swiaweldi, Reich der Swiar (Schweden), Danaweldi, Reich der Dänen, hat man für Gardhariki auch Gardhaweldi [1]). Gardhariki und Gardhaweldi bedeuten das Reich von Gardhar, weshalb Schlözer [2]) nicht wohl thut, wenn er sagt: „Gardarike heißt gleichsam regionis regnum." Gardhar wird hier als Eigenname eines Orts und des von diesem Orte benannten Landes gebraucht. Gardhar als Ortseigenname ist nicht auf das in Gardhariki in Frage stehende Gardhar beschränkt. In Island war berühmt Gardhar [3]) auf Akranes bei Borgarfiördhr am südlichen Theile dieser großen Insel. In Gardhar in Grönland war der Bischofsstuhl [4]). Gardhar ist die Form der Mehrzahl von Gardhr, Zaun, umzäunter Platz, umzäuntes Stück Land, Haus und Hof, und hat Zusammensetzungen: Ásgardhr, Midhgardhr, Mikligardhr, für welches letztere auch blos Gardhr gebraucht wird, und was Groß-Festung bedeutet, und die altnordische Benennung für Constantinopel ist. Gardhr hat seine Wurzel mit dem sanskritischen Garta, Haus, Höhle, Wagen, gemein. Die vielfachen Bedeutungen von Gardhr (gothisch Gards, anglisch Geard) sind entwickelt im Art. Garten. Zur Bildung des Namens Gardhar in Gardhariki hat das russische Gorod Veranlassung gegeben. Gorod bedeutet jetzt Stadt. Daß es aber ursprünglich Burg, Festung bedeutet habe, läßt sich sowol aus dem polnischen Grodd, Burg, und dem böhmischen Hrad (alt Grad), Burg, befestigter Ort, Festung, als auch aus dem Altrussischen schließen. Nestor [5]) sagt: Im J. 862 standen die Slawen, die Tschuden, die Kriwitschen und die Meren wider die Waräger auf, jagten sie über das Meer, und entrichteten ihnen weiter keinen Tribut. Nun begannen sie sich selbst zu regieren, i gorody (Cod. Voskresenicus et Alatyricus grady) staviti, d. h. und Festungen zu errichten; denn von eigentlichen Städten kann hier die Rede nicht sein. Weiter unten sagt Nestor [6]) von Rurik: Und kam an den Ilmen-See, i srubi gorod nad Volchovom, i prozva Novgorod, und gründete eine Festung (gorod) am Wolchow und nannte sie Nowgorod (Neuen-Burg, Neustadt), und saß da als Knäs. Novgorod finden wir im Altnordischen durch Nógardhar ausgedrückt. Die Pergamenthandschrift Nr. 2845 der Gaungu-Hrólfs Saga Cap. 38 [7]) sagt: í Hólmgardhaborg, er mest atsetr Gardhakonungs, that er nú kallat Nógardhar, in Holmgardaborg (der Festung von Holmgardhar) ist der größte Sitz des Gardhakönigs (Königs von Gardhar), das wird nun (jetzt) genannt Nógardhar. Der Pergamentcodex Nr. 5891 fügt hinzu: that er nú alle kallat Nógardhar ok Rúdhzaland, das wird nun alles genannt Nógardhar und Rúdhszaland (Russenland, Rußland). Das nú (nun, jetzt) bezieht sich darauf, daß Holmgardhr, (in der Form der Mehrzahl Holmgardhar) der alte gewöhnliche normännische Name für Novgorod als Stadt und Fürstenthum war. Nógardhar wird nur selten für Holmgardhar gebraucht. So in der Halfdanarsaga Eysteinssonar Cap. 25: und sagten, at wikingar hejudhu, á Bjarmaland ok Nógardha (Accusativ der Mehrzahl von Nógardhar), daß Seeräuber heerten in Bjarmaland (Permien) und Nógardhar. Dieses ist die im Lateinischen gewöhnliche Form. So z. B. in der berühmten, von *Dreyer*, Spec. jur. publ. Lubec. p. 177 und besser von Lehrberg, Untersuchungen zur Erläuterung der älteren Geschichte Rußlands S. 239—272 herausgegebenen und erläuterten Urkunde über den Vertrag der Gothländer und der Teutschen mit Nowgorod heißt es: et Norgardienses discretiores, und: Cum mercatores Theutonici vel Gotenses veniunt in *Berko*, in regno Norgardensium etc., woraus geschlossen wird, daß, da dieses Berko, Biorko, südwestlich von Wyburg sei, und hier als zum Reiche der Nogardenser gehörig angegeben werde, die Urkunde vor dem Jahre 1293 geschrieben sein müsse, weil Schweden sich im J. 1293 dieses Theiles von Karelien bemeisterte. Dem Ausdrucke regnum Nogardensium entspricht der altnordische Hólmgardhariki. Wie Nowgorod die Veranlassung zur Benennung Gardhariki für Rußland hat geben können, dieses zu erklären, muß man festhalten, daß von Nowgorod aus das russische Reich gegründet worden ist. Zu der Stelle des Nestor's: „Und von diesen neuangekommenen Warägern, welche Rus' (Russen) hießen, hat Nowgorod den Namen Rusja zemlia (Rußland) erhalten; noch bis auf den heutigen Tag sind die Nowgoroder von norwegischem Geschlecht; vordem waren sie Slawen," bemerkt Schlözer [8]): Der Name Rußland habe lange Zeit vorzugsweise auf der Gegend von Nowgorod gehaftet. Zwar nenne Constantinus (De administrando imperio Cap. 9), welcher sagt, daß die von dem äußeren Rußland (ἀπὸ τῆς ἔξω Ῥωσίας) nach Constantinopel herabkommenden Holzstämme (μονόξυλα) von Nowgorod (ἀπὸ τοῦ Νεμογάρδας) sind, in welchem Σφενδοσθλάβος (Sviatoslav), der Sohn Iggor's (Igor's), des Herrschers von Rußland (τοῦ Ἄρχοντος Ῥωσίας), saß, bemerkt Schlözer weiter, die Gegend von Nowgorod ἡ ἔξω Ῥωσία (das äußere Rußland), weil damals schon der Hauptsitz des neuen Reichs im Süden, in Kiew, war; aber noch in der mongolischen Periode brauchen es selbst russische Annalisten in seiner ersten, blos auf das Nowgo-

1) So heißt es in der Odds'schen Olafs Saga Tryggwasonar Cap. 10 (in den Fornmanna-Sögur 10. Bd. S. 240): Nach diesem hielt (lenkte, segelte) Olafr fort (nämlich von Dänemark) mit seinen Schiffen und ostwärts nach Gardhaweldi (ok austr í Gardhaweldi). 2) Fortsetzung der Allgem. Welthistorie. 31. Th. S. 308. 3) s. Fornmanna Sögur 1. Bd. S. 258. 4. Bd. S. 111. 9. Bd. S. 426. 453. 456. Islands Landnámabók 1. Th. Cap. 15. Kopenhagener Ausgabe von 1774. S. 31. 4) s. Snorri Sturluson, Saga af Olafi Tryggwasyni Cap. 105 u. 111 in der großen Ausgabe der Heimskringla. T. I. p. 305. 324. 5) Bei Schlözer, Nestor, Russische Annalen in ihrer slavonischen Ursprache. 2. Th. S. 167—169. 6) Ebendaselbst S. 207. 208. 7) In den Fornaldar Sögur Nordhrlanda 3. Bd. S. 362. Ein (wahrscheinlich anderes) Nóagördhar kommt in der Saga Harraudhs ok Bosa Cap. 2 (ebendaselbst 3. Bd. S. 201) vor, nämlich in der Stelle: kún (Brynildr) war döttir Agnars konungs [illegible], wofür die andere Lesart [illegible] ist. 8) Nestor 2. Th. S. 191.

[illegible] Holmgardhr, Holmgardhaborg, Gardhar und Gardharíki [illegible] hieß bei den Dänen Austr-Gardhr, weil es ihnen im Osten lag. Adam von Bremen (Lib. II. Cap. 12) sagt: Nam si per mare naves ingrederis, ab Sliaswig vel Aldinburg, ut pervenias Jumnem, ab ipsa urbe velificantes XLIII die ascendens ad Ostrogard Russiae, cujus metropolis civitas est Chive, aemula sceptri Constantinopolitani, clarissimum decus Graeciae, und Cap. 21: Affirmant autem Dani, longitudinem hujus ponti saepius a pluribus expertam, secundo flatu per mensem aliquos a Dania pervenisse in Ostrogard Ruzziae. Adam von Bremen meint die Stadt Nowgorod, zu der die Dänen durch die Ostsee und den Ladogasee und den Fluß Wolchow hinaufschifften. Der Name Ostrogard wurde aber auch auf das Land ausgedehnt. Helmold sagt nämlich Lib. I. Cap. 1: Russia autem vocatur a Danis Ostrogard, eo quod in Oriente positus, omnibus abundet bonis. Nach Helmold heißt es in Incerti Auctoris Chronica Sclavica [9]): Rutia a Danis Ostragard, i. e. in Oriente posita, affluens omnibus bonis, vocatur. Die Dänen nannten also, um Gardhar von den andern gleichnamigen Orten zu unterscheiden, Austr-Gardhr Ost-Gardh (im Osten gelegener Gardh), und von diesem Hauptorte wurde zugleich auch das Land genannt. Was die Dänen Austr-Gardhr, oder in der Form der Mehrzahl Austr-Gardhar nannten, war bei den Norwegern und Isländern unter dem Namen Hólmgardhr, oder in der Form der Mehrzahl Hólmgardhar berühmt. Schlözer erklärt es durch insularum regio. Hólmr (ohne Zeichen des Nominativs Holm) bedeutet allerdings Insel, aber eine kleine, und ey ist der allgemeine Ausdruck für Inseln. Hólmgardhr, oder deutlicher Hólmgardhaborg, hatte, wie sich schließen läßt, seinen Namen erhalten, weil es auf eine kleine Insel gebaut war. Es ist dieser Ort, wie aus der Gaungu-Hrólfssaga Cap. 38 hervorgeht und auch von den Neueren angenommen wird [10]), Nowgorod, Groß-Nowgorod an dem Flusse Wolchow, steht aber jetzt nicht auf derselben Stelle, als früher. Von Hólmgardhr hatte auch ein Reich den Namen Hólmgardhr, Hólmgardhar (Form der Mehrzahl) erhalten. Irrig wird jedoch dieses mit Cholmogorod, Gorod Kolmogory an der Dwina in Verbindung gebracht. So sagt v. Strahlenberg [11]) in Beziehung auf Hólmgardhar: Dieses Holmogard, wie er es nennt, müsse sich ziemlich weit im Osten und bis Archangel über die Dwina hin erstreckt haben; weil diejenige Provinz, welche man sonst unrecht die dwinaische nenne (denn in Rußland wisse Niemand etwas von der dwinaischen Provinz zu sagen), auch noch heutzutage die holmogorodische oder cholmogorodische [illegible] genannt werde. N. M. [illegible] [illegible] Beziehung auf Strahlenberg. Der Name des großen Reiches Holmgardhr [illegible] [illegible] Chotin [illegible] Cholmund [illegible] dem Lande zwischen dem Ladoga und Onega zu [illegible] (scheint), [illegible] von Morästen, Seen und Flüssen, [illegible] überhaupt [illegible] sich Reich theils etwas gegen Süden, theils von dem Ladoga [illegible] gegen das weiße Meer erstreckt, [illegible] der Name in Cholmogorod (um die Dwina herum) und der Stadt Kolmogory mit dem Flusse [illegible] [illegible] habe. Da aber die Stadt Kholmogorod oder Gorod Kolmogory auf einer Insel erbaut ist, so ist [illegible] nicht anzunehmen, daß es seinen Namen von Hólmgardhr entlehnt habe, sondern es ist ein Name verwandt von Hólmgardhr, weil beide auf einer kleinen Insel erbaut worden sind. [illegible] heißen auch zwei Städtchen an dem Flusse Lobot. Wir können daher nicht billigen, wenn im Index Geographicus zu der großen Ausgabe der Heimskringla sich findet: „Holmgard (pars Russiae justa), mare album (d. Cholmogorod [12]). Hólmgardhr ist hievon verschieden; denn es ist die Stadt Groß-Nowgorod. Wie Hólmgardhr als Stadt vorkommt, und wie man zu derselben nicht durch das weiße Meer, sondern durch die Ostsee fuhr, hiefür führen wir folgende Belege an. In den Zusätzen zu der Olafs Saga Helga heißt es: A. 2. [illegible] [illegible] kaupstadhina [13]). So trug sich einmal in Gardhr im Osten (í Gördhum austr) zu, daß Feuer kam in die Handelsstadt, die Hólmgardhr heißt (í kaupstadhinn, er Hólmgardhr heitir), und es stand zunächst minderer (kleinerer) Gefahr, als wenn die Stadt (borginn, die befestigte Stadt) ganz verbrennen. Hólmgardhr war eine berühmte Handelsstadt, und welchen Weg man aus Norwegen zu derselben nahm, veranschaulicht die den Gudhleikr Gerzki (den Gardhischen) betreffende Erzählung bei Snorri Sturluson in der Olafs Saga Helga in der Heimskringla Cap. 64, in der Olafs Saga Helga als Einzelschrift Cap. 65: Ein Mann hieß Gudhleikr Gerzki (der Gardhische, Gardicus); er stammte von Agdhir in Noregr (Norwegen), er war reich an Schätzen und ein großer Fahrmann (farmadhr mikill, großer Reisender, speciell großer Kaufmann) [14]); er trieb Kaufhandel nach verschiedenen Ländern, er fuhr oft nach Osten nach Gardharíki (austr í Gardharíki), und er wurde aus dieser Ursache genannt Gudhleikr Gerzki (der Gardhische). Den Frühling rüstete Gudhleikr sein Schiff und gedachte zu fahren den Sommer über nach Osten nach Gardharíki (austr í Gardharíki) u. s. w. Weiter unten heißt es: fór Gudhleikr um sumarit í Austrveg, es fuhr Gudhleikr den Sommer über nach Austrvegr [15]) (in die Ostgegend), their lágu nockora hríd widh Gotland, sie lagen eine Zeit lang bei Gotland (das heißt der Insel Gotland, dänisch Gulland), nach der Olafs Saga Helga

9) ap. *Lindenbrog*. Scriptt. Rer. Germanic. ex edit. *Fabricii* p. 189. 10) Schlözer, Nestor. S. 50. *Rasmussen*, De Arabum Persarumque commercio cum Russia et Scandinavia. (Havniae 1825.) p. 15. 11) Der Nord- und Östliche Theil von Europa und Asia. (Stockholm 1730.) S. 192.

12) Geografiskt Register zu den Oldnordiske Sagaer 12. Bd. S. 162. 163 unter *Holmgaard*. 13) In den Fornaldar Sögur Nordhrlanda 5. Bd. S. 215. 14) s. Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla), übersetzt von Ferd. Wachter. 1. Bd. S. 230. 15) s. hierüber ebendaselbst 1. Bd. S. 81. 2. Bd. S. 25.

[illegible] Eigenschaft [illegible] Gothland [illegible] der schwedischen [illegible] Halbinsel. [illegible] Gothland (Insel Gottland) oder Gautland (Ostland) [illegible], so geht [illegible] hervor, daß [illegible], um nach Hölmgardhr zu kommen, seinen Weg nicht nach dem weißen Meere, sondern durch die Ostsee nahm. [illegible] Austrweg til Hölmgardhs [illegible] den Sommer über nach Austrwegr (der Ostgegend) und kaufte das [illegible] Pell [illegible] eine Art kostbaren Seidenstoffs), welche er für den König (Olaf den Dicken, den Heiligen) zu [illegible] bestimmte, [illegible] Pelz [illegible] ausgezeichnetes [illegible]. Im Herbste reiste Gudleik von Osten her, da erhielt er Widerwind, und sie lagen sehr lange bei Eyland (welches die Insel Öland zwischen der Insel Gottland und dem schwedischen Festlande ist). Also ein neuer Beweis, daß man den Weg nach Hölmgardhr nicht durch das weiße Meer, sondern durch die Ostsee nahm. Die oben erwähnten kostbaren Stoffe waren nicht Selbsterzeugnisse der Bewohner von Hölmgardhr, sondern diese Stadt erhielt sie mittels des Handelsverkehrs von den Arabern und von dem constantinopolitanischen Griechen. Hölmgardhr war im Norden berühmt, weil man dort seltene Waaren erhalten konnte. So z. B. läßt der Verfasser des [illegible] Haralds Hárfagra Cap. 1 den König Haralldr den Haarschönen von Norwegen zu Haukr Hábrok sagen: Wir wollen [illegible] nach Austr-riki (í Austr-riki, nach dem Ostreiche, der Ostgegend, d. h. hier der an der Ostsee) [illegible] senden, um zu kaufen vortreffliche und in unsern Landen wenig gesehene Kostbarkeiten. Kurz darauf heißt es: Haukr fährt nun mit einem Schiffe und [illegible] Gefolge, und kommt nach Osten nach Hölmgardhr (austr í Hólmgardh) im Herbst, und hatte dort Wintersitz, und kommt dahin, wo der Markt gesetzt (gehalten) wird (thar er markadhr er settr); dahin war gekommen großes (mikil) Volk aus vielen Ländern; dahin waren gekommen die Kaufleute des Königs Eirekr zu Uppsala (Upsala), [illegible] Serkr; [illegible] Männer [illegible] Gleichen und gingen dort über alle Menschen. Da war eines Tages, daß Haukr durch die Stadt [illegible] ging mit seiner Schar und wollte seinem Herrn, dem Könige Haralldr, einige theure Kostbarkeiten kaufen, da kam er dahin, wo ein gardhischer Mann (gérdskr madhr) vorsaß. Haukr sieht daselbst einen theuern (kostbaren) Mantel, nämlich dyrliga skikkja, [illegible] (sie war ganz mit Gold besetzt). Diese Skikkja kauft Haukr und reicht dafür das Daraufgeld (festarpening) und geht nach dem Gelde ([illegible]). Den Tag zuvor hat [illegible] um diese Skikkja für den König Eirekr gefeilscht, wird aber im Zweikampfe mit Haukr besiegt. Weiter unten heißt es: So sagt man, daß keine größere Kostbarkeit an einer Skikkja nach Noregr (Norwegen) gekommen sei. Cap. 3 sagt Haralldr, König Eirekr werde sich erinnern, daß du nahmst, Haukr, die Skikkja draußen in Hölmgardhr. Die nordischen Kaufleute, welche Waaren von Hölmgardhr holten, wurden Holmgardsfahrer genannt. Snorri Sturluson sagt in der [illegible] Cap. [illegible] (Saga) [illegible] Holmgardsfarar [illegible] Holmgardsfahrer [illegible] Magnus [illegible] Nach der großen Olafs Saga Tryggvasonar Cap. [illegible] nannte sich Olafr Tryggvason, als er im Wendenlande war: Óli Gérdski (der Gardhische, Garländer), und sagte, daß er Kaufmann sei. Cap. [illegible] bemerkt sie, daß [illegible] ein [illegible] madhr (Mann) [illegible] genannt ward Hólmgardsfari (Holmgardsfahrer), weil er gesegelt war nach Osten nach Gardharíki (austr í Gardharíki). In Beziehung auf Hólmgardhr als Stadt ist zu bemerken die Stelle in den Zusätzen zur Olafs Saga Helga [illegible] Jarteign (Wunder): Ein Waeringi [16]) (Streiter) in Gardhar im Osten (í Gárdhum austr) kaufte sich einen jungen Sklaven [illegible]. Weiter unten heißt es: Ein guter Kaufmann kaufte ihn für sich los und gab ihm aus Erbarmen die Freiheit; sidan for hann í sjálfraedhi sinu til borgar theirrar, er Hólmgardhr heitir; hierauf reiste er in seiner Selbständigkeit zu der befestigten Stadt [17]), welche Hölmgardhr heißt. Für den Beweis, daß diese Stadt, ungeachtet sie eine wichtige Handelsstadt war, nicht an der Seeküste lag, ist der Anfang der Saga af Magnusi Godha des Snorri Sturluson, aus welchem zugleich auch die Lage von Aldeigjoborg, welches nach der Orkneyinga-Saga p. 47 und den andern Sögur in Gardharíki lag, deutlich hervorgeht, sehr wichtig, nämlich: Magnus Olafsson begann seine Fahrt (Reise) nach Weihnachten von Osten von Hölmgardhr herab nach Aldeigjo-borg (austan af Hólmgardhi, ofan til Aldeigjo-borgar); sie fingen da sogleich an, ihre Schiffe in Bereitschaft zu setzen, als das Eis sich im Frühlinge löste. Der Name Aldeigjoborg, Aldeijuborg, ist durch Buchstabenversetzung aus Ladoga gebildet. In der oben von uns angeführten berühmten Urkunde über den Vertrag der Gothländer und der Teutschen mit Nowgorod wird der Ladogasee Aldagen genannt. Peter Dieckmann sagt in seiner zu Stockholm 1708 erschienenen historischen Anmerkung über schwedische Runsteine (Anmerkning öfer Runstenar) S. 15: „Holmgarth, Holmgaert,“ sei eine Landesgegend jenseit Ehst- und Ingermanland hinauf gegen den ladogaischen See und den Peipus, wo die Stadt Aldejuborg der holmgardischen Könige vormalige Residenz gewesen, und wo das dazu gehörige Land Holmgardaland genannt worden, wohin der König Halfdan der Alte gereist sei, sich mit des Königs Eyvinds Tochter zu verheirathen; und S. 18: „Holmgardaland, Holmgardia, Gardarike,“ worin die Hauptstadt und der königliche Sitz Aldejuborg gewesen, es möchte Augia-borg sein können, weil allda eine Königin Augia gewesen. Strahlenberg, welcher S. 192 zu Aldeju-burg in Parenthese „im slavonischen Starigard,“ setzt, und [illegible] Aldeja [illegible] (gesund) [illegible]

[illegible]

16) [illegible] Fornmanna Sögur 5. Bd. S. 221. 17) Borg wird im Lateinischen durch urbe [illegible] gegeben. S. an dieser Stelle [illegible] Scripta Historica Islandorum. T. V. p. 220.

[illegible] Starigard, [illegible]) [illegible] Aldenburg, Oldenburg, [illegible] im Begriff [illegible] S. 95 zu Dieckmann's Vermuthung im Betreff der Königin Allogia, daß hierunter die Königin Olga zu verstehen sei, denn sowie Claude Duret in seinem Tresor de l'Histoire des langues de cet Univers (à Cologne 1613.) p. 846 bezeuge, so habe Rurich, der erste König aus Wenden oder Wandalien, welche Völker auch sonst Wargi genannt werden, die meiste Zeit in Ladoga residirt; Igor aber, der Sohn Rurich's, habe die Olga, des Gostomisl's Tochter, geheirathet, welche lange nach ihres Mannes Tode regiert. Dalin folgt Dieckmann und v. Strahlenberg. Dieser schickt nämlich dem, was er aus Dieckmann anführt, Folgendes voraus: Des Commercii (des Handels) oder der Trafiquirung halber haben sich vor Alters in Rußland zwei Stapel gefunden, deren einer, ehe Nowgorod in Flor gekommen, bei der alten Stadt Ladoga gewesen, welches letztere bei den Gothen Holmgardha Ryck, bei den Dänen aber Ostregaard[18]) u. Chuni-gard genannt worden. Ostre-gard, Osten-Garten, Osten-Stadt, sei dasselbe, wenn die Esthländer Uli-ma sagen, denn Ules heiße bei ihnen hinaufwärts und ma Land, unter welchem Ulima sie dasjenige Land begreifen, was ihnen in Osten liege, als Pleskau, Petzur und Novogrod; und da dieses Land Rugia und Rogia in alten Zeiten genannt worden, gleichwie die Stadt Narva bei den Russen auch noch öfters die Stunde Rugigorod heiße, so sei das Ulima Rugia, oder kurz gesprochen Ulmerugien, zwischen dem Ladoga- und Peipussee, und nicht in Preußen gewesen, wie Joh. Magnus und Andere mit ihm vermeinen. Ja! es scheine, daß aus Ulmorugia der Name Holmogardia mit der Zeit geworden und einerlei sei. Hierauf führt v. Strahlenberg die von uns oben mitgetheilten Stellen von Peter Dieckmann an. Dalin[19]) benutzt beide, und von dem, was er in dieser Beziehung sagt, führen wir der Kürze halber nur Folgendes an: Im Esthnischen bedeute Uli soviel als außerhalb und Ma ein Land, sowie auch Ma in der alten schwedischen Sprache niedrig gelegenen Ort anzeige; daher Uli-Ma soviel sagen wolle, als ein Außen-Land, das man auch im Schwedischen Hulma oder Holma nenne. Dieses ulmerugische oder holm-gårdische Reich habe Aldeigeoder Ladoga-Burg zu seiner Hauptstadt gehabt. Zwar sagt Nestor[20]): Und es wurden von den Niemtzen drei Brüder mit ihren Familien gewählt. Diese nahmen ein zahlreiches Gefolge mit sich und kamen zuerst zu den Slaven, i srubisca gorod Ladogu, und legten die Festung Ladoga an. Der älteste, Rurik, setzte sich in Ladoga, der zweite, Sineus, [illegible] Bielosero[21]), und der dritte, Truwor, in Isborsk[22]). Aber Rurik blieb nicht in Ladoga, sondern [illegible] nach zwei Jahren, als Sineus ebenfalls [illegible] Sineus und sein Bruder Truwor gestorben, übernahm Rurik die ganze Gewalt der beiden Brüder über ganz Rußland ganz allein, und fing allein zu regieren an, und er [illegible] an den Ilmen-See, legte eine Festung (Gorod) an dem Wolchow, und nannte sie Nowgorod und [illegible] Land. Nun kommt zwar Holmgardr (d. h. Nowgorod) als die Hauptstadt eines Reiches vor, aber nicht Aldeigiaborg (Gorod Ladoga). Schöning[23]) möchte glauben, daß die in den Schriften der Alten gefeierte, befestigte Stadt Aldeigioborg ihren Namen von dem See Ladoga habe, aber nicht Ladoga am Ausflusse des Wolchow in den Ladogasee, sondern auf der Insel Oreschka, an der Stelle, wo jetzt die kleine, aber starke Festung Nöteborg oder Oreschka, jetzt unter dem Namen Schlüsselburg am bekanntesten, an der Mündung des Sees Ladoga, da wo die Newa herausfließt, gelegen habe. Jedoch ist diese Annahme nicht nöthig. Konnte man zu Schiffe die Newa hinauf bis nach Nöteburg, so konnte man dann auf dem Ladogasee weiter bis zu der Mündung des Flusses Wolchow und diesen hinauf bis zu der Stelle kommen, wo der kleine Fluß Ladoga oder Ladoschka in den Fluß Wolchow fällt, und wo Gorod Ladoga (Borg Aldeigia), jetzt Stara Ladoga (Alt-Ladoga), lag. Schöning macht obige Bemerkung zu Snorri Sturluson (Saga af Olafi Tryggwasyni Cap. 97): *Hernadr Eiriks i Austrveg* (Heerung Eirik's in der Ostgegend). Jarl Eirik (welcher im Sommer auf Heerung gewesen war) segelte im Herbste zurück nach Swithiodh (Schweden), und war dort den andern Winter; aber im Frühlinge bereitete er sein Heer und segelte hierauf nach Austrwegr (in die Ostgegend, i Austrweg). Aber als er in das Reich des Königs Waldimar kam, fing er an zu heeren und das Menschenvolk zu erschlagen, und Alles dort, wo er zog, zu verbrennen; er kam nach Aldeigioborg und setzte (lagerte) sich darum, bis dahin, daß er die befestigte Stadt (borgina)[24]) gewann (einnahm). Dort erschlug er vieles Volk und zerbrach und verbrannte die ganze befestigte Stadt (borgina alla), und hierauf zog er weit durch Gardhariki. Zum Belege führt hierauf Snorri eine Strophe aus der Bandrápa an, aus welcher wir bemerken, Jarl Eirik sei gegangen eydha Waldamars land (zu veröden Woldemar's Land), thá brannt Aldeigjo (Aldeigju, Nominativ Al-[illegible]

18) Helmold. Chron. Slavor. p. 1. 19) Geschichte des Reichs Schweden; aus dem Schwedischen übersetzt durch J. Benzelstierna und J. C. Dähnert. 1. Th. S. 227. 20) Bei Schlözer. 2. Th. S. 189. 21) Bielosero, jetzt eine beträchtliche Stadt von 500 Häusern und 18 Kirchen, gelegen nordöstlich von Nowgorod, an dem südlichen Ufer des Bielo Osero (des weißen Sees), da wo die Schekßna aus ihm herausströmt. 22) Isborsk, südwestlich von Nowgorod, 26 Werste von Pleskow, an einem Flüs-[illegible] chen Slavenskije Klinozi, die slavonischen Quellen genannt. Der Name Isborsk (Isborsk) würde, bemerkt Schlözer (zu Nestor 2. Th. S. 191) weiter, ursprünglich [illegible], also [illegible] gewesen zu sein, von einem dortigen Flusse Issa; dann hätten es erst die Waräger angelegt.

23) Große Ausgabe der Heimskringla T. I. p. 29[illegible]. T. II. p. 137 findet sich die richtig anfangende, aber irrig endende Bemerkung: Nomen veterum Aldeia absque dubio [illegible] est, ut [illegible] [illegible] et ideirco [illegible] in: [illegible] fuerit loco, in quo postea sita fuit, urbs et castellum *Noteborg*. Diese Anmerkung Schöning's ist auch in die Scripta Historica Islandorum übergegangen; aber Noteburg, Nöteburg, lag nicht, wo Ladoga sich befand, sondern auf der Insel Orchowoi Ostrow in dem Newastrome. 24) Die große Olafs Saga Tryggwasonar Cap. 243 in den Fornmanna Sögur p. 260 hat für borgina stadhinn (die Stadt), kurz darauf jedoch auch ebenfalls borg.

deig ja)" (Ingegerd gab Aldeiga, komme austr i Gardha medh hellodhi; da kam nach Osten nach Gardhar mit den Hallern 29) (Stadtbesitzern] wird dichterisch für angesehene Männer überhaupt gebraucht). Snorri Sturluson sagt in der Olafs Saga Helga Cap. 85: Im Frühlinge nachher kamen nach Swithiodh (Schweden) Gesandte des Königs Jarisleif's von Osten aus Holmgard u. s. w. (austan or Hólmgardhi u. s. w.). König Olaf sagt zu seiner Tochter Ingigerdhr, daß es sein Wille sei, daß sie dem Könige Jarisleif verheirathet werde. Sie sagt: Wenn ich soll dem Könige Jarisleif verheirathet werden, da will ich haben zu meiner Ingift (Ingiöf [illegible], d. h. als das, was mir der Bräutigam geben muß) Aldeigjoborg und das Jarlsreich (Jarlsriki), das dazu gehört (er thar liggr til). Und die Gesandten, die Gardhischen (sendimenn Ulhir Gerskó), bejahten (bewilligten) dieses von der Hand (im Namen) ihres Königs (in der Bearbeitung der Olafs Saga Helga als Einzelschrift: af hendi Gardha konûngs, des Königs von Gardhar). Da sprach Ingigerdhr: Wenn ich ziehen soll nach Osten nach Gardharíki (austr i Gardhariki), da will ich kiesen (wählen) einen Mann aus Schwedenreich (or Swiawelldi, in der Olafs Saga Helga als Einzelschrift or Swiariki), der mir am passendsten deucht, mit mir zu reisen. Sie wählt den Jarl Rögnwaldr Ulfsson, ihren Blutsfreund. Weiter unten erzählt Snorri Sturluson: Sie fuhren alle zusammen im Sommer nach Osten nach Gardharíki (austr i Gardhariki). Da verheirathete sich Ingigerdhr dem Könige Jarisleif, und ihre Söhne waren Waldamarr, Wissiwaldr und Holti hinn Frackni. Die Königin Ingigerdhr gab dem Jarl Rögnwaldr Aldeigjoborg ok thess Jarls riki er thar fylgdhi, Aldeigjoborg und des Jarls Reich, der dahin gehörte, nach der Peringskiöld'schen Ausgabe: und das Jarlsreich (thar jarlsriki), das dazu gehörte. Jarl Rögnwaldr war lange dort und ward ein angesehener (oder berühmter, nämlich ágaetr) Mann. Die Söhne des Jarls Rögnwaldr und Ingibiörg's waren Jarl Ulfr und Jarl Eilifr. Aldeigjoborg als Jarlsreich ist auch in die fabelhafte Herwarar Saga ok Heidhreks Saga Konûngs übergegangen, nämlich Cap. 5: Der Jarl herrschte über Aldeigjoborg, der Bjartmar hieß; er war ein sehr mächtiger Mann und großer Schlachtenmann (Kriegsheld); der Jarl war ein großer Freund der Arngrimssöhne, und sie hatten dort stets Friedland. Dem Verfasser des fabelhaften Thâttr Eymundar ok Olafs konûngs in der späteren Bearbeitung der Olafs Saga Helga als Einzelschrift ist Cap. 11.[30]) Rögnwaldr als Jarl in Aldeigjoborg nicht unbekannt; denn er läßt, nachdem er die Streitigkeiten erzählt, welche zwischen den Königen Burisleifr und Jarisleifr entstanden und die der fabelhafte König Eymundr beigelegt, die Königin Ingigerdhr sagen: Jarl Rögnwaldr soll Aldeigjoborg haben, nach dem, wie er es früher gehabt, und weiter unten: Rögnwaldr Ulfsson war Jarl über Aldeigjoborg; er und die Königin Ingigerdhr waren Geschwisterkinder. Er war ein großer Häuptling und war schatzungspflichtig (tributpflichtig, skattgildr) unter den König Jarisleifr, und ward alt. Und da, als der heilige Olaf Haraldsson in Gardharíki war, da war er bei Rögnwaldr Ulfsson u. s. w. In der Olafs Saga Helga als Einzelschrift ohne den Thâttr Eymundar ok Olafs konûngs wird (Cap. 88) zwar nicht gesagt, daß Ingigerdhr dem Jarl Rögnwaldr Aldeigjoborg und das dazu gehörige Jarlsreich gegeben, sondern es heißt blos: dann reisten sie hierauf alle zusammen nach Osten nach Gardharíki (austr i Gardhariki), dort war Jarl Rögnwaldr lange Zeit seitdem und deuchte ein angesehener Mann. Seine Söhne waren Ulfr und Jarl Eilifr. Auch ist die vorhergehende Foderung der Ingigerdhr anders gestellt, als in der Olafs Saga Helga in der Heimskringla, nämlich: Wenn ich soll dem Könige Jarisleifr verheirathet werden, da will ich haben zu meiner Ingift Aldeigjoborg und das Reich, das dazu liegt (gehört); ich will auch da herrschen über das Reich, das dazu liegt (gehört), sowie mirs gefällt, und den darüber setzen, den ich will. In der Stelle: Aldeigjoborg, ok that riki er thar liggr til, hat für thar riki nur die in der königlichen Bibliothek zu Stockholm befindliche Kalbslederhandschrift, welche Konûngsbók af Bergi genannt wird, und die dem Range nach erst für die neunte Handschrift gilt, mit Snorri Sturluson that jarlsriki. Man kann entweder annehmen, daß letztere Lesart die frühere war und man später blos riki gesetzt, um die Foderung der Ingigerdhr großartiger zu machen, indem sie ein Reich, nicht blos ein Jarlsreich, fodert, oder hatte Snorri Sturluson in seiner Quelle schon blos riki vor sich und setzte er jarlsriki dafür, so that er es nach seiner Weise, Alles so wahrscheinlich als möglich zu gestalten. Wahrscheinlich war Aldeigjoborg gar kein Jarlsreich; sondern der Jarl Rögnwaldr von Westr-Gautland brachte den Jarlstitel mit dahin, und da Ingigerdhr ihn über ihr Leibgedinge Aldeigjoborg, nebst dessen Gebiete, setzte, so mußte dieses, da Rögnwaldr Jarl betitelt war, Aldeigjoborg mit seinem Gebiete leicht als ein Jarlsreich aufgefaßt werden. Um Ingigerdhr's Macht gewaltiger darzustellen, als sie war, setzte man später in die Bearbeitung der Olafs Saga als Einzelschrift für Jarlsriki Riki ohne Zusatz. Daß Jarl Rögnwaldr in Gardharíki den Jarlstitel fortführen und Jarlsrecht behalten durfte, bedung sich Ingigerdhr ausdrücklich aus. Es findet sich nämlich sowol bei Snorri Sturluson, als in der Olafs Saga Helga als Einzelschrift, die Bedingung der Ingigerdhr: Wenn ich soll fahren (reisen, ziehen) nach Osten nach Gardharíki, da will ich kiesen einen Mann aus Schweden, der mir am passendsten dazu deucht, zu fahren (reisen, ziehen) mit mir. Auch will ich das bedingen, daß er im Osten dort nicht geringeren Titel (eigi minni nafnbot, nicht mindere Namensbesserung) habe, als hier, in keiner Statt (in keinem Stücke) schlechteres Recht, oder mindere Würde (metordh), als er hier in Schweden hat. Dieses bewilligte der König und ebenso das Nämliche auch die Gesandten. Die Verfasser fabelhafter Sögur haben sich mit Aldeigjoburg als Hauptstadt eines Jarlsreiches nicht be-

29) s. Ferd. Wachter, Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla). 1. Bd. S. 211. 30) In Fornmanna-Sögur 5. Bd. S. 297.

[illegible], [illegible] zur [illegible] eines Königreichs gemacht. So z. B. nach der Gaungu-Hrolfs-Saga. Hier heißt es Cap. 131, daß Wilhjalmr und Hrolfr durch Svîthjódh und von da nach Gardhariki (til Gardharikis)[27]) gereist seien, und weiter unten: komu til Aldeigjuborgar; sat Eirekr konungr i borginni, kamen nach Aldeigjuborg; es saß König Eirikr in der befestigten Stadt. Weiter unten, wo von Hrolf's Heerfahrt gegen den König Eirikr die Rede ist, wird gesagt Cap. 28: their komu i Gardhariki; lögdhu their uppi âna Dynu, sie kamen nach Gardhariki; sie legten hinauf in den Fluß Dyna. Diese zuletzt genannte Saga hebt an: So beginnt es mit dieser Erzählung, daß Hreggwidhr ein König genannt wird; er hatte zu beherrschen Hólmgardhariki, das ein Theil der Menschen Gardhariki nenne (hann âtti at radha fyrir Hólmgardhariki, er sumir menn Gardhariki). So nach der in den Fornaldar-Sögur Nordhrlanda zu Grunde gelegten Pergamenthandschrift Nr. 152, Gardhariki auch nach der Pergamenthandschrift Nr. 5891 und der Papierhandschrift Nr. 592, welche im Range die dritte und vierte Stelle einnehmen, dagegen besser die als den zweiten Rang einnehmend aufgestellte Pergamenthandschrift Nr. 2845 Hólmgardhi (Accusativ von Hólmgardhir, Form der Mehrzahl, wofür die gewöhnlichere Form Hólmgardhar ist). Hólmgardhar, Hólmgardhir, als Bezeichnung eines Reichs deutlicher durch Hólmgardha-riki (Reich von Hólmgardhar, Hólmgardhir) ausgedrückt, hat nämlich einen engeren Begriff als Gardhariki. Sowie es z. B. ebendaselbst kurz darauf von Ingigerdhr, der Tochter des Königs Hreggwidhr, heißt: Sie war aller Weiber schönste und gebildeteste (kurteisust), die in ganz Gardhariki waren (er i woru öllu Gardhariki). Weiter unten wird angegeben: König Hreggwidhr war sehr bei Alter in der Zeit. So wird gesagt, da, als er, der König, in jungem Alter war, lag er sehr auf Heerung (Raubfahrt), und er hatte unter sich gelegt (das Land) um den Fluß Dyna, der durch Gardhariki fällt (fließt) (um âna Dynu, er fellr um Gardhariki), und heerte von da (thadhan) in Austriki[28]) (der Ostgegend) auf (wider) verschiedene Völker, damit [illegible] (tekinga) so wenig geschehen (sitenit) Kostbarkeiten; dieser Fluß [illegible] dritte oder vierte größte in der Welt (altenai â er [illegible] thridhja [illegible] i heiminum). Es bleibt zweifelhaft, ob er unter der Dyna die Dwina, auf welche die angegebene Größe noch besser passe, oder die freilich auch bedeutende, besonders an ihrem Ausflusse breite Düna meint. In jenem Falle, wenn er die Dwina damit meint, sind unter Austriki die Länder, die im Osten von der Dwina liegen, zu verstehen. Austriki wird aber anderwärts für Austwegr gebraucht, und damit wird besonders Ehst-, Liv- und Kurland gemeint. Man könnte annehmen, daß sich wahrscheinlich der Verfasser der Gaungu-Hrólfs Saga der Verschmelzung der Dwina und der Düna zu einem Flusse schuldig mache; denn Cap. 28 läßt er den Mönch Mönbull zu Hrólfr sagen: Nirgends sollen wir an das Land legen, noch einige Weile haben, bevor wir nach Gardhariki (til Gardharikis) kommen; wir sollen nur die Segel winden, weil günstiger Wind nicht mangeln wird, und nach Cap. 29: Fuhren Hrolfr und die mit ihm aus Jötland (Jütland) und nach Gardhariki (ur Jötlandi ok i Gardhariki). Aber man muß hierbei erwägen, daß der Zwerg Mönbull jenes als ein Zaubermächtiger sagt. Auch geht Alles gut, bis ein zaubermächtigeres Wesen mittels Widerwindes und in Gestalt eines großen Roßwals[29]) sich ihnen entgegenstellt. Von diesem Standpunkte aus betrachtet kann der Verfasser der Gaungu-Hrólfs-Saga unter der Dyna die Dwina verstehen; aber zwei folgende Umstände erlauben diese Annahme nicht. Die Dwina heißt im Altnordischen Wina. So z. B. sagt Snorri Sturluson (bei Ferd. Wachter 1. Bd. S. 147): Haralldr Grafeld fuhr in einem Sommer mit seinem Heere nach Biarmaland, heerte dort und hatte große Schlacht wider die Biarmar zu Winobackl (Wina's Ufer), welches in der von Snorri Sturluson (ebendaselbst S. 148) zum Belege angeführten Strophe von Glumr Geirason gegeben ist durch â Wino bordhi, auf Wina's Ufer. In der Olafs Saga Helga Cap. 143 wird auch die Â (der Fluß) Wina als in Biarmaland liegend erwähnt. Auch bei andern Abenteuern und Heerfahrten in Biarmaland wird der Fluß Wina erwähnt. So z. B. in der Egilssaga Cap. 37 und in fabelhaften Sögur in den Fornaldar Sögur Nordhrlanda 2. Bd. S. 174. 176. 512 und 3. Bd. S. 626. 627. Biarmaland wurde aber nicht Gardhariki genannt. Es muß daher unter der Dyna der Gaungu-Hrólfs Saga die Düna, welche auch an ihrer

---

27) Auch Cap. 13 weiter oben (in den Fornaldar Sögur Nordhrlanda 3. Bd. S. 271) sagt Wilhjalmr zu Hrolfr: skaltu fylgja mér i Gardhariki, du sollst mir folgen nach Gardhariki; und Cap. 14. S. 273 heißt es von Hrolfr: sidhan hann kom i Gardhariki, seitdem er nach Gardhariki kam; Cap. 24 (S. 302): thau fóru ur Gardhariki, Hrólfr ok konûngsdottir, sie reisten aus Gardhariki, Hrolfr und die Königstochter. So kommt Gardhariki auch Cap. 24. S. 304. Cap. 25. S. 310. Cap. 27. S. 313. 314 u. 315. Cap. 28. S. 316. 317. 318. Cap. 29. S. 319. Cap. 30. S. 326. Cap. 33. S. 344. Cap. 34. S. 348. 349 vor, womit noch ebenfalls in der Gaungu-Hrólfs-Saga die Stellen Cap. 1. S. 238. 239. Cap. 3. S. 245. 246. 248. Cap. 10. S. 267. Cap. 11 ebendas. Cap. 12. S. 269, wo auch Gardhariki als Schauplatz des Erzählten aufgeführt wird, zusammenzustellen sind. 28) Schlözer (Forts. der Allgem. Welthist. 31. Th. S. 502. 503) stellt Ostragard, Ostrogard des Adam von Bremen und des Helmold und Austrland des Snorri, Oserieta des Mithridates bei *Plinius*, H. N. Lib. XXXVII. Cap. XI, 1 da, wo er die verschiedenen Meinungen über die Entstehung des Bernsteins aufführt, zusammen. Plinius sagt: Mithridates in Germaniae litoribus esse insulam vocari *Oserictam*, cedri genere silvosam; inde defluere in petras.

29) Hrosshwalr, eine Art Walfisch, ist nicht zu verwechseln mit Hwalross (Walroß, Trichecus Rosmarus *Linn.*). Über den Hrosshwalr s. *Torfaeus*, Gronlandia antiqua Cap. XII. De generibus phocarum et cetorum ex speculo regali Islandico p. 94, wo der Hrosswalr als nicht 20 Ellen lang werdend, aber dem Seefahrer sehr gefährlich beschrieben wird. Er heißt Hrosswalr wegen seiner den Roßeingeweiden ähnlichen Eingeweide, und Stökull, Stökull, Springer, wegen seines Springens; jedoch ist es keine von den kleinen Delphinarten, welche an der skandinavischen Küste norwegisch Springere, schwedisch Springare heißen; s. Pontoppidan, Natürliche Historie von Norwegen. 2. Th. (Kopenhagen 1754.) S. 232. *Nilsson*, Skandisk Fauna. 2. Uppl. p. 592. Vergl. *Biörn Haldorson*, Lex. Island.-Lat.-Dan. Vol. II. p. 341.

[illegible] denen [illegible] (Hrolfr) [illegible] mit [illegible] und [illegible] ließ [illegible] seine Drotning, heißt es, [illegible] im Ganzen 20 Schiffe, womit sie nach Gardharik [illegible]; [illegible] hierauf [illegible] den beiden [illegible] die [illegible], neben [illegible] die Güter, welche sie erlangten. Die Gongu-Hrolfs-Saga gehört zwar zu den fabelhaften Werken der Erzählung, aber man kann ihr hier nicht entgegenhalten, daß in den Geschichtswerken die Schweden, Norwegen und Dänen meistens nur in friedlichen Verhältnissen zu Gardharik standen. Es kommen auch Heerzüge durch dieselben in Gardharik vor. So z. B. der vom dem Könige Olaf dem Dicken (nachmals dem Heiligen) aus Norwegen vertriebene Jarl Sweinn, welcher sich nach Schweden zu seinem Schwiegervater, dem Schwedenkönige Olaf, begeben hatte. Er berieth sich mit ihm, und sie beschlossen, daß er den folgenden Winter sich auf dem Landwege nach Norwegen zurückbegeben solle. Doch wird auch beschlossen, zuerst den Sommer über nach Austrwegr (i Austrweg, in die Ostländer an der Ostsee) auf Heerung (i hernadh) zu ziehen und Gut sich zu erbeuten. Jarl Sweinn, fährt Snorri Sturluson in der Olafs Saga Helga Cap. 53 (in derselben als Einzelschrift Cap. 57) fort, zog mit seinem Kriegsvolke nach Osten nach Gardharik (austr i Gardhariki), heerte dort und wollte daselbst den Sommer über; aber als es Herbst ward, wandte er sich mit seinen Schiffen nach Schweden. Wie Jarl Eirikr in Gardharik geheert hatte, haben wir bereits in diesem Artikel weiter oben angeführt. Die Gongu-Hrolfs Saga hat bei den [illegible], welche sie dem Hrolfr erdichtet, andere geschichtliche Erinnerungen vor Augen. Sie erzählt weiter: Vieles Volk (in Gardharik) [illegible] ging ihnen zu Handen (unterwarf sich ihnen), und sie bekamen mit dem (dadurch) eine große Fülle Kriegsvolks, erfuhren bald, wo König Eirikr mit vieler Mannschaft war; sie legten mit den Schiffen in einen Hafen (at leggi inn). [illegible] [illegible] und ruderte [illegible] um alle Schiffe u. s. w. Weiter unten heißt es, nachdem die Schlacht wider den [illegible] erzählt ist, Cap. 30: Man [illegible] zu sehen, [illegible] von dem vorher [illegible] ist, daß [illegible] seine ganze [illegible] wider den König Eirikr. Sie finden sich nicht weit von Aldeigjuborg (skamt fra Aldeigjuborg); viele große Häuptlinge waren bei dem Könige Eirekr; einer von denen war der Jarl, der Imi hieß; er war groß und stark und wohl kriegerisch, geschlechtet (stammend) aus Gardhariki (ættadhr ur Gardhariki); bei ihm war sein Halbbruder, welcher Mondolfr hieß; er mochte (konnte) wol Troll (böses, zaubermächtiges Wesen) genannt werden aus Ursache seines Wuchses und seiner Stärke; sein Muttergeschlecht (seine Blutsverwandten von mütterlicher Seite) war von Aluborg in Jötunheimar, und dort war er aufgewachsen; er hatte als Waffe eine sechs Ellen lange Keule u. s. w. Es wird hierauf eine große Schlacht beschrieben, die den ganzen Tag über geschlagen wird, bis es so finster wird, daß nicht mehr [illegible] [illegible] [illegible], König Eirekr [illegible] [illegible], die Schlacht [illegible] die [illegible] befestigte Stadt [illegible] [illegible] Aldeigjuborg [illegible] [illegible] Nach Cap. 32 [illegible] [illegible] Grabhügel und sieht der [illegible] [illegible], [illegible] König [illegible] unten vom Hügel sitzt, sich gegen den Mond kehrt und singt. Von den drei Strophen, welche nun folgen, bemerken wir nur der letzten: Es freut sich Hreggwidhr, da Hrolfr erhält das junge Mädchen Ingigerdhr; [illegible] Hólmgardhi[30]) hilmir styra, es wird Hólmgardhr der Schirmer (König) steuern (regieren) Sturlaug's Sohn. In der Saga af Hálfdáni Eysteinssyni heißt es Cap. 2: In der Zeit herrschte über Aldeigjoborg (rédh fyrir Aldeigjuborg) der König, der Hergeir hieß, und Cap. 1: von Eysteinn, dem Sohne des Königs Thrandr von Thrandheimr in Noregr (Norwegen): Einen Sommer heerte König Eysteinn in dem Austrwegr (i Austrweginn, in der Ostgegend), und Cap. 3: König Eysteinn ist nun gekommen vor Aldeigjoborg (fyrir Aldeigjuborg) mit seinem Heere. König Hergeir hatte wenig Kriegsvolk zur Vertheidigung. König Eisteinn ging zu der befestigten Stadt (at borginni) mit seinem Kriegsvolke. König Hergeir wehrt sich tapfer; fällt aber und der größte Theil des Kriegsvolks mit ihm. König Eysteinn gibt den Übrigen Frieden. Der König ließ dann die befestigte Stadt reinigen (borginna hreinsa). Nach Cap. 4 herrscht Jarl Skuli im Norden in Aloborg; dort ist zur Pflege (at fóstri) bei ihm Ingigerdhr, die Tochter des Königs Hergeir. Cap. 5: Jarl Skuli hatte nun erfahren die Zeitungen, welche sich in Aldeigjoborg gemacht hatten, und deshalb sammelt er zu sich großes Kriegsvolk u. s. w. Cap. 10 heißt es: Das schöne Gold, so er (Halfdan) verlor in Aldeigjoborg. Cap. 17: Dasjenige Gold, das du verlorst in Aldeigjoborg. Nach Cap. 11 rüsteten Ulfkell, der im Norden in Aloborg sitzt, und sein Weib Ingigerdhr, als sie den Tod des Königs Eysteinn erfahren, ihre Fahrt, und ruhten nicht eher, als bis sie nach Aldeigjuborg (til Aldeigjuborgar) kamen. Nach Cap. 15 sagt zu dem Könige Hárekr von Bjarmaland (Permien) Ulfkell: Wenn du Ulfen[31]) willst deine Tochter verheirathen, da will ich dazu legen Alaborg und Aldeigjuborg, und alle die Reiche, die dazu folgen (gehören), denn das ist mein Eigen. Cap. 22 heißt es: Nach diesem schickte sich Halfdan von dort (von Bjarmaland) fort und heim nach Aldeigjuborg (til Aldeigjuborgar) (zu gehen). Cap. 23: Sigmundr Hlödhversson hatte damals die Landwehr (Landesvertheidigung) für Gardharik (landwörn fyrir Gardhariki), der Bruder der Königin Ingerdhr; er kam Halfdan mit großer Vielmannschaft entgegen und er ward wohl empfangen. Cap. 24 sagt Halfdan: Ich will geben dem Jarl Skuli die Königin Ingerdhr und das Reich, das sie hier in Gardharik hat. Ich habe nun in meiner Gewalt Bjarmaland und Hildigunn, die Tochter des Königs

30) Hier Ablativ der Form der Einzahl von Hólmgardhr.
31) Beigenannt hinn Illi, der Böse.

[illegible]

32) *Werlauff*, Symbol. ad geogr. medii aevi p. 12. 33) *Müller*, Observ. histor. geogr. partic. p. 10. 33) In der Olafs Saga Helga [illegible] Cap. [illegible] in den Fornmanna-Sögur 4. Bd. S. 121: [illegible] kontungr fór austr i Gardharíki, [illegible] als König Olafs reiste nach Osten nach Gardharíki, so auch Cap. 227. S. 104. Vgl. Snorri Sturluson in der Saga af Magnúsi Góda Cap. 9 in der großen Ausgabe der Heimskringla T. III. p. 10.

34) In den Fornmanna-Sögur 6. Bd. S. 18. 19. 35) In der Olafs Saga Helga als Einzelschrift Cap. [illegible] (in den Fornmanna-Sögur 5. Bd. S. 1[illegible]). 36) Vgl. Ferd. Wachter, Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla). 2. Bd. S. 17[illegible]

Hauptstadt Miklo [illegible]. So Schöning zu folgender Stelle Snorri Sturluson's [illegible]: Sigurdhr, der Bruder der Astrid Eirik's Bjodhaskalle, einer [illegible] lange aus dem Lande fortgewesen im Osten in Gardharîki (austr î Gardharîki) bei dem Könige Waldimar. Sigurdhr genoss dort große Achtung (von dem Könige von Gardhar, nämlich af Gardhakonungi), wie die Oddische Olafs Saga Tryggwasonar Cap. 4 bemerkt. Sie braucht auch hier bei den Dichtern gewöhnliche Namensform Gardhar [illegible], indem sie bemerkt: Als Olafr (Tryggwason) nun drei [illegible] zwei Winter gewesen waren bei Hakon Jarl [illegible], da bereitete er die Fahrt (Reise) derselben prächtig und gibt sie (Olafr und seine Mutter) in die Hände Kaufleuten, welche zu reisen gedachten nach Gardhar im Osten (î Gardhar[37]), austr; Cap. 5 [illegible] î Gardhum, dieser Knabe wuchs auf in Gardhar. Kurz darauf heißt es: Er habe vielerlei Ruhmeswerke in Gardharîki gethan. Unter anderem wird gesagt: Er gewann die befestigten Städte (Borgir) und Burgen [illegible] wieder, die vorher gelegen hatten unter der Herrschaft des Königs von Gardhar (undir riki Gardhakonungs); und viele ausländische Völker (thiódhir útlendar) unterjochte er unter die Herrschaft des Waldamar's (undir riki Waldamars konungs). Weiter unten wird bemerkt, daß er (Olafr) nach einem großen Siege kehrte heim nach Gardhar (heim til Gardha[38]). Cap. 6 heißt es: Er zog (weit) durch Austrwegr (die Ostgegend), [illegible] Kurland [illegible] u. s. w.; [illegible] als er heim nach Gardhar kehren (wollte), kommt ein Widerwind, und Olafr wendet sich nach Windland (Wendenland), und legte seine Schiffe in den Hafen. Die große Olafs Saga Tryggwasonar Cap. 58 (S. 98) braucht zwar auch Gardhar, nämlich [illegible] Gardhum, hielt (lenkte) Olafr das erste Mal mit den Kriegsschiffen aus Gardhar, und bediente sich ebendaselbst (nämlich Cap. 58, S. 100) an zwei andern Stellen des Ausdrucks Gardhar, jedoch braucht der Verfasser an andern Stellen (Cap. 58), ungeachtet er [illegible] die Oddischen Olafs Saga Tryggwasonar bearbeitet hat, Snorri Sturluson, dessen Darstellung er in andern Partien der Olafs Saga Tryggwasonar einwebt, auch hier in Beziehung auf die Ausdrücke Gardharîki und Hólmgardhr als Vorbild nehmend, für Gardhar das deutlichere Hólmgardhr, nämlich: kom hann aptr til Hólmgardhs [illegible], er kam zurück nach Hólmgardhr im Herbst, und kurz darauf: Der Verlauf war kurze Zeit, so daß Olafr [illegible] war in den Gemeinden und Gardharîki mit Muth und Tapferkeit, wider die Wikinger (Seeräuber), welche es angriffen, vertheidigte, aber (und) gewann (brachte) unter den König Waldamar viele befestigte Städte (borgir) und Bezirke (hêrudh) in Austrwegr (der Ostgegend, d. h. in den an der Ostsee gelegenen Ländern). Er war am öftersten in den Wintern in Hólmgardhr bei ehrenvoller Behandlung von dem Könige und zärtlicher Liebe von der Königin. Hier braucht also der Verfasser der großen Olafs Saga Tryggwasonar Hólmgardhr als Stadt, und zwar als Hauptstadt. Wenn er oben bemerkt: Der König sagt, daß das viele und große Reiche wären, die [illegible] unter Hólmgardhr gelegen hatten (ihm unterworfen gewesen waren), so kann man hier Hólmgardhr auch zugleich in der Bedeutung von Hólmgardharîki (Reich von Hólmgardhr) nehmen. Die Oddische Olafs Saga Tryggwasonar braucht Gardhar sowol für die Hauptstadt, als auch für das zu derselben gehörige Land. So auch die große Olafs Saga Tryggwasonar an der oben angeführten Stelle, wo davon die Rede ist, daß Olafr seine Heerschiffe aus Gardhar lenkte. Deshalb bemerkt Sveinbiörn Egilsson zu dieser Stelle: „*Gardhar* m. pl. Gardi, quibusdam idem quod Holmgardus, forte potius territorium vel provinciam, in qua Holmgardus situs fuit, quae ad Balticum mare pertinuisse videtur.“ Da jedoch die Oddische Olafs Saga Tryggwasonar Hólmgardhr gar nicht braucht, so muß man annehmen, daß sie Gardhar nicht blos um das Land, sondern auch um die Hauptstadt zu bezeichnen, nahm. Mit ihr braucht die große Olafs Saga Tryggwasonar Cap. 58 in Beziehung auf Waldamar Gardhakonungr, Gardhar's König, König von Gardhar. Unabhängig von der Oddischen Olafs Saga Tryggwasonar und von dem Geschichtswerke Snorri Sturluson's, bemerkt der beide Werke verarbeitende Verfasser der großen Olafs Saga Tryggwasonar, welche Cap. 57 bereits gesagt hat: war Olafr thar upp i Gardharîki, es wuchs Olafr dort auf in Gardharîki, noch ein Mal Cap. 58: Dessen wird gedacht in der Rekstefia, die auf Olaf Tryggwason verfaßt ist, daß er aufgezogen ward in Gardhar (î Gardhum); der prächtig milde (freigebige) Wächter (Vertheidiger) meines Landes wird da aufgezogen in Gardhar ([illegible] î Gardhum) u. s. w. Hierauf bereitete Olafr seine Schiffe und Kriegsvolk und lenkte von Osten her aus Gardhar in (das) Eystrasalt (hélt austan ór Gardhum î Eystrasalt, in die Ostsee). Die Oddische Olafs Saga Tryggwasonar gibt Cap. 5 an: In der Zeit waren in Gardharîki viele Spámenn (Weissagemänner); sie wußten vorher viele Dinge. Danach die große Olafs Saga Tryggwasonar Cap. 57, mit der Überschrift: Spásögur thærra î Gardharîki um Olaf Tryggwason, Weissagungen derer in Gardharîki über Olaf Tryggwason: In der Zeit, als Olafr nach (î) Gardharîki kam, waren in Hólmgardhr (î Hólmgardhi) viele solche Männer, welche vorher weissagten (fyrir sögdhu) viele ungewordene Dinge. In Beziehung auf ihre Weissagungen in Betreff Olaf's heißt es kurz danach: Daß das helle Licht, welches über ihm schien, über ganz Gardharîki (um alt Gardharîki) und weit über die Osthälfte der Welt verbreitet worden, und weiter unten: Daß dieser Knabe von so hocherhabener Glücklichkeit sei, daß er große Ehre Gardharîki gewinnen (bringen) würde. Die Oddische Ol. S. Tryggw. beginnt Cap. 5: Und nun in der Zeit regierte Waldamar über Gardharîki; er hatte die Königin, welche Allogia hieß, und (sie) die klügste der Weiber; und weiter unten wird noch ein Mal gesagt, daß die Königin Allogia aller Weiber klügste war.

37) Und auch Snorri Sturluson die große Olafs Saga Tryggwasonar Cap. 46 in den Fornmanna-Sögur 1. Bd. S. 77. 38) Accusativ der Form der Mehrzahl von Gardhar. 39) Genitiv der Form der Mehrzahl von Gardhar.

Aus der Oddischen Ol. S. Tryggw. Cap. 46 ist auch in die große Ol. S. Tryggw. die kluge und gutthätige Allogia als Gemahlin des über Gardhariki herrschenden Waldemar aufgenommen worden. Snorri Sturluson erwähnt die Königin Allogia auch, sagt jedoch nicht ausdrücklich, daß sie des Königs Waldimar's Frau war. Dieses wäre auch ganz unstatthaft, da die berühmte Olga, welche doch aller Wahrscheinlichkeit nach als Allogia in den genannten Sögur aufgeführt wird, nicht Wladimir's, sondern Igor's Gemahlin, und Mutter Swiatoslaw's, des Vaters des Wladimir's, war. Wladimir's Regierungsantritt in Nowgorod hatte jedoch kurz nach Olga's Tode statt, und ihre Enkel beweinten nach Nestor zum J. 969 ihren Tod. Zu dem folgenden Jahre (970) erzählt er: Die Nowgorodtsi (Nowgoroder) sagten zu Swiatoslaw: gib uns Wolodimir'n. Der Großfürst sagte es ihnen zu. Nun nahmen die Nowgorodtsi Wolodimir'n zu sich. Wolodomir ging mit Dobrynia, seinem Mutterbruder [40]), nach Nowugorod, dem Hólmgardhr der Nordmannen. Snorri Sturluson sagt in der Ol. S. Tryggw. [41]): Sigurdhr Eiriksson kam nach Eistland (Ehstland) in Sendefahrt (Gesandtschaftsreise) des Königs Walldimar von Hólmgardhr (Walldimars konúngs af Hólmgardhi), und sollte dort heischen im Lande die Schatzungen des Königs (Tribute). Sigurdhr kaufte beide Knaben Olafr und Thorgils, und hatte (nahm sie) mit sich nach Hólmgardhr (til Hólmgardhs). Cap. 7 [42]) erzählt Snorri, daß Olafr Tryggwáson, eines Tages auf dem Markte sich befindend, Klerkon, der seinen Pfleger (Erzieher, Fóstri) erschlagen hat, mit einer kleinen Art des Lebens beraubt. Olafr läuft hierauf sogleich heim zur Herberge und sagt es seinem Blutsfreunde Sigurdhr. Dieser ließ Olaf'en sogleich in die Herberge der Königin kommen und sagt ihr die Zeitungen (das Geschehene); sie hieß Allogia. Sie läßt, um den schönen Knaben zu schützen, ihre Mannen bewaffnet zu sich kommen. In Hólmgardhr [43]) (í Hólmgardhi) war so große Friedheiligung (fridh-helgi, Heiligkeit des Friedens), daß das Gesetze waren, jeden zu erschlagen, der einen unverurtheilten Menschen erschlug. Alles Volk rennt nach deren Sitte und Gesetzen und sucht den Knaben. Da ward gesagt, daß er war im Hofe oder im Gewahrsam der Königin (nämlich í gardhi drottnìngar). Der König geht mit seinem Kriegsvolke hinzu, will aber nicht, daß sie sich schlagen. Es kommt zu Frieden und Vergleich. Der König erkennt Bußen zu. Die Königin gibt die Strafgelder her, und Olafr ist seitdem bei der Königin. Das waren Gesetze in Gardhariki [44]), daß dort nicht sein sollten königgeborene Männer, außer nach des Königs Rathschlusse. Auf Verwenden der Königin nimmt der König Olaf'en in seine Gewalt und hält ihn so prächtig, sowie einem Königssohne geziemte, gehalten zu werden. Olafr war neun Winter, als er nach Gardhariki (í Gardhariki) kam, aber (und) verweilte dort noch andere neun Winter. Snorri Sturluson hat Cap. 21: Ferdh Olafs Tryggwasonar or Gördhom, Fahrt Olaf's Tryggwáson's aus Gardhar: Olafr Tryggwason war diese ganze Zeit in Gardhariki und hatte dort die größte Hochschätzung von dem Könige Walldimar und Liebe von der Königin. König Walldimar setzte ihn als Häuptling über das Heervolk, das er dazu sandte, das Land zu vertheidigen. So sagt Hallarstein:

> Zwölf war Winter an Alter
> Als des Feuers des Bogensitze Hasser [45])
> Der Starke, da, als er Heerschiff aus Gardhar
> Glänzend glättete der Freund der Hördhar u. s. w. [46])

herskip glaesti or Gördom heißt, die Kriegsschiffe glänzend ausrüstete und aus Gardhar führte. Die beiden zuletzt angeführten Zeilen finden sich auch bei Arnor Jarlaskâld bei Snorri Sturluson in der Saga af Magnûsi Godha Cap. 1 und auch die beiden ersten, aber diese nicht wörtlich, sondern variirt. Snorri Sturluson erzählt nun, daß Olafr einige Schlachten gehabt, und schildert hierauf die Eifersucht des Königs Walldimar auf Olaf's Macht, wobei die von uns in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. 3. Sect. 8. Th. S. 261 mitgetheilte Stelle vorkommt, daß die Königin die Hälfte der Hirdh (Leibwache) gehabt und unterhalten. Olafr entschließt sich, in die Nordlande zu ziehen, und nimmt von der Königin Abschied. Hierauf beginnt Olafr seine Fahrt und ging auf die Schiffe, und hielt so hinaus in (das) Eystra-salt (die Ostsee). So sagt Marcus Skeggiason (oder nach anderer Angabe Hallarstein) in der Rekstefia: Sogleich rannten sodann alle Schnecken- [47]) Borde aus Gardhar [48]) u. s. w. [49]). Cap. 22 führt Snorri Sturluson eine Strophe von Hallfredhr Wandrádha-Skalld an, in der es heißt: Der Herrscher ließ zu Holm [50]) die harten Leichnam-Schädiger [51]) mit Blute röthen, und ostwärts in Gardhar [52]). Snorri Sturluson sagt Cap. 33 [53]): Aber seitdem er aus Gardhariki zog, hatte er nicht mehr von seinem Namen, als daß er sich Ali nannte, und sagte, daß er Gerzr (ein Gardhischer, Gardicus) sei; und Cap. 51 [54]): Ihm (nämlich dem Jarl Hakon) ward gesagt, at Áli [55]) kalladhiz Gerscr at aett [56]). Diese Stelle hat auch die große Ol. S. Tryggw. Cap. 93, und führt hier und Cap. 94 ihn

---

40) Wolodimir (Wladimir) war ein Sohn der Malusche, einer Schwester des Dobrynia, und Malusche die Beischläferin der Olga. 41) Und nach Snorri Sturluson in der großen Olafs Saga Tryggwasonar Cap. 46 in den Fornmanna-Sögur 1. Bd. S. 78. 42) Nach Snorri Sturluson dieselbe Cap. 47 ebendas. S. 80. 43) s. Snorri Sturluson's Weltkreis, übersetzt von Ferd. Wachter. 2. Bd. S. 173. 174. 44) s. ebendas. S. 175.

45) Der Hasser oder Beschädiger des Feuers des Bogensitzes, d. h. des die Hand schmückenden Goldes ist der Freigebige, der den Goldschmuck bricht und vertheilt; s. das Nähere bei Ferd. Wachter, Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla) 1. Bd. S. 211, wo auch hati erklärt ist. 46) s. das Weitere ebendas. S. 211–212. 47) Eine Art Schiffe. 48) or Gördhom. 49) s. das Weitere bei Ferd. Wachter a. a. O. S. 213. 50) Borgundharholm, jetzt Bornholm. 51) d. h. die Schwerter; s. Ferd. Wachter a. a. O. S. 217. 218. 52) í Gördhom. 53) Bei Ferd. Wachter a. a. O. S. 239. 54) Bei demselben S. 278. 55) In der Beugung Ola; in der großen Olafs Saga Cap. 78. p. 101. Cap. 80. p. 127. 128. Cap. 93. p. 187. 188. Cap. 94. p. 94 lautet auch der Nominativ Oli, wogegen Snorri Sturluson und die Oddische Olafs Saga Tryggwasonar Cap. 12. p. 248. 249 Ali haben, jedoch letztere auch in der Beugung Ala (p. 249). 56) Daß Ali sich nannte einen Gardhischen von Geschlecht (von Abkunft).

als Óli enn Girzki (den Griechischen, von Gardhar) auf. Auch diese weitere Stelle hat die große Ol. S. Tryggw. Cap. 78, nur mit der Erweiterung, seitdem er das erste Mal aus Gardhariki zog; sie läßt ihn nämlich noch ein Mal nach Gardhariki sich begeben, um dieses durch Olafr Tryggwason zum christlichen Glauben bekehren zu lassen. Sie folgt dabei der Oddischen Ol. S. Tryggw., nur daß sie es weiter ausspinnt. Die Oddische sagt Cap. 10, daß Olafr, welcher im Wendenland war, mit seinen Schiffen nach Osten nach Gardhawelldi (Reich von Gardhar) gefahren sei, von da nach Griechenland, wo er sich habe taufen lassen. Dann heißt es: Und hierauf bittet er den Bischof, fara medh sèr í Rúsíam, zu fahren mit ihm nach Russia, und kurz darauf: Sidhan ferr Ólafr ibrot í Rúsíam, hierauf reiset Olafr fort und nach Russia. Der Mönch und Priester Oddr Snorrason hatte nämlich das Werk lateinisch geschrieben. Die große Olafs Saga Tryggwasonar Cap. 76 sagt in der entsprechenden Stelle, wo der Bischof mitreisen soll: at hann faeri í Gardharíki (für í Rúsíam der Oddischen), und der Bischof antwortet: at hann mundi fara í Gardharíki, daß er reisen würde nach Gardhariki, und kurz darauf: Fór Ólafr konúngr aptr í Gardha (die Oddische í Rúsíam), König Olafr reiste da (nämlich aus Griechenland) zurück nach Gardhar. Der Bearbeiter des Oddischen lateinischen Werkes in isländischer Sprache behält hier Rúsia bei, sowie er auch Cap. 9. S. 239: aetladhi hann at fara í Rúsíam, braucht an andern Stellen, und zwar am häufigsten Gardhar, auch Gardharíki und Gardhawelldi. So, nachdem erzählt ist, daß auf Betrieb König Waldimar alle seine Mannen und alles Volk den rechten Glauben angenommen und getauft worden, heißt es: Und als dieses gethan war, da beschickte Olafr seine Reise von dort, und es ging nun große Berühmtheit von Olafr, wo immer er reiste, nicht allein in Gardhawelldi, sondern auch ganz in der Nordhälfte der Welt; und da kam die Berühmtheit Olaf's bis nach Norden nach Noregswelldi (Reich von Norwegen). Die große Ol. S. Tryggw. Cap. 76[57]) sagt: Nach diesem Ereignisse (nämlich in Dänemark)[58]) hielt (lenkte) Olafr mit seinen Schiffen ostwärts nach Gardhar (austr í Gardha), empfing dort allgute Aufnahme von dem Könige Waldamar und der Königin Allogia; er war in Hólmgardhr (í Hólmgardhi) den Winter über mit seinen Mannen. Nachdem die große Ol. S. Tryggw. hierauf umständlich von Olaf's Reise nach Griechenland und Rückkehr nach Gardhariki und der Bekehrung und der Taufe des Königs Waldamar und der Königin Allogia durch den Bischof Páll (Paulus) von Griklând (Griechenland) gehandelt hat, bemerkt er: Diese Dinge), welche nun gesagt worden über die Christenthums-Verkündigung Olaf's Tryggwason's in Gardhariki (um kristniboedhan Tryggwasonar í Gardharíki) sind nicht unglaublich, deshalb weil ein berühmtes und wahrheitswissendes Buch, das immgó mandi heißt, klar sagt, daß diese Völker (thjodhir), die so heißen: Rúsci, Polavi[59]), Ungarii, gechristet wurden in den Tagen des Otto, der der dritte Kaiser mit dem Namen war. Einige Bücher sagen, daß Kaiser Otto gezogen sei mit seinem Heere nach Austrwegr (der Ostgegend an der Ostsee) und gebrochen (gezwungen) habe dort weit das Volk zum Christenthume und mit ihm Olafr Tryggwason. Cap. 77: Demnächst bereitete (und führte) König Olafr seine Schiffe und sein Kriegsvolk aus Gardhariki, er segelte zuerst nach Dänemark und von da nach Westen durch das Meer; so sagt Hallarsteinn (nach anderer Lesart: Markús Lögmadhr, in der Rekstefia):

> Senn aull sithan runnu
> Snekkju bordh or Gördhom[60]) u. s. w.

welche Strophe sich in der Peringskiöld'schen Ausgabe der Heimskringla eingeschoben und daraus auch in die große Ausgabe derselben aufgenommen findet. Das Agrip (Compendium) af Noregs konúnga sögum Cap. 14 und 15[61]) sagt in der Geschichte Olaf's Tryggwason's von Thorolfr Lúsarskegg: Und aus Swíthiódh (Schweden) wollte er reisen nach Hólmgardhr (til Hólmgardhs), und Cap. 15: Der Gesandte des Königs von Hólmgardhr (sendimadhr konúngs af Hólmgardhi), der nach Ehstland gesandt worden, die Schatzungen von dem Lande einzunehmen, habe (das Kind) nach Hólmgardhr (til Hólmgardhs) gebracht. Nachdem die Knytlinga-Saga Cap. 12[62]) die Söhne des dänischen Jarls Gudhini und der Gydha, der Schwester des Dänenkönigs Knútr Sweinsson des Mächtigen (Ríki), oder des Alten (Gamli), nämlich Haraldr Englakonúngr (König der Engler, Engländer) und Jarl Tosti, welcher Trèspjót (Holzspieß) genannt ward, Jarl Maurukári, Jarl Walthiófr und Jarl Sweinn aufgeführt hat, bemerkt sie: Von da (thadhan) ist viele Großmannschaft (mart stórmenni) gekommen in England und in Danmörk (Dänemark) und im Osten in Gardharíki (austr í Gardharíki); es sind Könige-Geschlechter (konúngaettar) in Danaríki (dem Dänenreiche). Gydha hieß die Tochter des Königs Haraldr Gudhinason (Gudhini's Sohn); sie hatte Waldamar, König í Hólmgardhr (Waldamar konúngr í Hólmgardhi); Sohn derselben (nämlich Waldamar's und Gydha's) war König Haraldr; er hatte zwei Töchter, von welchen auch weiter hernach gesagt werden soll. Dieses geschieht Cap. 88: Haraldr war König im Osten in Hólmgardhr (austr í Hólmgardhi), der Sohn des Königs Waldimar's, des Sohnes des Jarisleifr, der Sohn des Waldimar. Dieser Waldimar (Wladimir der Große) ist der, welcher in der Saga

---

57) So z. B. Cap. 16 (in den Fornmanna-Sögur 10. Bd. S. 549): und sagt (nämlich Jarl Hakon), daß er ihn (Thorir'n) senden will nach Osten nach Gardhar (austr í Gardha, Accusativ der Form der Mehrzahl von Gardhar); Cap. 22. S. 275: er hann aetladhi í Gardha, als er (Olafr) vorhatte nach Gardhar (zu reisen), und kurz darauf: aber in Gardhar im Osten (í Gördhom austr) und der Osthälfte (der Welt) sei er (Olafr) eilf Jahre gewesen. Vergl. die große Olafs Saga Cap. 105. p. 222; s. auch Cap. 93. p. 187 und Cap. 92. p. 185. 58) s. Cap. 75. S. 135, wo gesagt wird: ok aetladhi thadhan austr í Gardha, und gedachte von dort (nämlich von Dänemark) zu gehen ostwärts nach Gardhar.

59) Nach anderer Lesart Rutokolani. 60) s. Ferd. Wachter, Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla) 2. Bd. S. 213, wo sich die ganze Strophe übersetzt findet. 61) In den Fornmanna-Sögur 10. Bd. S. 391. 62) Ebendaselbst 11. Bd. S. 194.

[illegible] Olaf [illegible] [illegible] [illegible] Snorri Sturluson führt [illegible] Waldimar [illegible] ähnlich in der Saga af Magnusi [illegible] Cap. [illegible] p. 170 [illegible] von der Gydha, [illegible] Haralds Gudhinarson's [illegible] Englands Tochter, welche er in der Saga af Sigurdhi Jórsalafara Cap. 20. p. 256 und nach ihm der Ungenannte in der Bearbeitung der Saga Sigurdhar Jórsalafara Cap. 20 in den Fornmanna-Sögur 7. Bd. S. 11 durch Gamla (die Alte) bezeichnet, sagt: Sie nahm König Waldimar von Hólmgardhr (Waldimar konungr af Hólmgardhi), der Sohn des Königs Jarizleif's (welchen Snorri in der Saga af Sigurdhi Jórsalafara Cap. 20. p. 155, und nach ihm der Ungenannte in der Bearbeitung dieser Saga Cap. 23 in den Fornmanna-Sögur 7. Bd. S. 111 bei dieser Gelegenheit durch Gamli [der Alte] bezeichnet) und der Königin Ingigerdhr, die Tochter des schwedischen Königs Olaf, war. Der Urenkel des ersten Waldimar, Haraldr, König in Hólmgardhr, der Sohn Waldimar's II. und Gydha's, der Tochter des englischen Königs Haraldr Gudhinarson, hatte von Kristina, der Tochter des Schwedenkönigs Ingi Steinkelsson, zwei Töchter, Málmfridhr, welche König Sigurdhr Jórsalafari (Jerusalemsfahrer) zur Frau hatte, und Ingibiörg. Widhgautr stammte nach der Knytlinga-Saga Cap. 87 von Samland[63]), ein Heide, war ein Kaufmann und großreich. Er segelte häufig Kauffahrten nach Austrwegr (der Ostgegend). Als er einen Sommer von Osten her bei Kurland segelt, wird er von Kuren auf Heerschiffen angegriffen. Er sucht heim nach Samland zu kommen; aber die Kuren segeln ihm nach und kommen zwischen Samland und ihm. Er segelt daher von Osten her nach Dänemark nach Heidhabær (jetzt Haddeby bei der Stadt Schleswig) zu dem Herzoge Knútr Lávardhr. Als er bei ihm einen Winter gewesen ist, bittet ihn, wie die Knytlinga-Saga Cap. 88 erzählt, der Herzog, eine Gesandtschaftsreise für ihn zu thun, nach Osten nach Hólmgardhr (til Hólmgardhs), und für ihn um Ingibiörg, die Tochter des Königs Harald, zu bitten. Weiter unten heißt es: Widhgautr segelt nun fort mit seiner Reisegesellschaft, und ruhte nicht eher, als bis er kommt nach Osten nach Hólmgardhr zur Besprechung mit dem Könige Haraldr (austr í Hólmgardh á fund Haraldr konungs); und endlich König Haraldr sandte Ingibiörg, seine Tochter, von Osten her aus Hólmgardhr (austan ór Hólmgardhi) zur benannten Stunde mit seiner Reisegesellschaft. Cap. 93 ebenfalls der Knytlinga-Saga wird erzählt: Als der heilige Knútr Lávardhr fiel, war Ingibiörg, sein Weib, bei Kinde (schwanger); sie war den Winter im Osten in Gardharíki (austr í Gardharíki) bei dem Könige Haraldr, ihrem Vater; sie gebar ein Knabenkind und der Knabe hieß Waldimar u. s. w., und kurz darauf: Er wuchs auf im Osten in Gardharíki (austr í Gardharíki) bei den Blutsfreunden seiner Mutter, so lang er in der Kindheit war u. s. w. Snorri Sturluson in der Saga af Sigurdhi Jórsalafara Cap. [illegible] und nach ihm der Ungenannte in der Bearbeitung dieser Saga [illegible] berichten: König Sigurdhr nahm Málmfridhr, die Tochter des Königs Haraldr Waldimarsson, von Osten her aus Hólmgardhr (austan ór Hólmgardhi) u. s. w. Von ihr redet der Snorri Sturluson auch in der Saga af Magnusi Erlingssyni Cap. [illegible] und darnach der Ungenannte in der Saga Hákonar Herdhibreidha Cap. [illegible] Málmfridhr und Ingibiörg bezeichnet [illegible] als Haralds konungs [illegible] Tochter, des Königs Harald, auch Gardhar von Osten her [illegible] Haraldr Waldimarsson spielt in Beziehung auf Gardharíki der berühmte Haraldr Sigurdharson, mit dem Beinamen Hardhrádhi (Hartherrscher), eine große Rolle. Er war dieser Haraldr der Sohn Sigurdh's Syr's (Sauschwein). Snorri Sturluson sagt in der Olafs Saga Helga Cap. 245[64]): Haraldr Sigurdharson war damals (im J. 1030) funfzehn Winter alt, als König Olaf (der Heilige) fiel. Haraldr fand Rögnwaldr Brusason in Jamtaland, und sie reisten beide zusammen nach Osten nach Gardharíki (austr í Gardharíki) zu dem Könige Jarizleifr, sowie gesagt wird in der Saga Haralds Sigurdharsonar. Dieses geschieht auch in der Saga af Haraldi Hardhrádha Cap. 2[65]), wo Snorri Sturluson von Haraldr und Rögnwaldr sagt: Und reisten in dem Sommer nach Osten nach Gardharíki (austr í Gardharíki) zu dem Könige Jarizleifr (á fund Jarizleifs konungs), und waren dort den Winter über. Er sagt der Skalde Bölwerkr in der Drapa, die er verfaßte auf den König Haraldr, und in der Strophe, welche er zunächst danach anführt, sagt der Dichter, daß der tapfere König die nächsten Jahre im Osten (austr í Gördhum) war. Ferner bemerkt etwas weiter unten Snorri Sturluson: Dessen gedenkt Thiodolfr Jarlaskáld, daß Rögnwaldr Brusason lange Landwehrmann (d. h. Anführer der an den Grenzen zur Vertheidigung des Landes gegen feindliche Einfälle aufgestellten Kriegsmacht) in Gardharíki (landvarnarmadhr í Gardharíki) war, und hatte dort viele Schlachten. Die Strophe besagt, daß er zehn Gewitter des Schwertes (Schlachten) in Gardhar (í Gördhum) gehalten. Haraldr weilte in Gardharíki einige Winter und zog weit durch Austrwegr (die Länder an der Ostsee). Hierauf begann er seine Fahrt[70]) hinaus nach Griechenland und hatte großes Gefolge an Männern; dann hielt (lenkte) er nach Miklagardhr (Constantinopel). Er bereicherte sich durch eine Raubfahrt in Afrika. Auf den Gegenstand dieses Artikels sich beziehend, sagt Snorri

63) Die verschiedenen Meinungen, was unter Samland zu verstehen, s. einstweilen bei N. M. Petersen, Geografisk Register zu den Oldnordiske Sagaer 12. Bd., und künftig den Art. Samland.

64) In der großen Ausgabe der Heimskringla 2. Bd. S. 355. 65) In den Fornmanna-Sögur 7. Bd. S. [illegible]. 66) In der großen Ausgabe der Heimskringla 3. Bd. S. 411. 67) In den Fornmanna-Sögur 7. Bd. S. 281. 68) In der großen Ausgabe der Heimskringla 2. Bd. S. 373. Vgl. die Olafs Saga Helga als Einzelschrift Cap. 217 in den Fornmanna-Sögur 5. Bd. S. 88. 69) Und nach Snorri Sturluson der Ungenannte in der Haralds Hardhrádha Saga Cap. 2 in den Fornmanna-Sögur 6. Bd. S. 131. 132. 70) Der Ungenannte Cap. 3. S. 133 beginnt seine umständlichen Angaben hierüber: Es wird so gesagt, daß Haraldr gefahren mit seinem Kriegsvolke von Osten her aus Gardhar (austan ór Gördhum) zuerst nach Windland (Wendenland) u. s. w.

[illegible]

[illegible]

74) [illegible] ... 75) [illegible]

[illegible]

Thunnbin sótt gull or Göndhom.
Grunnlausk Haralldr! austan.

Du brachtest, Harallde, grundloses (unermeßliches) Gold von Osten her aus Gardhar, und aus der Strophe des Thiodholf, welche Snorri Sturluson Cap. 18 und nach ihm der Ungenannte Cap. 17 haben:

Reist eikiöl austan
Aurdikt vatn or Görbhom.

Es schnitt der Eichenkiel von Osten her aus Gardhar das schwierige Wasser. Die Knytlinga-Saga Cap. 22 bemerkt: Harallde Sigurdharson kam den Winter nach Swithiodh (Schweden) von Osten her aus Gardhariki, der Schwager Swein's. Harallde hatte damals Ellisif, die Tochter des Königs Jarizleif aus Hólmgardhr [74]; ihre Mutter war Ingigerdhr, die Tochter Olaf's des Schwedischen u. s. w. Die Islands Landnamabók 3. Th. Cap. 9 sagt: Ewind [?] hieß ein berühmter Hersir (Baron) in Schweden; er hatte die Tochter des Königs Eiriks [?] von Uppsalin. Thorgils hieß ihr Sohn; er hatte Elina (Helena), die Tochter des Königs Burislaf aus Gardhar von Osten her (dóttur Burisláfs Kongs or Görbhom austan). Außer diesem Thorgils Gerrathson steht noch ein anderer Thorgils, nämlich der Sohn des Königs Swein Ulfsson von Dänemark, mit Gardhariki in Beziehung. Die Knytlinga-Saga bemerkt Cap. 23: Thorgils, der Sohn des Königs Swein, reiste (nämlich nach dem Tode seines Vaters) nach Osten nach Gardhariki (austr í Gardharíki); dort hatte er ansehnliches Muttergeschlecht (Blutsverwandtschaft von mütterlicher Seite), dort wuchs er auf und ward dort zum Könige genommen, und kam nicht wieder nach Dänemark. In der Saga Hákonar Hákonarsonar wird erzählt Cap. 271 mit der Überschrift: Frá sendimönnum Hólmgarda konúngs, von den Gesandten des Hólmgardhs Königs: Den Winter kamen von Osten her Gesandte des Königs Alexander aus Gardhariki von Hólmgardhr, (komu austan sendimenn Alexandri [?] konúngs or Gardharíki af Hólmgardhi). Der hieß Ritter Mikjall (Michael), der an der Spitze derselben war. Ein Zwist [?] über die Sachen (Streitigkeiten), die die Sysselmänner (Voigte) des Königs Hakon im Norden auf der Mark (in dem nördlichen Theile von Finnmark) und von Osten her die Kirialar (die Ost-Kirialar [76]), diejenigen, welche tributpflichtig waren unter dem Hólmgardhs-

74) dóttur Jarizleifs konúngs or Hólmgardhi, nach anderer Mart [?] Hólmgördum, wovon die Form der Mehrzahl des Nominativ derselben Hólmgardhar ist. 75) Nach der fehlerhaften Handschrift Alexander's. 76) Für austan Kirlar hat der Cod. Flat. Austr-Kirialar.

König (skattgildir woru undir Hölmgardhs konûng), mit einander hatten, indem sie Unfrieden in Beraubungen und Menschenerschlagungen hatten. Es ward ein Beschluß darüber gefaßt, wie das beseitigt werden sollte. Sie baten auch um die Tochter des Königs Hakon für den König Alexander [77]. Hierauf sandte der König Männer nach Osten nach Hölmgardhr (austr î Hölmgardh) [78]; sie wurden dort wohl empfangen, sie setzten da Frieden zwischen ihren Schatzländern (tributpflichtigen Ländern), sodaß keine von beiden, weder die Kialar, noch die Finnar, auf (gegen) die andern heeren (keine Räubereien und Todtschläge gegen einander ausüben) sollten, und es wurde der Vergleich nicht lange darauf gehalten. In der Zeit thaten die Tattarer großen Unfrieden auf (gegen) Hölmgardhr (à Hölmgardh, der Cod. Flat.: es war großer Unfriede in Hölmgardhr [î Hölmgardhi]), die Tattarar gingen sehr auf (wider) das Reich des Hölmgardhar's-Königs (Königs von Hölmgardhar, nämlich à rîki Hölmgardha-konûngs) [79], und es ward deshalb nicht gesehen auf das Bittwort (Brautbewerbung) des Hölmgardhs-Königs [à bonordh [80]) Hölmgardhs konûngs], das, welches, fügt der Cod. Flat. hinzu, der Hölmgardhs-König (Hölmgardhs konûngr) hatte verbringen lassen, und als sie ihr Gewerbe vorgebracht hatten, reisten sie von Osten her (austan) zurück mit geziemenden Gaben (Geschenken), welche der Hölmgardhs-König (Hölmgardhs-konûngr) dem König Hakon sandte. Ebenfalls die Saga Hâkonar Hâkonarsonar Cap. 280 bemerkt: Dort (nämlich bei Gullbergseidh [81]) war bei dem Jarl (Birgir) König Andres von Sursdalir, der Bruder des Königs Alexander's von Hölmgardhr (Andres konûngr af Sûrsdölom, brodhir konûngs af Hölmgardhi); er war geflohen von Osten her (austan) vor den Tataren. Mit Recht nimmt man an, daß Sursdalir Susdal in dem jetzigen Waldimir'schen Gouvernement ist. Susdal war der Sitz eines Großfürstenthums. Im J. 1238 aber eroberten die Tataren Susdal, plünderten die Muttergotteskirche und verbrannten den fürstlichen Hof [82]. Ferner nimmt man an [83], daß dieses Fürstenthum Susdalir, von dem sich noch der Name in der vormaligen Hauptstadt Susdal erhalten hat, dasselbe als das im Thâttr Hauks Hâbrokar Cap. 3 [84]) erwähnte Surzdalir sei. Hier sagt nämlich König Eirekr von Schweden zu seinen Kämpen Biörn und Salgardhr, daß er will, daß sie ziehen nach Norden nach Surtzdalir und Bjarmaland (nämlich at their fari nordhr til Surtzdala ok Bjiarmalands). Ist obige Annahme gegründet, so muß man schließen, Bjarmaland habe sich sehr weit nach Süden herab, und das Fürstenthum Sursdalir, das in Sursdalir, jetzt Susdal, seinen Sitz hatte, sehr weit nach Norden hinauf erstreckt. Jedoch wissen wir nur mit Bestimmtheit, daß Hölmgardharîki im Norden mit Bjarmaland grenzte. Noch mislicher als obige Annahme ist, wenn man die Vermuthung aufgestellt findet [85], daß auch Sudhrdalarîki, welches in der Saga Hâkonar Hâkonarsonar Cap. 81 vorkommt, dasselbe als Sûrsdalir, von welchem der Hauptort Sûrsdalir (Susdal) war, sei, und man für Sudhrdalrîki wol eher Sûrsdalarîki schreiben sollte. Der Zusammenhang in der zuletzt genannten Saga ist dieser: Andres af Sjömaelingom und Sweinn Sigurdharson, Ögmundr af Spanheimi und viele Andere fahren nach Bjarmaland. Sie haben zwei Schiffe, und in dem Herbst fahren zurück Andres und Sweinn, aber zurück bleiben Helgi Bogransson und seine Schiffer. Ögmundr war auch zurück und reiste in dem Herbst nach Osten nach Sudhrdalarîki (austr î Surdhrdalirîki) mit seinen Knaben (Dienern) und seiner Waare; aber die Halegair (die von Halogaland, jetzt Helgoland) wurden uneinig mit dem Bjarma-König (König der Bjarmar), und in dem Winter griffen die Bjarmar sie an und erschlugen alle Schiffsmannschaft. Aber als Ögmundr dieses erfuhr, reiste er nach Osten nach Hölmgardhr (austr î Hölmgardha) [86] und von da das Östliche (weiter nach Osten) hinaus zum Meere (ok thadhan hit eystra til hafs), und ruhte nicht, bis er nach Jôrsalir (Jerusalem) kam; von da reiste er zurück nach Norwegen. Sudhrdalir kann demnach nicht wohl Sûrsdalir sein, von welchem Susdal die Hauptstadt war. Wie die Form der Mehrzahl Hölmgardhar zeigt, ist zwar hier das Fürstenthum Nowgorod überhaupt, und nicht blos die Hauptstadt Nowgorod zu verstehen; aber auch bei diesem Umstande lag Hölmgardhar nicht im Osten, sondern im Westen und Nordwesten von dem Fürstenthume Sûrsdalir (Susdal). Sudhrdalir (Südthäler) muß, wenn auch nicht viel, doch etwas westlicher als das Fürstenthum Hölmgardhar (Nowgorod) gelegen haben, und war wol in Finnland. Mit der Angabe

---

77) Der Cod. Flat. sagt: Sie hatten das auch im Gewerbe, daß sie Frau (Fräulein) Kristina, die Tochter des Königs Hakon, sehen wollten, weil der Holmgardhs-König (Hölmgardhakonûngr) ihnen so geboten hatte, daß sie bei dem Könige Hakon nachsuchen sollten, ob er seine Frau (Fräulein) dem Könige Alexander verheirathen wollte. 78) Der Cod. Flat.: Und (sie) reisten nach Osten nach Hölmgardhr (austr til Hölmgardhs) mit den Gesandten des Königs Alexander, und kurz darauf: Sie kamen den Sommer über nach Hölmgardhr (î Hölmgardha). 79) Der Eyrspennill genannte Codex: gengu Tattarar miök (sehr) austan à rîki Hölmgardha konûngs. Über die Könige von Hölmgardhr hat Bilmark, vormals Professor der Historie in Abo, in zwei Dissertationen: *De Historia regum Holmgardicorum*, a Rureco usque ad Imperii hujus mutationem saeculo XIII. factam (Aboae 1764 et 1766.), und in vier Dissertationen: De Holmgardia (Aboae 1750—1759.), und besser Kruse in seiner Sammlung der auf Rußland bezüglichen Angaben der isländischen Schriftsteller gehandelt. 80) s. Ferd. Wachter, Snorri Sturluson's Weltkreis. 2. Bd. S. 304. 81) Jetzt Gulberg, 1/8 Meile von Götaborg in Wester-Götaland in Schweden. 82) s. Karamsin, Geschichte des russischen Reichs. 3. Bd. Aus der zweiten Originalausgabe übersetzt. (Riga 1823.) S. 325.

83) Geografisk Register zu den Oldnordiske Sagaer 12. Bd. S. 353; Stadha-Register zu den Fornmanna-Sögur 12. Bd. S. 357. 84) In den Fornmanna-Sögur 10. Bd. S. 208. 85) In den in der vorletzten Anmerkung aufgeführten Registern, im ersteren unter Sönderdalerigo S. 365. 366, im letzteren unter Sudhrdalarîki S. 355. Man folgt hierbei der Annahme Schöning's auf dessen Karte von dem alten Europa und setzt mit ihm das in Frage stehende Reich zwischen Vulgaria und Hölmgardhr. 86) Accusativ der Form der Mehrzahl von Hölmgardhr, Nominativ der Mehrzahl.

austr (nach Osten), westr (nach Westen), nordhr (nach Norden), sudhr (südwärts) ist nämlich die Richtung auch häufig nur in den Nebenrichtungen, z. B. südwestwärts, nordostwärts, nordwestwärts u. s. w., zu verstehen. Eymundr nahm doch aller Wahrscheinlichkeit nach von Hólmgardhar, als er ins schwarze Meer wollte, den gewöhnlichen Weg der Wäringar, nämlich den Dniepr herunter, und es heißt doch, er sei von Hólmgardhar aus immer das Östliche (nach Osten hin) gereist, das heißt hier nach Südosten, welchen Lauf der Dniepr größtentheils hat, bis er sich kurz vor seinem Ende mehr nach Südwesten wendet. Bei geographischen Bemerkungen jedoch sind die Isländer sorgsamer und genauer bei Angabe der Richtung der Himmelsgegend, als bei Reisen betreffenden Angaben. So z. B. sagt Snorri Sturluson in der Ynglinga-Saga Cap. 5 [87]): Ein großer Gebirgwall (fiallgardhr mikill) geht von Landnorden (Nordosten) nach Außensüden (Südwesten); der theilt Swithiódh ena Mikla (Schweden das Große) und andere Reiche. Im Süden reicht das Gebirg nicht bis Tyrkland (Turkestan). Dort hatte Odhin große Eigen. In der Zeit zogen der Römer Häuptlinge weit durch die Welt und brachen (unterwarfen) sich alle Völker. Nachdem nun Snorri Sturluson weiter den Entschluß Odhin's, in die Nordhälfte der Welt zu wandern, erzählt hat, bemerkt er weiter: Er zog zuerst westwärts nach Gardhariki (westr í Gardhariki) und dann südwärts nach Saxland (sudhr í Saxland) u. s. w. Was unter Saxland und Swithiódh ena Mikla zu verstehen, lernen wir aus dem Fyrsta Brot Cap. 11 in den Fornmanna-Sögur 11. Bd. S. 414—415: In Europa ist am östlichsten (austast) Cithia (Scythia), das nennen wir Swithjód hina Mikla (Schweden das Große); dort predigte Philippus der Apostel. Gardharíki, dort steht (liegt) Palteskja und Kænugardhar. Dort wohnte zuerst Magogg, der Sohn Jafet's Nóason's. Dort ist auch Kúrland und Kirjálaland, Sámland, Ermland [88]). Windland (Wendenland) ist am westlichsten (westast) zunächst an Danmörk (Dänemark). Aber ostwärts von Polen (austr frá Polena) ist Reidhgotaland und dann Húnaland, Saxonia oder Germania, das wird nun Saxland genannt. Der große Strom Danubius fällt (fließt) zwischen Saxland und Grikkland (Griechenland). Das oben erwähnte Palteskja ist Polozk, die vormalige Hauptstadt der polozkischen Statthalterschaft, an der Düna, da, wo sich der Fluß Polota mit derselben vereinigt. Nachdem Nestor [89]) bemerkt, daß Rurik in Nowgorod als Knäs saß, sagt er weiter: Seinen Männern (Leuten) theilte er die Districte (Wolosti, nach anderer Lesart Grady, befestigten Orte) aus; dem einen gab er Poltesk (Polozk), dem andern Rostow, dem dritten Bielozero. Und an diesen befestigten Orten (po tiem gorodom) sind die Wariazi (Waräger, Wäringer) Ankömmlinge. Aber die ersten Ansiedler waren in Nowiegorod Sloweni, in Polotsk Kriwiczi, in Rostow Meranie (Meren), in Muroma (dem Oka [illegible]) Moroma ([illegible]). Und über diese alle herrschte Rurik. Der Namensform Polotsk und Poltesk kommt das altnordische Palteskja, bei Saxo Grammaticus Peltsca, sehr nahe. Der Tháttr Eymundar ok Olafs konúngs Cap. 2 [90]) läßt Eymund'en sagen: Ich habe erfahren den Tod des Königs Waldamar von Osten in Gardhariki (Waldamars konúngs austan í Gardhariki), und es haben nun das Reich seine drei Söhne, die berühmtesten Männer; aber er theilte unter sie das Reich schwerlich gleich, denn nun hat einer ein größeres Reich, als die beiden andern, und der eine heißt Burisleifr, der das Meiste von der Vaterverlassenschaft hat, und er ist der älteste derselben; der andere heißt Jarisleifr; der dritte Warnlafr. Burisleifr hat Kænugardhr, und das ist das beste Reich in ganz Gardhariki (í öllu Gardhariki), aber der dritte Palteskja und das ganze Reich, das dazu gehört. Aber sie werden nun nicht einig unter sich um ihre Reiche, und der ist nun am wenigsten mit seinem Theile zufrieden, der den größten und besten aus der Theilung hat, und dünkt ihm, daß das sein Reich (seine Herrschaft) mindere, daß er weniger hat, als sein Vater u. s. w. Eymundr beschließt, diese Uneinigkeit der Brüder zu benutzen, reist nach Gardhariki, hält sich hier zu Jarisleifr und gewinnt den Sieg in Gardhariki über Burisleifr. Dieser fällt [91]). Der Sieger stiftet Vergleich zwischen den Brüdern Jarisleifr und Warnlafr. Des Ersteren Gemahlin, die Königin Ingigerdhr, sagt [92]) zu dem Könige Jarisleifr, daß er haben soll den vorzüglichsten Theil Gardhariki's (hinn aezta hlut Gardharikis), aber (und) das ist Hólmgardhr; aber Warnlafr soll haben Kænugardhr; das ist das andere beste Reich mit Schatzungen und Zinsen (med sköttom ok skyldom, „cum tributis et vectigalibus") [93]); das ist ein um die Hälfte größeres Reich, als er zuvor gehabt hat; aber Palteskja und das Reich, das dazu liegt (gehört), soll haben König Eymundr und sein darüber König, und haben alle die Pachtgelder von Grundstücken unverkürzt, die dazu gehören (allar landskyldir úskerdhar, thaer er thar liggja til, „praediorum mercedes, ei regno proprias, integras haberet"), denn wir wollen ihn nicht fort aus Gardhariki haben. Wenn König Eymundr Erben hinterläßt, da seien die Erben nach ihm zu dem Reiche; aber wenn er keinen Sohn nach sich hat (hinterläßt), da soll es wieder zu den Brüdern zurückkehren. König Eymundr soll auch die Landesvertheidigung (Landwörn) für die Brüder und ganz Gardhariki (öllu Gardhariki) haben,

87) Bei Ferd. Wachter, Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla). 1. Bd. S. 17. 18. 88) Land um Elbing in Preußen. 89) Bei Schlözer, Nestor 2. Th. S. 207—209; Scherer, Nestor S. 270.

90) In den Fornmanna-Sögur 5. Bd. S. 270. 271. Cap. 3 S. 272 hat die Überschrift: Eymundr kom í Gardhariki, und beginnt: Eymundr und die mit ihm hielten nun mit ihrer Reise nicht eher an, als bis sie nach Osten nach Hólmgardhr (austr í Hólmgardh) zu dem Könige Jarisleifr kamen u. s. w. Cap. 4 (S. 273) läßt er ihn sagen, daß sie hierher nach Osten in Gardhariki zu den drei Brüdern gegangen (austr hingat í Gardhariki á ydhwarn fund thriggja braedhra, zu eurem, der drei Brüder, Fund, Besprechung mit ihnen). Cap. 5: Eymundr fékk sigr í Gardhariki (erhält den Sieg in Gardhariki). 91) Nach Cap. 9, wo S. 285 ein Gardha-Ketill, Ketill von Gardhar, vorkommt. 92) Cap. 11. S. 287. 93) *Björn Egilsson*, Scripta Historica Islandorum, Vol. V. p. 281.

[illegible] die [illegible] Kriegsvolk [illegible] Reißland. König [illegible] (Dumbeir) [illegible] [illegible] Rögnvald [illegible] Wikingsberg nach [illegible], wie er es [illegible] gehabt hatte. [illegible] der genannte [illegible] von [illegible] nachdem er gesagt, daß er [illegible] Erbes in einer [illegible] gestorben. Das [illegible] allem Volke des Landes [illegible] Menschen; denn es war nicht ein größerer [illegible] Mann in Gardharik (mèiri spekingr [illegible] i Gardharíki) gewesen, als König [illegible] und [illegible] durch [illegible] gehabt in Gardharik), so lange er die Landesvertheidigung (Landwörn) für den König [illegible] hatte. Da der Theil von Gardharik, welchen Palteskia bildete, den Raubzügen der Skandinavier, welche dahin segelten, ausgesetzt war, so setzt der Verfasser des Thattr Eymundar ihren Helden als Landesvertheidiger von Gardharik nach Palteskia (Pólozk); sowie auch die Örvar-Odds Saga (in der kürzeren Bearbeitung Cap. 29) von ihrem Helden sagt: Odd hat nun die Landesvertheidigung für Gardharik (landvörn fyri Gardharíki). Da Palteskia sowol die Stadt, als das Gebiet des Fürstenthums oder der Statthalterschaft bezeichnete, so wird die Stadt bestimmter Palteskjöborg (Palteskia's Festung, befestigte Stadt Palteskia) genannt, ähnlich wie für Hólmgardhr auch Hólmgardhaborg gebraucht wird. Palteskjöborg kommt in der Örvar-Odds Saga Cap. 30 [94]), jedoch mit fabelhafter Angabe des Ursprungs des Namens, auf folgende Weise vor: Sie (Oddr und sein Pflegbruder Sirnir, welche sich an den Küsten des Wendenlandes [austr fyri Windland [95]), welches für Windland steht] mit ihren Schiffen vereinigt) hielten (segelten) nun nach Osten nach Hólmgardhr (austr til Hólmgardhs). Gardharik ist ein so großes Land, daß das damals vieler Könige Reiche war; Marro hieß ein König, er herrschte über Móromar [vgl. Nestor] [96]) (i Muroma Moroma, in Muroma Moromen), das Land (nämlich Móramar, nach anderer Lesart Móralland) ist in Gardharik. Rádstafr hieß ein König; Radstofa (nach anderer Lesart Rádhstafa, d. h. Rostow) heißt es dort, worüber er herrschte. Eddval hieß ein König, er herrschte über das Reich, das Súrdal heißt. Hoimgeir hieß der König, der zunächst (vor) Kvillanus über Hólmgardhr herrschte (redh fyrir Hólmgardhi). Palteskia hieß ein König, er herrschte über Palteskjöborg. Kænmar hieß ein König, er herrschte über Kænugardhr, aber dort wohnte zuerst Magog, der Sohn Japhet's [illegible]. Diese Könige alle, welche nun genannt sind, waren tributpflichtig (skatt gildir) unter dem König Kvillanus. Und bevor, als Oddr nach Hólmgardhr (til Hólmgardhs) kam, da hatte Kvillanus ein Heer gesammelt drei Winter (Jahre) hindurch u. s. w. Die hier angeführten Könige sind fabelhaft, aber die erwähnten Theile von Gardharik nicht. Vornehmlich Kænugardhr, Kænagardhr, welches bereits mehrmals hier in diesem Artikel beiläufig vorgekommen, und außer an den bereits angeführten Stellen, z. B. in [illegible] Sögubrot af Fornkonungum Cap. 7 [97]), [illegible] Gardharíki [illegible] Kænugardhi (oder Kænugardhi), in der Saga Gautreks konungs Cap. 4 [illegible] König Eiferd [illegible] Kænugardhr (austan af Kænugardhi). Vorzüglich wichtig ist die Stelle aus der Gaungu-Hrólfs Saga Cap. 36: [illegible] segelte [illegible] von Danmark nach Osten nach Hólmgardhr (austr til Hólmgardhs) mit zehn Schiffen und Jagd [illegible] mit ihm [illegible] dort [illegible] zum König [illegible] Gardharik (yfir allt Gardharíki), mit dem Beschlusse der Königstochter und anderer Machtmenschen (manna, rikismanna, d. h. mächtiger Menschen). Der dritte Theil Gardharik's (thridhjungr Gardharíkis) wird genannt Kænugardhr [98]), das liegt längs des Gebirgswalles (medh fjallgardhi [illegible]), welcher scheidet Jötunheimar und Hólmgardharíki. Dort ist auch [illegible] und mehrere andere Kleinreiche. In Hólmgardhaborg ist, wie eine Handschrift hinzufügt, der größte Sitz des Königs von Gardhar [illegible] Gardhakonungs), das wird nun genannt Rógardhar, und fügt eine andere Handschrift hinzu, Rudhaland. Saxo Grammaticus (Lib. V. p. 70) erzählt, daß König Frotho III. von Dänemark die Hanunda geheirathet, und bemerkt: Hunnorum regis filia erat. Weiter unten (p. 86) sagt er, der König der Hunnen habe, als er die Verstoßung seiner Tochter gehört, sich zwei Jahre gegen die Dänen gerüstet, adjuncto sibi Rege Orientalium, Olimaro. In seiner altnordischen Quelle fand Saxo aller Wahrscheinlichkeit nach Austrvegs konungr (König von Austrriki). Der von Frotho, um die feindlichen Schlachtschaaren auszukundschaften, geschickte Ericus findet Olimarum qui classis magistratum acceperat, Hunorum Rege terrestres ductante copias, haud procul Russia reperit. Kurz darauf erfahren wir, daß der König der Hunnen auch Hun heißt, nämlich quum Hun [illegible] conspiciens (Rex hic Hunorum erat), und p. 89: Rex Hun. Er wird von Frotho besiegt. Dieser praefecit autem Olimarum Holingardiae (verdreht und latinisirt aus Hólmgardhr) [illegible] Conogardiae, Hun vero captivo Saxoniam tribuens, Revillam Orcadibus donat, und endlich: Itaque Ruthenia [illegible] Russiam ab ortu complectens, ad occasum Rheno [illegible] limitatum est. Conogardia, gebildet aus dem altnordischen Kænugardhr, Kænugardhr, hat also Veranlassung zur Erdichtung dieses angeblichen Königs der Hunnen, Namens Hun, gegeben. Bei Saxo umfaßt jedoch Conogardia nicht ganz Rußland, sondern ein anderer Theil ist Holingardia (Hólmgardhr). Anders bei Helmold, welcher Lib. I. Cap. 1 sagt: Haec (nämlich Russia) etiam Chunigard dicitur, eo quod ibi sedes Hunorum primo fuerit: cujus metropolis civitas est Chue, und nach ihm leitet auch Incerti Auctoris Chronica Slavica Cap. 2, indem auch sie Chunigard als einen andern Namen von Rußland (Russia) angibt, den Namen [illegible]

94) In den Fornaldar Sögur Nordhrlanda 2. Bd. S. 295. 294. 95) Ein anderes ist Winland (Weinland) in Nordamerika, welches die Normannen von Grönland aus entdeckten. 96) Bei Schlözer II. S. 207.

97) In den Fornaldar Sögur Nordhrlanda 1. Bd. S. [illegible]. 98) Form der Mehrzahl, nach anderer Lesart Kænugardhr, Form der Einzahl.

men wohl den [illegible]. Diese [illegible] ist eine [illegible] nach aus Verwechslung der [illegible] mit den [illegible] entstanden [illegible]), und [illegible] hat aus Kwänagard [illegible] gemacht. Die [illegible], [illegible], wohnen auf beiden Seiten [illegible]) und am Ende des bothnischen Meerbusens, und außer dem fabelhaften [illegible] ([illegible] der Weiber) im Norden von Indien, welches [illegible], daß keine Mannsperson ([illegible]) [illegible]), das Amazonenland vorstellen soll, kommt [illegible] geschichtliche Quenland vor, welches eigentlich Quinaland, Land der Quinnen, bedeutet, aber auch aus dem [illegible] durch Land der Weiber erklärt werden kann, weshalb auch dieses ins Fabelhafte gezogen worden ist, [illegible] Adam von Bremen Veranlassung nahm, Cap. 228 zu sagen: Circa littora Baltici maris ferunt esse Amazones, quod nunc terra foeminarum dicitur. [illegible] giebt Kwänaland als nordwärts von [illegible] (Schweden) an, und sagt, daß die [illegible] (Quänen der Nordmannen) zuweilen die Normänner (Norweger) und diese zuweilen jene zu Schiffe über das Meer und auch über die [illegible], indem die Quänen ihre leichten Kähne über das Land tragen, durch Raubzüge heimgesucht. Wie bei [illegible], nach welchem außer Ostrogard [illegible] ein anderer Name für Russia ist, so braucht auch der Verfasser der fabelhaften Thorwalds Saga Widförla [illegible], welches nur ein Theil von Gardharike, und zwar der nordwestliche, war, für Gardharike überhaupt; denn nach ihm [illegible] (der Weitgereiste), der in Palästina und Griechenland gewesen war, in [illegible] [illegible] des Dniepr heraus. Daß er, wie die genannte Saga erzählt, ein großes Kloster unter dem [illegible] in Gardharike erbaut, giebt auch die große Olafs Saga Tryggwasonar Cap. 138 an, indem sie, nachdem sie gesagt hat, daß Thorwaldr Widförli selbst von Miklagard's Kaiser (von Constantinopel) und nicht weniger von allen Bischöfen durch ganz Griechenland und Syrland (Syrien) verehrt worden, [illegible] [illegible] durch [illegible] ([illegible] austrweg, d. h. in den Ostländern), dahin gesendet von dem Kaiser gleich als ein Anführer der [illegible] ([illegible] edla waldhawaldr), geordnet über alle Könige in Rußland und in ganz Gardharike (skipadr yfir alla konunga à Rùzlandi ok í öllu Gardhariki). Weiter wird erzählt, daß Thorwaldr Kodhran's Sohn, der Weitgereiste, unter dem [illegible] [illegible] genannt [illegible] Kirchen neben der dem Johannes [illegible] geheiligten Hauptkirche [illegible] und darin gestorben. Nach der Kristnisaga p. 132 starb Thorwaldr Widförli in Rußland, [illegible]. Der alte echte nordische Name für Rußland ist Gardharike; doch [illegible]

[illegible]) s. [illegible], Comm. Hist. I. D. p. 62. 68; [illegible], Untersuchungen zur Erläuterung der Geschichte Rußlands S. 149—155.

1) [illegible]- und Osterbotn. 2) f. Sögubrot Cap. 10 in den Fornmanna-Sögur 11. Bd. S. 424. 3) f. die betreffende Stelle [illegible] und [illegible] bei Schlözer, [illegible] der Allgem. Welthist. 31. Th. S. 465.

[illegible] auch Russia, engl. Rußland, [illegible] wo die Verfasser nach dem Lateinischen [illegible] [illegible], wovon wir bereits weiter oben Beispiele aus der [illegible] Olafs Saga Tryggwasonar angeführt haben, und es erscheint auch in den späteren Sögur Russia und Rußland theils als mit Gardharike gleichbedeutend genommen. So z. B. in der Bemerkung bei Werlauff [4]): Russia, das nennen wir Gardhariki, theils wird es für ein Stück von Gardharike gehalten. So z. B. wie in der so eben angeführten Stelle der großen Olafs Saga Tryggwasonar: [illegible] und ganz Gardharike. Die Saga af Eigli einhenda ok Asmundi berserkjabana beginnt [5]): Hertryggr hat ein König geheißen, er herrschte im Osten in Russia (austr í Russia); das ist ein großes Land und liegt zwischen Hunaland und Gardharike (milli Húnalands ok Gardhariki[illegible]). In der Halfdanar Saga Eysteinssonar Cap. 25 [6]) heißt es: Diesem nächst kamen vom Osten her von Bjarmaland [illegible] Siegmund's und sagten, daß Wikinger (Seeräuber) heerten auf Bjarmaland und Rögardha; sie hatten erschlagen, [illegible]'s hinn [illegible] (den Angriffsfähigen) und unter sich gelegt ([illegible] unterworfen) [illegible] Den innersten Theil des finnischen Meerbusens) und ein großes Stück von Rußland (mikit af Rússalandi). Dieselbe Saga braucht auch Rússia Cap. 7 [7]): Sie sagten, daß sie beide [illegible] heißen und geschlechtet wären (stammten) draußen her von Rußland (utan af Russia). Doch brauchen auch selbst die späteren fabelhaften Sögur lieber das alte berühmte [illegible] Gardhar und Gardharike. So z. B. dieselbe Saga Cap. 23: Siegmund [illegible] hatte damals die Landesvertheidigung (landwörn) für Gardharike. Die Gaungu-Hrólfs Saga bemerkt Cap. 2: [illegible] (der Schwedische) staunte (nagiovte?) Ermland, das ist ein Königreich in Gardharike (konungsriki í Gardhariki), und ähnlich führt sie Cap. 38 Ermland [8]) unter den Kleinreichen in Gardharike auf. Snorri Sturluson sagt in der Saga Olafs Helga Cap. 198 [9]): Seitdem König Olaf nach Gardharike [10]) gekommen war, hatte er große Sor-

4) Symb. ad geogr. medii aevi p. 10. 5) In den Fornaldar Sögur Nordrlanda 3. Bd. S. 365. 6) Ebendas. S. 558. 7) S. 528. 8) Bei Werlauff, Symb. ad geogr. medii aevi p. 16 liegt Ermland zwischen Kurland und Polen. In der Örvar-Odds Saga Cap. 30. p. 294 wird es zwischen Samland und [illegible] ([illegible]) aufgeführt. 9) In der großen Ausgabe der Heimskringla 2. Bd. S. 325, in der Olafs Saga Helga als Einzelschrift Cap. 178 in den Fornmanna-Sögur 5. Bd. S. 26. 27. 10) f. S. 314. Cap. 161: Ferdh Olafs konungs í Hólmgardh, wo von Olaf's des Heiligen Reise dahin bemerkt wird: und [illegible] nicht eher, als bis er kam nach Osten nach Gardharike (austr í Gardhariki) zum [illegible] des Königs Olaf und der Königin Ingegerdh u. s. w. Vgl. die Olafs Saga Helga als Einzelschrift Cap. 172. S. 25 und die Zusätze zu derselben S. 209, wo der Umstand, daß Olafr in Gardharike war, mehr ausgeführt wird, und ihm zwei [illegible] [illegible] Söhne [illegible] [illegible] [illegible] worden, [illegible] Gardhar [illegible]. Die Knytlinga-Saga erwähnt Cap. 17 (S. 200), daß Knut, als König Knutr von Dänemark den Jarl Hakon Eiriksson über das Reich von Norwegen gesetzt, Olafr nach Osten nach Gardharike (austr í Gardhariki) gereist. Cap. 262 (S. 329. 330) hat Snorri Sturluson die Ausdrücke (Reise von Osten her) Olafs konungs or (aus) Gardhariki. Über Olaf's Aufenthalt in Gardharike s. auch Cap. 200. S. 327.

gen, und überlegte, welchen Rathschluß er ergreifen sollte. König Jarizleifr und die Königin Ingigerdhr boten dem Könige Olafr an, daß er bei ihnen bleiben und das Reich annehmen möge, das Búlgaria heißt, und es ist das ein Theil von Gardharîki (einn lutr af Gardharîki), und das Volk war heidnisch in dem Lande. In der Olafs Saga Helga als Einzelschrift Cap. 178 sind außer Búlgaria auch die Lesarten Balgaria und Ulgaria. Manche haben angenommen, daß unter Búlgaria Bulgarien zu verstehen, und deshalb den Geschichtschreiber eines Fehlers bezüchtigt, denn die Bolgaren an der Donau waren nicht mehr heidnisch, sondern hatten im 9. Jahrh. das Christenthum [11]) angenommen, und ihr Land wurde von dem Kaiser Johann Zimisc im 10. Jahrh. zur Provinz gemacht. Unter Búlgaria meint aber Snorri Sturluson das Land der Urbulgaren an der Wolga, und aller Wahrscheinlichkeit nach haben die Bolgaren, Bulgaren ihren Namen von der Wolga [12]), da dieser Strom bei Nikephoros Gregorios *Βούλγα* heißt, und nur im Russischen Wolga und Bolgar radical verschieden ist [13]). Daß das Land dieser Bulgaren unter dem Búlgaria des Snorri Sturluson zu verstehen, hat C. C. Werlauff [14]) gezeigt. Es war ein Reich in dem östlichen Rußland, in dem jetzigen Kasan, am östlichen Ufer der Wolga, da, wo der Strom eine große Krümmung gegen Süden macht. Hier wohnte das Volk der Bulgaren zwischen den Russen und den Khazaren. Der Hauptort der Bulgaren war Bular, wo die Wolga in einem Bogen gegen Norden und Osten strömt, und lag ungefähr unter dem 50. Breitengrade; gegen Süden erstreckte sich das Reich dieser Bulgaren beinahe bis zu dem jetzigen Saratow [15]). In der fabelhaften Gaungu-Hrôlfs Saga heißt es Cap. 17 [16]): Menelaus wird ein König genannt, er herrschte über Tattarariki; er war ein mächtiger König und groß an sich. Tattariki (Reich der Tataren) ist eins, von dem gesagt wird, daß es das größte und goldreichste in Austrriki [17]) (den Ostländern) ist, dort sind die Menschen groß und stark und hart (tapfer) zu Schlachten. Unter dem Könige Menelaus lagen (waren unterworfen) viele Könige und wichtige Männer. So wird gesagt, daß zwischen Gardharîki und Tattariki (milli Gardharikis ok Tattararikis) liegt ein Eiland, welches Hêdinsey heißt, es ist ein Jarlsreich; das ist weiser (unterrichteter) Männer Sagung (Erzählung) ist, König Hedhin [illegible] zuerst [illegible] das Land bei dem Eiland, als er nach Dänemark von Hünenland segelte, und davon erhielt das Eiland von ihm den Namen seitdem. Um dieses Eiland stritten sich stets der Tatarenkönig (Tattarakonúngr) und der Gardhakonungr (König von Gardhar), und doch lag es unter dem Tatarenkönig. König [illegible] hatte [illegible] dem Eilande, bevor er nach Gardharîki [illegible] und [illegible] das Heerwerk. König Menelaus hatte den Mann über das Eiland gesetzt, der Hoti hieß, er war dort geschlechtet (stammt ab) der Mutterverwandtschaft nach, aber der Vaterverwandtschaft nach in [illegible] Gardharîki (nach anderer Lesart i Hôlmgardhi). Man nimmt an, daß die Nordländer unter Tataren im Allgemeinen die Völker im Osten von Gardharîki verstehen [18]); doch muß man erwägen, daß die Tataren, abgesehen von der geschichtlichen Saga Hákonar Hákonarsonar, wo sie, wie wir bereits oben gesehen haben, als Gardharîki bedrängend aufgeführt werden, und wo unter den Tataren die Mongolen verstanden werden, nur in den spätern fabelhaften Sögur, und ihr Land außer als Tattararîki (in der Gaungu-Hrôlfs Saga), auch als Tattaria (z. B. in der Saga Egils ok Asmundar Cap. 10. p. 403 u. 406) vorkommt. Es spiegelt sich in diesen Mährchenwerken die Kenntniß von der geschichtlichen Mongolenherrschaft ab, und daß von den Tataren, wie die Mongolen von den Schriftstellern des Abendlandes genannt zu werden pflegten, in den fabelhaften Sögur eine fabelhafte Anwendung gemacht [illegible]. Dieses thaten ihre Verfasser oder Romanschreiber auch mit ihrer älteren heimischen Sage, wie hier mit dem [illegible] Hêdhinsey, das in der berühmten Helgakvidha Hundingsbana Str. 31 [19]) vorkommt. [illegible] so wenig sich der Verfasser der [illegible] Gaungu-Hrôlfs-Saga scheute, Hedhinsey zwischen Gardharîki und Tattararîki zu setzen, so wenig [illegible] Bedenken, für beide Reiche anderwärts nicht vorkommende Könige zu erdichten. Der Raum gestattet nicht, die fabelhaften Könige, welche in den genannten und andern fabelhaften Sögur als in Gardharîki herrschend aufgeführt werden, namhaft zu machen. Man [illegible] die Herwarar-Saga ok Heidhreks Konûngs [20]) Cap. 8. 14 und die Saga Hrôlfs Gautrekssonar Cap. 18 [21]). Aus den Stellen, welche wir oben angeführt haben, geht hervor, daß Gardharîki bald eine engere, bald eine weitere Bedeutung hat [22]). Wenn [illegible] [23]) bemerkt, in der S. Olafs-Saga werde genannt metropolis ipsius Holmgard eique subjecta ditio Gard, so ist dieses [illegible] richtig und an den meisten Stellen klar, allein an andern kann auch Gardhar für die Stadt Hôlmgardhr stehen. So z. B. wenn es in den Zusätzen zu der Olafs Saga Helga T. p. 200 heißt: Das war einmal gewesen, daß, als

---

11) s. Schlözer, Nestor 2. Th. S. 147. 201. 12) s. Index geographicus ad Eutropium ed. Edinburg. 1766 sub voce Europa. 13) s. Schlözer, Nestor 2. Th. S. 114. 14) Symbolae ad Geographiam medii aevi (Havn. 1829.) p. 32. 15) s. die Auszüge aus den Geographien des Abulfeda und des Hadji Khalfa bei Hammer, Sur les origines Russes p. 9. 72. Lehrberg a. a. O. S. 21. 63. 67. Forster S. 128. 129. 545. Petersen, Geografisk Register zu den Oldnordiske Sagaer 12. Bd. S. 415. 16) In den Fornaldar Sögur Nordhrlanda 3. Bd. S. 284. 17) Austrriki hat eine sehr ausgedehnte Bedeutung, denn es begriff auch die Länder an der Ostsee nördlich von Gardharîki. So z. B. in der Herwarar Saga ok Heidhreks konúngs Cap. 20 in den Fornaldar Sögur Nordhrlanda 1. Bd. S. 509: Ivar hinn vidhfadhmi legte da unter sich ganz Swiaweldi (Schwedenreich); hann vann ok Danaweldi, Kúrland, Saxland ok Eystland ok öll austrriki allt til Gardharikis (und alle Ostreiche ganz zu [bis nach] Gardharîki).

18) Nelkter, De terris ad mare album [illegible] Petersen a. a. O. S. 367. 19) Bei Ferd. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 2. Abth. S. 110. 20) In den Fornaldar Sögur Nordhrlanda 1. Bd. S. 413. 417. 458. 21) Ebendas. 3. Bd. S. 114. 115. Cap. 18. S. 118. Cap. 20. S. 127. Cap. 37. S. 188. 22) Vgl. Schlözer, Forts. der Allgem. Weltgeschichte. 31. Th. S. 554. 555. 23) Notae ad Götriks-Saga p. 96.

König Olaf in Gardharik war, die Königin Ingigerde aus dem Lande [illegible] Weges reiste, der König Olaf auf seinen Reisen war [illegible] eine Weise sang; in der Strophe findet sich der Gördhom. Der Verfasser des Zusatzes versteht also unter Gardhar hier Gardharik. Hat er aber die Strophe nicht selbst, sondern ein Anderer verfaßt, denn sie ist aller Wahrscheinlichkeit nach nicht von Olaf selbst, so kann an Gördhom nach soviel bedeuten als der Hólmgardhi (aus Hólmgardhr, nämlich der Stadt [Nowgorod]), und der Verfasser der Strophe besingt die Ingigerd aus dieser Stadt eine Reise zu Pferde gemacht. Die Knytlinga-Saga Cap. 70 sagt, daß Jarl Eirek Ewaldsson häufig in Austurvegr auf die Helden gehört (die Helden mit Raubzügen heimgesucht), aber alle Christenmenschen, sowie auch die Kaufleute, in Frieden ziehen lassen. Durch dieses sein Verfahren ward er berühmt und beliebt durch ganz Austrvegr; er zog selbst bis nach Osten nach Gardharik (alle [illegible] Gardharíki) und besuchte dort viele berühmte Häuptlinge u. s. w. Aus der Strophe der Eiríksdrápa des Marcus Skeggjason, welche zum Beleg angeführt wird, bemerken wir außer Gördhom (im Osten in Gardhar). Der Geschichtschreiber bemerkt dann weiter: Jarl Eirek zog beim Beginn des Frühlings von Osten her aus Gardhar, nämlich austan ór Gardhar, welches dann im Gördhom austan der hierauf zum Belege angeführten Strophe des genannten Ehrenliedes entspricht. (*Ferdinand Wachter.*)

GARDHRÔFA (nordische Mythologie), heißt die Stute, welche von dem Hengst Hamskerpir den Hófvarpnir (Hufwerfer) gebar, auf welchem Gná durch die Luft reitet.[1] So nach den Versen, welche in der Gylfaginning 36[1] der Gná in den Mund gelegt sind. Gardhrôfa ist gebildet aus gardhr, Umzäunung, Hof, und rôfa, zerreißen, und bedeutet also Zerreißerin der Umzäunungen. Finn Magnussen[2]) deutet Hamskerpir („cutem corrugans vel macresœre faciens") und Gardhrôfa („sepimenta vel aedes frangens") durch tempestas (Wetter, Ungewitter), und sagt, daß man daraus feurige und im Laufe schnelle Meteore herbringen sehe, sodaß der Hófvarpnir als Naturspmbol eines feurigen Meteors genommen wird. Für Gardhrôfa (Beugung von Gardhrôfa) liest die Upsala-Edda (der upsaler Codex der jüngeren Edda) Gardhvör, welches Beugung von Gardhvör oder Gardhvara ist. Warr, war bedeutet vorsichtig, cautus, providus, prudens, wör provida, Gardhvör oder Gardhvara also eine, die sich vor den Umzäunungen hütet, also hier eine Stute, welche vorsichtig über die Umzäunungen hinwegsetzt, ohne mit den Hufen anzustoßen. (*Ferdinand Wachter.*)

GARDIEN (Claude Martin), Geburtshelfer in Paris, war den 14. Juli 1767 zu Larget in der Grafschaft Berry geboren. In Bourges, wo er studirt hatte, wurde er Lehrer der Physik und Mathematik. Allein 1791 fing er in Clermont Medicin zu studiren an und setzte seine Studien dann in Paris fort, wo er auch 1799 die Doctorwürde erlangte (These: Examen des effets que produisent sur l'économie animale les qualités physiques de l'air, soit essentielles, soit accidentelles et variables). Er prakticirte nun in Paris, und zwar vorzugsweise als Geburtshelfer, hielt aber daneben auch Vorlesungen über Geburtshilfe, über Weiber- und Kinderkrankheiten, sodaß er im J. 1811, nach Baudelocque's Tode, für den Lehrstuhl der Geburtshilfe in Paris concurriren konnte (These: du Toucher). Das Fehlschlagen dieses Unternehmens scheint auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht zu haben; denn von jener Zeit an stellte er seine Vorlesungen ein. Gardien hat ein Paar Abhandlungen im Journal de Méd. niedergelegt und eine Menge geburtshilflicher Artikel für das Dictionnaire des Sc. méd. verfaßt. Sein Hauptwerk ist aber: Traité complet d'accouchemens et des maladies des filles, des femmes et des enfans. (Paris 1807. 4 Voll. Ib. 1816. Ib. 1823.) (Ins Italienische übersetzt Mailand 1820.)

(*F. W. Theile.*)

GARDIN (Louis du), ein in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. lebender französischer Arzt. Er war der Sohn des Arztes Jérôme du Gardin von Valenciennes, welcher einen Commentar über des Hippokrates Schrift de aëre, aquis et locis verfaßt hat. Louis du Gardin, in der medicinischen Literatur als Gardinius oder Hortensius bekannt, promovirte in Douai und lehrte daselbst 28 Jahre lang die Medicin; er erwarb sich durch seine Schriften einen gewissen Ruf, namentlich durch die Schrift gegen Thomas Fyens, worin er die Frage vom Beseeltwerden des Fötus behandelte. Sein Todesjahr muß vor 1639 fallen, denn die letzte seiner Schriften wurde im J. 1638 bereits von Briffault herausgegeben. Seine Schriften sind: Alexiloimos, sive de pestis natura, causis, signis prognosticis et curatione epitome. (Duaci 1617. Ib. 1631.) De animatione foetus. (Duaci 1623.) Manuductio ad omnes medicinae partes, seu Institutiones medicinae. (Duaci 1626.) Manuductio ad pathologiam, sive Institutionum medicinae pars altera. (Duaci 1626.) Anima rationalis restituta in integrum. (Duaci 1629.) Medicamenta purgantia simplicia et composita etc. (Duaci 1631). Circumstantiae et tempora de variis venis pleuritidis ratione secandis, inter varios medicinae proceres litem dirimentia. (Duaci 1632.) Institutionum medicinae liber tertius, sive subsidiaria medicina. (Duaci 1638.)

(*F. W. Theile.*)

GARDINER (John), Mitglied der königlichen Gesellschaft der Ärzte in Edinburgh, hat sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. durch mehre geschätzte Schriften bekannt gemacht: Diss. medica de vino. (Edinb. 1758.) Observations on the animal oeconomy and on the causes and cures of diseases. (Edimb. 1784.) (Über die Natur thierischer Körper und über Ursachen und Heilung der Krankheiten, übersetzt von Hebenstreit. [Leipzig 1786.]) An Inquiry into the nature, cause and cure of the gout, and some of the diseases with which it is connected. (Edimb. 1792.) (Untersuchung

1) Snorra-Edda, Ausgabe von Rask, S. 38. 2) Lexicon mythologicum im 3. Bde. der großen Ausgabe der Edda Saemundar p. 38.

der Beschaffenheit, Ursache und Kur des Podagra; übersetzt von Michaelis. [Leipzig 1792.]) Essays, literary, political and oeconomical. (Edimb. 1805. 2 Voll.)

Es finden sich ferner in den Abhandlungen der Edimb. medic. Gesellschaft (1771) ein Paar Abhandlungen Gardiner's: über den Sublimat in kleinen Dosen; über den Misbrauch der Ätzmittel bei venerischen Excrescenzen.

Nach Reuß soll Gardiner auch die Pharmacopoea collegii regii medicorum Edinburgensis, 1792, verfaßt haben. *(F. W. Theile.)*

GARDINER (Stephan), Bischof von Winchester und Großkanzler von England, wurde geboren 1483 zu St. Edmundsbury in der Grafschaft Suffolk, und war, wie man angibt, ein natürlicher Sohn Lionel Woodvill's, des Bischofs von Salisbury und Bruder der Elisabeth, Gemahlin des Königs Eduard IV., welcher seine Concubine an einen seiner geringsten Diener, Namens Gardiner, verheirathet hatte, um dem sichtlichen Zeugnisse seiner lüsternen Begierde einen Namen zu geben, der den Ruf der bischöflichen Reinheit nicht beflecken möchte. Begünstigt durch glückliche Anlagen machte er schon zu Cambridge, wo er den Grund seiner gelehrten Bildung zu legen begann, glänzende Fortschritte in sprachlichen und praktischen Disciplinen, vor Allem sollen griechische Sprachstudien ihn angezogen und gefesselt haben neben dem Studium der Rechtswissenschaften, er sich dabei auch große Sicherheit und Gewandtheit im Nachahmen Ciceronischer Eleganz des Styls und der Rede erworben haben. Ein verdienter guter Ruf, der vor ihm herging, als er die Universität verließ, machte den damaligen Staatsminister, Thomas Howard, Herzog von Norfolk, auf ihn aufmerksam und sicherte ihm eine Stelle als Secretair des allmächtigen Cardinal Wolsey. Hier brachte ihn die Ausarbeitung eines bedeutsamen politischen Plans, den er in des Cardinals Auftrag entwarf und bei dessen Anfertigung Heinrich VIII. selbst ihn einst zufällig überraschte, bei dem Könige in solches Ansehen, daß dieser alsbald beschloß, Gardiner's Talente zu wichtigeren diplomatischen Geschäften zu verwenden. Leicht fand sich hierzu die Gelegenheit, da der König so eben mit dem Plane seiner Scheidung von Katharina von Aragonien umging; und mit Hilfe der unbeschränkten Vollmacht Wolsey's, durch Unterstützung des Legaten Campeggio, Cranmer's und Fox, sowie später durch das dem Könige zu Gunsten von der Universität zu Cambridge erwirkte Gutachten löste er seine Aufgabe zu so großer Genugthuung des Königs, der Anna von Boleyn und des Premierministers, daß diese durch freundschaftliche Zuschriften ihm ihre Zufriedenheit dankend ausdrückten [1]); namentlich fühlte sich Wolsey ihm durch den Ausgang noch mehr verbunden, weil er ihm, der doch noch immer die frühere Neigung des Papstthums mehrmals andern unberücksichtigt nachgesetzt zu sehen, nicht zu verschmerzen vermochte, während einer schweren Krankheit des Papstes Clemens VII. die Cardinäle so günstig gestimmt hatte, daß ihm aufs Neue die Hoffnung, den päpstlichen Stuhl zu besteigen, auf eine Zeit lang bei Gardiner's Rückkehr fröhlich aufging. Belohnungen für seine glücklichen Unternehmen und Anstrengungen seiner Brauchbarkeit waren es, daß er nicht nur vorläufig das Archidiakonat von Norfolk und die einflußreiche Stelle eines Staatssecretairs im geheimen Rathe erhielt, sondern auch später zum Bischofe von Winchester erhoben wurde. So glücklich er nun auch in seinen politischen Unternehmungen war, bei denen er den rechten Vortheil seines Vaterlandes keinen Augenblick aus dem Auge verlor, so unglückselig war er dagegen in kirchlichen Unterhandlungen wegen seiner zweiseitigen Stellung zum Oberhaupte der römisch-katholischen Kirche, der er mit wärmster Hingebung zugethan war, und zu dem Oberhaupte des Staats, dem er als einflußreicher Diener angehörte. In dieser Hinsicht zog er sich auch bei einer Gesandtschaft nach Frankreich, wo er mit Erfolg seinen ganzen Einfluß aufbot, den König zu bewegen, den Dr. Polus aus seinen Landen zu verbannen, die Feindschaft dieses Mannes zu, und während er schon mit Bonner den Plan gefaßt, gegen etwaige ungünstige Machteinsprüche des Papstes an ein künftiges Concil zu appelliren; wiederum suchte er gleichzeitig das Project einer religiösen Verbindung mit den protestantischen Fürsten Teutschlands zu hintertreiben, und war mit Cranmer einverstanden, den König in einer Petition anzugehen, seine Erlaubniß zur Anfertigung einer englischen Bibelübersetzung zu ertheilen, 1535. Als Gesandter zu Regensburg, wo man ihn mit aller Hingebung an das Supremat seines Königs den Angelegenheiten seiner Commission sich widmen sah, fiel er gleichwol dabei in den Verdacht einer geheimen Correspondenz mit dem Papste, die nichts Geringeres bezwecken sollte, als den Einfluß des Papstthums in England wieder herzustellen; denn er sowol als der Papst kannten Heinrich's noch immer ununtergrabenen Glauben an die Hoheit des apostolischen Stuhls und seine kirchlichen Satzungen, die er vorkommenden Falls durch Verfolgungen der Gegner der päpstlichen Sache in klaren Zeugnissen schon mehrmals kundgethan hatte. Er war es auch, der das sogenannte „Blutige Gesetz" durchzusetzen verstanden hatte, das mit Galgen und Scheiterhaufen die verweigerte Anerkennung der päpstlichen Supremalie an schwankenden Papisten und schroffen Protestanten strafte. Nach Cromwell's Fall, den er durch seine Widersetzlichkeit gegen diesen beschleunigen half, wurde Gardiner zum Kanzler der Universität Cambridge ernannt, und wirkte hier mit ausdauernder Energie allen neuen Planen entgegen, die nur irgend auf Verbesserung der Erziehung hinführen konnten; an ihm fanden auch J. Clarke's Neuerungen einen gewichtigen Anstoß. So wäre auch fast (1542) an seiner überlegten Berechnung das Verbreiten der Bibelübersetzung gescheitert, die er einer ausdrücklich zur Begutachtung niedergesetzten Com-

---

1) Strype in seinen berühmten Memorials widerlegt vollständig die Annahme, daß Gardiner insgeheim durch Cardinal Wolsey instruirt gewesen sei, die Verhandlungen in dieser Angelegenheit nicht zu Stande kommen zu lassen und die Scheidung zu hintertreiben. Aus der von ihm benutzten handschriftlichen Correspondenz Gardiner's, die ihm gänzlich zur Disposition stand, ergibt sich die Unwahrheit dieser Ansicht. Ähnlicher Verdacht der Zweideutigkeit und geheimer Intrigue ruhte aber auch später noch öfters auf ihm.

mission durch den scheinbaren Vorwand: die gegenwärtige Version durch eine gelungenere ersetzen zu lassen, zu entwinden trachtete; hätte nicht Cranmer's Scharfsichtigkeit diesem vorbeugend dadurch entgegen gearbeitet, daß er die neue Übersetzung unter das Urtheil zweier Universitäten stellte. Die Fortschritte der Freiheit auch im Politischen einzuengen, und zugleich den Keim der reformatorischen Principien zu ersticken, ließ er zu der Zeit, wo er mit Schottland auch wegen der Heirath des Prinzen von Wales und der jungen schottischen Königin Unterhandlung pflog, nachdem er den König auch hierzu vermocht, in Windsor Haussuchungen anstellen, und die Besitzer einiger freisinnigen Bücher gegen die VI Artikel büßten auf dem Scheiterhaufen. War gleich dabei Gardiner dem Könige selbst verdächtig geworden; und war ein königlicher Befehl, ihn in den Tower zu setzen, schon unterwegs, so wußte er doch durch imposantes Auftreten seine Gegner wie seinen König einzuschüchtern, sodaß seine Freisprechung einer Untersuchung und Verurtheilung zuvorkam. Gardiner's Aufenthalt in Flandern, wohin ihn 1545 eine besondere Sendung zu einer politischen Negociation mit dem Könige von Frankreich und dem Kaiser rief, benutzte wiederum Cranmer, um einige der noch herrschenden Superstitionen in religiösen Dingen abzuschaffen; Gardiner dagegen, in dessen Dienste stets geheime Agenten standen, hiervon benachrichtigt, warnte schleunigst unter dem Scheine politischer Mittheilungen über günstigen Verlauf seiner Verhandlungen den König vor jeglichen Neuerungen, andeutend, daß durch solche des Kaisers Stimmung dem günstigen Stande der Sache entfremdet werden könnte, und vereitelte auf diese Weise Cranmer's Absichten auf Revision und Reformation des kanonischen Gesetzes in seiner ganzen Tragweite. Die Folge hiervon war, daß Gardiner den neuen Bestrebungen nur immer abholder wurde und sogleich bei seiner Rückkehr nach dem Gesetze der VI Artikel eine Verfolgung der Protestanten einleitete, in welcher auch die durch Geist, Sittenreinheit und Frömmigkeit gleich ausgezeichnete M. Askoff — von der man vergebens Stoff zu Anklagen gegen die Häupter des Protestantismus durch die Tortur zu erzwingen suchte — nebst einigen andern, die mit ihr gegen die Dogmen über die wahre Gegenwart nach Lambert's Vorgange gesprochen hatten, den Feuertod erlitt. — Gardiner's Glücksstern, einmal schon im Erbleichen, sollte aber nicht wieder im frühern Glanze am Throne dieses Königs schimmern. Die fanatische Insinuation gegen Katharina Parr, welcher diese kluge Frau sich glücklich entzog, entfremdete ihm unwiederbringlich das Herz Heinrich's in dem Maße, daß der König nach wiederhergestellter Vertrautheit mit seiner letzten Gemahlin Gardiner nie wieder vor seine Augen treten lassen wollte, und ihm nur ein Mal noch den Zutritt zu ihm bei Überreichung einer Schrift gestattete, deren eigene Einhändigung unumgänglich nothwendig war. Auch hier kehrte ihm Heinrich sogleich den Rücken und zog sich in sein Nebengemach zurück, ja, steigerte seine Misgunst soweit, daß er Gardiner, den er selbst früher zum Testamentsvollstrecker bestimmt hatte und zum Mitgliede des vormundschaftlichen Raths für Prinz Eduard, nach Cassation des alten in einem neuen Testamente ganz unerwähnt ließ. Der nach Heinrich's Tode noch Machtlosere hörte deshalb nicht auf, sich eifrigst den reformatorischen Bestrebungen Cranmer's zu widersetzen, wofür das Gefängniß sein Lohn ward, aus welchem ihn erst am Ende der Parlamentssitzung des Königs Gnade frei machte. Zurückkehrend in seine Diöces ließ er es sich angelegen sein, wenigstens durch Controverspredigten den Principien der fortschreitenden Reformation entgegen zu wirken, wurde aber deshalb in Anklagestand versetzt (1548). Er bekam Hausarrest und man foderte seine Vertheidigung in öffentlicher Versammlung; dazu wurde ihm nach bestimmter Aufgabe zur Zufriedenstellung des Königs in dessen Gegenwart eine Predigt zu halten vorgeschrieben. Die Lösung dieser Aufgabe machte das Übel nur ärger und brachte ihn in den Tower. Zwei volle Jahre hatte er hier zugebracht, als man ihm unter der Bedingung seine Freiheit wiederzugeben ankündigte, daß er die Artikel, welche ihm seine Untersuchungscommission zustellte, unterschriebe. Hartnäckig weigerte sich Gardiner. In Folge dessen wurde er wegen Ungehorsams und Verachtung der königlichen Autorität seiner bischöflichen Würde entsetzt, und trotz seiner Protestation gegen die Beschlüsse seiner Richter und ungeachtet seiner weiteren Appellation an den König als gemeiner Gefangener des Towers gehalten. Gardiner blieb jedoch auch hier ungebeugt, und hoffte immer noch auf einen günstigen Wechsel seines Schicksals. Dieser kam, als Eduard gestorben und Maria den Thron bestieg. Schon beim Leichenbegängniß des Königs fungirte der alsbald befreite Gardiner neben Cranmer im Westminster, bezog am folgenden Tage wieder Winchesterhouse, und wurde am 28. Juli als Staatskanzler Englands und Premierminister declarirt. Jetzt lag die Leitung der Staatsangelegenheiten in seiner gefestigten Hand. Von nun an bildete er Concilien nach seinem Willen von Creaturen seiner Mache, das protestantische Predigen wurde zum Theil ganz untersagt, der katholische Ritus in mancherlei Weisen wieder eingeführt, zu der Wiederaufnahme des Katholicismus Thür und Thor geöffnet. Bald fühlte der Protestantismus des feindlichen Gewalthabers drückende Macht. Dazu häuften sich die Denunciationen bezahlter Subjecte, welche Prediger und Andersdenkende in die Kerker lieferten; auch die allgemeine Amnestie, am 1. Oct. als dem feierlichen Krönungstag der Königin erlassen, schloß neben den Gefangenen des Tower die Protestanten aus. Am 10. desselben Monats erklärte außerdem das eröffnete Parlament in einer seiner ersten Sitzungen die Heirath König Heinrich's VIII. mit Katharina von Aragonien für legal, die Scheidung für illegal, und Cranmer war es, dessen Haupt der gefährliche Streich dieser verderblichen Intrigue zu treffen bestimmt war. Eine nach sechstägiger Debatte im Unterhause durchgesetzte Bill widerrief sämmtliche unter Eduard erlassenen kirchlichen und religiösen Gesetze und schrieb nur diejenige Form des Cultus vor, die in den letzten Jahren Heinrich's VIII. gebräuchlich gewesen war. Die strengsten und härtesten Maßnahmen sollten diesem aber selbstredend erst folgen; bald kamen denn auch Absetzungen der Protestanten in Menge

vor und Wiederbesetzungen der erledigten Stellen durch früher aus ihrem Dienste entlassene Papisten; Gardiner präsidirte dabei der Absetzungscommission, welcher unter Andern auch Bonner angehörte. Viele Protestanten suchten ihr Heil in Auswanderung, während die Zurückbleibenden die Rache des wieder emporgekommenen Protestantenfeindes nur um so drückender in tiefen Kerkern und in Todesängsten fühlen mußten. Gleichzeitig beschäftigte sich Gardiner mit den Heirathsanträgen Philipp's II. und seiner Königin. Wie sehr er auch in dem Ehevertrage, den er mit großem Geschick ausgearbeitet hatte, die Selbständigkeit Englands zu wahren gewußt hatte, so erregte er doch die Unzufriedenheit und das Mistrauen des Volks, welches mit Philipp die katholische Strenggläubigkeit und im Gefolge der spanischen Regierung spanische Inquisition und Tyrannei mit einziehen sah, die England zu einer Provinz Spaniens erniedrigen werde. Hatte dies schon S. Thomas Wyat Veranlassung zu einer Insurrection geboten, so gab diese wiederum Gardiner Gelegenheit, die bald unterdrückten Insurgenten aufs Schärfste zu verfolgen, und sogar die freimüthige Prinzessin Elisabeth auf einige Zeit nach dem Tower zu schicken, unter dem Vorwande der Theilnahme an der Conspiration. Gardiner weihte darauf selbst den Act der ehelichen Verbindung zwischen Philipp und Maria, die durch keinerlei Rücksichten sich von Philipp abbringen ließ, zu Winchester, und da er fortan stets an der Vertilgung des Protestantismus arbeitete und über Rache an seinen frühern Verfolgern brütete, so war es ihm eine Gunst des Augenblicks, daß Cardinal Polus als päpstlicher Legat in England erschien, um das Parlament für eine Wiedervereinigung mit dem apostolischen Stuhle zu stimmen. Das gefügige Parlament nahm die Vorschläge an, und auf seine eigene Petition hin gestattete die bereitwillige Königin die Wiederaufnahme Englands in den Schooß der alleinseligmachenden katholischen Kirche. Natürlich folgte bald darauf eine Bill, welche allen außer Kraft gesetzten Gesetzen gegen die Ketzer das alte Leben und neue Kraft verlieh, aber in demselben Maße als seine Verfolgungswuth wuchs, die sich oft bis zur Barbarität gesteigert haben soll, wuchs auch der Haß und die Verachtung des Volks gegen ihn, die sich schon längst regten. Bald darauf wurde er ernannt zum Gesandten nach Calais zu einer Art Congreß behufs eines Friedensschlusses zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich. Unterdessen starb der Papst und Gardiner unterließ Nichts, um sich bei dessen Nachfolger die Cardinalswürde und die Succession zur Diöces von Canterbury zu versichern. Aber seine Gesundheit war hinfällig, seine Kräfte waren sichtlich im Abnehmen, und wohl merkte man, wie seinem Geiste und seiner Gemüthsstimmung schon längst, seinem geschwächten Körper die Nachwirkungen eines gedrückten Lebenganges immer deutlicher an. Doch hinderte ihn seine geschwächte Gesundheit durchaus noch nicht, im October 1555 in eigener Person das Parlament zu eröffnen, und sein kräftiges Auftreten, das Feuer seiner Beredsamkeit, die Regsamkeit und Lebendigkeit seines Geistes ließen die Nähe seines Todes nicht ahnen. Dennoch starb er noch vor Schluß dieser Session am 12. Nov. Die Ursache und die Symptome seines Todes werden verschieden angegeben. Nach Einigen war seine letzte Krankheit die Gicht; nach Andern eine Suppression des Urins; noch Andere erzählen, daß er — „eine Strafe Gottes" — gerade an dem Tage den letzten und heftigsten Anfall seiner [illegible] periodischen Krankheit gehabt, als er, am Tische sitzend, von der Verbrennung der Bischöfe Ridley's und Latimer Nachricht erhalten, die er selbst den Flammen überliefert hatte. Darin stimmen aber alle überein, daß er einen qualvollen, fürchterlichen Todeskampf gehabt, und schmerzliche Reue über begangene Missethaten seines Lebens gefühlt habe. Oft habe er dabei in peinlicher Seelenangst auf seinem Lager sich windend unter Thränen ausgerufen: erravi cum Petro, sed non flevi cum Petro! Worte allerdings verschiedener Deutung und Anwendung fähig. Die katholische Partei, selbst Polus, beklagten ihn tief, und sein Ableben galt ihnen für Kirche und Staat gleich bejammernswerth.

Was das Äußere Gardiner's betrifft, so wollen wir nicht mit einstimmen, wenn gesagt wurde, die Beschreibung des Dr. Poynet sei so treu, daß sich in dem Äußern zugleich das Innere Gardiner's zeichne. Poynet sagt von ihm: G. hath a swarth colour, hanging look; frowning brows, eyes an inch within his head, a nose hooked as a buzzard, nostrils like a horse, ever snuffing in the wind, a sparrow mouth etc. (— Gardiner hat eine dunkle Hautfarbe, niedergesenkten Blick, drohende Brauen, (einen Zoll) tief zurückliegende Augen, eine gebogene Nase, ähnlich einem Geierschnabel, Nasenlöcher wie ein Pferd, das stets die Luft einschnauft [2]), einen zugespitzten Mund ähnlich einem Sperlingsschnabel x.). Jedenfalls wurde dies Zerrbild vom Parteihaß dictirt und Parteilichkeit hielt sich fest daran. Dabei muß es nicht unvergessen bleiben, daß Gardiner, trotz vielfacher geistiger Mängel und namentlich trotz seiner consequenten Intoleranz doch öfters fähige junge Leute, selbst eifrige Protestanten, auf seine Kosten erziehen ließ, um sie für Förderung der Wissenschaft zu bilden, wie Thomas Smith, Roger Ascham u. A., und gewiß ist Harrington's Urtheil über ihn mehr vielsagend als parador: Gardiner war ein katholischer Protestant, aber auch zugleich ein protestantischer Katholik. Sicherlich ist es zu viel, wenn Schriftsteller — wie es in der britischen und französischen Biographie geschieht, ihn von allen Mängeln und Schwächen freizusprechen bemüht sind, und es ist richtiger, wenn von einem seiner Biographen, dem wir nur Weniges einschaltend hinzufügen, sein Charakter dahin bestimmt wird, daß Gardiner allerdings stolz, anmaßend, zähe und unbeugsam, halsstarrig, eitel, unbegrenzten Ehrgeizes voll, der größten Verstellung fähig gewesen sei. Daneben zeigte er doch natürlichen Muth und Entschlossenheit, war aber besonders in letzter Zeit als Hofmann servil, seinen Zwecken und Interessen gemäß selbst gewissenlos, und, freilich noch mehr im Anfange seines öffentlichen Lebens, ein zweideu-

2) So als Relativsatz zu horse, wie wahrscheinlich ist. Als Relativsatz zu nostrils könnte es auch wol übersetzt werden: mit denen er stets Luft einschnaufte.

tiger, doppelzüngiger Achselträger. Was seine Verfolgungssucht anbelangt, so mag sie allerdings auch aus übelwollendem Sinne und böser Naturanlage hervorgegangen sein, die Hauptschuld trägt aber immer eine gewisse geistige Beschränktheit, eine engherzige und falsche Ansicht von Politik und kirchlicher Ordnung, welche die Königin Maria und ihre Partei in ihm wol zu finden und durch ihn zu brauchen verstand. War er dazu in seinem Benehmen oft liebenswürdig, einnehmend und gefällig beredt, so war er andererseits als Ketzerrichter grob und gemein, und konnte seine Bildung und seine hohe Stellung vergessen machen, wenn Fanatismus ihn zu beseelen anfing.

Als Schriftsteller ist Gardiner nicht sehr bemerkenswerth. Man hat von ihm eine kleine Schrift: de vera et falsa obedientia ab a. 1534 (ed. Francof. 1621.) über päpstliche und königliche Suprematie; ferner lateinische, metrische Übersetzungen poetischer Theile des alten Testaments, sowie eigene kleinere lateinische Dichtungen und einige Controversialtractate, geschrieben in der Gefangenschaft des Tower. Im J. 1543 veröffentlichte er noch ein Werkchen: necessary doctrine of a christian man. Seine Widerlegung der von J. Young ins Lateinische übersetzten Schrift Cranmer's ebenfalls während der Gefangenschaft verfaßt, trägt den Titel: Eine Erklärung und Bestätigung des wahren katholischen Glaubens, das allerheiligste Sacrament des Altars betreffend, nebst einer Widerlegung eines gegen dasselbe geschriebenen Buchs: Cranmer's Antwort (1551, und nochmals aufgelegt 1580, ins Lateinische übersetzt von J. Cheke), worin ein wortgetreuer Abdruck der Schrift Gardiner's, rief von dessen Seite eine Antwort hervor, die er unter dem angenommenen Namen Marcus Antonius Constantinus veröffentlichte: Confutatio Cavillationum, quibus sacrosanctum Eucharistiae Sacramentum ab impiis Capernaitis impeti solet. (Paris 1552.) Cranmer's Antwort hierauf blieb unvollendet; bei seinen Lebzeiten wurden nur drei Theile fertig.

Über Gardiner s. außer den genannten französischen und englischen Biographen: *Hume*, History of England IV, 129—421 in zerstreuten Bemerkungen; *Burnet*, Hist. of the Reform. vol. I; *Godwin*, De Episcop. Angl. I. p. 298 seq.; *Pitseus*, De scriptor. Angl.; *Sanderus*, Schism. Angl. u. A. m. — Außer diesen die betreffenden Artikel in dieser Encyklopädie. (*O. Gruber.*)

GARDINGUS, eine Art hoher Beamten bei den West-Gothen und den Vandalen. 1) Bei den West-Gothen. In Lex Wisigothorum Lib. II. De negotiis causarum Tit. I. de Judiciis et Judicatis sagt Leg. I. De tempore, quo debeant leges emendatae valere der Flavius Gloriosus Recaredus Rex von der Bekanntmachung dieser verbesserten und neuen Gesetze, welche vom zweiten Jahre seines Königthums an, von dem zwölften Tage der Kalenden des Novembers (am 20. Sept.) an gelten sollen: ut sicut sublime in throno serenitatis nostrae celsitudine residente, videntibus cunctis sacerdotibus Dei, Senioribusque palatii atque Gardingis, earum manifestatio claruit etc. Die Gardingi standen also im Range unter den Senioribus Palatii, wiewol sie mit denselben das wichtige Privilegium genossen, daß sie bei Untersuchungen gegen sie nicht gefoltert werden durften. In der Lex Wisigothorum bestätiget Lib. XII. T. I. De temperando judicio et removenda pressura Leg. 3 Fls RCNS (muß es für Recaredus heißen Ervigius) Rex die Satzungen der in der Ära 721 (683 v. Geb. Chr.) zu Toledo gehaltenen Kirchenversammlung, und in denselben heißt es: Item secundus est Canon de accusatis sacerdotibus, seu etiam optimatibus palatii atque Gardingis: sub qua eos justitiae cautela examinari conveniat, quos nostrae gloriae mansuetudo, juxta ipsius Canonis instituta, nullis tormentorum generibus atque publicam discussionem subjici censuit. Sed omnes qui deinceps fuerint accusati, juxta sanctionem praedicti Capituli (nach anderer Lesart Concilii) erunt procul dubio judicandi. Daß die Gardingi den Herzogen und Grafen nachstanden, geht aus Folgendem hervor. In Lex Wisigothorum Lib. IX. Tit. II. De his, qui ad bellum non vadunt, aut de bello refugiunt Leg. 8. Quid debeat observari si scandalum infra fines Hispaniae surrexerit verordnet König Wamba: ut a die legis hujus praenotato vel tempore, si quaelibet adversitas inimicorum contra patrem nostrum commota extiterit, seu sit Episcopus, sive etiam in quocunque ecclesiastico ordine constitutus, seu sit Dux aut Comes, thyuphadus aut vicarius, gardingus vel quaelibet persona, cui aut ex ipso sit commissum, ubi adversitas ipsa occurrerit, aut ex altero qui in civitate adjungitur, vel quicunque in easdem provincias vel territoria superveniens infra centum millia positus, statim ubi necessitas emerserit, mox a duce seu comite, thyuphado vel vicario, aut a quolibet fuerit admonitus, vel quomodo ad suam cognitionem pervenerit, et ad defensionem gentis vel patriae nostrae pacatus, cum omni virtute sua qua valuerit, non fuerit etc., so sollen die Bischöfe, Presbyteri und Diaconi, wenn sie kein Vermögen haben, die Schäden, welche das Land erlitten, zu ersetzen, in das strengste Exil gethan, die Kleriker, welche keine Würde haben, das erleiden, was die Laien, diese nämlich, sive sit nobilis, sive mediocrior, viliorque persona in den tiefsten Stand der Sklaverei gebracht werden, wobei der Fürst (König) alles, was er sich von ihrem Vermögen aneignen wolle, aneignen könne. Nach diesem Gesetze werden also die Gardingi erst nach den Thiuphaden genannt. Anders ist es Leg. 9. De his, qui in exercitum constituto loco vel tempore definito non successerint, aut refugerint, wo es heißt: si majoris loci persona fuerit, id est Dux, Comes, sive etiam Gardingus, a bonis pro his ex toto privatus exilii relegatione jussu regio mancipetur: ita ut quod principalis sublimitas de rebus ejus judicare elegerit, in suae persistat potestatis arbitrio. Inferiores sane vilioresque personae, thyuphadi scilicet, omnisque exercitus compulsores, vel hi qui compelluntur etc. sollen, wenn sie gezögert haben, ins Heer zu kommen, oder

an dem bestimmten Orte und zu der bestimmten Zeit nicht dazu gestoßen sind, oder (vel) zu ziehen vernachlässiget haben, oder (seu) von der öffentlichen Heerfahrt (Heerfahrt von Staatswegen), durch irgend ein lügenhaftes betrügerisches Vorgeben sich entzogen haben, nicht nur 200 Geißelschläge erhalten, sondern auch häßliche Decalvation (Kahlscheerung) erleiden, und soviel Pfund zahlen, als ihnen auferlegt wird. Vergleichen wir die gothischen Ausdrücke hundafads für centurio, thusundifads für tribunus, könnte Thiufads wol decurio militum bedeuten, nämlich aus ty, tyo, zehn, zusammengesetzt sein. Aber diese Auslegung paßt, wie wir weiter sehen, nicht, weil unter einem Thiufads quingentarii, centenarii und decani standen. Wir müssen uns daher streng an das th halten, und dürfen Thiufads nicht mit Tiufads vertauschen. Wir erhalten, wenn wir das th nicht aufgeben, in thiu-fads einen Vorgesetzten über die Sklaven, nämlich vom gothischen thius (ohne Zeichen des Nominativs thiu), altnordisch thyrr, thyr, anglisch (sogenanntes angelsächsisch) theow, thiow Sklave; denn auch den zehnten Theil der Sklaven mußte jeder Herr mit in das Heer bringen, sowie der König Ervigius in ebendemselben Gesetze durch ein Specialdecret beschließt: ut quisquè ille est, sive sit Dux, sive Comes atque Gardingus, seu sit Gothus sive Romanus, nec non ingenuus quisque, vel etiam manumissus, seu etiam quislibet ex servis fiscalibus, quisquis horum est in exercitum progressurus, decimam partem servorum suorum secum in expeditionem bellicam ducturus accedat, sodaß dieser zehnte Theil nicht unbewaffnet sei, sondern mit verschiedener Waffengattung ausgerüstet erscheine. So auch, daß ein jeder von diesen, welche er mit sich in das Heer führt, einen Theil mit Panzern (nämlich zavis vel loricis) gedeckt, die meisten aber mit Schilden, breiten Schwertern (nämlich spatis), Schrammenmachern (scramis)[1]), und Lanzen versehen, einige auch mit Schleuderinstrumenten (fundarum instrumentis), oder (vel) übrigen Waffen, welche neuerdings vielleicht jeder von seinem Herrn (a seniore vel domino suo) aufgelegt erhalten hat, dem Fürsten (Könige), Herzoge oder (vel) Grafen zu präsentiren, sich befleißige. Aus dieser Stelle läßt sich schließen, daß die Sklaven, wenn sie von ihren Herren ins Heer gebracht wurden, nach den verschiedenen Waffengattungen in Scharen geordnet, und diese Scharen Führer, welche Thyuphaden (Vorgesetzte über die Sklaven) hießen, erhielten, hieraus wird erklärlich, warum in dem zuletzt angeführten Gesetze gesagt wird: thyuphadi scilicet, omnisque exercitus compulsores, da die Thyuphaden nur über die Sklaven gesetzt waren. Die Führerschaft über eine Sklavenschar hieß Thyuphadia. Lex Wisigothorum Lib. IX. Tit. II. De his, qui ad bellum non vadunt, aut de bello refugiunt, Leg. I. Si hi, qui in exercitu praepositi sunt, commodis corrupti aliquem de expeditione domum redire permiserint, vel a domibus suis exire non coëgerint, bestimmt: Si thyuphadus ab aliquo de thyuphadia sua fuerit beneficio corruptus, daß er ihm zu seinem Hause zurückzukehren erlaubte, so gebe er es neunfach dem Grafen der Stadt zurück, in deren Gebiet er angestellt ist. Und, wenn er (der Thyuphadus) von ihm keinen Lohn erhalten, sondern ihn, während er gesund war, nach Hause entlassen hat, so gebe er (der Thyuphadus) 20, der Quingentarius 15, der Centenarius aber 10, der Decanus 5 Schillinge, und diese Schillinge werden in der Hundertschaft (in centena), wo sie ausgezahlt worden sind, vertheilt. Leg. 4. Si praepositi exercitus, aut relicta expeditione domum redeunt, aut alios exire non compellant. Wenn ein Dekan seine Dekanie verlassend von dem Heere (de hoste) zu seinem Hause zurückgeflohen, oder von seinem Hause, obgleich er gesund ist, nicht hinausgehen und zur Heerfahrt ziehen wollen, gebe er dem Grafen der Stadt 10 Schillinge. Quod si aliquis, qui in sua thyuphadia fuerat numeratus, sine permissu thyuphadi sui, vel quingentarii aut centenarii, vel decani sui de hoste zu seinem Hause zurückgeflohen, oder von seinem Hause nicht ins Heer ziehen wollen, erhalte er öffentlich 100 Geißelhiebe und zahle 10 Schillinge Leg. V. Si compulsores exercitus *beneficio accepto, aliquem sine aegritudine domi stare permiserint.* Servi dominici qui in hostem exire compellunt, si ab eisdem aliquis forte se redemerit, sollen genöthiget werden, soviel, als sie empfangen, auf das Neunfache dem Grafen der Stadt zu zahlen, und diejenigen, welche er, während er gesund war, gebeten, daß sie ihn nicht zur Heerfahrt compellirten, und die ihn frei ließen, sollen, auch wenn sie von ihm keinen Lohn empfangen, dem Grafen der Stadt 5 Schillinge geben. Der Thyuphadus aber untersuche es durch seine Centenarien, und die Centenarien durch die Dekane, und wenn sie erkennen können, sie durch Bitte oder Loskaufung nach Hause zurückgeflohen sind, oder nicht von Hause ins Heer ziehen wollten, dann thue es der Thyuphadus dem Praeposito Comitis civitatis kund, und schreibe das dem Grafen der Stadt, in deren Landesgebiet er angestellt ist, daß der Graf der Stadt die Rache, welche im Gesetze festgesetzt ist, an denen, welche für sich bitten, oder sich von den Thyuphaden, oder (vel) Centenarien, oder (aut) Dekanen, oder (vel) servis dominicis (d. h. königlichen Sklaven) loskaufen, in allem gänzlich zu erfüllen, nicht verzögern. Hier erscheint also der Thyuphadus und unter ihm seine Centenarien und unter diesen die Dekane. In den Gesetzen 1 und 4 erscheinen in der Thyuphadia zwischen dem Thyuphaden und dem Centenarius auch ein Quingentenarius (ein Vorgesetzter über Fünfhundert). Die Thyuphadien waren also nicht gleichstark, und konnten es auch nicht aus zwei Gründen, weil, wie wir oben schließen konnten, die Sklaven nach den Waffengattungen in Scharen geordnet wurden, und zweitens weil die Landesgebiete der Städte, über welche Grafen gesetzt, nicht gleich groß waren. Aus dieser Verschiedenheit der Größe der Thyuphadien läßt sich der merkwürdige Umstand erklären, daß in dem Decrete des

1) Vgl. Scramanus bei *Gregor. Turon.* Hist. Lib. IV. Cap. 46: Cum cultris validis, quos vulgo *Scramasaxos* vocant, infectis veneno, maleficati a Fredegunde regina, cum aliam causam se gerere simularent, utra ei (Sigiberto regi) latera feriunt.

Könige Wamba in Lex Wisigothorum Lib. IX. Leg. 8 aufgeführt werden: Dux aut Comes, Thyuphadus aut vicarius, gardingus aut quaelibet persona, cui aut ex ipso sit commissum etc. und von dem Könige Ervigius in dem Decrete ebenfalls Lib. IX. Leg. 9: si majoris loci persona fuerit, id est Dux, Comes, sive etiam Gardingus und inferiores sane viliores-que personae, thyuphadi scilicet, omnisque exercitus compulsores, vel hi, qui compelluntur aufgeführt werden, und also in jenem Decrete der Thyuphadus höher im Range als der Gardingus, und in diesem der Gardingus höher im Range als der Thyuphadus steht. Das Amt des Gardingi wurde Gardingatus genannt. So z. B. in der Vita Wambae Regis p. 833 und bei Lucas Tudensis p. 60: Hildegiso sub gardingatus adhuc officio consistente. Als Graf Hilderisch zu Nimes im narbonensischen Gallien im J. 711 der spanischen Ära (673 der Geb. Chr.) sich wider den König Wamba empörte, befahl dieser dem Paulus, einem seiner Heerführer, die Kriegstruppen wider die Aufrührer im narbonensischen Gallien anzuführen. Aber als Hilderisch solche tapfere Truppen unter sich hatte, begann er selbst auf Mittel bedacht zu sein, die Krone an sich zu reißen. Damals war Ranosind Herzog und Statthalter der Provinz Tarragona, und Hilderisch war noch im Gardingatsamte. Mit beiden lebte Paulus in genauer Freundschaft, gab ihnen im Geheimen von seinem Vorhaben Nachricht, und bewog sie, daß sie unter dem Vorwande, daß er mehr Mannschaft, als er bei sich hätte, zu den ihm aufgetragenen Verrichtungen nöthig hätte, alle in der Provinz vorhandenen Kriegstruppen zu den Seinigen stießen ließ. Paulus zog hierauf über die Pyrenäen, und ward von seinen bei dem Heere befindlichen Anhängern als König vom narbonensischen Gallien begrüßt. Nachdem König Wamba die Empörung der Navarrer und Asturier gedämpft hatte, brach er mit seinem Heere gegen das narbonensische Gallien auf, und theilte, als er das pyrenäische Gebirge erreicht hatte, sein Heer in vier Heerhaufen, und befehligte den vierten, nämlich die Nachhut. Die Heerführer gingen mit den Truppen, welche sie unter sich hatten, ohne Hinderniß über die Pyrenäen, und nahmen die ersten, von den Feinden, um ihnen den Eingang in die Provincia zu verwehren, am meisten befestigten Plätze, Collioure, Bulturaria und Castrolibia, ein. Hierauf brachen sie auf, um ein zur Versperrung des Eingangs in einem engen Wege angelegtes festes Schloß anzugreifen. In diesem Schlosse befanden sich Ranosind und Hilderisch mit ihrer Mannschaft, und vertheidigten es tapfer. Dessenungeachtet wurde das Schloß genommen, und Ranosind und Hilderisch zu Gefangenen gemacht. Ihnen wurden die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, und sie so zu dem Könige geschickt. Die Nachricht von der dem Ranosind und Hilderisch dem vormaligen Garding geschehenen Widerwärtigkeit setzte den in Sardonia mit starker Besatzung befindlichen Witimir so in Schrecken, daß er, um nicht gleiches Schicksal zu haben, diese Festung eilig verließ und nach Narbonne zu Paulus flüchtete, welcher durch die Nachricht über das, was vorgegangen, ebenfalls den Muth verlor; Paulus ward in Nimes gefangen. Er und seine Mitverschwornen wurden von dem Kriegsrathe zum Tode verurtheilt. Aber König Wamba milderte das Urtheil dahin, daß ihnen das Haar abgeschoren und sie auf Lebenszeit eingesperrt wurden. So nach der Vita Wambae. Bei Lucas Tudensis p. 68 werden Gardingi Palatii erwähnt und in der Vita S. Fructuosi, Episcopi Racarensis [2]), ein Gardingus Regis erwähnt.

2) *Gardingi* bei den Wandalen. Victor Tunnensis [3]) erzählt zum vierten Consulat des Kaisers Justinianus, wo er davon handelt, daß dieser Kaiser ein Heer nach Afrika unter Anführung des Magister militum Belisarius wider die Wandalen geschickt: quos idem Belisarius proelio superans, Gumthimer, et Gebamundum, Gardingos Regis [4]) fratres, perimit, ipsoque Gelimer Rege in fugam converso Aphricam capit etc.

3) Bedeutung von *Gardingus*. Daß, wie Garcias Loaysa zu verstehen gibt, der Gardingatus eine vornehme Ehrenstelle war [5]), läßt sich aus dem schließen, was wir bereits unter 1 und 2 angeführt haben. Was aber eigentlich darunter zu verstehen, ist nicht zu bestimmen. Weshalb auch Du Fresne sagt: *Gardingi*, apud Gothos Hispanos, accensentur optimatibus et majoribus Palatii Officialibus, tametsi quae fuerit eorum dignitas non omnino percipitur. Nachdem er hierauf Stellen aus dem westgothischen Gesetzbuche und aus Geschichtswerken angeführt hat, sagt er zum Schlusse im Betreff der Ableitung des Wortes: Vocem effictam a *Garda*, custodia, quidam volunt, ut *Gardingi* custodes fuerint Principis, vel Palatii, ex honoratioribus. Wie Vossius meint, waren die Gardingen Hauptleute der Schlösser, wo sich der König aufhielt. Johann Georg Wachter unter *Wart*, custos. Gothis *wardja*, pl. *wardjans*, in comp. *ward*, Anglosax. *weard*, Francis et Alaman. *wart*. Tatianus Cap. 222, 1: sume fon then *warton* quarum *in thia burg*, quidam de custodibus venerunt in civitatem, sagt, man solle wart

2) a Sandovallio edita Cap. 16. 3) Chronicon Victoris Episcopi Tunnensis (Ingolstadii 1600.) p. 38. 4) Du Fresne (Gloss. Lat. unter *Gardingi*) bezieht Regis auf gardingos. Aber dieses ist ungewiß; denn Procopius (De Bell. Vandal. Lib. I. Cap. 18) nennt Gebamund'en Sohn des Bruders Gelimer's, ohne daß man Gebamund's Vater anzugeben weiß. Vielleicht ist Procopius nach Victor Tunnensis zu berichtigen; denn nach diesem waren, wenn Regis auf fratres zu beziehen, Gumthimer und Gebamund Brüder des Königs Gelimer. Ist Regis auf Gardingos zu beziehen, so bedeutet die Stelle die Gebrüder Gumthimer und Gebamund, Gardingen des Königs; doch macht sich dann das fratres etwas hart. Daß, wenn wir Regis auf fratres beziehen, Gardingen des Königs Brüder sind, hat nichts Befremdliches, wenn wir annehmen, daß Gelaris, der Vater des Königs Gelimer, Gumthimer'n und Gebamund'en außerehelich gezeugt, oder auch, wenn wir, falls dieses nicht stattfand, berücksichtigen, daß Gelaris nicht Königssohn, nicht Königsenkel, sondern nur Königsurenkel und nur Bruder von Königen war; s. Stammtafel der Könige der Wandalen, die in Afrika geherrscht, bei Mascow, Geschichte der Teutschen. 2. Th. Anmerk. S. 42. 5) Ferreras, Allgem. Historie von Spanien, mit den Zusätzen der französischen Übersetzung. 2. Bd. (Halle 1751.) S. 420. 445.

zu warten, custodire, bringen. Von da sei das lateinisch-barbarische *Gardingi* custodes Principum, und *Gardiani* superiores Fratrum in Monasteriis. Von den zusammengesetzten Wörtern haben einige Würde, andere nicht, und hierauf führt er das althochteutsche *Ewart*, sacerdos, das anglische (sogenannte angelsächsische) Saeweard, thalassiarcha, custos maris, das althochteutsche Duriwart, Thorwart, gothisch Thaurwards, janitor, ostiarius, und aus der Lex Bajuvar. Tit. XIX, 9 Hovawarth, canis, qui curtem Domini sui defendit, Hofewart im Sachsenspiegel III. Buch 51. Art. der hofwartende Hund bei Zobel, canis custodiens curiam, seu canis fundi im lateinischen Texte auf. Wenn wir aber berücksichtigen, daß im barbarischen Latein Walterus Gualterus, Wido Guido lautet, so sollte man meinen, Gardingus müßte, wenn es aus dem gothischen Wardjan, Wachten, gebildet wäre, Guardingus lauten. Auch hat Johann Georg Wachter selbst weiter oben, nämlich unter *Gardingus*, gesagt: *Gardingus* bedeutet soviel es kann, entweder einen optimatem palatii, wenn die Ableitung von *gard*, aula, palatium gemacht wird, und in diesem Sinne kommt es in den Legibus Wisigothicis Lib. II. Tit. I, 1 vor, wo die seniores palatii genannt werden *gardingi*[6]): oder einen custodem corporis, wenn es von garde, custodia abgeleitet wird: oder einen praefectum urbis, wenn die Benennung von *gard*, urbs geschieht. *Gardingos* und *Guardingos* sowie an Namen und Amte, so auch an Ursprunge unterscheidet Verelius im Ind. ad Herrandi Sagum p. 85. Leitet man Gardingus von dem gothischen Gards (ohne Zeichen des Nominativs Gard), Haus, Familie, Geschlecht, οἶκος, οἰκία, φυλή, von welchen Bedeutungen die von οἶκος und οἰκία bei Ulfilas äußerst häufig[7]) vorkommen, so bleibt doch noch die Endsylbe von Garding dunkel, nämlich ob das Wort zerfällt in Gard-ing, oder in Gard-ding, oder in Gar-ding. Im ersten Falle wäre ing eine Anbildungssylbe, welche eine Ankunft bezeichnet, oder auch participialisch gebraucht wird, wie noch im Englischen und in manchen teutschen Volksmundarten, wofür aber in dem Gothischen, wenigstens in der auf uns gekommenen gothischen Schriftsprache and gebraucht wird. Nehmen wir Gard-ding an, so kann Gardingus einen Haus- oder Hofdiener bedeuten, nämlich einen Diener höherer Art, wobei Ding nicht zu verwechseln wäre mit Thius (Mehrzahl Thiwos) Knecht, οἰκέτης (altnordisch Thyrr, Thyr, anglisch, sogenannte angels. Theow), leibeigener Diener, sondern zusammenzustellen mit dem englischen Thegn, Thên, Diener aus dem Stande der Freien, ritterlicher Dienstmann, latinisirt Thainus, wofür auch Thingus vorkommt. So in einer von Cowell angeführten Urkunde. Sciatis me concessisse omnibus militibus et omnibus *Thingis*, et omnibus libere tenentibus, qui manent in foresta mea de honore de Lancastre, quod possunt etc. Gardingus in Gard-ding zerlegt, würde demnach Haus- oder Hofrichter bedeuten. Jedoch weiß man nicht, ob die Gardingi ein solches Amt, nämlich das eines vornehmen Haus- oder Hofbedienten, wirklich bekleidet haben. Bei dieser Ungewißheit findet man Gardingus auch erklärt durch Pfalzgraf oder Richter im königlichen Hofe. Bei der Annahme dieser Bedeutung muß man Ding (s. d. Art.) in der Bedeutung Gerichtsversammlung (placitum im Latein des Mittelalters), Gericht (Judicium) nehmen, und hierbei stehen zwei Zerlegungsarten des Wortes Gardingus frei; nämlich in Gard-dingus, wobei wir Hof- oder Hausrichter, oder in Gar-dingus, wobei wir einen Richter in letzter Instanz erhalten, wobei das Gara in dem langobardischen Gara-thinx in Anspruch zu nehmen ist, in Betreff dessen wir aus den Gesetzen des Königs Rothar in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. I. Sect. 22. Th. S. 340 ein Beispiel angeführt haben. Hier bemerken wir noch aus *Liutprandi* Leg. Lib. VI. Cap. 1: Si quis chartam donationis per garathinx fecerit aut per susceptum launegild etc. Auch finden wir per garathinx id est donationem, wobei zu bemerken, daß thinx eigentlich nicht die Bedeutung von Schenkung hatte, sondern diese Bedeutung eine abgeleitete ist und dadurch entstand, daß gültige Schenkungen entweder durch Thingation (Vorgang vor Gericht) oder durch Lohngeld (indem der Schenker etwas von dem Beschenkten zum Lohne erhielt) gemacht werden, sowie in *Liutprandi* Leg. Lib. VI. Cap. 19: De donatione, quae per thinx facta est, aut sine launechild facta est, minime stare debeat. Durch den Vorgang vor Gericht oder die Thingation erhielt Thinx[8]) die abgeleitete Bedeutung von Geschenk[9]), sodaß es Papias Garathinx durch donatio erklärt, und alte von Du Fresne unter Garathinx angeführte Glossen Garathinx, donatio universalis haben, wobei Du Fresne bemerkt, daß *gar* im Deutschen [illegible] bedeutet. Gar-dingus ist demnach ein Ober-Richter, d. h. ein Richter, dessen Urtheil nicht gescholten werden kann, ein Richter, von dessen Richterstuhl nicht appellirt werden kann, und an den Appellationen von den niederen Gerichten ergehen. Gardingus regis, Gardingus palatii ist also ein Richter, welcher im Namen des Königs Recht spricht, wie der teutsche Pfalzgraf that.

(*Ferdinand Wachler.*)

GARDINI (Francesco Giuseppe), geb. am 22. Jan. 1740 zu Valtaglina, einem Flecken in der Nähe von San Damiano in der Provinz Asti, studirte in Turin zunächst Philosophie und besonders Physik unter Beccaria, dann aber Medicin. Nachdem er daselbst 17[illegible] den Doc-

6) Welches jedoch nicht geschieht, denn es heißt: videntibus cunctis sacerdotibus Dei, senioribusque palatii atque Gardingis. 7) s. die Nachweisungen bei *de Gabelentz* et *Loebe*, Ulfilas. Glossarium p. 35.

8) Thinx hat auch die Bedeutung von Thingatio, wie eine Schenkungsurkunde von 1060 (in tabulario Casauriensi) lehrt: Haec traditio de memoratis firma permaneat in sampiternum, quia in loca sanctorum nec thinx nec launegild impedire debet. In einer Urkunde des Bischofs Gandulf von Reggio (bei Ughelli p. 1594): dare per libellum de tinx. In den Gesetzen des Königs Liutprand Leg. Lang. Tit. 100. §. 4: manumissio per thinx. Vgl. thingare in der Bedeutung von libertate donare, Leg. Langob. bei *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. Tom. I. P. II. p. 33. 9) z. B. *Liutprandi* Leg. Lib. VI. Cap. 11. p. 64: thinx, quod est donatio.

torgrade erlangt hatte, ließ er sich als praktischer Arzt in seiner Heimath nieder. Dabei setzte er seine philosophischen und physikalischen Studien fort, und so wurde er denn 1783 zum Professor der Philosophie in Alba, 1800 zum Professor am Collegium von Asti ernannt. In Asti blieb er aber nur fünf Jahre, dann lehrte er wieder an seiner Lehrstelle in Alba zurück, wo er bis zu seiner Emeritirung im J. 1813 lehrte. Dann zog er sich nach San Damiano zurück, wo er am 15. Mai 1816 einem Schlagflusse erlag. — Gardini war ein tüchtiger Arzt, der sich namentlich um die Inoculation der Menschenpocken, und späterhin der Kuhpocken Verdienste erworben hat. Noch mehr aber hat er sich als Physiker ausgezeichnet und durch sein Bemühen, die Medicin und die Physik in die wünschenswerthe Wechselbeziehung zu setzen. Insbesondere beschäftigten ihn die Erscheinungen der Elektricität, und seine geschätzten Schriften, meistens gekrönte Preisschriften, verbreiten sich vorzugsweise über Elektricität: L'applicazione delle nuove scoperte del fluido elettrico agli usi della ragionevole medicina. (Genova 1774.) De effectibus electricitatis in homine, diss. praemio ornata. (Gen. 1780.) De influxu electricitatis atmosphaericae in vegetantia, diss. praemio ornata. (Turin 1784.) De natura ignis, diss. praemio ornata. (Mant. 1792.) Ed. 2. edidit et praefatus est Dr. *J. Meyer.* (Dresd. 1793.) Abhandlung von der Natur des elektrischen Feuers, aus dem Lateinischen übersetzt von J. G. Geißler. (Dresd. 1793.) Dissertazione sopra il quesito: verificare con più accurati mezzi se l'acqua sia un corpo composto di diverse arie etc. (Mant. 1794.) De effectibus procellarum supra hominem et caetera animantia. (Eine in Brüssel gekrönte Preisschrift.)

Außerdem enthält das turiner Giornale scientifico, letterario e delle arti mehre Abhandlungen Gardini's über die Einwirkung der Elektricität auf den Menschen, über einen Elektricitätsmesser, über freie Elektricität im menschlichen Körper u. s. w. (*F. W. Theile.*)

GARDINOVACZ, GORDINOVACZ, serbisches Pfarrdorf in Niederungarn diesseit der Donau, bátscher Gespanschaft, zum District der Csaikisten (sprich Tschaikisten) Bataillons gehörig, zwei Stunden vom Stabsort Titel entfernt, mit einer griechisch nicht unirten Pfarre und Kirche, 530 serbischen Einwohnern von der orientalisch nicht unirten Kirche und 20 katholischen Einwohnern, die theils vom Feldbau leben, theils zum Csaikisten- (Matrosen und Seesoldaten) Dienst verwendet werden. (*Rumy.*)

GARDIR (alte Geographie), ist nach Solinus (23) der punische Name der Insel Erythäa, und bedeutet Zaun (sepes). Plinius (IV, 24) braucht die Form Gardir nicht, sondern Gadir, und sagt, daß Gadir in der punischen Sprache Zaun (sepes) bedeute. Bei Gades braucht Solinus auch diese gewöhnliche Form, ebenso bei Gaditanum fretum. Sprachlich ist daher kein Unterschied zwischen Gardir und Gadir zu machen, und Gardir schwerlich mit dem teutschen Garten, altnordisch Gardhr, umzäunter Ort, zusammenzustellen. Über die Ableitung des Wortes Gadir von dem hebräischen gader, sepire, und gader, maceria, sepimentum, s. *Gades.* Von Gardir sagt Solinus: Am Haupte (zu Anfange) Bätica's, wo die äußerste Grenze des bekannten Erdkreises ist, wird eine Insel von dem Festlande durch 700 Schritte getrennt, welche die von dem rothen Meere ausgegangenen Tyrier Erythäa, die Pöner in ihrer Sprache Gardir, das ist Zaun (sepem), genannt haben. Daß auf ihr Geryon das Leben zugebracht, wird durch mehre Denkmäler erwiesen, obwol Einige glauben, daß Herkules die Rinder von einer andern Insel hinweggeführt, welche nach Lusitanien schaut. Sed Gaditanum fretum a Gadibus dictum etc., sagt Solinus weiter, und scheint also zwischen Gardir und Gades auch einen sprachlichen Unterschied zu machen, doch findet nur ein sachlicher statt. Wie nämlich aus Plinius hervorgeht, hieß nicht nur die Insel Erythäa punisch Gadir, sondern auch die Insel, auf welcher Gades erbaut war, also die jetzige Insel Leon, auf welcher Cadiz sich noch jetzt befindet. Über die Angabe des Plinius, daß das Oppidum Gadium früher auf der Insel gewesen, welche mit anderm Namen Erythia, Erythaea, Erytheia hieß, und von Solinus Gadir genannt wird, und die urbs Julia Gaditana auf der andern, größeren Insel Gadir erbaut worden, s. die Art. *Erytheia* S. 424 und *Gades*, wo auch angegeben ist, wie das Gardir des Solinus durch den Andrang des Meeres gelitten hat. (*Ferdinand Wachter.*)

Gardschuil, s. Kardschuil.

Garegin, s. Karekin.

GARELLI (Nicolo Pio), Arzt und Bibliothekar, war im J. 1670 in Bologna geboren. Sein Vater Johann Baptist vertauschte aber späterhin Bologna mit Wien, indem er dem Rufe des Kaisers Leopold als kaiserlicher Leibarzt folgte, und starb dort 1732 im hohen Alter. Der junge Garelli begann seine medicinischen Studien in Bologna, wo damals Sbaraglia als gelehrter Arzt glänzte; er folgte dem Vater nach Wien und gab dort im J. 1696 heraus: Hieronymi Sbaragliae Scepsis de vivipara generatione. (Vindob. 1696.) Als ärztlicher Begleiter des Erzherzogs Karl im J. 1705 fand Garelli Gelegenheit, durch glückliche Behandlung des schwer erkrankten Königs von Portugal Geld und Ehren zu erwerben. Im J. 1712 ernannte ihn der Kaiser zum Leibarzte und 1723 zum kaiserlichen Bibliothekar. Garelli war allmälig selbst in den Besitz einer bedeutenden Bibliothek gekommen, die bei seinem Tode (gest. den 21. Juli 1739) auf seinen Sohn vererbte, mit Ausnahme von 1932 Bänden, welche der kaiserlichen Bibliothek fehlten, und welche er dieser vermachte. Der Sohn starb übrigens schon zwei Jahre nach dem Vater, und vermachte die ganze Bibliothek, nebst 10,000 Gulden, zu ihrer Unterhaltung, dem Staate. Im J. 1746 wurde sie dann mit der Bibliothek des Collegium Theresianum vereinigt. (*F. W. Theile.*)

Garen, s. Karen.

GARENCIERES (Théophile de), geb. zu Paris, erlangte gegen das Jahr 1635 in einem Alter von 20 Jahren die Doctorwürde in Caen, und begab sich dann nach England, wo er später zum Protestantismus übertrat und sich in Oxford nostrificirte. Er ließ sich in Lon-

den nieder, wurde hier Arzt bei der französischen Gesandtschaft, scheint aber ungeachtet seines Wissens fortwährend mit Noth und Armuth gekämpft zu haben. Seine Schriften sind: Angliae flagellum, sive tabes anglica numeris omnibus absoluta. (Lond. 1647.) A mist cast into the treasury of the famous city of London, being a brief and methodical discourse of the nature, causes, symptoms, remedies and preservation from the plague in this calamitous year. (Lond. 1665.) The admirable virtues of the true and genuine tinctur of coral. (Lond. 1668.) The prophecies or pronostics of Michel Nostradamus, physician to Henry II., Francis II. and Charles IX., Kings of France. (Lond. 1672.) *(F. W. Theile.)*

GARENGEOT (René Jacques Croissant de), ein berühmter Chirurg des 18. Jahrh., war am 30. Juli 1688 in der kleinen Stadt Vitré in der Bretagne geboren, wo sein Vater Wundarzt war. Nachdem er in Angers und in einigen Marinespitälern Chirurgie getrieben hatte, auch zwei Mal zur See gewesen war, kam Garengeot im J. 1711 nach Paris, und nahm seine Wohnung bei einem im Bereiche der Ecole de Médecine geduldeten niederen Chirurgen. Mit Eifer lag er nun den medicinischen Studien ob: er studirte Anatomie unter Winslow, besuchte Méry und Thibaut im Hôtel-Dieu, und schloß sich für die Privatpraxis an Arnaud und an J. L. Petit an. Bei allem Wissen, das er auch durch tüchtige Schriften documentirte, fehlte es aber Garengeot an den nöthigen Geldmitteln, um sich ins Collegium der pariser Wundärzte aufnehmen zu lassen. Endlich verschaffte ihm Mareschal, der erste Chirurg des Königs, im J. 1725 unentgeltlich den Titel eines Maître en Chirurgie. Von jetzt an eröffnete er Vorlesungen über Anatomie in der Ecole de Médecine. Er wurde 1728 zum Mitgliede der königlichen Gesellschaft in London ernannt. Weiterhin wurde er Lehrer an der chirurgischen Schule, Mitglied der chirurgischen Akademie, und 1742 Oberwundarzt beim Regimente des Königs. Er nahm als solcher an ein Paar Feldzügen des siebenjährigen Krieges Theil, unterlag aber am 10. Dec. 1759, im Alter von 71 Jahren, in Cöln einem Schlagflusse.

Garengeot gehört mit zu den bedeutendern Chirurgen des 18. Jahrh. Mit Nachdruck vindicirte er der Chirurgie die gleichen Rechte, wie der innern Heilkunde. Seine Schriften zeichnen sich durch eine gewisse Originalität aus; er zeigt darin ein gesundes Urtheil und wahren Ernst für die Vervollkommnung seiner Wissenschaft. Wenn er aber den heftigsten Kritiken nicht nur in Frankreich, sondern auch in Teutschland und in England ausgesetzt war, so foderte er einerseits hierzu durch seine eignen rücksichtslosen Kritiken heraus, und andererseits ließ er sich eine gewisse Selbstüberschätzung zu Schulden kommen und manchmal eine nicht ganz wahrheitsgemäße Darstellung; denn in einzelnen Fällen scheint er die Verdienste Anderer absichtlich verschwiegen und als Plagiarius für sich selbst ausgebeutet zu haben. Seine Zeitgenossen haben ihn auch der Leichtgläubigkeit geziehen und ihn deshalb lächerlich zu machen gesucht: sie scheinen sich aber hierbei hauptsächlich darauf zu beziehen, daß Garengeot erzählt, er habe eine abgebissene und in den Schmutz getretene Nasenspitze wieder angeheilt, was jetzt von Niemandem mehr als eine lächerliche Behauptung bezeichnet werden kann.

Zur Würdigung von Garengeot's Verdiensten um die Chirurgie mögen einige Punkte hervorgehoben werden. Bei Behandlung der Kopfverletzungen dringt er auf die Trepanation, sobald die Symptome die Operation erfodern, wäre auch äußerlich keine Spur eines Knochenbruches wahrzunehmen. Ein Mal war Garengeot genöthigt, über dem Sinus longitudinalis zu trepaniren. — Bei Nasenpolypen fürchtet er schneidende Instrumente wegen der Hämorrhagie, er dreht sie mit der Zange ab; er hofft sie aber auch mit Spießglanzbutter ausrotten zu können, wenn zwischen den Polypen und die innere Nasenwand ein Pflaster gebracht wird, um die gesunden Theile vor dem Ätzmittel zu schützen. — Der Schlüssel zum Ausziehen der Zähne ist von ihm zwar nicht erfunden, aber verbessert worden; und deshalb wurde er lange Zeit als Garengeot's Schlüssel bezeichnet. Das Feilen der Zähne verwirft er wegen der nachtheiligen Einwirkung auf den Schmelz. — Bei Thränenfisteln modificirt er die Behandlung je nach den Umständen. — Die Bronchotomie, in der Gegend des vierten und fünften Knorpelringes, empfiehlt er bei allen Erstickung drohenden Halsentzündungen. — Bei der Exstirpatio mammae verwirft er das damals noch übliche Verfahren, die Drüse mit Fäden zu durchstechen, welche als Handhabe dienen, oder sie mittels Zangen zu fassen; er schneidet sie mittels eines elliptischen Schnittes heraus, und sucht dann die Wunde durch frische Vereinigung, ohne Suppuration, zu heilen. — Das Empyem operirt er im Raume zwischen der dritten und vierten Rippe; er bringt weder Wieken noch Röhren in die Öffnung, sondern nur ein Läppchen mit einem Faden, um die Wiedervereinigung zu verhüten. Er empfiehlt auch Lungenabscesse zu öffnen, wenn man den Ort des Abscesses sicher kennt. — Bei der Bauchwassersucht nahm er die Punction nicht im Nabel, sondern seitlich vor; das Wasser entleerte er auf einmal, zog aber nach Maßgabe des Abflusses die Monro'sche Binde immer fester zusammen, um einer Ohnmacht vorzubeugen. Bei Sackwassersuchten empfahl er wegen des consistenteren Inhalts einen dickern und längeren Trokar. — Das Anstechen der tympanitischen Gedärme gestattet er nur im äußersten Nothfalle. — Bei Darmwunden gibt er der Kürschnernaht vor der Knopfnaht den Vorzug. Bei gänzlicher Durchschneidung des Darmes sei nur auf die Bildung eines künstlichen Afters Bedacht zu nehmen, durch Anhalten des obern Darmstückes an die Bauchwunde. Er widerräth die Unterbindung des vorgefallenen Netzes; er bringt das Netz zurück und erwartet die Abstoßung des Vorgefallenen. Die Bauchwunden vereinigt er mittels der Zapfennaht, und er will keine Wieke in den untern Wundwinkel einlegen, worüber ihn Heister mit Recht tadelt. — Die Erweiterung des Bauchringes bei Hernien nahm er mit einem Bistouri von eigner Erfindung oder mit der Scheere vor, und er benutzte dabei eine besondere Hohlsonde mit Armen oder Flügeln, um die Gedärme von der Sondenrinne abzuhal-

ten. — Bei der Hydrocele unterscheidet Garengeot die Ansammlung in den Zellen des Samenstranges von der Ansammlung in der Tunica vaginalis. Die Anwendung des Ätzmittels zur Eröffnung der Hydrocele verwirft er gänzlich, als zu unsicher und zu langsam wirkend; er öffnet die Geschwulst am obern Ende mit einem geraden Bistouri, und schneidet sie dann mit der Scheere der Länge nach auf. Die Ausschälung des verdorbenen Hoden sei nur dann statthaft, wenn auch zugleich der Nebenhode verdorben ist. — Bei der Castration empfiehlt er die feste Ligatur des Samenstranges und Compression desselben durch Charpie und graduirte Compressen, um den Andrang des Blutes zu schwächen. — Bei Fistula ani widerräth er die Operation, wenn die Fistel nicht mittels des Fingers im Mastdarme zu erreichen ist, aus Furcht vor Arterienverletzung. — Bei Amputationen befolgte er Verduin's Méthode à lambeau; er verwarf aber dessen Retinaculum, eine zum Andrücken des Fleischlappens an den Stumpf bestimmte ausgehöhlte Metallplatte, und legte blos Kissen, Compressen und Binden um den Stumpf. — Aneurysmen suchte er ohne Operation durch Compression mittels Bäuschchen aus Löschpapier zu heilen. Zu ihrer Unterbindung empfahl er stumpfe, an einem Ende mit einem Handgriffe und in der Mitte mit einem Öhr versehene Nadeln.

Diese und andere Ansichten und Methoden hat Garengeot zum Theil in einzelnen Abhandlungen und Beobachtungen in den Schriften der Académie royale de Chirurgie und der Académie des Sciences niedergelegt. Außerdem hat er aber folgende besondere Schriften herausgegeben: Traité des opérations de chirurgie, fondé sur la mécanique des organes de l'homme et sur la théorie et la pratique la plus autorisée. (Paris 1720. 2 Voll. Ib. 1731. Ib. 1749. Englisch London 1723. Teutsch Berlin 1733.) Garengeot gibt eine gedrängte Übersicht des Verfahrens der damals berühmtern Chirurgen in Paris, eines Arnaud, Thibaut, Petit, Ledran, Lapeyronie, deren Namen er auch in der ersten Ausgabe immer anführt, weil er damals noch nicht Maître en Chirurgie war. In den folgenden Ausgaben blieben diese Namen zum Theil weg, und Garengeot wurde darüber angefeindet. — Nouveau traité des instruments de chirurgie les plus utiles et de plusieurs nouvelles machines propres pour les maladies des os. (Paris 1723. 12. 2 Voll. La Haye 1725. Paris 1727. 1729. Teutsch Berlin 1729.) — Es erschien eine scharfe anonyme Kritik dieses verdienstlichen Werks. Sodann erhub sich der Instrumentmacher Vigneron, und wies nach, daß Garengeot mehre von ihm ausgegangene Verbesserungen sich angeeignet hatte. — Myotomie humaine et canine, ou la manière de disséquer les muscles de l'homme et des chiens. (Paris 1724. 12. Ib. 1728. Ib. 1750. 2 Voll.) Die dritte Ausgabe ist eine gute Muskellehre, und Haller's ungünstige Beurtheilung des Buches paßt nur auf die beiden ersten Ausgaben. Splanchnologie, ou l'anatomie des viscères, avec des figures originales tirées d'après les cadavres; suivie d'une dissertation sur l'origine de la chirurgie. (Paris 1728. 12. Ib. 1739. Ib. 1742. Teutsch Berlin 1733.) In der Vertheidigung der Chirurgie in dem Anhange zur Eingeweidelehre ist er zu sehr Enthusiast für seine Sache; er will den Chirurgen die glänzendsten Entdeckungen in der Medicin vindiciren, wie er denn z. B. die Entdeckung des Kreislaufs Harvey entreißen und dem schweizerischen Wundarzte Ryff zuwenden will. — L'opération de la taille par l'appareil latéral, ou la méthode de frère Jacques, corrigée de tous ses défauts. (Paris 1730.) *(F. W. Theile.)*

GARET (Henri), geb. zu Löwen, studirte in Löwen und weiterhin in Italien Medicin und promovirte 1558 in Padua. In sein Vaterland zurückkehrend practicirte er eine Zeit lang in Brüssel, folgte aber dann dem Rufe als Leibarzt des Erzbischofs Wolfgang von Dalberg von Mainz. Nach dessen Tode kehrte er 1601 nach Löwen zurück, wo er aber schon im folgenden Jahre am 5. April 1602 starb. Er hat eine Schrift über die Gicht herausgegeben: De arthritidis praeservatione et curatione clarorum doctissimorumque nostrae aetatis medicorum consilia. (Francof. 1592.) *(F. W. Theile.)*

Ende des dreiundfunfzigsten Theiles der ersten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

